



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Vol 85-96 started index

Z

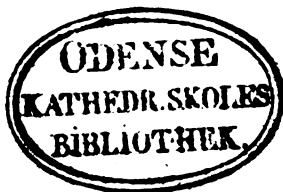
2225

A43

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE
1824.

VIERTER BAND.
DIE ERGÄNZUNGSBLÄTTER
dieses Jahrgangs
enthaltend.



HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächsl. privil. Zeitungs-Expedition.
1824.

Januar 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

- 1) FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen.* — Dritter Theil. Neues Testament. Zweyte verbesserte Auflage. 1823. XXIV und 430 S. gr. 8. (6 Flr. od. 9 Fl. alle 3 Theile.)
- 2) HANNOVER u. LEIPZIG, b. Hahn: *Die sammtlichen Schriften des Neuen Testaments* Nach Griesbach's Ausgabe des griechischen Textes übersetzt von Johann Jakob Stolz, der Theol. Doctor, vormal's Palt. Primar. zu St. Martini und Prof. der Theol. am Gymnasium zu Bremen. Eine ganz neue Arbeit, nicht eine Erneuerung einer der frühern Ausgaben. 1820. VIII und 359 S. 8.

Diese Beiden Uebersetzungen des N. T., deren Anzeige Rec. aus mancherley Gründen verbinden wollte, sollen nach dem Willen ihrer Verf. eine möglichst genaue Uebertragung des Urtextes enthalten. Zufällig haben wir unterlassen, von der ersten unsern Lesern früher Nachricht zu geben, weshalb wir uns nicht auf eine Vergleichung der jetzigen zweyten Auflage mit der ersten einlassen, sondern vielmehr eine allgemeine Charakteristik der in vieler Hinsicht merkwürdigen Uebersetzung selbst geben wollen. Unsere Anzeige soll jetzt nur den dritten Theil des ganzen Werkes umfassen, theils weil uns die zweyte Auflage der Uebersetzung vom A. T. noch nicht zugekommen ist, theils um so leichter eine Parallele zwischen ihr und der Stolz'schen ziehen zu können. Auch bey des bereits verewigten Stolz's recht nützlichem Werke werden wir weniger die frühern Ausgaben zu berücksichtigen haben; da es wirklich, wie der Titel richtig bemerkt, nicht eine Erneuerung einer der frühern Ausgaben, sondern eine durchaus neue, von jenen unabhängige Arbeit ist. Je mehr aber das Augenmerk unserer Zeitgenossen auf die Bibel sich hingewandt, je mehr man es sich zur eigentlichen Angelegenheit und zum besondern Geschäft gemacht hat, für die Verbreitung, folglich auch für das sorgfältigere und fleissigere Lesen derselben zu sorgen, um desto mehr glauben wir auf die in unsern Tagen dafür erscheinenden Hülfsmittel achten und sie einer unparteyischen aber strengen Beurtheilung unterwerfen zu müssen, zumal wenn sie

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

sich selbst als wichtig ankündigen, wie dies bey Num. 1. der Fall ist. Am besten ist es allerdings, wenn die Bibel selbst in ihrer einfachen, aber Verstand und Herz gleichmäfsig anziehenden Hülle zu dem Gemüthe des Menschen spricht, und daher sind gute Uebersetzungen für das Volk bey weitem das erspriesslichste und wohltätigste. Mag man also in den wiederholten Versuchen, die heiligen Urkunden in ein passendes deutsches Gewand überzutragen, ein schönes Zeichen der wiedererwachten Liebe und Sorgsamkeit für die höchsten Güter der Menschheit nicht verkennen, so ist doch auch wiederum nicht zu übersehen, dafs man auch darin das Gute zu viel thun könne, und dafs durch eine zu grofse Anzahl schnell auf einander folgender Uebersetzungen nicht nur wenig gewonnen, sondern auch mancherley Schaden angerichtet werden könne. Wir billigen daher den von mehrern Uebersetzern, auch von dem Verfasser der letzten, hier anzuzeigenden, Schrift befolgten Grundsatz, statt einer neuen, doch immer wieder hie und da mangelhaften Arbeit nur eine Uebersetzung der alten ehrwürdigen *Luther'schen* zu unternehmen. Ist nämlich gleich im Laufe der Zeit in derselben schon manches nach und nach geändert worden, so ist solches doch im Ganzen unbedeutend und eine ausserordentliche Menge von Stellen bedürfen noch der Nachhülfe, wenn auch oft nur einer geringen. Herr von Meyer, der Verfasser von Num. 1. stellt in dem Auszuge aus der Ankündigung (S. IX.) darüber folgende, nach unsrer Meinung ganz richtige Grundsätze auf: „Der alte Uebersetzer sollte im Allgemeinen bleiben, er sollte fortraden, selbst da, wo er sich mufste aus richtigerer Einsicht, besonders aus bereicherter Sprachkenntnis, eines bessern belehren lassen. Denn auch hier sollte etwas nach seinem Munde geformtes an die Stelle treten. Mit grofser Sparsamkeit sollte seine Wortfagung, die manchmal dunkler als das Original ist, aufgehellt, und ihm lieber sein alter edler Rost, ja seine treuherzige Armut gelassen, als zum Nachtheil der Einheit, auf Gefahr des Verderbens, und zum Verlust für Bibelleser, Etwas verschönert werden.“ Wenn auch Stolz genau genommen eine solche Revision der lutherischen Uebersetzung nicht beabsichtigte, so mufste doch seine Uebersetzung, da sie möglichst treu seyn und das Colorit des Originals an sich tragen sollte, sehr häufig der *kirchlich* gewordenen von *Luther* ähnlich werden. Denn er

A sagt:

sagt: „ich wollte eine Uebersetzung ausarbeiten, die wirklich *nur Uebersetzung* wäre.“ „*Modernisirungen*, die der Urschrift einen andern Ton geben und das Alterthümliche derselben verwischen, sollen gar nicht darin vorkommen.“ — „Der Geist des Originals soll überall in der, ohne schülerhafte Aengstlichkeit, treuen Uebersetzung durchschimmern, und da sehr vieles in dem N. T., wenn man genau bey der Urschrift bleiben will, nur auf Einerley Art überfetzt werden kann, so scheute ich die Uebereinstimmung mit einem andern Uebersetzer da nicht, wo sie sich von selbst geben mußte, da ich — doch meine Selbstständigkeit bewahrt zu haben glaube.“

Ehe wir nun beide Arbeiten würdigen können, müssen wir kürzlich die dabey befolgten Principien noch etwas näher ins Auge fassen; denn darin schon liegt für die Brauchbarkeit oder Nichtbrauchbarkeit einer Uebersetzung ein bedeutendes Moment. *Stolz* hatte früher sich nicht einer strengen Wörtlichkeit beflüssigt, noch den Unterschied zwischen *Uebersetzung und Auslegung* fest gehalten, was er in der Vorrede selbst zugesteht. Vor diesem Fehler wollte er sich nun sichern; und man darf hinzusetzen, es ist ihm, wenn auch nicht immer, doch meistentheils gelungen. Einzelne Beyspiele werden unten vorkommen. Er legte die *Griesbach'sche* Ausgabe zum Grunde, jedoch erlaubte er sich in sehr seltenen Fällen eine Abweichung davon; die Varianten des gewöhnlichen Textes sind unten bemerkt. Bey dunklern, mehrfache Ansicht zulassenden Stellen sind kurze Erläuterungen, oder die Uebersetzung anderer Interpreten beygefügt.

Der Verf. der ersten Arbeit, kein Theologe, hatte sich beym Durchlesen der heil. Schrift in der Grundsprache die nothwendigen Verbesserungen in Luthers Uebersetzung bemerkt, und „glaubte sich in mehrern Rücksichten befähigt, der christlichen Gemeinde zu gemeinnützigem Gebrauch seine Arbeit im Druck mitzutheilen.“ Gewiss auffallend genug, daß ein Laie so etwas beginnen konnte, und ein lobenswerther Wunsch, nicht bloß in seinem gewöhnlichen Berufe und in dem angewiesenen Kreise zu nützen! Ob aber der Vf. seine Aufgabe zu lösen im Stande war, möchte der eine und andere unserer Leser vielleicht bezweifeln, in der Voraussetzung, daß zu einem richtigen Verständniß der heil. Urkunden ein ausgezeichnete Schatz von Kenntnissen jeder Art erforderlich sey. Allein diese Zweifel hegen wenigstens mehrere bekannte Theologen nicht; denn nicht nur erklärte sich *Marheineke* in einer vielfach verbreiteten Empfehlung für diese Uebersetzung, sondern die *theologische Facultät zu Erlangen* beschenkte Herrn von Meyer mit der theologischen Doctorwürde zum Beweise ihrer Billigung der von ihm unternommenen Arbeit. Dieselbe hat unter dem 23ten Aug. 1822 darüber folgendes sehr vortheilhafte Zeugniß ausgestellt: Die schwere Aufgabe, eine wirklich berichtende neue Bearbeitung der Lutherischen Ue-

bersetzung zu liefern, aber so, daß Jedermann dennoch in ihr Luthers Uebersetzung erkenne, und an den Verbesserungen keinen Anstoß nehme) ist, unsers Bedünkens, *bereits in der ersten Ausgabe* des von Meyer'schen Textes *meistens auf das befriedigendste gelöst worden* und die neue Ausgabe des neuen Testaments (1822) hat noch lebhafter in uns den Wunsch angeregt, daß der von Meyer'sche berichtigte Bibeltext *ganz vorzüglich verbreitet, in den Schulen eingeführt, und von den Geistlichen, selbst auf der Kanzel, ohne Bedenken gebraucht werde* u. s. w. Ja unter dem 26ten Nov. 1822 hat das evangelisch-lutherische Consistorium zu Frankfurt a. M. den Gebrauch dieser Uebersetzung in Kirchen und Schulen, neben der alten lutherischen Uebersetzung wirklich genehmigt und nur bey den Hauptfunctionen den Gebrauch der alten sich vorbehalten, bis etwa noch mehrere Consistorien und Synoden der großen deutschen evangelischen Kirchen sich über eine gänzliche Annahme (!) werden ausgesprochen haben. Jedoch hat das Consistorium mit Recht verlangt, daß der Name Luthers auf dem Titel nicht fehlen solle. Denn der vom Vf. S. IX. der Vorrede angegebene Grund, daß durch das Verschwinden aller Namen auf dem Titel dazu beygetragen werden solle, einer jeden Kirche „das Geschenk in allem Betracht annehmbar zu machen,“ ist durchaus unzulänglich, indem ja der auf dem Titel fehlende Name der Vorrede untergesetzt worden. Muß alles dieses zusammengenommen zwar ein gutes Vorurtheil erregen, so darf es doch unser Urtheil nicht bestechen. Sehen wir nämlich auf die in der Vorrede zur ersten Ausgabe, welche hier wieder mit abgedruckt ist, gegebenen Grundsätze, so müssen wir zunächst daran vieles als wenig begründet bezeichnen, wenn auch in einer salbungreichen Sprache vorgetragen. Z. B. erwähnt der Vf. die *Vielseitigkeit* mancher biblischen Stelle und setzt hinzu: „*Dieses ist eine Eigenthümlichkeit, wodurch sich die Bibelsprache, als eine Sprache des heiligen Geistes, von der gemeinen menschlichen Rede auszeichnet.*“ Menschliche Vernunft redet einzeln vom Einzelnen; aber der Geist Gottes kennet kein Stückwerk. Sein Weissagen ist eine vollkömmliche Allgemeinheit, in welcher alles Besondere liegt, auf das es der Mensch daraus nehme, wie die einzelnen Früchte Eines Baums, den der Herr gesegnet hat. Sein Weissagen ist ein Athmer in die Höhe und in die Tiefe, in die Breite und in die Länge. Es ist jenes zweyschneidige Schwert, welches durch Sinne und Gedanken dringt; es ist jener Stein vor Josua gelegt, an welchem sich lebende Augen öffnen. — „Um der völligen Vielsinnigkeit willen mußte die hebräische Sprache das Werkzeug der göttlichen Mittheilung werden; indem nämlich in ihr und den Schwester Sprachen des Morgenlandes ein Bau der Wörter und der Rede, in selber der Schrift obwaltet, dessen sinnreiches Wesen schon voll natürlicher Geheimnisse ist.“ — „Um jener tiefen Vielsinnigkeit willen, und damit geist-

liche Begriffe sich in ihr ausdrücken ließen, mußte auch die sinnliche Sprache Griechenlands für die Schriften des neuen Bundes, dessen Stimme an die Völker erging, der alten Mutterprache der Offenbarung Israels sich verähnlichen." Wer könnte nämlich in der Vieldeutigkeit der alttestamentlichen Aussprüche etwas Vortheilhaftes, geschweige denn eine Eigenschaft finden, wodurch dieselbe zu einer Sprache göttlicher Offenbarung sich besonders eigne! Jene Vieldeutigkeit liegt aber nur für uns darin, weil wir theils fern von der Zeit leben, wo die heil. Bücher verfaßt sind, theils aber auch der Hilfsmittel entbehren, durch welche einzelne Wörter, Redensarten und ganze Stellen vollkommen sicher und evident erklärt werden könnten; die alten Hebräer werden in dem alttestamentlichen und die Zeitgenossen des Urchristenthums in dem neutestamentlichen Theile der Bibel die Schwierigkeiten und Dunkelheiten nicht gefunden haben, welche für uns, eben bloß aus den angegebenen Gründen, darin sich finden. Wollte Gott die Menschen über Dinge belehren, die sie durch eignes Nachdenken zu lernen nicht im Stande waren, so mußte er sich doch wohl nicht einer Sprache bedienen, welche wegen ihrer Vieldeutigkeit so manche Zweifel übrig ließe; und wenn Vieldeutigkeit eine Sprache geschickter machte, eine geoffenbarte Religion zu erhalten und zu verbreiten, so wäre gewiß manche andre besser dazu gebraucht worden, als die hebräische, welche ihrem innern Wesen nach durchaus von Vieldeutigkeit fern ist. Dafs das N. T. in einem eigenthümlichen Griechisch, was man mit dem wunderlichen Namen *hellenistisch* belegt hat, geschrieben ist, hat in dem einfachen historischen Umstände seinen Grund, dafs diese semitisch gefärbte griechische Sprache im Orient gewöhnlich war, dafs also auch die neutestamentlichen Schriftsteller, wenn nicht aller gewöhnliche Causalnexus aufgehoben werden sollte, in keiner andern zu schreiben wußten. Bey der Mannichfaltigkeit der Erklärung von manchen Schriftstellen findet Hr. v. M. doch „ein bindendes Mittel, ohne welches überhaupt kein Verstand von der Schrift möglich sey, in dem Glauben." Wie dies aber geschehe, wird nicht gesagt; auch würde der Beweis dafür und die Darstellung der Art und Weise dem Vf. so leicht nicht geworden seyn, wenn er anders sich nicht hinter dunkle Phrasen verstecken wollte. Zwar haben wir diesen hermeneutischen Grundsatz in neuerer Zeit oft wiederholen hören; allein, verstehen wir ihn anders recht, er ist sicherlich unrichtig, und man verwechselt offenbare verständliche Einsicht mit religiöser Auffassung. Durch ein Beyspiel soll dies deutlicher werden. Der Christ kann in den positiven Religionen, die christliche und jüdische ausgenommen, keine göttliche Offenbarung in dem bekannten engern Sinne des Wortes erkennen, warum sollte er aber nicht im Stande seyn, sich von den in den Wedas, im Koran gelehrten Glaubensartikeln eine deutliche Vorstellung zu machen?

Ja wir können noch einen Schritt weiter gehen; der Jude ist von den im N. T. mitgetheilten Wahrheiten nicht überzeugt, sollte er aber dessen ungeachtet nicht eine deutliche, historische Kenntniß von denselben sich zu erwerben und wenn er die gehörigen Sprach- und Sachkenntnisse hätte, das N. T. zu verstehen und zu erklären vermögen? So wichtig und unerläßlich also auch der Glaube ist an die ewigen Wahrheiten der Religion, so wenig erkennen wir in demselben das beste Mittel zur Erklärung der Bibel; er muß und kann ja erst hervorgehen aus der recht verstandenen heil. Schrift, wie soll er sie nun verstehen helfen? Wann wird man doch aufhören mit frommen Worten zu spielen? — Da Luthers Verdeutschung mit möglichst wenigen Veränderungen gegeben werden sollte, so konnte schon deshalb nicht jedes Wort des Grundtextes mit einerley Ausdruck an jeder Stelle übersetzt werden. Viele Stellen glaubte der Vf. durch die Gewohnheit geheiligt, so dafs ohne dringende Noth sie umzuschaffen „für einen Eingriff in das Eigenthum der Andächtigen gehalten werden könnte;" hier ist dann der genauere Ausdruck in die Anmerkungen verwiesen, von denen unten noch besonders die Rede seyn soll. Offenbare Unrichtigkeiten aber sollten nicht geschont werden, und der Vf. bestrebt sich, mit leiser Hand sowohl die geringern Mängel zu verbessern, als die Unverständlichkeit einer unbeholfenen Wortfügung ohne Abbruch der Alterthümlichen und im Einklang mit dem Original aufzuheben. In der 2ten Ausgabe hofft er, sowohl für die, welche Luthern erhalten, als die ihn umgeschaffen sehen wollen, einen veröhnenden Mittelweg eingeschlagen zu haben. Die verschiedenen Lesarten des Grundtextes sind im Ganzen wenig beachtet; da den scharfichtigsten Kritikern oft noch Zweifel blieben, so glaubte der Vf., dafs „seinem Gewissen die Auswahl der Lesarten in wichtigeren Fällen frey stehe."

Nach Angabe des Zweckes der beiden Uebersetzer und ihrer hermeneutischen Principien im Allgemeinen müssen wir ihre Leistungen durch Induction darthun. Hr. v. M. verfährt sich zwar bey seiner Beurtheilung, indem er sagt, der Werth seiner Berichtigungen ließe sich nicht durch Zusammenhalten der nächsten besten Seite mit der alten Bibel, sondern bloß dadurch ausmitteln, dafs die mangelhaftesten Theile dieser letztern erkannt und nachgesehen würden; allein schon eine Vergleichung jedes biblischen Abschnittes mufs dasselbe Resultat geben. Wir wählen zunächst eine leichtere Stelle, den Anfang von Lucas Evangelium; wir dürfen dabey die beste Uebersetzung unsrer Zeit, die *Augusti- de Wette'sche* nicht unbeachtet lassen. So wird ein Mal die nachbessernde Hand in der kirchlichen Uebersetzung, denn aber auch ihre Annäherung an die nach den besten Hilfsmitteln entworfene vollkommnere sichtbar werden.

Luther.

1. Sintermal licks viel unterwunden haben, zu Hellen die Rede von den Geschichten, so unter uns ergangen sind,

2. Wie uns das gegeben haben, die es vom Anfang selbst gesehen, und Diener des Wortes gewesen sind;

3. Habe ichs auch für gut angesehen, nachdem ich alles von Anfangn erkündigt habe, das ichs zu dir, mein guter Theophile, mit Fleiß ordentlich schreibe;

4. Auf dals du gewissen Grund erfahrest der Lehre, welcher du unterrichtet bist.

5. Zu der Zeit Herodis, des Königs Judäa, war ein Priester von der Ordnung Abia mit Namen Zacharias, und sein Weib von den Töchtern Aaron, welche hieß Elisabeth

6. Sie waren aber alle beide fromm vor Gott und gingen in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich.

7. Und sie hatten kein Kind, denn Elisabeth war unfruchtbar, und waren beide wohlbetaget.

von Meyer.

1. Sintermal licks Viele unterwunden haben, zu stellen die Erzählung von den Geschichten, so unter uns ergangen sind,

2. Wie es uns überliefert haben, die von Anfang Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen;

3. Habe ichs auch für gut angesehen, nachdem ich Alles von Anfangn mit Fleiß erkündet habe, dir es ordentlich zu schreiben, edler Theophilus;

4. Auf dals du gewissen Grund erfahrest der Lehre, welcher du unterrichtet bist.

5. Zu der Zeit Herodis, des Königs in Judäa, war ein Priester von der Ordnung Abia, mit Namen Zacharias, und sein Weib von den Töchtern Aaron, welche hieß Elisabeth.

6. Sie waren aber beide fromm vor Gott und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich.

7. Und hatten kein Kind, denn Elisabeth war unfruchtbar, und waren beide wohlbetaget.

Stolz.

1. Nachdem Viele es unternommen haben, eine Erzählung der bey uns vorgefallenen Begebenheiten aufzusetzen,

2. So wie diejenigen es uns überliefert haben, welche von Anfang an Augenzeugen derselben und Beförderer der Sache gewesen sind,

3. So habe ich mich entschlossen, nachdem ich Allem vom Anfange an genau nachgeforcht hatte, für dich, verehrtester Theophil, es der Ordnung nach aufzuschreiben,

4. Damit du dich von der Glaubwürdigkeit der Dinge überzeuge, von welchen du unterrichtet worden bist,

5. Zur Zeit Herodes, Königs in Judäa, lebte ein Priester Namens Zacharia, von dem Abtheilung Abia, sein Weib war eine Tochter Aarons, und ihr Name Elisabeth.

6. Beide waren gerecht vor Gott, und ihr Wandel war tadellos nach allen Geboten und Vorschriften des Herrn.

7. Sie hatten aber kein Kind; denn Elisabeth war unfruchtbar, und Beide waren schon bey Jahren.

de Wette.

1. Sintermalen es Viele unternommen haben, eine Erzählung aufzusetzen von den unter uns vorgegangenen Geschichten,

2. So wie sie uns diejenigen überliefert haben, welche von Anfang an Augenzeugen und Beförderer der Sache gewesen;

3. So habe auch ich mich entschlossen, nachdem ich allem vom Anfangn genau nachgeforcht, es dir der Rathe nach aufzuschreiben, verehrtester Theophilus!

4. Damit du über die Dinge, von welchen du unterrichtet worden, Gewissheit erhaltest.

5. Es war zur Zeit Herodes, des Königs von Judäa, ein Priester, mit Namen Zacharias, aus der Abtheilung Abias; und sein Weib war eine Tochter Aarons, und ihr Name Elisabeth.

6. Und sie waren beide gerecht vor Gott, und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn tadellos.

7. Und sie hatten kein Kind, denn Elisabeth war unfruchtbar, und beide waren wohlbetaget.

Die Aenderungen, welche Hr. v. M. in der Lutherischen Uebersetzung hier gemacht, sind offenbar unbedeutend; V. 1. *Erzählung statt Rede*; V. 2. *die Augenzeugen für die es selbst gesehen*; V. 3. *dir zu schreiben für das ichs zu dir schreibe*; edler Theophilus für mein guter Theophilus; aber sie sind Verbesserungen. V. 4. hätte das unverständliche der Lehre, welcher du unterrichtet bist verändert werden sollen: in welcher du unterrichtet bist. Stolz ist dagegen mit de Wette mehr zusammengetroffen, jedoch hat er von dem Colorit des Originals bis und da doch ein wenig mehr verwirft, wie aus den cursiv gedruckten Stellen deutlich er-

unsre Anzeige
wir im Allge-
son Theile des
us darlegen,
e Stelle ein-
aber dabey,
Anmerkungen

Rückficht nehmen. In diesen wollte er dem Leser „einigen Ersatz für die Unbekanntschaft mit der Grundsprache durch Anführung des Wörtlichen“ verschaffen, sodann den Zusammenhang, die Uebergänge, auch nothdürftig die historischen, geographischen Umstände erklären, die wichtigsten,

Verschiedenheiten der Lesart angeben. Der Vf. scheint einen nicht geringen Werth auf dieselben zu legen; es ist in ihnen, sagt er, mehrentheils das Beste begriffen, was die Kirche an näherer Erklärung des Wortes bisher besessen hat. Dies fordert uns um so mehr zu einer genauern Prüfung derselben auf. Von welcher Grundansicht der Vf. dabey ausgegangen sey, und in welchem Geiste seine Anmerkungen abgefaßt worden, wird aus dem früher angegebenen hermeneutischen Princip desselben schon gefolgert werden können; jedoch spricht er sich darüber auch deutlich dahin aus. „Die Quelle (des in den Noten gegebenen Commentares) konnte nicht ein wandelbares Vermuthungswesen, sondern es mußte die heil. Schrift selber seyn, wie ihre Offenbarungen mit unverkennbarer Uebereinstimmung in der Hauptsache seit der apostolischen Zeit von den bewährtesten Vätern und Lehrern erklärt worden waren; abgerechnet was als menschlich und irdisch, nämlich historisch, geographisch, antiquarisch u. s. w. mit dem Glauben nichts gemein hat, und was doch ganz besonders, damit endlich auch der Laie darüber hinaustreten könnte, in diesen Commentar gehörte.“

(Der Beschlus folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen. Dritter Theil u. s. w.*

2) HANNOVER u. LEIPZIG, b. Hahn: *Die sämtlichen Schriften des Neuen Testaments — von Johann Jakob Stolz, u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. v. M. erkennt in den Ausprüchen der verschiedenen biblischen Bücher durchaus keinen Widerspruch, sondern die vollkommenste Uebereinstimmung; was also mit diesem Canon nicht im Einklang steht, ist nur falsch gedeutet. Ohne die Schwierigkeiten, worin sich derselbe durch diese Annahme verwickelt, erwähnen, ohne das Gewaltsame rügen zu wollen, was durch die Anwendung eines solchen im Voraus aufgestellten Satzes viele Stellen trifft, sind wir von dem Standpuncte des Vfs. selbst aus keinesweges im Stande seinen Anmerkungen großen Werth beizulegen und begreifen daher nicht recht, wie der verständige Vf. ohne Hehl seine hohe Ansicht davon auszusprechen wagte. Der größeste Theil ist nämlich so trivial und unnütz, dass gar nicht abzusehen ist, wozu sie dienen sollen; dabey sind sie nicht selten höchst gesucht, verschroben, falsch und zum Mindesten gesagt kindisch. Was muss ihr Vf. sich für Leser gedacht haben und wie konnte er glauben, damit sogar „Gelehrten und geistlich Gebildeten lehrreich“ seyn zu können? Ja er geht in ihrer Ueberschätzung so weit, dass er den Leser auffordern zu müssen glaubt, bey ihrem Inhalte nicht stehn zu bleiben, sondern „ihn als eine *bequeme* Schwelle zum innern Heiligthume anzusehen,“ und dass er offenbar auf sich deutend hinzuzusetzen nicht erröthete: „*Die zu geben berufen sind, werden als Wegzeichen aufgerichtet, an welchen der Weg erkannt, nicht über ihnen vergessen werden soll.*“ Wie bescheiden erscheint dagegen Stolz, der zwar keine erklärenden Glossen giebt, aber in seiner Uebersetzung wahrlich mehr für das Verständniß des N. T. geleistet hat, als Hr. v. M. durch seine etwa ein Drittheil des Buches einnehmenden Anmerkungen. Wem unser Urtheil zu hart dünkt, der vergleiche nur unbefangenen die erste beste Seite, und er wird sich bald genug von der Wahrheit desselben überzeugen; jedoch wollen wir, damit unsere Leser sogleich im Stande

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

sind, selbst zu urtheilen, die Belege dazu geben. Zunächst also eine Musterung der Bemerkungen zu dem oben mitgetheilten Anfange des Lucas.

Zu den Worten: *so unter uns ergangen sind* in V. 1. heisst es: *eigentlich erfüllt worden (nach der Weissagung u. s. w.) oder kund geworden, ausgemacht, bewiesen, zur überzeugenden Gewissheit gelangt* (Röm. 4, 21. Kor. 14, 5. Hebr. 6, 11. Griechisch.). *εληφοσέν* soll also von der Erfüllung einer vorhergelagten Begebenheit zu verstehen seyn, welches weder durch den Sprachgebrauch, noch durch den Context bestätigt wird. Der Ausdruck *ausgemacht* ist ebenfalls völlig unpassend. Der Glossator fährt fort: „Es gab damals schon viele zum Theil unplausible Evangelien. Ursprünglich waren mühselige Erzählungen der Jünger; s. z. Apost. 21, 8.“ Zu der angezogenen Stelle bey dem Worte *Evangelisten* finden wir bloß bemerkt: „So nannte man die von den Aposteln bestellten herumziehenden Prediger, die in den Versammlungen und sonst die evangelische Geschichte vortrugen, Eph. 4, 11. 2 Tim. 4, 5.“ Hierüber hätte wohl ein wenig mehr gesagt werden sollen. Zum 3ten V. finden wir schon eine ziemlich verschrobene Deutung; die Worte: „von Anbeginn,“ das griech. *ἀνωθεν*, werden so erklärt: „eigentlich *von oben herab* (vergl. Joh. 19, 11. Griech.).“ Was soll dies hier? „Nachdem ich Alles von *Anbeginn* erkundet habe“ heisst doch gewiss nicht mehr und nicht minder, als: nachdem ich Alles von *Anfang an* erkundet habe. Der Evangelist will also doch bloß sagen: alle Begebenheiten seit der Erscheinung Jesu und seines Vorläufers, des Johannes habe ich sorgfältig erforscht. Von oben herab d. h. nach der angezogenen Stelle: *vom Himmel, von Gott her*, kann unmöglich hier stehen. Wer findet nämlich nur gefundenen Menschenverstand in dem von dem Glossator dem Lucas beygelegten Gedanken: nachdem ich alles vom Himmel her erkundet! Es gab wohl hier die Vorstellung von der Inspiration in des Vfs. Kopfe die Veranlassung zu der wunderlichen Deutung. Sah denn aber derselbe den innern Widerspruch nicht, welcher in den Worten enthalten wäre? Wenn nämlich die Nachrichten über die Geschichte des Urchristenthums, die Lucas schreiben wollte, ihm von Gott, vom Himmel herab gegeben wurden, wie waren sie denn ein Werk der Forschung des Evangelisten? Das ist aber die Folge, wenn man sich an die einfachen Regeln der

B

Her-

Hermeneutik nicht hält, wenn man einen recht starken Glauben, dessen Stärke aber nur nach dem Umfange gewisser für wahr gehaltner Dogmen berechnet wird, sich zum einzigen Maassstab nimmt oder doch zu seinem Hauptführer wählt. Allein hätte sich der Vf. bloß diesen Fehler zu Schulden kommen lassen, so würde sein Werk noch erträglich seyn, aber zu jenem Uebel gesellte sich ein 2tes, noch gefährlicheres. Hr. v. M. ist nämlich, wie leider ein sehr großer Theil unsrer Zeitgenossen, für gewisse einzelne Ansichten besonders eingenommen, sie will er überall finden; und es sind gleichsam fixe Ideen, welche die *lucida intervalla* seiner Exegese nicht allzuhäufig eintreten lassen. Wir wollen ihm daher weiter folgen und seine Schritte beobachten, theils mit dem Wunsche, durch unsre hier dargebotene zwar „bittere“ aber wohlgemeinte „Arzney“ dem armen, am leidigen Zeitgeist kränkenden, sonst, wie wir hören, sehr achtungswerthen Manne wenn nicht völlige Genesung zu verschaffen, doch wenigstens auf den Weg der Besserung zu helfen, theils aber auch um unsern Zeitgenossen an seinem Bilde die verderblichen Folgen dogmatischer Einseitigkeit und Befangenheit deutlich erblicken zu lassen, um sie dadurch vor dem jetzt epidemischen Uebel der Kopfhängerey, des Wohlgefallens an frommen Floskeln aus einer alten Zeit, wo sie doch noch Bedeutung hatten, des Hanges zum Mysticismus und Obscurantismus zu bewahren. Denn wollten wir schweigen, so würden die *Stellae* schreyen. In wiefern dann das bekannte: „Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz!“ bey der Arbeit des Vfs. eine Anwendung finde, überlassen wir unsern Lesern zur Beurtheilung. — V. 4. *ἡ ἀγία* *θεοφύλα* sagt Hr. v. M.: „Ein Unbekannter; selbst das Beywort zweydeutig: bester oder angesehener, doch wahrscheinlich das letztere.“ — V. 5. hat er mit Luther für *ἐξ ὁμοπλάς* übersetzt *von der Ordnung*, und verweist in der Note auf einige Stellen des A. T. Wir vermiffen hier eine Erläuterung.

V. 8. ganz wie Luther *ἐν τῇ τάξει τῆς ὁμοπλάς* wird gegeben: *zur Zeit seiner Ordnung, de Wette und Stolz: nach der Ordnung seiner Abtheilung*, weit besser. Die Anmerkung: „als die Reihe wieder an die Classe Abia kam“ ist gut. Zu V. 9. ist es auch zweydeutig, wenn Hr. v. M. sagt: „Andre Loose (wodurch die Priester gleicher Ordnung die Arbeit unter sich vertheilten) waren das Schlachten, Blutsprengen, Lampenputzen u. s. w.“; er wollte wohl sagen: andre durchs Loos vertheilte Arbeiten waren u. s. w. — V. 10. *haufen* konnte wohl, da es bloßer Provincialismus ist, mit *draußen* vertauscht werden; *unter der Stunde des Räucherns* besser *während d. St. d. R.* Einige der folgenden Noten erklären kurz die Namen Johannes und Gabriel. Zu der Bestimmung V. 15, daß Johannes keinen Wein und stark Getränke trinken soll, bemerkt Hr. v. M.: „als ein Nasiräer, Verlobter, 4 Mos. 6., wozu ihn Gott hiemit verordnet, vergl. Richt. 13. 1 Sam. 1, 11.“ Hier hätten die beiden

Ausdrücke wohl noch näher erklärt werden müssen. Der gemeine Mann weiß nicht, was er daraus machen soll. Die Anmerk. zu V. 17. ist ziemlich passend. Wozu dagegen V. 19. die Worte: „und dir solches zu verkündigen“ noch mit der Note zu versehen: „Andre: solche gute Botschaft zu bringen.“ Ist denn nicht beides fast dasselbe? — Zu V. 23. „Zacharias ging hinein in sein Haus“ wird zwar gesagt in der Note *von Jerusalem zurück*; um aber das Zweydeutige der Uebersetzung ganz zu heben, hätte wohl hinzugefügt werden sollen: „nach seinem gewöhnlichen Wohnorte, welcher im Gebirge Judas gelegen zu haben scheint.“ vergl. V. 39. — Ganz geschmacklos heisst es V. 31. in der Rede Gabriels: *Siehe du wirst empfangen im Leibe*; Luther hatte: *Siehe, du wirst schwanger werden im Leibe*. Wir würden das Lutherische *du wirst schwanger werden* beybehalten, den Zusatz *im Leibe* aber weglassen haben, wie es St. und de Wette gethan. Denn zwar steht *συλλαβαίνω* V. 24. absolute für *concupere*, allein die vollständige Phrase ist *συλλ. ἐν τῇ κοιλίᾳ* wie 2, 22. oder *ἐν γαστρί*. — V. 32. „ein Sohn des Höchsten wird er genannt werden;“ die Anm. hat: „d. i. zu seyn.“ Diefs ist allerdings nach Lucas Sprachgebrauche richtig; aber es hätte eben dieser Sprachgebrauch anschaulicher gemacht werden sollen: er wird *mit Recht* so genannt werden, weil er es seyn wird. — V. 34.: *Sintemal ich von keinem Manne weiß* ist, *in nachdem ich von keinem Manne weiß* umgeändert, aber nicht verbessert; es war Luther's *sintemal* mit *de Wette* beyzubehalten, oder mit *Stolz* in *da zu* verwandeln; Hr. v. M. wollte das *erst* recht wörtlich ausdrücken. — V. 35.: *die Kraft des Höchsten wird dich überschatten* erklärt die Note r) also: „Matth. 17, 5. *bedecken, umgeben, anwandeln, heimlich auf dich* (und zwar dem Körper nach) *wirken*.“ vergl. 2 Mos. 40, 34. Apost. 5, 15. Der heil. Geist (im Hebr. meist weiblich) erscheint hier als die göttliche Schöpferkraft.“ Der erste Theil dieser Anmerkung ist nicht allein unnütz, sondern macht das Ganze anstößig; man lasse doch in solchen Fällen lieber die Dunkelheit, welche im Bilde liegt, als daß man unwürdige und wahrhaft anstößige Erklärungen giebt. — Zu der schönen Sentenz V. 37.: *bey Gott ist kein Ding unmöglich*, enthält die Note die wichtige Erläuterung: *eigentlich kein Wort*. Wie konnte der Vf. solches und Aehnliches wir wollen nicht sagen drucken lassen, sondern auch nur denken. *ῥῆμα* heisst allerdings Wort, aber auch *res*; es kann also hier nicht von einem *eigentlich* und *uneigentlich* die Rede seyn. *πᾶν ῥῆμα* heisst in diesem und ähnlichen Zusammenhange einzig und allein: *jedes Ding, jede Sache, alles*. Man glaubt beym Lesen solcher Erklärungen Schülerarbeiten vor sich zu haben, wo die im Lexicon bey dem griechischen Worte stehenden Bedeutungen ohne weitere Uebersetzung herausgeschrieen und angewandt worden. — Von gleicher Wichtigkeit ist die sogleich folgende Anmerk. zu V. 39.: *Maria stand auf*; sie lautet: „Andre: *machte sich auf*.“

Die.

Diese gewaltige Verschiedenheit der Erklärung mußte freylich bemerkt werden, damit der „Gebildete und Gelehrte“ nicht etwa in Verlegenheit gerieth, wenn er in den Uebersetzungen auf dieselbe stieße. Gleichen Geschmack verräth die Note zu V. 53. Luther: und (Gott) läßt die Reichen leer; Hr. v. M.: und entläßt die Reichen leer; die Note fügt hinzu: „eigentlich *schickt fort*.“ — V. 57. ist der schwerfällige Ausdruck: „Und Elisabeth kam ihre Zeit, daß sie gebären sollte,“ nicht verbessert; St. dagegen „itzt war für Elisabeth die Zeit vorhanden; daß sie gebären sollte.“ — V. 58. *Gefreundten*, St., wie de Wette: *Verwandte*. V. 73.: *uns zu geben* erklärt die Note: *uns zu verleihen*. — V. 78. *barmherzige Huld* für das Lutherische: *herzliche Barmherzigkeit*, wofür de Wette recht gut: *erbarmende Gnade*. Die Anmerkung hierzu lautet also: „Andere: innige Barmherzigkeit, wörtlich *durch das Eingeweide der Barmherzigkeit*.“ Wozu soll dieses? Es ist für den gewöhnlichen Leser nur anstößig, ohne ihm den Sinn anschaulicher zu machen. In demselben Verle: „*dadurch* (durch die Barmherzigkeit) *uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe*,“ noch undeutlicher als Luther, welcher doch sagt: *durch welche* uns bef. hat der Aufg. aus der Höhe. Die Anmerk. läßt den Leser im Dunkeln über den Sinn; sie beschäftigt sich bloß mit der Erläuterung vom Worte *Licht*. „Das aufgehende Licht vom Himmel, das Urlicht u. s. w. 4 Mos. 24, 17. Jes. 60, 1. 2. Kap. 9, 2. Offenb. 22, 16. Joh. 1, 9.“ Besser schon St.: durch welche uns zu Hülfe kömmt jenes Licht aus der Höhe und recht gut de Wette: durch welche uns erschienen das Licht a. d. H. — Doch wir brechen ab, und vergleichen nur noch die Uebersetzung einer Stelle aus den Briefen; es sey 1 Cor. 2; alle Abweichungen sind cursiv gedruckt, um sie sogleich kenntlich zu machen.

Luther.

von Meyer.

1. Und ich, *lieben* Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen *die göttliche Predigt*.

2. Denn ich *hielte* mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

3. (ist ganz gleichlautend.)

4. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in *vernünftigen* Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.

5. (ist ganz gleichlautend.)

6. Da wir aber von reden, das ist dennoch Weisheit bey den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;

7. Sondern wir reden von der heimlichen verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott

1. Und ich, *meine* Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen *das Zeugniß Gottes*.

2. Denn ich hielt nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, und zwar den Gekreuzigten.

4. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in *beweglichen* Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.

6. Wir reden aber Weisheit bey den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;

7. Sondern wir reden Gottes Weisheit im Geheimniß, die verborgene, welche Gott ver-

Luther.

von Meyer.

verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit.

8 — 9. (gabs gleichlautend.)

10. — — Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.

11. Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also auch weiß Niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes.

12. (gleichlautend; nur L. *gegeben*, wo M. *geschenkt*.)

13. (gleichlautend bis auf den Schluß, wo L.: und richten geistliche Sachen geistlich, dagegen M.: und richten Geistliches nach Geistlichem.)

14. Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geiste Gottes: es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet seyn.

15. (ist ganz gleichlautend.)

16. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer will ihn unterweisen? Wir aber haben Christi Sinn.

ordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit.

10. — — Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen Gottes.

11. Denn welcher Mensch weiß, was des Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also auch weiß Niemand, was Gottes ist, ohne der Geist Gottes.

12. (gleichlautend; nur L. *gegeben*, wo M. *geschenkt*.)

13. (gleichlautend bis auf den Schluß, wo L.: und richten geistliche Sachen geistlich, dagegen M.: und richten Geistliches nach Geistlichem.)

14. Der sinnliche Mensch aber nimmt nicht an, was des Geistes Gottes ist; es ist ihm eine Thorheit, und er kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet seyn.

15. (ist ganz gleichlautend.)

16. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, daß er ihn unterweise? Wir aber haben Christi Sinn.

Auch hier sieht man leicht, daß allerdings einzelne Aenderungen wirkliche Verbesserungen sind, bey andern jedoch wird nicht jeder des Vfs. Aenderung billigen und in mehreren Stellen wird er noch eine Nachhülfe vermissen. Aus den unten zu gebenden *Stolzischen* und *de Wettischen* Uebersetzungen wird dieß noch deutlicher werden. Die Anmerkungen zu diesem Kap. enthalten, wie die zu Luc. 1. des Wunderlichen und Halbwahren genug; z. B. V. 14. über *ψυχικός δὲ ἀνθρώπος* heist es: *eigentlich seelische* (?), in *natürlich blinder* (?) *Vernunft und Sinnlichkeit sehende, unbegnadigte, unerleuchtete*. —

Was ist und bleibt also unser Endurtheil über Hn. v. M.'s verbesserte Uebersetzung der Lutherischen Uebersetzung des N. T. und die dazu gehörigen Glossen? Antwort: Allerdings ist sie, als Uebersetzung betrachtet, empfehlenswerth, darf aber, da sie nicht überall, wo sie ändert, Luther verbessert hat, Luthern selbst aus dem *kirchlichen Gebrauche* nicht verdrängen. Doch dieß gilt allein von dem bloßen Abdruck der Uebersetzung, welcher ohne alle Anmerkungen ist. Ueber die Anmerkungen aber müssen wir aus Pflicht und Gewissen, als größtentheils unnützen, häufig falschen und unzulänglichen, einseitigen, weder klar gedachten noch deutlich ausgedrückten Glossen das Verdammungsurtheil sprechen. Zufällig hören wir, daß die Meinung bey einem grossen Theile des Publikums Wurzel gefaßt habe, als wolle der Vf. durch seine Glossen dem Katholicismus in die Hände arbeiten; wir gestehen aber, daß uns nichts der Art aufgestossen ist, und schon deshalb, weil der Vf. für Verbreitung der Bibel in der Muttersprache sorgt, muß man wohl jenes Gerücht für ungegründet halten. Er scheint zwar auf Auctoritäten viel zu gehen und be-

dient

dient sich in der Vorrede einiger Ausdrücke, welche nach Katholicismus zu riechen scheinen. Allein wer wollte wohl vermöge der heutigen Tages so beliebten Consequenzmacherey daraus nachtheilige Schlüsse auf den Zweck desselben machen. Wir glauben vielmehr, er meinte es gut, aber es fehlte ihm an Kraft, zu vollbringen, was er sich vorgesetzt hatte.

Um auch in dem epistolarischen Stile die *Stolz'sche* Uebersetzung zu würdigen, folge hier noch die oben nach Luthers und v. M's angeführte Stelle aus 1 Cor. Die Abweichungen von der *de Wette'schen* sind ausgezeichnet durch cursive Schrift.

Stolz.

1. Als ich daher zu euch, Brüder, kam, da kam ich nicht mit hervorragender Redekunst oder Weltweisheit, indem ich euch das Zeugniß von Christus verkündigte;

2. Denn ich nahm mir vor, nichts bey euch wissen zu wollen, als nur, daß Jesus der Christus sey, und zwar als Gekreuzigter.

3. Und ich trat schwächlich unter euch auf und furchtsam und äusserst schüchtern,

4. Und meine Lehre und mein öffentlicher Vortrag bestand nicht in der Weltweisheit überredenden Worten, sondern im Schenlassen von Geist und Kraft,

5. Damit euer Glaube nicht beruhte auf Menschenweisheit, sondern auf Gotteskraft.

6. Doch wir tragen auch Weisheit für die Vollkommenen vor. Weisheit freylich nicht dieser Zeit, auch nicht der Tongeber dieser Zeit, die verschwinden werden.

7. Sondern wir tragen Gottes Weisheit vor, jene vorhin geheime und verborgene, die Gott vor Weltbeginn zu unserer Verherrlichung bestimmt hat.

8. Und die keiner der Tongeber dieser Zeit erkannte; denn hätten sie dieselbe erkannt, sie würden den Herrn ohne Gleiches nicht gekreuzigt haben.

9. Aber wie geschrieben steht: Was kein Auge sah, und kein Ohr hörte, und in keines Menschen Herz aufstieg, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben:

10. Das hat Gott wiederum seinen Geist enthüllt, denn der Geist erforscht alles, auch die Tiefen Gottes.

Dass St. öfter mit *de W.* zusammentrifft, ist natürlich, auch hat er es nicht geflentlich vermieden;

de Wette.

1. Daher als ich zu euch kam, Brüder! kam ich nicht mit hochfahrender Rede oder Weisheit um euch die Lehre Gottes zu verkündigen,

2. Denn ich hatte mir vorgenommen, von nichts bey euch zu wissen, denn allein von Jesus Christus, und zwar dem Gekreuzigten.

3. und ich war in Schwachheit und mit vieler Furcht und Zittern bey euch.

4. Und meine Lehre und meine Predigt bestand nicht in überredenden Worten der Weisheit, sondern im Erweis des Geistes und der Kraft,

5. auf daß euer Glaube sich nicht gründe auf Menschenweisheit, sondern auf die Kraft Gottes.

6. Allerdings reden wir Weisheit für die Vollkommenen; aber nicht Weisheit dieser Welt, noch der Großen dieser Welt, die da vergehen;

7. sondern wir reden Gottes Weisheit im Geheimnisse, die verborgene, welche Gott vor Ewigkeiten bestimmt hat zu unserer Herrlichkeit.

8. Diese hat keiner der Großen dieser Welt erkannt; (denn hätten sie sie erkannt, so hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt;)

9. Sondern wie geschrieben steht: Was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Sinn gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.

10. Uns aber hat es Gott offenbart durch seinen Geist; denn der Geist erforscht alles, auch die Tiefen der Gottheit.

dessen ungeschätzt hat er seine Originalität vollkommen behauptet und wird immer einen ehrenvollen Platz neben jenem behalten. Die Mängel seiner Arbeit im Vergleich mit der *de Wette'schen* bestehen hauptsächlich darin, daß einmal seine Sprache weniger kurz, körnig und gedrungen ist, daß er ferner hie und da doch etwas modernisirt, und dadurch das Colorit verwischt. *de Wette* schließt sich mehr an Luther's unübertreffliche Kraftsprache, an das Alterthümliche seiner Darstellung, an die lose Verbindung der neutestamentlichen Schreibart an. Stolz dagegen bewegt sich freyer, läßt die biblischen Schriftsteller mehr periodisch reden. Dagegen darf man aber auch nicht übersehen, daß er dabey für das Verständniß des N. T. hauptsächlich mit sorgte, daß er sich doch vor zu großer Breite hütete, und selten Paraphrase statt Uebersetzung gab. Er hat viel schon durch seine frühern Arbeiten in diesem Fache geleistet, und diese seine letzte wird sein Andenken für lange Zeit erhalten. — In der Vorrede beklagt sich St. noch über eine fast zu starke Benutzung seiner frühern Uebersetzung durch die Hrn. *van Es*, stellt es ihnen aber dennoch frey, es auch bey dieser zu thun, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich zu dieser Benutzung öffentlich bekennen. Wenn sie glauben, setzt er hinzu, daß protestantische Schriftsteller für die Aufhellung der heil. Schriften mehr als Gelehrte in der katholischen Kirche geleistet haben, und daß sich aus ihren Schriften das Beste für ihr N. T. schöpfen lasse, so müssen sie auch die Geistesstärke haben, öffentlich zu erklären, wem sie es verdanken, daß ihre Ausgabe des N. T. die Gestalt gewonnen hat, die sie ihr gaben und daß sie von Auflage zu Auflage solche und solche Verbesserungen erhält. — Zuletzt verdient noch der Wunsch des bereits verewigten St. Beachtung, daß sich nach seinem Tode vielleicht aus Liebe zu ihm und seinem Werke irgend ein tüchtiger Gelehrter seiner Uebersetzung weiter annehmen möchte.

Hr. v. M. hat auch eine kurze Einleitung in die Bücher des N. T. seiner Uebersetzung beygegeben. Zwar ließen sich auch hier eine Menge Ausstellungen machen, doch im Ganzen ist das Gegebene für Laien nicht unbrauchbar, und erstreckt sich hauptsächlich auf den Inhalt der Bücher. Die Sprache des Vfs. ist aber nur zu sehr mit bildlichen Ausdrücken aus der Bibel geschmückt, so daß dem Laien manches nicht durchaus verständlich seyn möchte. Hier der Kürze wegen nur Eine Probe dieser Einleitungen; sie ist kurz und gut, und lautet also:

Ganz vorzüglich ist der Brief des h. *Jacobus* (des Jüngern oder Kleinern, des Sohns Alphäus) gegen die Missdeutung der evangelischen Glaubenslehre Pauli gerichtet, und zeigt die Unvollständigkeit des Glaubens, der keine Werke bringt, empfiehlt Geduld, Sanftmuth, Gebet, und Alles was zur Heiligung und zum Gesetz der Freyheit gehört. Es ist ein strenger aber weiser Brief, geschrieben aus Licht und Recht.

Januar 1824.

RECHTSGELEHRTHEIT.

SULZBACH, b. Seidel: *Entwurf zum öffentlichen Gerichtsverfahren in peinlichen Sachen*, vom Appellationsgerichts-Präsidenten für den Obermainkreis, Max Grafen von Lamberg. 1821, XII und 100 S. gr. 8.

Dieser Entwurf umfaßt das ganze Criminalrecht; sowohl die Strafgesetzgebung, als den Criminalproceß. Der Vf. setzt voraus, daß die Einführung der Öffentlichkeit ins Gerichtsverfahren in Baiern keinem Bedenken unterworfen sey, will aber die Grundzüge zu der Art und Weise, wie die Einführung zu machen sey, vorzeichnen. Da, bey dem öffentlichen Verfahren, wenn dasselbe seiner Bestimmung entsprechen soll, die möglichst einfache, der Mehrheit des Volkes allgemein verständliche, Strafgesetze zum Grunde gelegt werden müssen; so hat der Vf. geglaubt, „seinem Entwurfe über die öffentliche Verfahrensweise auch einen einfachen Entwurf über allgemeine Strafgesetze und einzelne Strafbestimmungen vorausschieken zu müssen.“ Jene innere Verbindung der Sachen brachte indessen keine äußere Nothwendigkeit für den Vf. mit sich. Im Gegentheil würde er viel besser gethan haben, den ersten Theil seines Entwurfes ganz wegzulassen, durch welchen nur für den 2ten und Haupttheil ein ables Vorurtheil erweckt wird. Denn so vortreflich auch die Grundsätze lauten, nach welchen der Vf. in der Einleitung seinen Entwurf gearbeitet zu haben bekennt; so beweist doch die Arbeit selbst, daß er entweder mit einer dem Gegenstande unangemessenen Flüchtigkeit oder mit zu mangelhaften Kräften solche unternehmen habe, indem namentlich der theoretische Theil überaus unvollständig, unrichtig und ordnungslos ist. Wie kommt z. B., da der Vf. Criminalverbrechen und Polizeyvergehen unterscheidet, die Gotteslästerung unter die Staatsverbrechen; und wie konnte dieselbe mit der Störung des öffentlichen Gottesdienstes zusammenge-
worfen werden? Sehr richtig ist es, daß in Ansehung der Straftat das Gesetz dem richterlichen Ermessen keine Wahl überlassen dürfe, sondern nur in Ansehung des Strafmaßes, wofür im Gesetze das höchste und kleinste Maas zu bestimmen ist. Das schließt aber nicht aus, daß das Gesetz nicht mehrere Strafen alternativ bezeichnen könnte. Der Vf. selbst thut jedoch, indem er an der Regel macht
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

will, daß die Zuchthausstrafe in körperliche Züchtigung verwandelt werde, wo solches zulässig ist. So sehr wir dem Vf. darin beypflichten; daß die körperliche Züchtigung zu den wirksamsten und zweckmäßigsten Criminalstrafen gehöre; so ist doch deren Verallgemeinerung ganz unpassend, insofern die Verwandelung der Zuchthausstrafe in dieselbe ganz unzulässig. Fast ins lächerliche fällt aber der angegebene Strafverhältniß, da 4. Riebs einem Monate Zuchthausstrafe gleich gelten sollen. Daß der Vf. die Geldstrafen aus dem Criminal-Code ganz verbannt wissen will, ist sehr schön; darum eher noch nicht nöthig, die anzuwendenden Strafen auf Todesstrafen, Freyheitsstrafen und Schmerzensstrafen zu beschränken. Namentlich sind die Ehrenstrafen und die damit zu verbindenden Verluste bürgerlicher Gerechtsame empfehlenswerthe Uebertreibungen hart ist es, daß jede Gefängnißstrafe die Unfähigkeit zu bürgerlichen Ehren nach sich ziehen soll; und ein Rückschritt ist es, wenn der Vf. mit der Todesstrafe die Vermögensconfiscation, von behaltlich der Alimentation der Angehörigen, verknüpfen will. Kleinlich hingegen sind die vom Vf. erdachten Verschärfungsmittel der Strafen. So soll z. B. die Todesstrafe durch ein halbkundiges Ausstellen des Hinzurichtenden auf dem Richtplatze in einem rothen Hemde, die Zuchthausstrafe durch Anlegung einer eisernen Kugel, deren Schwere nach Verschiedenheit der Verbrechen, aber ohne Rücksicht auf die Körperstärke des Züchtlings, in der Sentenz genau zu bestimmen ist, verschärft werden. Ueberhaupt fehlt es an aller Gradation in der Bestrafung der verschiedenen Verbrechen. So z. B. sollen bloße Realinjurien ohne Verletzung gegen den Regenten mit der Todesstrafe, und wörtliche Verunglimpfungen mit 4 bis 8jähriger Zuchthausstrafe belegt, hingegen körperliche Verletzungen der Privatpersonen, welche keine bleibende Desorganisationen zurücklassen, gar nicht als Verbrechen angesehen, sondern der polizeilichen Ahndung überwiesen werden. Der Vf. kennt überhaupt nur Leben, Gesundheit und Vermögen als die Güter, deren Beschädigung durch das Criminal-Gesetzbuch verhindert werden soll. Wenigstens sind diese nur in der aufgestellten Begriffsbestimmung vom Verbrechen benannt, obgleich in der Ausführung selbst auch die Freyheit bedacht worden ist. Aber die Ehre, ingleichen die Ausbildung der natürlichen Anlagen, scheinen keine Gegenstände zu seyn, deren Schutz

Schutz der Vf. im Staate für nöthig hält. Aehnliche Auslassungen kommen auch in andrer Hinsicht vor. So ist zwar die Brandstiftung, keineswegs aber die Waffersnoth oder andre gemeingefährliche Unternehmungen, namentlich nicht der Mißbrauch des Feuers, in Betrachtung gezogen worden. Mit besondrer Vorliebe ist von dem ritterlichen Vf. der Wilddiebstahl behandelt, dem 9 §§ gewidmet sind, da die Lehre von der Fälschung in 3 §§ abgethan ist. Die Entwendung eines Stück Hochwildes, ohne alle Gewalt, soll mit 1 bis 2jähriger Zuchthausstrafe bestraft werden; und um die Wilddiebe zu ermitteln; sollen die Obrigkeiten auf dem Lande, vornehmlich bey den Geistlichen, häufige Hausfuchungen vornehmen. Sind denn diese in des Vfs. Gegend so vorzüglich in dem Geruche der Wildbraten-Liebhaber? oder können sie dieselbe nicht anders befriedigen, weil die gestrengen Junker alles Wild selbst verspeisen?

Wie keine Wissenschaft gedeihen kann, wenn die Grundbestimmung fehlerhaft ist, von der sie ausgeht; so kann auch das Criminalrecht des Vfs. nicht zur Vollkommenheit gelangen, weil die Definition von Verbrechen, die er zum Grunde gelegt hat, ganz falsch ist. „Jede Handlung oder pflichtwidrige Unterlassung, welche mit dem bösen Vorsatze unternommen oder auch nur versucht wird, um Jemand dadurch an Leib, Leben oder Vermögen in Schaden zu setzen,“ soll ein Verbrechen seyn. Warum ist das Beywort: pflichtwidrig, nur zu den Unterlassungen, nicht auch zu den Handlungen gesetzt? Ist die Nichterfüllung eines Contractes auch ein Verbrechen, wie es nach dieser Definition seyn müßte, sobald sie vorsätzlich erfolgt? Gehört überhaupt das Merkmal des Vorsatzes in die Definition? Nach dem Vf. sollen alle fahrlässigen Beschädigungen und Handlungen gar nicht zu den Verbrechen gehören, sondern zu den Vergehen, daher auch keiner peinlichen Bestrafung unterliegen. Dies ist an sich ganz unrichtig, da die Unterlassung der schuldigen Aufmerksamkeit ganz un widersprechlich eine pflichtwidrige Unterlassung ist. Zwischen Vorsatz und Absicht ist aber überdies ein großer, von den Criminalrechtslehrern noch lange nicht genug beachteter Unterschied, so wie zwischen Versehen und Fahrlässigkeit. Bey der Lehre vom Todtschlage hat der Vf. wenigstens über die sogenannte *Culpa dolo determinata* nicht hinweg kommen können, indem er dadurch Mord und Todtschlag nach der gewöhnlichen Begriffsbestimmung unterscheidet. Die Absicht der Schadenszufügung ist gar kein allgemeines Merkmal des Verbrechens, namentlich nicht bey allen rein formalen. In allen diesen Beziehungen ist also die aufgestellte Definition unrichtig. Ein andrer Irrthum, der den Vf. auf mancherley Abwege führt, ist der, daß bey der Anhäufung der Verbrechen das größere allemal das kleinere verschlinge, da umgekehrt es Regel ist, daß jedem Verbrechen seine Strafe folgen muß, und hiervon nur eine Ausnahme zu machen ist, wo ent-

weder die Häufung der Strafen unmöglich ist, oder wo durch die Gesetzesbestimmungen unterschieden und getrennt werden würde, was seiner Natur nach eine einzige Seelenthätigkeit, wenigstens eine Folge einer, und derselben Willensrichtung ist. Hier von macht sich die Anwendung auf die fortgesetzten und wiederholten Verbrechen leicht. Nach des Vfs. Bestimmungen kommt aber ein Dieb, der einen und denselben Menschen mehreremal bestiehlt, viel schlechter weg, als wenn er eben dieselben Diebstähle bey mehreren Personen begangen hätte. Nicht minder fehlerhaft ist es, daß derselbe verschiedentlich das Strafmaas davon abhängig macht, ob der Verbrecher geständig ist, oder nicht, und zwar im ersteren Falle die Strafe verstärkend. Wer wird denn aber auf diese Weise so leicht gestehen? Wie kommt überhaupt die Wirkung des Geständnisses in den materiellen Theil des Strafrechtes?

Bev weitem besser ist der zweyte Theil dieses Werkes, welcher einen Abriss des formellen Verfahrens nach des Vfs. Vorschlägen enthält, und darauf ausgeht: Oeffentlichkeit, das heist Anschaulichkeit und eigne sinnliche Wahrnehmung des Publikums, mit der Criminalprocedur zu vereinigen. Im Wesentlichsten hat England dem Vf. zum Muster gedient, jedoch mit wichtigen Abänderungen, indem der Vf. kein Geschwornengericht, sondern ständige Criminalgerichtshöfe, bestehend aus sechs rechtsverständigen Richtern und einem Vorstande, eingeführt, und gegen deren Ausspruch die Berufung auf eine zweyte Instanz zugelassen wissen will. In dieser soll jedoch keine neue Procedur Statt finden, sondern die Prüfung des Erkenntnisses erster Instanz auf den Grund der in ihr erfolgten Verhandlungen geschehen. Da dies deren schriftliche Abfassung nothwendig macht, wogegen die Oeffentlichkeit der Verhandlungen vor den Zuschauern ein mündliches Verfahren voraussetzt; so will der Vf., daß diese letztere in der Gerichtssitzung statt finde, jedoch alle Vorgänge von zwey verordneten Gerichtsschreibern nicht bloß zu Protocoll vermerkt, sondern auch alle Aussagen des Angeklagten und jedes Zeugen am Schlusse einer jeden Vernehmung laut und öffentlich dem Hauptinhalte nach vom Vorstande des Gerichts zu Protocoll dictirt werden sollen. Eine eigentliche Untersuchung und Verhör gegen ein bestimmtes Individuum soll niemals anders, als in den öffentlichen Gerichtssitzungen vorgenommen werden dürfen. Der Sicherheitsverwalter jedes Unterggerichtsbezirkes soll zwar die Functionen des Instructionsrichters in Frankreich haben, daher die Sporen der zu seiner Kenntniß kommenden oder gebrauchten Verbrechen verfolgen, zu dem Ende summarisch und unbesidigt Zeugen abhören, den Thatbestand feststellen, auch diejenigen, gegen welche dringender Verdacht obwaltet, zur Haft bringen. Aber sie dürfen diese nicht inquiriren, nicht wiederholentlich vernehmen, sondern nur gleich nach erfolgter Arretirung einmal befragen, was sie von der Sache wissen, ob sie der That geständig sind, oder was

was sie zu ihrer Rechtfertigung anführen haben und auf welche Zeugen sie sich dieserhalb berufen, Binnen 48 Stunden sollen sie sodann die gefänglich Eingezogenen mit den Acten an den öffentlichen Ankläger des Criminalgerichtshofes der Provinz abliefern, welcher die letztern prüft, die erstern bis zum Termin der öffentlichen Verhandlungen in die Frohnfeste setzt, und zu jenem Alles vorbereitet, aber selber keine Inquisition vorzunehmen hat. In der Gerichtssitzung trägt derselbe zuerst seine Beschuldigung vor, und producirt die Beweismittel; alsdann läßt sich der oder die Angeklagte vernehmen; die Beschwerde- oder Entlastungszeugen werden vernommen; und der Angeklagte oder sein Vertheidiger schließt das Verfahren mit der Vertheidigung. Das Gericht begiebt sich demnächst in das Deliberationszimmer, und fällt dort nach absoluter Stimmenmehrheit, wobey jedoch wenn die Stimmen der Räthe stehen, der Vorstand allemal auf die gelindere Seite treten muß, das Urtheil, in welchem über Freyprechung oder Bestrafung, und im letztern Falle zugleich über das Strafmaas, entschieden wird. Eine Absonderung der That- und Rechtsfrage soll also nicht geschehen; dahingegen allemal einzeln über die drey Fragen votirt werden: 1) ob der Thatbestand feststehe? 2) ob der Angeklagte Strafe verwirkt habe? und 3) welche Strafe? Denn, bevor über die Strafbarkeit eines Verbrechens abzusprechen ist, muß allemal das Verbrechen selbst erst zur objectiven Gewissheit gebracht seyn. Es versteht sich von selbst, daß bey der ersten Frage zugleich die Natur und Gattung des Verbrechens, bey der zweyten die Zurechnungsfähigkeit, und bey der dritten Frage das Verhältniß des Thäters zur That ausgemacht werden muß. Zugleich endlich muß, jedesmal die dem Beschädigten zu leistende Schadloshaltung in dem Erkenntniß mit festgestellt werden. Das wäre nun Alles recht sehr schön, wenn die Verbrecher so wahrheitsliebend wären, daß man sich auf ihre Aussagen verlassen könnte, oder so unvorsichtig, daß die Beweismittel zu ihrer Ueberführung immer zur Hand wären; wenn nicht gerade die abgefeimtesten ihre Missethaten am verborgensten vorträgen und am hartnäckigsten leugneten; wenn die öffentliche Sicherheit dabey bestehen könnte, diese verschmitzten Freyer durchschlüpfen zu lassen; und wenn es nicht viele Mühe, Aufmerksamkeit, Scharfsinn und Zeit erforderte, allmählig die Mittel herbeyzuschaffen, durch welche das im Verborgenen verübte Böse an den Tag gebracht wird. Wenn nun vollends keine Verurtheilung ausgesprochen werden soll, außer auf Geständniß oder auf die Aussagen solcher Zeugen, welche aus eigener Sinneswahrnehmung über die Verübung der That selbst Auskunft geben können; wenn kein künstlicher Beweis eine Bestrafung zur Folge haben soll; wenn endlich kein Zeuge durch Zwangsmittel zur Ablegung seines Zeugnisses genöthiget, und das solchergestalt abgelegte nicht beachtet werden darf, wie alles dies der Verf. will, obgleich er im Wi-

derspruche, hiermit diejenigen zur Strafe ziehen läßt, die von einem verübten Verbrechen wissen und solches nicht anzeigen; dann würde allerdings eine goldne Zeit für die Verbrecher seyn; aber die übertriebene Menschlichkeit gegen sie würde zur Unmenschlichkeit gegen alle rechtlichen und friedlichen Bewohner des Landes werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, bey Wallishäuser: *Graf Lohrenburg.*
Von *Johanna Franzl von Weissenthurn.* 1819:
187 S. gr. 8. (18 Gr.)

So viel wir wissen, ist dies der erste Roman, welcher unter dem Namen der bekannten dramatischen Schriftstellerin erscheint. Graf Lohrenburg ist ein junger Minister, der sich an einem fremden Hofe, wo er den Frieden unterhandeln soll, mit einer Gluth und Hingebung, wie man sie einem Diplomaten kaum zutraut, in ein einfaches Naturkind verliebt, die längst einem andern bestimmt war. Nach heftigen Kämpfen der Leidenschaft von beiden Seiten bringt ein unerwarteter Zufall die Liebenden ans Ziel. Die Geschichte ist einfach, spielt unter wenigen Personen und ist offenbar nicht ohne Talent und Darstellungsgabe geschrieben. Indess haben uns die Hauptpersonen doch kein bedeutendes Interesse erwecken können; vielleicht weil die Charakterzeichnung denn doch in manchem Betracht mangelhaft, und das Costüm nicht allzustreng gehalten ist. Für die Sphäre des Hoflebens, in welche uns dieser Roman versetzt, geht es in demselben mitunter fast zu natürlich zu, auf der andern Seite wird man freylich durch die steten Unpässlichkeiten und, das unaufhörliche Klingeln und Anspannen daran, erinnert, daß man nicht in der schlichten Bürgerwelt verweilt. Die Darstellung der Verin. hat Leben und Wärme, die Sprache ist rein, bis auf wenige Flecken. Zu einer Schlussbemerkung veranlaßt uns der Name der Helden, *Deodore*. Dies Wort ist abel zusammengesetzt, vorn lateinisch, hinten griechisch. Es sollte (ganz griechisch) *Theodore* oder (ganz lateinisch) *Deodata* heißen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG u. SORAU, B. F. Fleischer: *Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen*, nach ihrem feyerlichen Eintritte in die Mitte reiferer Christen. Ein Confirmationsgeschenk und Beytrag zur häuslichen Andacht, von *Moritz Ferdinand Schmalz*, Pastor in Neustadt - Dresden. 1823. VIII u. 294 S. 8. m. 1 Kupff.

Ogleich unsere Zeit nicht gerade arm an Büchern ist, die Stoff zur häuslichen Erbauung darbieten und bey derselben Anleitung geben sollen; so sind doch die Anforderungen, welche von der besondern

dem Eigenthümlichkeit eines Jeden daran gemacht zu werden pflegen, zu verschieden, als daß wir glauben dürften, daran schon genug zu haben. Das beste Erbauungsbuch für Jedermann, für Frohe und Traurige, Gebildete und Ungebildete bleibt dem Evangelischen freylich immer die Bibel; aber neben derselben sind dem jetzt wieder reger gewordenen religiösen Bedürfnisse keinesweges auch andere Schriften zu verfügen, welche der Bibel sich anzunähern streben durch Einfachheit und Natürlichkeit, Wärme und Würde im Auskern, so wie durch Reichthum und Tiefe, Zweckmäßigkeit und Anwendbarkeit im Innern.

Hr. P. Schmalz, als trefflicher Kanzelredner nicht allein seinen zahlreichen Zuhörern aus allen Theilen der sächsischen Königsstadt theuer, sondern auch fernern Zeitgenossen durch eine mit verdientem Beyfall aufgenommene Predigtsammlung rühmlich bekannt, als Seelforger und Geistlicher im eigentlichen Verstande geliebt und verehrt, bringt hier zunächst seinen eignen Confirmanden ein Geschenk seiner fortdauernden Liebe dar, und ist ihrer Dankes, wie des Dankes aller derer, die seine Gaben mit demselben kindlichen Sinne aufnehmen, gewiß. Er verbreitet sich darin über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens; er faßt die anziehendsten und bedeutendsten Momente derselben im religiösen Sinne auf; er führt die ihm Anvertrauten recht eigentlich in der Hand der Religion durch das Leben. Und es thut dies mit Wärme und Innigkeit, so wie mit Klarheit und Würde. Die einzelnen Aufsätze stehen mit einander in einer gewissen sächlichen Verbindung, die noch sichtbar geworden seyn würde, wenn etwa der achte vor den dritten gesetzt, und der fünfte mit dem vierzehnten, der vierte mit dem siebzehnten und sechszehnten zusammen gestellt worden wäre. — Mit dem *Rückblick in die goldenen Tage der Kindheit* beginnt der verständige Lehrer seine Lieben zu einer nähern Kenntniß ihrer selbst und ihrer himmlischen Bestimmung anzuleiten. Dann sucht er von dem *heiligen Tage ihres Christengebildes* ein unverflüchtbares Bild in ihre Herzen zu zeichnen. Die *Jugendzeit* mit ihrem Segen und ihren Hoffnungen läßt er vor ihnen vorübergehen; die *erste Wahl für das Leben*, der Bund der Freundschaft geben ihm Gelegenheit zu andringenden Ermahnungen. Das Gebiet der *Freuden der Geselligkeit, der Natur, des frommen Wirkens*, ja selbst der *Trübsal* eröffnet er vor ihnen. Aber auch nicht vergessen darf er der Gefahren der *Versuchungen* um zu warnen, und der *göttlichen Traurigkeit* der Reue um zu trösten. In der *Feyer des Sonntags*

und des *heil. Abendmahls* zeigt er ihnen die herrlichen Quellen geistiger Erhebung und Erquickung, und endlich zu den Gräbern sie führend, läßt er sie das *irdische Leben in seiner Nichtigkeit*, die *ewige Heimath in dem Lichte des Glaubens und der Hoffnung* erblicken. — Allenthalben zeigt sich der Verf. belebt von dem echten Geiste des Christenthums, dem Geiste des Lichtes, das nicht bloß leuchtet sondern auch wärmet, belebt von dem Glauben, der in der Liebe thätig ist, von dem Ernste, der das Leben als eine große und wichtige Aufgabe betrachtet, und von der Fetterkeit, die der Christ durch seinen kindlichen Blick zum Himmel gewinnt. Damit will er auch seine Zöglinge erfüllen, und er darf sich der Hoffnung des Gelingens freuen. In seinen Belehrungen herrscht Einfachheit und Deutlichkeit der Begriffe, in seinen Ermahnungen andringende Herzlichkeit, in seinen Warnungen wehmüthiger Ernst. Er versteht die Sprache der Rührung und Erhebung; er zeigt sich vertraut mit dem jugendlichen Herzen. Fern ist aller unnütze und eitle Prunk mit Worten; obwohl die herrliche Stelle S. 32: „*Wie unser irdisches Daseyn mit Thränen beginnt, so werden wir durch ein heiliges Weh für den Himmel geboren*“, und die längere: S. 151. auch von einem höhern Schwunge der Rede Beyspiel geben: Das ist das allgemeine Urtheil des Rec.; aber es wurde der Sache und dem Vf. selbst Unrecht zu thun glauben, wenn er ihm ein Paar Bemerkungen vorenthielte, die etwas Tadelndes in sich tragen. Büchsen scheint nämlich der Lehrtou etwas zu sehr vorzuherrschen, und manche Stellen erhalten dadurch eine gewisse Frostigkeit, die ihren guten Eindruck vermindert und gegen das übrige warme Colorit abhebt. Wenn z. B. die Freundschaft S. 120. also bezeichnet wird: „*Wo viele Seelen einen so hohen Grad von Zuneigung und Hochachtung zu einander gefaßt haben, daß sie entschlossen sind, einander gegenseitig an allem Theil nehmen zu lassen, was ihnen wichtig ist, da haben sich Freundschaften gefunden*“: — so ist dies zwar im Ganzen genommen nicht unrichtig; aber doch wohl etwas zu kalt und nicht erhebend genug. — Die andere Bemerkung betrifft die am Schlusse jedes Abschnitts beifüglichen Liederstellen; die hie und da wohl mit andern, sowohl mehr bezeichnenden, als auch mehr dichterischen, hätten verwechselt werden können. Druck und Papier aus der trefflichen Vieweg'schen Officin macht dieser Ehre. Das Titelkupfer nach Schnorr, von Seiber in Wien gestochen, und Jesus unter den Schwestern in Bethanien vorstellend, ist bearbeitet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar - 1824.

ARZNEYGELEHRTHEIT.

LEIPZIG, im Mag. f. Ind. u. Liter.: *Baratta's, Dr. J., praktische Beobachtungen über die vorzüglichsten Augenkrankheiten.* Aus dem Italienischen überlezt von *Eduard Wilh. Günz, M. Bacc.*, bevorwortet von *Dr. Heinrich Robbi.* Erster Theil. 1822. 182 S. 8. M. 2 Kpft.

So ungeordnet sich dem Arzte die Krankheiten darbieten, so hat auch der erfahrene Wundarzt *Baratta* in Mailand seine Beobachtungen über wichtige Augenkrankheiten seinen Landsleuten schon im Jahr 1818 im Original mitgetheilt, und Hr. G. hat sie nicht für unwürth gehalten, sämmtlich und in derselben Reihenfolge auf vaterländischen Boden überzutragen, wo gerade dieser Theil der medicinischen Wissenschaften seit längerer Zeit eifrig bearbeitet wird und legensreiche Früchte trägt.

Das erste Kapitel handelt von der Thränenfistel. Schon bey Durchlesung dieses Abschnittes zeigt sich, daß das Werk nicht für angehende Aerzte, sondern für solche bestimmt ist, die bereits mit ihren Ansichten über verschiedene Augenkrankheiten aufs Reine gekommen sind. Der Vf. beginnt mit einer Aufzählung und kurzen, oft ungenügenden, ja bisweilen nicht ganz richtigen, Angabe mehrerer verschiedener Operationsmethoden, besonders italienischer und französischer Aerzte, indem ihm deutsche weniger bekannt zu seyn scheinen. Hierauf folgt eine Abtheilung unter der Ueberschrift: „Die verschiedenen Arten der Thränenfistel und ihre Heilung.“ Hier hoffte Rec. die Ansichten des Vfs. über das Wesen der Krankheit zu finden, was man sehr zu Anfang des Kapitels vermist, aber vergeblich; Hr. B. begnügt sich damit drey Arten der unvollkommenen und drey der vollkommenen Thränenfistel anzunehmen, ohne zu sagen was er eigentlich unter Thränenfistel versteht. „Die erste Art der unvollkommenen Thränenfistel“ fährt er fort, „ist die wo die eingeschlossenen Materien des Thränensackes noch in die Nase gelangen können; und wo der Sack noch nicht ausgedehnt ist. Die zweyte ist die, wo sich, wenn man mit dem Daumen etwas drückt, die Feuchtigkeit des Sackes nicht in die Nase entleeren kann, wodurch der letztere aufschwillt. Die dritte ist mit einer außerordentlichen Ausdehnung des Sackes, die einige den Bruch oder die Wasserfucht des Thränensackes

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

nennen, verbunden.“ — „Bey der ersten Art der vollkommenen Thränenfistel finden sich im Nasengange Hindernisse, die sich zwar noch beseitigen lassen; allein die durch angehäuften Flüssigkeit entstandene Ausdehnung des Sackes hat seine äußeren Bedeckungen so in Entzündung und Eiterung versetzt, daß er auch exulcerirt wird, und eine wahre Fistel am inneren Augenwinkel entsteht. Bey der zweyten Art finden sich im Nasenkanale nicht zu beseitigende Hindernisse. Bey der dritten ist zugleich Knochenfraß des Thränenbeines zugegen.“ — Rec. möchte fragen wie man denn im ersten Falle das Vorhandenseyn einer sogenannten Fistel erkennt, wenn weder der Sack ausgedehnt, noch der Durchgang seiner Contents durch den Nasenkanal verhindert ist? — Gewiß ist diese Eintheilung sehr unzulänglich und weniger gut als die mehrerer früherer Schriftsteller, und es ist vornehmlich die Unbekanntschaft mit *Ad. Schmidt's* klassischem Werke über diesen Gegenstand zu bedauern. — Was die vorgeschlagenen Heilmethoden anlangt, so ist Hr. B. bey der ersten Art der unvollkommenen Fistel besonders den zertheilenden und zusammenziehenden Einspritzungen mittelst der *Anel'schen* Spritze durch die Thränenpunkte zugethan. Er empfiehlt dazu Mineralwasser, Wasser mit Essig oder Limonensaft, Auflösungen von Zinkvitriol, Alaun oder Grünspan, welche man mit gewöhnlichem oder Kampferspiritus verstärkt. Reicht man damit nicht aus, so soll man sich der *Mejan'schen* Sonde bedienen, oder Heber „wenn man Geschicklichkeit genug hat“ nach *La Forest's* Methode durch die Nase Einspritzungen in den Nasenkanal machen. Denen die nicht Uebung genug an Leichnamen haben können, empfiehlt er auch bey diesem geringen Uebel die Eröffnung des Thränensackes mittelst des Schnittes von außen vorzunehmen. Rec. glaubt daß Niemand Uebung genug haben könne, die Endigung des Nasenkanals mit gehöriger Leichtigkeit zu finden, erstens schon deshalb, weil er sich bey verschiedenen Subjecten an sehr verschiedenen Stellen endigt, und zweytens eine sehr verschiedene Oeffnung zeigt, was vornehmlich dann der Fall ist, wenn er sich mit zwey Schenkeln endigt, ein Vorkommen, worauf nach Rec. Wissen zuerst der Geh. R. v. *Sömmering* aufmerksam machte, mehrerer anderen Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die noch obendrein am lebenden Körper größer als am Leichnam sind. Im übrigen wird dieses Verfahren bey ei-

nem so leichten Krankheitsgrade, wohl selten nöthig und eher Krankheit erregend als tilgend seyn; vielmehr reichen zweckmäßige innere Mittel und fortgesetztes Baden des Auges mit frischem einfachen oder sehr leicht adstringirendem Wasser in den meisten Fällen aus. — In der zweyten Art der unvollkommenen Fistel empfiehlt der Vf. zuerst die *Mejan'sche* Sonde zu versuchen, jedoch im Voraus den Patienten auf die Langwierigkeit und Schwierigkeit der Operation aufmerksam zu machen. Gelingt dieß nicht, so soll man zu Eröffnung des Sackes schreiten und nach *Petit's* Methode verfahren. Sollte sich der Patient nicht zu einem äußern Schnitte bequemen wollen, so empfiehlt Hr. B. *Poubeau's* Operation, die jedoch oft heftige Augenentzündungen erregt, und, möchte Rec. hinzusetzen, auch meistens deshalb nichts hilft, weil die Thränen doch nicht durch diesen ungewöhnlichen Weg, sondern über die Augenlieder ihren Lauf nehmen. Die Methode *Petit's* hat Hr. B. folgendermaßen abgeändert. Nachdem Kopf und Augenlider auf gewöhnliche Art fixirt sind, eröffnet der Operateur den Thränensack durch einen halbmondförmigen mit dem Rande der Augenhöhle parallelaufenden 6 — 7 Lin. langen Schnitt. Er schont dabey die Verbindung der Augenlider um Umlüftung zu vermeiden, desgleichen die Sehne des Schließmuskels, wenn der Sack nicht sehr ausgehnt ist; findet sich aber viel Eiter in seiner Höhle, so trennt er die Sehne von oben quer durch, ohne die genannte Umlüftung zu fürchten. Wird dieß nicht gethan, so folgt nach des Vfs. Angabe die Heilung der Fistel schwer. Er führt hierauf die Sonde „mit besonderer Zartheit“ in den Nasenkanal, sagt uns aber nicht, ob er bey Durchführung derselben viel Widerstand gefunden habe, welche Kraft zu dessen Ueberwindung anzuwenden sey, u. dergl. Nachdem dieß geschehen ist, wird ein 1½ Daumenbreite langes, mit Oel bestrichenes Stückchen gewöhnlich zubereiteter Violinenseconde, welches er an dem einen Ende mit einem Messer abstumpft, an dem andern aber über der Lichtflamme etwas abbrennt, wodurch es rauh wird und ein Knöpfchen gleich einem Nagel bildet, so daß nebst einem daran angebrachten Faden das zu tiefe Einsinken verhindert wird, in den Nasenkanal eingebracht. Den Sack füllt Hr. B. mit Charpie aus, die er bisweilen mit etwas Wachsalbe bestreicht, und verbindet das Ganze mit einem halbmondförmigen Stückchen Taffet. Am zweyten oder dritten Tage wiederholt er dieß Verfahren, indem er mit der Dicke der Saiten steigt, und legt anstatt der Charpie so lange Zeltchen aus arabischem Gummischleim und rethem Präcipitat in den Sack, bis sich dieser reinigt und zu vernarben anfängt. Hernach verbindet er mit trockener, oder in Kalk, oder Bleywasser getaufter Charpie, und unterläßt nicht alle 2 — 3 Tage Einspritzungen durch die Thränepunkte zu machen. Ist dieß geschehen, so führt er einen Cylinder (Stilet) von Bley, Silber oder Gold ein, der

ganz dem *Scarpa'schen* ähnlich, nur unmittelbar unter dem sehr kurzen Halfe etwas flaschenförmig verdickt ist, um das Ausfallen bey'm Bücken und dergl. zu vermeiden. Oder er bedient sich anstatt dessen eines Tubulus (Tab. II. Fig. 14.) einigermaßen von Gestalt des *Dupuytren'schen*, nur ebenfalls mit der flaschenförmigen Anschwellung und vier Seiten-Oeffnungen versehen, von denen 2 in den Thränensack und 2 in die Nase zu liegen kommen; die obere Oeffnung am knopfförmigen Ende bleibt außerhalb des Sackes. Sobald kein Eiter mehr aus der Oeffnung im Augenwinkel ausfließt, glaubt er das Stilet oder den Tubulus entfernen zu können, und legt anfänglich jeden Abend, späterhin jeden zweyten oder dritten eine dünne Darmsaiten in den Nasengang ein, oder läßt zwey Monate lang einen dünnen, den oben angeführten Instrumenten analog geformten, und bey weitem dünneren Metall-Cylinder tragen, mit der Voricht ihn öfters herauszunehmen und zu reinigen. — Diese Methode ist nicht neu, und das Neue daran gewiß nicht sehr nachahmungswürdig. Es gilt dieß vornehmlich von dem Tubulus, der seiner Größe wegen nachtheilig wirken muß, indem er 2 — 3 Linien in die Nase einragt, mithin gewiß in den wenigsten Fällen ertragen werden kann. Die an ihm angebrachten Seiten-Oeffnungen sind nach Rec. Ansicht ebenfalls überflüssig, weil sie bewirken, daß der Tubulus länger, mithin nachtheiliger wird, und weil die Feuchtigkeiten schwerlich ihren Weg durch sie nehmen, sondern wie bey'm Stilet an den Seiten des Tubulus hingehen werden. Hierzu kommt noch, daß der Vf. selbst oft nach Jahre langem Tragen dieses Instruments, sich kurz darauf den Kanal wieder schließen sah. Er brachte in dergleichen hartnäckigen Fällen Kerzen mit Höllenstein oder Präcipitat bestrichen ein, und ließ späterhin wieder die Stilets oder Röhren tragen. Gelingt auch dieß nicht, so würde nach ihm nichts übrig bleiben als die Durchbohrung des Thränenbeins vorzunehmen, wozu Hr. B. das Aetzen für das einzig passende Mittel hält. Er vollbringt es nach *Volpi's* Methode mit Hülfe des Höllensteins, und führt nach geschehener Durchbohrung ein Röhrchen oder Stilet in die Oeffnung, welches er nach „einiger“ Zeit wegpimmt, worauf sich die äußere Wunde schließt, und, nach Rec. Meinung, wohl auch meistens wieder die innere. — Die dritte Art der unvollkommenen Fistel soll man wie die zweyte behandeln, nur wenn man sich der *Mejan'schen* Methode bedient hat, einen zweckmäßig drückenden Verband auf den Thränensack anbringen. — Dasselbe gilt von der Behandlung der ersten Art der vollkommenen Fistel, nur soll man, wenn es nöthig ist, die äußere Oeffnung erweitern und auch die Sehne des Orbicularis durchschneiden. Bey der zweyten und dritten Art soll man nach der schon angegebenen Methode das Thränenbein durchbohren, eine Zeit lang ein Röhrchen oder Stilet tragen lassen, und hierauf, der größern Sicherheit halber ein Röhrchen von klei-

kleinerer Länge einführen, welches die Schließung des neuen Lochs verhindert. Ueber dem Röhrchen läßt man die äußeren Bedeckungen zuheilen; es geht mit der Zeit durch die Nase oder den Mund heraus." Es folgen hierauf sieben recht gut erzählte zum Theil interessante Krankengeschichten.

Dies ist das Wichtigste was der Vf. über die Behandlung dieser so wichtigen Krankheit angiebt. Zu bedauern ist es, daß ihm eine große Menge wichtiger Schriften und Heilmethoden unbekannt zu seyn scheinen, namentlich auch die *Foubert-Dupuytren'sche*, nach der er gewiß seinen Tubulus abgeändert haben würde. Sein Verfahren scheint im Allgemeinen deshalb wenig Nachahmung zu verdienen, weil es in Fällen zur Operation rathet; wo diese nicht gehörig angezeigt ist; wichtige örtliche Mittel, als Blutentziehung, nöthigen Falls Umschläge u. s. w., gänzlich vernachlässigt, und endlich eine bis weilen unerläßliche allgemeine Behandlung zu sehr hintenansetzt.

Im zweyten Kapitel handelt der Vf. von der *Trichiasis*, und versteht darunter nach Art der englischen Schriftsteller nicht nur die einfache Einwärtskehrung der Wimpern, sondern auch das *Entropium*. Es ist etwas gründlicher als das vorige Kapitel behandelt, die Aetiologie jedoch ebenfalls sehr unvollständig. — Das Ausziehen der Wimpern nach *Rowley* hält er mit Recht nur für palliativ, obgleich bisweilen öfters ausgezogene Haare nicht von neuem hervorwachsen. „Einige praktische (italienische) Aerzte" führt er an „pflegen die Wimpern mit der Scheere wegzuschneiden." Rec. las diese Nachricht mit um so größerem Widerwillen, als außer dem Schaden den dieses künstlerische Verfahren dem Patienten bringen muß, es noch zu einem ernsthaften Gewerbsstreit zwischen Frisuren und Barbieren Anlaß geben könnte, welche letzteren, wie Hr. Dr. Müller in seiner letzten Schrift über die ansteckende Augenliederkrankheit (Leipzig 1823.) erwähnt, auch das Abraufen der Wimpern neuerlich in Anwendung gebracht haben. — Als die beste Methode zur gründlichen Heilung empfiehlt Hr. B. die Ausschneidung eines Stückes Haut; und hat zur Fassung der dabey zu bildenden Hautfalte ein Instrument erfunden und abbilden lassen, welches Praktiker nach Hrn. Dr. Robbi's Angabe sehr zweckmäßig finden werden; es ist dies auch der Rec. Meinung, nur ist es für uns Deutsche nichts Neues, da es sich von *Himly's* Instrumente zu demselben Zwecke bloß dadurch unterscheidet, daß seine Blätter nicht gefestert sind, was eher zum Nachtheil als Nutzen gereicht; übrigens leistet es wenigstens nicht mehr als die allgemein üblichen *Pincetten* *Byers*, *Gräfe's*, *Helling's*, *Himly's*, *Langenbeck's*, die erwähnt zu haben zum Beweis dienen mag, daß die meisten gebildeten neueren Wundärzte sich nicht bloß der anatomischen *Pincette* zur Aufhebung der Hautfalte bedienen. — (Des Lächelns konnte sich Rec. nicht erwehren, als bey Erwähnung der Augenpressen unser Landsmann *Bar-*

nisch der schon im J. 1550 seinen Augentrost in Dresden herausgab, auch in der Uebersetzung als *Barbischio* erscheint). — Weder *Crampton's* (*Essay on the entropion*. London 1805.), noch *Helling's* (*Hufelands Journ.* Bd. 40. St. 4. S. 98.) trefflicher Methode, durch Aetzmittel die verlängerte Haut zur Verkürzung zu bringen, was in Italien so viel Nachahmung an *Quadri* (*Annotazioni pratiche sulle malattie degli occhi*. Napoli 1818.) fand, scheint der Vf. bey Herausgabe seines Werkes gekannt zu haben.

Das dritte Kapitel von der Erschlaffung des obern Augenlides enthält für uns Deutsche nichts Bemerkenswerthes.

Weit interessanter und belehrender fand Rec. das vierte Kapitel, welches von dem Nutzen des schwarzen Bilsenkrautes, der Wolfskirsche, des Stechapfels und anderer sogenannter *Narcotica* bey Augenkrankheiten im Allgemeinen handelt, und das fünfte von der Augenentzündung. Zuerst giebt der Vf. 10 Fälle an, bey welchen hoch die äußerliche Anwendung der Belladonna und des Hyoscyamus ins Auge nützlich bewirkt, unter denen vorzüglich die Beobachtung eigenthümlich scheint, daß man sich derselben in zweifelhaften Augenentzündungen gleichsam als Maassstab der grösseren oder minderen Heftigkeit derselben bedienen könne, indem sie im ersten Falle nicht erweiternd auf die Pupille einwirken sollen, wovon sich jedoch Rec. nicht überzeugt hat. — Es folgen hierauf mehrere mit den Extracten des *Conium maculatum*, *Aconitum Napellus*, *Digit. purpurea*, *Rhus radicans*, *Crocus sativus*, *Arnica montana* und *Papav. somniferum* angestellte Versuche, die aber keine gleiche Wirkung auf die Pupille zeigten, was man wohl von vielen derselben als ganz verschiedenstoffigen Mitteln im Voraus hätte erwarten können. — Die innerliche sowohl als äußerliche Benutzung der Belladonna und des Hyoscyamus hält der Vf. für direct schwächend, weshalb sie ihm auch in allen „wirklich rheumatischen Augenentzündungen" die besten Dienste leisteten, äußerlich in einer Auflösung von 10 Gr. des Extracts in einer Drachme Wasser, täglich mehrere Male ins Auge getropft und innerlich ebenfalls das Extract bis zu einer Drachme in 24 Stunden. Von diesem Gebrauche sah Hr. B. niemals Nachtheil, was Rec. wundert, da er öfters durch den örtlichen Gebrauch derselben, Amblyopie entstehen oder sich mehren sah, und daher den Gebrauch derselben, besonders in so starken Solutionen geräthet, vornehmlich wo eine obwohl auch nur geringe Anlage zu paralytischer Amaurose, oder gar höhere Grade derselben und angehenendes Glaucom zugegen sind. Ist dies nicht der Fall, so scheint Belladonna allerdings nicht nachtheilig auf's Auge zu wirken, und Rec. kannte unter andern einen Mann, der sich, um der Operation zu entgehen, 3 Jahre lang jeden Morgen eine starke Solution der Belladonna ins Auge brachte, ohne dadurch wahrnehmbaren Schaden zu leiden. — Auch vom inneren

neren Gebrauche fand Rec. wenigstens nicht den von Hrn. B. gerühmten ausgezeichneten Nutzen, und sah vielmehr unter *Dupuytren's* Behandlung, mehrere an innerer Ophthalmie Leidende bey dem Gebrauche derselben erblinden. — Hr. B. tadelt die Aerzte, die Synizese mit Belladonna heilen wollten, so lange noch heftige Entzündung zugegen war, aus dem oben von ihm angegebenen Grunde, und führt auch *Himly* unter denen die sich geirrt hätten, an, was Rec. jedoch sehr bezweifelt, nicht nur wegen der vielfältigen Erfahrung dieses ausgezeichneten Lehrers; sondern weil Rec. auch wirklich Synizese von Auschwitzung coagulabler Lymphe entstanden, mit diesem Mittel heilte, was wohl auch in *Himly's* Fall Statt gefunden haben mag. — Bey *asthenischen Entzündungen* und den von Hrn. B. sogenannten *nachlassenden, krampfhaften, nervösen*, leisteten ihm Opium und China den besten Nutzen. Er beobachtete sie vornehmlich nach misslungenen Staaroperationen, und charakterisirt sie durch sehr bedeutende krampfhafte Schmerzen die sich nach den Augenbraunen, der Hälfte des Kopfes, der Wange, Nase, dem Zahnfleische und den Zähnen hinziehen, anhaltend und typisch sich verschlimmernd find, so daß sie Nachts oft Delirien herbeyführen. Man findet sie mit oder ohne Fieber. Rec. hat die in diesen Fällen angestellten Beobachtungen mit Vergnügen gelesen, muß aber auf das Werk selbst verweisen. — Eben so empfiehlt der Vf. das Oel der Saamen des Bilsenkrautes bey chronischen Augenentzündungen in die Augenbraunen zu reiben, und auch einige Tropfen in die Augen selbst fallen zu lassen.

Im *fünften Kapitel* sind die zahlreichen Krankengeschichten nicht uninteressant, über die *Augenentzündung* aber selbst handelt der Vf. weniger geordnet und vollständig als zu wünschen gewesen wäre, und mischt dagegen eine Menge nicht in die Augenheilkunde gehörige Dinge ein, wiederholt sich oft und giebt außer dem sehr ausgedehnten Gebrauche der narcotischen Mittel nichts Neues. Die Eintheilungen der Augenentzündungen in viele verschiedene Arten, hält er in praktischer Hinsicht für wenig nützend und mag dabey von mancher Seite Recht haben; theilt sie aber doch kurz darauf in *traumatische, constitutionelle, scrophulöse, herpetische, venerische und contagiose*, eine Anordnung deren Consequenz und Unzulänglichkeit leicht in die Augen fällt. Eines Unterschiedes zwischen Augenlieder- und Augapfelentzündung gedenkt er gar nicht. Bey allen ist ihm, nebst in manchen Fällen in Anwendung gebrachten Blutentziehungen, Belladonna das wichtigste Mittel; so heilt er scrophulöse und blennorrhöische Entzündungen, da das *scroph.* und *blennorrh. Gift* (!) nur reizend wirken mit der schwächenden Tollkirsche. Bey „*Chemosis*“ (nach ihm gleichbedeutend mit heftiger Augenentzündung überhaupt) empfiehlt er die Arteriotomie nach *Farell* an dem vorderen Ast der Schläfepulsader, oder auch das Oeffnen der Drosselader; beide Verfahrens-

ten sind jedoch nach den Beobachtungen der vorzüglichsten deutschen und englischen Augenärzte dem gewöhnlichen Aderlaß am Arme nicht vorzuziehen. Soll aber dennoch die Oeffnung einer Pulsader vorgenommen werden, so wird man nach Rec. Ansicht wohlthun, nach Blosslegung derselben ein Stückchen ihrer Wand mit der Hohlchare auszufschneiden, weil sie ausserdem oft nicht bluten wird, sie aber nach geschehener Blutentleerung angegebenermaassen ganz durchzuschneiden. Scarificationen tadelt der Vf. mit Recht. Innerlich reicht er vor allem Belladonna, Bilsenkraut oder Stechapfel, vom Kraut alle 2 — 3 Stunden 2 Gr. vom Extract 1 Gr. dabey kühlende Emulsionen, Brechweinstein in Gerstendecoct, drastische Abführmittel. Aeußerlich Solution der narcotischen Extracte und gelind adstringirende Augenwasser; also mit Ausnahme der innerlichen Anwendung der betäubenden Arzneyen, das gewöhnliche, in England befolgte, allerdings sehr erfolgreiche Verfahren, auch mit Hinweglassung der Belladonna, des Bilsenkrautes und Stechapfels. — Gegen erweichende örtliche Mittel bey Augenentzündungen ist Hr. B. vielleicht etwas zu sehr eingenommen, und führt zum Beweis der Richtigkeit seiner Ansicht einen langen Brief des Hrn. Dr. *Coulus* an *Goulard* über diesen Gegenstand an. — Bey *scrophulöser* Augenentzündung bedient sich der Vf. stets einer mehr oder minder schwächenden Methode, und verwirft auch Haarfeile, Vesicantia u. s. w. als dem inneren und äußeren Gebrauche der Belladonna weit nachstehend. In Deutschland und überhaupt nördlichen Ländern möchte dies Verfahren wohl nicht allemal anwendbar seyn, indem die richtige Benützung tonischer Mittel Rec. bey dieser Art von Entzündung oft die wichtigsten Dienste leistete. — *Gonorrhöische* Augenentzündung läßt Hr. B. nur durch Contact mit Trippermaterie, so wie die der *Neugebornen* nur durch Ansteckung von der Mutter entstehen; hält daher die Wiederhervorrufung des Trippers u. s. w. im ersteren Falle für völlig unnütz, und behandelt beide wie einfache Augenentzündungen antiphlogistisch und mit der beliebten Belladonna. Eben so behandelt er die sogenannte *ägyptische* Augenentzündung, die er für *contagiös* hält und Beispiele dafür anführt.

Das *sechste Kapitel* von der *Pterophthalmie* enthält nichts bemerkenswerthes.

Die erste Kupfertafel, so wie auch ein Theil der zweyten, stellt nur Sachen dar, auf die erst im zweyten Bande Bezug genommen wird.

Nach diesem Vorgehenden wird man sich des Urtheils nicht enthalten können, daß dieses für Italien vielleicht schätzbare Werk, wohl nicht in dieser Gestalt oder doch nur auszugsweise auf deutschen Boden hätte verpflanzt werden sollen, indem es als Handbuch nicht brauchbar und für den erfahrenen Practiker an neuen Beobachtungen zu arm ist. Die Uebersetzung lieft sich gut und ist, einige wenige Ungenauigkeiten abgerechnet, richtig.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

PHILOSOPHIE.

MAYNZ, b. Kupferberg: *Die Anthropologie als Wissenschaft*, von Joseph Hillebrand. II. Theil.

Auch unter dem Titel:

Besondere Naturlehre des Menschen, oder Somatologie und Psychologie. 1823. 440 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wir haben schon bey Anzeige des ersten Theiles vorliegenden Werks (A. L. Z. 1823. Nr. 33) bemerkt, daß darin von Vielerley die Rede seyn müsse, weil der Mensch sich selber ein Gegenstand reicher Betrachtung ist, und die Welt aufser ihm, in deren Mitte er wirkt, gleichfalls Aufmerksamkeit verdient, mithin eine Anthropologie im weitesten Umfange beynah eine Encyclopädie aller Wissenschaften heißen könnte. Von der allgemeinen Naturlehre macht der Vf. im gegenwärtigen Bande den Uebergang zur besondern Naturlehre des Menschen, deren Doppelseite er als *Somatologie und Psychologie* bezeichnet, und worin seine Belesenheit und sein Fleiß aufs Neue hervortreten.

Begonnen wird mit einer somatologischen Didactik, welche erstens vom menschlich physischen Seyn im Allgemeinen handelt, von den elementarischen Grundstoffen des menschlichen Körpers, den äußern Bedingungen des organischen Lebens, Luft, Licht, Wärme, electrisches Fluidum, von der mikrokosmischen Einrichtung des menschlichen Organismus; welche das höchste Naturleben zeigt, von der äußern Straktur des Körpers und den Functionen des menschlichen physischen Seyns im Allgemeinen. Darauf wird die Bildung des menschlichen Organismus im Besondern erwogen, das vegetative Leben, das sensitive Leben, Nerven, Gehirn, Rückenmark, Gangliensystem, Knochen und Muskeln; welche alle eine konkrete Einheit des menschlichen Organismus bilden. Die Functionen der vegetativen, sensitiven Sphäre und deren Vermittelung werden berührt, freylich immer nur im Allgemeinen, ohne nähere anatomische Beschreibung des Einzelnen. (S. 55.) Hierauf folgt die somatologische Phänomenologie, Gesundheit und Krankheit, Wachen und Schlaf, wovon jenes die vorherrschende Richtung auf die Aeußerlichkeit, dieses die Richtung auf das Selbst unmittelbar ist, (S. 67.) ferner Abnormität des menschlichen Organismus, Mißgeburt, Her-

maphroditismus. Dann berührt der Vf. die somatologische Charakteristik, Verschiedenheit des Physischen durch Klima, Nahrung, Lebensart, auf welche Letztere sogar die Verfassung einwirkt, indem Freyheit des politischen Lebens dem Körper Kraft, Gewandtheit und Schönheit ertheilt, während Sklaverey und Despotie beynahe immer das Gegentheil erwirken, wals schon Hippokrates anmerkt; ferner Vorzug des menschlichen Organismus vor dem thierischen, Ursprung der Menschengattung durch die zeugende Erde nach dem Gesetz der stufenartigen Metamorphose, einziger Urstamm mit Vorhandenseyn der Rassen, als Folgen allmählicher durch mancherley Einflüsse begründeter Abweichungen vom dem Urstamme, Geschlechtsverschiedenheit, Charakteristik der Alter, bis zum Ende des physischen Lebens, dem Tode. Die neuern Untersuchungen über alle diese Gegenstände sind nicht aufser Acht gelassen.

Ausführlicher wird vom Vf. die Psychologie behandelt, welche den größten Theil des Bandes einnimmt. Er hält für die wahre Gestalt der Wissenschaft diejenige, welche genetisch synthetisch ist, oder das Werden und Seyn zugleich giebt. Besonders hervorzuheben sind diese Momente in der wissenschaftlichen Behandlung der Psychologie, indem das Seelenwesen, obgleich ursprünglich und ionetlich Eins, doch dem forschenden Blicke sich nur in den mannichfaltigsten Aeußerungen und Beziehungen offenbart. Dadurch allein also, daß man diese Aeußerungen und Beziehungen in ihren ersten Anfangspuncten aufzufassen, und nach ihren allmählichen Entwicklungen, Verschlingungen und Richtungen zu durchschauen strebt, wird man die innerliche Einheit des Lebens der Seele selbst zu begreifen, und sodann von ihr aus in umgekehrter Weise die jedesmalige Bedeutsamkeit und Wesenheit des Einzelnen gehörig zu würdigen vermögen. Auch hier wird die Darstellung mit der Didactik beginnen, zur Phänomenologie fortschreiten, und mit der Charakteristik schliessen.

Die psychologische Didactik besteht in der wissenschaftlichen Darlegung des Seelenlebens nach seinem gesammten ihm natürlichen und in seinem Wesen nothwendig gegründeten Wirken, abgesehen von allen besondern modificirenden Umständen und Bedingungen. Sie entwickelt zuerst die allmähliche, gleichsam elementare Gestaltung des Seelenlebens, — das Werden desselben — sodann die inneren

ner Beziehung, die Totalität und Einheit — das feste eigentlichen Seyn, so weit es der Forschung sich darbieten kann, und zerfällt sonach in Analytik und Synthetik.

Ohne den entschiednen Gegensatz zwischen Subjectivität und Objectivität, aber zugleich auch ohne die strengste Beziehung beider auf einander ist der reine Begriff des Lebens nicht aufzufassen. Die Factoren des Zusammenwirkens sind Bildungstrieb, Reiz, und Reaction, als Aufnahme oder Zurückweisung des Aeußerlichen von Seiten des Bildungstriebes. Selbstthätigkeit ist allgemeine und Grundäußerung des Lebens, deren ursachliche Momente in der ursprünglichen individuellen Zusammenwirkung der angedeuteten Factoren des Lebens gelegen sind. Ihre mancherley Richtungen sind aufzufassen, von denen die allgemeinsten der Seyntrieb und der Wirkungstrieb sind. Jener herrscht vor auf den niederen Stufen des Lebens, dieser auf der höchsten Stufe. Als Resultat ihrer Verhältnisse gilt, daß alle thierische Selbstthätigkeit im Individuellen wurzelt, von ihm beginnt und zu ihm zurückgeht; zugleich, daß sie nothwendig Objectivität voraussetzt und nur durch dieselbe zur Erscheinung kommen kann, auf welches Resultat sich die gesammte Psychologie zu beziehen hat. Das leitende Princip der thierischen Selbstthätigkeit ist nicht die Vorstellung, sondern der Instinkt als Grund der bestimmten Richtung des Seyns und Wirkungstriebes. Er ist im Animalischen dasselbe, was im Psychischen das Motiv des Handelns ist, welches Letztere, um dieses zu seyn, nothwendig eine Vorstellung seyn muß. Der Instinkt findet sich auch im Menschen, in der ersten Kindheit, bey ganz unkultivirten Völkern, auch im Zustande des zumal krankhaften Somaambulismus. Der Vf. erklärt sich gegen die geistreiche Ansicht von Treviranus, daß hiebey schon Urtheilskraft eintrete, es sollen sich vielmehr die Thätigkeiten der rein thierischen Sphäre nach den drey Akten des Wahrnehmens, des Empfindens und Begehrens unter der Herrschaft des Instinkts bamaßen lassen. Die mittlere Seelen-sphäre des Menschen besteht in der Eigenthümlichkeit, daß ein selbstthätiges Streben aus sich selbst und durch sich selbst an der Außenwelt sich zu der Wirklichkeit eines freyen, mittelbaren Erfassens seiner selbst und der Objecte entwickelt. Die einzelnen Richtungen desselben sind das Erkennen, das Fühlen, das Wollen. Das leitende Princip dieser zweyten Sphäre ist die Vorstellung und verhält sich zu ihr, wie zur ersten der Instinkt. Die Vorstellung ist das sich in seinem Streben selbst objectivirende Leben, oder die in ihrer Offenbarung sich selbst-erfassende Selbstthätigkeit. Eine wesentliche Bedingung der Vorstellung ist die Unterscheidung des Ich oder der Ichheit von dem Individuum oder der Individualität. Jene ist nicht ohne diese, wohl aber kann diese ohne jene seyn. Es ist die Ichheit das sich selbst setzende Freye in der Form und durch die Vermittelung der Individualität. Die Vorstellung kommt nicht dem Erkennen allein zu, sondern ist

auch die nothwendige Bedingung des Fühlens und Wollens. Die oberste Seelen-sphäre des Menschen bezieht sich auf Anschauungen, welche ohne Reflexion, und unerzeugt durch gewöhnliches Erfahrungserkennen in der innern Seelentiefe auf unmittelbare und ursprüngliche Weise hervortreten. Sie betreffen ganz eigentlich dasjenige, was man vorzugweise das Uebersinnliche, das Unendliche, nennt. Die ganze allmähliche Entwicklung der Selbstthätigkeit vom Wahrnehmen, Empfinden und Begehren an, durch das Erkennen, Fühlen und Wollen hindurch ist nothwendige Voraussetzung des Ursprungs jenes höhern Thätigseyns. Seine Wurzel liegt also in der möglichen, aber unbegreiflichen Selbstentfaltung der Selbstthätigkeit des psychischen Lebens. Daher auch zu erklären, warum dasselbe bey gewissen Menschen und ganzen Völkern kaum oder nur in leiser Ankündigung durchbricht, dagegen bey andern in schöner Strahlenergießung hervorglänzt. In Bezug der Einzelnen Richtungen findet man zuerst, daß die Selbstthätigkeit sich nicht auf instinktartigen, sondern freyer Unmittelbarkeit auf ein höheres wendet, auf ein durchaus Ursprüngliches, welches weder in der Außenwelt noch in dem Menschenleben als ein wirkliches Gegebenes hervortritt, wohl aber in jedem wirklichen Gegebenen sich beziehungsweise ankündigt. Der zweyte Akt der Selbstthätigkeit in dieser Sphäre wird in dem Einkehren derselben in sich selbst kund, um sich nämlich des Verhältnisses ihres eignen Seyns zu dem höhern Uebersinnlichen, zu dem jenseitigen Seyn auf absolut freye Weise, d. h., ohne Instinkte und ohne die Vermittelung gewöhnlicher Vorstellungen zu werden. Man kann diesen Akt das Lieben im höhern Sinne des Worts nennen, auch erklären als das Innwerden der Persönlichkeit mittelst des Selbstbewußtseyns. Will und kann man dasjenige nennen, was in keine bestimmten Vorstellungen zu fassen, also nicht vor das reflectirende Bewußtseyn zu führen ist, mystisch nennen, so ist ein solcher Mysticismus unserm Seyn und Streben in seiner höhern Richtung nothwendig. Er bildet die Grundlage und das Object der eigentlichen Speculation und somit der Metaphysik. Der dritte Akt dieser Sphäre offenbart sich in derjenigen Aeußerung der Selbstthätigkeit, nach welcher dieselbe ihr erfasstes höheres persönliches Selbst als das ursprünglich Freye in dem ganzen Seyn real darstellen will, man kann diesen Akt, das schaffende Handeln, oder schlichthin das Schaffen nennen. In dem Schaffen ist die Begierde wie der Wille untergeordnet. Leitendes Princip dieser obersten Sphäre ist die Idee. Das Idealisiren ist das Offenbaren der Selbstthätigkeit in der Form der Persönlichkeit. Die Idee ist unmittelbare Selbstvergegenwärtigung der Freyheit, mithin ein durchaus Ursprüngliches.

Wegen der Relativität in welcher alles Seyn und auch das menschliche Leben begriffen wird, nimmt der Vf. zwey große Lebensverschiedenheiten an, die in einem gleichsam polaren Verhältnisse zu einander

ander stehen, Negativität und Positivität. Der Grundcharakter jener ist Spontaneität, dieser die Freyheit. So wenig Spontaneität Freyheit ist, sondern vielmehr nur die Negation der Freyheit; so unmöglich ist es, daß diese aus jener sich entwickeln könne, als sey sie in derselben gleichsam gebunden vorhanden, wie vielfältig gelehrt wird. Wohl aber kann die Spontaneität die nothwendige Bedingung seyn der Erscheinung der Freyheit in einem bestimmten Seyn — dem menschlich persönlichen. Man kann also nur in sofern sagen, daß die Freyheit sich aus der Spontaneität entfalte, als sie dieser immer mehr als ihrer Negation gegen über tritt und somit selbst fortbreitend deutlicher den Charakter der Positivität annimmt, d. h. sich in ihrer Realität mehr und mehr offenbart. Der Realität selbst nach aber kann die Freyheit nie aus der Spontaneität entwickelt werden, weil zwischen beiden ein durchaus wesentlicher Unterschied ist. (S. 192.) (Indem der Vf. hier den Dualismus des Lebens und Daseyns ausspricht, worin Rec. gerne einstimmt; scheint doch das Bild der Polarität nicht ganz zu passen, was auch im Folgenden kenntlich wird, wie wohl ein solches Bild unsrer menschlichen Betrachtung nahe liegt.) Daher erklärt sich, wie die Spontaneität ganz getrennt von der Freyheit oder ohne dieselbe erscheinen könne (das erklärt sich nicht aus Polarität) z. B. im Thiere, als solchem, und auch im Menschen, sofern er als bloßes Thier auftritt. Denn die Spontaneität bedarf nur einer eignen Negation, um sich zu offenbaren, und sie findet diese in den untern Stufen der Wesen. Es erklärt sich aber auch ferner, wie dagegen die Freyheit nicht ohne Spontaneität oder ganz getrennt von ihr in bestimmter Form, welche die der Persönlichkeit ist, zum Daseyn kommen könne; indem sie eben keine andre entsprechende Negativität, als die Spontaneität hat. Dies wäre das Verhältniß der respectiven Entelechien, des Instinkts und der Idee. Beide haben ihre Aehnlichkeit in der Unmittelbarkeit ihres Wirkens, beide find in Nichts zu vergleichen, was die Wesenheit selbst betrifft. Die Vermittelung beider kann nur durch eine nothwendige Mittelbewegung geschehen. Diese besteht darin, daß die Freyheit sich ihre Negation immer mehr gegenüberstellt, um so sich selber in ihrer möglichsten Positivität zu erfassen. Die höchste Stufe dieser Gegenübersetzung ist der Uebergang der Vorstellung in die Idee, in welcher letztern das Product dieses Processes erscheint, somit Negationen und Positionen selber sich auflösen in das reine reale Seyn der Freyheit. Die Sphäre der gegenseitigen Beziehung des Spontanen und Freyen in der Form der Negation und Position, ist die mittlere und auch vermittelnde des Seelenlebens. Für die drey Sphären, welche im Menschen wesentlich bey einander sind, und zwar nicht absolut, sondern relativ, muß es noch eine allgemeine vereinigende Entelechie, ein Grundprincip geben, das der uranfänglichen Sichselbstsetzung. Hieraus folgert der Vf. eine gänzliche Verschiedenheit zwischen der menschlichen

Seele und dem Leben der übrigen Naturwesen, auch die Unmöglichkeit der Entwicklung der letztern aus dem bloßen organischen Bildungsleben der Erde. Die menschliche Seele kann nicht als bloße höchste Manifestation des thierischen Lebens angesehen werden. (Scharfsinnige Bemerkungen darüber besonders S. 196.)

Folgende Resultate werden vom Vf. kurz angedeutet. Die menschliche Seele ist, um sie selbst zu seyn, nothwendig an den ihr individuell zugehörigen Körper gebunden. Auch zu jedem folgenden in der Form gegenwärtiger, wenn gleich gesteigerter Persönlichkeit sich darstellenden Seyn der Seele bleibt ein ihr angemessener Körper nothwendige Bedingung. Fragen nach einem bestimmten Sitze der Seele, nach einem eigenthümlichen Seelenorgan sind ohne Bedeutung. Alles menschliche Wissen und Bestreben beginnt in der Sphäre des Individuellen und setzt nothwendig die Außenwelt voraus. Die Seele kann sich nie aus der Natur entwickeln noch die Natur sich als Product jener darstellen. Es kann von der Seele weder gesagt werden, daß sie angeborene Begriffe, selbst nicht daß sie angeborene Ideen habe, noch daß sie eine bloße Möglichkeit oder Empfänglichkeit für beide besitze, ursprünglich aber eine sogenannte *tabula rasa* sey. Der Mensch weiß nur in sofern etwas mit absoluter Gewisheit, als er um sein Wissen weiß, in so weit er das Werden, das Selbstschaffen der Seele, also das Wesen und wahrhafte Seyn derselben erfasset. Dies reale Sichselbstbestimmen der Seele in allen ihren Akten ist die eigentliche Philosophie. Alle Philosophie muß den Charakter der Persönlichkeit tragen, keiner kann für den andern philosophiren, kein System, als solches, kann je allgemeine Philosophie werden. (Sehr wahr.) Dem letzten Grunde nach findet keine Unterscheidung zwischen subjectiver und objectiver Wahrheit statt. Das Göttliche, als das vorzugsweise Ueberfinnliche, ist durch keine Eigenschaften zu denken.

(Der Beschlus folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, in d. Arnold'schen Buchh.: *Schriften von Gustav Schilling. Zweyte Sammlung.* 15 Bändchen (jedes zwischen 200 und 250 Seiten stark) 1821—1822: 8. (15 Thlr.)

Einer der fruchtbarsten Romandichter unsrer Zeit ist unstreitig der Vf. vorliegender Schriften. Seit einer Reihe von Jahren hat er die Lesewelt bereits mit 50 Bänden beschenkt, welche die erste Sammlung seiner Schriften ausmachen; an welche sich nun diese zweyte anschließt, die, wenn dem Vf. Gesundheit und Schreiblust bleiben, bald wieder zum halben Hundert anwachsen dürfte. — Ohne Zweifel muß Hr. Sch. in seinen Darstellungen etwas sehr Anziehendes besitzen: sonst würde er nicht, fast ununterbrochen, einer der Lieblinge des leselustigen Publikums geblieben seyn. Dieses Anziehen-

de setzen wir theils in seinen reichen Hammer, der bald ernst, bald muthwillig seine Schöpfungen begleitet; theils in seine Menschenkenntniß, die zwar nicht überall tief und gediegen erscheint, aber doch größtentheils den Leser interessante Blicke in das menschliche Herz thun läßt; theils in seine lebhafteste Imagination, welche zwar das echt Ideale weniger ergreift, als vielmehr die Wirklichkeit zu copiren, zu verschönern, auch, wo es auf's Komische abgesehen ist, zur Carricatur zu verzerren, und nicht selten mit einem romantischen Schimmer zu umgeben weiß; theils endlich in seine Sentimentalität, die gerade das rechte Maas hat, die Rührung leicht erweckt, ohne doch in's Weinerliche, Mystische und Ueberspannte zu verfallen. — Dazu kommt die Gewandtheit des Vfs., im Ganzen sich angenehm und bezeichnend auszudrücken, im Schildern nicht zu breit, und in der Exposition nicht zu dürftig zu werden, den leichtesten Ton der Unterhaltung richtig zu treffen, und die geknüpften Knoten meist befriedigend zu lösen. Dies sind Vorzüge, die nicht jedem Romandichter, wenn auch sein Stoff sonst gehaltvoll wäre, eigen sind, und es mag sich daraus zum Theil der dauernde Beyfall erklären, der den Producten dieses Schriftstellers, mehr oder weniger, bis jetzt zu Theil geworden ist. Indess kann Rec. nicht umhin, auch einiger Mängel und Sonderbarkeiten zu gedenken, die ihm bey'm Lesen dieser zahlreichen Romane aufgefallen sind. Dahin gehört die Neigung des Vfs., mitunter frivol zu seyn, und Schlüpfrigkeiten wo nicht auszumalen, doch anzudeuten, die einer frischen und keuschen Brust zuwider sind; sodann die häufige Verkümmern der Brautnächte seiner Helden; überhaupt der große Leichtsinns den der Vf. den höheren Ständen, und dem weiblichen Geschlecht insbesondere, andichtet, und der wohl in der Wirklichkeit sich hin und wieder finden mag, aber in der Dichtung, die das Leben idealisiren soll, den reinen Genuß zerstört; endlich auch das Spielen mit dem Stoff, dem der Vf. im Gefühl seiner Virtuosität zuweilen sich hingiebt, und das den Leser, welcher Ernst und Stetigkeit erwartet, eben so sehr als verdrießlich macht. Dies abgerechnet wird jeder Gebildete, dessen Geschmack durch die Ueberwürze unsrer heutigen Romantik nicht verwöhnt ist, eine freundliche Unterhaltung in diesen Schriften finden, und aus ihnen für Geist und Herz mannichfachen Genuß schöpfen. So viel im Allgemeinen.

Bey den einzelnen Erzählungen, welche diese zweyte Sammlung enthält, werden wir uns um so

kürzer fassen müssen, da ein speciell's Urtheil über den Inhalt und Werth einer jeden zu weit führen, und hier nicht am rechten Orte seyn würde.

Der erste Band enthält „den Mann, wie er ist“; früher bereits, wie die meisten andern Schilling'schen Romane, einzeln erschienen, und mit verdientem Beyfall aufgenommen, eine Darstellung voll glücklicher Menschenkenntniß und Welterfahrung, interessanter Situationen und Winke zu moralischer Nutzenanwendung.

Im zweyten, dritten und vierten Bande: „Verkümmern“; ein sprechender Spiegel menschlicher Tugenden und Laster in den Labyrinthen des höheren geselligen Lebens. Der fünfte Band, *Heimchen* betitelt, fast mehrere kleine Erzählungen in sich, die untereinander sich den Vorzug streitig machen. Der sechste und siebente Band bietet 14. Geschichten dar, die größtentheils artig erfunden und ausgeführt sind. Am meisten haben den Rec. angesprochen: der *Regenschirm*; *Jüngelchen*; der *Sprung*; *Schmerz und Heil*; das *Dankfest*, und die *Bedingung*. Von den „Haarringen“, die sich unter dem Lesen in Häringe verwandeln, werden sich geschmackvolle Leserinnen eben nicht angezogen fühlen. Der achte, neunte und zehnte Band enthält „die Familie Bürger“. Dieser Roman gehört sowohl wegen seines Umfangs, und seiner, die Aufmerksamkeit fesselnden, Ver- und Entwicklungen, als wegen seiner Natur und Wahrheit zu den besten Schilling'schen Schriften. Unangenehm war jedoch dem Rec. der Name Bürger, da er ihn immer unwillkürlich an den edlen und unglücklichen Dichter Bürger erinnerte, der übrigens mit dieser Darstellung nicht das mindeste gemein hat. Eben so unschicklich würde ein Roman, die Familie *Wieland* oder *Schiller* betitelt, gefeyerte Namen in's Gedächtniß rufen, ohne ihrer zu gedenken. Darum, auch am Namengebeu liegt etwas, worin Hr. Sch. sonst nicht unglücklich ist. Der elfte, zwölfte und dreyzehnte Band enthält „*Wallow's Töchter*“, ein Seitenstück zur Familie Bürger. Dieser, wie jeder echte, unverkennbar aus dem Leben hervorgerufene und zum Kunstwerk veredelte Roman wird viele Leser noch mehr anziehen, als der vorhergehende, und ihnen sowohl durch die Neuheit der Situationen, als durch die treue Haltung und den Contrast der Characters gefallen. In den zwey letzten Bändchen finden sich endlich unter dem Titel: „*Zeichnungen*“ wieder 13, zum Theil nur flüchtig hingeworfene, aber in ihrer Art doch vollendete, kleinere Erzählungen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

Januar 1824.

PHILOSOPHIE.

Matz, b. Kupferberg: *Die Anthropologie als Wissenschaft*, von Joseph Hillebrand u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die psychologische Synthetik giebt hierauf (S. 203, fg.) eine Theorie der *Sinnlichkeit*, als der untern Sphäre des Seelenlebens, des *Gemüths*, als der mittleren Sphäre, des *Geistes*, als der obersten Sphäre. Als Anhang folgt eine Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und ein kurzer Abriss, der psychologischen Semiotik oder Zeichenlehre. Wir heben Einiges hervor. *Innere Sinn* wirkt in allen einzelnen Erscheinungen der Seele. Er giebt Kunde von der Existenz, ist gleichsam das ewig rege unreflectirte Vernehmen der Dinge, ein unmittelbares Wissen um die Individualität des Selbst. Er fodert schon die urfactische Sichselbstsetzung der Seele, eignet sich daher nur dem Menschen. Alle Selbstkenntniß beginnt mit ihm. *Das Bewusstseyn* ist Innewerden des sich selbst objectivirenden Selbst, der Typus des eigentlichen vorstellenden Selbstseyns ist die Ichheit. Der innere Sinn begleitet stets das Bewusstseyn, wenn auch noch so verborgen. Einzelne Momente sind: 1) das Wissen um das Ich sofern es *existirt*, 2) das Wissen um das Ich sofern es *für sich* oder als ein Gegentheil der Natur existirt, (Ich bin Ich.) 3) das Wissen um das Ich, sofern es *an* und *für sich* ist, in allen Erscheinungen der innern und äußern Vielheit als stets sich selbst gleich und als Eins in sich hervortritt. (Ich ist gleich Ich.) Dieses Wissen um die Identität des Ich ist das Princip des logischen Denkens. Diese Momente sind nicht stets in gleichem Grade und im vollkommensten Verhältnisse vorhanden. Auf dieser Gradverschiedenheit gründet sich die Geschichte des Bewusstseyns, richtig in pädagogischer und humaner Rücksicht. *Das Selbstbewusstseyn* steht noch höher, und ist dasjenige Wissen um das Selbst, in welchem Wissen dieses Selbst sich als das wirklich Freye und wahrhaft Ursprüngliche im Menschen offenbart. Man hat in dem Selbstbewusstseyn nach dieser Bedeutung dasjenige, was bey den reinen Platonikern *Θαυμα* vorzugsweise heist, und was man nach einem modernen Ausdruck intellectueller Anschauung nennen könnte, wenn nur nicht mit diesem Worte zu häufig ein phantastischer Sinn verbunden zu werden pflegte.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Die Sinnlichkeit im Menschen trägt psychischen Charakter, kann mithin nicht als eine bloß thierische angesehen und betrachtet werden, und durchdringt die ganze Breite und Dauer des Seelenlebens. Sie setzt, um sich selbstthätig zu äußern, die Vermittelung der sogenannten Sinne voraus. In ihren Aeußerungen fehlt die eigentliche Reflexion und sie bezieht sich stets nur auf das Individuelle, Einzelne. Will man die Aeußerungen der Sinnlichkeit unter bestimmte Vermögen bringen, so ließen sich unterscheiden 1) das Anschauungsvermögen, 2) das Empfindungsvermögen, 3) das Begehrungsvermögen. Anschauung ist vorgestellte Wahrnehmung, wird begleitet von den Formen der individuellen, konkreten oder endlich Seyns, von Zeit und Raum, ist ohne eigentliche Reflexion, liefert die Materialien zur wahren Erkenntniß. Das Thier ist der Anschauung nicht theilhaftig, hat aber als Analogon ein entwickelteres Wahrnehmen, eine gesteigerte Wahrnehmung. Empfindungen sind unmittelbare Selbstvergegenwärtigungen des körperlichen Lebens nach der ursprünglichen Beziehung desselben auf das Wesen und Leben der Seele. Sie beziehen auf das physische Seyn in Verbindung mit dem Psychischen, sind ihrer Natur nach individuell. Das Begehren nach seiner rein animalischen Natur durchaus ohne psychische Selbstthätigkeit, und beruhet auf bloßer Spontanität. Das Psychische geleitet sich bey dem Menschen hinzu, bleibt aber in dieser Verbindung nur auf das animalische Leben und dessen Bedürfnisse gerichtet. Das Vermögen der Selbsterhaltung mittelst angemessener Beziehung der individuellen Subjectivität auf die Objectivität ist das Begehrungsvermögen, der stets lebendige Quell desselben ist die natürliche Selbstliebe. Da Wort Trieb in engerer Bedeutung bezieht sich auf das Begehren, Triebe sind Veranlassungen des Begehrens und die Folgen desselben bildet die That. Zwischen Begehren und Verabscheuen findet kein wesentlicher Unterschied statt, die ursprüngliche Begründung ist Eine und dieselbe. Doch ist das Begehrungsvermögen in seinen Aeußerungen nach verschiedenen Stufen zu betrachten, welche sind: 1) *Begierde*, unmittelbar auf das Object gerichtet, 2) *Neigung*, mittelbares Streben, 3) *Hang*, eine gesteigerte Neigung. In Beziehung auf das Gemüth entspricht die Begierde dem Affecte, die Neigung samt dem Hange der Leidenschaft.

F

Das

Das Gemüth bildet den Sammelplatz aller derjenigen Erscheinungen des Seelenlebens, welche aus dem Vorstellen entspringen. Es wird in seiner Realität auch die Erscheinungen der sinnlichen und geistigen Sphäre in sich mehr oder minder vereinigen, ist in gewissem Sinne der Gesamtfocus des Seelenlebens. Daher seine Macht. Die drey Hauptseiten der Thätigkeit sind: 1) *Denkvermögen*, die Fähigkeit, den innern Zusammenhang, die innerliche Verhältnismässigkeit, die Gesetzmässigkeit der Dinge zu erfassen, — sie zu begreifen. Es giebt das Individuelle nicht auf, sondern stellt die innere Gemeinsamkeit vor. Zwey Reihen von Thätigkeiten lassen sich innerhalb seiner Sphäre auszeichnen, nämlich *Verstand* und *Reproductions- oder Erinnerungsvermögen*. Der Verstand ist das Vermögen die innere Gesetzmässigkeit und Totalität des Individuellen aufzufassen. Seine Momente sind Reflexion und Abstraction, dann Synthese, als lebendige Erfassung des ganzen Werdens eines Gedankens. Das *Erinnerungsvermögen* ist nach einer zweyfachen Unterreihe der Thätigkeiten zu unterscheiden als Gedächtnis und Einbildungskraft. Beide sind stets zugleich thätig. Die energische, also nicht todte Erhaltung der Continuität der Selbstthätigkeit der Seele nach ihrem historischen Charakter ist das Gedächtnis; das Vergegenwärtigen, d. h. das selbstthätige Wiederanknüpfen der Selbstthätigkeit an die Umstände, unter denen das Werden der Gedanken statt fand, ist die Einbildungskraft. Das Gedächtnis charakterisirt sich historisch, die Einbildungskraft dramatisch. Weder die Unterscheidung des Gedächtnisses in engern Sinne vom Erinnerungsvermögen, noch der Einbildungskraft im engern Sinne von der Phantasie haben einen hinlänglich realen Grund. Aus der zu weit getriebnen Trennung und Unterscheidung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft ist für Erziehung und wirkliches Leben, für Wissenschaft und Kunst vielfacher Schaden entsprungen. — 2) *Gefühlvermögen*, Gefühl muß nicht mit der Empfindung, mit Aeusserungen des Begehrens und Wollens, mit der Freyheit und Vernunft vermenget, und vom Vorstellen nicht zu sehr getrennt werden. Gefühl ist die unbestimmte unreflectirte Hinwendung des Vorstellens auf die Subjectivität, um diese theils an und für sich, theils nach ihren möglichen daseynlichen Beziehungen inne zu werden. Es ist seinem Grunde nach nur Eins, bezieht sich auf die Ganzheit der Subjectivität und auf die ursprüngliche Einheit und Identität der Seele, ist in dieser Eigenschaft das Ur- oder Grundgefühl, die erste Verkündigung des bewussten oder vorstellenden Lebens, die unmittelbar hereinbrechende Dämmerung der Freyheit in die Nacht des bloß thierische Seyns. Es ist der Bildung fähig. Alle einzelne Gefühle sind Modificationen des Urgefühls, haben ein dreyfaches Moment der Unterscheidung, das Interesse, die Richtung und den jedesmaligen Grad der Freyheit, lassen sich hiernach objective und subjective, sympathische, intellectuelle, moralische, religiöse, schöne,

practische, gemeine und höhere nennen. Obwohl das Gefühl nicht ohne Vorstellung seyn kann, so ist es doch wesentlich ohne Reflexion, daher nothwendig mystisch. — 3) *Willensvermögen*. Der Wille ist nichts anders als diejenige Offenbarung der Selbstthätigkeit der Seele, kraft welcher sie sich überhaupt nach Beweggründen oder motivirende Vorstellungen zu irgend einem Verhalten oder einer Handlung bestimmt. Momente desselben sind Wahl, Entschluß, That. Der Wille ist nie absolut blind, er ist, als Vermögen betrachtet, weder gut noch böse, kann aber beides werden, er bildet die eigentliche Gefinnung, er steht unter nothwendigen Gesetzen und ist daher an und für sich keineswegs frey. Seine Begründung hat er in dem gleichsam polaren Verhalten der Spontaneität und der eigentlichen Freyheit, welche sich in ihm entwickelt. Er ist im Verhältniß zu den andern Gemüthsvermögen nur ursprünglich und selbstständig seiner Möglichkeit nach, secundär aber und abhängig nach seiner Wirklichkeit. Resultat ist, daß weder die edeln, noch wahrhaft erhabenen Großthaten, daß überhaupt nicht die Weisheit und moralische Gröfse des Menschen ihre letzte Quelle im Willen haben. Wer bloß *will*, kann höchstens pflichtmässig handeln, zu der heitern, ewig klaren Harmonie des Lebens im Geiste und in der Wahrheit erhebt ihn nur die Freyheit, die der dualistischen Natur des Wollens entnommen ist, und dadurch zur höhern, durch sich selbst bestehenden Nothwendigkeit wird. Innerhalb der Willenssphäre fallen ganz eigentlich die Affecte und Leidenschaften.

Die sich als Freyheit schlechthin, als undaseynliche Ursprünglichkeit und Einheit wissende Seele, ist der menschliche Geist. Eine Theorie desselben hat den Zusammenhang derjenigen Functionen der Seele nachzuweisen, welche sich auf das Jen-seits beziehen, somit den Charakter der Idee annehmen. Drey sogenannte Vermögen lassen sich hervorheben, Vernunft, Gewissen, Freyheit. 1) *Vernunft* ist ein unmittelbares Vernehmen, die klarste Selbstbetrachtung in der Form des Selbstbewußtseyns, das unmittelbare freye Vernehmen des ursprünglich Einen und ideal wesenhaften Seyns im gegebenen Seyn. Auch als das Erkennen des Unendlichen in der Form des Endlichen kann die Vernunft erklärt werden; und da die einzelnen Beziehungen dieses Erkennens, in bestimmten Vorstellungen gedacht, auch wohl *Ideen* genannt werden; so ergibt sich, wie man auch die Vernunft das Vermögen der Idee nennen mag, so wie der Vernehmung des Absoluten oder Göttlichen. Aus ihr entspringen die wahrhaft idealen Ansichten des Lebens, das Wahre der Wissenschaft, das Gute der Sittlichkeit, das Recht der Politik, das Schöne der Kunst. Auf dem Grunde jener Erhebung über die Endlichkeit, um diese in ihrer realen Unendlichkeit zu erfassen, haben die Ansprüche der Vernunft Allgemeingültigkeit, welche nur darum so schwankend erscheint, weil es dem Menschen selten gelingt, sich über die Verstandes-sphäre

sphäre in wahrhaft klarem Selbstbewußtseyn empor zu heben. Glaube, der seine Wurzel in der Vernunft hat, kündiget sich an als vergesellschaftet mit dem Gefühle. — 2) *Gewissen*. Es hat nicht im Gemüthe, noch weniger im Gefühle seine Begründung, sondern hat eine unverkennbare Richtung auf das durchaus Freye, ja es ist die unmittelbarste und sicherste Verkündigung desselben, und ohne selbst einem Gesetze zu unterliegen, hält es dem Willen das Gesetz vor. Seine Begründung liegt daher in der sich selbst entwickelnden Freyheit und verhält sich zur Vernunft wie Unterordnung zur Regel, doch so, daß dieses Verhältniß real ein anderes und höheres ist, als das bloß logische der Unterordnung zur Regel. Es ist deshalb nicht empirischen Ursprungs, seiner Natur nach nur gut, an sich untrüglich, eine Verwaltung des Gesetzes der Vernunft. — 3) *Freyheit* (im engeren Sinne). Sie kündiget sich in jedem Akte des Vorstellens an, ob wohl nicht vollendet. Erst in der Selbstvollendung, wo Position und Negation zurücktreten, und die Freyheit als schlechthin seyend sich begreift, da ist sie erst wahre Freiheit. In diesem Sinne kann Freyheit heißen das Geistige überhaupt, wie es im Zeitleben sich durch sich selbst darstellt und behauptet, ohne dem Gesetze unterworfen zu seyn. Insofern ist Vernunft identisch mit Freyheit, insofern ist die Philosophie selbst, sowohl nach ihrer sogenannten spekulativen als practische Seite nichts Anderes als die Freyheit in ihrer Selbstoffenbarung. Nicht dem Wesen sondern nur der Aeußerung nach verschiedenen von dieser Freyheit überhaupt ist die Freyheit im engeren Sinne, welche man auch die practische nennen könnte. Wahre Freyheit im Handeln ist somit nur da, wo wahres höheres Vernunftwissen ist, und Plato hat Recht trotz mancher Widersprüche alter und neuer Theologen, wenn er behauptet, daß wahre Sittlichkeit und in Beziehung auf sie, die wahre Reue nicht ohne das Licht der Erkenntniß seyn könne. Der Apostel Paulus hat Recht, wenn er sagt: wo Geist des Herrn ist, da ist Freyheit. Sie kann den Willen zum Guten machen, eine Freyheit des Bösen wäre Widerspruch. Je besser der Wille ist, desto freyer ist er, wer thut kann was er will, ist nicht frey, sondern in der Willkür, befangen. In der Freyheit ist auch das Sollen aufgehoben, dasselbe gilt nur für den Willen, die Freyheit hat volle Souveränität und ist in dieser Eigenschaft als der einzig wahre Gesetzgeber über dem Gesetze, nicht aber außer dem Gesetze. In die Sphäre des Sollens gehört die Pflicht, und es ist wissenschaftliche Einseitigkeit die Sittenlehre als bloße Pflichtenlehre zu behandeln. Den Ursprung der Freyheit erklären wollen, ist eben so vergeblich, als den Ursprung des Geistes und des wesenhaften Seyns überhaupt zu erklären suchen. Nur der weils um die Freyheit und kennt sie, der frey ist. Alle Theorien zu ihrer Deduction sind unmögliche Versuche. Der Determinismus bleibt innerhalb der Sphäre des bloßen Wollens, und ist hier allerdings unwiderlegbar;

allein die Freyheit erhebt sich aus dieser Sphäre, und eben daß sie dieses kann, daß sie den bloßen Willen aufzuheben vermag, ist die unmittelbarste Widerlegung des Determinismus. Die Freyheit läßt sich nur wissen, wie die Vernunft, nicht demonstrieren.

Was der Vf. auf solche Weise in seiner Syntetik entwickelt, kann wohl im Einzelnen manches Bedenken, auch wohl Widerspruch veranlassen, wird aber im Ganzen scharfsinnig und ansprechend erscheinen. Er hat sich sowohl vom raschen Phantasiren, als von der bloßen dialectischen Spitzfindigkeit frey erhalten. Im Anhange giebt er eine Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, verbunden mit einem kurzen Abrisse der psychologischen Semiotik oder Zeichenlehre, woraus wir Weniges anführen wollen. Es giebt keine völlige Abhängigkeit der Seele vom Leibe, noch weniger sind beide dem Wesen nach identisch, es giebt vielmehr ein unzertörbares Bewußtseyn von der Verschiedenheit beider. Der Leib ist die nothwendige Voraussetzung der bewußtseyenden Seele, er steht mit ihr in einem innerlich dynamischen Verhältnisse. Das Wesen der Zeichen steht mit dieser Wechselwirkung in genauester Beziehung. Bezeichnung im engeren Sinne ist Veranschaulichung der Vorstellungen, Verknüpfung des Gedachten, in der Absicht, das Vorgestellte und Gedachte theils in dem Zeitleben zu fixiren, theils es Andern mitzutheilen. Die Bezeichnung wird vollkommener in dem Maasse, als die geistige Bildung steigt, wird leichter und verständlicher, je näher die zu bezeichnenden Vorstellungen dem Kreise der sinnlichen Anschauung liegen. Das gilt für Symbolik, Kunst, Sprache.

In der psychologischen Phänomenologie berührt der Verf. 1) die natürlichen Seelenercheinungen, Schwärmerey, Traum, Somnambulismus, und entwickelt eine nicht überspannte Ansicht dieser Erscheinungen. 2) Die widernatürlichen Seelenercheinungen aus Krankheit entstehend, Seelenschwäche, z. B. Blödsinn, Albernheit, Geistesverrückungen, welche eingetheilt werden können in Krankheiten des Erkenntniß-, Innigkeits- und Bestrebungsvermögens. In den letztern ist alle freye Herrschaft und Bewegung des Urtheils aufgehoben. Zu den Krankheiten des Erkenntnißvermögens gehören das Irrereden, der Unsin, Wahnsinn, zu den Krankheiten des Innigkeitsvermögens gehört Melancholie, verrückte Fröhlichkeit; zu den Krankheiten des Bestrebungsvermögens gehören Wuth und Manie. Die Störung der ursprünglichen Einheit des psychischen und physischen Lebens, welche dabey vorkommt, wird wohl nie ganz ergründet werden können. Sie kommt seltner im ungebildeten rohen als im civilisirten und kultivirten Zustande der Menschen vor.

Die psychologische Charakteristik endlich bezieht sich auf die jedesmalige Körperindividualität, klimatisch und lokale Natureinwirkungen, Diät und ganze Lebensart, Erziehung und Bildung. Dann kommt in Betrachtung das Naturell, das

Temperament und die Gemüthsart. Bey der letztern untercheidet der Vf.: Sinnesart, Denkart und Charakter. Sinnesart ist nicht gleichbedeutend mit Temperament, sondern reicht über die Naturnothwendigkeit des letztern hinaus in das Gebiet der durch Vorstellung gewonnenen Selbstthuns. Denkart ist nicht gleichbedeutend mit Charakter, sondern ist eine durch das logische Denken erworbene eigenthümliche Gemüthsfassung. Sie wird in ihrer Bestimmtheit schon seltner gefunden als die Sinnesart, kann sich gleich dieser im Guten und Bösen beweisen. Mehr als beide ist der Charakter, der sich ganz eigentlich auf das Wollen bezieht, in sofern es mit entschiedener Kraft im Leben hervortritt und dem Grundsatze folgt. Der Charakter nimmt alle Sphären des Seelenlebens in sich auf; wie auch die Vernunft und Freyheit; denn er ist die beharrliche Selbstdarstellung des Geistes. Er fodert als wesentliche Bedingung klaren consequentes Denken, gründliche Aufklärung, eine höhere Ansicht überhaupt, sey sie nun das Resultat eines wirklichen Vornunftwissens oder eines vernünftigen geläuterten Glaubens. Wenige Menschen kommen zu dieser Selbstmacht, die allein den höchsten Menschenwerth in sich befaßt, darum haben wenige wahrhaft Charakter. Es folgt noch eine Charakteristik des Geschlechts, der Alter, des Nationalen, worüber die Bemerkungen des Vfs. nachgelesen zu werden verdienen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

DÜSSELDORF, b. Arnz u. Comp.: *Vollständige Sammlung officineller Pflanzen. Neunte Lieferung.* 1823. gr. Fol.

In der Anzeige des achten Heftes A. L. Z. 1823. Erg. Bl. Nr. 108. bedauerten wir den Antheil nicht genau zu kennen, den der Hr. Professor Dr. Nees von Esenbeck d. J. zu Bonn an dieser Sammlung zu nehmen sich verpflichtet habe. Diese Ungewissheit ist jetzt verschwunden, da Hr. N. v. E. die von ihm bearbeiteten Textblätter mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet. Mit Bezugnahme auf die frühern Aufzählungen fahren wir in unserer Musterrung fort. Nr. 191. *Theobroma Cacao* L. nach der *Flore des Antilles*, die indessen nicht einmal unter den Synonymen aufgeführt wird. — 192. *Copaifera officinalis* L., nach *Jacquin*. Von der Frucht keine Spur. — 193. *Convolvulus Scammonia* Lin. Nur ein blühender Zweig nach *Sibthorp*. — 194. *Olea fragrans Thunb*. Dieser Strauch, der in Japan, China und Cochinchina zu Hause ist, wird in China benutzt, um dem Thee seinen Wohlgeruch zu ertheilen, ein Umstand, der den Hrn. v. N. veranlaßt hat, von dieser ohnehin noch wenig bekannten Pflanze, die *Loureuro* als eine eigene Gattung *Osmanthus* von *Olea* trennt, eine nach der Natur

ausgeführte Abbildung und Beschreibung mitzutheilen. — 195. *Amomum Cardamomum*. Im Text wird der Name als linneisch angegeben, auf der aus Roxburgh entlehnten Abbildung steht *Amomum Cardamomum* R. Solche Nachlässigkeiten sollten doch vermieden werden. — 196. *Alpinia Cardamomum* Roxb. Ebenfalls nach Roxburgh. In der Willdenowischen Ausgabe der *Spec. plantar.* steht die Pflanze als *Amomum repens* aufgeführt. — 197. *Primula veris* Smith oder *Pr. officinalis* Court (d. h. Curt.). Diese linneische Art ist sehr mittelmäßig abgebildet. Zur Vergleichung stehen die noch mittelmäßiger abgebildeten Blüten von *Primula elatior* Sm. auf derselben Tafel. — 198. *Brucea ferruginea* l'Heritier. Die blühende männliche Pflanze nach einem Exemplar des botanischen Gartens zu Bonn. Schon als eine Original-Abbildung von Werth. Dieser Strauch wird fast allgemein als die Mutterpflanze der bekannten falschen giftigen Angusturarinde angegeben. — 199. *Carex arenaria* L. Warum nur ein Halm abgebildet ist, sehen wir nicht recht ein. Das p. im löfelschen Synonym ist unverständlich; es mußte vielmehr stehen *tab.* oder *No.* 31. 200. *Carex hirta* L. Uebrigens heißen die Seggen auf Französisch nicht *Aiches*, sondern *Laiches*; die Benennungen *L' Aiche des sables* und *L' Aiche hérissé* sind mithin unrichtig. 201. *Orchis mascula* Lin. — 202. *Hordeum vulgare* L. — 203. *Hordeum hexastichon* L. Orzo heißen auf Italienisch alle Arten der Gerste; das *Hordeum vulgare* aber *Orzo mondo*. — 204. *Angelica Archangelica* Lin. nicht *archangelica*, wie auf der Abbildung steht. Nimmt zwey Tafeln ein. 205. *Pistacia Lentiscus* Lin. Dieser Baum heisst allerdings auf Italienisch *Lentisco*, aber auch *Sondro* und auch *Dentischio*. Die Letzte kommt von dem Holze her, das „*è stimato buono per fortificare le gengive, onde si facevano stecchi da dent, dai quali è venuto il nome di Dentischio, e poi di Lentisco.*“ Siehe *Targioni Tozzetti Istituzione botaniche*. 3^a ediz. Firenze 1813. III. p. 331. — 206. *Arnica montana* L. Abgebildet ist auch in allen ihren Zuständen die *Musca arnicae* L. ein Insect, das häufig die Blüten zerstört; von dem sie aber um so sorgfältiger gereinigt werden müsse als nach *le Mercier's* Beobachtungen die damit verunreinigten Blüten brechen und andere üble Zufälle verursachen. — 207. *Saccharum officinarum* L. das Zuckerrohr. Dieser Pflanze sind drey Tafeln gewidmet. Auf der ersten wird die ganze Pflanze in verkleinertem Maasstabe nach der *Flore des antilles*, auf der zweyten die Analyse nebst dem obern Theil in natürlicher GröÙe und auf der dritten, vier durch die Farbe des Halms verschiedene Spielarten des Zuckerrohrs dargestellt. — 208. *Rosa gallica* L. — 209. *Cistus cypricus* La M. aus Cypern dem *C. ladaniferus* L. sehr nahe verwandt. 210. *Anemone Pulsatilla* L. Die Blumenblätter zu dunkel gehalten — 211. *Anemone pratensis* Lin.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

MATHEMATIK.

Wien, gedr. b. Strauß: *Annalen der K. K. Sternwarte in Wien*, nach dem Befehl Seiner Majestät auf öffentliche Kosten herausgegeben von J. J. Listrow, Director der Sternwarte, Prof. der Astronomie an der K. K. Universität, u. s. w. Erster Theil. 1821. 142 S. in Folio.

Noch vor wenigen Jahren, sagt der Vf. ehe nämlich noch gedruckte Annalen der Königsberger und Dorpater Beobachtungen vorhanden waren, konnte einer unserer ersten Beobachter, Hr. von Zach mit vollem Rechte behaupten: daß die heutige Astronomie mit allen ihren vortrefflichen Theorien, Tafeln und Sternatalogen nicht weniger fest begründet seyn würde, wenn von allen 133 Sternwarten Europa's auch nur die einzige in Greenwich existirt hätte; denn unter allen Sternwarten hatte nur diese allein den Vortheil, oder vielmehr die Verpflichtung, ihre Beobachtungen jährlich auf öffentliche Kosten durch den Druck bekannt zu machen, und so konnten seit 70 Jahren nur Greenwicher Beobachtungen Vorzugsweise die Basis der Astronomie bis auf unsere Zeiten herab werden. — Desselben Vortheils genießt nun auch die Wiener Sternwarte und dieselbe Verpflichtung zu jährlicher Herausgabe der Original-Beobachtungen liegt auch ihren Astronomen für die Zukunft ob. Der erste Band dieser Wiener Annalen, der sehr splendid gedruckt ist, faßt nur einen Theil der Beobachtungen vom J. 1820 in sich; das übrige ist dem nächsten Bande vorbehalten. In einer sehr lezenswerthen Einleitung giebt der Vf. theils vom Zustande der Sternwarte überhaupt, theils von den Instrumenten und den Beobachtungsarten, die er bisher angewendet hat, nähere Nachricht. Durch die Liberalität seines Monarchen hofft der Vf. bald eine ganz neue Sternwarte mit einem Apparat, wie ihn die Zeit fordert, ausgerüstet, und in einem bequemen Local der Hauptstadt, sich erheben zu sehen. Bereits sind aus dem K. K. polytechnischen Institute in Wien, in welches bekanntlich von München aus die berühmte mechanische Werkstätte Reichenbach's verpflanzt wurde, auf Befehl des Kaisers die kostbarsten Werkzeuge, ein Mittagsfernrohr von 6 Fuß Brennwweite, ein dreyfüßiger Meridiankreis, und ein zehnfüßiger astronomischer Refractor bestellt worden; auch noch andere, ein 12 füßiger repeti-

render Theodolit, ein Arnoldscher Chronometer u. s. w. werden erwartet. Bey seiner Anstellung an der (alten) Sternwarte hatte der Vf., wollte er anders nicht ganz unthätig bleiben, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es fehlte an den nothwendigsten Werkzeugen, besonders zum Höhenmessen; das Mittagsrohr hatte kaum mittelmäßige Gläser; die Sternwarte liegt am ungeschicktesten Orte; mitten in einer volkreichen Stadt, geräuschvollen Störungen bey Tag und bey Nacht ausgesetzt, und von hohen Kirchen und andern Gebäuden umgeben, so daß man genöthigt war, das Mittagsrohr in das siebente Stockwerk zu verlegen; und doch setzte schon im dritten Stockwerk dem Arbeitszimmer des Astronomen, jeder gewöhnliche Fußtritt den in höhere Zimmer gehenden Glockenzug in Bewegung. Diefs schreckte jedoch den Vf. nicht ab, mit den vorhandenen Instrumenten sogar absolute Bestimmungen von Rectascensionen und Zenitdistanzen zu versuchen, und ihm ward die Belohnung, daß er mehr erhielt, als er erwartet hatte. Sonst war die Hauptuhr von dem Mittagsrohr durch zwey Stockwerke gefondert, und beide standen durch ein Hör- und Sprachrohr in Verbindung, was immer zwey Beobachter nöthig machte. Der Vf. wagte es, eine Grahamsche Uhr an einem Pfeiler des Mittagsrohres zu befestigen, und auch diefs Unternehmen glückte. Dafs insbesondere das Mittagsrohr auf einer so beweglichen Basis viele Tage lang seine Richtung nicht merklich änderte, schreibt der Vf. einer gewissen Elasticität des ganzen Gebäudes zu, durch die sich die frühere Lage so gleich wieder herstellte. Genauer beschreibt nun der Vf. die Hauptinstrumente, mit welchen er bisher Beobachtungen angestellt hat; diese sind ein Mittagsrohr, und ein Multiplicationskreis. Das schon länger auf der Sternwarte vorhandene Mittagsrohr ist von Schröter in Gotha sehr sorgfältig gearbeitet, und jetzt mit neuen vortrefflichen Gläsern aus dem optischen Institute in Benedictbaern versehen worden; die Oeffnung ist 37 Linien, die Focallänge 50 Zolle, die Länge der horizontalen Drehungsaxe 3 Fuß Wiener Maafs, die seit dem 15. Jun. 1820 angewendete Vergrößerung 96; vorher wurde eine stärkere gebraucht; die neue zeigt aber die Gestirne deutlicher und augenfälliger. Der Vf. hat, statt der vorigen drey, fünf neue Faden angezogen. Aus einer großen Anzahl Beobachtungen vom 15. Jun. bis zum 1. Sept. 1820 folgt der

wahrscheinliche Fehler einer einzelnen Beobachtung an Einem Faden im Aequator und in Zeit $0'', 116$ oder der Fehler im Mittel aus allen fünf Fäden $0'', 05$, eine für diese Instrument unerwartete Sicherheit. Mit demselben hat sich der Vf. vorgenommen, in den nächsten Jahren eine Anzahl von 580 der vornehmsten Fixsterne genauer zu bestimmen. Der vom Vf. bisher gebrauchte Kreis ist ein der Sternwarte ohne längst zu Theil gewordener Reichenbachscher *Multiplicationskreis*, im polytechnischen Institute zu Wien verfertigt, $18\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Das Fernrohr desselben hat $21\frac{1}{2}$ Linien Oeffnung, und 24 Zoll Brennweite, die 4 Verniers der Höhenkreise geben unmittelbar vier Secunden. Mit dem Schröterschen Mittagsrohre und diesem *Multiplicationskreise* sind alle Beobachtungen angestellt, die im gegenwärtigen Bande der *Annales* enthalten sind, und in dem nächsten enthalten seyn werden: zu Kometenbeobachtungen, Sternbedeckungen u. s. w. wurde ein Dollond von 3 Fuß 5 Zoll Focaldistanz und 30 Lin. Oeffnung, und ein Frauenhofer von 4 Fuß 7 Zoll Brennweite mit 44 Lin. Oeffnung gebraucht. Die neue Construction des *Multiplicationskreises* giebt dem Vf. Gelegenheit zu verschiedenen für die praktische Astronomie wichtigen Bemerkungen. Derselbe unterscheidet sich von Reichenbach's früheren Kreisen wesentlich theils durch eine eigene Libelle, welche mit der horizontalen Axe des äußern Verticalkreises in unmittelbarer Verbindung steht, und auch die leiseste Bewegung dieses äußern Kreises andeutet, theils durch die Art seiner Aufstellung, indem seine verticale Säule nicht mehr in ihren äußersten Punkten befestigt wird, sondern gleich den Lenoir'schen Kreisen, auf drey Fußschrauben ruht. Ehe der Vf. über diese neue Einrichtung ein bestimmtes Urtheil fällt, kommt er auf die vielen in neueren Zeiten laut gewordenen Klagen der Astronomen zurück, daß, wenn ein *Multiplicationskreis* auch Tausende schon harmonirender Beobachtungen für die Polhöhe gab, ein zweyter und dritter eben so schön übereinstimmende Reihen, aber mit einem Unterschiede von mehreren Secunden in Vergleichung mit dem ersten geben könne, wovon auffallende Beispiele bey den Beobachtungen der Breite in Rom und Dünkirchen bekannt worden sind. Diese Beschwerden kamen zur Sprache, als noch Künstler und Beobachter von der Voraussetzung ausgingen, daß bey dem (nach alter Art gebauten) *Multiplicationskreisen* der äußere Kreis, einmal durch seine Klemmschraube befestigt, wenigstens während der Zeit des Uebergangs von der ungeraden Beobachtung zur geraden, seine Lage unveränderlich behalte, eine Voraussetzung, die schon vor mehreren Jahren Hr. von Zach in der *Bibliothèque Britannique* sehr nachdrücklich bestritten hat. Nicht nur aber die Theorie bietet keinen Grund zu dieser Annahme dar, sondern, nachdem Reichenbach auch am äußern Kreise eine bewegliche Libelle angebracht hat, ist dessen Veränderlichkeit, und zwar

eine sehr große, auch durch die Erfahrung vollkommen erwiesen. Der neue *Multiplicationskreis* der Wiener Sternwarte hat eine solche Libelle, und gerade diese zeigt widersprechlich, was dem Astronomen eben nicht sehr ersehnlich seyn kann, daß man sich auf die Beständigkeit des äußern Kreises auch nicht einer Stunde mit Sicherheit verlassen kann. Solche Wahrnehmungen leiteten den Vf. auf mehrere die Beobachtung mit Kreisen überhaupt berührende Betrachtungen. Ist dann wohl das *Multipliciren* der Beobachtungen so vorthailhaft, und so unentbehrlich, um gut zu beobachten, als man bisher angenommen zu haben scheint? Die Britten, sonst im praktischen so gewandt, theilen keineswegs die Vorliebe des festen Landes für *multiplirende Kreise*, und *Troughton* hat vor kurzem der neuen astronomischen Gesellschaft in London eine lange Abhandlung vorgelesen, worin er entschieden für die nicht *multiplirenden* sich erklärt. Auch die Kreise in Greenwich, Dublin und Palermo, selbst der viel kleinere von *Cerry* in Königsberg, gaben etwas eben so genaues durch Eine Beobachtung, als ein *multiplirender Kreis* kaum durch zwey und mehrere. Wie konnte man auch fordern, oder erwarten, daß ein *Multiplicator*, bey dem beständigen Betasten und Umdrehen, bey dem sich beständig wiederholenden Oeffnen und Schließen der beiden Kreise unbeweglich bleiben soll! Dem Vf. selbst gilt sein *Multipl. Kreis* für eines der vollendetsten Werke von Reichenbach: aber bey der großen Veränderlichkeit des äußern Kreises konnte er ihn nur so benutzen, daß er den *Collimationsfehler* für jede einzelne Beobachtung unmittelbar durch diese selbst bestimmte, indem er, nachdem einige Zenitdistanzen genommen waren, andere in der entgegengesetzten Lage des Kreises nahm: so durfte der äußere Kreis gar nicht, der innere nur einmal geöffnet und geschlossen werden, und was dem Vf. besonders wichtig war, so konnte Ein Beobachter das ganze Geschäft ausrichten; denn Libelle und Kreis wurden immer nahe *rectificirt* gehalten, und von den kleinen Abweichungen des Kreises in der Zwischenzeit durch die abgelesenen Veränderungen der Libelle Rechnung getragen. Eine andere Methode des *Multiplicationskreises*, ohne *Vervielfältigung* der Beobachtungen, zu gebrauchen, konnte er bey dem neuen Kreise nicht mit Erfolg anwenden, so schöne Resultate dieses Verfahren ihm auch bey *Multiplicatoren*, die nach der alten Art gebaut waren, in Kalas und Ofen geliefert hatte; vielmehr, daß mitunter auch die veränderte Art der Aufstellung durch drey Fußschrauben, eine Einrichtung, die dem Vf. weit nicht so solide, wie die alte zu seyn scheint, das Instrument veränderlicher gemacht, und die Anwendung eines anderswo so brauchbar erfundenen Verfahrens erschwert hat. Das Wesentliche dieser Methode des Vfs. *Multiplicatoren* zu behandeln besteht in folgendem. Nach gehöriger *Rectification* des Instruments stellt man den äußern Kreis durch seine Klemmung an die ver-

nale Drehungsaxe fest, bringt das Instrument in den Meridian, und beobachtet durch bloße Bewegung des innern Kreises, der das Fernrohr trägt, die Zenitdistanzen der Sterne im Meridian. Am folgenden Tage kehrt man den Kreis im Horizont um volle 180 Grade um, bringt seine Ebene wieder in den Mittagskreis, und beobachtet, während das der äußere Kreis gehemmt bleibt, die Zenitdistanzen derselben Sterne; jede doppelte Zenitdistanz desselben Sterns, durch Refraction und sofort verbessert, giebt den Fehler des Instruments und damit die wahre Zenitdistanz. Leicht zu erfüllen sind zwei Bedingungen, welche diese Methode voraussetzt, die unveränderliche Lage des äußern Kreises gegen die große verticale Axe des Instruments, und die unveränderliche Verticalität der großen Drehungsaxe. Das übrigens an dem äußern Kreise sich während der Beobachtungen nichts geändert hat, ist daraus zu schließen, wenn zwischen den an einem Tage genommenen Zenitdistanzen mehrere Stunden verlossen sind, und wenn der letzte Stern denselben Collimationsfehler, wie der erste giebt; in Oßen fand der Vf., daß sein dreifüssiger Multiplicationskreis 38 volle Tage den Collimationsfehler nicht änderte. Nebenbey gewähren die Multiplicationskreise, auch nach der neuen Methode gebraucht, einen Vortheil, den sie vor festen Meridianinstrumenten voraus haben: man kann damit die Theilungsfehler des Instruments untersuchen. Man darf nur zu diesem Endweck, nachdem man eine hinreichende Anzahl Zenitdistanzen derselben Sterne mit verkehrtem Limbus erhalten hat, jetzt die Hemmung des äußern Kreises lösen, ihn an einem andern Orte der Peripherie befestigen, und in dieser neuen Lage dieselben Sterne beobachten; allmählig wird man so von zehn zu zehn Graden die Theilungsfehler bestimmen können. Da die neue Methode des Vfs. so entschiedene Vortheile vor dem gewöhnlichen Multipliciren der Beobachtungen hat, so schlägt der Vf. vor, daß die Künstler ausdrücklich für diese Methode eingerichtete Kreise verfertigen sollten; die Construction würde sehr vereinfacht, und dabey viele Mühe und Geld erspart werden können; der Vf. hofft, daß seine Idee bald durch das polytechnische Institut in Wien ausgeführt werden dürfte. — Eine Hauptbeschäftigung des Vfs. nach Uebnahme der Sternwarte war eine genauere Bestimmung der Polhöhe. Er bediente sich dabey mit sehr glücklichem Erfolge der neuen, ihm eigenen, und schon vor mehreren Jahren vorgeschlagenen Methode: den Polarstern nicht bloß im Meridian, auch nicht bloß in den größten Declinationen, sondern in jedem Punkte seines Parallelkreises überhaupt zu beobachten. Weder ein Fehler in der Declination eines dem Pole sehr nahen Sterns, noch in der Zeit hat hier einen sonderlich großen Einfluß; ein Fehler der Zeit von 1" giebt die Polhöhe höchstens bis auf 0",4 fehlerhaft. Am besten stellt man diese Art Beobachtungen mit nicht multiplicirenden Kreisen an. Man kann sich dabey

folgender Formeln bedienen: $\text{Tang. } x = \text{Cotang. } D \cdot \text{Cos. } t \text{ und Sin. } (p + x) = \frac{\text{Cos. } x \cdot \text{Cos. } z}{\text{Sin. } d}$ wobey d = Declin. des Sterns, t dessen Stundenwinkel, z verbesserte Zenitdistanz, und p Polhöhe. Zur See und auf Reisen wird die Breite nicht so genau verlangt; man könnte also für solche Beobachtungen jene Ausdrücke in Reihen auflösen und in Tafeln bringen, was bereits zum Behuf der K. Dänischen Marine durch die Bemühungen des Contreadmiral Löwenörn und des Prof. Schumacher in Kopenhagen geschehen ist. Auch für schärfere Beobachtungen auf Sternwarten zeigt der Vf. wie aus einer ganzen Reihe von Zenitdistanzen der Circumpolarsterne das Mittel für die Polhöhe am sichersten hergeleitet werden kann. Es ist kein Zweifel, daß dieß neue Verfahren, die Polhöhen zu bestimmen, bald allgemein werden wird. — Was die Fernrohre betrifft, so macht der Vf. auf den besondern Umstand aufmerksam, daß bisher nicht alle Künstler genug Rücksicht auf die Centrirung der Fernrohre genommen haben, da doch, wo es an dieser fehlt, das beste Fernrohr zu einem sehr mittelmäßigen herabsinken kann. Die von Frauenhofer centrirtten Fernrohre haben hierin eigenthümliche Vorzüge; sie stellen auch den Sirius bey seinem so lebhaften Lichte als wohlbegrenzte runde planetarische Scheibe dar; in schlecht centrirtten Röhren zeigen dagegen die Sterne erster Größe durchaus einem kometartigen Schweif, bey einem so verzogenen Bilde aber kann man nicht nur nicht gut sehen, sondern auch, bey der Unsicherheit des Mittelpuncts der Erscheinung, nicht gut beobachten. Ein Mittel der Centrirung sind in den Fassungen der Gläser angebrachte Schrauben, die um den Mittelpunct der Gläser nach allen Seiten beweglich sind; die vollkommnere Art der Centrirung öffentlich bekannt zu machen, bleibt ihrem Erfinder Frauenhofer selbst vorbehalten. Vorzüglich erfordern Nachtbeobachtungen gut centrirtte Gläser, da bey dem Genthheil das einen lichtstarken Stern umgebende parasitische Licht viele Beobachtungsfehler veranlassen kann; selbst bey Tagbeobachtungen, wo es größtentheils verschwindet, wird wenigstens durch schlechtcentrirtte Gläser die Deutlichkeit des Sehens sehr geschwächt. Sonst ziehen bereits die meisten Astronomen, die mit guten lichtstarken Fernrohren versehen sind, Vergleichungsweise die Tagbeobachtungen den Nachtbeobachtungen weit vor, und der Vf. glaubt, die steigende Verbesserung unserer Fernrohre lasse hoffen, daß wir bald der Zeit nahe kommen dürften, wo auch die Astronomen, wie bisher andere ehrliche Leute, den größten Theil ihrer Geschäfte bey Tag werden besorgen können. Nur sind für fehlerfreye Tagbeobachtungen durchaus lichtstarke Fernrohre erforderlich: denn bey schwachen greift eine andre optische Erscheinung störend ein, die von Newton zuerst bemerktte Spaltung des Lichtstrahls, so daß in dem Augenblicke, wo der Faden über dem zuvor helle und bestimmt

erfichtenen Stern hintritt, der Stern auf einmal ein diffuses, verworrenes Bild giebt. Dem Vf. ist dies besonders mit einem vielleicht allzufeinen Faden des sogenannten Herbst- oder liegenden Sommers, den er in seinem Kreis aufgepasst hatte, begegnet; desto bessere Dienste aber leistet dieser Faden bey Sonne und Mond. — Auf die Einleitung läßt der Vf. 1) das *Verzeichniß der 580 Fixsterne* folgen, die er genauer bestimmen will, und die hier mit Rectascension und Declination nur in ganzen Minuten für 1825 aufgeführt sind. 2) *Bestimmung der Polhöhe der Wiener Sternwarte*. Nach *Liesganig's* Beobachtungen mit einem zehnfußigen Zenitsector ist diese Polhöhe für den Platz, wo der Vf. nunmehr seinen Multiplicationskreis aufgestellt hat, $48^{\circ} 12' 36''$, 4 mit *Bradley's* Positionen der von *Liesganig* beobachteten Sterne findet dagegen der Vf. $36''$, 86. In neueren Zeiten haben *Burg* und *Triesnecker*, mit bloßen Spiegelsextanten versehen, ein nicht viel verschiedenes Resultat gefunden. Der Vf. selbst berechnet aus 956 vom 4. Aug. bis 9. Sept. 1820 mit seinem Kreise beobachteten Zenitdistanzen des Polarsterns (nur sehr wenige Distanzen gehören der Sonne und dem Athair an) im Mittel die Polhöhe, Platz des Kreises, $48^{\circ} 12' 35''$, 0 mit *Carlini's* Refraction; *Bessel's* Refraction giebt $35''$, 6. Der Kreis ist nördlicher als der Mauerquadrant $0''$, 37, nördlicher als der Stephansturm $2''$, 64. 3) *Beobachtungen am Mittagsrohre* vom 12. Jan. bis 20. Aug. 1820. 4) *Kometenbeobachtungen* vom 9. bis 26. Febr. 1820. 5) *Differenz der geographischen Längen zwischen Wien und München*, aus Pulversignalen am 10. 11. 12. Jul. 1820. bestimmt. In Bogenhausen ($8''$, 08 östlich in Zeit von der Frauenkirche in München) hatte *Söldner*, in Wien der Vf. die Zeit sehr genau bestimmt. Die Signale auf dem Schneeberge waren in Wien, die vom Unterberge in München sichtbar; beide konnten von dem Canonicus *David* auf dem Pestlingberge bey Linz gesehen werden. Nach diesen Signalen ist der Längenunterschied in Zeit zwischen den Sternwarten Wien und Bogenhausen $19' 5''$, 26. die auf trigonometrischem Wege gefundene Differenz war nur $0''$, 35 kleiner. 6) *Einige Sternbedeckungen* in den Jahren 1819, 1820 und 1821 beobachtet. — Bey so erfreulichen Ansichten, die das Talent und die eifrige Thätigkeit des Vfs., so wie äußerliche günstige Umstände darbieten, ist nur zu wünschen, daß die Annalen der Wiener Originalbeobachtungen einen ununterbrochenen Fortgang haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Schmid's Wittve u. Sohn: *Geständnisse eines unvermählt gebliebenen Fräuleins.*

Zur Warnung für junge Mädchen herausgegeben von *Julius von Voß*. 1821. 409 S. 8. (1 Thl. 12 Gr.)

Wer die frühern Erzeugnisse des Vfs. kennt, wird unter obigem Titel einen muthwilligen Roman erwarten müssen. Einen solchen fanden wir jedoch nicht, sondern ein ernstes Charakter- und Familiengemälde, dessen ersten und größern Theil Rec. mit zunehmender Genugthuung las. Zwar ist die Geschichte nicht besonders blühend und lebendig geschrieben, oder auf Erweckung leidenschaftlicher Gefühle berechnet; eine gewisse nüchterne Ruhe, durch das Uebergewicht des berechnenden Verstandes bey der Composition erzeugt, herrscht darin vor, indessen fehlt es doch keinesweges ganz an Wärme und die recht anmuthige Scene zwischen Christoph und Amalie S. 240 fgg. beweist, daß der Vf. auch schöne und zarte Gefühle zu schildern wisse. Wenn manche andere Romane desselben durch das Uebergewicht gemeiner und unwürdiger Charaktere einen widrigen unerfreulichen Eindruck machen, so findet man dagegen hier eine gehörige Mischung von Schatten und Licht, der dem Ganzen die rechte Haltung giebt. Höchst lobenswerth ist die Tendenz des Vfs., den Vorzug einfacher, gediegener, häuslicher Sitte, selbst bey scheinloser und vernachlässigter Außenseite, vor dem leeren Schimmer und der abgeschliffenen Verderbtheit der Weltmenschen zu zeigen, und bey dem Reichtum seiner Erfahrung, bey der Schärfe seines Beobachtungsgeistes ist ihm diese Aufgabe vollkommen gelungen. Schon glaubte Rec. das Buch denen, für welche es bestimmt ist, ernstlich empfehlen zu können, als er leider wahrnahm, daß der Geist desselben gegen das Ende hin sich ändere. Statt des bisherigen sichern, durchaus motivirten Ganges der Handlung kommen romanhafte Sprünge und Spiele des Zufalls an die Reihe, die Haltung des Ganzen wird gestört und das Resultat, welches bis dahin in voller Klarheit vor Augen lag, wird getrübt und verdunkelt. Auch die alte muthwillige Laune des Vfs., wodurch seine Schriften nicht sonderlich zur Lectüre junger Mädchen sich eignen, scheint ihn gegen das Ende hin einigemal anzuwandeln. Offenbar ist er ohne festen Plan an die Arbeit gegangen und wahrscheinlich am Schlusse übereilt worden. Rec. bedauert, das Lob dieses Romans beschränken zu müssen, der sich sonst auch durch eine meist fließende und leichte Schreibart vor andern Erzeugnissen des Vfs. empfiehlt, aber in einem fast zu bescheidenen äußern Gewande auftritt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Die neuere Güterlehre und ihre Anwendung auf die Gesetzgebung von Karl Arend, Churheffischem Ingenieur. 1821. XVI u. 332 S. 8.*

Die Schrift kündigt durchgängig einen selbstdenkenden Kopf an, der, ohne sich viel um seine Vorgänger zu bekümmern, zwar nicht ganz unbekannt mit ihren Arbeiten geblieben ist, aber die davon erhaltenen Eindrücke nur im allgemeinen behalten; und mit deren Hülfe eine eigene Schöpfung hervorgebracht hat. Man findet daher hier auch alle Vorzüge und alle Mängel von dergleichen Producten. Auf der einen Seite viel neue Ansichten, welche die Begriffe erhellen, und bekannten Wahrheiten ein neues und stärkeres Interesse geben; auf der andern viel einseitige oder falsche Behauptungen, die leicht hätten vermieden werden können, wenn der Vf. dies was seine Vorgänger gesagt, sorgfältiger erwogen hätte. Vieles was der Vf. für neu ausgiebt, ist vor ihm schon längst und oft viel besser und gründlicher gesagt: viel dreiste Irrthümer und Unbestimmtheiten, die bey größserer Aufmerksamkeit auf vorhergehende Untersuchungen leicht hätten verbessert werden können, schwächen den günstigen Eindruck, den das Buch macht. Bey alle dem verdient es die Aufmerksamkeit jedes Liebhabers der Staatswissenschaften. Jeder wird daraus etwas lernen; wenn auch nicht gerade Wahrheiten, die er noch nicht weiß; sie werden doch oft in einem neuen Lichte, mit neuen Gründen vorgestellt: ihre Wichtigkeit und Beziehung wird klarer gemacht. Das Buch verdient daher in mehr als einer Rücksicht eine genauere Analyse und Prüfung. Der Titel *Güterlehre* kündigt schon an, daß der Vf. eine Theorie geben will, welche alle Arten von Gütern umfassen soll, und so findet sich auch in der Ausführung selbst. Denn es wird in zwey Büchern 1) von der Erzeugung der materiellen und 2) von den immateriellen Gütern gehandelt und ein wesentlicher Vorzug in diesem Umfange, welcher der Güterlehre dadurch gegeben ist, gesucht. Es soll die Theorie des Irdischen mit der Theorie des Himmlischen die Reichthumslehre mit der Moral verschmolzen und zu einer Wissenschaft gemacht werden. Daß aber ein solches Unternehmen misslingen müsse, war leicht voraus zu sehen. Denn

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

eine Wissenschaft muß *Ein Princip* haben, und die Gegenstände derselben müssen homogen seyn und von homogenen Ursachen abhängen. Nun sind aber materielle und immaterielle Güter *wesentlich* von einander unterschieden und lassen sich durchaus nicht unter gleichartige Ursachen bringen. Daher der Versuch sie in die National-Oekonomie zu ziehen allenthalben misslungen ist. Storch, der dieses zuerst unternahm, hat dadurch sein Werk mehr verunstaltet, als ihm einen Vorzug gegeben. Denn es erscheinen darin bloß einige Lappen aus der Psychologie und Geschichte der Menschheit, die wegb bleiben könnten, ohne daß das Ganze dadurch irgend etwas verlöhre. Und nicht besser geht es dem vorliegenden Werke. Die immateriellen Güter füllen 14 Seiten an und werden unter den Begriffen des Sittengesetzes, des höchsten Guts, der Pflichten, der Tugend S. 133 — 151 aufgeführt; man weiß nicht, wie sie hineingerathen; sie stehen ganz isolirt, unbegriffen und unerklärt da, und es wird in der ganzen Theorie der materiellen Güter kein weiterer Gebrauch davon gemacht, außer daß in dem zweyten Theile die Zwecke daraus entlehnt werden, wozu die materiellen Güter gebraucht werden sollen; auch wird sogleich, nachdem diese paar Brocken aus der Sittenlehre gegeben sind, wieder zu den materiellen Gütern zurückgekehrt und die immateriellen bleiben ohne alle Theorie, und gehen als eine gänzlich unbegründete aus dieser Wissenschaft durch nichts zu erklärende Erscheinung vorüber. Wie kann der Vf. sagen, daß er dadurch die National-Oekonomie mit der Ethik verbunden habe? — Er wird doch wohl nicht die wenigen Bruchstücke aus der Moral, die er auf 14 Seiten giebt eine Ethik nennen wollen, und wo ist denn das Princip, das die Ethik mit der National-Oekonomie zu Einer Wissenschaft macht? und doch kündigt sich seine Güterlehre gleich auf der ersten Seite als eine aus der National-Oekonomie und Ethik zusammengesetzte Wissenschaft an.

Die Ethik, in ihrem angewandten Theile auf das Leben eines Staatsmannes, bedarf freylich der National-Oekonomie, in wiefern diese die Aufgaben seiner Pflichten zu realisiren lehrt, und die Ethik ist das einschränke Princip für die Staatswirthschaft und steht in so fern allerdings auch mit der National-Oekonomie im Zusammenhange; aber deshalb dürfen sie nicht in Eins verschmolzen werden. Die National-Oekonomie ist die Physik des Reich-

Reichthums und deshalb eine reine theoretische Wissenschaft; die Ethik aber ist eine praktische und kann mit theoretischen Wissenschaften ohne den größten Nachtheil nie zusammengeschmolzen werden. — Ueberhaupt scheint der Vf. seine Begriffe über den Unterschied der Wissenschaften noch nicht genug aufgeklärt zu haben. Er hält z. B. seine Güterlehre für eine Erfahrungswissenschaft und dennoch soll sie die Ethik in sich fassen. Also müßte auch die Ethik eine Erfahrungswissenschaft seyn. Wer aber nur einigermaßen einen richtigen Sinn mit diesem Ausdrucke verknüpft, wird augenblicklich wissen, wie grandios eine solche Behauptung ist. In der Note S. 1, die sich darüber ausläßt, herrschen lauter verworrene Begriffe. So soll Soden darin gefehlt haben, daß er die National-Oekonomie nach Vernunft-, und nicht nach Erfahrungsbegriffen erbaut hat. Aber so unvernünftig kann wohl der Graf Soden nicht verfahren seyn, daß er die Begriffe von Reichthum, Geld, Gewerbe u. s. w. aus der Vernunft hätte schöpfen wollen. Das würde keine Vernunft-, sondern phantastische Begriffe gegeben haben. Mangelhafte Erfahrungsbegriffe können wohl zu falschen Folgerungen führen und diese mag vielleicht Graf Soden hier und da zum Grunde gelegt haben, aber diese als Vernunftbegriffe zu charakterisiren ist eine höchst seltsame Verirrung. — Adam Smith wird S. 7 getadelt, weil er die bewußtlose Naturkraft als eine Mitursache des Reichthums fast gar nicht, und die menschliche Thätigkeit dabey als eine andere Ursache nur sehr einseitig betrachtet habe. Beide Vorwürfe aber treffen A. Smith gar nicht. Denn daß er sich auf Zergliederung der physischen Ursachen des Reichthums nicht einließ, daran that er ganz recht, weil die National-Oekonomie die Kenntniß davon als anderweitig bekannt, voraussetzt. Daß er aber die Industrie nicht allseitig betrachtet habe, ist ein ungerechter Vorwurf. Denn sein ganzes Werk ist mit nichts als mit der Zergliederung der Einwirkung der Industrie auf den Nationalreichthum beschäftigt. Er kannte das Object seiner Wissenschaft, nämlich die Wirkungen der Industrie zu zergliedern, sehr wohl. Auch Ricardo's System ist S. 7 ohne hinreichende Kenntniß derselben beurtheilt.

Des Vfs. Güterlehre nimmt nun folgenden Gang. Das Ganze wird in *zwey Theile* zerfällt, wovon der *erste: die neuere Güterlehre*, der *zweyte: Anwendung der Güterlehre auf die Gesetzgebung* überschrieben ist. In dieser Eintheilung befindet sich schon ein logischer Fehler; denn die neuere Güterlehre ist der allgemeine Hauptbegriff, und in der Eintheilung ist er wieder zum *Gliede* der Eintheilung gemacht. Jeder Theil ist wieder in Bücher eingetheilt. Das erste Buch des ersten Theils handelt von der Erzeugung der materiellen Güter, und betrachtet in sechs Kapiteln folgende Gegenstände: 1) den Begriff der materiellen Güter; 2) die Grundbedingungen zur Erzeugung derselben; 3) die Na-

turgeetze, nach welchen sich der Preis der Güter unter die Grundbedingungen vertheilt; 4) die Naturgesetze der Benutzung der Grundfläche; 5) die Naturgesetze der Benutzung der Naturerzeugnisse; 6) Folgerungen. Das *zweyte Buch* handelt von den immateriellen Gütern und das *dritte* wieder von der Benutzung der materiellen Güter. — Der *zweyte Theil* zerfällt in das Buch von der Staatsverwaltung und in das Buch von der Staatsverfassung. Den näheren Inhalt dieses Theils werden wir in dem folgenden ausführlicher charakterisiren.

Schon aus dieser allgemeinen Uebersicht ergibt sich, welche heterogene Dinge hier in Eins gebracht und zusammen verbunden sind. Der ganze zweyte Theil, welcher Gesetzgebungsprincipien nicht nur in Beziehung auf die Erzeugung und den Erwerb des Reichthums, sondern auch für die Gerechtigkeit überhaupt, in Beziehung auf äußern Schutz, auf Cultur-Anstalten, Finanzen u. s. w. enthält, giebt durchaus etwas Heterogenes von dem, was der erste abhandelt. Es ist hier von Dingen die Rede, die ganz andere Regeln erfordern, als die materiellen Güter und die erste Regel der Wissenschaft, daß darin nur homogene Theile, die durch ein und dasselbe Princip verbunden sind, vorkommen dürfen, ist durch die Zusammenstellung so bunter Dinge gänzlich verletzt. Der erste Theil hat theoretische, der andere praktische Kenntnisse zu Principien, der erste zeigt was ist, der andere was geschehen soll. Zwey Erkenntnißarten, die sich nie zu einer Wissenschaft verbinden lassen. Die National-Oekonomie ist hier zum Anhängsel einer öffentlichen Moral gemacht. So viel vom Ganzen. Aber auch im Einzelnen stößt man auf viele Unbestimmtheiten und Irrthümer, wovon hier nur einige angedeutet werden sollen. Die Begriffe *Gut* und *Werth* S. 9 sind einer durch den andern erklärt und durch die Vernachlässigung des Unterschiedes derselben, geräth die Untersuchung in der Folge in Verwirrung. S. 11 scheint zwar eine richtigere Bestimmung des Begriffes des *Werths* zu folgen, indem es daselbst heist: Wir verstehen unter Werth die nach der Individualität der einzelnen geschätzten Größen der Güter. Allein gerade der Zusatz, der den Begriff deutlich machen soll, giebt ihm ein schielendes Ansehen und reißt das Wort von seinem gewöhnlichen und im Leben sehr bestimmten Sprachgebrauche los, welches der Vf. schon würde inne geworden seyn, wenn er bedacht hätte, daß Genuswerth und Tauschwerth unter Einem Begriffe stehen und daher der Werth unmöglich bloß auf den ersten eingeschränkt werden kann; wie es der Vf. in seiner Erklärung thut. Ueberhaupt sind die Begriffsbestimmungen von Werth, Geld, Nationalreichthum u. s. w. von den Vorgängern des Vfs. viel genauer und vollständiger gegeben, als es hier S. 9 bis 18 geschehen ist.

Im *zweyten Kapitel* glaubt nun der Vf. der National-Oekonomie dadurch eine größere Vollkommenheit zu geben, daß er die Grundbedingungen

zur Erzeugung menschlicher Güter vollständiger entwickelt als es von andern, die denselben Gegenstand abgehandelt haben, geschehen ist. Er findet jene Grundbedingungen, wie die andern, zwar ebenfalls in der Natur, in den Capitalen und in der Arbeit. Allein die ersten glaubt er dadurch genauer zu bestimmen, daß er die *Erdoberfläche* als die Bedingung der Erzeugung des Reichthums heraushebt, die Stoffe derselben in Nichtorganische und Organische eintheilt, die naturgemäße Entwicklung der organischen Stoffe so wie das, was der Mensch über dieselben vermag und die Kenntnisse, welche zu seiner Einwirkung nöthig sind, entwickelt. Allein der Vf. verkennt dabey gänzlich die Erfordernisse zur National-Oekonomie, diese soll nämlich zwar die Ursachen des Nationalreichthums entwickeln und also eine Theorie desselben seyn: aber weshalb ist es nicht ihr Geschäft, auch die Ursachen der Ursachen zu zergliedern, oder eine Theorie der Ursachen der Ursachen des Reichthums zu liefern. Diese setzt sie vielmehr bey jedem, der sich mit der National-Oekonomie beschäftigen will, aus andern selbstständigen Wissenschaften voraus. Diese Ursachen haben ihre eigne Theorie, wovon man sich belehren muß und deren Resultate die National-Oekonomie da benutzt, wo sie nöthig hat, ihre Vorschriften darauf zu gründen. — So hatte sich der Graf Bouquoi schon sehr verirrt, als er Landbau, Technologie, Bergbau und Waldlehre mit in die National Oekonomie zog, weil er die Theorie der Ursachen der Ursachen, die in letzterer in Betrachtung kommen, als zur National-Oekonomie gehörig, behandelte. Aber Hr. *Arnd* geht nun noch viel weiter, indem er sogar die Theorie der organischen und unorganischen Körper hineinzieht. Mit eben dem Rechte würde auch die ganze Physik, ja selbst die Metaphysik in sie gehören. Denn nur aus letzterer läßt sich die letzte Ursache der Materie erkennen. Hr. A. hätte auch den Fehlgriß den er gethan hat, bald erkennen können, wenn er nur erwogen hätte, was für kümmerliche und unvollständige Kenntnisse von der Erde er auf den zehn Seiten, welche er dieser Materie widmet, hat geben können: diese enthalten daher eine ganz unnütze und die Wissenschaft nur belästigende Vermehrung der National-Oekonomie: — Daß von den Capitalen eher als von der Arbeit gehandelt wird, ist ein logischer Fehler, da jene Producte der Arbeit sind und der Begriff der Arbeit zur Deutlichmachung des Begriffs vom Capitale nothwendig ist. Dieses hätte sich Hr. A. schon dadurch offenbaren müssen, daß er in dem Kapitel von den Capitalen nicht umhin gekonnt hat, von der Theilung der Arbeiten (S. 33) zu handeln. Daß der Smithsche Nagelschmid und dessen Stecknadelabrik auch hier herhalten muß, um die Vortheile der Theilung der Arbeiten zu zeigen, haben wir uugern gelesen. Es kennt ja dieses schon jeder, und wenn es erläutert seyn mußte: so konnten doch weniger triviale Beyspiele gewählt werden. Wenn der Vf.

eigne Beyspiele gebraucht, so vergeist er sich nicht selten darin, welches ein Zeichen ist, daß er sich seine Begriffe selbst noch nicht klar gemacht hat. So führt er z. B. S. 43. zur Erläuterung des sonst richtig angegebenen Begriffs der unproductiven Arbeit das Beispiel eines Stiefelwischers an, dessen Arbeit die Stiefeln im Glanze zu erhalten, unproductiv seyn soll. Allein wenn der Eigenthümer der Stiefeln das von dem Stiefelwischer darauf gesetzte Wachs am Abend consumirt hat, und der Arbeiter setzt sie am folgenden Morgen wieder darauf: so erhöht er allerdings den Werth der Stiefeln, die ihren Glanz verloren haben, jedes Mal und seine Arbeit ist, nach der vom Vf. selbst gegebenen Erklärung, allerdings productiv zu nennen. Die Erklärungen, welche S. 48 von den für die menschlichen Geschäfte nöthigen Wissenschaften gegeben werden, sind gleichfalls überflüssig und können hier nur ärmlich ausfallen. Es wird in der National-Oekonomie vorausgesetzt, daß die Begriffe davon verstanden werden.

Das dritte Kapitel handelt die *Naturgesetze* ab, nach welchen sich unter die drey Grundbedingungen der Preis der durch sie erzeugten Güter theilt. Der Vf. verspricht hierüber etwas Neues zu liefern, indem er behauptet, daß Adam Smith zwar die Trennung dieser Bedingungen vorgenommen, aber die daraus fließenden Folgen nicht durchschaut und kein System sie ihrer Bedeutung gemäß gewürdigt habe. Rec. muß gestehen, daß er sich umsonst bemühet hat, das Neue und Vorzügliche, daß der Vf. in diesem Kapitel zu geben verspricht, zu finden. Meint er die Analysen damit, welche S. 76 ff. angestellt sind: so erkennt sie Rec. zwar für zweckmäßige Erläuterungen, aber es wird sie jeder leicht anstellen und vermehren können, der die Smithschen Grundlehren gefaßt hat, und wenn Smith und andere dergleichen in ihre Bücher nicht aufnahmen, so geschah es gewiß bloß, weil sie es für unnütz hielten, indem sie voraussetzten, daß jeder ihrer Leser sich dergleichen Erläuterungen selbst leicht geben könnte. Dagegen scheint es uns tadelnswerth, daß der Vf. unter dem Capitalgewinnst bloß die Zinsen verstanden wissen will, dagegen den Unternehmergewinnst ganz unter den Begriff des Arbeitslohnes setzt. Denn da letzterer sich zugleich nach der Größe des Capitales richtet: so ist der Gewinn des Unternehmers offenbar zum Theil eine Wirkung des Capitales und nicht seiner Arbeit. Wer z. B. ein Capital in eine Commandite giebt, verrichtet gar keine Arbeit, und zieht dennoch einen die Zinsen übertreffenden Gewinn, der also offenbar Folge der Anwendung seines Capitales ist. Wenn der Vf. sagt, daß ihm dieser Ueberschuss für Uebernehmung der Gefahr werde, welcher sein Capital bey der Unternehmung aussetzt: so gewinnt er doch den Ueberschuss immer durch sein Capital und nach dem Maasse desselben und der Gewinn ist reines Product des Capitales; indem er ohne dasselbe gar nicht hätte können zu Stande kommen.

men. Und wie will der Vf. den Gewinn nennen, den jemand in einem Lande macht, wo gar kein Verleihen der Capitale Statt findet? Wie soll hier das ausgefunden werden was Zins ist, wo gar keiner existirt? Und wozu einen Sprachgebrauch verlassen, den jeder kennt und mit dem jeder vertraut ist. Die Untersuchung über die Entstehung der Landrente vermischen wir gänzlich, und es ist deshalb der Umstand ganz übersehen, daß die Landrente bald eine Wirkung der bloßen natürlichen bald der durch ein Capital hervorgebrachten Fruchtbarkeit der Ländereyen ist, so wie, daß die Landrente bey den verschiedenen Grundstücken einerley Art, sehr verschieden ist und bey manchen ganz verschwindet. Aus diesen Sätzen fliessen aber eine Menge wichtiger Folgerungen, die in der National-Oekonomie nicht unbeachtet bleiben dürfen. — Wenn der Begriff des *reinen Ertrags* S. 86 als der Ueberschufs des Preises der Producte über deren Culturkosten, bestimmt, und der Ertrag, welcher diese mit in sich begreift, der *Bruttoertrag* genannt wird; so sind die daraus gezogenen Folgerungen falsch. Denn es kann ein Bruttoertrag in diesem Sinne gar keinen Reinertrag enthalten und doch den Nationalreichthum vermehren. Dieses geschieht z. B. in jedem Lande, wo der Boden in seinem natürlichen Zustande noch keinen Werth hat, und die Producte desselben bloß unter die, welche ihn bearbeiten und einiges Capital dazu hergeben, vertheilt wird. Hier gehört das Arbeitslohn unstreitig unter die Culturkosten. Weil es aber so groß ist, daß der Arbeiter einen Theil davon sparen kann: so vermehrt der Bruttoertrag im Sinne des Vfs. allerdings den Reichthum. Soll sein Satz Richtigkeit erhalten: so muß unter Reinertrag derjenige Theil des Productes verstanden werden, welcher übrig bleibt, nachdem man das abgezogen, ohne welche die Ursachen der Erzeugung durchaus nicht existiren können. Dann aber kann der Reinertrag sich unter alle Bedingungen der Erzeugung vertheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Heyse: *Die seligmachende Kirche. Eine Predigt* vor der St. Ansgarii-Gemeinde gehalten, und auf Verlangen herausgegeben von Dr. Joh. Heinr. Bernh. Dräseke. 1823. 28 S. 8.

Die Hauptsätze dieses in der bekannten Manier des berühmten Vfs. abgefaßten Vortrages sind folgende: „Die wahre Kirche ist eigentlich nicht ausser, sondern in dem Menschen — unsichtbar; tritt jedoch auch äußerlich in sichtbaren Gestalten und Anstalten u. s. w. sichtbar hervor; war auch, weil die Gottheit sich niemals unbezeugt gelassen hat, zu aller Zeit offenbar; ist als wahre Kirche nur, wo

die wahre Frömmigkeit wohnt; ist als solche eine geistig lebendige, einige, ewige, allgemeine, seligmachende Kirche, so wie der wahre Gott ein Geist, einig, ewig, Regent über alles und höchstselig ist. Alle diese Merkmale trägt nun die Kirche Christi an sich; woraus denn folgt, daß erstens die seligmachende Kirche *kein Wahn* und daß der Glaube an sie weder mit der Vernunft unvereinbar, noch ein Zeichen befangenen Geistes, eben so wenig die Andeutung eines unduldsamen Sinnes, auch endlich kein Hinderniß einer allseitigen Ausbildung sey; zweytens aber ist sie auf Erden *nirgend vollendet* anzutreffen, weil nirgend sich die Verbindung der vollkommenen Erkenntniß von den himmlischen Dingen mit dem vollkommenen Wandel im himmlischen Licht und Heil findet; sie ist ein — *Ideal*. Sie ist drittens nicht in ein' oder anderer Form *ausschliessend* zu suchen, daher weder die Form das Wichtigste seyn, die mangelhafte Form nicht aus der einmaligen Kirchengenossenschaft wegstreihen, auf Umtauschung der Form unmöglich das Meiste ankommen, wohl aber der Protestant dahin kommen kann, sich über die Form zu erheben und den Confessionsunterschied unerheblich zu finden. Daher endlich ist die seligmach. K. am allerwenigsten ein Gegenstand des Streits und Ketzermachens, sondern einzig und lediglich des Fragens und Strebens. Keiner ist ganz in der Kirche; wie viel oder wenig Einer es sey, darüber kommt die Entscheidung allein Gott zu. Fragen aber soll sich selber nach der seligmach. Kirche, und sich in den Herrn — *hineinleben*." Alles dies wird an App. 16, 31 angeknüpft. Um aber den Weg zum Thema in den Worten des Ap. zu finden, wird der Uebergang etwas sehr rasch folgendermaassen gemacht: „das Ev. von Christo ist eine Kraft Gottes“ u. s. w.: das hat der Ap. erfahren. Diese Erfahrung giebt ihm die Antwort ins Herz und aus dem Herzen in den Mund: „Glaube — selig. Auch reiset er ja darum nur aus einer Gegend der Erde in die andere, weil er diese Wahrheit in alle Welt rufen soll. Paulus glaubt demnach (??) an eine seligmachende Kirche.“ Um zum Ueberflufs noch eine Stelle auszuzeichnen, wählen wir folgende S. 25 f. befindliche: „Nichts verdient unser Fragen mehr, als die f. K. Der Mensch kommt durch sie erst ins Leben. Seine *Mutter* ist die Kirche. Seine *rechte Mutter*. Sollte nach seiner Mutter nicht der Mensch fragen? Wer leben will, fragt. Wer Weisheit sucht, fragt. Wer Sünden beweint, fragt. Wen Noth bedrängt, fragt. So fragt der Kerkermeister. Und weil er in Einfältigkeit fragt, findet er Pauli Antwort genügend.“ — Rec. gesteht, daß ihm in Hinsicht auf die vielen Fragenden, die ihm hier vorgeführt werden, auch manche Frage eingefallen sey; die er aber zurückhält, um dem besonnenen Leser nicht vorzugreifen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Die neuere Güterlehre und ihre Anwendung auf die Gesetzgebung von Karl Arend n. l. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Inhalt des fünften Kapitels, von den Naturgesetzen der Benutzung der Naturerzeugnisse, kündigt der Vf. gleichfalls als neu an. „Die hier zu entwickelnden Wahrheiten,“ heisst es S. 91 „hat A. Smith angedeutet, aber nicht bis zu einem vollständigen Resultate geführt. Noch fand ich bey keinem Jüngeren diese Ausführung bewirkt.“ Er betrachtet nun I) den naturgemässen Gang der Entwicklung des Gewerbswesens in einem *verschlossenen* Staate, und zeigt recht gut, welche Vortheile eine solche Gesellschaft durch die Theilung ihrer Arbeiten und den Austausch ihrer im Lande erzeugten Producte erwirbt; wie sich II) diese Vortheile erweitern, wenn ganze Nationen in ähnlichen Verkehr mit einander treten, und auf diese Weise der Welthandel entspringt, und wie insbesondere der grösste Vortheil für die verschiedenen Nationen vermittelt dieses Tausches dadurch bewirkt wird, dass eine jede von der andern, das was bey letzteren weniger kostet, gegen das was ihr weniger und andern Völkern mehr kostet, austauscht. Jedoch wird III) ein Unterschied darin gemacht, ob Naturerzeugnisse oder Kunstproducte zum Austausch gebraucht werden, und der verschiedene Einfluss des Welthandels auf die Gewerbe und den Nationalreichtum der mit einander handelnden Staaten erwoogen. — Der Austausch von Naturerzeugnissen gegen Naturerzeugnisse hat für den Nationalreichtum immer einen wohlthätigen Einfluss (S. 95) bey dem Austausch gegen Kunstzeugnisse aber soll dieses nicht immer der Fall seyn. Aus dem aber was der Vf. (S. 95 ff.) darüber sagt, lässt sich kein Unterschied der Wirkungen des Austausches abnehmen, er mag gegen Natur- oder Kunstzeugnisse geschehen. Der Handel ist immer vortheilhaft, wenn gleiche Werthe gegen einander ausgetauscht werden, und wenn einer dem andern etwas für eine Sache giebt, was der letztere wohlfeiler hätte erhalten können, wenn er es verstanden, oder die Mittel gewusst hätte, sie anderswo zu erlangen; so wird er für den letztern immer nachtheilig. Die Ursachen, weshalb der eine Staat bey dem natürli-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

chen Gange der Dinge von dem andern Kunstzeugnisse kauft, sind S. 97 §. 3. gut entwickelt, so wie auch §. 4. daselbst die Wirkungen des Austausches der Kunstzeugnisse gegen Naturproducte in dem Manufacturstaate richtig geschildert werden. Aber wenn es S. 99 Nr. 3. heisst. „Es erwirbt sich dieser“ (Fabrik-) Staat einen Theil der Erwerbsquellen und der Bevölkerung von denjenigen Staaten von denen er Naturerzeugnisse empfängt und an die er Kunstzeugnisse abgiebt; er nimmt in seinen Schoofs die Werkstätte und Arbeiter jener Staaten auf wegen und durch Capitalien, die jenen mangeln und die er besitzt,“ so scheint uns diese Behauptung falsch zu seyn, wenn sie dem Fabrikstaate einen Vorzug vor dem Staate, der sich hauptsächlich mit Erzeugung roher Producte beschäftigt, andeuten soll. Hat der Handel seinen natürlichen Gang, wie der Vf. bey seiner Behauptung voraussetzt: so werden die rohen Producte, welche der Ackerbaustaat A dem Manufacturstaate B für die von ihm erhaltenen Manufacturwaaren giebt, ihm eine kleinere Arbeit und Anstrengung kosten, als ihm die dafür eingetauschten Kunstzeugnisse kosten würden, wenn er solche selbst machen wollte. Folglich gewinnt er bey diesem Austausche eben so als der Staat B bey dem seinigen, da diesem die rohen Producte mehr Arbeit kosten würden, wenn er sie selbst erzeugen sollte, als dem Staate A. Auch wird der Fabrikstaat B nicht mehr Erwerbsquellen von dem Ackerstaate A, als dieser von jenem durch diesen Handel an sich ziehen. Denn die Kunstzeugnisse, die er von B empfängt, sind ihm gerade eine so starke Ursache seine Urproducte zu vermehren, und bringen in ihm dieselbige Quantität neuer Arbeit hervor, als die rohen Producte, welche A dafür empfängt, in letzteren Staate Manufacturarbeit hervorbringen. Die grösseren Capitale in dem Staate B werden aus dem Staate A vermittelt dieses Handels keine Arbeiter an sich locken können. Denn wie auch die Bevölkerung in A wachse; sie wird immer genug bey der Erzeugung roher Producte zu thun finden, so lange ihm der Staat B wohlfeile von ihm begehrte Manufacturwaaren für seinen Ueberflus liefert, und die nöthigen Capitale dazu wird die vermehrte Arbeit einer vermehrten Bevölkerung erzeugen. Wie also ein Manufacturstaat dem Ackerstaate seine Bevölkerung entziehen soll, ist so wenig in der Theorie begreiflich, als es sich in der Praxis bewährt. Noch nie hat man von Auswanderung aus

aus Nordamerika, ja selbst nicht einmal aus Russland, Polen oder Ungarn nach Holland oder England gebürt, wohl aber sind von jeher die Auswanderungen aus Manufacturländern nicht selten gewesen. Aber auch diese sind gewiß nicht in der Natur ihres Verkehrs mit den Ackerbauländern zu suchen. — S. 100 betrachtet der Vf. die Verhältnisse solcher Staaten, wenn das Aufkommen der Manufacturen im Ackerstaate durch fehlerhafte politische Operationen, insbesondere durch künstliche Erhöhung des Arbeitslohnes gebindert wird. Dafs ein solches Verhältniß dem Ackerstaate zum Schaden gereichen müsse, ist allerdings klar; nur ist nicht recht einzusehen, wie ein Ackerbaustaate das Arbeitslohn durch seine fehlerhaften Operationen höher treiben könne, als es in einem blühenden Manufacturstaate schon an sich ist. In allen bekannten Ackerstaaten, wo Leibeigenschaft und Frohnen zu Hause sind, steht das Arbeitslohn auf seinem Minimum, und das Abgabensystem kann den Tagelohn gleichfalls nicht erhöhen, da die Abgaben doch selbst nach des Vfs. Meinung von den Grundherrschaften getragen werden, welche Form man ihnen auch giebt. Hoher Arbeitslohn ist daher in solchen politisch fehlerhaften eingerichteten Staaten gewiß nicht der Grund, weshalb daselbst die Manufacturen nicht gedeihen. Und woher soll vollends das Steigen des Arbeitslohns in solchem Staate kommen, wenn, wie der Vf. annimmt (S. 100) das Sinken des Preises der Naturerzeugnisse die Wirkung des angenommenen politischen Systems ist? Einseitig ist auch die Bemerkung S. 101 wo behauptet wird, daß einige Arbeiten dem Einflusse des Welthandels weniger ausgesetzt sind, als andere. Denn wenn gleich allerdings der unmittelbare Einfluß auf sie verschieden ist, so erstreckt sich doch der mittelbare auf alle in gleichem Grade. Beschäftiget nämlich der Welthandel eine bestimmte Anzahl von Personen in einem Staate: so werden diese mit denen, die mit inneren Dingen des Landes beschäftigt sind, außer Concurrenz treten, und es ihnen dadurch möglich machen, daß sie auf höhern Lohn halten können. Wird aber denselben die Beschäftigung, die ihnen der Welthandel gab, entzogen: so wird die Zahl der Arbeiter für innere Geschäfte vermehrt und diese vermehrte Concurrenz wird ihren Lohn herabdrücken. Also wirkt der Welthandel auf alle Arten von Gewerbe im Staate ein. — Ueber den Getreidehandel S. 105 ff. werden die liberalen und richtigen Grundsätze aufgestellt.

Im sechsten Kapitel S. 112 ff. beschließt der Vf. das erste Buch mit einigen aus den vorhergehenden gezogenen Folgerungen. Er betrachtet I. die Quellen der Einkünfte der verschiedenen Klassen der Einwohner nach der Ordnung der Bestandtheile der Waarenpreise. Der Arbeitslohn wird, wie es scheint, als eine viel zu unbedeutende Quelle der Entstehung des Reichthums angesehen. Denn nicht zu gedenken, daß dasselbe in solchen Staaten,

wo die Nachfrage nach Arbeit sehr groß ist, wie in allen freyen Colonieländern, der Arbeitslohn den größten Theil der durch die Arbeit gewonnenen Producte ausmacht, und die größte Summe der Capitalien aus ihm erübrigt wird: so muß man sich um so mehr über die Behauptung des Vfs. wundern, daß er den ganzen Capitalgewinn, mit Ausnahme der Zinsen, als Arbeitslohn betrachtet, welcher offenbar in jedem industriösen Lande eine viel größere Summe beträgt, als die Zinsen und Landrente zusammengenommen. Wenn er S. 116 meint, daß Zinsen und Landrente deshalb mehr zur Vermehrung des Nationalreichthums beytragen, weil ihr Daseyn keine sie vermindernde Consumption erfordert: so ist dagegen zu erweisen, daß da, wo es einen besondern Stand von Capitalisten und Rentenirern giebt, diese am wenigsten zum Ersparen und Sammeln geneigt sind, sondern nicht bloß ihre Einnahmen, wie auch ihr Stammvermögen in der Regel ganz verthun, und daß es insbesondere die Industrie ist, welche das was Capitalisten und Rentenirer vergeuden, wieder ersetzen müssen. Diese Bemerkung wird dadurch bestätigt, daß in Gegenden, wo freyer Güterverkehr ist, fast alle große Landgüter nach und nach in die Hände der industriösen Klasse kommen. Es bleibt daher die Industrie immer die Hauptquelle des Reichthums. — Fehlerhaft ist die Bemerkung, welche man S. 119 und an andern Stellen findet, daß die größeren angewöhnten und verfeinerten Bedürfnisse der Arbeiter die Ursache ihres höheren Lohns wären; die Gewohnheit besser zu leben und mehr zugenossen ist vielmehr die Wirkung des höheren Lohns. Die Frohnbauern und Zwangsarbeiter würden gar bald die Gewohnheit sich besser zu kleiden, und sich besser zu nähren annehmen, wenn sie es erringen könnten, höheren Lohn zu erhalten.

Das zweyte Buch von den immateriellen Gütern ist, wie wir schon bemerkt haben, ein unbedeutendes Fragment aus der Moral, das eine ganz heterogene Natur von den Gegenständen hat, welche in die National-Oekonomie gehören, und mit ihr unmöglich zu wissenschaftlichen Ganzen verbunden werden kann. Selbst als immaterielle Güterlehre an sich hat das, was der Vf. hier liefert, keine Bedeutung. Denn jene ist nichts anders, als eine menschliche Zwecklehre oder systematische Teleologie, wovon das, was dieses Buch enthält, weit entfernt ist. — Das Moralsystem, was der Vf. hier fragmentarisch aufstellt, hat überdies einen so mystischen Anstrich, daß kein Mensch sich davon einen deutlichen Begriff machen kann. Denn es werden Plato, Spinoza und Schleiermacher als die Hauptautoritäten aufgestellt, über deren sublimen Theorien bekanntlich so viel Zwiespalt herrscht, daß was sie sagen, nur auf die Schulbänke der Scholastik verwiesen werden kann. Ein Moralsystem muß für alle Welt klar und faßlich seyn und allgemeine Ueberzeugung bey sich führen. Wir übergehen daher den Inhalt dieses Buchs gänzlich. Auch

Auch kommt kein einziger Satz im Werke sonst vor, der dessen Beyhülfe zum Verstehen oder zu seiner Begründung nöthig hätte. Auch da, wo die materiellen Güter aus moralischen Gesichtspuncten betrachtet werden, reichen die gemeinen moralischen Begriffe, die jeder hat, vollkommen zur Beurtheilung des Gefagten hin. Dieses ist z. B. gleich der Fall in Ansehung des dritten Buchs, welches von der Verwendung der materiellen Güter handelt, und worin der Vf. etwas ganz Neues geliefert zu haben vermeint, weil er darin das Materielle mit dem Intellectualen verschmelzt und die Consumtion aus dem Gesichtspuncte des höchsten moralischen Gesetzes erwogen hat. Nun ist es zwar allerdings etwas Neues, daß der Vf. die Betrachtung der Consumtion nach ihren Zwecken in die National-Oekonomie zieht. Aber neue Wahrheiten finden sich nicht darin. Denn in jeder einigermaßen guten Politik ist der Unterschied der Verwendung des Reichthums auf bloß körperliche, irdische, intellectuelle und moralische Zwecke erwogen und wird die Rangordnung derselben gezeigt, nur daß man bisher dafür hielt, daß diese Betrachtungen nicht in die National-Oekonomie, sondern in die allgemeine Staatslehre gehörten. Der Vf. theilt die Verwendung in die *nothwendige* und *willkürliche*. Unter ersterer versteht er diejenige, welche zur Erhaltung des physischen Lebens der Staatseinwohner nothwendig ist; die Verwendung welche zur Erreichung der in jeder Hinsicht entbehrlicher Zwecke dient, nennt der die *willkürliche*. Diese kann nun verwendet werden: 1) zur Vermehrung der Erwerbsquellen, 2) zur Entwicklung der menschlichen Naturanlagen, 3) zu etwas, wodurch sie eine zwecklose Verwendung wird. — Er betrachtet zuerst eine Gesellschaft deren höchstes Gesetz ist, die Vermehrung der Erwerbsquellen zu erstreben: so dann eine Gesellschaft, deren Haupttrichtung auf die Ausbildung und Veredlung ihrer Glieder (worin nach dem Vf. das höchste moralische Gut besteht) geht und endlich eine Gesellschaft deren Princip die zwecklose Verwendung ist. Wir sehen nicht recht ein, wozu diese Theilung dient, da nirgends an eine Theorie gedacht ist, welche das erste oder dritte Princip annähme, obgleich in der Praxis sehr häufig gegen das mittlere gefehlt werden mag. Dafs dieses aber recht sey, ist doch wohl von Niemanden behauptet worden.

(Der Beschlufs folgt.)

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Riegel: *Geschichte des Bairischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt von Karl Heinrich Ritter v. Lang*. 1821. IV u. 314 S. 8.

Herzog Ludwig zu Ingolstadt, genannt der Bärtige, als Mitglied einer frommen Bruderschaft die-

ses Namens, (geb. 1366, gest. 1447), hatte drey Herzoge von Baiern neben sich: Heinrich zu Landsbut, Ernst und Wilhelm in Gemeinschaft zu München, mit denen er den vierten Landestheil Straubingen nach langem Streite zu gleichen Theilen verlorste. Seine Schwester war die Königin Isabelle von Frankreich, unbegrenzt und entsetzlich in ihrer Leidenschaft, die tödlichste Feindin selbst des eigenen Sohnes, und, wie die Engländer glauben, die verführerische Freundin ihres Bruders. Dieser geleitete sie 1385 auf ihrem Brautzuge, wußte sich am Pariser Hofe in den Tonn bald zu finden, in das Gespötte, den Muthwillen einzustimmen und Jedermann und Alles ins Lächerliche zu ziehen. Er verheirathete sich dort 1402 mit Anna, Wittve von Peter von Montpensier, dem Bruder des Königs von Navarra, bekam Güter mit ihr, und nebenher auch andere, selbst Reichskleinodien, und hatte Kinder mit ihr, doch nebenher auch andere. Er mochte wohl nicht gern sehen, wenn er daheim für den Vater haushalten und mit den bösen Vettern rechten sollte. Aber recht sicher mochte Ludwig sich doch zu Paris in allen seinen Würden und Einkünften, als Staatsrath, Gouverneur u. s. w. nicht halten; denn er hatte die Heimath immer in Augen, kaufte dort so viel Güter, als sich kaufen ließen, und schrieb auch wohl den dortigen Räthen, sich um den Alten nicht zu bekümmern. Zuletzt scheint er selbst vor dem französischen Unwesen bange geworden, und froh gewesen zu seyn, aus Frankreich zu kommen. Indefs französischte er nun in der Heimath, hatte französische Schreiber, trieb Ränke, machte bey der Schwester des Kaisers den Höfling, bey den Münchener Bürger den alten Deutschen, bey den fränkischen Ritters den Haudegen, bey den Gelehrten ihren Mäcen, und fast sollte man glauben, bey den Hufiten den Freygeist. Mit dieser Gewandheit, und noch größerer Beharrlichkeit, bey seinem Wirthschaftsfinn und Muth hätte er es weit bringen können, wenn er eben so gut verstanden hätte, den Schein zu verbergen als anzunehmen, und wenn seine Unzuverlässigkeit, Habacht, Spottlust und Rachgier sich nicht überall verrathen hätte. Zuerst und sein Leben lang war er mit den Vettern, und zuletzt auch mit dem eigenen Sohne in Zank und Krieg. In der ersten Fehde gingen viele hundert Dörfer darauf, und er hatte überdies viele fremde Ritter und Reifige zu ernähren, ohne dafs weder das eine noch das andere Nutzen schaffte. Der inländische Adel mochte mehr für ihn, die Geistlichkeit für die Vettern seyn; sie wußten nachmals zur rechten Zeit sich wegen des Brandschatzens zu rächen. Uebrigens liefs er sich durch die Fehde nicht abhalten, selbst in den Landen der Vettern Güter anzukaufen, und es fehlte ihm trotz der Kriegsverwüstung nicht an Geld; weil er seine Amtleute und Rentmeister in Ordnung und Aufsicht hat-

hatte, und weil man sich von beiden Seiten mit den Städten, Burgen und Klöstern noch ziemlich in Acht nahm, die Bauern aber wenig verloren, wenn ihnen auch alles niedergebrannt wurde. Hatten sie nur ihr Vieh geschützt, so war die Hütte leicht wieder aufgebaut; und wenn die Herrschaft sie kümmerlich durchwintert hatte, so war mit der neuen Aernte ihre Wirthschaft wieder in der alten, freylich elenden Ordnung. Die Dienste und Abgaben gingen wieder ihren Gang. Mit seinen Beamten hielt es der Herzog wie wir mit unserm Gefinde; sie dienten auf ein Jahr und Vierteljährliche Kündigung. Sein Barbier war sein geheimer Cassier, und keine bessere Empfehlung für die Amtsführung der Männer, als die Dienstleistung der Frauen. Indeß verbesserte sich doch das Behördenwesen, und näherte sich der neuern Form. Wer einen Dienst hatte, behielt ihn gewöhnlich, und die Landesverwaltung bestand nicht in, sondern neben der Hofverwaltung, wobei weniger auf die Tafel als auf die Jägerey und den Marstall verwandt wurde. Da der Herzog das Unterhandeln liebte, so hatte er eine gute Anzahl von Rathsleuten nah und fern für diese Geschäfte, und einen Secretär der lateinisch, französisch, ungrisch, polnisch verstand. Er wußte selbst mit der Feder umzugehen, und verließ nicht gern sich auf andere; daher wünschte er auch eine deutsche Geschichte von Baiern zu haben, weil er die lateinischen Chroniken nicht lesen konnte, und doch gern daraus etwas wider die verhassten Vetter selbst aufgefunden hätte. So schwer mit ihm auszukommen war, so schwer war ihm auch anzukommen, besonders am kaiserlichen Hofe. Als es seinen Feinden endlich einmal gelang, von Kaiser Sigmund die Acht über ihn auszusprechen zu lassen, brauchte er sich nur vor ihm zu zeigen, und alles war vergessen und vergeben. Als er aber seinerseits das offenbarte Recht gegen Vetter Heinrich hatte, konnte er doch damit weder bey dem Kaiser, noch bey dem Papst durchkommen. Es war nichts Geringeres als ein mörderischer Anfall, welchen sich der Vetter Heinrich wider Herzog Ludwig auf der Kirchenversammlung zu Constanz erlaubte, dessen sich Ludwig zwar ritterlich, aber nur mit schweren Wunden erwehrte, und wofür er von dem Kaiser, von den versammelten Fürsten und von dem Papst auf seinem feyerlichen Kirchzuge vor allem Volke knieend Genugthuung forderte. Sein Mahnen, sein Klagen und sein Bitten war vergebens, die beiderseitigen Unterthanen mußten den neugeschärften Grimm entgelten, und besonders ließ Ludwig die Geistlichen büßen. Inzwischen klagte er auch in einem Fort, erhielt aber nach zwanzig Jahren doch nichts weiter, als daß Heinrich zur Strafe eine Stiftung machen

und Wallfahrer nach Jerusalem und andern Orten senden mußte. Er selbst als er alt geworden, verfiel auf die Gründung frommer Stiftungen, und verwandte dazu, wie er beurkundete, die Gelder, welche er sündlich erworben. Er liebte seinen einzigen rechten Sohn nicht, und konnte ihn nicht vor Augen sehen, als derselbe sich wider seinen Willen verheirathete. Das junge Paar in der That war nicht liebenswürdig: er bleich, bager, mit langen Stelzfüssen, sie plump, übergroß, fleischig. Der Vater wandte sein Herz auf einen umechten Sohn, den er mit einer Gräfin vermählte, von welcher aber die Ehestiftung auch keine Schönheit rühmt, sondern nur bezeugt, daß sie mit den gehörigen Gliedmaßen versehen, und nicht verwachsen sey. Das konnte nun wohl den Erbprinzen und seine Gemahlin nicht eifersüchtig machen, aber die reiche Ausstattung mit Erbgeldern und französischen Kleindiensten that es desto mehr. Sie klagten, daß der Vater sie vom Hofe verwiesen, dem unehelichen Sohne nachgesetzt habe und um ihr Erbe bringen wolle; dagegen erwiederte der Vater, daß wer den Vater anklage, der rechte Sohn nicht seyn könne. Die Vettern blieben nicht müßig, sondern sagten für Pfand und Gut dem Sohne Hälfte zu, welcher auch gegen andere Helfershelfer mit seinem Erbe freygebig war. Die Geistlichen standen ihm mit Bannfluchen bey. So kam es denn zum Kriege zwischen Vater und Sohn, und trotz aller kaiserlichen Gebote nicht eher zur Ruhe, als bis der Vater der Gefangene seines Sohnes geworden. Er blieb es bis zu dessen Tode und darüber hinaus bis zu seinem eigenen, nach einiger Meinung, nicht einmal natürlichen Tode. Die Wittve seines Sohnes machte für seine Freylassung ungeheure Forderungen, und er ließ lieber sich in die Gewarsam seines Veters Heinrich bringen, als daß er ihr Verwilligungen machte. Ein achtzigjähriger Greis wird von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt; dieser Unglückliche ist ein Fürst, ein deutscher Reichsfürst, er hat seinen Sohn zugleich zum Gefangenwärter und zum Nachfolger in der Landesregierung und im Fürstenrathe, und er stirbt ohne Gehör, ohne Gericht zu finden. Das ist das Recht, das sich im Mittelalter so von selbst gemacht hat, und das doch wohl vor dem Recht, das sich so selbst macht, abschrecken sollte. Diese Geschichte ist übrigens aus archivalischen Nachrichten geschöpft, und mit einer Fülle von statistischen, diplomatischen und artistischen Angaben ausgestattet, welche sich hier nicht näher anführen lassen. Die Arbeit wird nach dem Urtheil der Leser zu den interessantesten unserer neuesten historischen Literatur gehören, und es bedarf von unserer Seite Entschuldigung, daß sie ihnen nicht schon früher angezeigt worden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WEIMAR, im Landes - Industrie - Comptoir: *Die neuere Güterlehre und ihre Anwendung auf die Gesetzgebung*, von Karl Arend u. I. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Der zweyte Theil handelt von der Anwendung der Güterlehre auf die Gesetzgebung. Ob es nun gleich ganz richtig ist, daß die Kenntniß der Güter dazu gehört, wenn zweckmäßige Gesetze für dieselben gegeben werden sollen; so folgt doch nicht, daß die Wissenschaft, welche die Theorie dieser Güter, d. h. die Natur und Ursachen der Entstehung derselben zu ihrem Gegenstande macht, auch die Principien der Gesetzgebung darüber entwickeln soll. Die Gesetzgebungstheorie erfordert vielmehr Erörterungen, die jener Theorie ganz fremd sind, und letztere dient jener nur bey der Anwendung. Beide Theorien aber bilden ganz verschiedene Wissenschaften, weil sie auf verschiedenen Principien ruhen und verschiedenartige Kenntnisse zum Gegenstande haben. Daher kann nur etwas höchst Unvollständiges und Fragmentarisches herauskommen, wenn man beide heterogene Wissenschaften mit einander verschmelzt. Dieses ist der Grund, weshalb die Gesetzgebungslehre des Vfs. den Denker nicht befriedigt, ob man gleich darin auf recht viele schöne, wahre und nützliche Betrachtungen stößt. — Ein seltsames Urtheil über die bisherige Gesetzgebungslehre wird gleich im Anfange gefällt. „Der juristische Kastengeist erklärt, indem er den gesellschaftlichen Vertrag als die Grundlage des geselligen Verbandes aufstellt, seine Aufrechterhaltung als den einzigen Zweck desselben. Ihm trat die neuere Philosophie bey, und so hatte man nicht allein die Ethik aus der Rechtslehre, sondern auch aus der ganzen Gesetzgebung verbannt.“ „Den erhabenen ethischen Zweck des geselligen Verbandes verkennend, sah man nicht, daß der gesellschaftliche Vertrag nur Mittel zu diesem Zwecke und daß Legitimität nur eine inhaltlose Form sey.“

Rec. hat eine ähnliche Stimme wohl auch schon hier und da vernommen; aber nach der Kenntniß, die er sich aus einer fleißigen Lectüre der juristischen und philosophischen Schriften des vergangenen Zeitalters erworben hat, kann er nicht anders urtheilen, als daß jene Beschuldigungen von Männern herrühren, die jene Schriften entweder gar

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

nicht, oder doch nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit gelesen haben. Sie haben sich nach einigen flüchtigen Ueberblicken der ältern Schriftsteller das System derselben aus eigener Phantasie zusammengesetzt, und ihre Eitelkeit hat ein Wohlgefallen daran gefunden, sich einen Riesen zu schaffen, über den sie sich leicht die Ehre des Sieges verschaffen könnten. Denn wo ist wohl ein Schriftsteller von einiger Bedeutung, der über den Staat als ein Mittel betrachtet hätte, durch das der Zweck der Menschheit, d. h. die moralische Bestimmung desselben desto besser befördert werden könnte; wo einer, der nicht die ganze Gewalt der Gesetzgebung auf die Pflicht, diese Zwecke der Menschheit durch gemeinsame Kräfte zu fördern gebaut, und dieses mehr oder weniger deutlich ausgesprochen hätte. Wenn eine Trennung der Rechtslehre und der äußern Gesetzgebung von der Tugendlehre und der innern Gesetzgebung vorgenommen wurde, so geschahe dieses aus keinem andern Grunde, als weil man dafür hielt, daß die Bewirkung des Objects der Tugendgesetze (das moralische Motiv der guten Wille) nie ein Gegenstand der äußern Gesetze seyn könne, weil das Object der letztern müsse können erzwungen werden, dieses aber nur in Ansehung äußerer, willkürlicher Handlungen und nie in Ansehung der Gefinnungen möglich sey. Wenn unsere Vorgänger dieses nicht immer deutlich ausgesprochen haben, so wird es weit besser seyn, ihnen darin zu Hülfe zu kommen und ihre wahre Sinnesmeinung deutlicher zu machen, als sich gegen sie aufs hohe Pferd zu schwingen und ihnen ganz absurde Meinungen anzudichten, um als Reformatoren und Schöpfer neuer Wissenschaften zu glänzen. Eben so wunderlich wird die *Legitimität* erklärt (S. 160.). „Legitimität,“ heist es, „kann nichts anders bezeichnen, als die Schranken des Spielraumes der Handlungen derer, die den Verbindlichkeiten des gesellschaftlichen Vertrags unterworfen sind; sie bezieht sich bloß auf die Unterlassung der außer diesem Spielraume liegenden Handlungen; ist daher eine negative GröÙe, die keinen Bezug auf das Positive hat, auf die zu verrichtenden Handlungen selbst, und kann unmöglich als Zweck von diesen angesehen werden. So gewiß also ein Nicht-handeln der Zweck der Menschheit und ihrer Vereine nicht seyn kann, so gewiß kann Legitimität der Zweck dieser Vereine nicht seyn. In diesem Urtheile

theile befinden sich gleichfalls mehrere Verdrehungen und schiefe Ansichten. Das in der neuesten Zeit famös gewordene Wort *Legitimität* soll allerdings den bestehenden Zustand der positiven Gesetze und Institutionen eines Staats andeuten, und von dieser alle Handlungen verbietet, die ihm gewaltsam entgegen wirken, so bestimmt er freylich die Schranken des Spielraumes der Handlungen der Staatsbürger; aber da die Legitimität auch alle Handlungen in sich schließt, die jene Gesetze und Institutionen gebieten, so ist nicht zu begreifen, warum der Vf. die Legitimität als etwas bloß Negatives gelten lassen will. Dafs aber die positiven Gesetze und Einrichtungen des Staats Niemand gewaltsam verletzen soll, ist nicht bloß der Inhalt dieser Legitimität, sondern durch die Moral selbst geboten, also ein ethisches Gesetz, welches das Legitime oder das Positive selbst dann zu achten gebietet, wenn es uns als unvollkommen und unzweckmässig erscheint, oder in der Wirklichkeit so ist. Aber deshalb wird doch Niemand sagen, dafs das Legitime oder Positive der höchste Zweck sey, indem Pflicht und Recht jedermann gestattet, da wo es als unrecht, zweckwidrig und unpassend erscheint, dessen Fehler und Unvollkommenheit zur Kenntniss derer zu bringen, welche dasselbe zu ändern und zu verbessern ein Recht haben. Und da ein gewaltsames Einschreiten der Einzelnen, das Positive nach ihren Privateinsichten zu ändern, nie als Verausgesetzet gedacht werden kann, so ist es die Moral selbst, welche das Gesetz giebt, sich die bestehenden Gesetze (die Legitimität) mit allen ihren Mängeln gefallen zu lassen, so lange es unternorgebrachten Vernunftgründen nicht gelingt, die höchste Macht zu überzeugen, dafs bessere Gesetze und bessere Einrichtungen an die Stelle derer, die uns schlecht zu seyn dünken, gesetzt werden. Der Vf. will nun im zweyten Kapitel (S. 173.) die Principien angeben, wodurch die Wirkungssphäre der Gesellschaftsglieder begrenzt werden soll. Diese können keine andern seyn, als welche von andern die höchsten Principien der Gesetzgebung genannt werden und längst in der Gesetzgebungsphilosophie abgehandelt sind. Dadurch werden in dessen neue Betrachtungen dieses so wichtigen Gegenstandes nicht überflüssig. Er setzt deshalb A) das *Ackergesetz* oder das Princip der Begrenzung der Wirkungssphären in Benutzung der Grundfläche fest, und erwägt aus diesem Gesichtspunkte die Lehnverfassung, den Güterfalsch, das Gemeindegut und Staatseigenthum; B) das *Gewerbgesetz* oder das Princip der Begrenzung der Wirkungssphären bey Veredlung der Naturerzeugnisse; C) das *Handelsgesetz* oder das Princip der Begrenzung der Wirkungssphären bey dem Umtausch der Güter. In diesen Betrachtungen folgt der Vf. durchgängig den liberalen Principien, und man wird dieses Kapitel nicht ohne Interesse, welches mehrere darin vorkommende neue und originelle Darstellungsweisen bekannter Wahrheiten geben, lesen.

Eine nicht ungegründete Declamation gegen das verkehrte Rechtsstudium und Empfehlung einer mehr verbreiteten Rechtsphilosophie eröffnet das dritte Kapitel von der *Gerechtigkeitspflege* (S. 214.), worin der Entwurf zur Grundlage eines bürgerlichen Gesetzbuches gemacht wird. Als Princip desselben wird das höchste Sittengesetz, oder vielmehr dessen Object, das in der grösstmöglichen Ausbildung aller menschlichen Fähigkeiten bestehen soll, aufgestellt. Das Gesetzbuch muss die Rechte aller Einzelnen so bestimmen, dafs zur Erstreben dieses Zweckes alle Hindernisse möglichst aus dem Wege geräumt werden. Hieraus wird gefolgert, dafs Gleichheit der Rechte für die Personen Erleichterung und Bestimmung der Vertragsrechte, möglichste Vertheilung der Güter durch zweckmässige Erbschaftsgesetze, in der ehelichen Gesellschaft Monogamie und endlich zweckdienliche milde Strafgesetze die Basis eines solchen Gesetzbuches ausmachen müssen, und zuletzt die Forderungen an dessen Form und an die Vollziehung der Gesetze bestimmt. Das vierte Kapitel redet von dem äussern Schutze nach demselben Princip, indem die Mittel dazu darnach abgemessen und bestimmt werden. Er verspricht sich, dafs nach der bessern Erkenntniss der Güterlehre fast alle Ursachen zu Feindseligkeiten und Kriegen unter den Völkern wegfallen werden, indem er meint, dafs die meisten derselben aus der Verkenntung ihres wahren Interesses herrühren. Hierbey wird unstreitig den Erkenntnissen eine viel grössere Kraft beygelegt, als sie der Erfahrung zu Folge besitzen. Für die Organisation der Militärmacht werden hierauf allerley schöne Träume mitgetheilt S. 231 — 242. Die öffentlichen Institutionen, welche zu dem Staatszwecke erfordert werden, als zur Bildung des Volks, zur Versorgung der Armen, die Erleichterungsmittel des Transports und der Polizey sind die Gegenstände, welche das fünfte Kapitel erwägt. Das sechste betrifft den *Staatshaushalt* und entwickelt die Grundsätze eines naturgemässen Finanz- und Steuer Systems. Gegen die Bedingungen eines solchen Systems, die S. 261 gemacht werden, ist nichts einzuwenden, es sind die bekannten, die man in jeder guten Finanzwissenschaft findet. Bey der Prüfung der gewöhnlichen Steuern aber findet sich Manches Unrichtige. Sie werden nach den Erwerbsquellen in Steuern auf den Arbeitslohn, den Kapitalgewinnst, die Landrente und in solche eingetheilt, die auf mehrere dieser Fonds zugleich fallen. Hier ist es nun schon fehlerhaft, dafs unter diese Rubriken solche gefasst werden, die gar nicht dazun gehören. So werden S. 269 zu den Steuern, die unmittelbar auf den Arbeitslohn gelegt sind, die Personal-, Kopf-, Titel-, Klassensteuern u. s. w. gerechnet, welches eine ganz evidente Unrichtigkeit ist; es wird ferner unter die Steuern auf Kapitalgewinnst, auch die Steuern auf die Kapitale selbst gerechnet. In Ansehung der Beurtheilung dieser Steuern wird fälschlich angenommen: 1) dafs die

Steuer auf den Tagelohn allemal auf die, welche denselben bezahlen, falle. Nun ist freylich wahr, daß der Arbeitslohn von denen, die der Arbeit bedürfen, bezahlt wird; aber es ist falsch, daß sie deshalb allemal einen höhern Lohn bezahlen müssen, weil die Arbeiter eine Abgabe an den Staat davon geben müssen. Dieses ist nur der Fall, wenn der Tagelohn auf die allernothwendigsten Lebensmittel eingeschränkt ist, aber sobald er etwas Entbehrliches enthält, muß der Tagelöhner gemeinlich die Abgabe selbst bezahlen; und eine neue Abgabe bringt es nicht in seine Gewalt seinen Lohn zu erhöhen. Daß aber eine solche Steuer, wenn sie den Tagelöhner wirklich trifft, absolut ungerecht sey, weil sie den Arbeiter das Nothdürftigste beraube, ist eine grundlose Behauptung, weil es eine große Menge Arbeiter giebt, die mehr als das Nothdürftigste in ihrem Lohne erhalten. Warum soll es denn ungerecht seyn, daß ein Kammerdiener, ein Koch, ein Schweizer u. s. w., oder auch ein americanischer Handarbeiter, der täglich seine 1 bis 2 Thaler Lohn empfängt, eine proportionirliche Abgabe an den Staat bezahle? — Noch unrichtiger wird die Behauptung, wenn sie auf die Gewerbe oder auf die Industrie ausgedehnt und behauptet wird, daß diese die ihnen aufgelegte Steuer auf die Consumenten ihrer Waare schieben könnten. Wie wollte es denn wohl ein Schauspieler, ein Virtuos u. s. w. anfangen, den Thaler Kopfgeld, der ihm aufgelegt ist, in seinen Abonnementspreisen wieder einzuziehen, kann er um so viel seine Einlaßbilletts erhöhen? — Eben so wird der Schneider, Schumacher seine Rechnung nicht um den Betrag, der ihm zugedachten Auflage erhöhen können, wenn ihn eine neue Auflage trifft. Ich bezahle immer noch für einen Frack dasselbe Macherlohn, obgleich mein Schneider seit einigen Jahren eine beträchtlich größere Steuersumme bezahlen muß. Es liegt einer solchen Beurtheilung, wie sie der Vf. anstellt, eine durchaus unrichtige Würdigung der Ursachen zum Grunde. Daß gar alle und jede Steuern, wie der Vf. behauptet, auf die Landrente zurückfallen sollen, ist eine Behauptung, von welcher man hätte glauben sollen, daß sie längst verschwunden wäre, indem das physiocratiche System neuerlich so gründlich widerlegt ist. Wir halten es deshalb auch für überflüssig, nur ein Wort zur Widerlegung dieser Behauptung zu sagen. Der Vf. wird sie von selbst zurücknehmen, sobald er die Sache einer gründlichen Prüfung würdigt und sich nicht allzu sehr bloß auf sich allein verläßt. Daß wir daher sein S. 291 aufgestelltes naturgemäßes Steuersystem als gänzlich mißrathen verwerfen müssen, da es auf das Princip gebauet ist, alle Steuern von der Landrente zu erheben, folgt aus unserm Urtheile. Wenn der Vf. die Quellen des reinen Einkommens gründlicher studirt, so wird er finden, daß nicht allein der Landbau, sondern auch andere Gewerbe ein ursprüngliches reines Einkommen gewähren, welches besteuert werden kann, ohne daß es in der

Macht der Erwerbenden oder Einnehmenden steht, die ihnen zugemuthete Steuer auf andere zu wälzen; und durch dieses Resultat wird er sich von selbst genöthigt sehen, seine Behauptung aufzugeben.

Das zweyte Buch dieses Theils über die *Staatsverfassung* ist nur ganz kurz und enthält nichts ausgezeichnetes.

Das ganze Werk trägt die Spuren eines jungen Schriftstellers, der mit ausgezeichneten Talenten und nicht gemeiner Denkkraft voll Selbstgefühl sich ganz allein ins Publicum wagt, weil er sich einbildet, ihm viel neue und unerhörte Dinge sagen zu können, wobey er sich natürlicher Weise leicht verirren und auf Abwege gerathen mußte. Kann er sich entschließen, sich mehr um das zu bekümmern, was vor und neben ihm geschehen; bey seinen neuen Behauptungen mehr Voricht und genauere Prüfung anzuwenden, so kann sich das Publicum reifere und bessere Früchte von ihm versprechen, und es wird gern die Mängel über dem mancherley Guten, das dieses Buch enthält, und was er ihm in Zukunft liefert, vergessen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Erzählende Dichtungen* von D. Ernst Raupach. 1821. 284 S. 8.

Ist es die höchste Aufgabe des Romans, Welt und Menschenleben in möglichst weitem Umfange, wie sie sich in der Seele des Dichters abspiegeln, zu einem dichterischen Ganzen zu gestalten: so hebt hingegen die poetische Erzählung aus jener weiten Sphäre irgend ein einzelnes Moment, gleichsam eine Gruppe aus dem reichen Gemälde heraus, und rundet sie für sich zu einem bedeutsamen Bilde ab. Je prägnanter jenes Moment ist, je mehr Strahlen es wie in einen Brennpunct zu kräftiger Wirkksamkeit sammelt, desto gelungener ist die Production, desto vollständiger wird sie von der ihre Elemente innerlich zur Einheit verknüpfenden Idee durchdrungen seyn. Denn — vollkommen theilen wir Herrn R.'s Ansicht: wie in allem wahrhaft Lebendigen, so muß auch in jedem echten Kunstwerke sich eine Idee verwirklichen. Ganz verschieden aber — diese bitten wir wohl zu bemerken — ist eine solche concrete Idee von dem abstracten Begriffe, dem eine Dichtung gleichsam als verdeutlichendes Beyspiel äußerlich angepaßt wird, so daß beide wohl auf einander hinweisen, aber nicht ganz in einander aufgegangen sind. Gehe man von dem Begriff aus, für den man ein Beyspiel erfindet, oder umgekehrt von der vorgefundenen Wirklichkeit, aus der man den Begriff als Nutzenanwendung entwickelt: immer erscheinen beide Seiten getrennt, und das Ganze ist kein echt poetisches Werk, das nur um sein selbst willen da seyn soll, nicht als Vehikel für außer ihm liegende Zwecke, welcher Art sie seyn mögen.

Auf diesem Abwege aber scheint uns Herr R. sich zu befinden, trotz seiner im Ganzen richtigen ästhetischen Ansicht, bey welcher er nur jener Unterschied

schied nicht scharf genug ins Auge gefaßt haben mag. In der Phantasie des echten Dichters erzeugt sich bey jeder Conception die concrete Idee derselben als ein Ganzes, und der Gedanke tritt als lebendige Gestalt, wie Minerva aus Jupiters Haupte, in die Wirklichkeit. Hier aber finden wir mehr oder weniger Stoff und Gehalt von einander abgelöst und nur durch gegenseitige Beziehung verknüpft.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, zu deren näherer Begründung eine genauere Entwicklung der vorliegenden Erzählungen erforderlich wäre, als sie der Raum uns gestattet, wenden wir uns zu dem einzelnen Inhalt selbst. Das Buch enthält 5 Erzählungen. Die Bedeutung der ersten: *Georg und Xenia*, drückt der Vf. (S. 4.) in folgenden Worten aus: „Was blühet um Mitternacht, soll nicht um Mittag blühen; im Thale bleibe des Thales Kind und auf der Flur der Sohn der Flur: so sagen die Sterne, die ewig waltenden;“ und am Schluß (S. 70): „so verschied die unglückliche Fürstin, dem Veilchen gleich, das ein thörichter Mann ausgegraben am Rande des kühlen Wiesenbachs und verpflanzt auf des Fellsens sonnige, himmelhohe Stirn.“ Die Ausführung ist weder besonders neu, noch sehr anziehend zu nennen. Eine zauberhafte Erscheinung (S. 14) klärt sich nicht auf. Als bloßes Erzeugniß der Phantasie des Kindes, dem sie sich darstellt, kann man sie kaum verstehen. Als wirklich verstanden aber paßt sie nicht in die übrige nirgend in das Gebiet des Märchenhaften kreisende Geschichte. Die Sprache ist hier häufig allzu geschmückt und gesucht, die Wortstellung unnatürlich, wie schon die obigen Stellen beweisen. S. 25. heißt es: „So kam unter Lehren, Sorgen und Genüssen die Zeit heran, wo des Vaters priesterlicher Segen heilig sprechen sollte der Herzen Bund;“ S. 29. „Das muß er, sprach der Sänger, wenn die Liebe leuchtet mit eigenm Licht, und ihr Licht nicht borgt vom Leben u. s. w.“ Desto unpoetischer heißt es S. 55 um des Reimes willen:

Wähnet ihr, daß hier ein Glück bekleidet?

Bernhard und Maria, eine rührende Geschichte in reimlosen, vierfüßigen, trochäischen Versen; leicht, mitunter etwas nachlässig verflücht. Kampf der irdischen mit der himmlischen Liebe; endlich Verklärung der beiden unglücklich Liebenden auf eine wunderbare, doch hier weniger fremdartige Weise. Weniger breit erzählt würde diese Dichtung ohne Zweifel mehr Wirkung thun. Auch ermüdet der gleichförmig wiederkehrende kurze Vers, zumal das ganze Gedicht ohne alle Abschnitte fortläuft. Die Darstellung ist hin und wieder zu sententiös, doch nicht arm an schönen Gedanken und Bildern.

In der dritten, in Prosa abgefaßten Erzählung, *die Auferweckung Lazari*, wird der Widerstreit eines regsamem, nach außen gerichteten, praktischen, und eines still beschaulichen, innerlichen, poetischen Lebens schön veranschaulicht, und gezeigt, wie die Liebe

die feindlichen Pole zu freundlichem Zusammenwirken vereinigen und den Zwiespalt lösen soll. Sententiös ist die Sprache hier wohl auch mitunter, und besonders im Anfange die Schilderung der entgegengesetzten Charaktere Maria's und Martha's etwas zu wortreich. Aber der schöne Fluß der Rede und die anmuthige Einfalt des Gegenstandes ziehen den Leser mit sich fort, und nicht selten begegnet er in Sinn und Ausdruck gleich schönen Ausprüchen. Auch die eingestreuten Poëseen sind bedeutend und ansprechend.

Sängerliebe, in derselben metrischen Form wie die zweyte Erzählung, welche aber, unseres Erachtens, dieser an Werth nachsteht. Die Idee ist neu und schön; auch inniger mit der Ausführung verschmolzen, daher das Ganze einen reineren, ungetheilten Eindruck macht. Doch würde ohne Zweifel auch diese Erzählung, in wenige kurze Romane zusammengezogen, sich besser ausnehmen, als in ihrer jetzigen Ausdehnung.

Fürst Michael. Eine echt tragische Erzählung, dem Grundgedanken nach der zweyten sehr ähnlich, wiewohl in der Ausführung durchaus davon verschieden. Auch hier Kampf der Liebe und des Glaubens; auch hier triumphirt, nur auf eine viel glänzendere Weise, die himmlische Liebe über die irdische, und die Liebenden sterben freywillig als Märtyrer ihres Glaubens.

Statt über einzelne Flecken mit dem Vf. zu rechten, den wir nur vor dem obengedachten Hauptfehler, mit welchem der Hang nach Sentenzen in unmittelbarer Verbindung steht, so wie vor Breite und Sprachkünstelei warnen müssen: theilen wir lieber unsern Lesern zum Schluß einige Stellen mit, die uns besonders angesprochen haben, und des Vfs. poetischen Sinn bezeugen mögen:

S. 96 Ach! wir Armen sitzen alle
Fischern gleich, am Strom der Zeiten;
Jeder hofft, es soll die Welle
Seines Herzens Freud' ihm bringen.
Diesem Goldstaub, jenem Perlen,
Bunte Muscheln diesem Knaben,
Lotosblumen jenem Mädchen:
Und so sitzen wir und hoffen,
Bis der Schlaf uns überfällt. —

S. 195 Denn wie Cedern oder Eichen,
Ihrer Wurzel nie gedenkend,
Zu der blauen Wölbung streben,
Strebt der Mann zur fernern Zukunft;
Doch wie sich der Trauerweiden
Zweige stets zur Wurzel neigen,
Neigen alle Frauenherzen
Rückwärts sich nach Morgenland. —

S. 200 Ach! so fremd ist ja die Seele
Hier im Lande der Verbannung,
Daß sie dieses Lebens Freuden
Nur im Widerschein der Hoffnung
Oder der Erinnerung faßt.
So erträgt das Graues Auge,
Nach dem Ew'gen schon gerichtet,
Von dem Lichte dieser Erde
Nur noch Früh- und Abendroth.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Murray: *Lettre de Chev. Antonio Canova et deux Mémoires lus à l'Institut Roy. de France sur les ouvrages de Sculpture dans la collection de Mylord Comte d'Elgin par le Chev. E. Q. Visconti.* 1816. 196 S. 8.

Bis zu dem denkwürdigen Unternehmen der Engländer Stuart und Revett, die Alterthümer Griechenlands genauer zu untersuchen, und in Kupfer darzustellen, wußte man so wenig von der Trefflichkeit echt griechischer Sculptur und Baukunst, daß man glaubte nach römischen Mustern sich vollkommen bilden zu können, und die höchste Stufe der Vollendung erreicht zu haben, wenn man den Resten römischer Kunst nahe gekommen war. Von den Italienischen Künstlern lernten die Französischen, Spanischen und Englischen, und es war ein fester Typus für die Baukunst entstanden, wonach einzig gelernt und gelehrt wurde. Eine Schule, welche seit Ludwig XIV. in dem einzigen Besitze der Kenntnisse zu seyn glaubte, welche nöthig waren, einen vollendeten Künstler zu bilden, mußte natürlich das Unternehmen zweyer jungen Leute, welche eine Revolution in ihrer Kunst und Wissenschaft hervorzurufen drohten, theils lächerlich theils gehässig finden. Vor der Abreise Stuart's und Revett's erhob sich daher schon in England eine Parthey, welche durch Schriften und durch Verunglimpfungen gegen sie zu Felde zog. Eben so blieben die Franzosen nicht zurück, aber als die sorgfamen Untersuchungen der Reisenden in Griechenland bekannter wurden, und die genauesten Kupfer jeden von der Wahrheit der Entdeckungen überzeugten: so erfolgte trotz alles Widerstrebens der Gegenparthey, was diese gefürchtet hatten: Die schöne Baukunst erlitt eine förmliche Revolution, und England prägte bald mit Gebäuden im echt griechischen Stile, indem der Schwulst und die Verunstaltungen der Römer und die Schnirkel der Franzosen verschwanden. Nun wünschte man in England dasjenige in Natur zu heitzen, wovon Stuart und Revett so treffliche Beschreibungen und Zeichnungen geliefert hatten. Mit unfäglicher Mühe und einem unzuberechnenden Aufwande von Kosten, auch durch Begünstigung des englischen Einflusses auf die Pforte, gelang es dem Lord Elgin und den von ihm abgesandten Künstlern eine bedeutende Menge griechischer

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Bildwerke nach England zu bringen, wo sie nach vielen Streitigkeiten für das britt. Museum gekauft wurde. Statuen, Basreliefs, Säulen Fragmente, Inschriften, Modelle, an den Originalen selbst abgeformt, waren die Ausbeute seiner Unternehmung.

Das vorliegende Bändchen ist diesen herrlichen Resten der Vorzeit gewidmet. Zuerst ist eine *Lettre dal Cavaliere Canova al conte di Elgin* Lond. 10. Nov. 1815 geliefert. Canova, der sich besonders mit den Statuen beschäftigt, kann nicht Worte genug finden, um seine Bewunderung der Elginschen Kunstwerke auszudrücken. Er sagt, daß er jeden freyen Augenblick, den er in London gehabt, der Betrachtung dieser *preziosi Marmi* gewidmet habe. Alles athme Leben darin mit einer Evidenz, einer ausgefuchten Kunst ohne die geringsten Affectation oder Pomp der Kunst, die ihres Gleichen nicht habe. Das Nackte sey wahres und das schönste Fleisch, und er schätze sich glücklich, diese ausgezeichneten Werke mit seinen Augen sehen zu können. Diefes ist der Haupt-Inhalt des kurzen Briefes, in welchem der gefeyertste Künstler der neuern Zeit den vollendeten Erzeugnissen des griechischen Alterthums seine Huldigung darbringt, und so alles dasjenige niederschlägt, was früher die Engherzigkeit der Uebelwollenden über den Kunstwerth derselben verbreitet hatte.

In den beiden folgenden Memoiren *Visconti's: sur les ouvrages de sculpture qui apartiennent au Parthenon et à quelques édifices de l'Acropole à Athènes* in der öffentlichen Sitzung der 2ten Classe des königl. Instituts 1815, und dem andern *sur une épigramme Grecque qui servoit d'Epitaphe au Tombeau des Guerrieres Athéniens morts sous Potidée* in der Klasse der Geschichte und alten Literatur desselben Instituts im Sept. 1815 vorgelesen, finden wir die schätzbarsten Erläuterungen der merkwürdigsten Atheniensischen Alterthümer, welche der Eifer Chandlers und Elgins dem britt. Museum geschenkt hat. Das erste Memoire ist bey weitem das umfassendste, indem es, in 5 §§. eingetheilt, 137 Seiten des Buches einnimmt. — Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Vortrefflichkeit und den Werth dieser unnachahmlichen Sculpturen, die Phidias (nicht bloß erfahren in der Toreutik, sondern auch nach Aristoteles *Ethic. ad Nicom. VI, 7., σόφος ἀπούργος*) unter seiner Leitung arbeiten ließ, und, nach des *Visc.* Meinung, zum Theil selbst vollendete, geht der Vf. (§. 2.) über auf

auf die Erklärung der Statuengruppen in den Frontons des Parthenon auf der Akropolis. Spon und Wheler hatten diese vor der Zerstörung des Tempels durch Morosini beschrieben, Carry hatte sie für Nointel (a. 1674) gezeichnet, und Elgin hatte den Rest mit großen Kosten theils von den Ruinen abnehmen, theils am Fusse des Tempels ausgraben lassen. Hierauf beruht das Ganze, was wir von der Composition der Statuen-Gruppen wissen. — Zuerst untersucht der Vf. die Frage: was den Künstler bewogen habe, die Statuen auch an der Rückseite mit der ausgefechtesten Feinheit auszuarbeiten? und stellt die Hypothese auf, daß eine Treppe zum Fronton hinaufgeführt habe: so daß man die Statuen von allen Seiten habe betrachten können. Auch versichert der Vf., daß man selbst Spuren dieser Treppe gefunden; allein er vergißt, uns den Schriftsteller zu citiren, der ihm diese Nachricht gegeben, und er würde schwerlich uns eine gute Autorität dafür anführen können, da weder Spon noch Wheler, noch Stuart, noch Wilkins, noch Leake, noch irgend ein anderer, der die Sache mit eigenen Augen untersuchen konnte, von der Existenz solcher Treppen spricht. Die Erklärung der allerdings richtigen Thatfache, daß die Statuen überall gleich vollendet sind, liegt unserer Meinung nach in der *öffentlichen Ausstellung* der Statuen *vor der Aufstellung* an dem Orte ihrer Bestimmung, wovon sich bey Tzetzes (Chil. VIII. Hist. 190) ein Beyspiel findet. — Die Erklärung der Statuengruppen in den Frontons beruht auf der Angabe des Pausanias, nach welcher über dem Eingange im Tempel die Geburt der Minerva, am Opisthodom (ὀπισθός) der Streit der Minerva mit dem Neptun vorgestellt war. Spon und Wheler, welche von Westen her, von der Seite der Propyläen in die Akropolis hereintraten, glaubten, Pausanias habe mit dem Worte „ὀπισθός“ den östlichen Fronton bezeichnen wollen; allein unter diesem ist eben der Haupteingang in dem Tempel, und der Opisthodom ist nach den jetzt noch bestehenden Ruinen sicher das westliche Ende des Tempels. Durch diesen Irrthum Spon's verleitet, wurden die Statuengruppen natürlich auch ganz falsch erklärt, und selbst Stuart und Leake, beide mehr in der Topographie und Architectonik als in der Mythologie bewandert, traten der wunderlichen Erklärung Spon's im Ganzen bey. Des Vf., der den Sinn des Paus. richtig erkennt, kehrt die Erklärung um, und findet die Darstellung des Streites der Minerva im westlichen Fronton und darnach bestimmt er auch die Gruppen in Carrey's Zeichnungen und die noch übrigen Reste in der Elgin'schen Sammlung. Er sieht in den Statuen des westlichen Frontons in der Mitte 1) den Neptun, von dem noch ein Torso übrig ist, in der Stellung eines Flihenden. Die Figur muß 12 Fuß hoch gewesen seyn. Die Brust ist ungeheuer breit, wie Hom. II. II. v. 179 sie beschreibt. Die Gegner dieser Meinung halten diese Statue für die des Jupiter. 2) Die siegreiche Minerva, kenntlich durch die Ae-

gide in der jeder Winkel mit einem Loche versehen ist, um daran die kostbaren Troddeln (Hom. II. II, 148) aufzuhängen. Quatremère de Quincy hiet die Figur für die Nice; allein der Marmor, woran die Aegide noch deutlich sichtbar ist entscheidet gegen ihn. Visconti vergißt hier zu bemerken, daß von dieser Statue in der Elg. Sammlung bloß die Brust noch übrig ist. 3) Die Nice apteros, die auf dem mit zwey Pferden bespannten Wagen saß, den Morosini zum Zeichen seines Sieges nach Venedig bringen lassen wollte, dabey aber zertrümmerte. Es ist von ihr nur der Torso und ein kleiner Theil der Schenkel noch vorhanden. Eben so ist sie bey Stuart (II. Cap. 1. pl. XX.) am Fries des Parthenon abgebildet. 4) Die ruhende Figur im linken Winkel des Frontons ist nach dem Vf. der Ilissus. Die Formen sind so weich, daß er in den frühern Zeichnungen Carrey's als völlig weibliche Statue erscheint, welches aber der Anblick des Marmors widerlegt. Neben dieser Figur sitzen zwey andre weiter nach der Mitte zu, die Spon, sonderbar genug, für den Hadrian und die Sabina hielt. Diese Meinung, so wenig begründet sie war, blieb die vorherrschende. Der Vf. setzt ihr Alter höher hinauf in dieselbe Zeit, in welcher die übrigen Statuen dieses Frontons gebildet wurden, und hält sie für die Venus und den Mars. Der Grund für diese Erklärung ist die entblößte Brust der weiblichen Figur; allein dieser Grund ist doch zu schwach, als daß man darum den Vf. beystimmen könnte. Die übrigen Figuren dieses Frontons erklärt der Vf. *nicht*, obgleich sie zur Beurtheilung des Ganzen von Wichtigkeit sind. Auf die andre Seite setzt er dann „die dem Neptun günstigen Gottheiten,“ die Amphitrite mit dem Delphine (nach unserer Ansicht die Venus), Palämon, Leucothea, Latona mit dem Apollon und der Diana, beide als Kinder gebildet, von welchen noch Fragmente in der Elgin'schen Sammlung sind. Dann noch der Torso eines Mannes, den er für den Cecrops hält, wodurch der Vf. aber seiner eigenen Meinung widerspricht, daß diese Seite des Frontons bloß die dem Neptun günstigen *Gottheiten* enthalten solle. Nach unserer Meinung ist die Erklärung der Statuen dieses westlichen Frontons folgende. Zuerst liegt links im Winkel des Frontons der Ilissus (wieder Alpheus denselben Winkel des Tempels des Olympischen Zeus in Olympia schmückte s. Paul. V, 10.), dann folgt die Familie des Cecrops. Der bärtige Cecrops, die Pandrosos, Hestia, Aglauros und Erysichthon (alle diese wurden in und neben dem *alten* Minervatempel verehrt). Darauf folgt der Wagen der Nice Apteros, und daneben Theseus der Gründer Athens. Minerva, durch ihre Aegis noch in den Resten der Elgin'schen Sammlung kenntlich, eilt auf diesen Wagen zu. Ein großer Terminus, über den die Pferde der Siegesgöttin hinwegsetzen, um die siegende Minerva in die Wohnung der Himmlischen einzuführen, bezeichnet die Grenze der irdischen und überirdischen Regionen. Vor dem Grenzsteine bemerkt man mehrere Köpfe, wie von Per-

Personen, die von einem niedern Standpunkte aus hervortreten und dem Streite der Göttin mit dem Poseidon zusehen. Diese bedeuten, wenn die Carrey'sche Zeichnung richtig ist (denn in der Elg. Sammlung finden sich keine Fragmente davon) das Atheniensische Volk, wofür auch die unbedeutende Grösse in Verhältniß zu den colossaleren Göttergebilden spricht. Nun folgt rechts die Vertammlung der Götter, bey denen die Athene als Siegerin eingeführt werden soll, zuerst der fliehende Neptun, auch durch die Pforte kenntlich, gerade in der Mitte des Frontons. Dann folgt ein schon zu Nointels und Carrey's Zeit leerer Platz, den ohne Zweifel früher der richtende Zeus einnahm. Darauf finden wir Juno mit ausgestreckter Rechten, als wenn diese durch die Statue des Zeus unterstützt gewesen wäre; dann Venus (nicht Amphitrite wie der Vf. will), durch den Delphin zu ihren Füßen kenntlich; dann Lato-na mit ihren Kindern, Apollo und Diana, von denen in der Elg. Sammlung noch Reste übrig sind; dann Ceres mit der Proserpina im Schooße; weiter hin Vesta allein und endlich Hermes und Iris im äußersten Winkel, als Götterboten. — So haben wir auf der einen Seite die attischen Heroen auf der andern den ganzen Olymp außer Mars und Hephaistos, und in der Mitte Poseidon und Athene als Hauptpersonen, und glauben das diese Anordnung vollkommen mit der kurzen Beschreibung des Pausanias und den jetzt noch übrigen Resten übereinstimme. —

Wenn wir hier dem Vf. in der Hauptsache widersprechen mußten, so stimmen wir dagegen mit ihm in der Erklärung des östlichen Frontons über dem Eingange, der nach Pausanias die Geburt der Minerva vorstellte, vollkommen überein. Hier erhebt sich Hyperion im rechten Winkel des Frontons aus dem Meere. Die folgende Figur ist der junge (Cretische) Hercules, einer der Dactylen, der in der Mythe von der Geburt des Zeus mit verflochten ist. (Paus. V, 7. Apollod. I, 6.) Dann folgen auf Thronen die Schutzgöttinnen Attica's, Ceres und Proserpina, dann die Iris, welche das fliegende Gewand bezeichnet. Nun folgt eine große Lücke im Centro, welche ohne allen Zweifel die Statue des Zeus des Hephaistos und der neugeborenen Minerva enthielt. Diese Lücke ist bloß durch Conjecturen wieder herzustellen, da sie schon vorhanden war als Carrey für Nointel die Zeichnung des Uebrigen besorgte. Wahrscheinlich wurde sie schon bey Einführung des Christenthums in Griechenland mit Absicht gemacht, da bey Umwandlung des Tempels in eine Christliche Kirche zur Beleuchtung des Hochaltars eine Oeffnung in der Mitte des östlichen Frontons gemacht werden mußte, wobey auch die Statuen verloren gingen. Dann folgen die drey Parzen, Vorsetzerinnen sowohl der Geburt als des Todes, Begleiterinnen der Ilithyia, welche die Schicksale der Neugeborenen singen (Hom. Od. VIII. v. 198.), und wie der Wagen des Helios sich im Winkel des Frontons rechts aus den

Wellen emportaucht, so taucht er sich hier ein in das Meer, um durch beides den Tag der Geburt der Athene zu bezeichnen. Auf eben die Weise ist der anbrechende Tag und die untergehende Sonne in einem Basrelief bey Ficaroni (Roma antica p. 115 u. im Euripides Tom. V. 114) vorgestellt. In allen diesen Stücken stimmen wir dem Vf. vollkommen bey, und wundern uns, wie man bisher alles dieses auf den Streit der Minerva habe beziehen können, wofür keine einzige Figur nur irgend spricht. Wenn nun aber der Vf. noch eine geflügelte Nice in einem Fragmente des britt. Museum zu sehen glaubt, so müssen wir bemerken das eben dieses Fragment kein anderes seyn kann als das von der Statue der sitzenden Venus auf dem westlichen Fronton, wovon wir vorher gesprochen haben. Es ist eine sitzende weibliche Statue, deren Gewand sich auf den linken Schenkel theilt. Diese sitzende Stellung paßt sich wenig für eine geflügelte Nice. Der Vf. behauptet zwar, das für die bronzenen vergoldeten Flügel Löcher vorhanden wären, allein wenn wirklich Löcher in den Schultern sind: so ist dieses noch kein Beweis, das gerade Flügel darin befestigt waren. Pausanias erzählt von einer solchen Nice hier nichts. Nointel, der erste, der das Fronton (a. 1674) zeichnen ließ, hat zwischen der beschriebenen Figur schon die große Lücke (ohne Nice), welche ohne Zweifel die ersten Christen schon in der Mitte dieses Frontons brachen. Woher also die Nice? und wohin damit? Visconti setzt sie in die große Lücke ohne irgend einen Gewährsmann für die Existenz einer solchen Figur in den alten *áerois* dieser Seite des Parthenon anzuführen.

Den Fries des Parthenon beschreibt V. von S. 45—88. Dieser Theil seiner Schrift muß nothwendig mit dem verglichen werden, was Leake in seiner *Topography of Athens* darüber sagt, indem Visconti manches entstellt hat, und zuweilen die Zeichnungen Carrey's, denen wir den Werth nicht absprechen wollen, den Originalen selbst vorzieht.

Darauf folgt die Beschreibung und Erläuterung der Sonnenuhr des Phädrus aus dem Hofe der Kirche Panhagia Gorgopico (hier sah Spon sie schon. Voy. II. p. 127.) theils vom Vf. selbst, theils von Herrn Delambre. Sie scheint den Schriftzügen nach zu urtheilen, aus der Zeit des Hadrian zu seyn, und wir bemerken dabey, das Leake's (S. 124.) Vermuthung, die Ruinen der Kirche Panh. Gorg. rührten vom Gymnasium des Hadrian her, dadurch eine neue Bestätigung erhält. Es wundert uns das dem Col. Leake selbst diese Bemerkung des Vfs. entgangen ist, und das dieser sonst so umsichtige Schriftsteller zur Befestigung seiner Ansicht nur aus Spon (II, 278) eine Inschrift anführt, die weniger treffend ist. Ganz unbegründet ist die Vermuthung das dieser Quadrant aus der Acropolis herabgeholt sey. Die *Observations du M. le Chev. Delambre sur les Cadrans de Phaidros* sind wörtlich abgedruckt, aber ohne Abbildung schwer zu verstehen. Der Beschreibung zufolge scheint der Elgin.

ginsche Quadrant dem Nanischen des Eutropius, über welchen Paciaudi in seinen Monum. Pelop. p. 123. Part. 1. zu vergleichen ist, sehr zu entsprechen. Der 5. §. handelt von der Caryatide, in der Elginischen Sammlung, von der Vorhalle des Tempels der Pandrosus. Der Vf. sucht die Meinung des Vitruv aufrecht zu erhalten, daß manche Caryatiden gefangene Caryerinnen vorstellen mochten, giebt aber zu, daß *diese*, in der Inschrift *καρυαττιδες* genannten Statuen, bloß Canephoren seyn sollten.

Was der Vf. S. 118 sq. über die Basreliefs, welche nach ihm zu dem Tempel der Aglauros nach Spon und Wheler zu dem der ungeflügelten Nice gehörten, bemerkt, ist in Hinsicht der Localität neuer Untersuchungen Cockerell's und Leake's gänzlich verfehlt. Man vergleiche darüber Leakes Athen p. 193 u. f. w. und die Abbildungen obgleich etwas weniger tren wie sonst bey Stuart II, c. 5. (nicht 6), Pl. XII. und XIII. Diese Basreliefs gehörten allerdings zu dem Tempel der Nice apteros vor den Propyläen. Die Erklärung der Sculpturen ist übrigens den Resten davon angemessen. Sie stellen die Kämpfe der Griechen mit den Perfern auf drey Marmorn und den Kampf mit den Amazonen auf einem vierten vor. In Letztern sind einige Darstellungen, welche sich ganz genau in dem Tempel des Apollo zu Phigaleia wiederholen.

Dann folgt (S. 122) das Basrelief „aus dem Theater des Bacchus“, was Stuart (II, p. 122) abgebildet und Elgin nach England gebracht hat. Der Vf. hätte hier statt des *Theaters des Bacchus* sagen sollen, Odeion des Herodes; denn K. O. Müller (in der Encyclopädie von Ersch und Gruber Art. Athen) und Leake haben hinlänglich erwiesen, daß Stuart sich in Hinsicht dieser beiden Theater geirrt habe. Das Basrelief stellt die Methe vor, wie sie dem bärtigen Bacchus Wein aus dem Mischkrüge einschenkt. Zwey Satyrn stehen zu jeder Seite. Der Stil ist Alt-Attisch, weshalb wir glauben, daß das Basrelief wirklich in dem alten Theater des Bacchus gefunden oder aus dem Lenæum in das Odeion hinüber geschafft sey. Stuart fand es nicht mehr an seiner Stelle sondern schon in des Englischen Consuls Logotheti's Hause, weshalb leicht eine Verwechselung in Hinsicht des Fundortes vorgehen konnte, besonders da man noch jetzt häufig die Benennungen der alten Theater in Athen verwechselt.

Das letzte von den Bilderwerken der Elginischen Sammlung, welche der Vf. erläutert, ist die Statue von dem choragischen Monumente des Thonsyllus, welche Stuart II, IV. abbildet. Diese Statue hatte Stuart für die Personification der Hippothoontischen Tribus, deren Sieg das Monument verkündete, gehalten, und sie völlig als Weib abgebildet. Chandler hielt sie für die Niobe, andere hielten sie für die Diana, die auf mehreren choragischen Monumenten erscheint. Alle diese Hypothesen verschwanden als Elgin die Statue nach London brin-

gen ließ, und mit *Visconti* wird jetzt jeder sie für die des weiblich gekleideten Bacchus halten. Die Sculptur ist großartig und der Zeit des Praxiteles würdig, allein sie verliert doch in der Nähe der Sculpturen des Phidias vom Parthenon.

Endlich folgt ein *Catalogue raisonné* der griechischen Inschriften in der Elginischen Sammlung und Bemerkungen über die Begräbnis-Vasen und Säulen. Schade, daß in der Regel der Fundort der Inschriften nicht angegeben ist, wodurch sie sehr an Werth verlieren.

GESCHICHTE.

FREIBURG, in d. Universitäts-Buchh.: *Geschichtliche Darstellung sämmtlicher Begebenheiten und Kriegsvorfälle der Großherzoglich-Badischen Truppen in Spanien von 1808 bis 1813*, bearbeitet von Wilhelm Krieg v. Hochfelden, Großherzogl. Bad. Major u. f. w. Mit 1 Titelkupfer und 1 Karte von Spanien. Ohne Jahzahl (1823). XVI u. 226 S. 8. (ohne das Pränumeranten-Verzeichniß.)

Wir haben den Titel etwas abgekürzt und bemerken daher im Voraus, daß auch auf die Bewegungen der übrigen franzöf. Armee in der Halbinsel, wenigstens der bey welcher die Rheinische Bundes-Division stand, die nöthige Rücksicht genommen worden ist. Man erfährt hier übrigens wenig Neues, da bekanntlich *Rigels siebenjähriger Kampf in der pyrenäischen Halbinsel* denselben Gegenstand, wenn auch mit erweitertem Gesichtskreis und bisweilen nicht rein militärisch behandelte. Hinsichtlich des Inhalts glauben wir daher auch uns auf die Anzeige des eben genannten Werkes in diesen Blättern (f. A. L. Z. 1820. Nr. 105. und Erg. Bl. 1822. Nr. 47.), beziehen zu dürfen und bemerken nur daß das Großherzogl. Badische Contingent von einem Infanterie-Regimente (zwey Bataillonen mit 46 Officieren 1687 Mann) und einer Fußbatterie (6 Kanonen 2 Haubitzen, die Stärke der Mannschaft ist nicht angegeben) am 29. August 1808 den Marsch antrat, am 11. Decbr. 1813 auf dem Glacis von Bayonne, in Folge des Uebertritts Badens zu der Coalition und des Tags vorher erfolgten Uebergangs der Nassauer und Frankfurter entwaффnet und ins Innere transportirt wurde. Das Infanterie-Regiment, welches zusammen 1358 M. Ergänzung erhalten hatte, zählte im November 1811 nur noch 1304 Mann. Die Notizen über den spätern Abgang und den bey der Artillerie fehlen; von letzteren sind 3 Officiere geblieben, von der Infanterie 21 (darunter der würdige Oberst *Porbeck* bey Talavera); dienstunbrauchbar wurden 4 und gefangen 3, beynahe alle übrige Officiere sind mehr oder minder schwer verwundet aber wieder hergestellt worden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung, mit kurzen Anmerkungen. Erster Theil. Altes Testament, historische Bücher. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1823. XXII u. 666 S. gr. 8.*

Nachdem wir die Anzeige über den dritten Theil (das N. T.) nach der von Hrn. v. Meyer besorgten lutherischen Bibelübersetzung kaum vollen det hatten (vergl. Erg. Bl. 1824. Nr. 1. u. 2.), erhielten wir vom A. T. den ersten Theil, welcher die historischen Bücher umfaßt. Hatte gleich schon der hochverdiente Mann Gottes, Luther, gerade diesen Theil unseres Erachtens von allen Büchern am besten ausgestattet, so sind doch allerdings auch Stellen genug noch übrig, welche einer Berichtigung bedürfen, und in so fern ist es dankenswerth, daß Hr. v. M. seinen Fleiß auch auf diesen Theil der heil. Urkunden gewandt hat. Konnten wir freylich schon über seine Bearbeitung des N. T., besonders aber über seine Anmerkungen, nur ungünstig urtheilen, so fürchteten wir diels um so mehr bey dem A. T., indem sich erwarten liefs, daß nach seiner besangenen Ansicht typisch - allegorische Deutungen nicht ausbleiben könnten. In wiefern diese unsere Furcht sich gerechtfertigt habe, wird aus dem Verlauf dieser Anzeige satfam erhellen. In welchem Geiste Hr. v. M. die Bibel interpretire, darüber haben wir unsere Leser bereits bey der Anzeige des N. T. belehrt; wir können diels daher hier ganz übergehen; denn wollten wir auch seine darüber aufgestellten Grundsätze einer durchgehenden Kritik unterwerfen, so würden wir ihn dennoch schwerlich von seinen Vorurtheilen zurückbringen, da er ja S. XIV selber sagt: „der heiligste Grundsatz bey der Erklärung des A. T., und welchem der Herausgeber wider alles menschliche Urtheil unabänderlich treu bleiben wird, ist der, — die Bücher des alten Bundes aus und nach denen des neuen und ihrer vollendeten Offenbarung auszulegen. Er ist in den Urkunden des Christenthums so fest gewurzelt, daß jeder Zweifel dagegen nur jüdischer oder heidnischer Natur seyn kann.“ Gegen das Urtheil der Gelehrten hat sich Hr. v. M. obnehin dadurch zu decken versucht, daß er bey nahe geradezu behauptet, nur der wisse die heilige Schrift so auszulegen, wie sie ausgelegt werden *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.*

müsse, der seine dogmatischen Ansichten theilt. Da diels nun bey dem Recensenten nicht der Fall ist, so weiß derselbe schon im Voraus, daß Hr. v. M. sich hoch über ihm erhaben dünken und die Bibel besser zu verstehen wähnen wird, obgleich es des Rec. eigentlicher und einziger Beruf ist, den er mit grosser Vorliebe gewählt hat, in den Sinn der heil. Urkunden A. und N. T. immer tiefer einzudringen und angehenden Theologen zu ihrem Verständniß Anleitung zu geben. In der Vorrede zur ersten Ausgabe, welche hier wieder mit abgedruckt ist, heilst es in einer etwas gesuchten, nach Salbung strebenden Sprache: „*Was ein Prophet und ein Erleuchteter sey, das kann nur entweder eigene Erfahrung oder ein demüthiger Glaube fassen*, der sich durch die Entäufserung von gemeinen Begriffen die Freyheit erwirbt, ein höheres Erkennen zu ahnden, und selber damit in irgend einem Grade begnadigt wird. Jeder Streit über die Eingebung oder Eingestung (*sic!*) der heil. Schrift ist einer der eitelsten, weil ihn nur derjenige als Gegner führt, welcher noch nicht wissen kann, wovon die Frage ist.“ (Durch solches Geschwätz glaubte also wirklich der Vf. mit einem Streiche jene Streitfrage abzuthun? Warum weiß denn der, welcher nach den Beweisen für die Inspiration fragt, nicht, wovon die Rede ist? Hr. v. M. weiß wahrscheinlich selber nicht, was er sagt. Aber der gute Mann liebt das Absprechen überhaupt, weil eben nichts leichter und bequemer ist. Auch hier trifft am Ende wohl das bekannte *damnamus, quod non intelligimus* ein. Denn so rücksichtslos hat sich keiner der achtungswerthen Anhänger der ältern Dogmatik jemals ausgedrückt; sie alle suchten ihre Annahme der göttlichen Eingebung darzuthun. Ein Glaube, der keine Gründe will, sie von sich stößt, ist ein unvernünftiger, ist Entwürdigung der Vernunft, der schönsten Gabe des Himmels! — Doch hören wir weiter): Ein solcher kann auch die heiligen Bücher nur menschlich auslegen, als bloße Volksurkunden der Hebräer. (Hr. v. M. legt sie also wahrscheinlich nicht menschlich aus, sondern wohl englisch, oder gar göttlich? Wohin aber diese nicht menschliche Erklärungsweise führe, davon geben die ihr entfloßenen Anmerkungen ein trauriges, abschreckendes Beyspiel, und mahnen ernstlich daran, daß der Mensch sich doch nicht vermessen solle, etwas thun zu wollen, was über seine Sphäre hinausliegt. Aber so sind die, welche sich selbst für gerecht halten und

und das Wahre allein ergriffen zu haben, sich einbilden; auf der Zunge haben sie Demuth, aber im Herzen thront der unbegrenzteste Hochmuth, wonach sie sich als die Auserwählten dem *vulgus* entgegensetzen); welche letztern doch schon in ihrem Namen einen Wink für den Uebergang enthalten, den der Glaube über die angeborenen Vernunftschranken thun muß, und der diesem Volk, wo nicht allein, doch am offenbarsten und vollständigsten, und für alle Völker gezeigt wurde. (Wie tief ist diese Erklärung wiederum? Der Name *Hebräer* *עבראי* soll andeuten, daß der Glaube die Schranken der Vernunft zu übersteigen habe. Die alten Canaaniter, welche der einwandernden Horde des Abraham den Namen: die *Jenseitigen* sehr geschicklich gegeben zu haben scheinen, da die Hebräer selbst sich gewöhnlich mit dem patronymischen *Söhne Israel's*, *Israeliten* bezeichnen, haben sich es wohl nicht im Traume einfallen lassen, daß ihr profaner Mund eine solche hohe Weisheit zugleich mit dieser Benennung aussprach, und müssen es daher dem Vorredner Dank wissen, daß er sie zu so scharfsinnigen Nomenclatoren machte. Sie mögen ihn trösten, wenn seine Zeitgenossen gegen solche *unmenschliche* Deuteley eingenommen sind und sie für hässliche Mißgeburten einer krankhaften Phantasie, für Verunstaltungen des Alterthums halten, und in dem kecken Vortrage derselben, möge er mündlich oder schriftlich geschehen, den bemitleidenswerthen Zustand unserer Zeit nicht sowohl, als einzelner Irregeleiteter, aber auch sich selbst Irreleitender erkennen, so daß sie dem gesunden Menschenverstande ohne Scham und Scheu Hohn sprechen, und noch Gott einen Dienst damit zu thun glauben. *O sancta simplicitas!*). Abraham der Jenseitige ist der Vater derer, die von oben geboren sind in dem, der von oben her kommt." Ganz ähnlich spricht sich der Vf. S. VII der Vorrede aus; um seine Befangenheit ganz deutlich zu machen, möge noch diese Stelle hier stehen. Er sagt nämlich: „In der That erscheint uns Gott, Welt und Mensch im A. T. in demselben Wesen, Begriff, Umriss und Geschichte, wie im Neuen; und nur hier ist die Aufgabe dessen gelöst, was die Vernunft als Metaphysik bey sich selber sucht und nicht finden kann. Die göttliche Dreyeinigkeit erblicken wir unter andern im *Mosaischen Segen*, wo dreymal der Herr genannt wird, der Gott Israel's, der doch nur Einer ist, und zwar zuerst als der unbegreifliche Ursprung alles positiv und negativ Guten (der da segnet, und der da behütet) sodann zweymal mit einem Angesicht, als der offenbarenden Form, und hier endlich als die Quelle des Lichts und der Gnade, nämlich als der Sohn, wie ihn Johannes darstellt, und hierauf als der ewige Geist des Friedens und der Vollkommenheit." *Sapienti sat.*

In der Vorrede zu dieser zweyten Ausgabe kommt Hr. v. M. auch auf den Mysticismus zu sprechen, und unterscheidet richtig eine doppelte Art, aber in der Bestimmung derselben trifft er nicht das

Rechte, und bleibt wegen seiner geschraubten Diction für den Ungebildeten und selbst einen grossen Theil der Gebildeten darin dunkel. Daher ist es auch kein Wunder, daß er selber sich nicht frey von dem *unechten* Mysticismus, wie er ihn nennt, zu erhalten gewußt hat; ein Muster des reinen Mysticismus, bey dessen Characterisirung wir uns hier nicht verweilen können, hat uns Jesus gegeben.

Obgleich in dem Vorhergehenden der Stab über die Anmerkungen bereits gebrochen worden und unsere Leser sich schon aus dem in der Vorrede ausgesprochenen, oben von uns hinlänglich geschilderten Geiste, der in jenen Glossen weht, ein ziemlich treues Bild von ihnen zu entwerfen im Stande seyn möchten, wollen wir doch, um nicht partyeisch zu erscheinen, unser Urtheil mit Beyspielen belegen. Wer dann nach diesen Proben noch Lust in sich fühlt, zu dieser trüben Quelle zu gehen, um Belehrung aus derselben zu schöpfen, der muß erleuchtet seyn nach des Vfs. Art; möge aber, das rathen wir ihm ernstlich, sich wohl versehen, daß er nicht, statt auf den gebahnten Weg der reinen Bibellehre geführt zu werden, von einem Trugbilde und Irrlichte in die Sümpfe und Pfützen längst abgethaner und verworfener Irrthümer und ganz unbiblischer Ansichten *verführt* werde.

Die hauptsächlichsten Fehler der Anmerkungen sind folgende:

1) Der Vf. legt den Schriftstellern des A. T. Vorstellungen bey, welche sie gar nicht ausdrücken wollten. Diefs ist nicht bloß mit dogmatischen Ansichten der Fall, welche er aus dem N. T. sowohl, als auch aus der spätern Gestaltung der christlichen Glaubenslehre bey den evangelischen Dogmatikern, und selbst aus den abweichenden Meinungen separatistischer Parteyen dem A. T. aufträgt, sondern auch in vielen andern Dingen. *Non esset, sed esset sensum.* So heist es zu 1 Mos. 1, 2: „Und die Erde war wüste und leer,“ in der Anmerkung folgendermaßen: „auch öde, ungestalt: ein Chaos; nämlich durch den Fall der Engel, der dieses Lichtrevier verfißte.“ Wo steht denn im A. T. Etwas von einem Abfall der Engel? wie kann denn die Erde ein Lichtrevier genannt werden? und wie sollte denn durch den Fall der Engel die Erde verfißert seyn? Hr. v. M. erklärt hier willkürlich, wie die spätern Rabbinen. Zu v. 26: „Lasset uns Menschen machen u. s. w.“ sagt der Glossator: Lasset uns, auch, wir wollen, ist nicht nur Plural der Würde, sondern auch der Mehrzahl in Gott. — Zu v. 27: „und er schuf sie, Mann und Weib,“ sagt er in der Anmerkung: „auch männlich und weiblich“. Anfangs in Einer Person und verweist auf Cap. 2, 18. 21. 22. 5, 2. Der bekannte Ausspruch 2, 17: „Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben,“ wird so erläutert: „in den Zustand der Sterblichkeit, Sünde u. s. w. als den wahren Todeszustand fallen,“ mit Berzug auf Röm. 5, 12. Hebr. 2, 14. Eph. 2, 5. Cap. 5, 14. Allein an das paulinische Bild von dem

dem Zustande eines ungehefferten Menschen dachte wohl der Vf. der Genesis nicht. — Grundlos ist auch die Bemerkung zu 2, 18: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey;“ denn sie behauptet, es sey dies geschehen, *seit Adam durch Lockung des Bösen lüßern worden*, bekanntlich aber trat der Reiz zur Sünde erst später ein, der Relation der Genesis zufolge. Uebrigens mußte Adam sich in jedem Falle einsam und verwaist fühlen, während die übrigen lebenden Wesen alle ihres Gleichen hatten. — Zu 2, 21: „Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief,“ bemerkt Hr. v. M.: „Die sinnliche Trunkenheit stürzte ihn in die erste Schwäche.“ Offenbar ganz gegen den Sinn des Referenten. Ferner zu v. 21: „und er nahm seiner Rippen eine,“ heist es: „die andere Grundkraft, Grundtheil,“ durchaus nicht im Sinne des Schriftstellers. — 3, 21: „Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen,“ soll man „im tiefen Sinn vom thierischen Ueberzug des unsterblichen Leibes“ verstehen. — Ebendasselbst v. 22 ist Gottes Ausspruch: „siehe, Adam ist geworden als Unter Einer, von dem „ewigen Menschen Christus“ zu fassen; und zu „Adam weis, was gut und böse ist,“ lesen wir die Glossen: „Indem Satan den Menschen bloß mit der Gottähnlichkeit und Mündigkeit zu täuschen suchte, bewirkte er durch Gottes Dazwischenkunft (v. 15) das Einswerden des Menschen mit Gott, und den Stand der Vollkommenheit. Joh. 17, 11. 21 — 23. 1 Cor. 6, 17. Hebr. 5, 14. 2 Cor. 3, 18.“ Sein Wort wurde wahr. Vergl. Eph. 1, 4.“ — Der Fluch Gottes gegen die Schlange, (auf deinem Bauch sollst du gehen, und Erde essen dein Lebenlang), wird eigentlich genommen, denn der Glossator sagt: „Also vorher keins von beiden; diese Gestalt war zuvor (?) nicht in der Schöpfung;“ und wagt, aller Naturkunde zum Trotz, hinzuzufügen: *Die Schlange ist Erde*. Doch wer kann länger bey den Willkürlichkeiten verweilen, welche sich der Vf. erlaubt, wer vermag bey der kühnen Verdrehung des einfachen biblischen Wortes, bey dem Aufspeichern leeren Strohes sich des gerechten Unwillens enthalten? Diesen Wust hinwegzuschaffen, wäre mehr als herculische Arbeit. Daher wenden wir uns zu einer andern Art von Anmerkungen; vielleicht finden wir in diesen etwas besseres, was uns mit dem Vf. ausöhnen könnte; wir meinen nämlich diejenigen Glossen, welche reine Worterklärung enthalten. Allein auch hier ist wenig Tröstliches zu suchen; denn

2) es fehlt dem Vf., wir wollen nicht sagen, an Vertrautheit mit dem feinem Sprachgebrauche, sondern sogar auch an einer nur oberflächlichen Kenntniß der hebräischen Sprache. Denn wäre dies nicht der Fall, so hätte derselbe nicht die erbärmlichsten Erklärungen wieder aufwärmen können, welche noch aus einer Zeit stammen, wo die alttestamentliche Exegese fast bloß ein Hin- und Herrathen war, sondern er hätte sich nach bessern Führern umgesehen. Oder glaubte er etwa, man

könne noch wie ehemals, sich zu einem Interpreten des A. T. aufwerfen, ohne gründliche Kenntniß, es kämen die Erklärungen im Schlafe, wenn man nur einen handfesten Glauben hätte? Ist dies der Fall gewesen, so verdient er den gerechtesten Tadel, und unsere Kritik möge ihn lehren, daß die Zeit vorüber ist, wo man sich mit ungeweihter Hand an die Erklärung des A. T. wagen durfte, und daß der Glaube, möge er noch so stark seyn, doch das nicht geben kann, was einmal durch Arbeit erworben seyn will. Es ist nicht nöthig für unsere Behauptung hier eine Menge Belege zu geben: jedes Blatt fast giebt deren zur Gnüge. Daher nur einige. Zu 1 Mos. 1, 5, bey den Worten: „da ward aus Abend und Morgen der erste Tag,“ bemerkt Hr. v. M.: „eigentlich ein Tag;“ er wußte also nicht, daß *אחור* das *cardinale* hier für das *ordinale* stehe, wie ihn Lexicon und Grammatik über diesen bekannten Sprachgebrauch belehren konnte. Zu 1. 6: „es werde eine Veste,“ heist es, „fester Unterschied; werde er als Boden, Gewölbe oder als ausgespannter Raum gedacht; Ausdehnung, Firmament; vergl. v. 16. 17, wonach die Veste im engeren Sinn nur unser Sonnensystem begreift.“ Hier ist *אֶרֶץ* nicht recht gedeutet, denn nicht Festigkeit ist der im Worte liegende Grundbegriff, sondern *das Ausspannen*, also *אֶרֶץ* eigentlich das Ausgespannte; es ist daher nicht einerley, was man sich dabey denkt. Uebrigens ist es ganz und gar erfunden, daß *אֶרֶץ* v. 17 u. 18 bloß von unserm Sonnensystem stehe; denn auch die Sterne (nicht bloß die Planeten) vergl. v. 16 u. 17 waren an der von Lutheru so genannten Veste; zwar will Hr. v. M. unter *אֶרֶץ* nach seiner Note zu v. 16 bloß „die Planeten unsers Sonnensystems und deren Trabanten, welche nebst Sonne, Mond und unserer Erde aus dem Chaos (v. 2) erschaffen sind,“ verstehen, aber ohne Beweis. — V. 7: „und es geschah also,“ wird erörtert: „zugleich ward fest, richtig; so auch im Folgenden.“ Wie verdreht und verkehrt! *אֶרֶץ* ist nichts anders als: es geschah so; wer wird wohl in einer so gewöhnlichen Formel an die Grundbedeutung von *אֶרֶץ* *firmare* denken! — Wir schlagen eine andere Stelle auf, und treffen S. 63, welche nur wenige Noten hat; aber auch hier Falsches und Willkürliches. Bey Josephs harter Anrede an seine Brüder, 1 Mos. 42, 9: „ihr seyd gekommen, zu sehen, wo das Land offen ist,“ heist es: „wörtlich die Blöße des Landes.“ Sie konnten verdächtig scheinen, weil sie nicht Canaanitische Gesichtsbildung u. s. w. hatten.“ Woher hat Hr. v. M. diese Nachricht; die Canaaniter und Hebräer gehören zu einem Völkertamme, und hatten also beide die ausgezeichnete Gesichtsbildung, welche den Semiten characterisirt. Hätte der Referent dergleichen im Sinne gehabt, so hätte er es sicher dem Joseph auch in den Mund gelegt. Joseph führt aber gar keinen Grund an, warum er seine ihn nicht kennenden Brüder für Kundschafter und für verdächtig halte. Doch genug davon.

3). Sind, wie das im N. T. schon gerügt worden, eine Menge von unnützen Anmerkungen gemacht. Zwar will der Vf. vermittelt derselben dem Originaltext näher kommen, aber sehr oft sind unten in den Anmerkungen nur ein klein wenig vom Texte verschiedene Worte, oft verdunkeln und entstellen sie den Sinn noch dazu. Wenn der Vf. glaubte, daß Luther zu verbessern sey, so hätte er, nach seinem Grundsatz in der Vorrede zum A. T. S. XI ohne Weiteres den Text ändern müssen. Da er aber oft in der Anmerkung den lutherischen kräftigern Ausdruck nur verwässert hat, so ist es gut, daß er die Aenderung nicht in den Text setzte. Wenn der Vf. demnach Erklärungen gab, wo es deren nicht bedurfte, so soll daraus ja nicht gefolgert werden, als hätte er nur des Guten zu viel gethan. Im Gegentheil hat er sehr schwere Stellen oft ohne allen Commentar gelassen und sich mehr aufgehalten bey solchen Stellen, die keiner Nachhülfe bedurften.

Sind nun schon in dem leichtern Theile des A. T., den historischen Büchern, die Fehler des Glossators so bedeutend, was läßt sich da erwarten von dem, was er für die sehr schwierigen Propheten und poetischen Bücher zu thun versucht hat? Doch wir wollen unserm Urtheile hier nicht vorgreifen, sondern unsern Lesern zu seiner Zeit das Nöthige darüber mittheilen, freylich aber ganz kurz, da wir uns bey N. T. und diesem historischen Theile des A. T. ausführlicher ausgesprochen haben.

Der Vf. hat aber nicht allein Anmerkungen zum A. T. geliefert, wird man sagen, er hat auch eine Berichtigung der lutherischen Bibelübersetzung liefern wollen; was ist von dieser zu halten? Die Antwort darauf ist: nicht allzuviel! Denn was wir schon bey Beurtheilung des N. T. nach der v. Meyerschen Bearbeitung erinnerten, dasselbe gilt auch im Ganzen hier: nämlich die Verbesserungen sind nicht bedeutend und konnten noch weit häufiger angebracht werden, wenn man einmal bessere Worte wählen wollte. Sonach hat Luther's Bibel durch Hrn. v. M. hier keine eben große Umänderung in seiner bisherigen Gestalt erhalten; auch war es nicht so nöthig, wie es dagegen in andern Theilen, namentlich bey den Propheten, im höchsten Grade der Fall ist. Wir behalten uns also über die *alttestamentliche Uebersetzung* ein ausführliches Urtheil bis zur Anzeige des zweyten Bandes vor, da sich in diesem eigentlich zeigen wird, ob Hr. v. M. der unternommenen Berichtigung wirklich gewachsen war. Unsere Leser werden es freylich kaum glauben, und wir können es ihnen nicht verargen, daß sie bedenken; denn da derselbe in den Anmerkungen zum historischen Theile des A. T. so wenig Sprachkenntniß, dagegen eine außerordentliche Befangenheit

des Urtheils bewiesen, so gehn ihm offenbar zwey Haupteigenschaften ab, welche zum Verständniß der prophetischen Schriften des A. T. in der Urschrift und zum Verbessern einer deutschen Uebersetzung derselben unerläßlich sind.

Ehe wir diese unsere Anzeige schließen, haben wir noch über die Einrichtung der Ausgabe mit Anmerkungen Einiges zu erwähnen. Die apokryphischen Zusätze zum Buch Esther und das Gebet des Königs Manasse, sind hinweggelassen; von denen, die Luther nicht aufnahm, hat Hr. v. M. das vierte Buch Esra „hervorziehen zu müssen geglaubt, nachdem es auch in der Vulgate nicht fehlt, und es Luther für ein Gefäß von unedelm Thon geachtet hat, als andere erleuchtete Männer, welche über dessen Dunkelheiten Aufschluß erlangt und viele Salzkörner der Weisheit in seinen Tiefen gefunden zu haben behaupten.“ Dieses vierte Buch Esra ist aber ein ausschließliches Zubehör des glossirten Bibelwerkes, statt dessen in dem Bibelabdruck ohne Anmerkungen die Zusätze zu Esther und das Gebet Manasse aufgenommen sind. Der Vorrede zu diesem Bande ist eine kurze Einleitung in das A. T. und dessen historische Bücher insonderheit beygefügt. Der allgemeine Abschnitt derselben handelt vom *Canon, Eintheilung und Anordnung des A. T., Masora und Versionen*, und ist nicht frey von befangenen Ansichten, als: „Zweifel unserer Zeit haben unter Aufregung manches frühern, doch immer unbedeutenden Bedenkens, das Alter dieser Bücher tief herunter zu setzen, sie auch in ihre vermeinten Urbestandtheile zu zerlegen gesucht; allein ihre Gründe und Vorstellungen sind insgemein der Art, daß sie entweder geradezu widerlegbar sind, oder doch für die Hauptsache nichts versagen, daneben auch einander selbst widerstreiten, der gläubige Leser sich also vollkommen darüber beruhigen darf.“ Die einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen historischen Büchern sind kurz, und erstrecken sich fast lediglich auf ihren Inhalt. Dies ist auch gerade nicht zu tadeln; wenn aber der Vf. nicht mehr zu gehen für gut hielt, hätte er auch die Controversen nicht in seinen Kreis ziehen, noch weniger, wie vom hohen Dreyfusse herab, sich eine absprechende Entscheidung darüber anmaßen sollen. So heist es z. B. S. XVII: „In den Schriften Moses selbst liegt das Zeugniß ihrer schriftlichen Abfassung durch Moses, das mit der historischen Echtheit ihres ganzen übrigen Inhalts steht oder fällt;“ und ein wenig weiter unten: „Am wenigsten ist in den ersten Kapiteln der Genesis an die Zusammenreihung verschiedener alten Urkunden zu denken, in deren einer der hebräische Gott *Elohim*, und in der andern *Jehova* ohne weitere Bedeutung genannt wäre.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

RÖMISCHE LITERATUR.

ZWICKAU, b. Schumann: *Virgils Aeneide*, in deutschen Jamben übersetzt von Dr. Joseph Nürnberg. 1821 — 22. Vier Bändchen. (Mit Titelpfefern.) 1stes Bdchn. 188 S. 2tes Bdchn. 192 S. 3tes Bdchn. 192 S. 4tes Bdchn. 240 S. 12.

Seit Schiller, in seiner frühesten Jugend mit einer hexametrischen Uebersetzung der Aeneide beschäftigt, (wovon interessante Proben in Prof. Haug'schen Magazin stehen) als gereifter Mann mehrere Bücher des durch Harmonie der Diction und des Rhythmus besonders so vorzüglichen Heldengedichtes in freyere achzeilige Stanzas zu übertragen den Anfang gemacht, haben, wie wir uns erinnern, schon mehrere jüngere Dichter den Reiz erfahren, in dieselben Fußstapfen zu treten. So z. B. hat Hr. Nehrlich, jetzt in Karlsruhe lebend, schon vor vielen Jahren dem Rec. einige Proben im Msc. mitgetheilt, die dem Druck bestimmt, und nicht ohne glücklichen Fleiß auch mit eindringendem Geist componirt waren — ob sie wirklich erschienen sind, ist uns unbekannt. Hr. Nürnberg bekennet ebenfalls, daß Schiller und der Beyfall, den der Schiller'sche Versuch bey vielen Freunden der Virgilischen Muse fand, ihm die erste Anregung zu seiner Arbeit gegeben. Zwar ist jetzt kaum mehr die Zeit wo es räthlich seyn dürfte, mit der Uebertragung eines klassischen Werks in einer andern, als seiner ursprünglichen Form vor dem Publikum aufzutreten; auch hat die Wahl der Stanze, wenn von dem eigenthümlichen Ton und Geiste eines hexametrischen Epikers, wie Virgil zumal ist, nicht zuviel verfliegen soll, ihre besondern Bedenklichkeiten, neben dem, daß sie leicht zu allzuvielen Umschreibungen verlockt, wovon auch die Schiller'sche an sich sehr gelungene Arbeit nicht frey ist. Schiller, wie Rec., der damals öfter mit dem Verwigten zusammen war, sich erinnert, unternahm jene Arbeit zur Erholung von einem Krankheitsanfall; er wählte die Stanze, weil er in dem musikalischen Falle dieser Reimform für die Musik des Virgilischen Hexameters das beste Surrogat finden zu können glaubte, ein besseres, als er sich vom deutschen Hexameter versprach, gegen den er zu jener Zeit — man weiß, wie sehr er wenige Jahre darauf seine Gesinnung hierin änderte — irren wir nicht, noch vom Umgehe mit seinem Freunde Wieland während seines

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ersten Aufenthalts zu Weimar her, ziemlich eingenommen war. Auch sollte ihm diese Uebung ein Vorstudium seyn für die leichte Handhabung der Stanze zum Behuf eines größeren epischen Gedichtes aus der Geschichte Friedrichs des Großen, mit dessen Entwurf und dereinstigen Ausführung in der Form der Stanze Schiller damals, wie wir bestimmt wissen, sich lebhaft beschäftigte. Sein herrlicher Genius hat auch bey dieser Nebenarbeit viele Schwierigkeiten, die er sich selbst so wenig verbarg, daß sie ihn als solche, wie es in seiner Natur war, nur um so mehr reizten, das Wagniß zu bestehen, mit entschiedenem Glücke überwunden, und Rec. kennt selbst viele Leser und Leserinnen, die die Schiller'schen Reimstrophen den noch so gelungenen Verdeutschungen neuerer Uebersetzer, die an die strengere Regel der Uebersetzertheorie sich hielten, weit vorziehen. Bey dem allen aber muß man doch, wenn man unbefangen urtheilen will, gestehen, daß sein Versuch keine eigentliche Uebersetzung, sondern nur eine freyere Nachbildung zu nennen ist, worin der Hauptgedanke der Urschrift in anderer Form, dieselben Bilder zwar vorkommen, aber meist mit andern Farben und anders gestellt, und nicht selten der mächtige Geist des Nachbildners, statt sich zu schmiegen nach dem des Urbildes, dieses unter sich zwingt.

So ferne nun eine freyere Nachbildung eines klassischen Werkes, die auf strenge Uebertragung nicht Anspruch macht, und ihrer Natur nach nicht machen kann, allerdings auch in der deutschen Literatur zulässig ist, zumal, da wir schon mehrere glückliche hexametrische Verdeutschungen der Aeneide haben, und neuerlich Voss die seine einer erneuerten sorgfältigen Pflege unterworfen hat, wovon wir jüngst in diesen Blättern Rechenschaft gegeben haben, so ferne die Einkleidung endlich in eine gefällige vieler Ohren aufschmeichelndere Reimform für manche Leser und Leserinnen weit einladender zu einer Bekanntheit mit dem Römer ist, als der Hexameter, so wird kein Dichter es bereuen dürfen, auf einem solchen von Schiller schon eingeschlagenen Pfade fortzufahren, wenn er nur hinter Schiller selber nicht gar zu weit zurückbleibt.

Hr. Dr. Nürnberg, durch Schillers Vorarbeit lebhaft angeregt, faßte schon vor mehreren Jahren den Entschluß an diese sich anzuschließen und fortarbeitend in derselben Weise uns nach und nach die ganze Aeneide zu liefern. In dieser Absicht liefs er schon

schon 1818 und 1819 zu Halle in Commission bey Hemmerde und Schwetfchke das erste und dritte Buch einzeln erscheinen. Seine Versuche wurden in mehrern kritischen Blättern nicht ohne Beyfall aufgenommen, und diess, wie wir, früher schon mit jenen bekannt und bereits auch zu einer nur etwas verspäteten aufmunternden Anzeige gerüthet, versichern können, mit vollkommenem Rechte. Denn Hr. Dr. N. hat, wenn gerade kein Schillerfches, doch allerdings ein achtungswerthes Talent mit entschiedener Liebe und rühmlichem Fleiss an seine Arbeit gebracht, und diess in den ausgestellten Proben schon, welche einzelne Ausstellungen auch sich mit Fug machen liessen, bekrundet. Um so mehr war es uns erfreulich, ihn auf diesen Pfade zu sehen, da von Geschäftsleuten seiner Gattung — er selbst hat sich bey jenen Proben auf dem Titelblatte, hier unter der Vorrede als königl. Preussischer Postmeister zu Sorau in der Lausitz angekündigt — solche Geistesbeschäftigungen weniger sonst dürfen erwartet werden, oder bey ihren heterogenen Berufsarbeiten an der Tagesordnung sind. Augemuntert durch die meist beyfällige Stimme seiner Rec. hat der Vf. nun unterdeß muthig seinen Weg fortgesetzt und liefert in vier niedlich gedruckten Bändchen, die auch überdiess noch den Vortheil führen: *Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker in neuen Verdeutschungen* die ganze Aeneide. Seinem ursprünglichen Plane zufolge liess er das Zweyte und Vierte Buch nach der Schillerfchen Uebersetzung, da die seine sich ja doch nur an diese anreihen sollte, unverändert abdrucken. Er versichert, von manchen Bemerkungen seiner Rec. gewissenhaften Gebrauch gemacht zu haben, nur Einem Haupteinwurfe, die fremde Form der ursprünglichen antiken vorgezogen zu haben, hätte er nicht mehr begegnen können, wollte er nicht seinen ganzen anfänglichen Plan aufopfern, sonst aber habe er überall nach Gefälligkeit, schneller Deutlichkeit und Schönheit bey treuer und gleich kräftiger Wiedergebung des Gedankens aus allen Kräften gestrebt. Wir erkennen diess Streben keineswegs, aber doch entspricht der Erfolg nicht immer dem Streben. Da es dem wackern Vf. ein redlicher Ernst ist mit seinen Bestrebungen, und er für die weitere Vervollkommenung seiner fast in zu kurzer Zeit nach den ersten Ausstellungen jetzt vollendeten Arbeit gewiss die Feile nicht aus der Hand legen wird, so wollen wir ihm hier einige unbefangene Bemerkungen mittheilen; die schon für die Erste Probe bestimmt waren, aber, wie wir sehen auch jetzt nicht zu spät kommen. Vielleicht dafs er sie für eine neue Ausgabe benutzen kann. Dafs der Vf. die Stanze gewählt hat, darüber rechnen wir mit ihm, aus seinem Standpunete genommen, wie wir schon oben sagten, keineswegs; aber einmal, weil doch die gewählte Reimform die Harmonie des hexametrischen Rhythmus einigermaßen vertreten oder ersetzen soll, so wird darauf Rücksicht genommen werden müssen, dafs die Stenzen selbst so wohlklingend als möglich gebildet werden,

und weil die freyere Stanze nur — besser wäre allerdings für eine solche Arbeit die regelmässige — aus grösserer Bequemlichkeit und nach Schillers Vorgehen vorgezogen worden, so möchte hier Wielands Muster im Oberon am meisten zu empfehlen seyn. Wir finden nicht, dafs der Vf. dieses ganz so, wie es sich gebührte, studirt habe. Er würde sonst sorgfältiger in der gehörigen Abwechselung der männlichen und weiblichen Reime und ihrer Verschlingungen gewesen seyn. Man wird bey Wieland selten finden, dafs wenn eine Strophe mit einem männlichen oder weiblichen Reime schliesst, die folgende mit einem ähnlichen anfängt, noch, dafs weibliche oder männliche Reime, wie z. B. die vier männlichen I. B. Str. 23. bey unfrem Vf. sich hintereinander auflösen.

„Erzürnt, und doch sich gleich, hebt aus der wilden Fluth
Der Gott die ewig heit're Stirn' empor;
Da stellt sich ihm ein schrecklich Schauspiel vor:
Der Flotte armer Rest: er sieht, mit welcher Wuth
Um ihren Untergang die Elemente kämpfen;
Und ahnend, dals ihm diess der Schwelger List gethan
Eilt er, der Ströme Zorn zu dämpfen,
Und winkt dem Eurus und dem Zephyrus zu nah'n.“

Und der Schluss der vorhergegangenen 22ten Strophe endete gerade auch mit einem männlichen Reim:

„Da endlich dringt bis zu Poseidons tiefem Sitze
Des Ungewitters Wiederklang.“

Im Lateinischen ist das Erste eine zusammenhängende Periode, die der Vf., wie es oft der Fall ist, und von einer solchen Wahl der Form geboten wird, in zwey Perioden zer schnitten hat.

*Interea magno misceri murmure pontum
Emissamque hiemem sensit Neptunus, et imis
Stagna refusa vadis, graviter commotus; et alto
Prospectans, summa placidum caeput estulit unda.
Disiectam Aeneae toto videt aequore classem,
Fluctibus oppressos Troas coelique ruina; etc. etc.
Nec latuere doli fratrem Junonis et irae.
Eurus ad se Zephyrumque vocat; dehinc talia satur.“*

Wir haben die ganze Stelle hergesetzt, um zugleich auch eine Probe zu geben, wie der Vf. das Original handhabt. Die ewig gleiche Stirne und die Bestimmung: doch sich gleich sind nicht gerade in demselben. Diese Zuthaten sollen das placidum bezeichnen; wo der Vf. (S. die Anmerk.) dem Delille zu folgen vorgiebt, der es: „courroucé mais tranquille“ giebt; aber der Deutsche sagt mehr, als der Franzose sagt und sagen will, und setzt sich in dem: erzürnt und doch sich gleich einem Widerspruch aus, was bey jenem nicht der Fall ist; da der Sinn, so genommen, doch nur seyn kann: innerlich ergrimmt behauptet er im Aeussern doch seine Würde und Ruhe. Diess meint wohl der Vf. auch, aber so, wie er die Worte stellt, macht er sich von einer störenden Amphibolie nicht frey. Einigemal hat der Vf. auch in der ersten Probe ganze Strophen aus lauter weiblichen Reimen, und man sieht mit Absicht, um die Rede dadurch zu heben, gebildet, wie z. B. Str. 31. des ersten Buchs (v. 176 — 80.)

Nutrimenta dedit — — — omnem
 Bald sieht man hoch empor die Flamme schlagen
 Sie mühen sich Ceres ganz durchkohlste Gaben
 Vom Schiffe an das Land zu tragen
 Um sich an einem Mahl zu laben.
 Zum Rösten wird die Frucht am Feuer ausgebreitet,
 Vom Stein zermalmt wird Mehl daraus bereitet.
 Nur für Aeneas gilt kein Weilen
 Es heisst die Sorge ihn, auf einen Felsen eilen.

Wir zweifelten, als wir früher diese Stelle lasen, ob diese beabsichtigte Feyerlichkeit sich zu der Sache auf die es hier ankommt, in der That schicken und nicht eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen möchte. Wir freuten uns daher, als wir in der vor uns liegenden Ausgabe die ganze Strophe nun so geändert fanden:

Bald schlägt die Gluth zur hellen Flamm' empor.
 Das Volk schafft Ceres ganz durchkohlste Gaben,
 Vom Schiff' ans Land, lockt das Geräth hervor,
 Nach so viel Noth sich durch ein Mahl zu laben.
 Zum Rösten — — —
 — — — — —
 — — — — —
 — — — — —

Dieser Aenderung geben wir um so mehr unsern Beyfall, als jetzt der zuvor fehlende Begriff (*Cerealia Arma* durch *Geräth* —) ausgedrückt ist. Str. 75, 76. sind die weiblichen Reime, wo sie aber doch nicht durch die ganze Strophe herrschen Str. 75, 76.

Noch ist in tiefem Schau'n Aeneas ganz verloren,
 Als plötzlich Dido in den Tempel schreitet,
 Es scheint das hohe Weib zur Herrscherin geboren.
 Von einer Jünglingschaar ist sie begleitet.

Dieser würdige Ton entspricht recht gut dem des Originals, auch das Folgende *qualis in Europae ripis*, zumal das deutsche Aequivalent für das so schön mahlende:

— illa pharetram
 Fert humero, gradiensque deas supereminet omnes

lagt der Phantase gefällig zu:

So zeigt Diana sich, wenn auf des Cynthus Höh'n
 Der Oreaden Chöre sie umsteh'n;
 Sie ragt empor vor allen in ihrem Jagdgeschmeide.
 Und Mutterkols erfüllt Latonens Herz mit Freude.

Das Auslaufende mit einer Uebersilbe im Abchnitt allen, gegen die sonstige Regel der Stapzen, verdient hier als Ausnahme mehr Empfehlung noch als Nachsicht; aber ohne Noth und Grund sollten solche Verstöße nicht gebraucht werden, wie in folgenden Versen:

Mit einem Mal erhebt sich ein Getümmel; —
 Was wieder zu erblicken die Trojer nimmer glaubten u. s. w.

Gelungner hingegen scheint uns die 76te Str. *Talis erat Dido etc.*

„Gleich ihr die Menge überragend
 Regiebt sich Dido in des Tempels Mitte.
 Des Reiches Sorg' auf erster Stirne tragend,
 Mit abgemessenem, würdevollem Schritte:
 Ein hoher Thron empfängt die Königin.
 Und um sie her sieht man ihr Volk sich stellen;
 Die Arbeit theilt das Loos, nach des Gesetzes Sinn,
 Hört man das Urtheil sie in Streit'ger Sachen fällen,

Diese Bemerkungen hoffen wir werden hinlänglich seyn, um die Leser unsrer Blätter von dem Werthe dieser Uebersetzung in Kenntniss setzen zu können, und wir zweifeln nicht, der Verf. werde schon jetzt, und zumal bey einer noch sorgfältigern Uebersetzung auf den Dank eines nicht unbedeutlichen Theils des deutschen Publikums gerechten Anspruch machen können. Nur müssen wir ihn schliesslich noch bitten, bey nochmaliger Revision so, wie auf noch grössere Concentration als die ist, so er bereits rühmlich anstrebt, eben so auch auf noch grössere Reinheit des Reimes, die er ebenfalls, was zu loben ist, bezweckte, künftig sein Augenmerk zu richten: *Drohete* und *Gebote* S. 9. Str. 10. *Stimois* und *liess* S. 14. Str. 18. sind keine guten Reime; eher noch *Schoofs* und *Stoß* S. 16. Str. 21. Am allerwenigsten aber sind es die Namen *Achates* und *Aletes* S. 16. Str. 22.

Ein gleiches Schicksal trifft den tapfern *Achates*
 Und *Abas*, *Ilioneus*, den grossen *Aletes*

neben dem, dass sie hier in einer ganz falschen Quantität gebraucht sind. Auch beleidigt das Ohr die meist nur im Oesterreichischen gangbare Aussprache fremder Eigennamen die als Jamben zu gebrauchen sind, als *Trochäen*, wie z. B. hier S. 16. Str. 21. *Oront* statt: *Örönt* (*den treuen Örönt an der Spitze*) wegen dann einmal der Held und Schäfer *Paris* gleich betont mit der Stadt *Paris* als Jambe gebraucht wird, und einmal wird statt des Reims gar eine Art Affonanz, um einen malerischen Effect des Originals auf diese Weise nachzukünsteln, gebraucht, die aber wenig Wirkung thut. Es ist die bekannte Stelle v. 46. bey dem Verf. Str. 11.

Ast ego, quae divom incedo — — —
bella gero.

Und ich — ich Jovis Schwester und Gemahlin,
 Ich, aller Götter Königin,
 Mit Einem Phrygischen Stamm krieg' ich seit so viel Jahren.

NATURGESCHICHTE.

DRESDEN; gedr. b. Ramming: *Lichenes exsiccanti*, auctoribus L(udov.) Reichenbach et C. Schubert, — oder: *Die Flechten, in getrockneten Exemplaren*, herausgegeben von L. R. und C. S. IItes Heft. IIItes Heft. 1823. in 4. (das Heft 1 Thlr.)

Diese beiden Hefte sind in der äussern Gestalt dem ersten (f. A. L. Z. 1823. Nr. 119.) völlig gleich. doch im Innern ist eine wesentliche Veränderung vorgefallen, indem statt eines eigentlichen Textes, jetzt nur unter jeder einzelnen Flechte der Name, die Diagnose und das Vaterland derselben auf einem kleinen Zettel gedruckt, aufgeklebt erscheint. Als Grund wird das Missverhältniss des Preises zu der Ausgabe angeführt, was indessen die Freunde der Flechtenkunde eher für eine Entschuldigung als für eine eigentliche Rechtfertigung werden gelten lassen.

Uns,

Uns, wir geltehen es, gefällt in dieser Beziehung die Einrichtung des ersten Hefts besser, vorausgesetzt, daß dabey nicht die sehr leicht zu vermeidenden Verletzungen der Arten vorkommen, die wir bereits bey dem ersten Heft gerügt haben und die der Druckerey allein zur Last fallen. Bey dieser Gelegenheit sey es uns gestattet, noch den Wunsch auszusprechen, daß es den Herausgebern gefallen möchte, auch stets, wenigstens wo es statt finden kann, das Linneische Synonym zu benennen. Dies ist für manchen Botaniker und namentlich für diejenigen, die erst die Lichenen studiren wollen und auf welche die Sammlung gewiß mit berechnet ward, von großer Wichtigkeit. Auch wird dadurch der Uebelstand vermieden, daß man eine alte längst bekannte Flechte darum für neu hält, weil sie einen ganz neuen von dem linneischen verschiedenen Namen führt. Der Inhalt der beiden vor uns liegenden Hefte ist folgender: II. 26. *Arthonia polymorpha* Ach. auf dem *Cort. Cascarillae*. 27. *Lecidea icmadophila* Achar. 28. *Lecidea uliginosa* β. *humosa* Ach. 29. *Gyrophora pustulata* Ach. 30. *Calicium pusillum* Flörk. 31. *Calicium roscidum* Flörk. 32. *Porina pertusa* Ach. var. *areolata*. 33. *Verrucaria planorbis* Ach. auf dem *Cort. Eluteriae*. 34. *Variolaria Flotowiana* Flörk. zu Ehren eines Herrn von Flotow genannt, der in der Neumark lebt und dem die Herausgeber viele von ihren Lichenen verdanken. 35. *Parmella saxatilis* Ach. 36. *Lecanora chrysolema* Ach. am Pastenzengletcher in Kärnthen. 37. *Borreria tenella* Ach. 38. *Borreria ciliaris* Ach. 39. *Borreria flavicans* β. *laeta* Ach. aus Südfrankreich. 40. *Pelticlea venosa* Ach. 41. *Cenomyce coniocraffa* var. *excelsa* Flörk. 42. *Cenomyce decorticata* Flörk. 43. *Sphaerophoron compressum* Ach. 44. *Usnea longissima* Ach. Vom Schumberg in Mähren. 45. *Collema fasciculare* γ, *conglomeratum* Ach. 46. *Spiloma verrucosum* Flörk. 47. *Lecidea lurida* Ach. Aus Mähren. 48. *Verrucaria Schraderi* Ach. aus Mähren. 49. *Lecanora haematomma* Ach. 50. *Lecanora callopisma* Ach. — III. 51. *Arthonia pruinosa* Ach. 52. *Lecidea sanguinaria* Ach. vom Schneeberg in Böhmen. 53. *Lecidea sabulorum* γ. *euphorea* Ach. 54. *Lecidea vesicularis* Ach. aus Mähren. 55. *Lecidea rosella* Ach. aus der Neumark. 56. *Cyphelium tigillare* Ach. bey Königsbrück in Sachsen. 57. *Calicium quercinum* Pers. oder *C. clariculare* Ach. 58. *Opegrapha phaea* β. *brunna* Ach. 59. *Tripethelium Sprengelii* Ach. ad *cort. Cascarillae*. 60. *Pyrenotea vermicellifera* Kunze Msc. bey Leipzig ad *annosarum quercuum corticem rimosam, nec non ad carpinos*. 61. *Lecanora atra* var. *torulosa* Flörk. 62. *Lecanora* Flörkei Flotow. Eine neue Art, die auf jungen Eichen in Pommern und Thüringen vorkommt. 63. *Lecanora tartarea* Ach. vom Schneeberg in Böhmen.

64. *Lecanora albella* var. *cinerella* Flörk. 65. *Parmella physodes* Ach. 66. *Ramalina pollinaria* Ach. 67. *Cornicularia ochroleuca* Ach. aus den Salzburger Alpen. 68. *Stereocolon pileatum* Ach. 69. *Collema velutinum* Ach. aus Bayern und bey Dresden. 70. *Spiloma versicolor* Ach. 71. *Lecidea dryina* Ach. 72. *Verrucaria gemmata* Ach. 73. *Lecanora* (*Lecanora*) *rubra* Ach. 74. *Lecanora Swartzii* Ach. bey Dresden von Herrn Dr. Reichenbach gefunden und 75. *Lecanora circinnata* Ach. auf Kalchbergen in Mähren. Die Nummern 46 — 50 und 71 — 75 sitzen auf Steinen oder dicken Rinden, weswegen die eine Seite des Deckels die Gestalt eines Pappkafers erhalten hat.

ERDBESCHREIBUNG.

BAMBERG, b. Lachmüller: *Panorama auf dem Weissen Stein*, oder Beschreibung desselben und Uebersicht der bekanntesten Ortschaften und Berge, welche man auf demselben sehen kann. Zum Besten der abgebrannten Bewohner Stambachs, ob Culmbach im Ober-Main-Kreise des Königreichs Baiern, herausg. von Cölestinus Stöhr, vormals Benedictiner zu Banz. Mit einer Karte. 1823. XII und 30 S. 8. (48 Kr.)

Nach öfterem Besteigen des Berges Weissenstein hatte sich der Vf. entschlossen eine Umsichtskarte davon zu entwerfen; das Abbrennen des Dorfes Stambach brachte den Entschluß zur Reife. Siebenzig Subscribenten sollen die ersten Kosten decken. Der Vf. behandelt das Ganze in 8 §§. — 1. Etymologie des *Weissen Steins* aus der Menge desselben; 2. die Lage, Form und Höhe des Berges aus den besten gedruckten Quellen; 3. Klima; 4. Boden und Gewächse; 5. Steine, Mineralien und Fossilien; 6. historische Notizen; 7. Aussicht auf denselben, oder Beschreibung der Oerter und Berge, die man auf demselben im Umkreise sehen kann, worin das Eigenthümlichste des Vfs. vorkommt; 8. Meilen- und Stunden-Register. Alle diese Gegenstände sind aus den besten Quellen zusammen getragen; gewöhnlich sind auch die eigenen Worte derselben beybehalten. Das beygefügte Panorama in groß Folio erstreckt sich gegen Ost über Kirchenlamitz, Luchsburg und Luifenburg — gegen West über Banz und die Hildburghäuser Berge — gegen Süd über Hohenmirsberg — gegen Nord über Schwarzenbach am Wald und Dobraberger. Die Karte ist ziemlich fehlerlos gezeichnet, und in der Lachmüllerischen Steindruckerey zu Bamberg sauber gedruckt. Wer auch hinsichtlich der Vollständigkeit der Beschreibung sowohl, als der Reinheit des Stiles noch Manches zu wünschen übrig hätte, der wird doch dem Vf. wegen seiner patriotischen Tendenz für die abgebrannten Bewohner Stambachs gerne Nachsicht gönnen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

Februar 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, in Gyldendals Buchh.: *Athene. Et Maanedsskrift.* (Athene, eine Monatschrift). *Erster Band.* 1813. 510 S. *Zweyter Band.* 1814. 574 S. *Dritter Band.* 578 S. *Vierter Band.* 1815. 580 S. *Fünfter Band.* 590 S. *Sechster Band.* 1816. 566 S. *Siebenter Band.* 586 S. *Achter Band.* 1817. 594 S. *Neunter (und letzter) Band.* 610 S. (Jeder Band ungefähr 2 Thlr.)

Nur den ersten Band dieser von einigen der geachteten dänischen Gelehrten verfaßten *Athene*, womit, zufolge der Einladung, die 23 Jahre lang mit gleichem Beyfalle von Prof. Rahbeck herausgegebene dänische *Minerva* ersetzt werden sollte, redigierte Prof. Nyerup; zu allen folgenden Bänden, bis zum Schlußband, nannte sich Prof. Molbech als Herausgeber und gab zugleich in der dem zweyten Bande hinzugefügten Ankündigung die jedem Wissenschaftsfreunde erfreuliche Nachricht, daß er sich für diese Monatschrift, „vermittelt der liberalen Anempfehlung, von Seiten der königlich dänischen Kanzley, die Vortheile der“ (1799 allgemein und streng verbotenen) „Anonymität, deren Wichtigkeit für mehrere“ (für alle) „Zweige der Literatur allgemein“ (d. h. von allen wahren Freunden der Humanität und Cultur) „anerkannt sey,“ verschafft habe. Es würde unpassend seyn, bey der Anzeige dieser sehr schätzbaren Monatschrift, deren frühes Aufhören nur dadurch weniger schmerzlich wird, daß ihr unter dem Titel: *Athenaeum, Tidsskrift for Videnskab og Kunst i Danmark* eine ähnliche Zeitschrift, in zwanglosen Hefen, von demselben Herausgeber besorgt, bald folgte, jetzt noch ins Einzelne zu gehen: da einestheils der Inhalt der ersten Bände durch andere kritische Blätter auch dem deutschen Publicum schon bekannt geworden; und da andernteils selbst seit Erscheinung der letzten Bände ein bedeutender Zeitraum wieder verfloßen ist. Inzwischen hat sich unsere A. L. Z. verschiedentlich in der Beurtheilung anderer dänischen Schriften auf diese *Athene* berufen, (z. B. in der Rec. über *Grundtvigs Danevirke* u. a. m.), und eine nähere Anzeige derselben versprochen; und so wird es jetzt noch nicht zu spät seyn, dieses Versprechen zu erfüllen: wobey man sich jedoch, der Kürze wegen, nicht nach der Reihenfolge der einzelnen Bände richten, sondern nur darauf ein-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

schränken wird, mit Uebergang aller Polemik, woran die *Athene* reicher ist, als sie es seyn sollte, und die selten ein anderes, als ein bloßes Tages- und Personeninteresse hat, die wichtigsten Abhandlungen eines jeden der vorzüglichsten Mitarbeiter an ihr, so weit solche genannt sind, zur Sprache zu bringen: Eine ausführliche Beurtheilung derselben kann freylich jetzt nicht mehr erwartet werden. Die meisten Beyträge sind von dem Herausgeber, dem Bibliotheksekretair, Prof. Chr. Molbech, selbst; und es sind dieses nicht etwa, wie sonst bey Zeitschriften, worin mehrere Vt. auftreten, nicht selten der Fall zu seyn pflegt, bloße Lückenbüsser, sondern sie sind insgemein von recht gediegener Art, und halten schadlos für manche gehaltlere Aufsätze anderer Mitarbeiter. Hierhin zählt Rec. die *allgemeine Uebersicht der dän. Literatur aus den Jahren 1813 bis 1816*. B. 2. S. 74 f. B. 4. S. 65 f. B. 6. S. 89 f. und B. 8. S. 105 f. Der Vf. führt die bedeutendsten Schriften von den verschiedenen Zweigen der Literatur an und begleitet sie mit allgemeinen Urtheilen, in denen kein Unbefangener und Sachverständiger Einsicht, Mäßigung und Unparteylichkeit vermissen wird. Vom Jahre 1813 heißt es unter anderm: „es verdient bemerkt zu werden, wie gering die Zahl der Uebersetzungen im Vergleiche mit der der Originalschriften ist, und wie sehr sich besonders die Anzahl der übersetzten Romane vermindert hat gegen sonst. Auch ist das Uebergewicht unverkennbar, welches die historische, politische, ästhetische und theologische Literatur über die physische, naturhistorische und medicinische“ (adde: die pädagogische, philosophische und juristische) „Literatur gehabt hat.“ Mehr oder weniger ist diese Aeußerung auch auf die folgenden Jahre anwendbar; und wenn man etwa aus dem Umstande, daß unter den sogenannten *Brodwissenschaften* die Gottesgelehrtheit noch die Einzige ist, welcher viele Schriften gewidmet sind, den Schluß ziehen wollte: daß mehr Sinn und Eifer für Theologie in ihren verschiedenen Zweigen, als für andere Wissenschaften, herrsche: so würde man irren. Der wahre Grund ist vielmehr dieser, daß es, in Dänemark, wie in so vielen andern Ländern, unter den Geistlichen mehr Leser und auch mehr Schreiber giebt, als unter den Gliedern jedes einzelnen andern Standes. Auch rechnet man gewöhnlich manche Schriften zu den theologischen, die eigentlich gar nicht dahin gehören; z. B. Predigten, Gebetbücher u. a., blo-

bloße Volkschriften. — *Ueber das Wesen des Staates, Staatskräfte, Nationalgeist, und über das, was der Staaten Stütze und der Nationen Stärke ist in gefährlichen Zeiten.* B. 2. S. 1 f. Wahrheiten, welche die tiefste Beherzigung gerade von denen am meisten verdienen, die dieser Art Zeitschriften am wenigsten zu lesen pflegen: Fürsten und ihre nächsten Umgebungen. Nie wird eines Staates Gesundheit und Gedeihen un gefährdet bleiben, so lange die einzig wahre Quelle desselben, das gute Einverständnis und Vertrauen zwischen der Regierung und den Regierten, mehr getrübt und verstopft, als kultivirt und in den Gang gebracht wird. Auch der Bestand des Riesenstaates unserer Zeit, des kaiserlich französischen, beruhete doch nur auf der guten Meinung und Stimmung der Völker; und der Staat schwankte und ging unter, sobald diese über ihr wahres Interesse zur Einsicht kamen. Dieß ungefähr ist es, worauf der Vf. so verständlich, als es noch 1812 und 1813 geschehen durfte, hindeutet. Die nachherige Regierungs- und Staatengeschichte von Europa hat für die Richtigkeit seiner Ansicht Belege geliefert, und sie dürfte ihrer wohl, ehe der Welt Ende kommt, noch mehrere liefern. *Ueber die Geschichte im Allgemeinen, als Wissenschaft und erzählende Kunst, ihr Verhältniß zur Poesie, zumal die epische, ihre Behandlung und Darstellung, ihr Interesse und ihren Werth.* B. 3. S. 200 f. Keines Auszuges fähig und mehr Stoff enthaltend oder berührend, als er in einer kurzen Abhandlung gehörig verarbeitet werden konnte. Das Zeugniß ist Rec. dem Vf. schuldig, daß er keiner von den Sonderlingen ist, welche Geschichte (Factum, das Geschehene) mit Dichtung (Geburten der Phantasie, Märchen) verwechseln, oder Eins für das Andere gelten lassen. Er weiß Wahrheit, Wissenschaft, Kunst, Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit, Gedicht u. s. w. recht vernünftig und wohl von einander zu unterscheiden und jedem seine rechte Stelle anzuweisen; wird sich dadurch aber auch bey denen, die sich von ihrer Verwirrung und Vermischung alles Heil der Welt versprechen, schlecht empfohlen haben. *Ueber die Heiligkeit der Nationalsprache, mit einer Nachschrift an das dänische Publicum.* B. 4. S. 273 f. Aus dem vorgelesenen Engelstafischen Motto: „könnte eine Sprache aussterben und die Nation dieselbe bleiben? Nein! Sprache und Nation stehen und fallen mit einander!“ kann man auf den Hauptinhalt und die Richtung dieser Abhandlung schließen. Auch Rec. hält viel auf die Muttersprache einer Nation, wenn sie zu den größten, die nöthigenfalls ihre Selbstständigkeit zu vertheidigen und zu behaupten wissen, gehört; ist aber von kleinern Völkern, z. B. den holländischen, italienischen, dänischen, schwedischen, norwegischen u. s. w. die Rede, so tritt er der von dem Vf. angegriffenen Meinung Sneedorps und Nyerups bey, nach welcher es die Selbstständigkeit solcher Völker verbürgen, aber nicht gefährden würde, wenn z. B. die Dänen und Schweden nur Einerley

Sprache redeten, sich aber nicht durch eine Menge, im Grunde betrachtet doch nur unwesentlicher, Verschiedenheiten in der Sprache von einander absonderten. Was gewinnt man durch eine solche Liebhaberey für eine Volkssprache? — Nichts! Aber viel, viel geht dadurch hinsichtlich der Literatur, des Bucherverkehres, der Handlung, selbst des Volksfinnes und des echten Weltbürgergeistes verloren. — *Ueber die Universalgeschichte, ihre Idee und Behandlung.* B. 5. S. 429 f. Der Vf. nimmt auf Kant, Schelling, F. Maier, Herder u. a., welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, Rücksicht, und äußert hier und da Gedanken und Grundsätze, welche mit der im eben angeführten Aufsatze sich verrathenden Engherzigkeit in Betracht der Nationalsprache in einigem Widerspruche stehen. Das königl. Museum und die Bibliothek auf dem Schlosse zu Stockholm, B. 6. S. 517 f. und: *kurze Nachrichten von der Stiftung, den Schicksalen und dem jetzigen Zustande der großen königl. Bibliothek zu Kopenhagen;* B. 7. S. 209 f. Daß die Letzte bedeutende Vorzüge habe vor der Ersten, und, was besonders neuere Werke betrifft, sie weit hinter sich zurücklasse, ist einleuchtend. Mögen sich die Wissenschaften in Schweden unter der jetzigen Regentenfamilie mehr Achtung, Schutz und Unterstützung zu erfreuen haben, als solches, man möchte sagen, seit Christinens Regierung, nicht der Fall war! *Beyträge zu einer Regierungsgeschichte und Charakteristik Königs Christian II.* B. 9. S. 1 f. „Wollte Gott,“ sagt Holberg von diesem Könige, „daß er niemals das Schwert, sondern immer nur die Feder gebraucht hätte; denn alle seine Gesetze und Verordnungen sind so, daß er dadurch eher den Namen: Christian der Gute, als: Christian der Böse, verdient hätte.“ (S. 59). Historisch neues hat Rec. in diesen Beyträgen nicht gefunden; der Vf. hat aber Behrmann u. a. Schriftsteller über seinen Gegenstand wohl benutzt und sich das Verdienst erworben, tiefer, als seine Vorgänger, in die wahren Quellen und Ursachen der großen Fehler des Königs eingedrungen zu seyn. Diese Quellen waren, was sie bey despotischen Regenten in der Regel sind: eine verkehrte Erziehung; erduldet unzeitige Strenge und schlechter Umgang in jüngern Jahren. Seine Hauptfehler bestanden in Jähzorn, Härte, Mißtrauen und unkluger Eigenmächtigkeit. Ungünstige Zeitumstände trugen dann, wie fast immer der Fall ist, zu seiner Verschlimmerung bey. Der Vf. erkennt eben so wenig das Fehlerhafte, als die bessern Eigenschaften, bey Christian, welche Letztere ihn zu einem kräftigen, rechtsklugen und selbstwirksamen Staatslenker machten. — *Agnes Bernauer, eine historische Anekdote aus dem funfzehnten Jahrhundert.* B. 9. S. 281 f. Die bekannte Liebes- und höchst wahrscheinlich Heirathsgeschichte von dem Herzoge Albrecht III. von Bayern und der Agnes, eines Baders Bernauer Tochter, welche für beide Liebende, besonders die Geliebte, ein so trauriges Ende nahm. Sie verdient auch in deutschen Zeitschriften

Schriften in ein erneuertes Andenken gebracht zu werden, theils, um unschuldigen Mädchen, die in Gefahr sind, von Fürsten sich bethören zu lassen, zur Warnung zu dienen: theils, um auf den Unterschied zwischen der heutigen frivolen Denkungsart im Vergleich mit der rauen Strenge der Vorzeit aufmerksam zu machen. Welcher heutige Fürst, als Vater, würde an der, wenn gleich bürgerlich gebornen, Gattin seines Sohnes so handeln, wie Herzog Ernst im J. 1435 an dieser Agnes handelte? *Blätter aus eines Reisenden Brieftasche im Sommer 1817.* B. 9. S. 292 f. u. S. 398 f. Die Reise geschähe durch einige der schönsten Gegenden von Seeland, Langeland, Møln und Falster. Man begleitet den Vf. allenthalben mit Vergnügen und findet seine Beschreibungen von Gegenständen der Natur und der Kunst, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, selbst dann anziehend und neu, wenn man manche dieser Gegenstände schon aus früheren Erzählungen kennt. Zu denselben Vfs. *Jugendwanderungen*, (f. A. L. Z. 1815. No. 135. *Ergänz. Bl.* 1817. No. 61.), können diese *Blätter* für eine angenehme Zugabe gelten. — Ausser dem ersten-Herausgeber, P. Nyerup, waren es die Professoren Engelstoft, Hornemann, Müller und Oluffen, welche sich der Aufsicht und Leitung der Monatschrift unterzogen hatten; Rec. hoffte also auch, gerade von diesen tüchtigen Gelehrten die meisten Aufsätze darin zu finden: aber vergebens. Nyerup lieferte zum 1sten Bande nur einige kurze und wenig bedeutende Aufsätze, z. B. *einige Briefe von Holberg an Gram; Excerpte aus alten dänischen Büchern auf der königl. Bibliothek; zum 2ten, einen Brief mit einem vorkin ungedruckten norwegischen Liede*, wovon die Athene früher eine Uebersetzung ins Englische mitgetheilt hatte; zum 4ten, *Etwas über das nene* (jetzt bekannte) *dänischnorwegische Schriftstellerlexicon*; (Rec. gehört nicht zu den, S. 95 erwähnten, Rigoristen, in Betreff der begehrten absoluten Vollständigkeit eines solchen Lexicons; aber er kann doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Hrn. N. gefallen möchte, den längst versprochenen Supplementband zu diesem dän. norweg. Verfasserlexicon endlich zu liefern!); und zum 8ten Band: *eine Vorlesung über die Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie*. Von Engelstoft und Oluffen enthält die Monatschrift gar nichts: es sey denn, welches nicht unwahrscheinlich ist, daß einige der mitgetheilten anonymen Aufsätze dem einen oder dem andern dieser Vfs. gehörten. Hornemann schrieb nur für den 1ten Bd. S. 101 f. einige Nachrichten von der gegenwärtigen Verfassung des königl. botanischen Gartens zu Kopenhagen, den in neuern Zeiten geschehenen Erweiterungen und Verbesserungen desselben u. s. w., die jetzt nicht mehr neu sind. Die Arbeiten des Prof. P. E. Müller, die alle das Gepräge des Fleißes und der Sorgfalt ihres Vfs. tragen, wie man es selten findet, sind für den 2ten Band: *Gespräch, gehalten in der Mitte des 11ten Jahrhunderts zwi-*

schen Harald Haardraade und dem Barden (Skjalden) *Stuf, aus dem Isländischen*, S. 93 f. Nach einem witzigen Wortspiele über den Namen von des Dichters Vater Kat (Katze) mußte Stuf den König von Norwegen mit etwa 60 Liedern, die dieser sich vorsingen ließ, einschläfern. Im ganzen Stücke spricht sich der Geist der alten Vorzeit, nach welchem die Höhern im Volke die Dichtkunst zu schätzen, aber auch die Dichter zu belohnen wußten, recht lebendig aus. Für den 7ten Band: *Krazenstein Stubs Denkmal*, S. 142 f. Hiermit muß der gehaltvolle Aufsatz verglichen werden, welcher sich von der Dichterin Fried. Brun geb. Münster im 8ten Bande S. 271 f. über *Krazenstein Stub und dessen hinterlassene Kunstwerke* befindet. Der Künstler Kr. St., geb. zu Kopenhagen 1783, gest. zu Kallundborg Ladegnard 1816, dessen Gemälde zu den schätzbarsten Kunsterzeugnissen in ihrer Art gehörten, verdiente es, daß ihm von den Händen zweyer so achtungswürdiger Freunde und Beförderer der Kunst und Wissenschaft, wie Hr. M. und Frau Br., Denkmale der gerechtesten Anerkennung seines Künstlerwerthes gesetzt wurden. Für den 8ten Band: *Hrof Krages Sagb, über Begebenheiten aus dem 6ten und 7ten Jahrhundert* S. 535 f. Nur ein Fragment aus dem 2ten Theile der *Sagabibliothek* des um die altnordische Literatur hoch verdienten Vfs., welches durch einige erst ganz neuerlich erschienene Schriften über denselben Gegenstand ein erhöhtes Interesse erhält. Von Frau Brun befinden sich, ausser mehreren Gedichten, z. B. *der Herbstabend, an Oehlschläger*, B. 2. S. 475. *Das Erwachen, an Baggesen*, S. 479. *Die Rettung, eine Winteridylle*, B. 3. S. 289. *An Marie Therese, Herzogin von Angouleme*, B. 4. S. 550 ff., noch verschiedene, dem eben angeführten Aufsätze über *Stubs Kunstwerke* ähnliche, kurze Abhandlungen in dieser Zeitschrift, welche alle von dem feinen Kunstgeschmacke und lebendigen Kunstsinne der Vfn. das rühmlichste Zeugnis ablegen. Rec. muß sich darauf einschränken, sie nur anzuführen. *Il bambino di Ara Celi*, übersetzt ins Dänische von Heiberg, B. 3. S. 471. *Etwas über den dän. Bildhauer in Rom, Albert Thorvaldsen*, übersetzt von Molbech, B. 4. S. 1. *Ueber den Geschichtsmaler Ludwig Lund*, B. 4. S. 301, und: *über die neulich von Rom erhaltene Altarplatte des Geschichtsmalers L. Lund*, B. 9. S. 157. (Dieselbe ist für eine Kirche in Pyen bestimmt und scheint, ungeachtet dessen, was in einem spätern Aufsätze von einem ungenannten Kunstkennet dagegen eingewendet wird, ein Meisterstück in ihrer Art zu seyn); *Beschreibung von einer neu entdeckten Copie des Gemäldes von Lionardo da Vinci: das Abendmahl*, B. 5. S. 525. u. f. w. Ausser dem Leben und der Kraft, die Rec. fast in allen Aufsätzen der Vfn. mit Vergnügen wahrgenommen hat, machte es ihm auch eine besondere Freude, zu finden, mit wie vieler Wärme sie von den im Auslande lebenden dänischen Künstlern, Lund und Thorvaldsen, redet, deren Werke, wie

es scheint, im eigenen Vaterlande nicht allenthalben die Theilnahme und Gerechtigkeit finden; welche ihnen das Ausland, man kann, was zumal *Thorwaldsen* betrifft, ohne Uebertreibung sagen, die *Welt* widerfahren läßt. — Dr. Jur. G. L. *Baden* schrieb für den 4ten Band *über die Versorgung der Armen in ältern Zeiten*, S. 46 f. und: *antiquarische Anekdoten*, S. 112 f. Pastor H. *Bafholm* urtheilt über die *französische Revolution und Napoleon*, was den Letzten betrifft, so: „die Ehre ist ihm Alles, weil (?) sie die Begleiterin der großen Handlungen ist, Wirkksamkeit im Großen das Element, worin sein Geist schweben muß; die Menschen sind ihm nichts, weil (?) er sich über sie erhöht fühlt“ (wie manche fühlten sich, mit und ohne Grund, über viele ihrer Zeitgenossen erhöht: es wäre schlimm, wenn diese ihnen deswegen nichts gewesen wären!); „er muß (!) die Welt unglücklich machen, weil (?) er auf keine andere Weise der Schöpfer ihres Glückes werden kann; die Religion ist ihm nicht wichtig mit Rücksicht auf die Erde“ (mit Rücksicht auf den Himmel wäre sie es ihm also wohl); weil (?) er sich in die Stelle des Alleslenkenden setzt und sich es herausnimmt, dessen Gesetzgeber zu seyn. Nur wenn diese menschliche Macht von der himmlischen gebeugt, wenn er von seiner Höhe gestürzt ist, wird sein Geist, wenn er Kraft genug hat, sein Schicksal auszuhalten, in seiner Grösse zum Höhern sich erheben u. s. w.“ Der Sturz folgte bekanntlich tief genug, auch fehlte es dem Geiste nicht an Kraft, das Schicksal auszuhalten: aber von dem Erheben dieses Geistes in seiner Grösse zu dem Höhern hat eben nichts verlauten wollen. Hr. B. schrieb übrigens seinen Aufsatz noch im Frühlinge 1814 und wird wahrscheinlich durch die Begebenheiten von 1815 u. f. über Manches, den großen N. B. Betreffende, anders denken gelernt haben, als vorher.

(Der Beschlufs folgt.)

LITERATURGESCHICHTE.

DARMSTADT, b. Tasché: *Westphälische Beyträge zur deutschen Geschichte* von Joh. Sulbert Seibertz, (jetzt Justizamtmann zu Rülhen). Zweyter Band. 1823. 490 S. 2.

Dafs der geachtete Vf. in seinem Bestreben, von dem Herzogthum Westphalen literarische und historische Nachrichten zu liefern, rühmlichst fortgefahren hat, verdient schon um deswillen den wärmsten Dank aller Literaturfreunde und Geschichtsforscher, da, laut der Vorrede, dem Vf. bey dem Andränge überhäufter Amtsgeschäfte zur Ausarbeitung seiner Mittheilungen nur wenige Mufestunden übrig geblieben sind. Der vor uns liegende zweyte Band enthält wie der erste (welcher in der A. L. Z. 1819 No. 315. von einem andern Rec. beurtheilt worden ist) blofs die andere Hälfte von „Nachrichten über die Schriftsteller des Herzogthums Westphalen,“ und einige Berichtigungen zum ersten Bande. Da übrigens das Erscheinen der folgenden Bände, (worin vorzüglich die aus archivalischen Urkunden ge-

schöpfte Darstellung des Ursprunges der westphälischen Vemgerichte von höchstem Interesse seyn muß —) lediglich von der Unterstützung des Publicums abhängen soll; so hält es Rec. für doppelte Pflicht, alle Freunde und Beförderer der historischen Literatur auf diese nützliche Schrift aufmerksam zu machen. Auch der vorliegende zweyte Band enthält eine große Anzahl denkwürdiger Gelehrten, sowohl aus der Vorzeit, als aus dem 19ten Jahrhundert, und wir beileben uns, die merkwürdigsten derselben hier auszuheben. Dahin dürften nun gerechnet werden: *Marc. Molkenbuhr*, Franciskaner in Paderborn; hauptsächlich durch Controverschriften bekannt; *Joh. Christ. Multer*, Prof. des katholischen Kirchenrechts zu Marburg; *Theodor v. Neheim*, Geschichtsschreiber aus dem 14ten Jahrhundert; *Fried. Theod. Pape*, ein Prämonstratenser, späterhin einer der heftigsten Jacobiner zu Mainz, und sodann einige Zeit Präsident des Cassationshofes zu Trier; *Joh. Rivius*, erst Rector in Zwickau und sodann Kirchenrath in Meissen, ein geachteter Schulmann aus dem 16ten Jahrhundert, dessen Schriften auf dem Tridentinischen Concilio verboten wurden; *Dr. Jul. Willh. Ruer*, in Marsberg, Herausgeber der vaterländischen Blätter für das Herzogthum Westphalen; *Ferd. Fr. R. Saalmann*, Hofrath und Leibarzt zu Münster; *Fried. Ad. Sauer*, Regierungs- und Consistorialrath in Arensburg; *Fr. Wilh. Wern. Freyh. v. Schorlemer*, Vf. einer anonymen Schrift: „zur Verfassung des landsässigen Adels im Herzogth. Westphalen,“ 1818; *Joh. Fried. Jos. Sommer*, Dr. der Rechte und Advocat zu Kirchhunden, als juridischer und historischer Schriftsteller, der sich auch lange unter dem Namen: *Westphalus Eremita* verborgen hielt; *Franz Wilh. Spiegel, Freyh. zum Diefenberg - Canstein*, kurköln. Kammerpräsident und Landdrost von Westphalen, ein hauptsächlich um die Universität Bonn vielfach verdienster Mann; *Joh. Steiwerth*, Arzt und Maler im 15ten Jahrhundert, von welchem zuerst J. C. v. Fichard, genannt *Baur v. Eyseneck*, im ersten Bande seines Archivs für ältere deutsche Literatur und Geschichte gründliche Nachrichten mitgetheilt hat; *Dr. Joh. Stoll*, Medicinalrath zu Arnberg; *Franz Jos. Thüsing*, Hofgerichtsadvocat daselbst; *Joh. Vestling*, welcher 1649 als Prof. der Chirurgie und Anatomie in Padua starb; *Kasp. Chr. Freyh. Voigt v. Elspe*, ein historischer Schriftsteller aus dem 17ten Jahrhundert, dessen Schriften jedoch nicht vollständig gedruckt worden; *Kasp. Vobellus*, ein Geograph und Astronom des 16ten Jahrhunderts; *Joh. Georg Weishaupt*, Prof. der Rechte in Ingolstadt; und dessen Sohn: *Adam Weishaupt*, merkwürdig durch seine Stiftung des Illuminaten Ordens. Für Freunde der Gelehrten Geschichte bieten insbesondere die beiden Artikel *Hermann* und *Joh. Nehemius*, manche neue Aufschlüsse. Vorzüglich interessant aber ist, in psychologischer Hinsicht, die Geschichte des im J. 1563 verst. Joh. Christ. v. Schöngels; denn nicht leicht hat ein einzelner Mann so viele Verbrechen verübt, als der eben genannte, welcher Dieb, Räuber, Mörder, Ehrenschänder, Hochverräther und Renegat war.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, in Gyldendal's Buchb.: *Athene. Et Maanedsskrift. Erster bis Neunter Band.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Prof. Boye lenkt in seinen B. 7. S. 437. u. 531. mitgetheilten, *dänischen Literaturbriefen* die Aufmerksamkeit auf einige seit etwa 20 Jahren eingeschlichene schriftstellerische Thorheiten — bedauerlichen Folgen einer blinden Neuerungs- und Joh. Balhorns Verbesserungssucht. Unter andern rechnet er dahin die alberne Schreibart *Hæks*, *Seks*, *Ekjamen* u. f. w. indem man das einfache *x* in ein *ks* verwandelt, während man eben so albern *ti* statt *chi* u. f. w. schreibt, um sich das *h* zu ersparen. An ähnlichen verunglückten Geburten zweckloser Abweichungen vom Gewöhnlichen kann Deutschland (wo es z. B. manche schön und modern finden, statt d. i. Jun. lieber: d. 1ten im Jun. und dergl. zu schreiben) kaum reicher seyn, als es Dänemark ist. Die Briefe sind nicht ohne Witz und gute Laune geschrieben, müßten aber doch mehr ins Einzelne und Bestimmte eingehn, wenn sie besser wirken sollten. Originel, wie fast alles, was aus des Prof. A. Gamborgs Feder fließt, sind dessen B. 7. S. 315. f. mitgetheilte Gedanken *über die zweckmäßigsten Mittel, in einer großen Stadt, wie Kopenhagen, den Diebereyen vorzubeugen und entgegen zu wirken*. Es ist nur zu wahr, daß fast jede neue Volksbürde, sie heiße Abgabe, Zoll, Stempel u. f. w. die Vermehrung der Diebereyen, der kleinen und der großen zur Folge hat und es wäre die Frage, ob nicht, wenn man die ungeheuren Kosten, welche das Aufseherpersonale, die Gefängnisse, die Inquisitionen, selbst die Belstrafungen u. f. w. verursachen, zur Stillung des Hungers der ärmsten Volksklasse anwendete, dadurch den Diebereyen sicherer entgegengewirkt würde, als durch alle Belstrafungen. Der Vf. verwirft die Letzten ganz und gar nicht; er scheint nur der Meynung zu seyn: das Volk wolle doch essen und ehe mancher den Hungertod sterbe, greife er zu, wo der Himmel blau, der Tisch gedeckt, die Kasse zugänglich ist. Da aber diese Vorschläge weniger auf Belstrafung des begangenen, als auf Vorbeugung des noch nicht begangenen Diebstahls, weniger auf Palliativmittel, als auf Anwendung einer Radikalkur gerichtet sind, so vermuthet Rec. sie werden gleich vielen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ähnlichen Vorschlägen, des selbstdenkenden Vfs. übersehen und nicht befolgt werden. — Pastor A. K. Holm theilt, unter Mehreren, B. 3. S. 381 f. seine *Bemerkungen über die liturgischen Verbesserungen im Preussischen* mit, deren Ausführbarkeit und Nützlichkeit ihm damals (1814) noch zweifelhaft schien; indessen hat seitdem der Erfolg gelehrt, daß jene Verbesserungen (dergleichen vielleicht auch in Dänemark dazu beizutragen würden, die Achtung für den öffentlichen Gottesdienst zu belehen) mit merklichem Gewinn für das kirchliche Leben sich ausführen ließen. Desselben Vfs. Abhandlung *über den Jesuitenorden, dessen Verdienste um das Missionswesen und die Wissenschaften und was man von der Wiederherstellung des Ordens zu halten habe?* B. 6. S. 391 u. 471 f. ist mit vieler Unparteylichkeit und Sachkenntnis geschrieben und giebt des Vfs. warmen Eifer für das Heil und die Rechte der protestantischen Kirche deutlich zu erkennen. Vom Cand. Hauch enthalten die Bände 3 — 8 einige gefühlvolle Gedichte, für seinen ästhetischen Sinn spricht die Abhandlung *über Oehlenschlägers Helge* und das Fragment *über das Schöne in der Natur*; gegen den Inhalt des Gespräches: *welches der vorzüglichste unter den verschiedenen Sinnen sey?* B. 6 S. 1 f. läßt sich manches einwenden. S. 43 giebt der Vf. dem Gespräche folgende bemerkenswerthe Wendung: „Was wir hier besprochen haben, betrifft eine wichtige Frage. Wir stehen auf einem wissenschaftlichen Wendepunkt, wo die Atomistik mit der Dynamie streitet, wo der Geist über die Materie siegen will; manche Festung der Letzten ist gefallen, mancher kühne Versuch gewagt: aber es gehört Consequenz dazu, um zum Ziele zu kommen. So lange das Auge dem Ohre vorgezogen wird, wird die Mathematik den Vorzug haben vor der Philosophie und eine mathematische Anschauung ist das Höchste; erst wenn die Klarheit folgerichtig der Tiefe untergeordnet wird, wenn man *einsieht*“ (aber gerade dazu gehört doch vor Allem — *das Auge?*) „daß die große Naturmathematik selbst die Oberfläche“ (*Overflade*; Grundlage? Bedingung?) „einer Naturdynamie ist: so ist der Weg bestimmt und die Empirie muß der mit sich selbst einigen Philosophie folgen.“ u. f. w. Des einsichtsvollen Isländers, Prof. Finn Magnussen, B. 6 S. 101 f. abgedruckte *Einleitung in seine Vorlesungen über die mythischen und ethischen Gedichte der ältern Edda* ist seitdem die Herausgabe der ältern Edda selbst (erster, zweyter und dritter Band, Kopen-

penhagen b. Gyldendal, 1821 — 1822. kl. 8.) gefolgt; woron wir demnächst unseren Lesern eine ausführlichere Anzeige zu geben gedenken: wo wir denn auf diese *Einleitung* zurückkommen werden. Noch liefert er S. 242. f. *der Dichtertrank, eine allnordische Mythe*, und B. 8. S. 310. f. *Hakon, des Guten Andenken, besungen von Eyrind, dem Skaldenspieler*, nach des Originals eigenen Ausdrücken und Versmaafs überetzt. — Sowohl des Cand. Th. C. Fr. Molbech Uebersetzung: *über die Ursachen der wachsenden Macht von Athen und das Verhältniß dieses Staates zu Lacedämon nach dem 2ten Persischen Kriege bis zum Ausbruche des peloponnesischen Krieges*, nach Thucydides, B. 9. S. 185. f., als des Cand. Philos. Salomonsen Abhandlung *über die in dem alten Athen wohnhaften Fremden*, B. 8. S. 287. f. 385. f. sind mit Fleiß gearbeitet und erwecken von beiden Vff. gute Hoffnung für ihre künftige literarische Wirklichkeit. — Ein Ungenannter äußert sich B. 9. S. 524. f. *über Rom* und besonders den berühmten dän. Künstler Thorwaldson dafelbst auf eine Art, welche dem Gefühle des Vfs. für tüchtige Künstler und ihre Werke zur Ehre gereicht. Gerecht ist seine Klage darüber, daß von Thorwaldsons grösseren Arbeiten auch nicht eine einzige nach Dänemark gekommen ist, während sie von Rom aus in alle Weltgegenden, selbst bis nach Amerika hin, wandern und allenthalben bewundert werden. Zwar hat er kürzlich 4 schöne Basreliefs für das Christiansburger Schloß zu Kopenhagen verfertigt; „aber, sagt der Vf., diese sind bestimmt, um *auswendig* auf das Gebäude gesetzt zu werden: wo in der Welt lebt dann der Künstler, dessen Arbeiten ein durch Thorwaldson äußerlich gezieres Schloß im Innern desselben würdig zu schmücken vermögen?“ Uebrigens hat es das dänische Publicum, als Thorw. ganz neuerlich die Residenz seines Vaterlandes besuchte, nicht fehlen lassen an den unzweydeutigen Beweisen der Huldigung seines seltenen Künstlerwerthes; und daß keins seiner grösseren Werke, die zum Theil, wie z. B. sein jüngst verfertigtes großes Basrelief: *Alexanders Triumpheinzug in Babylon*, mit 15000 Species-Dukaten bezahlt werden, den Weg nach Dänemark gefunden hat: das ist wenigstens nicht die Schuld des Publikums. Auch von ungenannten Vff. sind einige die dänische, schwedische und deutsche Literatur betreffende Notizen, alle im 9ten Bande; z. B. *Anmerkungen über Manches in der dänischen Literatur und einige ihrer neuesten Produkte*, S. 236. u. 466. f. *Erwiedrung auf einige Aeusserungen in der dänischen Literaturzeitung über die neuere deutsche und schwedische Literatur*, S. 259. f. *Kurze Nachrichten von den wichtigsten Originalschriften in der schwedischen Literatur*; S. 268. f. Schade, daß diese Nachrichten fast nur ästhetische Werke betreffen und sich allein auf die Jahre 1813 bis 1817 einschränken. Gäben uns die braven Dänen nicht zuweilen von dem, was in Schweden literarisch Neues geschieht, einige Kenntniß: so wäre ja die Literatur in Schweden ausserhalb dem Reiche beynahe eine

terra incognita. Sonderbar ist's, daß, nach Einem dieser Vff., seit Norwegen schwedisch geworden ist, in Norwegen und sogar in Schweden mehrere Schriftsteller etwas darin luchen, die *dänische Sprache*, Literatur, Schriften u. s. w. nicht mehr, was sie doch sind, *dänisch* sondern *norsk, nördisch*, oder, wenn man will, *norwegisch* zu nennen. O! Eitelkeit und Kleinigkeitsgeist, mitten unter den Literatoren! Die einzige ausführliche *Biographie*, welche in diesen 9 Bänden enthalten ist, ist die des hochverdienten Carsten Niebuhr, welche dessen Sohn, der Geh. Staatsrath B. G. Niebuhr, verfaßt hat, B. 8. S. 1. f. u. S. 117. ff. Zwar besteht sie nur in einer dänischen Uebersetzung der deutschen Lebensbeschreibung, welche der Vf. in den *Kieler Blättern*, B. 3. S. 1. f. abdrucken ließ; doch erhält sie vor dieser einen Vorzug durch das S. 224 — 228 angehängte vollständige Verzeichniß aller im *deutschen Museum*, im *Genius der Zeit*, in *Archivholzs Minerva*, in *Zachs monatlicher Correspondenz*, in *Büschings wöchentlichen Nachrichten*, und in *Murrs Journale* befindlichen kleinen Abhandlungen von C. Niebuhr.

KLASSISCHE LITERATUR.

HILDESHEIM, b. Gerstenberg: *Miscellanea maximam partem critica*. Edi curaverunt F. T. Friedemann et J. D. Godofr. Seebode. Vol. I. P. III. 1822. (mit fortlaufenden Seitenzahlen S. 417 — 590). Part. IV. 822. (S. 593 — 782. mit Einschluss der indices.) (Prän. des Jahrg. 4 Rthl.)

WITTENBERG, b. Zimmermann, LONDON, PARIS und STRASSBURG, b. Treuttel und Würz: *Miscellanea etc.* — Vol. II. P. I. S. 1 — 184. P. II. S. 193 — 398. 1823. 8.

Die beiden ersten Hefte dieser nützlichen Zeitschrift hat Rec. in dieser A. L. Z. 1822. Nr. 286. mit dem Lobe, das dem Unternehmen gebührt, angezeigt. Auch im dritten Hefte finden wir gehaltreiche Aufsätze, die wir uns freuen hier abgedruckt zu sehen. Dahin gehören *Torkill Baden's* Abhandlung über die *Unbrauchbarkeit der nordischen Mythologie für die bildenden Künste* (S. 417 — 446.). *Wytenbach's oratio de philosophia* etc. (S. 507 — 519.). *Lobeck's Dissertationen de Tritopatribus* P. I. et II. (S. 520 — 530). (P. III. fehlt im folgenden vierten Hefte), *Jacobs nott. crit. in Aelian. et Plutarch.* (S. 530 — 534). Auch der Abdruck der Lebensbeschreibung von G. C. Harless durch seinen Sohn C. F. Harless (S. 447 — 476) ist als Beytrag zur Literaturgeschichte nicht unwichtig. *Bothe* setzt die Anmerkungen zum *Curtius* (f. Misc. Crit. Vol. I. P. 2.) fort: *F. N. Klein theilt lectt. Quintilian.* (S. 486 — 499) und Lesarten zu *Cic. de orat.* aus dem *Hahn'schen Drucke* (S. 499 — 507) mit, zu denen man vergl. *O. M. Müller* im *Archiv. f. Philol. u. Pädag.* I. 1. 201 ff. *H. Harless* erklärt die Construction von *ὅπως* und *ὅπως μὴ* (S. 583 — 589) und *Grimm* die *Adverbia heute, heutz und heuer* (S. 578 — 582).

Im vierten Hefte finden wir abgedruckt, *Heeren's* Abhandlung *de chori Graecorum tragici indole* (S. 599 — 616), *Burmamann's* *de Bentleii doctrina metrorum Terentianorum iudicare non potuisse*, von Reitz (S. 706 — 712); *de Idaeis Dactylis* von Lobeck (S. 727 — 734); *de versibus quibusdam Horatianis* von Eichstädt (S. 750 — 755); *de Arcadii quibusdam accent. praeceptis*, von Götting (S. 755 — 768); Von neuen Aufsätzen erwähnen wir außer den Fortsetzungen von Bothe und Klein *Ahlwardt's* *Abh. de Tragicorum Comicorumque choris in genuina metra restituendis* (S. 732 — 727), *Matthia's* Bemerk. zu *Cic. de orat.* (S. 675 — 683), und *Baden's* Anmerk. zu *Lucanus* und *Quintilianus* (S. 744 — 750). Die *indices* (S. 767 — 782) sind vom D. Meyner, Lehrer am K. Pädagogium zu Halle, gefertigt.

Noch reicher ist Vol. II. P. I. ausgestattet. Wir nennen zuerst die neuen Aufsätze, als *Buttmann's* *Bemerkungen über einige Stellen alter Schriftsteller*, (Theokrit, Aristophanes, Athenäus, Horatius, Catullus), von S. 40 — 53., *Wunderlich's* *comment. in epigr. Bacchylidis et Simonidis. Ed. et nott. add.* Fr. Jacobs (S. 67 — 73); *Bornemann's* Bemerk. über *Xenoph. Oecon. c. 15.* (S. 140 — 153) Dahin gehört auch das spasshafte *specimen Glossarii antiqui cum notis editoris anonymi* (S. 21 — 27), das gegen einige neuere Lateinschreiber und Erklärer des Cicero gerichtet zu seyn scheint. Für die Literaturgeschichte sind wichtig: *Ruhnken's* *epistolae ineditae ad Heynium, Vossium, Wolfium* (S. 10 — 21); *Jo. Grammi's* *commentarius de rebus literariis ab J. L. Mosheim in Dania a. 1722. gestis, ed. T. Baden* (S. 102 — 122); *de codd. mss. biblioth. Cracoviensis*, Jer. G. Münnich (S. 122 — 140. P. I. in Msc. Vol. I. P. IV.), und *Passow's* *vitae A. B. Kayser's et F. Th. Schneider's* (S. 153 — 164). Aber auch die bloß abgedruckten Abhandlungen sind sehr gut gewählt. Wir fanden hier: *Struve's* *Abhandl. scholia in Hom. Odyss. a Butmanno edita, nunc emendatiora* (S. 57 — 59); *Lobeck's* *dissertat. I et II. de mysteriorum graecorum argumentis.* (S. 85 — 97); *Götting's* *Commentation de accent. voc. gr. monosyllab. tert. declin.* (S. 97 — 102); *Graevii scholia in Cic. de offic. L. I., ed. G. Röther* (S. 164. ff.) u. a. m. Die Rede von Mosche *de saeculi nostri misologia* (S. 27 — 40) hat D. Wegscheider mit Anmerk. begleitet. Die Rede war auf jeden Fall grade jetzt des Abdruckes werth — passender vielleicht in einem theologischen Journale — und wer konnte sie besser commentiren, als der gelehrte und aufgeklärte Wegscheider? —

Das zweyte Heft, welches Rec. eben jetzt erhält, haben die Herausgeber so reich ausgestattet, daß wir deshalb eilen, die philologischen Leser unserer A. L. Z. mit dem Inhalte bekannt zu machen. Die mitgetheilten Aufsätze sind folgende: 1) *Graevii scholia in Cic. de Off. L. II., ed. Röther.* (S. 193 — 206). 2) *C. L. Struvii lectiones Lucianae. P. I.* (S. 206 — 252). Für den Abdruck dieser schätzbaren Arbeit, die durch einen sonderbaren Zufall im

Wege des Buchhandels nicht mehr zu haben ist, muß man der Redaction besonders dankbar seyn. 3) *Variae lectt. e cod. Cizenst in Cic. epp. ad dir. L. II., enotatae a Daehne* (S. 252 — 258); 4) *Lobeckii diff. de mysteriorum Eleusiniarum gradibus* P. I. (S. 258 — 278). 5) *Hermannii diff. de praeceptis quibusdam Atticis.* (S. 278 — 293). Auch der Abdruck dieser trefflichen Abhandlungen wird erwünscht seyn. 6) *G. C. F. Franckii prolegg. in Cic. oratt. Verrin., de provinc. Rom. forma atque administratione*, (S. 293 — 354) eine im J. 1820 von der Kieler Universität gekrönte Schrift, welche dieser Auszeichnung allerdings werth gewesen zu seyn scheint. 7) *Ph. Melanthonis prima adumbratio locc-theolog. Denuo ed. et praefatus est F. F. Friedemann.* (S. 354 — 371). Das Vorwort, das mit der bey Hn. Friedemann gewohnten Eleganz und Präcision geschrieben ist, darf man ja nicht übersehen. Es führt die Sache der sogenannten rationalistischen Theologie siegreich gegen die Feinde derselben, von denen es S. 359 treffend heist: „non dedignantur, in ephemeridibus et quacunque non data, sed arrepta occasione atram bilem in rationalisticam theologiam evomere, aut integris libellis editis Sertorianae rabie optimorum hominum nomina conscindere, aut tanquam oraculis de tripode missis, prae alta sua et ab omnibus erroribus libera eruditione aliorum ratiunculas, non refellere, sed inique deridere, — ac pro nihilo ducere.“ Nur ungern verlagst sich Rec. das Vergnügen noch Mehreres mitzutheilen. 8) *Fr. Jacobii observatt. ad Libanium* (S. 371 — 374). 9) *Theoph. Wernsdorfii disp. de Aeneae Gazae edit. adornanda. Adiectae sunt varr. lectt. e cod. August.* Ed. G. G. Wernsdorf. (S. 374 — 396). Der schon ausgearbeitete Commentar war einem vom Herausg. nicht genannten Gelehrten übergeben, der jedoch, da man das Ganze wieder verlangte, nur das hier Abgedruckte zurückgeben konnte, da ihm das übrige in den Kriagsunruhen verloren gegangen war. 10) *De F. Grammi opusculis a Ruhnkenio desideratis, scr. T. Baden.* (S. 397. 98).

Rec. fürchtet nicht, daß diese reichhaltige Sammlung durch Hn. Friedemann's Versetzung vom Verlagsorte Wittenberg nach Braunschweig in ihrem Fortgange gestört werden wird. Wir hoffen vielmehr recht viel von dem regen wissenschaftlichen Leben, das im Herzogthume Braunschweig durch den Verein *Eber's*, *Krüger's*, *Günther's*, *Friedemann's*, *Petr's*, und andrer wackern Männer unter den Auspicien des erleuchteten Ministers von *Alvensleben* entstehen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

LÜNEBURG, in Comm. b. Herold u. Wahlstab: *Oenotheren* (.) Ein deutscher Liederkranz von Karl Baldamus. 1821. XXII u. 211 S. 8.

Wozu der ungewöhnliche griechische Name für einen deutschen Liederkranz? Wann wird endlich die Unsitte so gesuchter Titel aus der Mode kommen?

kommen, die einer einfachen, anspruchlosen Gabe doch gewiss nicht zur Empfehlung gereichen können? Vielmehr liegt in der Wahl eines so unerhörten, neuen Titels immer, wenigstens scheinbar, eine gewisse Präntion. *Oenotheren* nennt der Vf. seine Gedichte, „weil sie sich den stolzer prangenden, stärker duftenden Schwestern, den Tulpen und Hyacinthen, die des blendenden Tages Helle zu ertragen vermögen, nicht anzuschließen wagen. Die *Oenotheren*, deren Plinius (B. XXI. c. 7.) gedenkt, und die das Alterthum auch *Hesperiden* hieß, hauchen ihre weniger strengen Wohlgerüche bloß bey nächtlicher Weile aus.“ — Wir ehren des Vfs. Bescheidenheit, so wie die reine Gesinnung, welche sich in seinen Gedichten durchgängig ausdrückt, die auch hier und da von poetischem Gefühle zeugen; allein solche Eigenschaften machen noch nicht den Dichter aus. Von wahrhaft schöpferischer Kraft aber haben wir keine Spur gefunden; die meisten Gedichte sind schwach und leer an eigentümlichen Gedanken, und auch in den wenigen, die durch Zartheit und Innigkeit der Empfindung ansprechen, wird der Leser durch allzubüßige arge Verstöße gegen die Form unangenehm gestört. Einen großen Raum nehmen überdiß Gelegenheitsgedichte ein, die ohne allen poetischen Werth sind.

Zum Belege unseres Urtheils genüge hier ein kürzeres Gedicht, das von Seiten des Gehalts noch zu den gelungenen gehört, obgleich freylich der Gedanke schon zum Ueberdruß oft da gewesen ist.

Das Glück auf dem Lande. (S. 35.)

Friedsam lausch' ich auf der Blumen Sprache, —
Harmlos schau' ich nach der Sterne Gluthen, —
Träume sinnvoll bey des Geisbachs (sic) Pluthen,
Und so schwinden tonreich mir die Tage.

Fern von Menschen selbst geschaff'ner Plage,
Darf das arme Hers sich froh ermuten,
Brechen rüthig jedes Zwanges Ruthen
Bey der Nachzügellen Liebesklage.

Du frisches Frühroth, wann'ge Abendflammen,
Du waldbegränzt (bekränzt?) Berg, ihr grünen Matten,
Du Vogelchor, vom Wellenkuss begleitet,

Die Zeiten bürgt ihr, die von oben flammen,
Wo Liebe sich und fromme Unschuld gatten
Und Freundeshand zum stillen Himmel leitet.

Man sieht, das Gedicht war auf ein Sonett angelegt, und zwar ein trochäisches, welche Form wir hier ganz unangefochten lassen wollen. Nach den beiden trochäischen Quartetten aber tritt in den Terzetten plötzlich jambisches Maass ein, wodurch sich deutlich Mangel an rhythmischem Gefühl verräth; denn für eine Schönheit wird so gewaltsamen Wechsel Niemand ausgeben. Und wie leicht war diesem Uebelstand abgeholfen, wenn der Vf. nur in dem ersten Terzett das ganz überflüssige dreymalige Anfangswort *Du* strich, das zweyte Terzett aber so abänderte:

Zeiten bürgt ihr, die von oben flammen,
Wo sich Lieb' und fromme Unschuld gatten,
Freundeshand zum stillen Himmel leitet.

Gehen wir näher ins Einzelne, so stoßen wir gleich anfangs auf den unsatthaftern Reim *Sprache, Tage*; denn — von dem matten *e* in allen Endsyblen, und von dem aus 5 trochäischen Wortfüßen bestehenden 7ten Verse nicht zu reden — auf folgende Fehler gegen den richtigen Ausdruck: „*Fern von Menschen selbst geschaff'ner* (selbstgeschaff'ner) *Plage*“ ist sprachwidrig; der Artikel vor *Menschen* durfte nicht fehlen. Die „*Ruthen* des Zwanges“ verdanken wir wohl nur dem Reime. Sehr gelucht und schielend ist der „*Vogelchor* vom *Wellenkuss* begleitet,“ statt vom *Wellenklang*, wie es besser hiesse. Den *Gelsbach* statt *Geisbach* wollen wir auf des Setzers Rechnung schieben.

Eine vollständige Aufzählung ähnlicher, zum Theil noch ärgerer Verstöße gegen Sprache und Versbau wird man uns gern erlassen. Nur einiges zur Probe. S. 25 fanden wir die harte Zusammenziehung *acht'e* (lt. achtet); S. 185 gar *könn'a* (lt. können). S. 129 wird gemessen:

Schickel, gib mir meine Habe

Gräulames gib sie zurück.

S. 36 heisst es:

Jeder nehme becheiden sein Theil, nicht neidend den Mit-
mensch (en).

S. 52 beginnt ein *Trinklied*:

Wackre Zecher
kresset den Becher u. l. w.

statt: *laßt* den Becher *kreisen*. — S. 73 findet sich gar:

Großer Friedrich, schau' es doch,
Wie dein Volk die Schmach jetat rock (!!)

Eine besondere Rüge verdient noch die nachlässige Behandlung antiker Versarten, namentlich des elegischen Maasses, welches der Vf. besonders häufig anwendet. Seit durch Verskünstler (im besten Sinne des Wortes), wie *Voss*, *Schlegel*, *Wolf*, u. a. unsere Proodie so große Sicherheit gewonnen hat, und vorzüglich der Hexameter zu einem hohen Grade der Ausbildung gelangt ist, können Verse, wie folgende, auch dem minder feinhörenden Ohre nicht mehr erträglich seyn:

S. 16. In der Belgen zierlichen Schiffen — doch wohnet auch
Kraft drin.

S. 17. Zeigt sich das christliche Kreuz — Constantia sah *selnes*
so.

S. 38. Mit dem Kegel *rang* herrigen Sinns der herrliche Jacob.

S. 44. Und der trotzige Sion *löste* in Wehmuth sich auf.

S. 54. Deutschlands Eiche *blatbe* ein Bild für deutsche Verfassung.

S. 96. Gleich dem *wollsten* Rohr wahrhaft das *unlste* Volk.

Das Gedicht *Bilder aus der Heimath*, das bey allem Mangelhaften doch durch einzelne gefühlvolle Stellen anspricht, schließt (S. 157) mit dem häßlichen Pentameter:

Rede huld'gend zu dir dieses so *harmlose* Lied.

Druck und Papier sind, wie man sie von der *Vierweg'schen* Officin längst gewohnt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

GESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Winter: *Taschenbuch für Freunde der Geschichte des griechischen Volkes älterer und neuerer Zeit. Zweyter Jahrgang 1824.* Herausgegeben von Dr. A. Schott und M. Mebold. 360 S. 8.

Von diesem zeitgemäßen Taschenbuche, dessen erster Jahrgang bereits (1823. Nr. 148.) angezeigt worden, liegt bereits der zweyte vor uns, der sich mehr noch, als jener, durch Mannichfaltigkeit des Inhalts und interessante Aufsätze, wenn schon nicht alle von gleichem Werthe sind, auszeichnet. Der Zweck der, hier zuerst genannten, Herausgeber ist bey der Fortsetzung im Ganzen derselbe geblieben, und nur der Plan etwas erweitert worden, wie sie sich hierüber in der Vorrede zur Genüge aussprechen. Nicht nur das neuere Griechenland soll der Gegenstand des Taschenbuchs seyn: der Zweck desselben führt nothwendig auch auf Darstellungen aus der ältern griechischen Geschichte, aber zunächst nur auf die, die sich nach einer leichten Ideenverbindung an die Geschichte des Tages anreihen lassen. Unter diese Gattung von Aufsätzen gehören die vier ersten, von denen der das Taschenbuch eröffnende: „Demosthenes, ein biographischer Versuch von Ernst Münch“ das Leben des Mannes und jene Zeit der sterbenden Freyheit Griechenlands — worin sich allerdings ein passender Berührungspunct für die gegenwärtigen Zeiten der Erhebung des griechischen Volkes darbietet — trefflich schildert, wie sich von einem solchen Schriftsteller wohl erwarten läßt. Der zweyte Aufsatz von demselben: „Ueber Morea oder den Peloponnes während des Mittelalters“ ist etwas zu mangelhaft, als daß sich daraus ein vollkommenes Bild von dem Zustande jener Halbinsel unter dem griechischen Kaiserthum bilden ließe und Nr. III. „Die Eroberung Constantinopels durch die Türken von Karl von Rotteck“ (aus der Iris vom Jahre 1810 abgedruckt) hätte das damalige abendländische Europa im Verhältniß zu dem griechischen Morgenlande mit stärkeren Farben darstellen sollen: denn die Aehnlichkeit zwischen der damaligen Politik der Mächte Europa's und der, wie sie sich bey der Erhebung Griechenlands 1821 gestaltete, ist zu groß, als daß der Zeichner jener längst verfloßenen Zeiten nicht die Gelegenheit benutzen sollte, in der Vergangenheit die Gegenwart sich spiegeln zu lassen.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Im Uebrigen ist die Schilderung kräftig und besonders der letzte Constantin mit Liebe gezeichnet. Der vierte Aufsatz erzählt die *Zerstörung der Türkischen Flotte bey Tschesme im July 1770* ziemlich ausführlich und erneuert durch diese That aus der Vergangenheit die hohe Freude an den ähnlichen Ereignissen der Gegenwart. Wäre nur jene That bey dem Verlusche der großen Katharine, Griechenland zu befreyen, von einigem Einflusse gewesen. Die übrigen Aufsätze beschäftigen sich mehr oder weniger mit der Geschichte Neugriechenlands. Sehr wichtig unter diesen sind Nr. V., *Gespräch über die Ereignisse in der Moldau und Wallachey. (1821.)* Aus dem Neugriechischen des Rizos (eines sehr gebildeten, auch als Schriftsteller seiner Nation bekannten Griechen aus Constantinopel, der ein wichtiges Staatsamt in Bukarest bekleidete und Augenzeuge der dortigen Ereignisse war, (S. 353. des Taschenbuchs) übersetzt und Nr. VIII. „*Auszug aus dem Schreiben eines deutschen Arztes aus Athen v. 30sten Sept. 1822.*“ — allein über die militärischen Ereignisse verbreitete sich jenes Gespräch weniger, ob schon es neben vielen interessanten Aufschlüssen über diesen Punct der griechischen Revolution eine begründete, wohl zu beherzigende Apologie der Griechen gegen so manche Vorwürfe S. 132. ff. und S. 136. einige wahre Worte über zurückkehrende Philhellenen enthält. Das Schreiben aus Athen theilt mehrere nicht unwichtige Nachrichten über die Revolution aus dem J. 1822, unter andern über die Invasion der Türken im Monat Julius, so wie auch Einiges über das Gefecht bey Peta in demselben Monat (über welches der nächste Jahrgang eine ausführliche Beschreibung nebst einem Plane enthalten soll) mit, und zeichnet sich durch die Unbefangenheit der Urtheile über die Griechen vor ähnlichen Mittheilungen aus: den Capitain Odysseus scheint jedoch der Vf. zu verkennen, wenn einigen aus Griechenland Zurückgekehrten Glauben beyzumessen ist. Doch fehlt es über jenen Kampf bis jetzt fast noch gänzlich an authentischen Quellen und nur unbefriedigend kann dieser Mangel durch die Berichte der einzelnen Philhellenen erletzt werden. Die unter Nr. VI. gegebene *Uebersicht der Literatur den Griechischen Freyheitskampf und das neuere Griechenland überhaupt betreffend*, ist nicht vollständig: die Idee selbst verdient Beyfall, wenn zugleich, wie hin und wieder hier geschehen ist, kurze Urtheile über die einzelnen Schriften und Werke hinzugefügt werden.

Q

den. — Das hier S. 160. über das bekannte Tagebuch von Lieber ausgesprochene möchte Rec. jedoch nicht unterschreiben. Die Fortsetzung dieser Uebersicht ist übrigens im nächsten Jahrgange zu wünschen und läßt sich dann auch Manches zu der hier gegebenen nachtragen. So war unter andern am Ende die in Paris erschienene Schrift eines Griechen: *La Grèce en 1821 et 1822*. von der Prof. Krug in Leipzig eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen besorgt, nicht zu vergessen. Der Aufsatz Nr. VII. „Die Schweizerischen Griechen-Vereine bis zum Anfange des Jahres 1823“ ist ein interessanter Beytrag zu der Summedessen, was von ausen *privatim* für die Griechen geschehen ist: am meisten hat sich dadurch die freye Schweiz ausgezeichnet, doch würde gewiß auch eine ähnliche; nur kürzere Mittheilung unter das, was die Griechenvereine in Deutschland und anderwärts für Griechenland gewirkt haben, willkommen seyn, um daraus ein Resultat über die den Griechen gewordene Unterstützung zu ziehen. Rec. hat eine solche Uebersicht vom Zürcher-Vereine d. d. December 1822. gesehen, die, specieller in den einzelnen Angaben, zum Muster dienen könnte. — Nr. IX. ist der Beschluß des im ersten Jahrgange begonnenen Beytrags des Griechen *Xanthos*, der früher in Heidelberg studirte, zur richtigeren und mildern Beurtheilung des jetzigen griechischen Volkes, von dem nur zu wünschen wäre, daß er weniger flüchtig über die Literatur der Neugriechen, den Hauptgegenstand des Aufsatzes sich verbreitete: die Ursachen, welche in den letzten funfzig Jahren auf Griechenlands Cultur und Civilisation einwirkten, sind von Koray in seinem bekannten *Mémoire* von 1803 besser auseinandergelegt worden. Ueber diesen Nestor der neugriechischen Literatur ist eine biographisch-literarische Skizze, aus der *Biographie nouvelle des Contemporains* v. Jahre 1822 übersetzt, hier mitgetheilt, welche einen Begriff von der großen Thätigkeit und den Verdiensten des ersten unter den jetzt lebenden neugriechischen Gelehrten giebt, aber mit französischer Leichtigkeit bearbeitet ist. Die prosaischen Aufsätze beschließt die Lebensbeschreibung des am 4ten Nov. 1822 leider zu früh für Griechenland verstorbenen Graf *Norman Ehrenfels*, (geb. 14ten Sept. 1784.) der nach dem, was er geleistet hat, auf seiner militärischen Laufbahn gewiß Großes gewirkt haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Der übrige Inhalt des Taschenbuchs besteht in Poesien, die theils Uebersetzungen einzelner mit den neuesten Ereignissen in Berührung stehender Gedichte aus der griechischen Anthologie, von Dr. *Weber* in Wetzlar, theils Lieder sowohl von *Rhigas* im Originale nebst der Verdeutschung von *Wilh. Reinhold* und *Mebold*, und der englischen Uebersetzung des bekannten *Δούτε παῖδες*. von *Byron*, als von *Koray* unter andern *Ἕσθια πολεμιστῶν τῶν ἐν Ἀιγύπτῳ κατὰ ἐλευθερίαν μαχομένων Γραικῶν*, aus der Zeit der französischen Expedition in Aegypten, für dessen Verfasser *Koray* gehalten wird, (s. S. 265. des Ta-

schenbuchs) mit Uebersetzungen von *Wurm* und *Mebold* und einem Musikblatte, das die griechische Melodie zu dem *Ἕσθια* von *Koray* enthält, theils eigene deutsche Gedichte von *Mebold* sind. Auch ist, S. 330. die herrliche Ode an die Hellenen von *Rizos*, die schon durch die sehr gelungenen Uebersetzung von *Stieglitz* in seinen zum Besten der Griechen herausgegebenen Gedichten (Leipzig 1823) bekannt geworden ist, im Originale und in einer Verdeutschung von *Mebold* mitgetheilt; doch kann Rec. sie nicht sehr rühmen, eben so wenig, als die andern Uebersetzungen, denen man zum Theil zu große Treue vorwerfen möchte. Für die Mittheilung der neugriechischen Gedichte verdienen die Herausgeber den Dank derer, die sich mit der Literatur der Neugriechen vertraut machen wollen. Die sehr gut lithographirten Bildnisse des *Al. Maurocordato* nach einem Gemälde von *Vernet*, des *Demosthenes* nach *Viscontis Icothographie* und des Graf *Normann* nach einer nach seinem Tode gefertigten Zeichnung, so wie eine Ansicht des *Akrokorinth* zieren das Taschenbuch, das, gut gedruckt, nur durch viele Druckfehler, auch in den Eigennamen, sehr entstellt wird. So steht z. B. S. 161. statt *Cessen* *Cesten* und S. 171. st. *Wenck* *Wendt*, anderer nicht zu gedenken.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Meißner: *Predigten* von *Hermann Gottfried Horn*, Pastor an der St. Pauls Kirche auf dem Hamburger Berge. 1823. XII und 179 S. gr. 8.

Rec. hat diese Predigten, zwölf an der Zahl, mit Aufmerksamkeit gelesen und freuet sich der Bekanntschaft mit einem Manne, dem es ein rühmlicher Ernst ist, sich in seinem Amte möglichst nützlich zu machen und der sich glücklicher Weise von dem Schwindel frey zu erhalten weiß, von welchem so viele jüngere Zeit- und Amtsgenossen ergriffen sind. Hr. *Horn* ist seit 1819 d. 5ten Decbr. als Prediger bey der während der franz. Zwingsherrschaft eingewickelten, dann wieder erbauten Pauls Kirche auf dem Hamb. Berge, einer Hamb. Vorstadt als Prediger angestellt, und außer den Gliedern seiner ihm besonders angewiesenen Gemeinde ver sammeln sich, wie die Vorrede berichtet, auch aus andern Gemeinden und sogar von andern Confessionen sonntäglich viele Zuhörer um seinen Lehrstuhl. Der Vf. ist bescheiden genug, dies einzig „der Localität des H. B.“, der die Mitte zwischen *Altona* und *Hamburg* hält, beyzumessen; wir sind aber sehr geneigt, auch das vorzüglich Anziehende seiner Vorträge dabey in Anschlag zu bringen, wie denn das sehr ansehnliche Subscribenten-Verzeichniß ein augenscheinlicher Beweis von der Achtung und dem Beyfall ist, deren sich Hr. *Horn* unter den Bewohnern beider Städte zu erfreuen hat, und zwar, wie wir gerne, in Beziehung auf das Allgemeine, das in diesen Vorträgen geleistet

worden ist, mit Ueberzeugung hinzusetzen, sehr verdienter Weise, wenn gleich, wollten wir den genauesten Maassstab anlegen, im Einzelnen und Besonderen uns noch dieses oder jenes zu wünschen übrig bleiben möchte. Was sich nämlich im Allgemeinen zur Empfehlung dieser Vorträge mit Grund sagen läßt, ist dieses: Der Vf. hebt aus der Summe der für die öffentliche Erbauung geeigneten Wahrheiten vorzüglich diejenigen aus, die von einem unleugbar wichtigen Einfluß auf den christlichen Sinn und Wandel sind, und theilt seine Belehrungen darüber in einer falschen, ungekünstelten, doch sehr edlen und würdigen Sprache und in lichtvoller Ordnung mit. Die Einleitungen stehen mit den Abhandlungen in einer wirklich vorbereitenden Verbindung, wie es zweckgemäß, aber leider nicht immer bey den neueren und neuesten Predigtsammlungen, die dem Rec. zu Gesichte gekommen sind, der Fall ist. Die Hauptsätze sind; bis auf ein paar Ausnahmen, ungezwungen aus dem Texte abgeleitet, und dieser, die gewöhnliche Sonntagsperikope, wird in der Ausführung, wie es sich gebührt, wie es aber leider abermals von angehenden Predigern so selten zu geschehen pflegt, recht sorgfältig und meistens auch recht glücklich benutzt. Die Ausführung selbst hält sich zwischen einer zu großen Ausdehnung und einer ungenügenden Kürze in einer glücklichen Mitte, und da sie durchaus practisch und tief ins Leben hinführend ist, so bedurfte es auch nicht erst besonderer Anwendungen, statt deren der Vf. gewöhnlich mit einem paar kräftigen Worten oder mit einem passenden Verse aus irgend einem geistlichen Liede, seine Rede beschließt. Sehr zur Ehre gereicht es ihm übrigens, daß er seine ihm besonders anvertraute Gemeinde und deren Bedürfnisse niemals aus den Augen verliert, und dennoch auch seine Vorträge so abzufassen weiß, daß sie dem Auditorium, das sich ausserdem in seiner Kirche einfindet, und worunter nicht wenige Gebildete sind, in Materie und Form genügen.

Was insonderheit die *Wahl der Materien* betrifft, so mögen die Leser es selbst sehr leicht, daß sie eine recht verständige sey, aus folgendem Inhaltsverzeichnisse ersehen. 1. Auf welche Weise müssen und können wir Hülfbedürftigen zu Hülfe kommen? 2. Wie bist du herein gekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? 3. Können wir Protestanten uns noch fortdauernd der Segnungen unsrer Kirchenverbesserung erfreuen? 4. Ueber die religiöse Erziehung unsrer Kinder. 5. Wozu soll uns die Wahrheit führen: In kurzer Zeit ändert sich oft viel? 6. Ueber die nöthige Behutsamkeit in der Aufklärung Anderer. 7. Von dem hohen Ernst, mit welchem wir den Morgen eines neuen Jahres zu begrüßen haben. 8. Kann wohl jeder Mensch allen Versuchungen zum Bösen widerstehen? 9. Die Wahrheit im Leben und die Wahrheit nach dem Tode. 10. Warum muß die Erinnerung an den Tag unserer Confirmation uns immer wichtig und heilig bleiben? 11. Wie viel mehr Achtung der vernünftige und red-

liche Zweifler verdiene, als der in allem unbedingt Gläubige. 12. Wozu soll uns die Wahrheit antreiben: Gewiss ist der Tod, ungewiss die Todesstunde? Man sieht das die wenigsten dieser Themen, etwa 6. 8. 9. 11. ausgenommen, der Art sind, daß sie nicht schon recht oft im Kanzelvortrage vorgekommen und mit mehr oder minder Glück behandelt wären; aber practisch und der öfteren Erwähnung und Behandlung werth sind sie gewiss, wie es ja überhaupt dem Geistlichen, der seiner Gemeinde wirklich nützlich werden will, nicht sowohl um Neuheit und um eine oft sehr erzwungene Originalität, als vielmehr nur darum zu thun seyn muß, daß die heilsame Wahrheit, auch die schon bekannte, richtig gefaßt, wohl verstanden, recht angewandt werde. So sehr wir nun mit der Wahl der abgehandelten Gegenstände Ursache haben zufrieden zu seyn, eben so sehr stellt sich Hr. H. in Behandlung seiner Texte und in der Ausführung seiner Hauptsätze als ein Mann dar, der mit Einsicht zu verfahren weiß, auf beides einen nicht gemeinen Fleiß verwendet und bey Beharrlichkeit in Verfolgung seines, laut der Vorrede, sich vorgesetzten Ziels es gewiss dereinst zu einer ausgezeichneten Vorzüglichkeit bringen wird. Leicht würde sich dieses Urtheil näher begründen lassen, wenn uns in diesen Blättern ein größerer Raum zu Gebote stünde. Wir beschränken uns daher nur auf Einiges, und erlauben uns bey Anführung desselben zugleich diese und jene kleine Bemerkung, die, wie wir glauben, dem würdigen Vf. selbst bey seinem unverkennbaren Streben das Bessere zu erreichen, nicht unwillkommen seyn werden. Da gestehen wir denn z. B. offen, daß uns die erste Predigt in dieser Sammlung am wenigsten befriediget hat. Sie ist zwar in ihren einzelnen Theilen der Perikope (Eph 7.) genau genug angepaßt, aber eben dieser Theile sind — es sind nämlich 6 an der Zahl — für Einen Vortrag offenbar zu viele und selbst das Muster, dem sich Hr. H. nachzubilden sucht, der verewigte *Zollikofer*, kann ihm hier schwerlich zur Rechtfertigung dienen. Uebrigens ist auch dieser Vortrag in der Ausführung so rein didactisch abgefaßt, daß Rec. fürchtet, es sey ihr diese Form sehr auf Kosten der Wärme und des rednerischen Schwunges gegeben, die doch beide bis zu einem gewissen Grade auch der Kanzelvortrag nicht nur zuläßt, sondern sogar erfordert. Vielleicht hätte der Vf. besser gethan, wenn er sich streng auf dem Wege erhalten hätte, den er in der Einleitung gewissermaßen sich selber vorgezeichnet hatte, und etwa die Frage: *wem, wie, wann, was* soll man geben? bey der Partition zum Grunde gelegt hätte. In Nr. 2. will es Rec. scheinen, als stehe der erste Theil, der die Frage: Wie bist du u. s. w. in ihrer *Bedeutung* darstellen soll, nämlich als *Haupttheil* betrachtet, überflüssig und in seinem Verhältniß zu dem 2ten Theil auch gewissermaßen dürftig da. Was in ihm zu geben war, hätte als ganz kurze Vorbeimarkung dem zweyten Theilfüglich vorangesetzt werden können, so wie es auch Rec. noch nicht völlig entschieden

den ist, daß in dem Ev. mit dem allerdings bildlichen Ausdruck auf die hier benannte Sitte des Orients angespielt sey. Um so gelungener aber ist der zweyte Theil oder die eigentliche Predigt zu nennen. In der 3ten Pr. hat uns vorzüglich angenehm die Freymüthigkeit angesprochen, mit welcher der Vf. die Gebrechen des Zeitalters rügt, besonders S. 42. und 43, wovon wir einiges auszuheben uns nicht enthalten können, da es auch zugleich eine Probe von der Diction des Vfs. giebt. So heist es S. 42: „Aberglaube und Schwärmerey schleichen unter uns, bösen Geistern gleich, herum und suchen wen sie ergreifen und in ihr Gefolge aufnehmen können.“ S. 43. aber werden beide als „das Bestreben“ dargestellt, „die Religion allein zum Gegenstande des inneren (?) Gefühls zu machen, wobey alles, was nach Vernunft sich nennt (? als Vernunft erscheint) verworfen und verdammt wird, wo man blindes unbedingtes Hingeben predigt, wo man den nachdenkenden und forschenden Menschen sogleich für einen Zweifler, den prüfenden und das Unwesentliche vom Wesentlichen in Sachen des religiösen Glaubens trennenden Christen sogleich für einen Ungläubigen erklärt, wo man eine Menge von Worten mit Feuer und Salbung ausspricht, die sich recht gut mit anhören, aber doch den Geist und das Herz unbefriedigt lassen, Worte, die nicht nur dem Hörer unverständlich und dunkel, sondern auch wohl dem Redner selbst nicht klar und deutlich sind, eben weil er nur seinen dunkelen Gefühlen, nicht aber dem Licht der Wahrheit und den Forderungen des Verstandes und der Vernunft folgt“ u. s. w. Wir übergehen, um nicht zu weitläufig zu werden, die übrigen Vorträge und bemerken nur noch von der 6ten Pr. die *von der nöthigen Behutsamkeit in der Aufklärung Anderer* handelt, daß wir zwar gegen dieses Thema an sich nichts einzuwenden haben, auch die Behandlung desselben in diesem Vortrage im Ganzen genommen sehr beyfallswürdig finden, aber doch dasselbe über die Pericope am 3ten Adv. kaum gewählt haben würde: da es sich aus derselben doch nur mit Zwang herausbringen läßt. Dieß zeigt sich denn auch nur zu deutlich in dem Uebergange, den der Vf. von seinem Texte zum Hauptsatze macht. Wenigstens war der Ausspruch Jesu schwerlich von dem Mißbrauch gemeint, der von der durch ihn zu bewirkenden Aufklärung gemacht werden konnte, wenn er sagt: „selig — — ärgert,“ oder wenn auch, wie der Vf. behauptet, er dabey einen Blick „auf die große Finsterniß einerseits und auf die verfolgende Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Zeitgenossen, andrerseits“ warf, so hätte doch, wenn einmal das Thema gewählt werden sollte, ein kürzerer Weg dazu genommen werden können durch die einfache Bemerkung, die, nur mit andern Worten, am Schlufs des Ueberganges vorkommt: „Selbst Jesus mußte besorgen, mißverstanden zu werden und ein Gegenstand des „Aergernisses“ zu seyn; um wie viel schwerer wird „es uns werden, dem gänzlich

auszuweichen, und wie sehr haben wir deshalb Ursache unsre Behutsamkeit zu verdoppeln!“ u. s. w. — Hin und wieder möchte auch gegen Ausdruck und Schreibart einiges zu erinnern seyn; z. B. daß „während“ offenbar das Participium von dem Zeitwort „wehren“ durchgehends statt „während“ gesetzt ist. Mit der Anzeige dieser empfehlungswerthen Vorträge verbinden wir die Erwähnung einer Arbeit anderer Art, welche uns ebenfalls aus dortiger Gegend zugekommen ist, nämlich der:

HAMBURG, b. Wormer's Wwe.: *Denkblätter der Predigten welche in der heil. Dreyeinigkeitskirche zu St. Georg vor Hamburg gehalten sind von J. W. Rautenberg, Pastor daselbst. Zweyte Sammlung. 1822. VI und 488 S. Dritte Samml. 1823. VIII u. 512 S. 8.*

Wir würden von dem, was hier dem Publikum abermals aufgetischt wird, gar keine Notiz nehmen, sondern es bey dem über die erste Sammlung (1822 Erg. Bl. Nr. 15.) ausgesprochenen Urtheil bewenden lassen, und Hrn. R. seiner Selbstgefälligkeit, die ihn für jede wohlgemeinte Belehrung unzugänglich macht, und seiner vagen Geschwätzigkeit ruhig überlassen, wenn es uns nicht gerathen schiene, wenigstens des Vorworts zu gedenken, womit Hr. R. beide vorliegende Sammlungen auszustatten, für gut befunden hat. Er obarakterisirt sich selbst darin zu sehr, als daß wir unsern Lesern diese Cabinets- und Dosenstücke zur beliebten Gemüthsergetzlichkeit nicht bekannt machen sollten. Zuerst trägt Hr. R. darin seine Rechtgläubigkeit zur Schau, namentlich seinen unbedingten Glauben an die Augsb. Conf. Wir wollen ihm beides nicht streitig machen, wiewohl ihm leicht nachgewiesen werden könnte, daß er gewiß nicht alles predigt, was in dieser Conf. steht, und daß er, in dem Bestreben *par excellence* rechtgläubig zu erscheinen, gar Manches behauptet, wovon es ihm schwer werden möchte darzuthun, daß es in der heil. Schr. gegründet, oder mit derselben auch nur vertragfam sey. Aber verbitten dürfen wir uns jenes „zur Schautragen“ doch in sofern, als damit die von ihm, besonders in dem Vorworte zur 3ten Samml., laut ausgesprochene Sucht, seine Collegen zu verkleinern, sich im eigentlichen Sinne frech und unbefonnen paart. Daß er wegen unsrer Anzeige der ersten Sammlung uns „eine Wespe, sogar ein armes Thierchen nennt, dem der Stachel fehlt“ verzeihen wir ganz gerne seiner beleidigten Eitelkeit. Ein Stachel jedoch, der ihm ein bißchen wehe gethan hat, muß wohl da gewesen seyn. Woher sonst der Ingrim, womit er sich behrdet? Seine Verse, die „der Leser, der sie nicht mag, für griechisch halten und überschlagen“ soll, sollen forthin von uns eben so unangetastet bleiben, als alle übrigen Erzeugnisse seiner verkehrten Denkart und Imagination. Hr. R. hat ein großes Privilegium!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. F. Oehmigke: *Berlin'sches Jahrbuch für die Pharmacie und für die damit verbundenen Wissenschaften. Fünf und zwanzigster Jahrgang. Erste Abtheilung.* Herausgegeben von Dr. G. H. Stoltze, Privatdocenten an der Universität zu Halle, Vorsteher der Apotheke, und der Medicamenten-Expedition des dasigen Waisenhauses u. s. w. Mit einem Porträt und einer Kupfertafel. 1823. XII u. 275 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Deutsches Jahrbuch für die Pharmacie. Zehnter Band. Erste Abtheilung.

Die fortgesetzte Erscheinung dieser Zeitschrift, welche unter der Beforgung des jetzigen Herausgebers sich immer mehr hebt, ist ein sicherer Beweis, daß sie vom Publicum richtig gewürdigt werde, und wir müssen mit Recht es loben, daß sich Hr. Dr. Stoltze alle Mühe giebt, die Tendenz dieser Zeitschrift immer unverrückt im Auge zu halten. Dieser neue Jahrgang enthält: *I. Abhandlungen. A. Abhandlung, die Verhältnisse und Pflichten der Apotheker im bürgerlichen Leben betreffend. Bemerkungen über den Rabatt, welchen die öffentlichen Armen- und Krankenanstalten nach der preussischen Arzneytaxe vom Jahre 1815 gesetzlich genießen, vom Herausgeber.* Rec. stimmt den Ansichten des Vfs. bey und wünscht daß dieselben bey einer neuen Taxe gehörig gewürdigt werden mögen. *B. Abhandlungen naturgeschichtlichen Inhalts. Ueber die Abstammung der China nova.* Vom Herrn Professor Dr. Hayne in Berlin, *achst einer Nachschrift vom Herausgeber.* Hr. Dr. St. äußerte sich im Berl. Jahrb. für 1822 bey Gelegenheit einer Recension des wichtigen Werkes von Haynes getreuer Darstellung der in der Arzneykunde gebräuchlichen Gewächse gegen die Meinung von Hayne, daß China nova und China rubra beide von Cinchona oblongifolia abstammen, und daß erstere von den jüngeren Zweigen des Baumes herrühren. Er stützte seine Meinung vorzüglich auf die ganz verschiedene chemische Constitution beider Rinden. H. Professor Hayne sucht seine Ansicht zu rechtfertigen, indem er zeigt, daß sich zwischen beiden Rindenarten Uebergänge finden, eine fortlaufende Reihe von der China rubra bis zur China nova verfolgt werden könne, und stützt sich außerdem auch auf *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.*

die Humboldt'sche Sammlung, in welcher eine Rinde von Cinchona oblongifolia sich befindet, die vom Bonpland selbst bezeichnet, und der China nova ganz gleich ist. Die verschiedene chemische Constitution glaubt Hr. H. von dem verschiedenen Alter beider Rinden herleiten zu können. Doch verdienen Herrn Dr. Stoltze's Zweifel noch immer Berücksichtigung. *C. Abhandlungen chemisch-pharmaceutischen Inhalts. Ueber die leichte Zersetzung der Blausäure,* vom Herrn Ober-Medicinalassessor Schrader in Berlin. Hr. Schr. glaubt daß die leichte Zersetzbarkeit der Blausäure (größtentheils) von zu gewaltsamer Destillation und besonders von der Rectification über salzige Mittel, (wenn auch nur über Bittererde) herrühre. Die Anwendung der Phosphorsäure nach Schraders Vorschlage (s. Brandes Archiv II. B.) macht die Rectification der Blausäure ganz unnöthig, und ist daher sehr zu empfehlen. Rec. erhielt darnach mit Anwendung des von Brandes vorgeschlagenen Apparates stets eine Blausäure, welche nicht rectificirt zu werden brauchte und sich bey sorgfältiger Aufbewahrung lange unzersetzt hielt. *Ueber den Arsenikgehalt des Spießglanzes.* Vom Herrn Ober-Medicinalassessor Schrader in Berlin. Eine sehr interessante Abhandlung, welche die durch Serullas gefundene Anwesenheit des Arseniks im Spießglanze ebenfalls bestätigt. Hr. S. glaubt daß die Prüfung des Spießglanzmetalls vor dem Löthrohre schon hinreichend den Arsenikgehalt erkennen lasse. *Ueber die Prüfung der schwefelsauren Magnesia auf Glaubersalz.* (Durch Glühen mit Schwefel.) — *Untersuchung der Cephalodien von Baecomyces roseus.* Vom Herrn Hofrath Dr. Rudolph Brandes in Salz. Uffen. Die Familie der Flechten ist chemisch, noch wenig untersucht, und das Wichtigste was wir davon wissen, besteht in den Arbeiten von Westring, Proust, Berzelius, Schrader und Brandenburg. Nichts desto weniger ist es für die physiologische Kenntniß dieser interessanten Familie der Gewächse von Wichtigkeit mehrere derselben chemisch untersucht zu sehen. Die interessantesten Resultate dieser von Herrn Brandes angestellten Untersuchung der obengenannten Flechte sind, daß dieselbe bestehe aus schleimzuckerartiger Materie, dem thierischen Leim ähnlicher Phyteumacolla, Flechtengelatin, Erythrophyll und cellulöser Membran. Erythrophyll nennt Herr B. den von ihm in den Cephalodien entdeckten eigenthümlichen Farbstoff, welcher sich dem, welchen Schrader in der Par-

Parmelia parietina fand, anschliesst. Ueber die beste Bereitungsart des Hahnemannschen Quecksilberoxyduls, (*Hydrargyrum oxydulatum nigrum Pharm. boruss.*) vom Herausgeber. Der Vf. zeigt die Unzulänglichkeit der vorhandenen Angaben über die Bereitung dieses Arzneymittels, um ein stets gleiches Präparat darzustellen, und theilt eine Vorschrift dazu mit, welche von der Umsichtigkeit des Vfs. zeugt, und bey deren Befolgung auch Rec. ein stets gleiches Präparat erhielt. *Chemische Analyse der Benzoe*, vom Herausgeber. Diese vortreffliche Untersuchung hellt die Natur dieses pflanzenfauren Harzes sehr auf. Der Vf. untersuchte vergleichend die braunen und weissen Stücke des Benzoeharzes und fand das erstere im Wesentlichen aus Benzoesäure und einem gelben in absolutem Aether löslichem Harze und letztere aus Benzoesäure und einem in absolutem Aether unlöslichem braunem Harze (Halbharze) bestehen. Ein anderer wichtiger Theil dieser Abhandlung besteht in einer sorgfältigen Prüfung der verschiedenen Methoden zur Darstellung der Benzoesäure und der darnach vom Vf. aufgestellten neuen, welche höchst zweckmässig erscheint. Es folgen hierauf noch folgende Abhandlungen. *Bemerkungen über die Bereitung des Hahnemannschen Quecksilberoxyduls*, vom Hrn. L. Hornemann in Braunschweig. *Ueber die Gegenwart der Bernsteinsäure in den Terpentinararten*, vom Hrn. Lecanu dem Sohne und Hrn. Serbat. (Aus dem *Journal de Pharmacie*.) *Freyer Auszug aus den Beobachtungen des Hrn. Laffaigne über eine durch Destillation der Citronsäure gebildete neue Säure*. (Aus den *Annales de Chimie et de Physique*.) *Ueber die Bereitung und einige Eigenschaften des einfachen und des Jodhaltigen Jodin-Kaliums*, vom Hrn. Baup zu Vevay. (Aus dem *Journal de Pharmacie*.) *Ueber die Zerlegung der vegetabilischen und animalischen Substanzen*, vom Hrn. Bussy (eben daher). *Ueber die Erhaltung des salzfauren Quecksilberoxyduls im feinertheilten Zustande*, vom Herausgeber. II. *Jahresbericht der wichtigeren die Pharmacie betreffenden Entdeckungen*, vom Herausgeber. III. *Versüngen Königlich-Preussischer Behörden, das Apothekerwesen betreffend*. IV. *Bücherkunde*.

Nach dem was wir hier kürzlich mitgetheilt haben, wird wohl ein jeder Sachverständige mit unsern Urtheile einverstanden seyn, dass dieses Werk fortwährend die grösste Theilnahme und Aufmerksamkeit verdiene.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, in d. Arnold. Buchh.: *Evadne*, oder die Bildsäule. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen des Richard Sheil bearbeitet von Theodor Hell. 1822. 118 S. 8. (12 gr.)

Auf dem Binnentitel heisst das Stück *Evadne* oder die Bildsäulen. Beides, der Plural wie der

Singular, ist in soferne passend, als die Heldin der Begebenheit in einem Saale voller Bildsäulen, hinter deren eine sie sich verborgen hat, ihren Hauptcoup ausführt, indem sie dort einen Mordanschlag auf den Herzog des Landes belauscht, und dann diesen Herzog rettet, indem sie ihn vor der Bildsäule ihres Vaters durch ihre Beredsamkeit von dem sündhaften Gelüsten nach ihrer Person bekehrt, und dadurch zugleich Veranlassung zur Entlarvung des Bösewichts von Günstling giebt, welcher diese unreine Flamme in dem Herzog' angefacht und unterhalten hatte. Dafs Hr. Sheil das Stück *Tragödie* genannt hat, ist weit schwerer zu rechtfertigen, als jener Doppeltitel in der Uebersetzung; denn wir sehen durchaus nicht, wo dieser Composition das Tragische sitzen soll.

Schiller sagt irgendwo, es müsse schon kein ganz gemeiner Kopf seyn, der in der Tragödie ohne Bösewicht auszukommen wisse. Der Verf. der *Evadne*, weit entfernt, nach diesem Ziele zu streben, scheint vielmehr dem Ruhme eines ungemeinen Kopfes auf dem diametraliter entgegengesetzten Wege nachgetrachtet zu haben: denn er hat es versucht, in der Tragödie einzig und allein mit einem Bösewicht auszukommen. Es ist einzig und allein der Bösewicht, (der herzogliche Günstling) welcher hier die Fäden der Begebenheit verwickelt; er allein ist es, welcher hier eigentlich handelt: alle übrigen Personen, der Herzog, *Evadne*, ihr Bruder, ihr Bräutigam, eine zweite Liebhaberin dieses Bräutigams, die Verschworenen, kurz alle Personen des Stückes erscheinen blos als Maschinen, die er handhabt, und die so lange nach seinem Plane handeln, bis derselbe durch die Plumpheit seines eigenen Gewebes scheitert. Er selbst, der Bösewicht Ludovico, hat für *Evadnen* gebrannt, hat seinen beglückten Nebenbuhler mittels einer diplomatischen Sendung entfernt; und jetzt, nachdem er den Herzog für *Evadnen* entflammt, dadurch die empfindliche Ehrliche des Bruders derselben aufregt, mit Hilfe einer, von *Evadne's* Geliebten verschmähten Dame *Evadnen* verdächtig gemacht, und nebenbey eine geheime Verschwörung gegen den Herzog angesetzt hat, jetzt kommt auf seine Veranlassung der Bräutigam *Evadne's* zurück, und reif scheint ihm nun sein Plan, welcher darin besteht, dass *Evadne's* Bruder den Herzog, weil er sein Haus entehren will, umbringen, die Verschwörung ausbrechen, das Volk ihn (den Bösewicht) auf den Thron setzen und *Evadne* dann die Seinige werden soll. Dafs daraus nichts wird, haben wir bereits oben angedeutet, und es ist kein Wunder bey der ungeschlachten Anlage. Er bringt den Herzog unter dem ganz unwahrscheinlichen Vorwande, dass Colonna (*Evadne's* Bruder) selbst ihm die Schwerter zuführen werde, in das Haus des Letztgenannten den er bereits zum Morde beredet hat. Hierauf entfernt er sich, und lässt die Sache gehen, ohne zu

zu bedenken, wie leicht solch eine Sache *anders* gehen kann, sobald er fort ist. Und sie *geht* anders, eben weil, während er den Colonna zum Morde anfeuert, Evadne hinter einer Bildsäule steckt. Als er den Herzog ermordet glaubt, kommt er wieder, steht entlarvt, fällt den Herzog mit dem Degen an, und wird von Colonna erstochen, welcher früher, sehr epifodischer Weise, ein Gefecht mit Evadne's Geliebten gehabt, und diesen bloß etwas zur Ader gelassen hat. Nach Aristoteles, (Pœt. XIII, 4.) und nach dem Auspruche eines gesunden Kunstsinnes, ist es aber nicht tragisch: τὸν σφῆδρα ποιητὸν ἐξ αὐτοχλίας εἰς δυστυχίαν μεταπίπτειν. Τὸ μὲν γὰρ Φιλάνδρακον ἔχει ἂν ἡ τοιαύτη σύστασις, ἀλλ' οὐτὰ ἴσον οὐτὰ φόβον etc. Dafs so ein kecker und dabey bornirter Böfewicht umkomme, ist poetisch *gerecht*, aber nicht tragisch *recht*, weil es weder Schrecken noch Mitleid erregt, und eben so wenig die Gewalt der Sittlichkeit über die Sinnlichkeit stärkt, als irgend etwas *Erhabenes* an sich hat. Was sich hier begiebt, so lange der Böfewicht noch intrigürt, ist moralisch häßlich, und zugleich niedrig wie die Quelle, woraus es fließet, und was *am Ende* mit dem Böfewicht vorgeht, ist nicht erhabener, als jeder Strafactus menschlicher Criminaljustiz.

Es ist indessen sehr glaublich, dafs dieses Product auf der englischen Bühne einen sogenannten *Erfolg* gehabt, und eine Art von Glück gemacht habe; denn es schmeichelt dem verderbten Geschmacke des modernen Theaterpublikums, schiebt dem Ernste der Tragödie eine tragerirte Rettungsgeschichte unter, und hat eine Charakteristik und eine Schilderung der Leidenschaften ganz nach dem Princip der *Theatermalerey*: grobe Striche und grelle Farben; auch hat der Vf. einige Theatrecoups angebracht, wovon das Hervortreten der Evadne hinter der Bildsäule nicht der unwirkksamste ist. Und einzig jenem Theatererfolge wird wohl diese Aftertragödie die Ehre der Heilichen Bearbeitung zu verdanken haben.

Hr. Th. Hell unterhält nämlich schon seit mehrern Jahren eine theatralische Schnell-Uebersetzungs-Fabrik unter der Firma: Bühne der Ausländer. Neue Stücke, die im Auslande, besonders in Paris und London, einiges Glück auf den Brettern machen, übersetzt er in's Deutsche, und läßt sie zuvörderst als *Manuskript für die Bühnen* drucken, d. h. er bringt die Abdrücke nicht gleich in den Buchhandel, sondern überläßt sie für ein mäßiges, sogenanntes Theaterhonorar den Directionen zur Aufführung, welche sich auf diese Fabrikarbeiten abonnirt haben. Erst nach Ablauf einer Frist, die vermutlich durch das Abonnement bestimmt wird, läßt er sie als öffentliche Druckchriften verkaufen. Dafs auch vorliegendes Stück unter diese Industrie-Producte gehört, zeigt theils der Binnentitel, nach welchem die Evadne das erste Stück vom vierten Bande der Bühne der Ausländer ist, theils

die unverkennbare Fabrikmäßigkeit der Uebersetzung-

Eure Schwelger —
Backete, Eure hohen, goldenen Feste,
Die jeder Theil der ausgeraubten Erde
Mit der geplünderten Verschwendung häuft. (S. 7.)

Was hat Hr. H. sich wohl unter einer geplünderten Verschwendung gedacht? S. 14. drückt Ludovico seinen Voratz, den Herzog umzubringen, in einem Beyseite mit den Worten aus:

An Paradieser Brast
Sollst du noch heut recht feil entschlummern.

S. 15. verspricht er dem Herzog, dafs Evadne ihm mit ihren Reizen *kronen* soll. S. 19. nennt er das Bildniß des Herzogs: „schönes Puppenpiel“, und S. 20. fehlet er den ersten Akt so:

Allein ich will bald seine Hoheit lehren,
Dafs jene Lager, die ich kann bereiten,
Gar lastend sind, und in den dunkeln Kammern
Der Ewigkeit gebettet werden.

Wir sind nicht im Besitze des Originals, zweifeln aber billig, dafs Hr. H. in diesen unbeholfenen Stellen es sinngetreu wiedergegeben hat. S. 22. heist es ferner:

Stört nicht mit Edelsteinen eures Schmeichels
Den Quell der Bitterkeit in meiner Seele;
Denn laßt ihr sie auch noch so leis darein
In Tropfen schlüpfen, regen sie im Fall
Doch die vergifteten Gewässer auf.

Welch ein Galimathias! Dunkler, aber nicht besser als der Ausdruck S. 67:

— wenn du erst
In Feuer meine Seele tauchtest, haßt
Du nun mich in Elffum gebadet;

oder wie der S. 28:

Ja Ja, ich will aus Mitleid
Aus Mitleid für den glükhen Edelmuth
Des Herzens, den ich in dir sehe.

Dafs überall „der Tod“ (Tod) gedruckt ist, mag auf des Setzers Rechnung gesetzt werden, sammt der *lieben* (liebenden) Betrachtung S. 32. und andern Fehlern mehr.

Möchte Hr. H., wenn er nun einmal seine Uebersetzungen für die Bühnenverwaltungen doppelt gebrauchen, wenn er sie auch dem *lesenden* Publikum mittheilen will, doch lieber die Eilarbeiten bloß *geschrieben* an die Theater verkaufen, und sie erst dann drucken lassen, wenn er sie gefeilt haben wird. Oder wie, wenn er lieber diese ganze Fabrik eingehen ließe? Wir haben eben nicht bemerkt, dafs die Bühnendirectionen von den Producten derselben (wenn wir etwa die diebische Aelster und die Waife und der Mörder ausnehmen, die, wenn wir nicht irren, auch in der Bühne der Ausländer erschienen sind) viel Gebrauch gemacht hätten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Gott und Welt, oder wie Gott stets waltet und die Welt oft schaltet*; in Gleichnissen, Deutungen, Sagen und Erzählungen; dargestellt vom Grafen Schlag von Rugenroth. Erstes Bändchen. 1822. 219 S. 8.

In herzlichster Weise, voll religiöser Empfindung, geistreich, meistens natürlich und einfach, manchmal ein wenig gesucht und geziert, bietet hier der Vf. als Gabe dem Publikum, was er seine Sonntagsfeyer und sein Abendgebet nennt. Er beschreibt nämlich seinen Beruf und sein Leben folgendergestalt: „Als ich erwachsen war, so durchreiste ich die Welt und liefs meinen Führer gewöhnlich zwey Stationen hinter mir her fahren, wobey wir uns beide gleich wohl befanden. Zuletzt merkte das mein Vater, und meinte dann auch, es sey des Geldes nicht werth, immer einen Nachhüter hinter mir her zu senden. Mein Führer hatte das Nachfahren auch satt, er ging über zu seinem *Beruf*, wie er mir Abschied nehmend, schrieb; er ward *Prediger*. Sein Beruf erinnerte mich an das Sprichwort meiner alten Erzieherin (was deines Berufs nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz) und ich sann jetzt auch über meinen Beruf nach, da kein anderer mich wozu berief. Aus der Geschichte ward mir klar, das ich in meiner Lage als Graf und Besitzer grosser Güter dazu berufen sey, den Landbau, das Gewerbe und Handelswesen zu fördern und das Glück von Tausenden im eignen Wohlfeyn zu schaffen. Als ich den Gedanken gedacht und mit Begeisterung aufgefaßt hatte, so wurde mir klar, was mein Beruf sey, — eine frey gewählte Thätigkeit, wozu man alle Kräfte hat, und wobey man nichts anderes will, als das Heil der Welt. Um meinem Beruf wahrhaft und treu leben zu können, setzte ich meine Reise noch eine Zeitlang fort, besuchte die berühmten Landwirthe und Fabrikhaber in Deutschland, reiste nach Frankreich und England, erforschte dort den Zusammenhang zwischen Verfassung und Staatsreichtum, und hielt mich eine Zeitlang in Schweden auf, wo mich der freye Bauernstand vorzüglich anzog. Der Tod meines Vaters veranlaßte meine Rückkehr nach Deutschland, wo ich nach gehöriger Einsicht der Oertlichkeit meiner Lage, meinem frey gewählten Berufe zu Leben anfieng. Weil mein Grundsatz war, von einem kleinen Punkte auszugehen, so beschränkte ich mich auf die Gärtnerey, und dabey stehe ich noch, und wird wohl kommen, das ich als ein Gärtner sterbe, obgleich das anfänglich nicht mein Wille war. Ich wirthschafte jetzt zehn Jahre, habe

mein grosses Gut fast ganz in einen Garten umgeschaffen, besitze eine Werkstätte zur Lieferung von allen Gartenwerkzeugen, leite eine grosse Schule, worin sich Gärtner für andre Kreise und Länder bilden, und mache so den Mittelpunkt eines bedeutamen Gärtnerlebens aus — ich bin ein Gärtnergraf.“ —

Gerne wird jeder das Werk der Mußestunden dieses wackern Mannes in die Hand nehmen. Wir enthalten uns einer nähern Inhaltsanzeige, und führen nur Weniges an, um den herrschenden Ton zu bezeichnen. Nr. VI, ist überschrieben: „Wenn der Teufel krank ist, will er ein Mönch werden.“ Ueber das Daseyn des Teufels streiten sich die Gottesgelehrten, inzwischen das Wort ist da, und jeder hat die Freyheit mit Einem zufrieden zu seyn, oder sich mehrere beyzulegen. Denn der Teufel hat das Recht, sich in allerley Gestalten einzukleiden. Das einzige Unglück, was ihm widerfährt, besteht darin, das er bisweilen *krank* wird. Es kommen nämlich Zeiten, wo sich die Menschen besonders gegen den Teufel erheben. Dann erwärmt er sich in einer Mönchskutte und nistet sich damit dort wieder ein, wo man ihn als Kirchenstürmer, Gottesleugner und Erzlägner ausgetrieben hat. Man nehme sich vor ihm in Acht, denn wer A sagt, muß bey einem guten Schulmeister das ganze A B C durchmachen; und der Teufel hat jetzt bey den Fortschritten des menschlichen Schulwesens das seine auch verbessert.

In ähnlicher Art wird unter Nr. VIII. das Sprichwort erläutert: „Gute Tage wollen starke Beine haben.“ So lange der Mensch hier auf Erden botenläuft und er durch kleine Leiden und Freuden durch muß, ist ihm in der Regel wohl. Wenn aber die Freuden über ihn in grossem Maasse hereinbrechen, dann werden sie ihm oft zum Kreutz, er bricht Hals und Bein, weil seine Kräfte durch Leiden noch nicht gehörig gestärkt sind. Je wohler es dir geht, desto mehr bete und desto eifriger, und bitte auch um einige Ruthenstrieche, denn du bist doch noch ein Junge, wenn auch die Haare schon weifs sind. Geht es dir recht böse und schlimm, ey so kannst du eher ein Vater unser weglassen.

Unter Nr. XIX. „Oft beißt der Zahn die Zunge, und doch bleiben sie gute Nachbarn,“ scheint es etwas gesucht, die Zunge und Zähne mit einem lieben Ehepaar zu vergleichen, der Mann fest, die Frau weich, wo der Mann wohl zuweilen der Frau wehe thut u. s. w. Inzwischen ist die moralische Deutung dieses Vergleiches praktisch und richtig entwickelt, und es sind nur wenige Stellen, wo dem Vf. dergleichen Vorwurf zur Last fällt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KARLSRUHE, b. Braun: *Die Verfassung und das Proceßverfahren der Untergerichte im Großherzogthum Baden, mit Vorschlägen zu Verbesserungen durch Trennung der Justiz von der Administration, und Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens*; von Chr. Donsbach, Oberamtmann zu Ettenheim. 1822. XIII u. 338 S. gr. 8.

Unter den vielfältigen Schriften über Justizverbesserungen nimmt die vorliegende einen ausgezeichneten Rang ein. Sie ist mit großer Sachkenntnis, Besonnenheit und Vorurtheilsfreyheit geschrieben; sie ist im hohen Grade freymüthig und ehrlich, ohne Unbescheidenheit und Anmaßung; sie verfolgt ihr Ziel ruhig und fest ohne Absprünge, und beweist überall, daß ihr Vf. aus Theorie und Erfahrung wußte, worauf es ankommt. Da Verbesserungen nur dann angemessen seyn können, wenn sie einen Uebergang aus dem Bestehenden in einen bessern Zustand ausmachen, wozu die genaueste Kenntniß des erstern unumgänglich nöthig ist; so legt der Vf. seiner Arbeit eine umfassende Darstellung der dermaligen Beschaffenheit der Justizeinrichtungen und Rechtspflege in Baden, wie solche durch die neuern organischen Anordnungen gestaltet worden sind, zum Grunde, welche allein schon ein verdienstliches Werk ist. Damit aber verbindet der Vf. zugleich eine umsichtige und gründliche Kritik des Bestehenden, nicht minder der von einigen Deputirten in der Ständekammer gemachten Vorschläge zur Umgestaltung der Justiz. Dort, wie anderwärts, sind diese Vorschläge in der Hauptsache darauf hinausgegangen, daß die Justizverwaltung künftig nicht ein Zweig der Staatsverwaltung bleibe, sondern ein Theil der Volksverwaltung werde, das heißt, daß die Justiz nicht bloß in ihrem Richteramte unabhängig von aller Staatsgewalt gemacht, sondern selbst zu einem Werkzeuge der Geltendmachung des Volkswillens umgeschaffen werde, welches durch Öffentlichkeit ihrer Verrichtungen und Einführung des Geschwornengerichts bewerkstelligt werden soll. Der Vf., den Grundsatz anerkennend, daß die Justizpflege durchaus unabhängig seyn müsse, verwirft indessen gerade dieserhalb die Jury, weil in ihr keine unabhängige, sondern nur eine von den Vorurtheilen, Lau-

nen und Leidenschaften des Volkes regierte, Rechtspflege statt finden könne, weshalb solche selbst für die Preisvergehen gänzlich unstatthaft sey. Mit Frau v. Stael das Geschwornengericht für eine Einrichtung ansehend, welche der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Kindheit angehört, und dafür erachtend, daß die Kinderkappe dem Jünglinge und Manne nicht anstehen könne, urtheilt er: „daß man bey diesen öffentlichen Gerichtssitzungen auf Sach- und Rechtskenner unter den Zuhörern nicht rechnen dürfe, weil nur das Volk als Volk hier in Betrachtung kommt. Um nicht unwürdig auf ihrem Platze zu sitzen, müssen Richter unsers Jahrhunderts durch Wissenschaft und Kenntnisse, welche nicht im Kreise gewöhnlicher Volkserfahrung liegen, allzu ausgezeichnet über dem Volke stehen, um in demselben seines Gleichen als Controlleur oder Beurtheiler zu finden. Die Unabhängigkeit des Richters und unumschränkte Freyheit seines Urtheiles sind die Grundbedingungen richterlicher Unparteylichkeit. Der Richter darf also eben so wenig um die Volksmeinung, als um die Gunst eines Fürstenhofes sich bekümmern.“ (S. 120) Nicht minder ernst erklärt sich der Vf. gegen die Verleumdung derjenigen, welche das in Deutschland übliche Gerichtsverfahren ein heimliches nennen, weil es einen Widerspruch in sich enthält: Handlungen öffentlicher Beamten, welche außerdem in Gegenwart der Betheiligten vorgenommen werden, heimlich zu schelten. (S. 8) Allein auch dem Vf. genügt diese Öffentlichkeit nicht. Er geht davon aus, daß die Gerichtsöffentlichkeit eine staatsbürgerliche seyn müsse, weil alle Staatsbürger nicht nur bey ihrer Handhabung betheiligt, sondern auch berufen sind, darüber zu wachen, daß sie ihrer Bestimmung entspreche, und die wahrzunehmenden Mängel in der Repräsentation des Volkes zur Sprache zu bringen. Obgleich ferner, wie für alle Staatsdiener, so auch für die Justizbeamten, die Präsumtion der Pflichtmäßigkeit streite, so sey doch diese Voraussetzung nicht unumstößlich, sondern es müsse bey der Möglichkeit des Gegentheiles, auch für detsalfige Zeugen gesorgt seyn. Jedoch will er zwischen der Civil und Criminal-Justizpflege den Unterschied beobachtet wissen, daß, da es dort zunächst immer nur um Privateigenthum sich handelt, es in das Belieben der Parteyen gestellt werden soll, Gerichtszeugen mit zur Stelle zu bringen, wohingegen bey den Handlungen der peinlichen Justiz allemal drey

S

Zeu-

Zeugen aus den Staatsbürgern der Reihe nach zugezogen werden sollen, ohne dadurch den freyen Zutritt aller übrigen Staatsbürger zu den Gerichtssälen zu beschränken, die ihnen vermöge ihres Bürgerrechtes nicht verschlossen werden dürfen. (S. 113) Jedoch dürfe dadurch der Zweck der Gerichtspflege selbst nicht vereitelt werden, noch haben andere Personen, als wirkliche Staatsbürger, eine gleiche Befugniss. Da während der Generalinquisition zur Entdeckung der Wahrheit und zur Ermittlung der That und der Thäter die Geheimhaltung der entdeckten Anzeigen und der genommenen Maassregeln der Polizey und Justiz unerlässlich ist; so will auch der Vf. die Gerichtsöffentlichkeit erst nach beendigter Generaluntersuchung eintreten lassen, und hält selbst eine öffentliche Wiederholung der Zeugenverhöre nur in dem Falle für nöthig, wenn deren Wahrheit bestritten und eine Confrontation der Zeugen unter sich oder mit den Angeklagten rathsam wird. (S. 116) Dagegen soll der aus den verhandelten Acten auszuarbeitende Vortrag allemal, nach des Vfs. Absicht, entweder den Interessenten vor der Verlesung mitgetheilt, oder in ihrer Gegenwart abgelesen, und ihnen gestattet werden, gegen dessen Richtigkeit Einwendungen und Bemerkungen zu machen. Vorzüglich aber dringt der Vf. darauf, daß die richterliche Abstimmung, sowohl in Civil- als Criminalsachen, bey offenen Gerichtsthüren geschehe, weil diese Abstimmung die eigentliche Handlung des Richteramtes sey, mithin wenn man Öffentlichkeit der Rechtspflege verlange, dieselbe ganz vornehmlich bey dieser Handlung eintreten müsse. Jedoch sey mit der Abstimmung die Berathung der Richter unter sich nicht zu verwechseln. Die letztere, welche nur eine Vorbereitung zu der Entschliessung jedes Einzelnen, und selbst noch kein Rechtspruch sey, müsse schon darum im Stillen geschehen, damit sie theils ungestört vor sich gehe, theils das Ansehn der Gerichte vor den Augen des Volks nicht compromittire. Allein eben aus diesem Grunde wird auch die Abstimmung nicht öffentlich geschehen dürfen. Denn entweder sollen dabey die Entscheidungsgründe angegeben werden, oder nicht. Im letztern Falle kann die öffentliche Stimmgebung das Geheimniß der Entscheidung nicht aufheben, weil jedes Votum nur der letzte Schluss einer ganzen Reihe von Schlüssen ist, die man alle kennen muss, um beurtheilen zu können, ob jener aus wahren Vorderätzen durch richtige Folgerungen gezogen worden ist. Ohne Angabe der Gründe würde man Orakelsprüche, aber keine Urtheilsprüche vernehmen. Im andern Falle, wenn ein Jeder seine Gründe vollständig vortragen sollte, würde, abgesehen von dem ungeheuren Zeitaufwande, eine solche Abstimmung nichts anderes seyn, als eine Wiederholung der Berathung, bloß mit Hinweglassung derjenigen Ansichten, welche in Folge derselben gänzlich aufgegeben worden sind, indem ein Jeder für seine Meinung nicht bloß alle Unterstützungsgründe apführen, sondern auch die Zweifelsgründe

widerlegen müßte. Die Hauptfache aber ist, daß ein Richtercollegium, wie der Vf. selbst anerkennt, (S. 30) eine mythische Person ist, deren Gesamtwille allein in Betrachtung kommt und dasjenige ist, was als rechtliche Entscheidung gilt. Die einzelnen Abstimmungen sind keine Urtheilsprüche, sondern, eben so, wie die Berathung, nur eine Vorbereitung zu denselben. So lange aus den einzelnen Abstimmungen kein Schluss gezogen und in der legalen Form ausgesprochen worden ist, kann aus jenem gar kein Recht hergeleitet oder dadurch begründet werden. Der Ausspruch der Gesamtheit der richterlichen Behörde allein ist folglich derjenige Act, durch welchen das formelle Recht, welches streitig war, festgestellt wird, und dessen Veröffentlichung darum nothwendig ist, wo hingegen diese Nothwendigkeit bey allen bloß vorbereitenden Handlungen wegfällt. Schwerlich dürfte auch jemals ein Beyspiel vorgekommen seyn, daß die Abstimmungen falsch gezählt worden wären. Hier controliren die sämmtlichen Mitglieder eines Collegii einander zu gut, als daß es noch einer andern Controle bedürfte. Eher kann daraus eine unrichtige Schlussziehung erwachsen, daß die mehreren Fragen, welche streitig sind und entschieden werden müssen, bevor ein Entschluss zu nehmen ist, mit einander vermischt und die Abstimmungen dadurch verworren werden. Um dies zu verhüten, wird es gut seyn, daß allemal die Fragen, welche zu entscheiden sind, von dem Vorstande des Collegii einzeln schriftlich zu den Acten registrirt werden, nebst ihrer Erledigung. Eine andere Controle ist zu dem Ende nöthig, um zu verhindern, daß der Richterspruch nicht aus einem unrichtigen Vortrage der Referenten hervorgehe. In dieser Beziehung verdient der Vorschlag, (S. 101) den vom Referenten gefertigten Actenauszug den Interessenten vor der Verlesung zur Wahrnehmung ihrer Gerechtfame mitzutheilen, bey weitem den Vorzug vor dem andern, wonach der Actenauszug in ihrer Gegenwart verlesen, und jedem eine halbe Stunde vergönnt werden soll, sich darüber mündlich zu erklären. (S. 19) Denn nicht bloß ist die, allerdings unerlässliche, Zeitbeschränkung allzu willkürlich, und in manchen Fällen zu klein, in andern viel zu groß; sondern es läuft auch diese Verhandlung auf eine Wiederholung des schon Vorgebrachten, oder auf neue Verdunkelungen des Thatbestandes hinaus, theils durch Aushebung aus dem Zusammenhange gerissener Puncte, theils durch die Macht der Beredsamkeit. Auf der andern Seite können zu leicht erhebliche Umstände der Aufmerksamkeit entgehen, oder doch der Beweis der Actenwidrigkeit nicht auf der Stelle zu führen seyn. Wird hingegen der Actenauszug schriftlich mitgetheilt zu schriftlichen Bemerkungen, mit denen zugleich die Rechtsdeductionen verknüpft werden können; so gehört es nun vornehmlich zum Amte des Re. und Correferenten, entweder die Ungegründetheit der eingereichten Bemerkungen aus den Acten nachzuweisen, oder in Ge-

mäßigkeit derselben den Actenauszug zu berichtigen, worüber das, was geschrieben ist, bey den Acten behalten werden muß. Am allerwenigsten scheint die Zuziehung von Gerichtszeugen während der Instruction der Proceße, als Regel, nöthig zu seyn, wodurch entweder den Bürgern eine neue sehr beschwerliche, und eben darum bald in eine leere Formalität ausartende, Last aufgebürdet, oder die Kostspieligkeit der Proceße bedeutend vermehrt werden würde. Wenn nur dafür gesorgt ist, daß die Actuarien von den Richtern unabhängig sind, daß jenen von diesen die Protocolle laut in Gegenwart der Interessenten dictirt, und solche demnächst den letztern zur eigenen Durchlesung und Unterschrift vorgelegt werden; wenn ferner den Parteyen nachgelassen wird, allen Zeugenvernehmungen ihren Vertheidiger oder Sachwalter beywohnen zu lassen, welche die aufgenommenen Protocolle durch ihre Unterschrift bekräftigen: so scheint es ganz unnöthig, noch Gerichtszeugen zuzuziehen, angenommen, wenn Interessenten nicht lesen und schreiben können, oder ihre Unterschrift ohne allen Grund verweigern. Selbst der Protocollführer wird, in Civilsachen wenigstens, erspart werden können, wenn die Interessenten darauf Verzicht thun. Die Befugniß aber, in allen Fällen, wo keine Nothwendigkeit vorhanden ist, dem Richter persönliche Auskunft zu geben, durch Bevollmächtigte seine Gerechtsame vor Gericht wahrnehmen zu lassen, gehört unstreitig zu den Befugnissen der staatsbürgerlichen Freyheit; (S. 7) woraus von selbst folgt, daß den Parteyen ein bloß mündliches Verfahren nicht aufgedrungen werden darf, theils weil die Schrift zur Controlle der Sachwalter unerlässlich ist, theils weil, was diese beyzubringen für rathsam halten, ihnen nicht verschränkt werden darf. Daraus folgt indessen nicht, daß der Proceßgang durch Allogria aufgehalten werden dürfe, noch daß alle unerhebliche Angaben niederzuschreiben sind. Im Gegentheil müssen die Advocaten und Parteyen auf das Sachdienliche beschränkt, daher auch nur dieses aus ihrem Vortrage zu den Acten registrirt werden. Doch auch außerdem ist die schriftliche Feststellung der Angaben der Parteyen sowohl, als der Zeugen, unentbehrlich, weil nur auf diese Weise die Gewißheit zu beschaffen ist, einmal daß die Prämissen der richterlichen Entscheidung mit jenen vollkommen übereinstimmen, und zweytens daß in höherer Instanz die Revision des ersten Urtheilspruches auf den Grund der ihm vorausgegangenen Verhandlungen erfolge. Außerdem würden die höhern Instanzen keine Instanzen, das heißt Prüfungen der ersten Entscheidung, sondern neue Richtersprüche mit größerm Ansehen seyn. Ganz unbedenklich ist deshalb der Vorschlag derer verwerflich, welche aus der ersten Instanz nur einen Versuch, das Recht zu finden, machen wollen, und welche sich deshalb mit einer mangelhaften Einrichtung derselben begnügen.

„Die untersten Staatsbehörden sind es, die dem Volke am nächsten stehen, und deshalb möglichst vollkommen seyn müssen, weil in ihnen die Staatsregierung dem Volke unmittelbar erscheint, und weil sie durch ihre Nähe am entscheidendsten und im allerweitesten Umfange auf das Wohl oder Wehe der Staatsbürger ihren Einfluß äußern. Vollkommen eingerichtete Unterbehörden vermögen weit mehr Gutes zu leisten, als die Oberbehörden, welche das Unheil nicht immer wieder aufheben können, das übelbestellte Unterbehörden angerichtet haben. Eine der ersten Aufgaben der Staatsweisheit ist es, die untern Staatsämter so einzurichten und zu bestellen, daß die Bürger der Hülfe höherer Behörden möglichst entbehren können,“ und insonderheit in Rechtsfällen die höhern Instanzen nur bey wirklich zweifelhaftem Rechte zu ergreifen brauchen. (S. 21).

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Natur, Kunst und Leben*. Erinnerungen, gesammelt auf einer Reise von der Weser zum Rhein und auf einem Ausfluge an die Gestade der Nord- und Ostsee, von *Elise Freyfrau von Hohenhausen*, geboren von Ochs. 1820. IV u. 172 S. 8.

Die als Dichterin rühmlich bekannte Vfn. schrieb diese Erinnerungen für Freunde der Natur und Kunst nieder; neue Ansichten will sie den Gelehrten nicht geben, wohl aber wird sie unbefangenen Gemüthern einige recht heitere Stunden gewähren, besonders solchen, welche die von ihr geschilderten anziehenden Gegenden bereits selbst aus eigener Anschauung kennen; in dem Rec. hat sie manche frohe Erinnerung wieder aufgefrischt. Die Reise ging von Preussisch-Minden aus über *Detmold, Paderborn und Kassel*, zuerst nach *Frankfurt a. Main*. Die *Porta Westphalica* und die Lage der Stadt *Detmold*, worin damals noch die edle *Pauline* residirte, werden mit Gefühl geschildert. Nur fiel es mit Recht der Vfn. auf, daß Galgen und Rad auf einem grünen Anger dicht vor dem Thore sich dem Blicke darstellten. „Diese gräßlichen Zeugen der verderbten Menschheit sollten dem Auge des Fremden versteckt werden.“ Ueber *Paderborn* geht die Vfn. schnell hinweg; es folgen einige freundliche Ergießungen über ihre Geburtsstadt *Kassel*. Das gesellige Leben daselbst aber wird nicht sehr gerühmt. „Die Gesellschaft“ (heißt es S. 9) „theilt sich dort in lauter geschlossene Zirkel, als den altadligen, neudligen, altdeutschen, gelehrten, declamirenden u. s. w. Diese Zirkel erhalten sich unvermischt mit den übrigen, wodurch Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten verloren geht, u. s. w.“ Bey *Frankfurt* wird des würdigen v. *Bethmann* rühmlich erwähnt. Die stolzen Handelsherrn dagegen, die nur dem Mammon fröhnen, und deren in *Frankfurt* viele seyn sollen, kommen übel weg, wie sie es verdienen.

nen. Auch soll dort manche unglückliche Zwangshei-
statt finden. Ausser einem gewissen altdeutsch seyn
sollenden Wesen, fand die Vfn. wenig Spuren des
wahren Deutschthums in und um Frankfurt. Einige
ausgezeichnete Staatsmänner, Krieger und Diploma-
tiker, die der Bundestag und die Militär-Commitée
zu Frankfurt verlamelten, werden namhaft ge-
macht. Nach S. 27 sehen die Damen zu Frankfurt
alle sehr blühend aus. Rec., der öfter in Frankfurt
war, sah zwar viele recht hübsche, aber auch viele
sehr bleiche Gesichter. Ganz unterschreibt Rec. das
Urtheil über den Maler *Spagnoletto*, der einen Mif-
sethäter kreuzigen liess und tödtete, um nach ihm
das Bild des sterbenden Erlösers zu malen. Der
dritte Brief schildert das *Wilhelmsbad* bey Hanau,
Philippsthal, und ergießt sich in frohen Erinnerun-
gen. Der vierte Brief beschreibt die *Mainfahrt*,
Mainz, *Jahrbach*, den Ton und das Leben in Mainz,
und ruft manche Scene der Vergangenheit zurück.
Seit einigen Jahren werden alle Todten in ein an
den Mainzer Kirchhof stossendes Beinhaus gebracht,
wo man es 24 Stunden lang abwartet, ob das Leben
sie zurückfordert. Die Glocke eines Schellenzuges
ruht unter ihrer Hand, so, das ihre leiseste Bewe-
gung sie ertönd macht. Wenn jedoch die Vfn.
daraus, das seit zwey Jahren, wo das Beinhaus be-
steht, noch kein Todter weiter erwacht ist, den
Schluss zieht, „dass die Angst, lebendig begraben
zu werden, wohl mehr in der Einbildung, als in der
Wirklichkeit begründet seyn möge,“ so dürfte sich
doch wohl gegen diese Schlussfolge noch manches
erinnern lassen. Wenn auch in 10 oder 20 Jahren
nur ein Scheintodter wieder in's Leben zurückgeru-
fen wird, so verdient diese Anstalt schon das grös-
te Lob. Wer es weiss, wie unsicher die Kennzei-
chen des wirklichen Todes sind, der kann sich bey
dem gewöhnlichen schnellen Eilen zum Begraben
eines Schauders nicht erwehren. Bey Gelegenheit
der Erwähnung *Heinrich Frauenlob's*, den die Main-
zer Frauen im J. 1318 zu Grabe trugen, ergießt sich
die Vfn. mit gerechtem Unwillen über die Unart so
mancher Männer unserer Zeit, die ganze Frauen-
welt nur mit anatomisch - prosaisch - politischem Au-
ge zu betrachten, wiewohl sich auch nicht leugnen
lässt, dass ein grosser Theil der jüngern Frauenwelt
manche Veranlassung zu strengern Urtheilen der
Männer darbietet; die bessern Männer und die wahr-
haft Gebildeten unter ihnen wissen auch die Vorzü-
ge des Geistes und Gemüthes edler Frauen anzuer-
kennen. Bey *Mainz* hätte wohl auch der wackere
Erfinder der Buchdruckerkunst, *Gutenberg*, einer
ehrenden Erwähnung verdient. Im fünften Briefe
wird die Wasserfahrt bis *Koblenz* anziehend beschrie-
ben, auch werden hier und in andern Stellen ge-
fühlvolle Gefänge der Vfn. eingemischt. Einmal be-
müht sie sich auch, das den Rheinländern so unwill-
kommene neue preussische Zollsystem als wohlthä-
tig für die Zukunft darzustellen. — Von dem schön
gelegenen *Koblenz* ging die Reise wieder nach *Mainz*

zurück. Auch der wiederhergestellten Festungs-
werke zu *Ehrenbreitstein* wird gelegentlich er-
wähnt. Der sechste Brief schildert die Wasserfahrt
des Kayfers *Franz*, den Jubel, den seine Gegenwart
in den Bewohnern der Rheingefilde erweckte; —
Rüdesheim, die schöne Beleuchtung, die erhellten
Burgen, der Wiederschein der Flammen im Rheine, —
das alles wird mit lebendigen Farben geschildert.
S. 83 ist eine schöne Ballade, *des Kindes Heimkehr*,
eingerückt. Mit eben so vieler Theilnahme las Rec.
einige andere, diesem Briefe eingemischte poetische
Ergiessungen der gefühlvollen Vfn. Der siebente
Brief schildert die Rückkehr, das Wiedersehen in
Frankfurt, *Rödelheim* u. s. w.; und der achte und
letzte Brief die Rückreise der Vfn. über *Marburg* und
Kassel. Auch in diesen letzten Briefen weiss die
Geistvolle Reisende durch ihre mitgetheilten Aufsic-
ten den Leser anziehend zu unterhalten. Rühmlich
gedenkt sie mehrerer Gelehrten, deren persönliche
Bekanntschaft sie auf ihrer Rheinreise machte, v.
Hartlebens zu Mainz, *Erhards* aus München, *Karl*
Hofmanns zu Rödelheim, *Jusis* zu Marburg, *Fried-*
richs zu Frankfurt a. M., u. a.

Der zweyte Theil des vorliegenden Buches ent-
hält einen *Ausflug an die Geste der Nord- und*
Ostsee, im J. 1819, und mit Lebhaftigkeit schildert
auch hier die Vfn. die Eindrücke, welche die Ge-
genstände der Natur und Kunst, die Menschen und
mancherley Anstalten und Einrichtungen auf ihr
Gemüth gemacht haben. Die Reise ging zunächst
über *Bremen* nach *Altona*. (Bey einer Vergleichung
S. 116 wird *Palmyra* — nicht *Palmira* — in *Ara-*
biens Wüste, durch ein Versehen, verlegt; *Palmyra*
aber lag in *Syrien*, in der Landschaft *Palmyrene*).
In *Hamburg* fand die Vfn. die Stimmung trüber, we-
gen der vielen damals in England ausgebrochenen
Bankerutte. S. 119 f. Etwas über *Klopstock* und
sein Grab zu *Ottensee*. „Die säuselnde Linde, die
es beschattet, streuete ihre Blüthen auf seinen Lei-
chenstein; sonst waren keine Rosengebüsche für den
Dichter da, der aus Palmen und Rosen am Tage des
Gerichtes hervorzugehen wünschte.“ Die Stadt
Kiel und ihre Bewohner werden von einer sehr vor-
theilhaften Seite geschildert. Ueber den von *Kiel*
ausgegangenen Geist religiöser Schwärmerey und
seine traurigen Folgen wird S. 139 f. offen und rich-
tig geurtheilt. S. 147 f. wird des edeln, auch dem
Rec. theuern Kunst-Veterans *Wilhelm Tischbeins*
rühmlich erwähnt. Was *Hamburgs* Merkwürdigkei-
ten anlangt, so verweist die Vfn. mit Recht auf des
trefflichen Domherrn *Meyers* genauere Beschreibun-
gen. S. 158 f. wird der gefühlvolle Dichter *Schmidt*
von *Lübeck* geschildert, auch *Rehbecks*, *Bartels*,
K. Reinhards u. a. wird mit Theilnahme gedacht.
Der Anhang S. 164 ist polemisch, die Vfn. wurde
getadelt wegen ihrer Aeusserungen über religiöse
Schwärmerey, und wird hier gerechtfertigt. Mehrere
auffallende Druckfehler stören im Lesen dieser
recht angenehm unterhaltenden Reisebeschreibung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KARLSRUHE, b. Braun: *Die Verfassung und das Proceßverfahren der Untergerichte im Großherzogthum Baden* — von Chr. Donsbach u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ist es nun ausgemacht, daß eine gründliche und solide Justizverwaltung Richtercollegien voraussetzt, und erfordert besonders die Oeffentlichkeit der Rechtspflege solche, so ergiebt sich von selbst, daß eine gute Justizeinrichtung ohne collegialische Rechtspflege in erster Instanz undenkbar ist. Oeffentlichkeit, Collegialität und Absonderung der Justiz von allen übrigen Verwaltungsangelegenheiten des Staates, das sind die wichtigen Momente, auf welche der Vf. hinarbeitet. Diese Absonderung der Justiz ist darum nothwendig, weil außerdem nicht bloß Collisionen der Geschäfte unvermeidlich sind, sondern auch die Justizbehörden den höhern Verwaltungsbehörden subordinirt bleiben, mithin nicht der unentbehrlichen, und in der Constitution ausdrücklich zugesicherten, Unabhängigkeit theilhaftig werden können. (S. 103) Selbst von der Polizey muß die Justiz um so mehr getrennt werden, je mehr außerdem die Vermengung und Verwechslung beider Gewalten zu besorgen ist, welche wesentlich verschieden sind, und deren Unterschied der Vf. sehr deutlich angiebt. (S. 131) Die Justiz richtet über begangene oder angeschuldigte Rechtsverletzungen, muß also dazu in jedem einzelnen Falle veranlaßt werden; die Polizey hingegen verhütet alle besorglichen Nachtheile und Beschädigungen, nicht bloß durch freywillige Menschenhandlungen, sondern auch durch unfreywillige, und durch Naturereignisse. Sie ist für diesen Zweck ununterbrochen zur Thätigkeit berufen, und die Entdeckung der Verbrechen, wie die Verfolgung der Verbrecher gehört dazu, als eins der wirkksamsten Mittel für ihre Aufgabe. Selbst die Criminalgesetzgebung ist nur ein Ausfluß der Thätigkeit der Polizey, indem sie freywillige Beschädigungen durch psychologischen Zwang abzuwenden sucht. Allein die Anwendung der Strafgesetze auf die Fälle ihrer Verwirkung ist ihr ganz fremd, und gehört ausschließlich vor die Justiz, so daß selbst die Ahndung der Finanz- und Polizeyvergehen, welche sich dadurch von den eigentlichen Verbrechen unterscheiden, daß dort der zureichende Grund in positiven Bestim-

mungen der Staatsgewalt, hier unmittelbar in der practischen Vernunft und dem allgemeinen Sittengesetze beruht, ausschließlich der Justiz zugewiesen werden muß. Denn schon die Bestimmung, ob irgend ein Vorgang bloß ein Vergehen oder ein Verbrechen sey, setzt schon eine richterliche Entscheidung voraus. Dieß hindert jedoch nicht, daß für die Untersuchung der Vergehen ein mehr summarisches Verfahren, als in peinlichen Fällen, angeordnet werde; und könnten im allgemeinen die für die Forstrevier gewöhnlichen Rügetage dabey zum Muster dienen. Doch selbst in den Forststrafsachen ist es ein augenfälliges Ungehörnis, wenn die verwaltenden Forstbeamten auf die Entscheidung einen Einfluß haben. (S. 134) Eine Trennung der Criminal und Civiljustizbehörden hält der Vf., mit vollem Rechte, für unzulässig und schädlich. Dagegen verlangt er, daß, so wie die Aemter dormalen Polizey- und bürgerliche Strafen zu verhängen haben, ihnen auch, wenn sie erst eine collegialische Einrichtung erhalten haben, das erste Erkenntnis in den peinlichen Sachen zugewiesen werde. (S. 110) Gegenwärtig competirt ihnen nur die Untersuchung, und die Erkenntnisse werden bey den Hofgerichten gefällt, jedoch mit der Maafsgabe, (S. 73) daß bey Todesstrafen, bey lebenswierigem Zuchthause, bey der Deportation, und bey der Dienstunwürdigkeitserklärung eines Staatsdieners, die Hofgerichte nur eine beratthende, und das Oberhofgericht die urtheilende Stelle angeben. In diesen benannten Fällen muß auch dem Angeklagten selbst von Amtswegen ein Vertheidiger zugeordnet werden. Verdient es gleich keinen Beyfall, daß in diesen Fällen das erste Erkenntnis gleich in der höchsten Instanz gefaßt wird, so verdient doch die Aufmerksamkeit und Wichtigkeit, welche auf die Unwürdigkeitserklärung zum Staatsdienste gelegt worden ist, um so mehr Lob und Nachahmung, je unverantwortlicher damit in manchen Ländern umgegangen wird, wo man nicht bedenkt, daß man einen furchtbaren Mord begeht, wenn man ohne hinlängliche Ursache einen ehrliebenden Staatsdiener, vielleicht mit seiner ganzen Familie, zur Verzweiflung zu bringen keinen Anstand nimmt. Eine andere Einrichtung in der Badenschen Criminaljustizverwaltung beweist ebenfalls, daß man dort mit Bedacht und Ruhe abgewogen hat, was anderwärts im Rausche angereg-

ter Gefühle behandelt worden ist. Die Tortur ist dort nämlich nicht gänzlich abgeschafft, aber nur in Folge ausdrücklicher Vorbescheidung anwendbar in den Fällen, wo die Hinterziehung und Verschweigung der Wahrheit ausgemacht und kein Zweifel daran ist. (S. 70) Es wird dabey zwar die Folter und das Erforschungsmittel der verheelten Wahrheit, das in einer bestimmten Anzahl Schlägen besteht, unterschieden; der Unterschied besteht indeß lediglich in den anwendbaren Zwangsmitteln. Von beiden ist die Bestrafung der Lüge vor Gericht verschieden, worauf die Untergerichte selbst zu erkennen befugt sind. Auch das verdient erwähnt zu werden, daß in Baden der Anklage- und Anschuldigungsproceß unterschieden ist; jener ist gänzlich aufgehoben, (S. 58) dieser hingegen zwar gestattet, der Denunciant wird aber nicht Ankläger und als solcher Partey, sondern seine Angaben dienen dem untersuchenden Richter nur zur Erforschung der wahren Beschaffenheit in dem eigentlich allein obwaltenden Inquisitionsproceß. (S. 71) Der Denunciant ist dabey nur für freventliche Unwahrheit, aber für keine Unbesonnenheit verantwortlich, was eben so wenig zu loben seyn dürfte, als die Abschaffung des Accusationsprocesses. Die allerschwächste Partie in der Badenschen Justzeinrichtung ist, nach dem Vf., die Vollstreckung in allen nicht peinlichen Angelegenheiten, weil die Aemter keine eigenen Executoren haben, sondern alle Executionsvollstreckungen den Ortsvorständen auftragen müssen, welche als wählbare Vorgesetzte der Gemeinden von den Wählern abhängig sind und keinen Nachdruck haben (S. 34) Gleichwohl ist es sehr wahr, daß die richterliche Vollziehung des zugesprochenen Rechts so wichtig ist, als dessen Feststellung, weil diese ohne jene zu gar nichts führt, und weil der Credit des Landes von der Sicherheit der Execution abhängig ist. Der Vf. wünscht daher, daß den Gerichtshöfen nicht bloß zureichende Executionsmittel beygegeben, sondern auch eine allgemeine Executionsordnung erlassen werde, in der die löbliche Nachsicht gegen den der Schonung würdigen Schuldner mit der Strenge des Rechts verbunden wird, worauf der Gläubiger gerechten Anspruch hat. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über das Unpassende der Wahlen der ersten Ortsobrigkeit, welche von den Repräsentanten der Ortsgemeinden wohl zu unterscheiden ist, und über die Nothwendigkeit der Ernennung dieser letzten Glieder der Staatsverwaltung durch die Staatsgewalt, sagt, (S. 37) gehört zwar nicht unmittelbar zur Sache, ist aber sehr beherzigungswerth. Das Resultat des Ganzen ist, daß man in Baden, um eine vortreffliche Justiz zu haben, weder der Einführung fremder Institutionen bedürfe, noch dabey gewinnen würde, sondern daß es nur darauf ankomme, die schon bestehenden Einrichtungen von innen heraus zu verbessern und

die vorhandenen Uebelstände in denselben zu tilgen. „Der Fehler unserer Rechtsverwaltung, heist es S. 129, liegt in der bestehenden Aemterorganisation, in der Vereinigung der Justiz mit allen Verwaltungsgegenständen und der dadurch bedingten Abhängigkeit der Justizbeamten von allen Staatsoberbehörden, in der mangelhaften Besetzung der Aemter ohne Collegialität, in der Absonderung der Untersuchungs- von der Erkenntnisgewalt der Aemter in peinlichen Sachen, überhaupt in ihrer zu beschränkten Wirksamkeit und dem dadurch geschwächten Ansehn, in der zu spärlichen Besoldung im Verhältnisse zu andern Staatsdienern und zu ihrem wichtigen Berufe, im Mangel eines vollständigen Criminalcodex und eines bestimmten und umfassenden Gesetzes über das Verfahren in bürgerlichen und peinlichen Sachen, in der Unbestimmtheit und Begriffsverwechselung von Polizey- und Justizsachen, im Mangel einer hinreichenden Macht, die den Aemtern zu Gebote steht, um ihren Auflagen den Vollzug zu sichern, in dem weitläufigen Gange des Recurswesens, und in der Abhängigkeit der wichtigern Criminalerkennnisse von der Beurtheilung des Staatsministeriums und der darauf beruhenden Bestätigung des Landesfürsten.“

LITERATURGESCHICHTE.

HERBORN, gedr. mit Krieger. Schr.: *Johann Friedrich Fuchs*, nach seinem Leben dargestellt. Eine Gedächtnisschrift von C. D. Vogel. Herzogl. Nass. Schulinspector u. s. w. 1823. 34 S. 8.

Am 20sten Jun. 1823 starb zu *Herborn* der im Jahre 1818 in den Ruhestand versetzte Conscriptorath und erste Professor der Theologie *Johann Friedrich Fuchs*, ein Mann von Kopf und mannigfaltigen gelehrten Kenntnissen, der es verdiente, daß ihm diese kleine Gedächtnisschrift geweiht wurde. Er war geboren am 15ten November 1739 zu Breitscheid, einem Herzogl. Nassauischen Dorfe, wo sein Vater als Pfarrer stand, der, so wie dessen Gattin, einen wohlthätigen Einfluß auf die erste Bildung des Sohnes hatte. Im Jahre 1754 bezog er die Akademie *Herborn*, wohin er schon mehr Kenntnisse mitbrachte, als die meisten gewöhnlich wegzutragen pflegen. Er widmete sich, dem Willen seines Vaters gemäß, der Theologie, setzte aber vorzüglich auch seine philologischen und philosophischen Studien fort. In der orientalischen Literatur war der gelehrte Prof. *Johann Eberhard Rau* sein Führer. Das Frische und Lebendige des orientalischen Kolorits sagte seiner lebhaften Einbildungskraft vorzüglich zu. Ein Judenrabbiner, *Levi*, unterrichtete ihn auch eine Zeitlang in der Mischna und im Talmud. Seine ausgebreiteten, gründlichen Kenntnisse sammelte er auf der kleinen vaterländischen Akademie, worüber er sich selbst manchmal scherzend äußerte. „Ich habe, sagte er unter andern, meine kleinen Kenntnisse nicht mit Prunk über dem Wasser, wie *Moses* an einem

nem Orte sagt, geholt. Ich habe nur in *Herborn* studirt, und als Galt einige fremde Akademien besucht. Und mich gereut diese Verfahrensart nicht; denn ich lese jetzt bey unsern Oekonomen, daß die Stallfütterung vortheilhafter sey, als der Weidgang. Und so habe auch ich die gelehrte Fremde, ausländische Weidgänge vermieden." Schon im J. 1758 folgte er dem Rufe als Rector nach *Stollberg* bey Aachen. Durch seinen Sinn für klassische Literatur hob er die Schulen und beförderte ihre Frequenz. Einen doppelten Ruf an das Rectoramt in *Duisburg* und *Düsseldorf* lehnte er ab. Im J. 1767 nahm er den Ruf als Prof. der Eloquenz und Geschichte auf der oranien-naassauischen Akademie zu *Herborn* an. Im J. 1774 wurde ihm auch das akademische Bibliothekariat übertragen, wodurch seine Liebe zur Literaturgeschichte und allgemeinen Bücherkunde neue Nahrung erhielt. In demselben Jahre wurde er auch Ephorus des Pädagogiums. Unter den Studirenden fanden seine Vorträge immer mehr Beyfall. Auch in dem Pädagogium führte er eine bessere Methode ein. Es schmerzte ihn aber, daß er seinen Lieblingsstudium, der griechischen Literatur, nicht mehr Verehrer auf der Akademie gewinnen konnte. In der Folge las er auch über mehrere Zweige der Geschichte, und seit dem J. 1792, wo er in die theologische Fakultät einrückte, hielt er Vorlesungen über die verschiedenen Fächer der Theologie. Im J. 1793 wurde ihm zugleich die erste Pfarrstelle übertragen. Als er der Gemeinde vorgestellt werden sollte, war die Kirche so voller Menschen, daß man kaum athmen konnte, und der Oberconsistorialrath Seel von Dillenburg, der die Einsetzung verrichten wollte, stürzte, vom Schlage getroffen, vor dem Altar nieder, und starb noch an demselben Tage. Seit *Arnolds* Tode nahm *Fuchs* die erste Stelle in der theologischen Fakultät ein. Noch 24 volle Jahre war er thätig in seinem doppelten Berufe. Mit zarter Schonung ward er im J. 1818 in den Ruhestand versetzt. Das Schmerzlichste war ihm, daß er die ehrwürdige Lehranstalt, an der er so treulich gewirkt hatte, seine theure *Johannea*, in den großen Strudel des Unterganges der neuesten Zeit hinabsinken sehen mußte. In den Ruhestand versetzt, nahm die Spannkraft seines Geistes fühlbar ab, es stellte sich Altersschwäche ein, und ein sanfter Tod endigte am 20. Jun. 1823 seine irdische Laufbahn. Seine glückliche Ehe war mit 14 Kindern gesegnet, wovon aber 9 schon frühzeitig starben. Die Natur hatte ihn reichlich mit ihren Gaben bedacht, darunter aber standen *Stärke des Gedächtnisses* und *lebendige Phantasie* oben an; tiefe Penetration und anhaltender Forschungsgeist waren ihm weniger verliehen. Unter allen Studien zog ihn das der Naturwissenschaft am meisten an. Sein theologisches System wurde in spätern Jahren durch schärfere Kritik und Exegese geläutert. Affabilität und gemässigte Jovialität waren im Umgang mit Freunden seine Begleiter. Sein sittlicher Charakter war achtungswerth: Rec., der den Verewigten vor mehr als 20 Jahren persönlich kennen lernte, erinnert sich noch mit großem Vergnügen der heitern Stunden, die er im Um-

gange mit diesem gelehrten, witzigen, jovialen und gutmüthigen Manne zugebracht hat. — Seine kleinen, in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßten Schriften, größtentheils aus der frühern Lebensperiode, sind am Ende dieser kurzen, aber lezenswerthen Denkschrift, wofür dem Vf. Dank gebührt, sorgfältig verzeichnet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DRESDEN, b. Walther: *Predigt, bey Eröffnung der von Sr. königl. Majestät zu Sachsen ausgeschriebenene allgemeinen Landesversammlung am Feste der Erscheinung Christi, d. 6. Jan. 1824, bey dem k. evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten von Dr. Christoph Friedrich Ammon, Oberhofprediger u. s. w. 1824. 36 S. 8. (3 Gr.)*

Noch giebt es in unserer vielbewegten Zeit Männer, die, mitten im Gewühle der politischen Parteyen, *neutral* stehen, und mit *Freymüthigkeit* ihre Ueberzeugung aussprechen dürfen, weil auch nicht der entfernteste Verdacht der Hinneigung zu der einen oder der andern Partey sie zu treifen vermag. Solche Männer *dürfen* sprechen; denn wie tief ständen wir, wenn selbst dieses Dürfen verkümmert würde. Solche Männer *müssen* aber auch sprechen: denn ihr unbefangenes Wort hat Gewicht vom Fürstenthum an bis zur Hütte! Rec. legt vielen Werth auf die Stimmen dieser Männer, welchen man im Laufe eines langen öffentlichen ehrenvollen Lebens nie eine politische Leidenschaftlichkeit, nie die Begünstigung einer an der Tagesordnung stehenden Partey, nie Menschenfurcht, nie aber auch Schmeicheley der Großen und Mächtigen der Erde Schuld geben kann.

Zu den Männern, die *ohne Furcht und Tadel* über die mächtigen Ereignisse der Zeit von heiliger Stätte sprechen, gehört der ehrwürdige Vf. der anzuzeigenden Schrift. Mag man die Erfindung des Thema, die Verbindung des Evangeliums am Feste der Erscheinung mit der Bestimmung einer Landtagspredigt, die Haltung und Durchführung des Ganzen, die Kraft und Fülle der stilistischen Darstellung, und die besonnene Freymüthigkeit, welche durch die treffliche Entwicklung der Hauptidee hindurchgeht, berücksichtigen; so dürfte seit langer Zeit in der homiletischen Literatur der Deutschen keine so gediegene Kanzelrede erschienen seyn, als die vorliegende. Hat sie gleich ihre *nächste Beziehung* auf ein Land, an dessen Spitze seit länger als 50 Jahren ein Fürst steht, der schon längst den unentweibten Beynamen *des Gerechten* erhielt, so wird sie doch nach den *allgemeinen Grundsätzen*, die in jeder christlich-religiösen Rede vorwalten müssen, in allen Gauen Deutschlands mit hohem Interesse und mit reiner Achtung gegen ihren männlichkräftigen Vf. gelesen werden.

Der Vf., der die Regierungszeit des Herodes nach dem Texte des Festes und nach den Nach-

Nachrichten des Josephus bestimmt im Auge behält, fodert auf: zur dankbaren Erinnerung an das Glück des Vaterlandes vor dem Bilde einer gewalthätigen Regierung der Vorzeit. Er führt dieses reichhaltige Thema durch fünf Sätze aus. 1) Dort kam die Stimme der Wahrheit vom Auslande; uns fehlt es nicht an freymüthigen Männern aus unserer Mitte. 2) Dort war man fürchtam bey jeder Regung eines freyen Wortes; und unsere Obrigkeit schenkt ihren Untergebenen ein festes Vertrauen. 3) Dort herrschte eine stolze Verachtung des Volkes; bey uns findet sich eine gesetzliche Achtung aller Stände. 4) Dort pflegte man verderbliche Rathschläge heimlich; bey uns herrscht eine gemessene Oeffentlichkeit gemeinschaftlicher Berathungen. 5) Dort erzwang man den Ungehorsam durch ungerechte Befehle; bey uns erleichtert man den Gehorsam durch weise Gesetze.

Es sey gestattet, nach Angabe dieses höchst lehrreichen Inhalts durch Mittheilung einzelner Stellen das oben ausgesprochene Urtheil zu belegen. „Noch vor wenigen Jahren sah man allgemeine Berathungen über die Angelegenheiten des Vaterlandes als ein kräftiges Mittel gegen das Stillestehen auf der weiten Bahn der menschlichen Wohlfahrt an; nun findet gerade dieser Stillstand überall theidiger und Lobredner. Noch vor wenigen Jahren war es eine edle Aufgabe der Freyheit und Heimlichkeit durch die Freyheit des Gesetzes zu steuern, und das Verhältniß der Verfassung zu verwandeln; nun findet Heimlichkeit wieder beliebt und sehr beliebt, und das Wort *Verfassung* fast ein Name der Schmach und des Schreckens geworden. Noch vor wenigen Jahren trat die Religion, zwar frey und würdevoll, wie es ihr geziemt, aber doch gerecht, ausgleichend, veröhnend zwischen die vordringende Freyheit und die zurückweichende Gewalt; nun ist sie wieder leidenschaftlich, eifrig und herrschsüchtig geworden; nun waffnet sie sich wieder mit drohenden Flüssen und Bannstrahlen. Sollte es nun nicht angemessen seyn, geschmeidig und doppeltionig mit diesen wechselnden Ansichten der Zeit sich zu befreunden; sollte es nicht die Klugheit fodern, auch das Mittelmäßige und Schlechte zu rühmen, wenn das Bessere nicht mehr gut seyn darf? — So würden wir denken, urtheilen und handeln, verehrte Stände des Landes, wenn uns die Belehrungen der Geschichte, wenn uns die Gesinnungen der Christen, wenn uns die Lehren der heiligen Schrift, wenn uns die Segnungen einer weisen und väterlichen Regierung noch fremd und unbekannt wären u. s. w.“ — S. 15: „Heftige Parteygänger, stürmende Volksredner, bittere und leidenschaftliche Tadler alles dessen, was von der Regierung ausgeht, sind zwar unter uns fast immer eine seltene Erscheinung gewesen; ein sanfter, großen Gemüthsbewegungen nicht leicht zugänglichlicher Charakter, ein zartes Gefühl für Anstand und Sitte, und vor Allem die Liebe zu

unserm angestammten Regenten schützt uns bey nahe von selbst gegen eine unerlaubte Widerfetzlichkeit in Schrift und Sprache; auch haben wir schon in Zeiten gelebt, wo ein kaltes, eher ausdrucksvolles Stillschweigen fast das einzige Vertheidigungsmittel gegen niederbeugende Gewalt war. Gilt es hingegen der Würde und dem Ruhme eines geliebten Königs; gilt es der Unabhängigkeit und Wohlfahrt des Vaterlandes; gilt es den natürlichen und den wohlverworbenen Rechten einzelner Ordnungen und Stände; gilt es endlich der Freyheit des Glaubens und Gewissens; so haben sich unter uns zu allen Zeiten Männer erhoben, welche der erniedrigenden Willkür, dem vordringenden Stolze, der steifen Alterthümlichkeit, dem gesetzlosen Herkommen mit Licht, mit Kraft und Muth entgegenwirkten.“ — S. 19: „Bey uns kennt man die Furcht und den Schrecken nicht, den die höchste Gewalt überall einflößt, wo ihr nicht Weisheit und Güte zur Seite gehet; man kennt den Argwohn nicht, der durch geheime Söldlinge alles auskundschaftet, und bey jedem Familienvereine seine verkleideten Späher hat; man kennt den schlaunen Verdacht nicht, den mit treulofer Kunst jedes Siegel öffnet, um fremde Geheimnisse zu erforschen; man kennt selbst bey der Verwaltung des anvertrauten Gutes die ängstliche Vorsicht nicht, welche überall die Rechenenschaft schärft und die Wachen verdoppelt; man kennt endlich bey dem öffentlichen Unterrichte die Strenge nicht, die jedes freye Wort verweist, oder donnernd zu Boden schlägt. Daher die unerschütterliche Anhänglichkeit jedes wahren Sachsen an sein mildes Fürstenhaus u. s. w.“ — S. 33: „Wir sind alle treu und willig in unserm Gehorsam, weil wir weise und gerecht regiert und zum Bessern hingeführt werden; selbst Ihre Gegenwart in diesem Tempel, verehrte Stände, beweist es deutlich, welchen hohen Werth unsere Regierung auf die Weihe der Religion, und, was damit gleichbedeutend ist, auf den in den Gemüthern immer neu angeregten Sinn der Wahrheit und des Rechts legt. Darum beginnen Sie getrost und muthig Ihr wichtiges und edles Geschäft; darum schweigen Sie nicht, wenn Sie gefunden haben, daß auch nur der Geringste unsers Vaterlandes beeinträchtigt, in seinen Leistungen überbürdet, und in seinen Rechten gekränkt wird; darum verdoppeln Sie da Ihre Aufmerksamkeit, wo die Trägheit, die Zweckwidrigkeit, die Willkür, dieser Bellial der bürgerlichen Welt, sich unter dem Scheine des Herkommens in einen Engel des Lichts kleidet.“

Rec. dankt dem ehrwürdigen Vf. im Namen Aller, die sein kräftiges Wort hoch erfreut und mächtig erschüttert hat, daß er in einer Zeit, wo so viele weder kalt noch warm sind, die Rechte der ewigen Wahrheit männlich aussprach, und es aus der Schrift in den angezogenen Stellen nachwies, daß der, der im ewigen Lichte wohnt, die Finsterniß haßt und das Licht liebt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

ÖKONOMIE.

HANNOVER, in der Hahn. Hofbuchh.: *Cellische Nachrichten für Landwirthe, besonders im Königreich Hannover*, herausgegeben im Namen der Königl. Landwirthschafts - Gesellschaft zu Celle. *Erster Band, Erstes Stück.* X u. 98 S. 4 Bogen Tabellen u. 2 Kupfert. 1819. *Zweytes Stück.* X u. 146 S. 8 Kupft. *Drittes Stück.* IV u. 127 S. 2 Kupft. 1822. 4.

Die Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle — bekanntlich eine der ältesten in Deutschland — hat von jeher ungemein wohlthätig gewirkt. Nicht nur durch eine Menge Versuche, die sie veranstaltete, und die Preise, welche sie auf die Beobachtung wichtiger Gegenstände und Ausmittlung der zweckmässigsten Methoden setzte, sondern auch durch die Empfehlung des Anbaues ökonomischer Pflanzen und Gewächse und den Vorschub, den sie demselben leistete, hat sie die Cultur des hannoverschen Landes ausnehmend befördert. Die Nachrichten von ihren Arbeiten und Bemühungen kamen seit dem Jahre 1769 unter dem Titel heraus: *Der Königl. Großbrit. Lüneburg. Landwirthschaftsgesellschaft Nachrichten von Verbesserung der Landwirthschaft und Gewerbe.* Diese wurden mit dem 3ten Bande geschlossen, und die neuen Abhandlungen der Königl. Großbr. Churf. Br. Lüneburg. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle traten 1787 an deren Stelle. Wie Hr. Staatsrath Thaer als Mitglied des engern Ausschusses an dieser Gesellschaft den thätigsten Antheil nahm, vereinigte er sich 1793 mit dem damaligen Secretair derselben, Protonotarius Beneke, und erweiterte den Plan der alten Zeitschrift auf alle Gegenstände der Landwirthschaft, besonders auf alle dabey eingetretene merkwürdige Thatfachen in Niedersachsen. Er benutzte dabey alle an die Societät eingegangenen Abhandlungen, und dieses veranlaßte die Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft, davon der erste Band 1799 erschien und mit dem 5ten Jahrgang 1806 endigte. Die Besitznahme des hannoverschen Landes von feindlichen Truppen setzte die Landwirthschaftsgesellschaft außer Thätigkeit. In diesem Ruhestande verbarnte sie bis zum Jahre 1816, wo sie sich unter landesherrlichem Schutze zu neuer Thätigkeit vereinigte und seitdem wieder durch die Regierung in ihrer

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

wohlthätigen Wirksamkeit kräftig unterstützt wird. Von ihrem Eifer in Beförderung der Landescultur zeugen die gegenwärtigen Nachrichten, in welchen die Herausgeber „alles mitzutheilen versprechen, was für die Landwirthe aller Classen im Hannoverschen, vorzüglich im Zeitpunkte der Mittheilung Nutzen gewähren kann, ohne darauf zu sehen, ob ein Vorschlag gerade die *eigentliche* Landcultur oder andere dem Landwirth wissenswerthe Gegenstände betrifft, ob die Idee alt oder neu, schon in andern Schriften mitgetheilt ist, oder nicht.“ Aus diesem Gesichtspunkte müssen diese Nachrichten betrachtet und beurtheilt werden. Wir wollen nun den Inhalt der drey vor uns liegenden Stücke kürzlich anzeigen.

Das erste Stück theilt 1) nach dem kurzen *Vorbericht* 2) *Nachrichten zur Geschichte der Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle* mit. Ihre Entstehung veranlaßte König Georg III., welcher in England bemerkt hatte, daß die dortigen Privatgesellschaften auf die Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht den nützlichsten Einfluß hatten. Er äußerte sich daher gegen den damaligen hannoverschen Staatsminister von Behr in London, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn in seinen deutschen Landen sich eine Gesellschaft zu einem so heilsamen Zweck vereinigte. Zufolge dieser Aeußerung trat eine bedeutende Anzahl von Männern aus verschiedenen Ständen zur Beförderung des gesammten landwirthschaftlichen Gewerbes zusammen, und hielt am 4ten Juny 1764, als dem Geburtstage des Königs ihre erste Versammlung zu Celle. Schon am folgenden Tage langte das Königl. Confirmationspatent an, in welchem der Gesellschaft der landesherrliche Schutz zugesichert und die Freyheit von der Censur und Exemption vom Brief Porto verwilligt wurde. Im folgenden Jahre übernahm die Königin die Protection der Gesellschaft, der König aber wies derselben eine jährliche Summe von 1000 Thlr. an, wodurch ihre Wirksamkeit einen bedeutenden Vorschub erhielt. Wie sehr sie sich um die Einführung des Kartoffel - Klee - und Futterbaues, die Verbesserung der Viehzucht, die Verbreitung verbesserter Ackergeräthe, den Anbau öder Gegenden, die Emporbringung des Obstbaues u. s. w. verdient gemacht, u. s. w.: alles dieses ist nebst ihren Verhandlungen von den Jahren 1816, 17 und 18 hier ziemlich ausführlich

U

lich mitgetheilt und gewährt vielseitiges Interesse. 3) *Mittheilungen aus der Englischen Zeitschrift der Gesellschaft des Ackerbaues und innerer Verbesserungsfortschritte*. Es ist bloß eine ausführlichere Inhaltsanzeige sämmtlicher Abhandlungen der vom Präsidenten der Englischen Ackerbaugesellschaft herausgegebenen Zeitschrift des *board of agriculture*, um das Publicum in den Stand zu setzen, die behandelten Gegenstände kennen zu lernen. Diefem Auszuge find auf 2 Kupfertafeln die Zeichnungen 5 verschiedener Karren beygefügt, worunter die neuere von *Bakewell* verbesserte Irländische Karre befindlich ist. 4) *Vorschläge über die Versicherung des durch Hagelschlag entstehenden Schadens, und regelmäßige Einrichtung freywilliger Unterstützungen*. Enthält sehr richtige aus der Erfahrung geschöpfte Bemerkungen gegen die Ausführbarkeit der Hülfe einer verhagelten Gegend durch Affecuranz bey den gewöhnlichen Bauerhöfen, im Wege des freywilligen Beytritts sowohl als eines gezwungenen Eintretens in die Hagel - Affecuranz, und zeigt, daß kleinen Bauergütern weit leichter durch freywillige Beiträge an Naturalien geholfen werden könne, weshalb den benachbarten Dörfern unter sich darüber in einen Verein zu treten angerathen wird; zugleich aber werden die Besitzer großer Wirthschaften auf die Größe der Gefahr des Hagelschadens und die Vortheile, sich gegen denselben durch eine Affecuranz sicher zu stellen aufmerksam gemacht, und ihnen bis zur Errichtung einer inländischen Societät empfohlen, in eine der Hagelaffecuranz-Gesellschaften zu Köthen oder Neu-Brandenburg zu treten, weshalb in 2 Anlagen die Constitutionen beider Gesellschaften in extenso mitgetheilt worden sind. 5) *Nachrichten über die zu Coldngen zur Vertilgung der Mäuse im Jahr 1818 bis 1819 angewandten Mittel und deren Erfolg*. Vom Landes - Oeconomie-Rath Meyer daselbst. Das von Schwerz empfohlne Räuchern mit Schwefel und Lumpen blieb wegen des zu leichten mit Sand vermischten Mittelbodens, welcher den eingelassenen Schwefeldampf, aller angewandten Mühe ungeachtet, einen Ausgang verstatete, ohne Wirkung, auch Malz in Kranigsaugen gekocht und in die Röhren der Mäuse gelegt, hatte keinen Erfolg. Dagegen zeigte sich das Lächerbohren von dem größten Nutzen. Bis zur Aernte 1819 wurden durch dieses Mittel 33,000 Mäuse vertigt, und die Erhaltung der Feldfrüchte auf 1300 Morgen zu 2600 Thlr. angeschlagen, ungerechnet des zur Erhaltung des Viehes und Düngers so unentbehrlichen Kiees. Im Kleinen erscheint das Uebel der Mäuseverwüstung noch ungleich größer, daher dieses Mittel des Lächerbohrens zu ihrer Vertilgung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Nachdem hierauf einige Einwendungen, welche dagegen gemacht werden könnten, entkräftet worden sind, zeigt der Verf., wie bey Anwendung dieses Mittels verfahren werden müsse. 6) *Erklärung und Vergleichung verschiedener Maaße, Gewichte und*

Münzen. Sie find aus Münchhausens Hausvater, Krußens Comptoiristen und Nelkenbrechers Taschenbuche zum Nutzen der Landwirthe bey dem Lesen landwirthschaftlicher Schriften zusammengetragen, und ihnen dadurch ein für allemal ein Schlüssel zu den verschiedenen Berechnungsarten der bekanntesten Länder zu geben.

Das zweyte Stück enthält die *Verarbeitung des Hanfs und Flachses durch Maschinen*. Vom Landes - Oeconomie-Rath Meyer. Dieser Gegenstand war für die hannoverschen Lande, in welchen der Ackerbau mit den Beschäftigungen des Garospinnens so innig verbunden ist, viel zu wichtig, als daß nicht mit den neuerfindenden Maschinen Versuche hätten veranlaßt und angestellt werden sollen. Alles, was hierin vom Jahr 1785 bis 1819 im In- und Auslande geschehen und versucht worden ist, findet man daher hier in chronologischer Ordnung zusammengestellt. Sowohl die Erziehung des Flachses und Hanfs, als auch die verschiedenen Methoden ihrer Bearbeitung, die von Hill, Bundy, Christian und andern erfundenen Maschinen, die Versuche, den gerotteten und ungerotteten Flachs auf diesen Maschinen zu bearbeiten, dies alles ist ausführlich beschrieben und durch beygefügte Zeichnungen ins Licht gesetzt. Das wichtigste Interesse gewährt jedoch die Untersuchung der Vortheile der Bearbeitung des Flachses und Hanfs im gerotteten und ungerotteten Zustande, mit Rücksicht auf die bey beiden Methoden anzuwendenden Maschinen. Es ergiebt sich daraus, daß zwar ungerotteter Flachs zum Spinnen brauchbar und gutes weißes Leinen daraus gemacht werden kann, daß aber die Vortheile des Nichtrottens in Ansehung der Quantität nicht mit Sicherheit haben ausgemittelt werden können: in Ansehung der Qualität hat man gefunden, daß 1) die Feinheit der Fasern und 2) die Haltbarkeit der daraus gesponnenen Fäden eben nicht größer als bey gerottetem Flachs sind, daß 3) die Elasticität bey nicht gerottetem Flachs verloren gehe, und folglich auch die daraus gefertigte Leinwand weniger haltbar sey; daß 4) die Kosten bey dem Nichtrotten des Flachses keinesweges erspart, sondern vielmehr durch die nöthige Anwendung des Laugens vermehrt werden, daß 5) die Benutzung der Schäbe zum Viehfutter zu gering ist, als daß sie in Anschlag gebracht werden könnte; daß 6) der Gewinn in der Zeit der Verarbeitung nicht als ein dem Nichtrotten eigenthümlicher Vortheil anerkannt werden kann; 7) daß die bessere Beschaffenheit des Saamens auch bey dem Rotten des Flachses erzielt werden kann, daß 8) in Ansehung der Verhütung lebensgefährlicher Krankheiten durch Erhaltung einer reinen Luft es unwahrscheinlich sey, daß die Ausdünstung des Flachses Rottens im Wasser der menschlichen Gesundheit Nachtheil bringen sollte, indem man wenigstens keine sichern Erfahrungen darüber habe und daß endlich 9) das Absterben der Fische auch durch die

die Rüste des Flachses im Thau abgewendet werde. — Die Vortheile, welche die neuerfundnen Maschinen in der Anwendung gewähren, lassen sich ebenfalls nicht bestimmt und klargenug ausmitteln, daß eine baldige Anwendung derselben im Großen erwartet werden könnte. Zuletzt werden noch die Fehler, welche bis jetzt bey der Verarbeitung des Flachses, hauptsächlich bey dem Rotten und der Bearbeitung auf unsern gewöhnlichen Maschinen gemacht werden, gerügt und gezeigt, worauf bey Verbesserung der letztern gesehen werden müsse.

Das dritte Stück ist mannigfaltigern Inhalts. Voran geht: 1) *eine Denkrede auf den König Georg III. bey der Eröffnung der Versammlung des engern Ausschusses am 8ten April 1820 vom Hrn. Hofrath und Director Jacobi*. In der 2) darauf folgenden Vorlesung wird *Georg III. als Landwirth* geschildert, vom Landesökonomierath Meyer. Der König trieb die Landwirthschaft auf dazu ausgesuchten sehr bedeutenden Ackerhöfen, in Windsor-Park, als Lieblingsbeschäftigung, und unterhielt mit den ersten Landwirthen der Zeit, dem Präsidenten Banks, Arthur, Young, John Sinclair, Lord Sommersville u. a. eine stete Verbindung. Bey jenen Wirthschaften war es nicht sowohl auf Gewinn als vielmehr darauf abgesehen, eine Culturverbesserung überhaupt und vorzüglich eine Verbesserung des Viehstandes einzuführen und zu erreichen. Diese Lieblingsbeschäftigung wurde sowohl für England als die hannoverschen Lande höchst segensreich. Sie veranlaßte nicht nur die Entstehung der Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, sondern auch die neue Gesetzgebung in Landes-Cultur- und Gemeinheitstheilungs-Sachen, vorzüglich im Fürstenthum Lüneburg, die Cultur- und Dörfer-Einrichtungen in den Bremischen Mooren, die Abstellung des Natural-Herrendienstes, welche besonders wohlthätig für das Land wurde, indem der Ertrag der Ländereyen nicht nur bedeutend erhöht sondern auch den Eigenthümern das Tragen der schweren Kriegslasten sehr erleichtert wurde. Ausser diesen großen Rücksichten ließ aber auch Georg III. die übrigen Gegenstände, welche die Landwirthschafttempor bringen konnten, nicht außer Acht; dahin gehören die Königl. Obstbau-Plantage zu Herrenhausen, aus welcher jährlich 4000 junge veredelte Stämme unentgeltlich an Landwirthe vertheilt werden; nicht weniger die Verbesserung der Pferdezucht und aller Viehrazen, wie denn insbesondere die verbesserte Einrichtung des jetzt allgemein berühmten Celleschen Landgestüts auf seine specielle Verordnung geschähe. Daß sich Georg III. durch alles dieses um die Landwirthschaft und die Cultur des hannoverschen Landes große Verdienste erworben habe, wird gewiß in dankbarem Andenken bleiben. 3) *Zeugenverhör über den Erfolg der Abstellung des Naturalherrendienstes in den Königl. Hannoverschen Aemtern Calenberg und Bockeloh u. s. w.* 4) *Biographie Johann Friedrich Meyers*.

Ober-Landesökonomie-Commissairs zu Celle von Dr. Theod. Hagemann. Ein würdiges Denkmal eines um sein Vaterland hochverdienten Mannes. 5) und 6) *Nachrichten von den Verhandlungen der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle in der Versammlung des engern Ausschusses am 8ten April 1820 und 5ten Junius 1821*. 7) *Schreiben an Hrn. Arthur Young, Herausgeber der Annalen der Landwirthschaft. Ueber Hrn. Duckets Methode des Landbaues, von Hrn. Ralph Robinson in Windsor*. Man hat diesen Aufsatz, so wie verschiedene andere unter demselben Namen in *Arthur Youngs Annalen* vorkommende Briefe dem Könige Georg III. zugeschrieben. Sie enthalten bloß eine Darstellung der Ansichten, Erfindungen und Einrichtungen Duckets, der zwar ohne wissenschaftliche Bildung nur ein gemeiner Landmann war, aber seine Wirthschaft mit Verstand und Nachdenken betrieb. Der König hatte ihn auf seinen Spazierritten mehrmals besucht, sich mit ihm umständlich unterhalten, seine Ansichten vollkommen aufgefaßt, seine Einrichtungen und seine Werkzeuge gesehen, und den damit vorgenommenen Arbeiten beygewohnt. Das alles hatte einen so lebhaften Eindruck auf den König gemacht, daß er, wenn er über das Ducketsche Wirthschaftswesen sprach, sich mit einer solchen Vollständigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit darüber äußerte, daß man sich dadurch völlig davon belehrt fand. Der König hätte also jene Briefe über die Landwirthschaft des Herrn Ducket wohl geschrieben haben können; allein Hr. Ober-Commissair Westfeld hat dagegen Zweifel erhoben, welche diesem Schreiben beygefügt sind, und es höchst unwahrscheinlich machen, daß der König diese Briefe geschrieben haben möchte. 8) *Beantwortung der von der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle im Januar 1818 vorgelegten Fragen in Rücksicht auf das Amt Schwarzsels*. 9) *Ueber die Vortheile der Wiesenbewässerung. Eine geschichtliche Darstellung der zu Meinerßen angelegten Bewässerungsanstalten und deren Erfolgs, von Düring*. Ein sehr gelungener Versuch, der gewiß viele Wiesenbesitzer dortiger Gegend zur Nachahmung reizen wird. Die glücklich besieigten Schwierigkeiten zeigen, daß man sich durch vorkommende Hindernisse nicht gleich abschrecken lassen dürfe. 10) *Nachrichten von dem Betriebe des Ackerbaues mit Kühen in der Stadt Rehburg, von Läder*. Für kleine Wirthschaften ist die Bearbeitung der Felder mit Zugkühen ungleich vortheilhafter als mit Ochsen. Im Voigtlande und einigen Gegenden der sächsischen Herzogthümer hat man dieses längst eingeführt, und man trifft daher in vielen Dörfern daselbst fast lauter solche Gespanne an. Der Vf. hat die Vortheile, welche die Bearbeitung mit Kühen gewährt, wodurch sich der Wohlstand der Einwohner von Rehburg seit 12 Jahren bedeutend gehoben hat, der Reihe nach aufgezählt. Besonders ist dabey zu merken, daß seit Einführung dieser Besspannungs- und Bewirthschaftsart der Trieb zur

zur Gemeinheitsheilung und Verköpplung unter den Einwohnern erwacht ist. Statt der ihnen dadurch entgehenden Streubeide, welche ihnen bisher zur Dünger Production diente, schlägt der Vf. die grüne Düngung vor, und hält den Spörgel für das passlichste Gewächs dazu. 11) *Erfahrungen über das Gypsen*. Ist ein Auszug aus zwey Abhandlungen von Hn. Smith und A. Fothergill in den *Communications to the Board of Agriculture*. Die wohlthätigen Wir-

es werden einer fast ausschließlich lückerne, Esparzette und mehreren aufstehenden chemischen Kraft zuge-
10 die Schwefelsäure in jedem Falle
ypfes trenne und damit eine neue
age. Diese sey die Klee säure, de-
11 jenen Pflanzen und Gewächsen die

Tendenz haben möchten, auch ohne die Säure im-
mer vollkommen ausgebildet entstehen zu lassen, den
Kalk sich anzueignen, und die Schwefelsäure auszu-
scheiden, wodurch mehrere wirkende Kräfte zu-
gleich thätig würden. Wenn hiadurch die Reizbar-
keit der Pflanzengewebe zuerst angeregt werde, so
müsse diese fortdauernd durch die dem Boden zum
Theil mittelst des Gewächses, zugehenden neuen
Erzeugungen, dem mehr oder weniger vollkomme-
nen Klee sauren Kalk und der Schwefelsäure unter-
halten werden, welche Letztere theils durch ihren

andere Weise, ebenfalls das
n befördern und anfrischen
12 das Pflanzenleben dadurch
würden die übrigen auf die
13 Kräfte dann auch um so
üben können, wodurch die
macht würden, welche die
dargethan hat. 12) *Ueber*
g aus William Richardsons
14 *Communications of the Board*
15 is sich in der That wundern,

dass die in Deutschland angestellten Versuche mit
dem Anbau dieser Grasart, deren Vorzüge von Ri-
chardson so hoch gerühmt werden, noch nicht be-
kannt geworden sind. Die hier auf Humphry Da-
vys Aufforderung mitgetheilten Beobachtungen müs-
sen nothwendig die Aufmerksamkeit aller Agrono-
men reizen. 13) *Kurze Darstellung der gegenwär-
tigen Obstbaumzucht in den Fürstenthümern Göt-
tingen und Grubenhagen, mit Anführung der Mit-
tel zu deren Beförderung*, von Noltemeier. Es dürf-
te unglaublich scheinen, wenn es der Vf. nicht aus-
drücklich versicherte, dass in diesen Fürstenthü-
mern die Obstbaumzucht noch so gänzlich vernach-
lässiget werden könnte. Die Ursachen dieser Ver-
nachlässigung sind hier der Reihe nach angeführt,

auch die Mittel zur Emporbringung der Obstbaum-
zucht angegeben. 14) *Ueber die zweckmässige Ein-
richtung einer Baumschule vorzüglich in Hinsicht
des Sortiments*. Von Ebendens. Enthält recht gute
und zweckmässige Vorschläge nebst einem Verzeich-
nisse der in den Baumschulen zu Oldershausen be-
findlichen Obstsorten. Sie enthalten 135 Aepfel-,
85 Birn-, 38 Kirschen-, 31 Pflaumen-, 12 Pfl-
schen-, 4 Aprikosen- und 7 Weinarten. 15) *Kur-
ze Darstellung der Ursachen der Krankheit des
Korns, welche von den Oeconomen, Brand, Mehl-
thau, oder Rost genannt wird*, von Sir Joseph Banks
ohne Jahrszahl, wahrscheinlich aber im Jahre 1804
niedergeschrieben. Aus den *Communications to the
Board of Agriculture*. Diese verheerende Krank-
heit des Getraides rührt von sehr kleinen, aber ver-
zehrenden Schwämmen oder Champignons her, wel-
che sich an den Stämmen, Stängeln und Blättern der
lebenden Pflanzen ansetzen, und auf den 2 beygefü-
gten Kupfertafeln microscopisch abgebildet sind. Der
äußerst feine Saame dieser Pilze wird durch die Luft
weiter verbreitet, so das ganze Felder davon an-
steckt werden. Hr. Banks vermuthet, dass der Mehl-
thau durch den Dünger auf das Feld gebracht wer-
de, wenn vom Mehlthau angegangene Strohhalme
sich darunter befänden, und empfiehlt daher die Vor-
sicht, im Frühjahr alle jungen mit Mehlthau bedeck-
ten Pflanzen aufzusuchen (?) und dieselben auszurei-
sen: ingleichen, wenn es durch Erfahrung bewiesen
werden sollte, dass das Stroh im Dünger die Krank-
heit mit aufs Feld bringe, alle nicht gänzlich im
Fluß der übergegangene Halme aus dem Mist zu
suziehen, um das Uebel wenigstens zu vermindern.
Rec. enthält sich, etwas über die Unausführbarkeit
dieser Vorschläge zu sagen, da sie jedem Land-
wirth sogleich in die Augen springt. Noch auf-
fallender aber war ihm folgende Bemerkung: „Es
ist einmal der Gebrach so, zum Saatkorn die dick-
sten und gesundesten Körner auszusuchen oder zu
kaufen, die man nur erhalten kann, bloß weil
sie das meiste Mehl enthalten. Aber diese Metho-
de ist unstreitig ein unnützes Vergenden des mensch-
lichen Nahrungstoffes. Die kleinsten Körner und
selbst diejenigen, welche der Landmann ausseht,
bevor er sein Korn zu Markte bringt, und dem
Federvieh giebt, erfüllen nach ungezweifelter Er-
fahrung denselben Zweck der Fortpflanzung, als die
plumpsten und mehreichten Körner.“ — Gewiss
ist es freylich, dass auch die kleinsten und selbst zu-
sammengeschrumpfte Körner zur Fortpflanzung der
Pflanze taugen, aber eben so gewiss ist es auch, dass
sich die Aerte durch so mangelhaften Samen au-
ßerordentlich verschlechtert.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

VENEDIG, b. Andeola: *Insulae Augustae Cretae Periplus*, prodromus antiquitatum Cretensium, auctore Antonio de Torres y Ribera, patricio, Hispanensi Presbytero Acad. Scient. Patavinae Socio. 1805. XII u. 352 S. fol. mit 3 Karten.

Der Vf. ging 1788 nach Concordia, um Alterthümer aufzusuchen; von da nach Porto Gruaro (Portum Romanum), vielleicht ehemals Portus Grajus genannt. Hier fand er an dem Hause des Canonicus Quirini einen Stein mit griechischer Inschrift, den er 1789 die Erlaubniß, in das Haus zu bringen, erhielt. Der Marmor war an beiden Seiten beschrieben und 1790 von Quirini seinem Freunde Petrus Perficus, einem edeln Venetianer geschenkt. Die Inschrift im dorischen Dialect enthielt drey bis jetzt unbekannte Bündnisse von Creta, woher der Stein war. Dieser Fund bewog den Vf., sich, wie er sagt, der ganzen Insel zu bemächtigen, und in omnem Creticam antiquitatem incumbere.

Seine Vorgänger waren in der Chorographie und den Alterthümern: Meurfius, Reinesius, Cellarius, Chishull; in den Münzen Dapper, Harduin, Eckhell, Vaillant und Morelli; Mattaire in Hinsicht der dorischen Sprache. Die Karte entwarf er nach Mercator, Ortelius, Boschini, Coronelli, Sansforti (Arrowsmiths Seekarte kannte er nicht). Nach einer kurzen Uebersicht von Creta und die Cretenser, beschäftigt er sich in den ersten 82 Folio - Seiten bloß mit den Schriftstellern, die über Creta schrieben. Dieser ganze Abschnitt des Buches von XII Kapiteln ist sehr weitläufig geschrieben, und enthält gerade das nicht, was der Leser darin sucht. So sind zwar in zwey Kapiteln Homer, Hesiodus, Diodorus, Siculus, Scylax, Dicæarch, Nonnus, Plinius, Strabo, Pomponius Mela, Ptolemäus und Hierocles nicht ohne einen Schwall von Worten als Quellschriftsteller citirt, aber nirgends finden sich bestimmte Citate, die das Studium so sehr erleichtern. Er zieht den Ptolemäus allen übrigen Schriftstellern vor, und will die andern bloß zur Ausfüllung gebraucht wissen. Unter den „verlorenen Quellen“ werden Kap. III auch die mit aufgezählt, die nicht verloren sind, und die nur beyläufig der Cretenser erwähnt. Wichtiger ist die Nachricht von den Manuscripten über die cretische Geschichte, welche sich in den venetianischen Bibliotheken theils im Aus-

zuge, theils vollständig finden, und die von dem Vf. benutzt wurden. Hierunter verdienen besondere Aufmerksamkeit der Codex Mss. von Bellius: *Trattato del isola Candia di Onorio Belli Medico Vicentino*. Er enthält in zwey Büchern die Lage der Hauptvorgebirge, Flüsse, und bezieht sich auf die Karte des Ptolemäus, indem er die neuen und alten Namen vergleicht, dann die Geschichten, Sitten, Inschriften, die kürzlich entdeckt waren; datirt ist dieses Mscr. Canoa 1596. Das Autographum dieses schätzbaren Werks, was zuletzt der Graf Carl Lodovico belafs, ist zwar verloren; allein der Vf. benutzte doch einen Auszug von Zenus, und einen andern der ambrosianischen Bibliothek in Mayland, beide wichtig für Geschichte, Topographie und Alterthümer der Insel.

Nach einem langen Zulaufe, den der Vf. gewann, und der den Leser beynahe athemlos gemacht hat, gelangt man endlich an das XIII Kapitel, in welchen die Namen Creta's und der Cretenser aufgezählt werden; im XIV spricht er von der natürlichen Beschaffenheit, und im XV Kapitel von den Ruinen der alten Städte Creta's. Wenn der Leser glaubt hier etwas wichtiges über die Ruinen bestimmter Cretischer Städte zu finden, so irrt er sich gewaltig. Der Vf. führt ihn vielmehr auf der ganzen Erde umher, und zeigt, wie durch natürliche Ereignisse und menschliche Kräfte Städte untergehen, und beweist zuletzt, daß auch in Creta zuweilen Erdbeben verspürt sind, welche die Städte zu Grunde gerichtet haben können; dann folgt ein kurzer Ueberblick der Cretischen Städte. (Kap. XVI) Die Verschiedenheit der Angaben im Homer, der Il. II, 100; Od. 19 nur 90 Städte auf Creta angiebt, erklärt der Vf. dadurch, daß Homer beide Mal nur eine runde Summe genannt habe (nicht wie Strabo durch Zerstörung von 10 Städten seit dem Zuge des Idomeneus gegen Troja, oder wie Ephorus, S. 150 daß überhaupt nur 90 Städte gewesen wären.) Meurfius zählt 120 (eigentlich 124) Städte namentlich auf, zu welchen der Vf. noch 21 hinzusetzt, so daß beynahe 150 herauskommen.

Im XVIII Kapitel wird die Küste zwischen dem Corycischen und Cyanischen Vorgebirge beschrieben; zuerst nennt der Vf. die Völker, Eteocreten, Cydonen, Pelasger und Dorienser, die Colonien der Athenienser, Argiver und Lacedämonier, welche die Stämme der Insel vermehrten; und so findet er eine besondere Verwandtschaft der Cretenser mit

den Arcadiern, wegen der Gleichnamigkeit vieler Orte, wie: Gortyna, Trita, Lampe, Arcadia, Tegea Epia, Alea.

Die Stadt Corycus bey Ptol. ist *Κόρυς*, ein Hafen des Steph. B., wo auch die Minerva einen Tempel hatte. Ruinen finden sich nach Bondelmontius und Thevet nahe bey einem kleinen Orte desselben Namens. Auch Cisamus am Pfacon Vorgeb. hatte zu Belons Zeit noch den Namen Chisamo, und Bondelmontius fand viele Säulen und andere Trümmer dafelbst. Den Namen des Vorgebirges Cyamus leitet der Vf. von *αἰω*, *Arab. longus*, ab, weil dieses Vorgebirge weit ins Meer hineinläuft. Im XIX Kapitel, wo Herr T. die Küste vom Cyamischen Vorgebirge bis zum Vorgebirge Drepanon beschreibt, versetzt er die alte Stadt *Cydonia* von Canea 3 geographische Meilen westlich nach der Gegend des heutigen *Spilea*-Flusses; da aber viele Ruinen in Canea vorhanden waren, und zum Theil noch existiren, so muß Minoa, welches Ptolemäus zwischen Drepanum Pr. und dem Pycnusfluß setzt, diese Stelle einnehmen. Die sonderbaren Etymologien von *Cydonia*, dem *Jardam* (oder *Jordan*) übergehen wir. Im XX Kapitel folgen dann die Orte und Häfen zwischen dem Drepanum und Dium Pr., und zwar beschreibt der Vf. zuerst den Amphimalischen Hafen, der vom Vorgebirge Drepanum (jetzt *Meleca*) wieder zu Etymologien von *מלך* Anlaß giebt. (p. 179). *Amphimala* lag nach T. da, wo auf dem hervorspringenden Vorgebirge Drepanum von Bellius und Delmonte Cisternen und andere Ruinen bezeichnet werden; allein ob der amphimalische Hafen nach Plinius, der *Pantomatium* westlich davon setzt, nicht weiter östlich lag, lassen wir dahin gestellt seyn. Ueber die Städte *Hippoceronum*, *Alys*, welches vom Vf. aus *Olys* gebildet wird, um etwas etymologisiren zu können, *Ptera* oder *Aptera*, *Rithymna* (wo keine Alterthümer mehr seyn sollen) *Paraesus*, *Stelae*, *Arcadia*, *Antos*, *Oxus* und *Arne*, die auf der Karte bezeichnet sind, finden wir entweder keine oder sehr schwankende Aufschlüsse, meist orientalische Träume, wie der Name *Oaxus* den Vf. wieder auf die Libysche Oasis führt. Die durch Druck ausgezeichneten Orte sind höchst zweifelhaft, und hätten auf der Karte lieber wegbleiben sollen. — Das XXI Kapitel handelt von der Küste von Dium Prom. bis Zephyrium. Das *Dion Prom.* ist das vorzüglichste der ganzen Insel, welches auch am weitesten nach N. hervorspringt. Jetzt heist es *Sanfoso* (nach *Arrowl. Saffoso*), welchen Namen der Vf. von *Ζαν Σαφφα* ableiten will. Dem Vf. auf allen seinen Irrgewinden durch die Cnossische, Oceanische Gegend zu folgen, wo der Oceanusfluß, der Triton und der Caeratus alle auf einen neuern Fluß zusammenfallen; seinen weitläufigen Auseinanderlegungen über die Amnisidischen Nymphen, seinen Bemerkungen über die Insel *Dia*,

welche auch *Naxos* geheissen haben müsse, weil die *Ariadne* von den Dichtern durch *Theus* auf eine wüste Insel versetzt wird, allen diesen wortreichen und von richtigen und genauen Citaten entblößten Untersuchungen zu folgen, hiesse sich in das Cnossische, oder, wenn man lieber will, Gortynische Labyrinth verlieren, aus welchen es schwer seyn dürfte, sich wieder herauszufinden. Wichtig für künftige Bearbeiter dieser Gegend im geographischen Hinsicht sind indess die hier und da mit eingewebten Beschreibungen der Localitäten, die der Vf. aus seinen bisher wenig oder gar nicht bekannten Quellen zog, z. B. von dem *Armiosfluß*, der am *Strumbaloberge* aus der *Amnisidischen Höhle* mächtig hervorströmt, und bald einen Fluß bildet, dessen Mündung (ohne Zweifel ein alter Minoischer Hafen) *Homer* schon bekannt war; wichtig die Nachrichten von den Ruinen bey *Tigani* (S. 243), welche aus *Bellius*, *Calergus* und *Bondelmontius* beschrieben werden. Es fanden sich dort noch zwey Theater, mächtige Wasserleitungen, Gebäude von Marmorsäulen getragen und die Ruinen eines alten, jetzt verschütteten Hafens. Es ist höchst wahrscheinlich *Panhormus* des *Ptolemäus*, nicht *Chersonelus*, was östlich vom *Zephyrium* fällt. Im XXII Kapitel liefert der Vf. die Beschreibung der Küste vom *Zephyrium* bis *Itanum*-Vorgebirge, und der zweyte Artikel handelt besonders von den alten Städten *Panhormus*, *Olus*, dem Berge „*Talleis*“ u. s. w.

Der Hafen *Panhormus*, an der Spitze des Vorgebirges *Zephyrium*, ist ohne Zweifel *Chersonelus*, welches östlich, nicht westlich davon liegt. Ob auch *Minoa* hierher fällt, wie der Vf. ebenfalls annimmt, ist eine andere Frage. Bey *Olus* geht der Vf. ohne Grund von der Meinung *Calapoda's* ab, der diesen Ort nach *Volismeni* oder den Hafen *St. Nicolo* setzt, und die Inschrift von dem *Tallaion*-Gebirge und dem *Jupit. Talleus* giebt er nach der unrichtigen Abschrift bey *Gruter* (S. 1058) *OTPEZI TAAAHOIΣI IAPTME NE MAIA-ΔΟΣ EPMH*. Die berichtigte Lesart findet sich bey *Iriarte* in der *Descriptio codicum biblioth. reg. Matrit.* S. 324. *OTPEZI TAAAAIOIS* etc. Die Inschrift wurde bey *Rithymna* gefunden; weil aber hier der *Zeus Talleus* verehrt wurde, so setzt der Vf. den Berg *Talleis* (*Tallaion*) hierher. Den Ruinen von *Leopetra*, die T. (S. 253) nach *Bondelmontius* als von einer bedeutenden Stadt beschreibt, giebt er eine falsche Lage am *Cherxilosfluß*. Seine Anwendung dieser Nachrichten auf die alte Geographie ist verwirrt. Wahrscheinlich sind dieses die Ruinen vom östlichen *Minoa* des *Ptolemäus*. Der Vf. setzt auf der Stelle, wo er auf der Karte vom neuen *Creta*, *Leopetra* und *Palaeocastro* hat, auf der vom alten keinen Ort. Eine keinem Schriftsteller bekannte Stadt des Alterthums *Trapezus*, bildet T. (S. 255) aus dem neuen Namen *Trebifonde*, und meint, es sey dieses eine Colonie vom *Arcadischen Trapezus* gewesen.

im XXIII Kapitel, welches die Küste vom „Prom. Itanum“ (nach Torres auf C. Sidero bezogen gegen Seylax, Plin. und Ptolem.) bis Samonium enthält, hielten wir vieles von den Ruinen zu Palaeocastro zu finden, wovon der ganze Berg, der das Vorgebirge bildet, Palaeocastro heist; allein die Ruinen von Palaeocastro werden vom Vf. bloß genannt, ohne daß er einmal untersuchte, welcher alten Stadt sie angehörten, dagegen finden wir wieder etymologische Spitzfindigkeiten über den Namen des Hafens Grades (von Gad Phönic.) und von Samonium (von *ἰσχω. habitare*, wahrscheinlich *quia non habitabatur*). Ptolemäus ist fast die einzige Quelle der folgenden Küstengegend, die im XIV Kapitel vom Samonium bis zur Stadt Hierapytna beschrieben wird. Ptolemäus läßt folgen: Itanus am Dickteberge, Ampelos extrema, Erythraeum Prom. und Hierapetra. Die Stadt *Itanus*, von den Phönicern erbaut, die doch wohl in der Nähe des von Plinius nach Westen von Hierapytna gestellten Vorgebirges Itanum (C. Xacro) liegen mußte, setzt der Vf. nun zurück zu seinem Vorgebirge Itanum (C. Sidero), dies ist ganz falsch. Es ist das heutige Sitano. Der Name kommt nach T. von der großen Stadt Tanis in Aegypten her (S. 264). *Ampelos* liegt nach ihm am Cap Xacro, welcher Name von *ἄκρα* herkommen soll; allein dies ist falsch. Es muß bey C. Giala gesucht werden, was auf der Arow-smithischen Karte sich findet, und das Vorgebirge Cadunata bey der Insel Peristera muß das Erythraeum seyn. Hierapytna ist fest, das heutige Girapetra. Der Vf. beschreibt die Ruinen (zwey Theater, ein Amphitheater, viele Thermen u. s. w.) nach Boni-montius, Bellius und Foscarenus, kann aber nicht unterlassen, uns wieder mehrere Seiten voll etymologischer Grübeleien aufzutischen. Dann beurtheilt er die Nachrichten über diesen Theil Creta's, welche wir der heiligen Schrift verdanken. Lucas und Paulus kamen hierher (Act. Apost. 27, 9. Epist. ad Tit. C. 1 v. 5). Lucas erwähnt: Salmone, Boni portus, Talassa, (Lassia) Asson, Phoenix, Clauda.

Das Vorgebirge Salmon ist bekannt, jetzt unter demselben Namen, früher bey der Profanscribenten Samoniae. Daß aber der Vf. hierbey wieder nicht unterlassen kann, an Halmydesus und *πρὸς ὑμβροsum* und dergl. zu erinnern, ist natürlich. Boniportus folgte bald nach Umseglung des Vorgebirges, woselbst die Stadt Lassia lag, aus der Torres Talassa macht. Nach Bellius hat die Stadt noch jetzt den Namen Lassia. Auf der Karte ist Porto Celus oder Limones nahe bey Phaestus angegeben, welches aber sehr weit vom Salmonevorgebirge entfernt liegt. Phoenix ist bekannt, Feniki, ein Hafen, Canea ungefähr gegenüber. Asson kommt nirgends vor, außer daß Plinius eine Stadt Afus im innern Lande ansetzt (IV, 12). Dies ist die Stadt, wel-

che nur vom Schiffe aus gesehen würde. Clauda ist ohne Zweifel die kleine Insel Kauda oder Gaudos, jetzt Gazzo. Ptolemäus nennt sie auch Claudos.

Das XXV Kapitel beschreibt die Küste von Hierapytna bis zum Prom. Leon. Nachrichten von Ruinen kommen hier nicht vor, auch bemerkt Torres, daß sich auf dem Dicktegebirge bey Hierapytna keine Grotte finde, welche zu der Fabel von der Dictäischen Höhle, wo Jupiter geboren seyn sollte, hätte Veranlassung geben können. Gortyna als im Mittellande belegen, wird nicht berührt.

Einen dunkeln und öden Weg vom Leon. Vorgebirge bis zum Hermäum führt uns der Vf. im XXVI Kapitel. Die Oerter Matalia, Afos, Electra (Fluss) u. s. w., werden mit sparsamen Lichte erhellt, und endlich will der Vf. uns noch die neue Stadt Sfachia als eine alte aufdringen (S. 310), wovon im ganzen Alterthume die Rede nicht ist. Das XXVII und XXVIII Kapitel handeln noch von den Städten der Gegend zwischen Hermaeum Prom. und Criu-Metopon und von andern Städten, über deren Lage man noch ungewisser ist. Das XXX Kapitel umfaßt endlich die Inseln und Felsen bey Creta, wozu auch Calliste, Anaphe und Thersia gerechnet werden. Wichtige Nachrichten von gefundenen Alterthümern, welche die Lage der alten Städte beseligen könnten, finden sich in diesen letzten Kapiteln gar nicht. Auch ist sonst nichts darin, was nicht noch neuere, gründlichere Untersuchungen, wo möglich an Ort und Stelle, nöthig machte.

Sollen wir über das Ganze ein Urtheil fällen, so müssen wir leider gestehen, daß der Vf. zu denen gehört, welche durch viel Lärmen das Gute, was sie mittheilen, fast ungenießbar machen; mit der äußersten Anstrengung haben wir ihn auf allen Kreuz- und Querzügen begleitet, glauben aber, daß Hr. T. wenig so geduldige Leser finden wird, die es vermögen, das ganze Buch durchzulesen. In einem Auszuge von 10 bis 12 Bogen hätte er das meiste Gute liefern können, was diese 50 Bogen enthalten. Das Uebrige ist alles unnütz.

ERDBESCHREIBUNG.

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardey*, von Dr. G. H. Schubert, Bergath und Prof. in Erlangen. 1823. VIII u. 278 S. kl. 4.

Es ist zwar keine ungewöhnliche Erscheinung, Professoren und Studenten, insonderheit des südlichen Deutschlands; in den Herbstferien durch Salzburg und Tyrol reisen zu sehen; auch beförderten diese Reisen schon verschiedene Berichte; doch natürlicher und ungekünstelter, als der vorliegende Bericht ist uns seit vielen Jahren keiner vorgekommen. Auch sind wir über die darin vorherrschende Gemüthlichkeit, Religiosität, und über die Allen verständliche Schreibart um so mehr erfreut, je unzufriedener wir, wie Andere, in mancher frühern Schrift

Schrift des Vfs. mit dem undurchdringlichen Nebel philosophischer Träumereyen gewesen sind. Rec. kann sich über dieses Wanderbüchlein um so sachkundiger verbreiten, da er selbst den größten Theil dieser Reise gemacht hat. Der Vf. reiste am 3ten Sept. 1822 von Erlangen über Nürnberg, welche Stadt er nach ihren vortheilhaften Aufenseiten sowohl, als auch ihren vorzüglichsten Merkwürdigkeiten mit unverkennbarem Patriotismus schildert. Die Wohnungen von A. Dürer, Hans Sachs, Sandrart, Panzer, Veit Stois und A. Kraft, die alte Kaiferburg, die Frauen-, Sebalds- und Lorenzkerkirche, der unvollendete Tempel deutscher Herren, der botanische Garten und der St. Johanneskirchhof haben für jeden Geschichtskundigen ein hohes Interesse, und der gute Bürgerinn der Nürnberger kann den Bewohnern anderer Stadt zum Muster dienen. — Gerade weil in Neumark die Natur einen mineralogisch-botanischen Abschnitt macht, hat Rec. die Erwähnung der Heilquelle ungern vermisst. — Auf der Reise über Heman, Kelheim, Landshut bis Neuvötting ist dem Vf. nichts Besonderes begegnet; von dort an interessirte ihn der Kalkconglomerat, die Salzach, Burghausen mit dem schönen Schlosse, die Vorgebirge der Alpen, der Untersberg, Staufen und Watzmann. Die Stadt Salzburg mit ihrer Umgebung, besonders der Lustort Aichen, versetzte ihn in hohe Begeisterung; weßwegen er auch Berchtesgaden mit seinem Gaisberg besuchte, auf welchem eine herrliche Aussicht über 4 Seen und eine mit Schnee bedeckte Bergkette sich darbietet. — Das Befahren des Salzwerkes Hallein, die Ansicht des historisch-merkwürdigen engen Passes Lueg und der Zug über Werfen und Leod versetzten jeden Wanderer in die angenehmste Stimmung schon vor dem Besuche des Bades Gastein, wo nach Entschöpfung der einst reichen Gold- und Silbergruben nur noch eine sehr wirksame warme Heilquelle sprudelt. — Statt, nach dem ursprünglichen Plane, von hier in die nächsten Gebirgswege in 3½ Tagen zu Fuß nach Venedig zu kommen, wurde der Vf. mit seiner Gesellschaft durch einen Führer, einen Bergmann von Radhausberg, über Boeckstein in eine Thalschlucht, welche durch herrliche Wassersfälle und Grausen-erregende Ueberhänge von Bergen höchst merkwürdig ist, an eine Sennhütte geführt, in welcher, außer Milch, fast nichts zu finden war. Die schmutzige Zubereitung eines kleinen Abendmales, die Unterhaltung mit mehreren Aelpnern, und das windige Nachtlager auf frischem Gebirgshen hat der Vf. umständlich beschrieben. — In der zweyten Sennhütte des andern Tages ging es der Reisegesellschaft nicht besser; erst in Malniz wurde sie wieder ordentlich genährt, mittelst eines einspännigen Wagens durch das romantische Moelthal über Vellach und Flattach nach Winklarn gebracht. Dann ging die Wanderung wieder zu Fuß über Doellach und Neiligenblut, auf den Großglockner, wo viele seltene Pflanzen gesammelt wurden, durch das Drauthal, über Mittenwalde, Silian, Brunecken, Brixen,

Klausen, Botzen nach Kollmann, wo die Porphyrgebirge die Aufmerksamkeit jedes Wanderers fesseln, wie die herrlichen Melonen, Orangen, Trauben und Kürbisse, welche auf dem Botzner Markte aus benachbarten Gärten verkauft werden. Das glückliche Zusammentreffen mit 5 Berliner Studierenden bewog erst unsern Vf., sich mit seiner Gesellschaft zur Reise nach Verona anzuschließen, wozu in Branzol die Abfahrt eines Flosses auf der Etsch benutzt wurde. Die Umgebungen von Neumark, Salurn, Levis und Trient reizten nicht zum Verweilen. — Nach einem 1 ½ tägigen Aufenthalte zu Verona, wo außer dem bekannten Aphitheater alle übrigen Merkwürdigkeiten besucht wurden — nur die Bibliothek wird nicht erwähnt, trennte sich die Reisegesellschaft zur Hälfte nach Mailand, zur Hälfte nach Peshiera; dahin fuhr unser Vf. mit seinen beiden Gefährten zur Ansicht des Gardasees; in Lanzù wurde das Nachtlager genommen, und ein Kahn zur Fahrt nach Torbole gedungen. Des andern Morgens schifften sie bey gutem Winde ab, ergetzten sich an den Orangen, Citronen und Oelbäumen, welche die beiderseitigen Ufer des See's bedeckten, und an den vielen Ortschaften zu beiden Seiten; unterdessen erhob sich von Monte Baldo her ein gewaltiger Sturm zum größten Schrecken der ganzen Schiffsgesellschaft, welche noch glücklich genug war, nach einiger Zeit landen, und sich am Feuer abtrocknen zu können. Nach einiger Erholung wurde über Riva nach Torbole gefegelt, daselbst übernachtet, und eine Betrachtung über die herrlichen Pflanzengewächse am See gehalten. Der Fußweg von hier nach Roveredo veranlaßte den Besuch der am Eingange dieser Stadt befindlichen Seidenfabrik, wo mehrere hundert Mädchen mittelst zweyer Dampfmaschinen die Seide von den Kokons abspinnen. Die Fußreise von Roveredo bis Trient war angenehm, aber ein daselbst eingetretener starker Regenguß wurde um so lästiger, als die ganze Gesellschaft aus Mißverständnis von der Thowache auf das Polizey-Bureau unverzüglich geführt wurde, um die Pässe persönlich vorzulegen. Durch diese Zögerung, welche das Aussehen aller Stadtbewohner erregte, sowohl als durch den Regenguß wurde man aber zugleich veranlaßt, zu Trient im deutschen Wirthshause zu übernachten. Dann wurde die Reise über Botzen, Klausen, Brixen, Sterzing und Steinach nach Innsbruck ziemlich eilig fortgesetzt, wo die Kunstdenkmäler der letzte Gegenstand eines Aufenthaltes vor der Rückreise nach Baiern waren.

Freunde der Botanik und Mineralogie werden dieses Wanderbüchlein mit eben so viel Vergnügen lesen, als andere Leser sich der gemein falschen Beschreibung der vierwöchentlichen Reise eines Philosophen erfreuen werden. Die Beylage eines kleinen Kärtchens würde übrigens dem Büchlein eben so vortheilhaft gewesen seyn, als die Weglassung mehrerer zweckwidriger Anekdoten aus Jena, Nürnberg, München u. s. w., obgleich sie die gewöhnliche Stelle der Lückenbüsser hier nicht vertreten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

Februar 1824.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Cadell: *The history and antiquities of the Tower of London; with biographical anedotes of royal and distinguished persons; deduced from records, statepapers and manuscripts, and from other original and authentic sources.* By John Bayley, Esq. F. A. S. In two Parts. Part. I. 1821. gr. 4. 272 S. nebst 14 S. Vorrede und 34 S. Anhang. Mit vielen Kupfern. (Preis 3 L. 16 S.)

Eine ausführliche, aus sichern Quellen bearbeitete Geschichte des *Towers* in London fehlte bisher durchaus, und Alles, was wir davon erfahren, beschränkte sich größtentheils auf die mangelhaften Notizen in den allgemeinen Topographien der ungeheuern Hauptstadt, in welchen selbst das Interessanteste nur oberflächlich behandelt werden kann, wenn man nicht allzu voluminöse Werke geben will. Dem Vf. des vorliegenden Werkes gebührt daher dankbare Anerkennung dafür, daß er die Bahn gebrochen, nähere Aufschlüsse über diese Burg zu geben, welche der Schauplatz so wichtiger Begebenheiten, der Kerker so manchen Edlen, der Zeuge so vieler öffentlichen und heimlichen Hinrichtungen der bedeutendsten Männer und Frauen verschiedener Zeiten war, und dessen Geschichte so oft eingreift in die allgemeine Geschichte des englischen Volkes. Wie schon der Titel bemerkt schöpfte der Vf. seine Notizen aus handschriftlichen und sonstigen sichern Quellen, was ihm durch seine Stellung als einer der *Sub-Commissioners on the public records*, und durch die freundschaftliche Unterstützung mehrerer gelehrten Freunde, welchen die Schätze verschiedener Archive offen standen, sehr erleichtert wurde. Verzögert wurde die frühere Erscheinung dieser seiner Arbeit durch den unglücklichen Brand der Bensley'schen Buchdruckerei 1819, wobey der Vf. sein ganzes Manuscript einbüßte.

Der Plan des Ganzen ist auf zwey Bände berechnet, von welchen der *erste* uns vorliegende die eigentliche allgemeine Geschichte des *Tower's* chronologisch geordnet, nebst einer Beschreibung der vorzüglichsten Gebäude desselben enthält, dahingegen der *2te* Theil die Geschichte desselben, besonders als *Staatsgefängniß*, liefern soll. Dennoch macht jeder Theil für sich ein Ganzes aus, und eignet sich auch wohl zur einzelnen Anzeige. Wir be-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

schränken uns daher hier auf den *ersten* Theil, da der *zweyte* uns noch nicht zugekommen ist.

Nach dem schon erwähnten Plane des Werkes eröffnet es der Vf. mit einer *chronologischen Uebersicht der Geschichte des Towers* (S. 1 — 104.). Der Vf. beginnt dieselbe mit einer Widerlegung der gemeinen Annahme und Sage, daß die Römer und namentlich J. Cäsar denselben gegründet haben, indem er zeigt, daß auch nicht ein einziger haltbarer Grund für diese Behauptung aufgestellt, wohl aber gar Vieles und Wichtiges dagegen gesagt werden könne, indem kein einziger glaubwürdiger älterer Historiker es erwähne, und auch das älteste bisher aufgegrabene Gemäuer nicht eine Spur von römischer Bauart an sich trage. Die ersten Werke von Bedeutung legte hier vielmehr *Wilhelm der Eroberer* an, unter Leitung seines berühmten Kriegsbaumeister's *Gundulf*, Bisch. von Rochester, ums J. 1080. Er baute und befestigte namentlich den jetzt sogenannten *White-Tower*. Wilhelm II. und Heinrich I., der Erbauer von Westminster-Hall, setzten das angefangene Werk fort, der letztere mit besonderem Eifer zur großen Unzufriedenheit seiner, durch diesen Bau hart geplagten Unterthanen. Dieser König benutzte es auch bereits als Staatsgefängniß, und Ranulph Flambard, Bischof von Durham und erster Rath Wilhelm's I., war (im J. 1100) der erste daselbst eingesperrte Staatsgefangene. Als königl. Residenz brauchte den Tower zuerst K. Stephan im J. 1140. Durch die Kaiserin Mathilde kam er auf kurze Zeit als Privateigenthum oder Lehn in die Hände der Familie *De Mandeville* (1140 — 1143). Die Stelle eines Commandanten im Tower wurde bedeutend: *Thomas à Becket* suchte sie vergebens, und fand darin eine der ersten Veranlassungen seines spätern Betragens gegen Heinrich II. Als Richard I. bey seinem Zuge nach Palästina die Schlüssel des Tow. seinem Kanzler Longchamp anvertraute, erregte dies große Eifersucht bey dem hohen Clerus und ward die erste Ursache der unter der Regentschaft ausbrechenden Unruhen. Johann II. erweiterte den Tower bedeutend und hielt oft sein Hoflager darin. Im Verlauf der unter ihm ausbrechenden Bürgerkriege, kam der *Tower* (1216) in die Hände des Prinzen Louis von Frankreich, bis dieser das folgende Jahr genöthigt war, ihn an Heinrich III. zu übergeben, welcher ihn ausbessern und mit viel Geschmack und Kostenaufwand erweitern ließ. Er scheint oft darin residirt zu haben. Vom J. 1233 — 35 hielt

hielt die Prinzessin Isabelle, nachmalige Gemalin Kaiser Friedrich's ihr Hoflager darin. Heinrich's III. Plan, das Parlament im Tow. zu versammeln (1236), mißlang. Im J. 1239 brachte derselbe König einen großen Theil seiner Schätze dahin, und hing zugleich an, den Platz mehr zur wirklichen Festung zu machen, um sich zur Zeit der Gefahr darin sichern zu können. Doch wurde sein Bau durch ein allgemein für wunderbar gehaltenes Ereigniß gestört, indem die Haupttheile seiner neuen Anlagen zu wiederholten Malen durch eine Explosion wieder einstürzten. Endlich sagte die Beharrlichkeit des Königs, welcher den Tow. besetzte, ihn mit einem tiefen Graben umgrub, und eine Garnison hineinlegte, um sich, nöthigen Falls gegen seine auffässigen Barone gehörig schützen zu können. Die bald ausbrechenden offenbaren Fehden mit ihnen nöthigten Heinrich III., oft seine Zuflucht dahin zu nehmen. Im J. 1265 kam der Tow. in die Hände der Rebellen, welche ihn bis zur Schlacht von Evesham (in dems. J.) behaupteten. Beym Ausbruch der neuen, von Gloucester erregten Unruhen, übernahm, in Abwesenheit des Königs, der päpstliche Legat Otho den Befehl im Tow., und vertheidigte denselben, unterstützt von einer Menge geflüchteter Juden, mit Glück gegen die Rebellen, bis Entsatz herbeykam und die Ruhe wieder hergestellt ward. K. Eduard I. erweiterte die Befestigung des T. im Plane seines Vaters, und legte besonders die Außenwerke gegen Westen, zur Vertheidigung des Hauptthores an; und dieses sind die letzten bedeutenden Zusätze zu den Festungswerken. Zugleich bestimmte ihn dieser König aufs neue zum Staatsgefängniß, und füllte ihn besonders mit Juden und den vornehmen Gefangenen, welche er in seinen Kriegen gegen Wales und Schottland gemacht hatte. K. Eduard II. sah den T. auch mehr als Festung und Staatsgefängniß, und nicht als seine Residenz an. Nur als er gegen die unruhigen Barone an den Grenzen von Wales zog, brachte er seine Familie dahin in Sicherheit. Im J. 1324 ward ein Complot gemacht, die im T. befindlichen vornehmen Staatsgefangenen zu befreien, was jedoch noch vor seiner Ausführung verunglückte. Nur Mortimer entkam aus seinem Verhaft, floh nach Frankreich, und erregte von dort aus Krieg gegen die Königin Isabelle. In diesem Kriege besetzte Edward den T. immer mehr, und schloß sich endlich auf einige Zeit darin ein. Kaum hatte er ihn wieder verlassen, so bemächtigten sich die aufrührerischen Einwohner London's desselben, befreieten die Gefangenen u. s. w. (1326). Edward III. setzte eine eigene Commission nieder, den Zustand des Tower's zu untersuchen: der Bericht dieser Commission ist in dem Appendix (I—IV) mitgetheilt. Der Anschlag der Reparaturkosten belief sich auf 820 L. 3 S. 4 d. — Mortimer empfing hier im J. 1330 seinen längst verdienten Lohn. Edward III. residirte im Tower in den Jahren 1337 und 1338, und machte hier seine Plane zu den französischen Feldzügen. So

lange diese glücklich gingen, war der T. angefüllt mit vornehmen Gefangenen, und im J. 1347 ward auch David Brus (Bruce), König von Schottland, dahin gebracht, und schmachtete daselbst bis 1358. Sein Einzug in sein Gefängniß war so pomphaft, als kehre er von einem Siege zu seinem Volk zurück. (S. 30) Sein königl. Nachfolger in der Gefangenschaft war bekanntlich K. Johann von Frankreich nebst seinem Sohne Philipp. (1358 — 60). — Der unglückliche Richard II. wurde mit ungewöhnlicher Pracht im T. gekrönt (1377), litt aber auch eben hier die härtesten Demüthigungen. Merkwürdig ist die Rede der Abgeordneten des Parlaments an den abgesetzten König, welche wörtlich mitgetheilt wird (S. 41). — Unter Heinrich IV. zeigt sich kein ausgezeichneter Punct in der Geschichte des T., und weder dieser König, noch sein Sohn und Nachfolger, scheint dort residirt zu haben. Die Bestimmung als Staatsgefängniß blieb ihm. Die Geschichte der Kriege der beiden Rosen verrichtet sich oft in die des Tow. Beym Ausbruch derselben nahm Lord Scales Besitz vom T. für Heinrich VI, mußte ihn jedoch bald nach der Gefangennehmung des letztern übergeben. Eduard IV. hielt hierauf daselbst ein furchtbares Blutgericht über die Anhänger seines Nebenbuhlers (1462). Im J. 1464 ward Heinrich VI. als Gefangener dahin gebracht und daselbst eingesperrt. Im folgenden Jahre schlug Elisabeth Gray, die Gemahlin Edwards IV. ihre Residenz im T. auf, und von der Zeit an wurde derselbe wieder als Aufenthaltsplatz der englischen Könige gebraucht, „weil der König seine treuen Londoner Anhänger die Vortheile seiner Nähe wollte genießen lassen.“ Im J. 1470 kam der T. wieder in die Hände des Hauses Lancaster, und König Heinrich ward wieder frey, um ein Jahr darauf nebst seiner Mutter wieder in sein Gefängniß zurückzukehren, wo er bald darauf, nicht ohne Verdacht der Ermordung, starb. Im J. 1478 fiel im T. ein neues Opfer der grausamen Rachgier Edwards, welcher seinen eigenen Bruder, den Herzog von Clarence zum Tode verurtheilte, und, nach dem Berichte gleichzeitiger Schriftsteller, in einem Faße Malvasier-Wein erlösen liefs. Ueber die vielbesprochene Ermordung Edwards V. und seines Bruders, verspricht der Vf. im 2ten Theile nähere Aufschlüsse zu geben. Hier begnügt er sich, das Factum früheren Berichten nachzuerzählen, ohne jedoch die Glaubwürdigkeit derselben anzuerkennen. Er ist vielmehr der Meinung und festen Ueberzeugung, daß die beiden jungen Prinzen nur aus England entfernt, aber keinesweges ermordet wurden, und unterstützt diese Behauptung mit haltbarem Gründen (S. 61 — 64). — Unter Heinrich VII. fiel der letzte Plantagenet, Eduard, Graf von Warwick, unter den Henkersbeil im Tower, wie auch viele andere hier bluteten, oder als Gefangene schmachteten. Im J. 1501 hielt Heinrich VII. ein glänzendes Turnier im T., wo seine Gemahlin und Familie residirte. — Heinrich der VIII. begab sich so gleich

gleich nach seines Vaters Tode (1509) nach dem Tower, und begann seine Regierung damit, die Rätke seines Vorgängers, Epsom und Dudley, dem Haße des Volkes zu opfern. Mit Katharine von Aragonien hielt er hier einen prächtigen Hof. Hier eröffnete Anna Boleyn ihre kurze glänzende Laufbahn. (1533). Mordscenen ohne Ende: Fisher, Bisch. von Rochester (1534), Sir Th. Moore (1535), Anna Boleyn, mit 5 Todesgefährten (1536), der Marquis von Exeter, mit 3 Gefährten, alle unschuldig, wie er selbst. (1538), Cromwell, Gr. v. Essex (1540), der mächtige Bekämpfer des Papismus. Sein Verbrechen war, zur Heirath mit Anna v. Cleve gerathen zu haben. Im J. 1542 fiel hier das Haupt von Heinrichs vierter Gemahlin, Catharine Howard, nebst ihrer Vertrauten, Lady Rochford. Ein Augenzeuge giebt einen interessanten Bericht von dieser Hinrichtung und dem reuigen Geständniß der beiden Frauen (S. 73). — Eduard VI. hält sein Hoflager im T., nachdem er daselbst von seinem Onkel, dem Lord Protector zum Ritter geschlagen worden. Während der (1549) ausgebrochenen Unruhen bemächtigten sich die Unzufriedenen des Tower's. Im J. 1550 fiel hier Sommerset mit viere seiner Freunde. — In demselben Jahre (d. 9ten July) hielt die unglückliche Jane Gray ihren feyerlichen Einzug im T., und wenige Tage darauf wird sie als Gefangene dahin gebracht. Die Königin Mary hielt kurze Zeit ihr Hoflager im Tower, und richtete wieder eine katholische Capelle darin ein. Ihre Feinde fielen unter dem Schwerte ihrer Rache, im Tower sowohl als in allen Straßen London's, wo überall Galgen aufgerichtet waren. — Elisabeth wurde 1554 in den T. gesperrt. Am 28ten November 1558 hielt sie daselbst ihren Einzug als Königin. Die weitläufige Beschreibung des hierauf folgenden festlichen Einzuges in Westminster, nach gleichzeitigen Schriftstellern, ist ein neuer Beweis für die historische Wahrheit der trefflichen Gemälde in dem allgelesenen Roman Kenilworth (S. 89 f.) Im Verfolg ihrer Regierung scheint E. nicht wieder im T. residirt zu haben. Dagegen war er, als Staatsgefängniß, wohl zu keiner Zeit mehr mit angesehenen Gefangenen angefüllt, als gerade unter der jungfräulichen Königin. An der Spitze einer alten handschriftlichen Liste der Gefangenen, welche der Vf. im Auszug mittheilt, stehen sieben Doctoren der Theologie, sämmtlich Bischöfe, welche im May und Juny 1560 dahin gebracht wurden, um Elisabeth's Oberhoheit (*Supremacy*) anerkennen zu lernen. Die Reihe der unter E. hingerichteten bedeutenden Staatsgefangenen eröffnet der unglückliche Liebhaber der noch unglücklicheren Maria Stuart, Thomas Howard, Herzog von Norfolk (1569), und schließt Elisabeth's eigener Günstling, Graf Essex, welchen seine königliche Gebieterin nach langem Kampfe zwischen Liebe und Furcht auf dem Blocke enden ließ (den 25ten Februar 1601). Von seinen Mitschuldigen folgte ihm bloß Danvers, welcher, nachdem er

10000 K. für sein Leben geboten, mit großer Standhaftigkeit auf dem Schaffot endete. Auch der herrliche Sir Walter Raleigh bewohnte einige Zeit als Gefangener den T., nachdem er sich die königliche Ungnade durch eine Liebschaft mit einer schönen Hofdame der Königin zugezogen hatte. Nach kurzer Frist ward ihm jedoch die Freyheit und der Gegenstand seiner Wünsche als Ersatz für die Entbehrung gewährt. — Jakob I. hielt nur kurze Zeit sein Hoflager im T., besuchte ihn aber oft, der Thierkämpfe wegen, welche er daselbst veranstalten ließ. Unter den Gefangenen, die unter seiner Regierung im T. fielen, ist wohl keiner ausgezeichneteter und beklagenswerther als der edle Raleigh, welcher hier im Kerker seine Weltgeschichte schrieb. — Während der unruhigen Regierungszeit Karls I. war der T. wichtig als Staatsgefängniß und Festung. Hier endeten auf dem Schaffot 1641 der Graf von Strafford und der Erzbischof Laud. Die Sicherheitsmaafsregeln, welche der König in Betreff des T. traf, erregten den Unwillen und die Beschwerden des Volkes. Da der König nicht darauf achtete, wurden die Sheriffs von London beauftragt, den T. zu blokiren, und seine Proviantirung zu hindern. Den Befehl darin hatte Sir John Byron, „ein Mann aus alter Familie und von untadelichem Charakter,“ der sich darin behauptete, bis endlich das Unterhaus es durchsetzte, den Sir John Conyers, einen verdienstvollen Officier auf diesen Posten zu bringen. Da er jedoch nicht geneigt war, in die Plane des Parlaments einzugehen, wie man doch von ihm verlangte, so nahm er bald wieder seinen Abschied, und der T. ward der Obhut des Lordmayor Sir Isaac Pennington anvertraut: „*that the citizens — wie Lord Clarendon sagt — might see, that they were trusted to hold their own reins, and had a jurisdiction committed to them, which had always clashed with their own.*“ Der letzte Commandant des T. unter Karl I. war Th. Fairfax, welcher ihn an Cromwell übergab. — Unter dem Protectorat erreicht die Bevölkerung des T. mit Staatsgefangenen den höchsten Gipfel, so daß der Vf. sagt, eine namentliche Anführung derselben würde einen ganzen starken Band füllen. Von den wichtigsten derselben verspricht er im 2ten Theile Nachricht zu geben. — Bey der Restauration nahm Gen. Monk, im Namen Karl II. Besitz vom Tower, entließ die große Zahl der Gefangenen und legte eine bedeutende Besatzung hinein. Die Königsmörder nahmen die Plätze der vorigen Gefangenen ein. Im J. 1666 machte Oberst Rathborne mit mehreren Officieren einen Plan, den T. durch Ueberfall zu nehmen, was aber verrathen wurde, und die Hinrichtung von acht Häuptern der Verschwornen zur Folge hatte. Bey dem unglücklichen Brande in demselben Jahre ward der T. nur durch die weiften Vorsichtsmaafsregeln und das Umspringen des Windes gerettet. — Nach dieser Zeit verliert die Geschich-

te des T. ihr Interesse. Keiner der Könige residierte seitdem darin, nicht einmal während der Tage, unmittelbar vor dem feyerlichen Einzuge in Westminster, wie es bis dahin gebräuchlich war. Unter Jakob II. finden wir nur noch einige bedeutende Staatsgefangene darin; doch von diesen, sowie von den spätern, wird uns erst der folgende Theil weiters Nachricht geben. — Seit Jakob II. kam die alte Königsburg in Verfall; nur im J. 1692, wo man einen Aufbruch befürchtete, ward sie wieder etwas hergestellt und aufs neue befestiget; seitdem aber geschah nichts wieder zur fernern Erhaltung und sie verfällt immer mehr. —

(Der Beschlufs folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLÉ, in d. Rengerischen Verlags-Buchh.: *Epistelpredigten von Dr. Ernst Gottfried Adolph Böckel*. 1823. X u. 286 S. 8.

Klasse von neuern Irtapfen des unvernünftigen sich davon durch ungen irre machen den Werth der Reinsaur mögliche Weisheiten Quellen, aus welcher ihren Ursprung püren, aus Furcht, gnen. Wir sind inner unvorgreiflichen umleiten kein besse-

rer Rath zu geben, auch so manchen eben nicht sehr lieblichen Auswüchsen der homiletischen Kunst nicht sicherer vorzubringen seyn möchte, als eben dadurch, daß jene sich recht sorgfältig dem Muster Reinhardts anschließen. Denn wiewohl wir aller blinden und slavischen Nachahmung von Herzen feind sind, auch sehr gern eingestehen, daß selbst der treffliche R. das Idealeiner durchaus vollkommenen Kanzelberedsamkeit nicht erreicht habe, so würde es doch ohne Zweifel um die christliche Erbauung sehr wohl stehen, wenn Reinhardts Textbehandlung, seine glückliche Wahl und erschöpfende Anordnung der Materialien, die Gründlichkeit und das Lichtvolle seiner Ausführung, seine natürliche, kunstlose und doch so durchaus würdige Sprache und sein voller, runder, wohlklingender Periodenbau recht viele Nachahmer fänden. Wenigstens würden wir dann nicht von so vielen Mißgeburten heimgesucht werden, wie sie leider jetzt unter mancherley seltsamen Titeln von Meßse zu Meßse in die Welt treten; schwächlich von Hans aus,

darum auch sehr bald den sanften Tod der Vergessenheit sterbend. Wenn wir nun mit vollem Rechte versichern können, daß in den Vorträgen des Hrn. D. B. alle jene so eben genannten preiswürdigen Eigenschaften sich mehr oder weniger wiederfinden, so haben wir damit zugleich auch unser Urtheil über den Werth derselben ausgesprochen. Hr. B. geht als R's. Geistesverwandter seine Bahn, zwar mit einem auf seinen Vorgänger fest gerichteten Blick, aber doch mit freyer Selbstständigkeit und als Selbstforscher und Denker, der das selbsterworbene Eigenthum seines reichangebauten Geistes zum Nutzen und zur Belehrung seiner Zuhörer und Leser zweckmäßig anwendet. Was der Vf., dem wir in neuerer Zeit außer einigen einzeln erschienenen Gelegenheitspredigten auch noch *Festpredigten* verdanken, für dieses Mal giebt, sind *Epistelpredigten*, die dem Erbauung suchenden Leser um so willkommener seyn werden, je weniger verhältnißmäßig noch zur Zeit an guten und zweckmäßigen Bearbeitungen der epistolischen Texte Ueberfluß ist. Daß die synthetisch-analytische Methode, welche Hr. B. befolgt, bey diesen Texten größere Schwierigkeiten als bey den evangelischen Perikopen habe, ist Männern vom Fach hinlänglich bekannt, und um so mehr gereicht es diesen Vorträgen zu einer nicht geringen Empfehlung, daß der Vf. jene Schwierigkeiten meistens glücklich zu überwinden gewußt hat. Von den hier gelieferten dreyzehn Vorträgen hat der *Meiste* am Sonnt. Invoc. über 2 Cor. 6, 1 — 10 gehalten: *daß der wahre Fromme dem großen Haufen ein Rathsel sey*, nicht nur, weil dieses Thema selten auf der Kanzel behandelt wird, sondern hauptsächlich wegen der sehr vorzüglichen Behandlung des Vfs., Rec. besonders angezogen. Nur die ungebührliche Länge dieser, sowie der übrigen Predigten, von welchen selten eine weniger als anderthalb enggedruckte Bogen einnimmt, kann Rec. nicht ungerügt lassen. Auch kann er dem Vf. nicht beystimmen, wenn, wie bey 1 Joh. 5. geschehen, die von der biblischen Kritik für „unecht“ erklärten Worte bey'm Vorlesen eines Bibeltextes ausgelassen werden. Das kann leicht Verwirrung geben, selbst wenn, wie eine Note S. 132 uns sagt, „bey'm Confirmandenunterrichte die Gründe dieses Verfahrens“ mitgetheilt werden. Sollte solches Weglassen überhaupt zulässig seyn, so müßte consequenterweise jeder Text nach den von der Kritik vorgezogenen Varianten vorgelesen werden, da dann zuletzt die kirchliche Uebersetzung kaum mehr erkennbar, und der Zuhörer seine Bibel vergebens mit zur Kirche nehmen würde. In Ansehung des Drucks und Papiers können wir nicht umhin, darüber zu klagen, daß jener das Auge sehr angreift, und daß dieses sehr schlecht ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

GESCHICHTE.

LONDON, b. Cadell: *The history and antiquities of the Tower of London* — By John Bayley u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Abschnitt enthält eine *Local-Beschreibung der Burg*. (S. 105 – 272). Der Tower liegt bekanntlich auf dem nördlichen Ufer der Themse, am östlichen Ende der Stadt London, und ist durch diese seine Lage dazu geeignet, den Fluß zu beherrschen und jede Annäherung zur Hauptstadt von dieser Seite zu hindern. Die Festungswerke nehmen einen Flächenraum von etwas mehr als 12 acres ein. Sie bestehen aus einer Citadelle, nebst den nöthigen Innen- und Außenwerken, und sind von einem breiten und tiefen Graben, welcher von der Themse sein Wasser erhält, umgeben. Der Festung zunächst ist ein freyer Platz von bedeutender Grösse, *Tower-hill* genannt, der Richtplatz, wo so manches edle Blut geflossen. Er ist, so wie der Tower selbst, eine königliche Domäne, mit eigener Gerichtsbarkeit. — Der Haupteingang in den T. ist eine steinerne Brücke, am südwestlichen Theile. Ausserdem sind noch zwey Eingänge über Zugbrücken auf der Südseite, und ein geheimer Eingang zu Wasser, unter einem starken Thurme, das Verräther-Thor (*Traitors-gate*) genannt, weil auf diesem Wege sonst die Staatsverbrecher in die Festung gebracht wurden. Der Haupteingang führt durch mehrere wohlbestimmte Thore in das Innere der Citadelle. Diese besteht aus den königlichen Gemächern, und den eigentlichen bedeutendern zur Festung gehörigen Gebäuden. Das innere Thor — ein schönes Denkmal der Baukunst des 14ten Jahrhunderts — ist an der Südseite. Der wichtigste und älteste Theil des innern Towers ist 1) die *Citadelle*, ziemlich im Mittelpunkt des innern Hofes. Sie ward erbaut von Gundulf, Bischof von Rochester, auf Befehl Wilhelm des Erobr., im J. 1080. Sie führt jetzt gewöhnlich den Namen der Cäsars — oder der weisse Thurm (*Caesar's-or the White Tower*, in einem Plane v. J. 1335 *La blanche Tour*) von seiner weissen Farbe. Der Vf. giebt zur genauen Beschreibung desselben vier schön gestochene Ansichten des Ganzen und einzelner Theile, nebst drey recht zweckmäßigen Grundrissen. Der *White-Tower*

besteht aus einem grossen, durchaus massiven Gebäude von 116 Fufs Länge, 96 Fufs Breite und 92 Fufs Höhe mit Ecktbürmen, welche über das Dach hervortreten. Einer dieser letztern heisst das Observatorium, weil hier Flamsteed, der Astronom Karl 2. seine Beobachtungen anstellte. Die beiden jetzigen Haupteingänge in das Gebäude sind neu, die Spuren des alten Hauptthores aber noch deutlich zu bemerken. Ueberhaupt ist das Aeusserer vielfach verändert worden, so daß nur noch wenig von der ursprünglichen Bauart zu bemerken ist. Das Innere des ersten Stockwerkes besteht aus drey grossen Hallen oder Sälen, und einem dickmaurigen, fensterlosen Kerker, wo *Raleigh* seine Weltgeschichte geschrieben haben soll. (S. 111). Bemerkenswerth ist die sonderbare Gewölb-Construction, welche ziemlich dieselbe ist, die *Winkelmann* S. 352 im 1sten Theile der *Fernow'schen* Ausgabe seiner Werke beschreibt. Die Gewölbe haben ganz das Ansehen, als seyen sie aus grossen behauenen Steinen gefügt; bey näherer Untersuchung zeigt sich jedoch, daß sie nur aus einer dicken Kalklage, in welche Klumpenweise (*wedge wise*) kleinere Steine geschüttet sind, bestehen. Das äussere Ansehen rührt wahrscheinlich von einem Unterbau her. Im zweyten Stock befindet sich die sogenannte *Caesar's Chapel*, jetzt gänzlich im Verfall, was man um so mehr bedauern muß, da sie unstreitig eins der schönsten Ueberreste Normännischer Baukunst in England ist. Es bleibt ungewiss, wenn sie ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen wurde; seit Karl II. ist sie jedoch bereits zur Aufbewahrung eines Theils des Staatsarchivs benutzt. — Das oberste Stockwerk enthält besonders das sogenannte Rathszimmer (*Council room*), wo die Geheimraths-Sitzungen gehalten wurden, wenn der König im T. residirte. Es ist in seiner Bauart der grossen Westminster-Halle nicht unähnlich. — Im ganzen Gebäude ist übrigens kein Kamin, kein Ofen und kein Brunnen. — 2) *Chapel of St. Peter ad Vincula*. Mit zwey Ansichten. Sie ward erbaut unter Edward I., statt einer ältern verfallenen. Von Interesse für die Kunstgeschichte sind die Befehle Heinrich's III., die Ausschmückung der Kapelle durch Gemälde betreffend. (S. 118. Anmerkung). Hier ruhen die sterblichen Ueberreste mehrerer wichtigen unter Henkers Beil gefallenen Staatsgefangenen: Th. Moore, Fisher, Anna Boleyn, Catherine Howard, Lady Rochford, Mary von Salisbury

burg — der letzte (weibl.) Zweig der Plantagenets — Effex, Sommerset, und sein Gegner John Dudley, Th. Howard, und die drey Häupter der Empörung von 1745 Lord Lovat, der Earl von Kilmarnock und Balmerino, alle drey in einem Grabe. An der Nordseite findet man ein schönes Monument, dem Andenken einiger Glieder der Familie Blount 1592 errichtet. Hinter der Capelle war sonst eine Einfriedeley, dessen Bewohner vom Könige täglich einen Penny erhielt. — 3) *The Lieutenant's House*, im südwestlichen Winkel des innern Hofes erbaut, unter Heinrich VIII, größtentheils aus Holz, merkwürdig durch das darin befindliche Denkmal, welches die Theilhaber der Pulververschwörung auf ewige Zeiten brandmarken soll. Die lange lateinische Inschrift wird mitgetheilt, ist jedoch, wie auch die Beschreibung des Monumentes schon durch die *Archaeolog. Brit. (Vol. XII.)* hinlänglich bekannt; weniger dürften es die darunter eingekratzten Ergüsse loyaler Gesinnungen seyn. 4) *The Bell Tower*, unmittelbar hinter dem eben beschriebenen, hat seinen Namen von der Lärmglocke, welche darauf hängt. Die Bauart verdient die Aufmerksamkeit des Architekten. 5) *The Beauchamp- or Cobham Tower* (mit einem Plan und einer Ansicht des Innern), steht 141 F. von dem vorigen. Seine beiden Namen hat er von Gefangenen, welche darin saßen. Er ward besonders als Staatsgefängniß benutzt, wovon die vielen darin befindlichen Inschriften zeugen. Der Vf. führt mehrere Belege für die harte Behandlung an, welche die hier Eingesperrten erfahren; unter andern einen Brief des Bischofs Fischer, (S. 136.) worin er klagt, daß er weder ein Hemde, noch ein sonstiges Stück Wäsche und Kleidung mehr habe, um seine Blöße zu decken. Weitläufig verbreitet sich der Vf. über die Geschichte des unglücklichen Philipp Howard, Graf v. Arundel (S. 139 bis 146). Hier findet sich auch ein sonderbares Bildwerk nebst Unterschrift von John Dudley, dessen Entzifferung bis jetzt noch Niemanden gelungen ist. Der Vf. giebt eine getreue Abbildung davon. Ungern nur enthalten wir uns einige der hier in einigen Stunden von den Eingekerkerten niedergeschriebenen oder mit Mühe in Stein eingegrabenen Gedanken mitzutheilen. Interessant sind die hier von dem Vf. eingeschalteten Nachrichten von dem eifrigen Katholiken Dr. Store, welcher 1571 hingerichtet ward. Hier findet sich auch der Name der unglücklichen Jane Grey, von ihrer eigenen Hand geschrieben, und erinnert an die schöne Stelle der *Eremites en Prison (Consolat. 5.)*, als der geistreiche Gefangene Josephinen's Namensschiffre findet. — 6) *The Devereux Tower*. Unter Heinrich VIII. hieß er der Teufels-Thurm (*Robyn the Dewylls T.*, auch *Develin T.*). Seinen jetzigen Namen hat er von Devereux, Gr. v. Effex, Elisabeth's Günstling, welcher hier gefangen saß. — 7) *The Flint Tower*, wovon aber bloß noch die Grundmauer übrig ist, 90 Fuß nord-östl. vom vorigen. Er wurde vor ungefähr 20 Jahren abgetragen, und

ein neues Gebäude dahin gesetzt. — 8) *The Bowyers Tower*. (Mit einer Ansicht des Innern), hat seinen Namen daher, weil er die Wohnung des königlichen Bogenbewahrer's war. Hier soll der schon oben erwähnte Georg, Herzog v. Clarence, auf Befehl seines Bruders Edward IV. in einem Fasse voll Malvaier-Wein erlauft worden seyn. Jetzt befindet sich hier eine Sammlung alter Waffen. — 9) *The Brick Tower*. Jetzt ganz im Verfall. 10) *The Jewel Tower*, sonst *Martin's T.*, war bis nach Elisabeth's Zeit Staatsgefängniß; dann wurde er zur Aufbewahrung der Kronjuwelen bestimmt, welche seit Heinrich III. in einem Seitenthurme des *White T.* aufbewahrt worden waren. Dieses Kapitel ist mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet, freylich für den Nicht-Engländer (*Foreigner*) viel zu weitläufig, für den Cockney von London aber vielleicht noch zu kurz; denn dieser hält die Juwelen-Kammer für den Inbegriff aller Erdschätze. Wir glauben der Neugier unsrer Leser durch einen kurzen Auszug völlig zu genügen. Die Geschichte der hier aufbewahrten Juwelen und Pretiosen reicht bis zu Johann II. hinauf, welcher viele davon als Kronschatz kaufte, Seine Nachfolger waren oft genöthigt sie zu versetzen, und der Vf. theilt mehrere der bey solchen Gelegenheiten ausgefertigten Pfandzettel mit. S. 188 — 194 giebt der Vf. ein von K. Jakob I. eigenhändig unterschriebenes Verzeichniß der sämtlichen Kronjuwelen. Das Amt eines Aufseher's dieses Schatzes, welcher seit Heinrich VIII. den Titel eines *Master and treasures of the jewel house* führte, war sehr ehrenvoll und einträglich; denn derselbe hatte zugleich den Ankauf des nöthigen Silbergeräthes zu besorgen, sowohl für den Hof, als auch für die Gesandten und höhern Staatsbeamten, welche bekanntlich ihr Silbergeschirr für die Dauer ihrer Stellen, vom Staate erhielten. Nachdem der Vf. den Rang und die Besoldung dieses Beamten weitläufig erörtert, erzählt er das Raubattentat unter Karl II., welches von einem gewissen Blood mit zwey seiner Spiesgesellen äußerst listig ausgeführt, aber durch ein Zusammentreffen mehrerer Umstände doch vereitelt wurde. Das Wunderbarste bey der Sache ist, daß eben dieser Räuber nicht nur aller Strafe entging, sondern sogar eine ansehnliche Pension erhielt, das Vertrauen des schwachen Königs gewann und sich bis zu seinem Tode darin erhielt. Seit diesem verunglückten Veruche sind die Vorichtsmaafsregeln getroffen, womit man jetzt diesen Gegenständen der Neugier und des londoner Spiesbürger-Stolzes dem Schaulustigen zeigt. Es befinden sich darunter fünf Kronen. Der hier befindliche Reichsapfel (*the Orb*) ist ein Ball von Gold, sechs Zoll im Durchmesser, mit Rosetten von Diamanten und Perlen besetzt. Oben auf ist ein sehr schöner Amethyst, der einem $3\frac{1}{2}$ höhen goldenen Kreuze zum Piedestal dient. Das Verzeichniß der übrigen Insignien und Kostbarkeiten, bestehend in mehrern Sceptern, Spornen, Armbändern u. s. w. füllt die S. 203. — 206. — 11) *The Constable-*

Tower. 12) *The broad Arrow.* T. Beide zu Gefängnissen benutzt. 13) *The Salt T.* Enthält unter andern hinterbliebenen schriftlichen Spuren seiner frühern unglücklichen Bewohner, auch eine sonderbare, sorgfältig in Stein eingegrabene, dem Anschein nach astronomische Tafel, bis jetzt noch unerklärt. Sie rührt von einem gewissen *Hugh Draper* her, welcher im J. 1560 hier eingesperrt ward, auf die Beschuldigung, er sey ein Hexenmeister. Weitere Berichte über ihn fehlen, ausser dafs ihm sein Wärter, in seinem noch vorhandenen Berichte das Zeugniß giebt, dafs er ein allgemein geachteter Mann sey. Die räthselhafte Tafel giebt uns der Vf. in zierlicher Abschrift. 14) *The Lanthorn T.* Ein Theil der königl. Apartments. Die sonst dazu gehörigen Gebäude sind niedergedrückt. — Hier wurden die grossen Banquette gegeben, und hier hielten die Könige ihr Hoflager vor ihrem feyerlichen Einzuge in Westminster. 15) *The Ordinance Office.* Die Wohnung des Aufsehers der sämmtlichen Unterbeamten (*the master of the King's Ordnance*). Das alte Haus brannte 1788 ab, und das jetzige ward an dessen Stelle erbaut. 16) *The Record T.*, sonst der *Hall T.*, weil er neben der grossen Halle stand; bisweilen auch der *Wakefield T.*, wahrscheinlich von irgend einem Gefangenen so genannt. Nach dem *White T.*, gewifs der älteste Theil der Burg. Er besteht aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk deren jedes ein achteckiges Zimmer bildet, von ziemlich gleicher Grösse. Der obere Theil scheint neuer, vielleicht aus dem 12ten oder 13ten Jahrh. Hier soll Heinrich VI. ermordet worden seyn. Seit Heinrich VIII. hat er seine jetzige Bestimmung als Staats-Archiv. Die ältesten hier liegenden Urkunden (*records*) *Cartae antiquae* genannt, bestehen aus 41 Rollen, und gehen von Edward dem Bekenner bis zum 13ten Jahrh. Die zweyte Abtheilung geht von der Regierung Johannis — wo sie jedoch unvollständig ist — bis zum Tod Eduard IV. Die dazu gehörigen, chronologisch geordneten und verzeichneten Urkunden bestehen aus 2200 Numern. Die wichtigsten derselben werden näher beschrieben (S. 220 — 224), und die verschiedenen Rubriken unter welche sie geordnet, angegeben. Ausser diesen sind noch viele andere wichtige Urkunden im Tower aufbewahrt, unter dem Titel: *Records of the Court of Chancery*. Dieses Archiv wurde, so wie alle übrigen, sonst als ein Theil des königl. Schatzes angesehen, wovon noch die Benennungen: *the treasures of the King's bench* u. dergl. für Archive herrühren. S. 226 — 231. folgt die Geschichte des Archives. Unter den Archivaren (*Keeper's of the Records*) werden als vorzüglich thätig aufgeführt: *Bowyer*, unter Elisabeth, welcher der erste war, der versuchte, die bisher ohne alle Ordnung aufgeschichteten Urkunden einigermaassen zu ordnen; der gelehrte *Selden*, dessen Leben weitläufig mitgetheilt wird (S. 231 ff.); *Will. Prynn*, der berühmte Eiferer (geb. 1600, gest. 1669); *Sir Algernon May*, u. a. a., aus deren

Leben der Vf. interessante Notizen mittheilt. Die grössten Verdienste um eine bessere Ordnung des Staatsarchives erwarb sich *Lord Halifax*, zu Anfang des vorigen Jahrh., indem er die Nothwendigkeit Kataloge abzufassen u. dergl. m. im Parla-mente in Anregung brachte. Die Verdienste und der Eifer des vorigen Königs auch in dieser Sache, werden dankbar anerkannt. Vieles ist seitdem für die Erhaltung und Ordnung dieser Urkunden geschehen, aber Vieles bleibt dennoch zu thun übrig, da mehrere derselben des Abschreibens gar sehr bedürfen. Die Aufsicht ist einem *Keeper* anvertraut; der jetzige ist *Henry Petrie*, ein sehr gelehrter Antiquar und Historiker. Sein Vorgänger war der allgeachtete *Lysons* (gest. 1819). — Westlich vom *Record T.* ist 16) der sogenannte Blut-Thurm (*Bloody T.*) früher, bis zu Elisabeths Zeit *the Garden T.* genannt. Seinen jetzigen Namen hat er von der Sage, dafs in demselben die beiden jungen Prinzen Edward V. und sein Bruder ermordet worden. Die Sage gründet sich hauptsächlich auf einige dort unter Karl II. aufgefundene Gebeine, welche man für die Gebeine der unglücklichen königl. Kinder nahm, und feyerlich in der Capelle Heinrich VII. beysetzte. Auch hier äussert der Vf. starke und durch haltbare Gründe unterstützte Zweifel über die wirkliche Ermordung der Prinzen, indem er dieselbe als unklug und unzeitig darstellt. Dafs mehrere die beysetzten Gebeine für die eines Affen halten, ist bekannt. — Uebrigens befinden sich im Innern des Tower's noch die grossen *Zeughäuser*, deren weitere Beschreibung wir, da sie aus vielen Reisebeschreibungen bekannt sind, übergehen. Mit Recht rügt der Vf. den Mißbrauch der vielfachen und kostspieligen Trinkgelder, welche der Zulafs zu diesen, an sich wenig bedeutenden Dingen, nöthig macht. (Doch diess ist nicht allein im Tower der Fall, sondern überall in England, wo etwas zu sehen ist, das Britische Museum ausgenommen. Am auffallendsten ist es in den Häusern und Villen der Grossen, namentlich in Blenheim, wo fast jede schöne Aus- und Ansicht bezahlt werden mufs; eine rühmliche Ausnahme macht davon die Dienerschaft des Herz. v. Wellington, welche, wenigstens vom Rec. durchaus kein Trinkgeld für die gezeigten Herrlichkeiten und gehabte Mühe annahm). — Bey Beschreibung der Rüstkammer, giebt der Vf. auch eine Abbildung des Beiles, mit welchem Anna Boleyn und Jane Grey enthauptet wurden.

Die Aussenwerke des Tower's, (*The Outer Ward*) bestehen grösstentheils aus einer Reihe kleiner Thürme, auf der Seite der Themse, welche alle unter Heinrich III. erbaut wurden. Wir begnügen uns mit einer blofsen Aufzählung ihrer Namen, da ihr Inneres nichts Merkwürdiges darbietet: 1) *The Deyelin Tower*, 2) *the Well T.* 3) *the Cradle T.* 4) *the Traitor's Gate*; 5) *the By Wand T.* 6) *the Martin T.* — An die Stelle älterer, noch grösserer Aussenwerke ist jetzt die königl. *Menagerie*

• *sie getreten.* Heinrich I. scheint zuerst wilde Thiere in seinem Park zu Woodstock unterhalten zu haben. Später wurden sie nach dem Tower gebracht. Heinrich III. unterhielt hier besonders einen Eisbär, den er von Norwegen erhalten hatte, zu dessen Unterhalte die Stadt London täglich 4 Pence geben und zugleich ein langes starkes Seil liefern mußte, um die Bestie daran zu befestigen, wenn sie in die Themse fischen gieng. Unter demselben Könige kam auch der erste Elefant, ein Geschenk des Königs von Frankreich, nach England, für welchen die Stadt London gleichfalls sorgen und ihm ein eigenes Haus (40 Fuls lang und 20 Fuls breit) bauen mußte. Hier befriedigte Jakob seine Lieblingsneigung zu Thierkämpfen. Der jetzige geringe Bestand dieser Menagerie ist hinlänglich bekannt. — In einem auf die Ortsbeschreibung folgenden und diesen Theil schließenden Anhang (S. I—XXXIV.) theilt der Vf. einige Urkunden, größtentheils Bauanschlüsse und die Verwaltung des Tower's betreffend mit, welche wir ihm gern erlassen hätten.

Ueber das Aeußere des Werkes haben wir nichts weiter zu bemerken, als daß es mit verschwenderischer Pracht und ausgezeichnete Correctheit gedruckt und mit wirklich schönen Kupferblättern ausgeschmückt ist. Die erste Platte giebt eine sehr schön gearbeitete Ansicht des Tower's, von der Themse aus; die 2te einen Plan desselben, wie er unter Heinrich VIII. war. Die Gegenstände der übrigen sind bereits oben angegeben.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1824.* 366 S. 12.

Wie gewöhnlich ist dieses Taschenbuch reich mit poetischen Beyträgen in gebundener und ungebundener Rede ausgestattet, und mit artigen Kupfern verziert. Leider kommt die Kritik dem Buche langsam nachgehinkt; sie kann sich also kurz fassen. Erzählungen, oder Novellen, deren besonderer Charakter immer noch nicht genug geschieden wird, haben geliefert: *Leopold Schäfer*, *Achim von Arnim*, *Helmina von Chezy* und *Contessa Leonore von San Sepolcro*. Novelle von *Leop. Schefer* beginnt die Reihe oder den Reihen. Rec. muß über diese Darstellung dasselbe Lob, aber auch denselben Tadel aussprechen, mit welchem er die in dem vorigen Jahrgange des Taschenb. z. gef. Vergn. befindliche Gabe dieses Vfs. angezeigt hat. (Ergbl. d. A. L. Z. Nr. 7. 1823.). Dieselbe Vollendung der Sprache, dasselbe frische, warme, südliche Leben, dieselbe Neuheit und Ueberraschung der Scenen, aber auch dieselbe Breite im Einzelnen, dieselbe unsatthafte Anwendung des bloß Gräßlichen, dieselbe Unwahrscheinlichkeit und Unnatur mancher Verwickelungen und Ereignisse. Möchte der Vf.

mit seinem schönen Talente mehr haushalten, bald etwas Größeres unternehmen, dabey aber eine verständige Kritik zu Rathe ziehen und nicht dem Modegeschmack, der nur Seltsames und Furchtbare will, huldigen. Die zweyte Erzählung ist: *Raphael und seine Nachbarinnen* von *Achim von Arnim*. Rec. kann nicht sagen, daß sie ihn besonders angesprochen hätte. Sie enthält zwar manche anmuthige, ergetzliche Darstellung, besonders im Anfange; aber er liebt nun einmal diese Verdrehungen der Geschichte zu Gunsten des Romans nicht; sie erscheinen ihm mehr als absichtliche Unwahrheit, denn als Dichtung, und das um so mehr, je mehr sie sich durch Benutzung wahrer Begebenheiten als wahr darstellen wollen. Ganz etwas Anderes ist es mit *W. Scotts* historischen Romanen und den glücklichern deutschen Nachahmungen derselben von *van der Velde*, wo die Geschichte nur den Namen hergiebt und an ihr selbst nichts verändert wird. Ueberdies leidet die Erzählung im Ganzen sehr an einer gewissen Breite, um nicht zu sagen Langweiligkeit, die den guten Eindruck des Einzelnen gar zu sehr schwächt. An diese Erzählung schließt sich „*der Zauber Spiegel*“ von *Helmina v. Chezy*, der mehrere gelungene Stellen hat und sich gut liest, aber doch in der Anlage nicht neu genug ist, um dauernd anzuziehen. Das beste Stück in Prosa ist unstreitig „*das erste Blatt aus Herrn Balthasars Leben*, von *Contessa*“, das Rec. mit wahrem Wohlgefallen gelesen hat. Es ist leicht, gewandt, natürlich geschrieben, reich an komischen Zügen, die nicht zum Burlesken herabfallen. Einzelne Scenen sind fast dramatisch behandelt. Darin, daß Rec. den Erfolg der Reise nach Berlin ungern vermißt, möge der Vf. die Bitte finden, recht bald das zweyte und dritte Blatt nachfolgen zu lassen.

Unter den zahlreichen Gedichten, welche dieses Taschenbuch enthält, zeichnen sich besonders mehrere von *Fr. Förster*, *W. Müller*, *Fr. Rückert* und *A. Wendt* aus. Den (achefachen) *Junggeleutenübermuth* von *O. v. der Löben*, kann Rec. darum nicht loben, weil der Uebermuth nirgends, auch nicht in der Poesie, gut thut. Ueber die *Räthsel*, *Charaden* und *Logogryphen* sagt Rec. nichts. — Zu zwey Gedichten sind Compositionen von dem wackern *Schulz* beygefügt. Zwey Kupfer beziehen sich auf die Novelle *Leonore von San Sepoliro*; eines gehört zu einem etwas breiten, erzählenden Gedichte von *Fr. Laun*; eines stellt Herrn Balthasar vor, wenn er mit dem geretteten Kinde über den Zaun steigt, und ist das gelungenste; eines gehört zum *Zauber Spiegel*. Alle sind in der bekannten Rambergischen Manier. Die vier übrigen stellen Scenen aus *W. Scotts* Romanen, *Waverley*, dem *Alterthümmler* und dem *Astrologen* dar, und sind von *Allan* in London gezeichnet, von *Meyer* gestochen. Es ist viel Ausdruck darin.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, bey Reimer: *Hamann's Schriften.* Herausgegeben von *Friedrich Roth.* *Vierter Theil.* 472 S. *Fünfter Theil.* 294 S. 1823 und 1824. 8.

Den Geist und die eigenthümliche Richtung des Schriftstellers haben seine Leser schon aus den früheren Theilen kennen gelernt, und sie finden sich in Allem wieder, was der Mann drucken lassen, oder Freunde im Briefwechsel mitgetheilt; allemal fähig, das Nachdenken anzuregen, reich ausgestattet mit den vielseitigsten Anspielungen auf gelehrte Werke und Zeitverhältnisse, dadurch auch manchmal dunkel und hieroglyphenartig. Der vierte Theil enthält alle Werke aus Hamann's mittlerem Alter, für welche der Herausgeber mehrere mit Berichtigungen und Zusätzen von Hamann's Hand versehene Exemplare verglich, und Abänderungen oder Einschaltungen in den gegenwärtigen Abdruck aufnahm. Die drey ersten Stücke dieses Bandes, I. *Zwey Recensionen über den Ursprung der Sprache*; II. *Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den Ursprung der Sprache*; III. *Philosophische Einfälle und Zweifel über eine akademische Preisschrift* — beziehen sich auf Herder's Preisschrift über den Ursprung der Sprache. Hamann konnte nach seiner supernaturalistischen Ueberzeugung keinen natürlichen Ursprung der Sprache annehmen, und indem er diesen Gegensatz kund giebt, berührt er eine große, selten genug anerkannte philosophische Wahrheit. Jeder *Ursprung* nämlich weist nicht bloß auf Gott zurück, sondern läßt gar keine andere Erklärung zu, als göttliches Wirken. *Erste Bewegung, Erster Organismus, Erstes Wort*, sind göttlich, und nur die fortgesetzte Bewegung, organische Zeugung, Ueberlieferung des Worts sind *natürlich*, das heißt, sie sind eine sinnlich angeschaute Reihe des Werdens in der Zeit, während der *Anfang* solcher Reihe durchaus keine Anschauung gestattet. Wenn nun die Philosophie bemüht ist, das Uebernatürliche des Anfangs aus dem Natürlichen des Fortgangs zu erklären, oder vielmehr den Fortgang zum Anfang selber zu machen, was sich widerspricht, so streitet Hamann dagegen, als gegen Ungebühr und Vernunftseley. „Die nannte Hypothese,” sagt er, „welche den Ursprung

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

der Sprache menschlicher Erfindung unterschiebt, ist im Grunde ein loser Einfall einiger Neutonianer dießseits des Wassers, die alle, wie Pope meint, zum possirlichen Affengeschlecht gehören, und neuerlich mit dem Grundsatz des Widerspruchs alle Besonnenheit scheinen beynahe verleugnet zu haben. Erfindung und Vernunft setzen ja schon eine Sprache zum Voraus, und lassen sich eben so wenig ohne die letztere denken, wie die Rechenkunst ohne Zahlen.” (S. 15). Wenn der menschliche Unterricht bey der ersten Sprache wegfällt, der mystische für unphilosophisch gehalten wird, so bleibt noch der thierische übrig. „Allen bis auf den heutigen Tag gedruckten Systemen zufolge, behaupten die Thiere das fürstliche und priesterliche Recht der Erstgeburth. Hat sich auch wohl die Weisheit der Aegypter, unter denen Janes und Jambres den Nachruhm der Weisheit über alle unsere heutigen Pagglossen und Helvetiussen und Achitophelen behaupten werden, bis zur Anbetung der Thiere ohne zureichenden Grund erniedrigen können. Was sind die Meisterstücke unserer stolzen Vernunft, als Nachahmungen und Entwicklungen ihres blinden Instinkts? Das geborgte Feuer aller schönen und gedachten Künste, als ein prometheisches Plagium des ursprünglichen thierischen Naturlichts? (S. 16).” — „Wenn man Gott als die Ursache aller Wirkungen im Großen und Kleinen, oder im Himmel und auf Erden voraussetzt, so ist das gezählte Haar auf unserm Haupte eben so göttlich, wie der Behemoth, jener Anfang der Wege Gottes. Alles göttliche ist aber auch menschlich, weil der Mensch weder wirken noch leiden kann, als nach der Analogie seiner Natur. Diese *communicatio* göttlicher und menschlicher *idiomatum* ist ein Grundgesetz und der Hauptschlüssel aller unserer Erkenntniß und der ganzen sichtbaren Haushaltung. Weil die Werkzeuge der Sprache wenigstens ein Geschenk der *alma mater* Natur sind, und weil, der höchsten philosophischen Wahrscheinlichkeit gemäß, der Schöpfer dieser künstlichen Werkzeuge auch ihren Gebrauch hat einsetzen wollen und müssen, so ist allerdings der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich. Wenn aber ein höheres Wesen, oder ein Engel, wie bey Bileams Esel, durch unsere Zungen wirken will; so müssen alle unsere Wirkungen, gleich den redenden Thieren in Aesops Fabeln, sich der menschlichen Natur analogisch äußern, und in dieser Beziehung

A (2)

ziehung kann der Ursprung der Sprache und noch weniger ihr Fortgang anders als menschlich seyn und scheinen. Unterdessen kommt mir die Hervorbringung des menschlichen Geschlechts aus einem Sumpf oder Schleim noch immer wie eine schön gemalte hirnlose Maske vor. Kein bloßer Töpfer plastischer Formen, sondern ein Vater feuriger Geister und athmender Kräfte zeigt sich im ganzen Werk." (S. 24). — Am Ende wählt Hamann folgende Hypothese: „Musste nicht mein Freund Herder, um in den akademischen Schranken dem vorgesteckten Ziel, dem Kleinod des verkündigten Preises nachzujagen, mußte er nicht laufen, als aufs Ungewisse, sechten als der in die Luft streicht? Ja er hat als ein *schöner* Streiter gelitten, und ist von Rechts wegen gekrönt worden, weil er gesetzmäßig gekämpft hat. Als ein kluger Haushalter eines ungerechten Mammons, hat er Nichts anders, als die Offenbarungen und Ueberlieferungen seines Jahrhunderts zum Grunde legen, und seinen Beweis auf Sand, Stückwerk, Holz, Heu, und Stoppeln bauen können, aber freylich alles nach der neuesten Bauart seines Zeitalters er konnte nichts Anderes als eine Satire schreiben für ein arges ehebrecherisches Geschlecht, das weder Unthier noch Unmensch, sondern ein Ungeheuer ist, mit eisernem Arm, Ameisenbauch und dem Antlitz des Anubis, für ein Geschlecht, das Gott verleugnet, und eilt, reich zu werden, und durch vermischte Verse in Poesie und Prosa den Himmel und die Erde zu erobern meint." (S. 66. 69).

No. IV. *Das Selbstgespräch eines Autors* ist ein Aufsatz, wodurch Hamann dem Buchhändler Nikolai den Verlag seiner philologischen Zweifel und Einfälle anbot, der ihn nicht annahm, sondern sich durch einen gedruckten Brief über H. lustig zu machen suchte. Diesen liess Nikolai dafür in der Schrift: *an die Hexe von Kadmonai* (No. VIII.) auftreten. No. V. *Beylage zu den Denkwürdigkeiten des sel. Sokrates*, ward durch Eberhards Apologie des Sokrates, und durch den Beyfall, welchen Marmontel's Belisaire fand, veranlaßt. VI. *Neue Apologie des Buchstabens H.* Von ihr sagt Jacobi: „er wisse nicht, ob wir in unserer Sprache etwas aufzuweisen hätten, das an Tieffinn, Witz und Laune, überhaupt an Reichtum von eigentlichem Genie, sowohl was den Inhalt als die Form angeht, diese kleine Apologie eines zweydeutigen Buchstaben überträfe;“ wie solches der Herausgeber in der Vorrede anführt. VII. *Lettre perdue d'un Sauvage du Nord* war an einen gewissen *Entrepreneur de la compagnie du sel* gerichtet. IX. *Christ. Zacheae Telonarchae Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts* sind an Kant gerichtet, und durch zwey Briefe desselben an Hamann über das Herder'sche Werk, die im

achten Bande folgen sollen, veranlaßt. Auch hierin wieder Gedanken wie folgende: „Unter allen Sekten, die für Wege zur Glückseligkeit, zum Himmel und zur Gemeinschaft mit dem *Ente Entium*, oder dem allein weisen Encyclopädisten des menschlichen Geschlechts ausgegeben worden, wären wir die elendesten unter allen Menschen, wenn die Grundfeste unsers Glaubens in dem Triebfande kritischer Modegelehrsamkeit bestände. Nein, die Theorie der wahren Religion ist nicht nur jedem Menschenkinde angemessen, und seiner Seele eingewebt, oder kann darin wieder hergestellt werden, sondern eben so unersteiglich dem kühnsten Riesen und Himmelsstürmer, als unergründlich dem tiefstinnigsten Gräbler und Bergmönchen.“ — X. *Le Kermes du Nord* ist den andern französischen Aufsätzen verwandt, im Jahre 1774 verfaßt, aber dessen nächste Veranlassung konnte der Herausgeber nicht auffinden. Ganz seltsam erscheint Hamanns Vortrag in französischem Gewande. — XI. *Mancherley und Etwas von einem Recensenten trauriger Gestalt*. Es ging beiden vorigen Numern der Zeit nach voran, und ist nur durch Versehen nach ihnen geletzt worden. — XII. *Versuch einer Sibylle über die Ehe* war ein Glückwunsch zur Hochzeit des Buchhändlers Hartknoch, und bezieht sich viel auf Hippels Schrift über die Ehe. — XIII. *Hierophantische Briefe*. Sie beziehen sich auf eine Dissertation des damaligen Hofpredigers Stark zu Königsberg, der Hierophant genannt wird, weil er ein Freymaurerlied mit dieser Ueberschrift gemacht hatte. S. 273 fragt Hamann: „worin besteht die Abgötterey, dieses Hauptlaster des Heidenthums? — Bey Kindern in der Lüsterheit nach jeder verbotenen Gartenfrucht — bey Menschenjägern von philosophisch-poetischer Einbildungskraft in dem systematischen Bau eines Thurms von unabsehbarer Spitze.“ — Und S. 233 wird gefragt in Bezug auf Versuche, das Christenthum durch den Theismus und durch das Papstthum zu reformiren und wieder herzustellen: „ob nicht der Unglaube des Theismus und der Aberglaube des Papstthums im Grunde einerley Meinung und Erfolg haben, sich aus bloß entgegengesetzt scheinenden, aber wirklich correlativen Trieben, dem allerheiligsten Glauben der Christen zu widersetzen, und eben dadurch als Werkzeuge das unsichtbare oder geistliche Wachsthum desselben befördern, wider Wissen und Wollen — ob der Theismus, als ein natürlicher Sohn des Papstthums und zugleich sein ärgster Erb- und Hausfeind, nicht eine Hierarchie im Schilde führe, gleichwie das Papstthum den Unglauben *in petto* habe — ob nicht der Theismus und das Papstthum sich den Namen des Christenthums mit eben so viel Schein als Eifer anmaassen können und müssen, um die beiden Schalen der Muschel unter sich zu theilen — ob nicht die Perle des Christenthums ein verbor-

genes Leben in Gott, eine Wahrheit in Christo dem Mittler und eine Kraft seyn müsse, die weder in Worten und Gebräuchen, noch in Dogmen und sichtbaren Werken besteht, folglich auch nicht nach dialektischem und ethischem Augenmaasse geschätzt werden kann?" — XIV. *Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht der allgemeinen deutschen Bibliothek*, Bd. XXIV. St. 1. S. 288 fol. Sie haben es mit einem Aufsatze in dieser Zeitschrift zu thun, der fünf Schriften Hamann's anzeigte und im achten Bande abgedruckt werden soll. Hamann eifert gegen den Götzen der gesunden Vernunft, den ihm die deutsche Bibliothek vorhielt: „die Gesundheit der Vernunft ist der wohlfeilste, eigenmächtigste und unverschämteste Selbststuhm, durch den alles zum Voraus gesetzt wird, was eben zu beweisen war, und wodurch alle freye Untersuchung der Wahrheit gewalthätiger als durch die Unfehlbarkeit der römisch-katholischen Kirche ausgeschlossen wird.“ (S. 324). — „So wie alle Arten der Unvernunft das Daseyn der Vernunft und ihren Mißbrauch voraussetzen: so müssen alle Religionen eine Beziehung auf den Glauben einer einzigen selbstständigen und lebendigen Wahrheit haben, die gleich unserer Existenz, älter als unsere Vernunft seyn muß, und daher nicht durch die Genesin der letztern, sondern durch eine unmittelbare Offenbarung der ersten erkannt werden kann. Weil unsere Vernunft bloß aus den äußern Verhältnissen sichtbarer, sinnlicher, vorfätiger Dinge den Stoff ihrer Begriffe schöpft, um selbige nach der Form ihrer innern Natur selbst zu bilden, und zu ihrem Genuß oder Gebrauch anzuwenden: so liegt der Grund der Religion in unserer ganzen Existenz; und außer der Sphäre unserer Erkenntnißkräfte, welche alle zusammengekommen, den zufälligsten und abstraktesten *modum* unserer Existenz ausmachen. Daher jene mythische und poetische Ader aller Religionen, ihre Thorheit und ärgerliche Gestalt in den Augen einer heterogenen, incompetenten, eiskalten, hundemagern Philosophie, die ihrer Erziehungskunst die höhere Bestimmung unserer Herrschaft über die Erde unverschämt andichtet.“ (S. 328). — XV. *Kleine Aufsätze von 1770 — 1776*, deren Veranlassungen in ihnen selbst angegeben sind.

Der Briefwechsel im fünften Theile von 1770 bis 1778 ist hauptsächlich an Herder gerichtet, unterbrochen gegen drey Jahre durch Herders Reisen. Briefe an einige Andere sind nach der Zeitfolge dazwischen gestellt. Ueber die kleinen Verhältnisse und häuslichen Vorfälle, welche darin berührt werden und manchem Leser zu weitläufig scheinen könnten, beruft sich der Herausgeber auf das Beyspiel anderer Briefsammlungen, und daß durch eine so große Umständlichkeit allein recht anschaulich werden kann, wie schwer dem Manne

das Leben gemacht wurde, wie er es nahm und trug; was, abgesehen von der Dienlichkeit zur Erklärung seiner Schriften, die mehr als bey andern Schriftstellern, Frucht seines Lebens waren, schon an sich betrachtenswerth und lehrreich sey. Wirklich erscheinen Hamann's Lebensverhältnisse recht drückend. Er schreibt 1770 an Moses Mendelssohn: „es geht jetzt ins vierte Jahr, daß ich bey der Provinzialaccise und Zolldirection als *Secrétaire traducteur* stehe: Ich bin den ganzen Tag so besetzt mit Arbeit, daß ich für meine Augen und meine Gesundheit fürchten muß, und daß, wenn ich nach Hause komme, ich nicht mehr weiß, ob und was ich anfangen soll. Indessen wohnt noch immer in meinem Bufen die Erbsünde der Lesesucht und einer gewissen unbestimmten Lüsternheit nach Dingen, die nicht der Mühe werth, oder die über meinen gegenwärtigen Horizont find.... Ich beziehe diese Michaelis ein kleines Häuschen, das ich in der Nachbarschaft meines Bureau, von dem ich jetzt eine halbe Meile weit wohne, die ich viermal des Tages diesen ganzen Sommer habe laufen müssen, gekauft habe. Wiewohl ich mir wenig Bequemlichkeit und Vorthail von dieser neuen Einrichtung vorstellen kann, so verspreche ich mir doch wenigstens etwas mehr Ruhe und Stetigkeit.“ — Ferner heißt es in einem Briefe von 1773: „ich habe seit drey Monaten in einer Wüste gelebt und in einer Entfernung von der Welt wie ein unreines jüdisches Weib. Verdenken Sie mir also nicht, wenn mein Brief diese Empfindungen des Widerwillens und der Unzufriedenheit athmet.“ (S. 22). Freylich entgegnet ihm auch Herder im Jahr 1774: „ich lebe in einem Kanaan zwischen Stein und Felsen, abge sondert von der ganzen Welt, und also auch von dem guten Geschmack.... ohne Freund, wie Sie; anderthalb Freundinnen; aber mein Weib ist mir Alles.“ — Wieder entgegnet Hamann 1776: „über *gaudia domestica* geht Nichts; hierin besteht der einzige Himmel auf Erden; aber *mala domestica* sind auch die wahre Hölle selbst für Patriarchen und Davide gewesen. Gottes Geist und des Menschen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister.“ (S. 171). — Einzelne merkwürdige Urtheile sind dann im Briefwechsel zwischen die Lebensnachrichten reichlich zerstreut. So äußert Hamann: „mir hat Schläzer's Stil und Ton immer widerstanden, *non possum dicere quare?*“ (S. 23). Rec., dem stets eben so zu Muth gewesen, glaubt die Ursachen davon hinreichend entwickeln zu können. Herder schreibt: „es wird einst werden, daß die Offenbarung und Religion Gottes, statt daß sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unseres Geschlechts werde. Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt, wie die fetten Kühe Pharaons, in sich schlucken; dann wird sich aber die Noth erst antreiben — bis ein Tag kommt, der durch *facta* und *acta* Alles entriegelt.“ — Ueber Mißverständnisse

heißt

heißt es bey Hamann S. 138: „dafs Sie mich bisweilen gar nicht, bisweilen ganz unrecht verstanden, erlehe ich aus einigen Stellen. Ich will mich aber darüber nicht rechtfertigen, um nicht zu mehr Mißverständnissen Anlaß zu geben. Bey aller Verschiedenheit unserer Lage mag es eine geheime Gleichförmigkeit unter unsern Umständen geben, durch die es sehr natürlich zugehen mag, dafs wir uns einander verwechseln, und der eine seine eigenen Vorurtheile dem andern beymißt, welches mir mit den optischen Gesetzen unserer Seele und ihrer Urtheilskraft übereinzustimmen scheint.“ — Und über das Christenthum an Lavater: „was Moses am brennenden Busche sah, der brannte ohne zu verbrennen, das ist für uns das Judenthum und Christenthum, und der Stifter beider ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. . . . Mein ganzes Christenthum ist ein Geschmack an Zeichen und an den Elementen des Wassers, des Brodtes, des Weines. Hier ist Fülle für Hunger und Durst — eine Fülle, die nicht bloß, wie das Gesetz, einen Schatten der zukünftigen Güter hat, sondern *αυτην την εικονα των πραγματος*, in sofern selbige durch einen Spiegel im Räthsel dargestellt, gegenwärtig und anschaulich gemacht werden können; denn das *realion* liegt jenseits.“ (S. 278). — Mit diesem Bekenntniß des Autors wollen wir von ihm dormalen Abschied nehmen und die baldige Herausgabe der noch folgenden Theile wünschen.

KIRCHENGESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Friedrich Heinrich Scheiffers Nachrichten von den evangelisch-reformirten Gemeinden in Hamburg und Altona. Ein Nachtrag zu J. A. Bostens historischen Kirchennachrichten.* 1823. X (XIV) u. 32 S. 8. Nebst einem tabellar. Verzeichniß sämtlicher Prediger d. reform. Gem. in H. u. A. seit 1589.

Der ehemalige Compastor zu Altona, *Johann Adrian Bolten* gab in den Jahren 1790 und 1791 (gleichfalls in obengen. Verlagshandlung) heraus: *Historische Kirchennachrichten von der Stadt Altona und deren verschiedenen Religionsparteyen, von der Herrschaft Pinneberg und von der Grafschaft Ranzau.* Zwey Bände. (S. A. L. Z. 1790. No. 337. und 1792. No. 29.). Seitdem sind nun Ergänzungen nöthig geworden, und diese giebt der würdige *Scheiffler*, was die evangelisch-reformirten Ge-

meinden in Hamburg und Altona betrifft, auf die wenigen Blättern, und zwar so, dafs zugleich in einer gedrängten historischen Uebersicht *Bostens* Nachrichten Bestätigung erhalten. Man liest hier mit Interesse, wie zuerst diese Gemeinden durch den Verfolgungsdruck in den Niederlanden, Frankreich u. s. w. aus vertriebenen Handels- und Gewerbsleuten entstanden sind, wie die ersten Ausgewanderten, in Hamburg und Altona sich niederlassend, der schon damals in *Stade* bestehenden Gemeinde sich anschlossen, wie jedoch die weite Entfernung sie bald, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, nöthigte, auf eine nähere und bequemere Einrichtung bedacht zu seyn, wie ihnen von dem Grafen *Ernst v. Schaumburg*, als damaligen Landesherrn, die Erlaubniß, eine Kirche zu Altona zu erbauen, gegeben ward; welche Kirche jedoch 1645 abbrannte, die indeß noch in demselben Jahre nebst einer Kapelle aus freywilligen Beyträgen wieder aufgebaut ward; wie im Jahr 1686 die stark angewachsene französische von der holländischen und deutschen sich trennte, und eigene Prediger berief; wie und auf welche Veranlassung 1716 der grössere Theil der Hamb. reform. Conf. sich von den Altonaern absonderte, einen Kirchenrath, eigene Kirchen und Prediger erhielt; wie 1774 eine von zwey Predigern bediente *deutsche* Gemeinde entstand, der seit 1761 eine französisch-reformirte Gemeinde zur Seite gestanden, welche beide Gemeinden seit 1785 in ihren kirchlichen Angelegenheiten des Schutzes der Hamburgischen Obrigkeit gienessen u. s. w. Die Zusätze, die auf S. 13 anfangen, betreffen die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, das Gesangbuch, die Agende, die Communionshandlung, das Schulwesen u. s. w. Die angehängte Tabelle ist sehr instructiv. — Noch ist zu bemerken, dafs die nächste Veranlassung zur Herausgabe dieser schätzenswerthen kleinen Schrift in der Feyer lag, welche die dankbare Gemeinde des hochverdienten Vfs. ihm zu Ehren nach 25 bey ihr in Ruhm und Segen zurückgelegten Amtsjahren veranstaltete. Eine herzliche Zufchrift, in welcher der treffliche Mann seine Gefühle gegen diese Gemeinde ausdrückt, gereicht der Schrift zu einer schönen Zierde. Wir schliessen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsch, dafs die Vorlesung ihn noch viele Jahre, eben so segenvoll wie bisher, wolle wirken lassen.

B e r i c h t i g u n g .

Ergänz. Bl. 1824. No. 1. S. 2. Z. 19 v. o. lese man ersten statt letzten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

März 1824.

GESCHICHTE.

ERFURT, in d. Keyferschen Buchh.: *Zeitschrift für die Völker- und Kriegsgeschichte der Vorzeit*. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben und redigirt von F. W. Beniken, königl. preuss. Hauptmann von der Armee. *Erster Band*. (Das Alterthum). VIII u. 480 S. *Zweyter Band*. (Das Mittelalter). 1821 u. 1822. (Preis beider Bände zusammen 10 Fl. 48 Kr.).

Der Zweck dieser, vor einigen Jahren erschienenen, Zeitschrift ist nach der, in der Vorrede enthaltenen Erklärung des Herausgebers: „den auf die Kriegsgeschichte vorzüglich begründeten Erfahrungssatz, daß der Krieg sammt seinen Einrichtungen nur dann einem Volke genügenden Schutz gewähren kann, wenn er in genauem Einverständnisse mit den Kenntnissen, Sitten und Gebräuchen desselben bleibt, und in solchem Sinn gelehrt und geführt wird, allgemein anschaulich zu machen, die Richtigkeit desselben aus den mannichfachen Kriegsvorfällen einer frühern Zeit zu erweisen, die Lust am Studium der Geschichte, dem vortrefflichsten Bildungsmittel für den Officier, zu wecken und zu beleben, und endlich nach und nach den reichen, in den Musterschriften des Alterthums und des Mittelalters grösstentheils unbenutzt ruhenden Schatz trefflicher Kriegskenntnisse für die deutsche Sprache zugänglich zu machen.“ — Jeder Jahrgang dieser Zeitschrift soll in zwey Bände zerfallen, deren erster einen Abschnitt aus der Kriegsgeschichte des Alterthums, der zweyte aber einen solchen aus dem Mittelalter in sich fassen wird.

Der Vorrede folgt ein Aufsatz: *über den Werth der Geschichte im Allgemeinen, insbesondere aber für den Krieger*, nicht unpassend als Einleitung zu dem ganzen Werke. Diefen folgen im ersten nachbenannte Aufsätze: 1) *Der Rückzug der 10,000 Griechen*. Aus Xenophons Feldzug des jüngern Cyrus. In Xenophons bekannter Darstellung des Feldzugs des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder, den persischen Könige Artaxerxes II. (Memnon), welche besonders dadurch merkwürdig ist, daß sie ein helles Licht auf den kriegerischen Geist, die Streit- und Heereskunde, und die Kriegszucht der Griechen in einer Zeit wirft, wo die Zerrüttung ihrer ionern Angelegenheiten den nahen Fall des gemeinsamen Vaterlandes bereits klar andeutete, befindet

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824

sich manches für die Belehrung des Kriegers minder Wichtige, das eigentlich nur den Faden des Gewebes zusammenhält. Der Uebersetzer hat dieses minder Wichtige, wozu er leider auch den Anfang des Feldzugs bis zur Schlacht bey *Cunaxa*, und den Schlufs, von der Ankunft der 10,000 Griechen in Trapezunt an, gerechnet hat, blofs in einem sehr gedrängten Auszuge, alles rein Kriegerische aber und vorzüglich Befehlende mit Xenophons eigenen Worten gegeben. Diese verschiedene Behandlungsart hat natürlicherweise bewirkt, daß der Stil nicht durchaus gleichförmig ausgefallen ist. Ueberhaupt würde es ohne Zweifel besser gewesen seyn, wenn der Uebersetzer die Geschichte des Rückzuges der 10,000 Griechen, nicht sowohl wörtlich übersetzt, als vielmehr deutsch bearbeitet hätte, indem es weniger an guten Uebersetzungen, als an guten Bearbeitungen Xenophons fehlt. Die der Darstellung des Rückzugs angehängten Erläuterungen sind allerdings sehr zweckmäfsig; aber der grössere Theil derselben hätte füglich der dem Text einverleibt werden können, es versteht sich jedoch mit Weglassung derjenigen Abschweifungen, welche dem Gegenstande selbst fremd sind. In jedem Fall hätte im Texte auf die Erläuterungen hingewiesen werden sollen, weil man so erst spät auf dieselben stöfst. Daß sich Cyrus wider den *Darius* empört habe (wie S. 10 gesagt wird), kann nur durch Versehen bey dem Drucke stehen geblieben seyn. Für die Pläne: die Schlacht bey *Cunaxa*, die Zug- und Schlachtordnungen der 10,000 Griechen auf ihrem Rückzuge von den Ufern des Tigris bis an das schwarze Meer, und die Siege der 10,000 Griechen in Armenien darstellend, werden die Leser dem Hrn. Herausgeber gewifs recht dankbar seyn; aber ein Kärtchen des Kriegsschauplatzes, etwa wie dasjenige, welches *Le Coite* seinen *Commentaires sur la retraite des dixmille* etc. angehängt hat, nur besser gezeichnet, würde gewifs ebenfalls sehr willkommen gewesen seyn; bey der Wohlfeilheit der Steinabdrücke, und dem etwas zu hohen Preise der Zeitschrift, wird dieser Wunsch nicht unbillig erscheinen.

2) *Der zweyte punische Krieg*. Nach des Polybius und Livius Darstellung. — Der Anfang dieses Krieges, — Hannibals Marsch von der Rhone bis über die Alpen, — ist schon oft der Gegenstand sorgfältiger und mühsamer Forschungen gewesen. Der Vf. läßt sich mit Recht über den Weg, auf

chem Hannibal die Alpen überschritten hat, und welcher alles Streitens darüber ungeachtet, noch immer nicht recht ausgemacht ist, in keine lange Erörterungen ein; sehr richtig bemerkt er dagegen, daß es nicht der Uebergangspunkt, oder die einzelne Schwierigkeit, welche diese oder jene Stelle vielleicht mehr oder minder gehabt haben mag, ist, was dem Krieger an dieser Begebenheit wichtig erscheinen muß, sondern der Geist, in welchem eine solche Unternehmung entworfen, die Kühnheit, Umsicht und Beharrlichkeit mit der sie ausgeführt wurde. Da es jedoch immer anziehend bleibt, zu wissen, was einsichtsvolle Männer durch ihre Forschungen herausgebracht haben, so führt der Vf. die Meinungen des Abanzit, Folard, Reichard und de Luc an, die er auf einem Kärtchen sehr deutlich verfinnlicht. Auf diesem Kärtchen ist übrigens, wahrscheinlich durch Versehen des Lithographen, dem großen St. Bernhards Berg, der Name *Berg St. Gotthard* beygelegt worden. Durch den Umstand, daß Polyb das Thal nicht genau bezeichnet, durch welches das karthagische Heer in die Ebene von Turin herabstieg, und den Namen des Flusses, der dasselbe durchfließt, zu nennen versäumte, wurde die unbegrenzte Bahn der Vermuthungen über Hannibals Marsch eröffnet. Hierzu kommt noch, daß man auf mehreren Puncten aller der verschiedenen Straßen, auf welchen nach dem einen oder dem andern Schriftsteller das karthagische Heer die Alpen überschritten haben soll, am häufigsten aber auf dem großen und kleinen Bernhard, wie auf dem Mont Cenis, Punische Münzen, Elephantenzähne und Gebeine gefunden hat. Lange herrschte die allgemeine verbreitete Meinung, die Carthager seyen über den *Monte viso* nach Italien gezogen. Johannes v. Müller ist auch dieser Meinung. Der Ansicht Folard's, Hannibal sey über den *Mont genevre* gezogen, traten der Abbé Denina, der General Servan, Regis und andere bey. Wieder Andere stimmen mit Abanzit, der den Hannibal über den Mont Cenis ziehen läßt. Am wahrscheinlichsten ist die Meinung Simmlers, eines Schriftstellers des 15ten Jahrhunderts, die auch von de Luc, und in neuerer Zeit von dem geistreichen und gründlichen Rogniat und von Mathieu Dumas angenommen worden ist, und die sich besonders auf den gut berechneten Operationsplan des großen karthagischen Feldherrn gründet. Dieser Meinung nach marschirte das karthagische Heer über den kleinen St. Bernhards Berg, und stieg durch das Thal von Aosta nach Ivrea herab. — Bey dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, die interessante Parallele anzuführen, welche Rogniat in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst zwischen dem Feldzug Napoleons im Jahr 1800 in Italien, und dem Zuge Hannibals zieht. Die Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Unternehmungen ist sehr auffallend. Der römi-

sche Consul, Publius Scipio, hatte sich nach dem Uebergange Hannibals über die Rhone hinter die Berge Liguriens beynahe in dieselbe Stellung zurückgezogen, in der sich das österreichische Heer unter General Melas im Jahr 1800 befand. Anstatt den Uebergang über die Alpen von vorn zu erzwingen, wie es Scipio und Melas erwarteten, faßten Hannibal und Napoleon den bewundernswürdigen Entschluß, diese mächtige Scheidewand im Rücken ihrer Gegner, an einer von diesen nicht bemerkten Stelle zu übersteigen. Hannibal ging zuerst bis Lyon, dann bis Seyssel die Rhone aufwärts; hier verließ er die Ufer des Flusses, wendete sich rechts, durchkreuzte das Gebirge, und erstieg die Alpenkette auf dem Fußsteig des kleinen St. Bernhards Bergs, von wo aus er hierauf in das Thal von Aosta herabstieg. Napoleon versammelte sein Heer bey Dijon, folgte dem Lauf der Rhone bis Saint Maurice aufwärts, wendete sich sodann gegen die Schweiz und hierauf rechts, um durch den engen Paß des großen St. Bernhards Bergs die Alpen zu überschreiten, worauf er ebenfalls in das Thal von Aosta herabstieg. Hannibal und Napoleon wendeten sich hierauf gegen den Po. Die Gefahren, die erstern bedroheten, als ihn die Bewohner der Alpen in mehreren Engpässen überfielen, die Mühe, die er sich gab, seine Elephanten über das Gebirge zu schaffen, und sich an die Stelle der alten eingestürzten Straße eine neue zu bahnen, können den Anstrengungen und dem Verluste der Franzosen bey der Fortschaffung ihres Geschützes und Fuhrwerks, welches durch Menschenhände bis auf den Gipfel des großen St. Bernhards Berges hinauf geschleppt werden mußte, und der Erstürmung des Forts Kardo zur Seite gestellt werden. Auf die Nachricht von dem Uebergange Hannibals verließ Scipio so plötzlich als General Melas es that, das Ligurische Gebirge; Scipio war aber schneller oder glücklicher als der österreichische Feldherr, denn er hatte bereits den Po bey Piacenza überschritten und den Ticino erreicht, als ihn das karthagische Heer erreichte. Die Oesterreicher waren dagegen nur bis Alexandrien gekommen, als sie mit dem französischen Heere bey Marengo zusammentrafen. Die Schlacht, die der österreichische Feldherr in dieser Stellung verlor, war entscheidend, und mußte es seyn, während das Treffen, welches der römische Consul am Ticino verlor, ihn nur zu dem Rückzug über dem Po nöthigte, ohne ihn seiner Verbindungen mit Rom, von woher er seine Verstärkungen erwartete, zu berauben. Ein Blick auf die Karte reicht hin, um die Verschiedenheit der gegenseitigen Lagen zu erkennen, und zugleich zu zeigen, daß, während Napoleon die Operationslinie seiner Gegner durchschnitt, er die seinige nicht bloß stellte, und sich die Möglichkeit sicherte, im Unglücksfall durch das Thal von Aosta über die Alpen und von da nach Genf sei-

seinen Rückzug auszuführen. (Der Herr Major von Decker, welcher in seinen Ansichten über die Kriegsführung im Geiste der Zeit, 1te Auflage, Seite 101 — 103, vorstehende Parallele ebenfalls, jedoch wörtlicher, übersetzt hat, muß jenen Blick auf die Karte veräußert haben, denn er hat sich zwey arge Fehler zu Schulden kommen lassen. Er sagt nämlich: Scipio habe seine Verstärkungen „von der Rhone“ her erwartet, und später: „Napoleon hätte seinen Rückzug durch das Thal von Aosta über die Alpen nach Genua ausführen können“). — Die Art des Vortrages der Geschichte des merkwürdigen zweyten punischen Krieges, kann Rec. nicht billigen. Der Vf. hat nämlich theils wörtliche, theils gedrängte, und zuweilen mit Bemerkungen durchflochtene Auszüge aus dem Polybius und Livius gegeben, und häufig die Angaben des letztern denen des erstern dieser beiden Schriftsteller zur Vergleichung an die Seite gestellt. Polybius und Livius gehören längst nicht mehr zu denjenigen alten Schriftstellern, deren Werke erst für die deutsche Sprache zugänglich gemacht werden müssen. Warum lieferte also der Vf. nicht lieber eine gleichförmig bearbeitete fortlaufende Geschichte jenes Krieges mit bloßer Hinweisung auf die Quellen, die um so willkommener gewesen seyn würde, als die Stellen, welche der Vf. frey bearbeitet hat, in einem für die Kriegsgeschichte ganz geeigneten, einfachen, höchst deutlichen und anziehenden Stile vorgetragen sind.

3) *Uebersicht des Kriegswesens der Griechen.* (Nach den Angaben des Herodot, Thucydides, Plutarch, Xenophon, Demosthenes, Arrian, Curtius u. a.). Eine zwar sehr gedrängte, aber lehrreiche Uebersicht des Kriegswesens der Athener, Lacedämonier und Macedonier.

4) *Die Längenmaße der Alten* (zusammengestellt nach Potter, d'Anville, Paukton, Adams, Grosse u. a. m.). Eine möglichst vollständige und dem Zweck der Zeitschrift um so mehr entsprechende Darstellung der Längenmaße der Griechen, Römer, Aegypter, Perser u. a., als in den bisher in jener Zeitschrift vorkommenden historischen Aufsätzen, die Entfernungen u. s. w., unübersetzt geblieben sind.

5) Unter der unrichtigen Aufschrift *Aphorismen* enthält das erste Heft: 1) *Meinungen des Vegetius über die Auswahl und Einübung der jungen Mannschaft*, von denen der Herausg. sagt, daß sie eben so anwendbar für unsere Zeit, als wohl zu beherzigen seyen. 2) *Kriegslisten des Iphikrates*, eines Feldherrn der Athener. Meistens Anekdoten aus dem Kriegerleben des Iphikrates, aber keine Kriegslisten. Das zweyte Heft. 1) Die Beantwortung der Frage: *Was verstanden die Alten unter Taktik und Strategie?* 2) *Die Helden des zweyten punischen Krieges*; und zwar: a) *Hannibal*; — aber keineswegs, wie man mit Recht erwartet, eine biographische Skizze und Charakteristik jenes großen

Mannes, sondern nur eine gedrängte Wiederholung des zweyten punischen Krieges. b) *Publius (Africanus) Scipio* (Africanus). — Der Sieger boy ma; ebenfalls weniger Biographie, als kurze Darstellung der Ereignisse, an welchen Scipio Theil nahm. 3) *Sallust's Urtheile über Menschen- u. Staatenleben*. (Bruchstücke aus dessen Catilina u. Jugurtha). — In einer Zeitschrift für Völker- u. Kriegsgeschichte wohl nur als Lückenbüsser zu betrachten, obgleich der Herausgeber sich öfters mit Mangel an Raum entschuldigt. Diesen Urtheilen sind zwey angeblich vom Setzer herrührenden Anmerkungen angehängt; wenn man das lange und doch nicht vollständige Druckfehler-Verzeichniss am Ende des zweyten Heftes bemerkt, so kann man allerdings auf die Vermuthung gerathen, der Setzer habe dem Inhalt mehr Aufmerksamkeit, als seinen bleyernen Buchstaben gewidmet.

6) *Uebersicht des Kriegswesens der Römer*. Trefflich geschrieben und sehr anziehend, aber leider nur Fragment, weil der „sparsam gemessene Raum eine weitere Darstellung des römischen Kriegswesens nicht erlaubte.“ Die Leser werden bis zur Erscheinung des zweyten Jahrgangs der Zeitschrift zur Geduld verwiesen. Wollte aber der Herausg. nicht die ganze Uebersicht in dem ersten Bande beenden, so würde es besser gewesen seyn, wenn er auch den Anfang für den zweyten Jahrgang ausgespart hätte. Ueberhaupt muß Rec. bey dieser Gelegenheit bemerken, daß Hr. von Beniken ebenfalls in den Fehler der meisten Herausgeber von Zeitschriften verfallen ist, die Aufsätze zu zerstückeln.

7) *C. Julius Cäsar, das Vorbild von Napoleon Bonaparte*; von Wendel. Unter dieser täuschenden Aufschrift giebt H. Wendel nur einige von den Thaten, die Julius Cäsar und Napoleon mit einander gemein hatten; aber nicht ihre gemeinschaftliche Größe wird hier dargestellt, sondern H. W. beschränkt sich im Wesentlichen darauf, zu zeigen, daß Cäsar's Kriegsberichte eben so übertrieben waren als die Bulletins Napoleons.

8) *Literatur-Bericht*. Unter dieser Aufschrift will der Herausgeber Werke aus dem Gebiete der Kriegsliteratur anzeigen, und diesen Anzeigen möglichst gedrängter Kürze das anfügen, was er sich bey dem Lesen derselben gedacht hat, und wie er glaubt, daß der Zweck des Vfs., so wie er ihn erleuchtet, erreicht und dessen Idee durchgeführt sey.

(Der Beschlufs folgt.)

BRUNN, b. Jenny: *Historischer Kalender für die Schweizer Jugend* für das Jahr 1823. Herausgegeben von E. Stierlin, erster (m) Helfer (Diencon) am Münster. Dritter Jahrg. 104 S. 11 Mit 6 Kupfern. (Steindruck).

Ebend.

Abend.: *Vierter Jahrgang*, für das Jahr 1824.
120 S. Mit 6 Kupfern.

In seiner N. 112 der Erg. Bl. der A. L. Z. 1822 von uns näher bezeichneten, einfachen und Belehrung mit Unterhaltung verbindenden Manier fährt Hr. *Stierlin* fort, die Aufmerksamkeit der Schweizerischen Jugend auf einzelne merkwürdige Begebenheiten, die sich in ihrem Vaterlande zugetragen, und auf das Thun und Wirken vorzüglicher, aus Helvetiens Schooße hervorgegangener Männer hinzulenken. In dem Jahrgange 1823 nehmen die *Entscheidung der Stadt Schaffhausen*, die *Mordnacht zu Zürich* und die *Schlacht bey Tütwyl* bey weitem den meisten Raum ein. In dem ersten dieser drey Aufsätze vernimmt man, wie im elften Jahrhunderte rings um das vom *Grafen Eberhard von Nellenburg* gestiftete Kloster *Allerheiligen* aus einem unbedeutenden Flecken als ansehnliche und blühende Stadt, nach und nach *Schaffhausen* hervorging. Es genossen nämlich die Mönche des gedachten Klosters einer solchen Achtung und Liebe, daß sie während der vielen um sie her wüthenden Kriege ruhig und unangestastet blieben, daher denn viele Bewohner der Umgegend, wegen mehrerer Sicherheit, ihre Wohnungen, auch viele Edelleute ihre Burgen verließen und sich unter dem Schutz des Klosters *Allerheiligen* nach *Schaffhausen* begaben, das hierdurch in kurzer Zeit zur bedeutenden Stadt anwuchs, in des andern Flecken, Dörfer und Burgen verödeten und in Schutt und Trümmer zerfielen. Was aber diesen Klosterbewohnern eine solche Achtung erwarb und zusicherte, war „Selbstverleugnung, Erhebung und Kraft des Geistes, dem Lebensgepuffe zu entlagen, der strengsten Mäßigkeit und der *fleißigen Arbeit* (auch außer ihren Mauern, wie z. B. mit Urbarmachen des Landes) sich zu unterwerfen, selbst die nächtliche Ruhe zu opfern, und dies alles nicht auf kurze Zeit, sondern für das ganze irdische Leben.“ (Also nicht ein unthätiges, sogenanntes Ruben in Gott, nicht ein sich Dahingeben an schwärmerische und mystische Ideen, nicht ein bloßer Lippendienst, noch ein behagliches und selbstgefälliges Herabschauen auf die Kinder der Welt). Bey der Beschreibung der gewaltig großen Heuschreckennoth im J. 1338 ermangelte der Vf. nicht, die Jugend auf die rettende Hand der Vorsehung aufmerksam zu machen. „Doch — heist es S. 47 — was die Menschen mit all ihrer Weisheit, mit all ihrer Kraft nicht abzuwenden vermochten, das wandte Gott durch gering scheinende Mittel. Krähen, Elstern und andere dergleichen Vögel fanden sich, durch das reichliche Futter angezogen, häufiger als sonst ein, und fraßen das Ungeziefer so gierig weg, daß sie es endlich bis auf die letzte Spur vertilgten.“

In dem „*historischen Kalender für 1824*“ enthält einer der längern Aufsätze „*König Albrechts Tod und die Blutrache*“, eine Darstellung der Mordscene zu Windisch, im Kanton Aargau, im J. 1308, und der ihr im Gefolge gehenden vielfältigen Aus-

brüche wüthender Rachbegierde. Als ein bedeutendes Wort wird am Ende dieser Erzählung die Rede *Bruder Berchthold Serebels von Offerigen*, eines alten Kriegsmannes Königs Rudolfs, angeführt, der auf einem Berge unweit Habsburg einsiedlerisch lebte und sich nie wollte bereden lassen, in die Kirche des auf dem Königsfelde, wo der Mord an Albrecht verübt worden war, erbauten Klosters zu kommen, indem er sagte: „*Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldig Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Güte und Erbarmung.*“ Die Beschreibung des Erdbebens von 1536, welches in der Stadt *Basel* und der ganzen Umgegend fürchterliche Verheerungen anrichtete, benutzt Hr. St. dazu, der edeln Aeußerung des damals mit Basel in Feindschaft lebenden Herzogs Albrecht von Oesterreich zu gedenken, welcher denen, die ihm anriethen, jene Schreckenszeit zur Eroberung der wehrlosen Stadt zu benutzen, zur Antwort gab: „*Da sey Gott vor, daß Albrecht von Oesterreich die tödte, welche der göttliche Arm schon verwundet hat.*“

In dem angedeuteten Sinne hat der Vf. die meisten seiner Aushebungen aus der vaterländischen Geschichte vorgenommen, und da er mit diesen zwey Jahrgängen seines historischen Kalenders anfängt, seine Bearbeitungen auch auf seltene, durch ihre Größe in Erstaunen setzende Ereignisse in der physischen Welt auszudehnen, so hat er seinen Stoff hierdurch unendlich vervielfältigt. Mit desto sorgfältigerer Auswahl wird er ohne Zweifel von einem Jahre zum andern zu Werke gehen, und von den Naturbegebenheiten sich zu seinen Darstellungen nur solche ausersehen, denen sich, wie bey den meisten der bis jetzt beschriebenen, neben dem Ungewöhnlichen und Ergreifenden des Ereignisses selbst, als eines Naturphänomens, auch eine moralische Seite abgewinnen läßt. Ebenso wird er auch bey Aufstellung seiner historischen Gallerie es immer mehr zu vermeiden suchen, seine Wahl gerade auf solche Begebenheiten fallen zu lassen, die wie die *Mordnacht zu Zürich*, *König Albrechts Tod* und die *Blutrache* u. a. m. durch die mehrfachen Bearbeitungen der gesammten Schweizergeschichte sowohl als einzelner Theile derselben (von dem mit flüchtiger Feder, doch nicht ohne Geist, unter mancherley Titeln an der vaterländischen Geschichte hinstreifenden *Leonhard Meister* bis zu *Vögeli's* verständiger, einfacher Darstellung und *Zschokke's* lebendigem Volksbuche), so wie auch durch die in verschiedenen Städten der Schweiz erscheinenden, zum Theil schon zu längern Reihefolgen angewachsenen „*Neujahrsblättern für die Jugend*“, welche größtentheils vaterländisch - geschichtliche Gegenstände behandeln, bereits zum Wissen eines Jeden, den solches interessieren mag, und namentlich zur Kenntniß des heranwachsenden Geschlechtes gebracht sind, für welches zunächst, wenn nicht ausschließlich, Sammlungen, wie die vorliegenden, bestimmt seyn sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

GESCHICHTE.

ERFURT, in d. Keyserlichen Buchh.: *Zeitschrift für die Völker- und Kriegsgeschichte der Vorzeit* — von F. W. Beniken u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band enthält folgende Aufsätze: 1) *Die Völkerwanderung*. Der Vf. dieses als Einleitung zur Geschichte des Mittelalters dienenden Aufsatzes geht von dem Gesichtspuncte aus, dass, so wie griechisches und römisches Leben das Alterthum, so die *deutsche Nation* Zeit und Wesen des Mittelalters bestimmt habe, und liefert eine zwar ziemlich gedrängte, aber aus den besten Quellen geschöpfte und trefflich dargestellte Uebersicht der Völkerwanderungen in Europa: von dem Einbruche der *Cimbern* und *Teutonen* (von 113 — 101 vor Chr. Geb.) bis zu dem Sturze des weströmischen Reiches durch Odoaker (476 nach Chr. Geb.). 2) *Die Byzantiner*. Eine ebenfalls sehr gedrängte, aber gut geschriebene Uebersicht der Geschichte des oströmischen Reichs, von seiner Entstehung bey der Theilung der römischen Monarchie (im Jahr 395 n. Chr. Geb.) bis zur Eroberung von Byzanz durch die Osmanen unter Mohamed II. (im Jahr 1453). 3) *Aphorismen. Allgemeine Bemerkungen über das Mittelalter*. Die Aufschrift „Aphorismen“ kann nur durch Versehen diesem Auszug aus Fr. Rühs Handbuch der Geschichte des Mittelalters vorgesetzt worden seyn. Die Bemerkungen sind sehr gut, aber in einer Zeitschrift wie die vorliegende, sollte man nicht auf Abschriften stossen. 4) *Die Moslemim*; ein bloßer Auszug aus Ludens vortrefflicher Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters, der die, durch Mohamed bereitete, Umwälzung in Arabien, und ihre nächsten Folgen sehr geistvoll und anziehend darstellt. 5) *Die Westgothen in Spanien und Gallien*. Eine nur zu sehr gedrängte Geschichte der Gründung, des Wachstums, des Sinkens und des Untergangs des von Ataulph (412 n. Chr. Geb.) gegründeten, und durch die Moslemim unter Tarik - Ben - Ziad in der Schlacht bey Xeres de la Frontera (26. Juli 711) zertrümmerten Reiches der Westgothen in Spanien. Etwas mehr Ausführlichkeit würde diesen Aufsatz ungleich interessanter gemacht haben. 6) *Spaniens Eroberung durch die Moslemim*. Dieser Aufsatz kann als Fortsetzung des vorhergehenden betrachtet werden. *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.*

den, enthält aber ebenfalls nur eine ganz allgemeine Uebersicht. 7) *Untergang des Ostgothen Reichs in Italien*. (Nach Procop und Agathias). Eine musterhafte Erzählung des gothischen Krieges in Italien, und der Vertreibung der Ostgothen aus diesem Lande. 8) *Die Longobarden in Italien*. (Nach Procop, Paul Warnefried und Erchembert). Abermals nur eine ganz allgemeine und sehr gedrängte Uebersicht, den Zug der Longobarden nach Italien, die Gründung ihrer Herrschaft, die Gestaltung ihres Reiches, die Erhebung, das Sinken und den Fall jener Herrschaft mit wenigen Worten darstellend. Der Vf. setzt in der Regel den alten Ortsnamen die jetzt üblichen Benennungen bey, was sehr zu loben ist; hat sich aber zweymal geirrt. Das alte *Mons silicis* heisst jetzt nicht Montelese, (wie es auch von d'Anville irriger Weise genannt wird), sondern *Monfelve*, und das alte *Monoccia* (nicht *Modoccia*, wie Hr. B. schreibt) heisst gegenwärtig Monza und nicht Mozza. 9) Unter der, wie früher, so auch hier, unrichtigen Aufschrift *Aphorismen* kommen nachbenannte Kleinigkeiten vor. a) *Die Hierarchie*. Eine aus Roth's Lehrbuch der Geschichte entlehnte Betrachtung über die Entstehung und Ausbildung der geistlich - weltlichen Herrschaft. b) *Karl der Grosse und der Priesterstand*. Nichts als eine von Karl in den Capitularien an die Priester gerichtete Frage, wodurch er zu erkennen gab, dass er aufgeklärter dachte, als mancher spätere Monarch. c) *Kaiser Karls Siegel*. Eine unbedeutende Anekdote. d) *Zustand Britanniens von 446 — 827*. Ein Bruchstück aus Koch's Gemälde der Revolutionen in Europa. e) *Einfluss germanischer Gesetze, Sitten und Bildung auf die Gestaltung der damaligen Zeit*. Ebenfalls aus Koch's Gemälde der Revolutionen entlehnt. Das Resultat ist: dass der Einbruch der germanischen Völker in die Provinzen des abendländischen Reiches die wahre Quelle der Barbarey, der Unwissenheit und des Aberglaubens war, worin dieser Theil von Europa so lange verfunken blieb. Andererseits diene diese Revolution dazu, Europa von dem Despotismus der Römer zu befreien, und die Spuren von Freyheit, welche sich in den Verfassungen der germanischen Völker befanden, auch auf andere europäische Nationen überzutragen. f) *Christenthum, Königthum und Lehenwesen*. C (2)

jen, als Mittel zur Bildung der Zeit nach der Zerstörung des abendländischen Reiches. Dieser nicht uninteressante Aufsatz ist ein Auszug aus Rehms bekanntem Handbuch der Geschichte des Mittelalters. 10) *Das Kriegswesen der Deutschen*. Eine kurze, größtentheils aus Tacitus geschöpfte Uebersicht des Kriegswesens der alten Deutschen. 11) *Uebersicht der Begebenheiten in Spanien von 718 bis 755*. Aus Juan de Ferreras. Eine Fortsetzung des oben unter No. 6. angeführten Aufsatzes. Von den hier erzählten Begebenheiten — wie z. B. der Kampf der Moslems gegen Karl Martell, hat sich bey weitem der grössere Theil nicht in Spanien, sondern in Frankreich ereignet, wodurch zwar die Ueberschrift unrichtig wird, der Aufsatz selbst aber keineswegs an Interesse verliert. 12) *Mohamed's Herrschaft (Reich) von seinem Tode bis auf das Jahr 752*. Ein Auszug aus v. Dresch Uebersicht der allgemeinen politischen Geschichte. Der Aufsatz erzählt mit wenigen Worten die Thaten und Eroberungen der nächsten Nachfolger Mohameds. 13) *Uebersicht der fränkischen Geschichte von Chlodwig bis auf Karl den Grossen* (v. 481 bis 771). Diese Schilderung eines höchst merkwürdigen Zeitraums der fränkischen Geschichte kann meisterhaft genannt werden. Der Vf. hat zwar Manches aus Ludens allgemeiner Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters und aus Perz Geschichte der merovingischen Hausmeier entlehnt, die entlehnten Stellen aber mit dem, was seine eigene Arbeit ist, zu einem trefflichen Ganzen vereinigt. 14) *Das Reich der Byzantiner in Bezug auf das Kriegswesen*. Dieser Aufsatz zerfällt in drey Theile; der erste Theil hat die Aufschrift „*Einleitung*“ steht aber mit dem ersten Aufsatz im ersten Bande (Ueber den Werth der Geschichte u. s. w.) bey weitem in näherer Verbindung, als mit dem Kriegswesen der Byzantiner. Der zweyte Theil, mit der Aufschrift „*die Römer bis zur Theilung des Reichs*“, ist zwar an und für sich gut, paßt aber gewiss nicht in eine Schilderung des Reiches der Byzantiner in Bezug auf das Kriegswesen. Der dritte Theil endlich führt die Aufschrift „*Die Byzantiner*“, und enthält, was die oben angeführte Ueberschrift anzeigt, zwar kurz, aber vortrefflich ausgedrückt. 15) *Die Juden im Orient*. Ein Auszug aus „Rüh's Handbuch der Geschichte des Mittelalters“, der eine sehr gedrängte Uebersicht der Geschichte der Juden im Orient enthält. 16) Literaturberichte.

Am Schlusse des zweyten Bandes rechtfertigt sich der Herausgeber über die Verschiedenheit in der Bearbeitung, die bey dem Vergleichen beider Bände nur zu deutlich hervortritt, auf folgende Art: Den Uebergang vom Alterthum zur neuern Zeit bildet ein weiter, in seinen Anfängen höchst dunkler Zeitraum. Das Mittelalter ist bis auf Karl

dem Grossen, dem ersten Ordner und Gesetzgeber, als ein chaotischer Knauel, als eine Zeit der Gährung zu betrachten. Soll aber Karl's Walten, so wie die mit ihm anfangende Gestaltung erkannt und begriffen werden, so muß man die Fäden, welche sich durch den Gräuel der Verwüstung bis ins Alterthum hinüber spinnen, und die Leiter der neuen Lebensranken sind, an denen die Zeit grünt, sorgfältig in dem allgemeinen Treiben der Völkermassen, so wie in einzelnen Zügen ihres wandelbaren Daseyns auffuchen und darstellen. Dieses zu thun, eine Vorbereitung auf die Zeit des Werdens und Bildens im Mittelalter zu liefern, war des Herausgebers Absicht, und darum mußte Alles so allgemein gehalten werden. Jetzt glaubt er, seine Leser bis zu dieser Gestaltungszeit herangeführt und einen zweckmäßigen Uebergang in die kriegsgeschichtlichen Einzelheiten gefunden zu haben; der nächste Band wird davon Zeugniß geben, daß diese Uebersichten von Nutzen sind, und soll dasjenige enthalten, was anfangs für gegenwärtigen Band bestimmt war. Rec. geht den Nutzen der Uebersichten recht gut ein, glaubt aber eben desswegen, daß der Herausg. den beabsichtigten Zweck durch eine allgemeine, gleichförmig bearbeitete, die einzelnen Reiche und Völker möglichst im Zusammenhang umfassende Uebersicht bey weitem besser, als durch die vielen abgerissenen, chaotisch unter einander liegenden Bruchstücke erreicht haben würde, durch welche Arbeit er zugleich auch das geistlose Abschreiben aus bekannten, der deutschen Sprache durchaus zugänglichen Schriften gänzlich hätte vermeiden können.

Die Klage über den hohen Preis der Zeitschrift muß in Betreff des zweyten Bandes erneuert, und noch verstärkt werden, indem dieser Band nicht nur so manche bloße Abschriften enthält, sondern auch um einige Bogen schwächer als der erste Band, und nur mit zwey Planen versehen ist.

Für solche Leser, welche ihre Hefte Bandweis zusammenbinden lassen, ist ein allgemeines Inhaltsverzeichnis für jeden Band zu wünschen. Rec. schließt mit der Ueberzeugung, daß sich diese Zeitschrift bey dem unverkennbaren ernstlichen Willen des Herausg., nur Gutes und Nützliches zu liefern, bald zu einer hohen Stufe von Vortrefflichkeit und Gediegenheit erheben wird.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Vorlesungen über die Militärgraphik*, in besonderer Hinsicht auf die *Situationszeichnung*, von Georg Wilhelm Horrer, Premierlieutenant im Königl. Sächs. Ingenieurkorps und Lehrer der Bildungsanstalt dieser Korps.

Korps. 1822. Mit 14 Kupfertafeln und 5 Tabellen. X u. 312 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.).

Da unter Graphik bekanntlich die Kunst zu schreiben und zu zeichnen verstanden wird, so hat der Vf. vorliegender Schrift, unter Militairgraphik, die Zeichnung solcher Gegenstände gemeint, die sich auf den Krieg beziehen, und diese sind denn auch lediglich der Gegenstand seines Werks. Gewiss ist die Bearbeitung dieses Zweiges der Militairwissenschaften, ein sehr verdienstliches Unternehmen, das in der Zusammenstellung und in dem Umfange, wie hier geschehen, ein Ganzes geworden ist, nach welchem bisher der für höhere Zwecke sich bildende Militair vergeblich umfah. — Nach der *Einleitung*, die den Umfang, den Zweck und die vorzüglichsten Begriffe der Militairgraphik auseinander setzt, folgt eine kurze *Geschichte des Kartenwesens* und der *Situationszeichnung*. Der Vf. theilt die Geschichte der alten Geographie in zwey Perioden, von Sesostris bis Alexander dem Großen, und von diesem bis Ptolemäus. Zur Zeit des Mittelalters und seit dem Verfall des römischen Reichs ist wenig für die Geographie geschehen; zu den Erstem aber, welche dann in Europa die Geographie wiederum in Anregung brachten, rechnet man Johann Stöffler, Professor der Mathematik in Tübingen und seinen Schüler Sebastian Münster, welcher als deutscher Strabo bekannt ist; dann hat Gerhard Mercator, der von 1512 bis 1594 lebte, das Meiste zur Vervollkommenung der Geographie beygetragen, und Ideen in Anregung gebracht, die von Newton, Huyghens, Dominic Cassini, Maupertuis und Bouguer gehörig benutzt und durch ihre Arbeiten erweitert und vervollkommenet sind. — Von Specialmessungen und deren Darstellung auf Rissen, mittelst Situationszeichnung in neuern Zeiten, wird nur die nöthige Erläuterung gegeben, und hiebey der sächsischen topographischen Landesmessungen und der daraus entstandenen Karten, ausgeführt durch das sächsische Ingenieurkorps, mit vielem Ruhme gedacht; das dabey der wackere Major Lehmann und seine Verehrer schlecht wegkommen würden, ließe sich wohl erwarten. S. 80 wird gesagt, das die nach Lehmann benannte Zeichnemethode meistens nur von seinen Schülern gepriesen werde, welche entweder selbst gar nicht, oder doch wenigstens äußerst dürftig zeichnen, und nicht im Stande wären, eine Feldwacht, dem Terrain anpassend, aufzustellen, und die Verschönerung eines Unterofficierpostens richtig anzulegen. Dagegen ließe sich nun manches sagen — doch es frommt nicht, hierüber an diesem Orte genauere Nachweisungen zu geben, und Rec. bedauert sehr, das, der verehrte Vf. ebenfalls leidenschaftlich an einem solchen Parteystreite Theil genommen hat.

Der zweyte Abschnitt des Werks theilt Einiges aus den astronomischen Wissenschaften, besonders aus der mathematischen Geographie mit, was auch,

wenn das Nachfolgende gehörig verstanden werden soll, hier an seinem Platze ist.

Im dritten Abschnitte handelt der Vf. von der Perspective und den Projectionen. Sehr verständig und klar sind hier die für jede Projectionsweise gegebenen Bedingungen, und die Art der Ausführung nach den besten Vorschriften hierüber auseinander gesetzt und durch mehrere zweckdienliche Aufgaben erläutert. Insbesondere zeigt §. 80., welche Schwierigkeiten die Kartenarbeiten mit sich führen; denn da die Erdoberfläche gekrümmt sey und die Oberfläche einer jeden Sphäre oder eines Sphäroids auf eine gerade Ebene sich genau gar nicht darstellen lasse, ohne die Bilder auf ihr zu entstellen, die Bedingungen einer guten Karte aber sind: die Figur der Länder nicht zu verunstalten, den Größen der Länder auf der Karte ihr wahres Verhältniß unter sich zu geben, die Entfernung der Orte in Verhältniß der wahren Entfernung zu setzen, und das, was auf einen größten Zirkel der Sphäre liegt, auf der Karte in einer ganz geraden Linie darzustellen, diese Forderungen aber sämmtlich zu erfüllen unmöglich ist, man nur theilweise denselben genügen kann, und dieses auf die verschiedenen Projectionsarten geführt hat. Der Vf. theilt die Projectionen in stereographische, Central- und orthographische Projectionen, und jede wiederum nach ihren Unterabtheilungen, als: Polar-, Aequatorial- und Horizontalprojectionen ein. — Der vierte Abschnitt trägt einige Bestimmungen aus der Terrainlehre vor; und der fünfte giebt allgemeine Sätze der Taktik an. Zwey sehr schätzbare Abschnitte, die in möglichster Kürze das Erforderliche genau bezeichnen.

Die zweyte Abtheilung des Werks enthält größtentheils das vom Vf. aufgestellte System der *Situationszeichnung*, welches alle hierher gehörigen Gegenstände in folgerechter Ordnung enthält. Er zeigt hier, das die orthographische Projection diejenige sey, welche bey den topographischen Situationszeichnungen angewendet werden muß, weil alle Gegenstände in derselben, sie mögen von einer Art seyn von welcher sie wollen, nach Länge und Breite mit dem Zirkel müssen abgemessen werden können. Da nun aber auf einem Situationsplane nicht allein Entfernungen gesucht werden, sondern auch die verschiedenen Höhen und Abdachungen der Berge; so müssen, um dieses letztere zu bewirken, gewisse Grundsätze aufgestellt und festgehalten werden, die in der Folge entwickelt sind. — Die Erleuchtung und ihre Abstufungen werden bey den Contourzeichnungen der Berge dergestalt angewandt, das daraus erhoben werden kann, zu welchem Bergsysteme die einzelnen Theile eines Berges, oder die in Projection vorgestellten Abdachungen gehören. Um Höhen und Böschungswinkel im Grundrisse anzugeben, bedient man sich der Schraffirung, oder des Ausfüllens von Zonen mit Strichen, wobey man sich

sich einen Berg in mehrere horizontale Schichten von gleicher Höhe durchschnitten denken muß. Die erste von dem Vf. aufgestellte Hauptregel wäre nun, daß die Striche desto kürzer gemacht werden müssen, je größer der Böschungswinkel ist. — Was die Bestimmungen für das zweyte Erfoderniß, die Lage der Schraffirungen oder Striche anbelangt, so stelle man sich vor, daß eine Bergmasse so unter Wasser gesetzt sey, daß kein Theil davon unbedeckt ist, und daß das Wasser sich nach und nach senke, so daß am Ende der Fuß der Bergmasse sichtbar werde. Das kleinste und natürlichste, folglich auch ganz homogene Maas der Flüssigkeit ist der Tropfen, und man kann die Wassermasse sich aus solchen Theilen bestehend denken; an diesem einen Wassertropfen liegen aber mehrere, und je nachdem sich das Wasser senket, werden einige Wassertropfen um einen Punkt herum stehen, deren Anzahl von dem Winkel abhängt, unter welchem die Seitenlinien des Profils des Berges sich oben begegnen; hieraus entsteht aber eine Tropfenkette, welche, wegen der angenommenen Form des Körpers, in einer Kreislinie um den obern Tropfen, als Mittelpunkt liegen. Verfolgt man nun jeden Tropfen in einer solchen Kette, auf seinem Wege des Abgleitens bis zum Fusse, so werde man finden, — sagt der Vf. — daß dieser sein Weg, eine *gerade Linie* vom höchsten Punkte angefangen, seyn müsse. Das nämliche gelte auch, wenn man Berge sich von der Art vorstelle, daß ihr höchster Punkt auf einer Seite, und nicht über der Mitte ihrer Grundfläche sich befände. Es folge aber hieraus, daß, wenn man Figuren mit Strichen oder Schraffirungen belege, diese jedesmal in gerader Richtung von der Kuppe bis zum Fusse zu führen seyn. Rec. hat geglaubt, diesen Gegenstand hier umständlich auseinander setzen zu müssen, weil hierin der *Hauptunterschied* der Horner'schen und Lehmann'schen Bergzeichnungslehre liegt, indem letztere verlangt, daß die Schraffirungen jedesmal rechtwinkelig die um den Berg gelegten Horizontalen begegne, in den meisten Fällen demnach, von der Kuppe bis zum Fusse, *keine gerade, sondern eine gekrümmte Linie* seyn müsse. — Der Vf. vorliegender Schrift stellt nun für die Lage der Schraffire nach seinem Systeme, noch folgende Regeln auf: alle Striche eines Berges müssen von dessen Kuppe aus die Hauptrichtung erhalten; diejenigen Striche, welche die Hauptwände einer Schlucht bilden, dürfen sich unter keinem andern Winkel, als zwischen 90 und 150 Grad auf höchste begegnen; die Spitze des Winkels, welche die Schraffirungen zur Bildung einer Schlucht machen, ist je-

desmal nach dem Abfalle gerichtet. Was die Form der Striche anbelangt, so treffen die Vorschriften des Vfs. mit den Lehmann'schen größtentheils überein, nämlich die Striche müssen desto stärker, dichter und kürzer seyn, je größer der Neigungswinkel der darzustellenden Fläche ist; und im Gegentheil schwächer, weiter und länger, je kleiner dieser Winkel ausfällt.

Was der Vf. von ökonomischen Planen S. 280 u. f. gesagt hat, bedürfte mancher Berichtigung und Zusätze; dieser Abschnitt zeigt, daß Hr. H. über Gegenstände aburtheilt, die außer seinen Kenntnissen und seiner Sphäre liegen; so gehört z. B. zu den von ihm nicht mit angeführten Bedingungen eines ökonomischen Risses, daß Ländereyen und Abschnitte davon, die gewissen Servituten unterworfen sind, von denen Zinsen erhoben, oder die durch Frohnen bearbeitet werden; diejenigen Stücke, welche nicht zu geschlossenem Gütern gehören, sondern die besonders bewirthschaftet werden, die ganz oder zum Theil der Huthung unterworfen sind; solche, die unter besonderer Gerichtsbarkeit stehen u. f. w., angegeben und kenntlich gemacht werden müssen. — Ferner in den Grundstücken sind die örtlichen, oft nicht in die Augen fallenden, jedoch für die Bewirthschaftung der Güter oft wichtigen Gegenstände, als: Gallen- und Brandflecke in den Feldern, Entwässerungs- und Bewässerungsgräben in den Wiesen u. dergl. Gegenstände mehr zu unterscheiden. — Was die Situation eines solchen Risses betrifft, so müsse dieselbe, sagt der Vf., in einem ökonomischen Risse ganz wegbleiben, sie mache den Plan undeutlich, besonders bey steilen Abhängen, und es ginge nicht nur der Ueberblick verloren, sondern man wäre auch schwer im Stande, die so nöthigen Kleinigkeiten mit Bestimmtheit abzunehmen und zu erkennen. — Hierauf erwiedert Rec. Ein Oekonom, der einen Riss versteht, weiß auch gewis die darauf angedeutete Situation zu würdigen und daraus zu beurtheilen, welche Felder einen südlichen, und welche einen nördlichen Abhang haben, ob in den Grundstücken Wassergräben, und nach welchen Gegenden hinzuleiten sind; wie bey Anlegung von Wegen die Richtung des Berges berücksichtigt werden muß, und Bedingungen der Art mehr. Um damit nicht kleine Gegenstände in der Zeichnung durch die Striche der Situation einer steilen Böschung gedeckt werden, hat man ja nur nöthig, die Scala der schwarzen Striche und des weissen Zwischenraumes bis auf 90 Grad auszudehnen.

Schade, daß das übrigens so nützliche Werk durch so viele Druckfehler entstellt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) **BAMBERG u. WÜRZBURG**, in der Göbhardt. Buchh.: *Die Verbannten*. Ein Drama in vier Acten, nebst einem Nachspiele. Von *Joseph Freyherrn von Auffenberg*, Lieutenant u. l. w. 1821. 153 S. gr. 8.
- 2) *Ebendasselbst*: *Das Opfer des Themistokles*. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von demselben Verfasser. 1821. 135 S. gr. 8.

Der Stoff von Nr. 1. ist der Sturz des interessanten russischen Emporkömmlings, Fürsten Menzikof, unter Peter II. (1727.) Vor sieben Jahren kündigte in der jüdischen Zeitschrift *Jedidja* (Berlin 1817.) ein Herr Dr. *Hellmuth Winter* mit einer beinahe ungläublichen Selbstgenügsamkeit an, daß er aus diesem geschichtlichen Stoffe eine „heroische Universal-Tragödie“ gemacht habe, deren Element (Grundidee wolle er vermuthlich sagen) die Lebensregel sey: Hochmuth kommt vor dem Falle. Wir wissen nicht, ob er mit seinem Werke zu Stande gekommen ist; aber auf keinen Fall kann diese Winter'sche Universal-Tragödie unserm Vf. zum Muster gedient haben, denn dieser hat es eben nicht darauf angelegt, in seinem Drama das angeführte triviale Sprichwort auszuführen, er hat vielmehr dahin gearbeitet, der geschichtlichen Begebenheit einen tüchtigeren tragischen Tragebalken unterzuziehen: die Idee eines ernst strafenden Verhängnisses. Sein Menzikof nämlich hat eine Ehe geschlossen, auf welcher Vaterfluch haftet; er hat die Tochter eines Großen des Reichs geheiratet, den er, freylich durch eine pflichtmäßige Anzeige aufrührerischer Pläne, auf das Blutgerüste gebracht hatte. Diese Unterlage ist wenigstens nicht schwächer, als die im *Othello*, wo Desdemona wider Vaters Willen sich vermählt. Die geschichtliche Ueberlieferung, daß Menzikof durch Unterschlagung einer bedeutenden Geldsumme, welche der Kaiser seiner Schwester bestimmt hatte, in Ungnade gefallen seyn soll, war in einem Drama, dessen Held Menzikof seyn sollte, nicht füglich zu gebrauchen, und Hr. v. *Auffenberg* benutzte mit Geschick den historischen Umstand, daß Menzikof in dem Momente gestürzt wurde, wo Peter II. im Begriff stand, sein Eidam zu werden, zur Erfindung einer dramatisch schicklicheren Ursache des Falles. Menzikof

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

hat den Kaiser durch mancherley Vorpiegelungen zu dem Entschlusse bewogen, seine Tochter Lisinka zur Gemahlin zu erwählen. Zum Unglück liebt Lisinka den Sohn des Dolgorucky, des Feindes von ihrem Hause, und in dem Augenblicke, wo die Verbindung der Liebenden, in welche Dolgorucky auf seines Sohnes Bitten gewilliget hat, beide Familien versöhnen zu wollen scheint, vermehrt Menzikof die Erbitterung, indem er die Werbung abweiset, um seinen ehrgeizigen Plan zu verfolgen. Der Kaiser, von Menzikof in den Irrthum geführt, daß Lisinka ihn liebe, erklärt seine Wahl, welche den Fürsten Dolgorucky um so mehr verwundet, da er selbst, für seine Tochter, auf die Krone Rechnung gemacht hatte. Lisinka, außer sich über die, von ihrem Vater verhängte Verbannung ihres Geliebten, wirft sich dem Kaiser zu Füßen, der Monarch sieht sich von seinem Günstlinge getäuscht, Dolgorucky steigert dessen Unwillen, und Menzikof sieht seinen Sturz als nahe, dringende Gefahr voraus. Hier faßt er den verzweifelten Entschluß, durch Militär-Rebellion (er war Feldmarschall des Reiches) sich zu retten, und selbst den Thron zu besteigen, den seine Tochter verscherzt hatte. Unklug genug läßt er seine Gemahlin in die Karte schauen, und diese glaubt, den auf ihrer Ehe haftenden Vaterfluch sühnen, und ihres Gatten Seele retten zu müssen, indem sie, kurz vor dem Ausbruche der Empörung, den Kaiser zu einer Flucht drängt, welche den Erfolg des verbrecherischen Unternehmens unmöglich macht, und den Fürsten in die Macht seines Feindes giebt. Er wird nach Siberien verbannt, und — im *Nachspiele* — finden wir ihn auf dem Wege dahin, am Grabe seiner Gattin, und in Gesellschaft seiner Tochter, die ihn begleitet hatten. Hier beschert der mitleidige Dichter der unglücklichen Liebe noch ein unverhofftes Glück: Der junge Dolgorucky kehrt eben aus der Verbannung zurück, und die liebende Lisinka, in der Hoffnung, dem Vater Gnade auszuwirken, folgt ihm dahin, von wannen sie gekommen ist. Mit dieser erfreulichen Aussicht in die Zukunft schließt das Drama.

Der Anlage nach ist es also eigentlich eine Tragödie, und da der Vf. die Hauptperson auf eine gewisse Höhe der Lebensansicht gestellt hat, die besonders gegen das Ende den Leser durch die Kraft erhebt, womit sie den Fürsten seinen Fall ertragen lehrt; so hört das Stück dadurch, daß im *Nachspiele*

D (2)

spiele Ausfichten zu einer Peripetie aus Schlimm in Gut eröffnet werden, keinesweges auf, tragischer Natur zu seyn. Dafs der Held unwiderruflich untergebe, ist eben nicht wesentlich; nur thut es dem Totaleindrucke Eintrag, dafs er im Glücke abtossend auf uns wirkt, und erst im Unglücke anziehend wird.

Besser wirkt in dieser Hinsicht Nr. 2, der *Opfertod des Themistokles*. Der jetzige dramaturgische Aristarch des Tübingerischen Literaturblattes, der mit Lobsprüchen sonst nicht freygebig ist, hat in Nr. 97. des vor. J. diese Dichtung zwar nur beyläufig, aber ungemein beyfällig erwähnt. Er meinte, dafs die schwere Aufgabe, einen Charakter, der grofs ist im Guten, zu einem erhabenen Gegenstande für den Kunstinn zu machen, von unserm Vf. hier nicht übel gelöst worden. Fechtend für das Vaterland zu sterben, sey noch nicht erhaben; aber zu sterben, um nicht *wider* das Vaterland zu fechten, welches undankbar uns in's Elend verführte, das sey *grofs*, und Hr. v. A. hab' es grofsartig dargestellt. Abgesehen davon, dafs es von vorn herein ein wenig zu breit geschieht, müssen wir dieses günstige Urtheil bestätigen. Gleich bey seinem Auftritte zieht Themistokles das Gemüth mächtig an, theils durch das Unglück der ungerechten Verbannung, theils durch den Muth, womit er sich zum Feinde flüchtet, den er überwunden hatte. Wir sehen durch diesen kühnen Schritt sein Leben in Gefahr gesetzt, und als der Eindruck des Wagstückes auf den Perserkönig diese Besorgniss schwinden macht, wird eine andere rege: das Band der Freundschaft, welches zwischen Themistokles und Artaxerxes sich zusammen zieht, und des Königs Plane gegen Griechenland, lassen uns fürchten, dafs der Held von seiner moralischen Höhe am Ende doch noch zu dem Charakter eines Ueberläufers herabsinken werde, zumal da Themistokles die Tochter des persischen Feldherrn Tisaphernes liebt, und der König für diese Liebe, gegen den Vater der Jungfrau, so entschieden Partey nimmt, dafs dieser im thätlichen Widerstande gegen des Monarchen Machtanspruch das Leben verliert. Auch *schwankt* Themistokles; aber er *steht*, und die Geliebte selbst, welcher der Fluch des sterbenden Vaters die Hoffnung auf irdisches Liebesglück geraubt hat, hilft ihm den Sieg erringen. Als es gilt, den Befehl über das gegen Griechenland bestimmte Heer zu übernehmen, sinkt er selbst als feyerliches Abschiedsopfer an dem Altare nieder, nachdem die Geliebte (ein wenig stark an Elviren in der Schuld mahnend) ihm vorangegangen ist.

Da dieses Trauerspiel bereits vor 3 Jahren im Druck erschienen ist, so würd' uns die Gleichgültigkeit der deutschen Bühne gegen dasselbe (oder auch wohl deren Unbekanntheit damit) befremden, wenn wir nicht wüßten, wieviel sie jetzt mit Freyschützen, Pretiosen, Eurianthen u. s. w. zu thun hat. Wir wollen ihr auch nicht rathen, davon Notiz zu nehmen, denn dem Publikum, welches sie

sich zugezogen hat, kann schwerlich ein Themistokles gefallen, wenn er nicht gelungen und getanzt wird. Auch scheint eine Zeit, welche das bekannte *Gegenbild* des Themistokles von den Gefalbten ehren und mit Denkmälern verherrlichen sah, wenig dazu geeignet, an einer Darstellung jener wahrhaft unsterblichen That der Vaterlandsliebe denjenigen lebhaften Antheil zu nehmen, den der Theatererfolg einer so gehaltvollen Production erfordern möchte. Aber *Leser* giebt es hoffentlich in Deutschland noch genug, welche fähig sind, Genuß daraus zu schöpfen, und diese wollen wir zum Lesen einladen durch eine Probe, die wir aus der entscheidenden Scene nehmen, wo Artaxerxes um den Arm des Themistokles gegen Griechenland wirbt.

Themistokles.

Laß mich sterben!

Nicht mit Verrath beslecke meinen Ruhm.

Artaxerxes.

Verrath? Ich frage: *wer* hat Dich verrathen? Wer gab Dich *köhnend* jedem Elend preis? Wer nennet jetzt noch lachend Deinen Namen? *Athen!!* dort wohnt die Schande, hier der Ruhm, Der Mensch tritt hilflos in das Leben. Wie Du kämst — so hat Athen Dich fortgeschleudert! Warum? weil Du die Brust mit Narben decktest, Das Haupt mit Lorbeer. Weil Dein altes Schwert Die Schaaren Persiens vertilgte; weil Athen durch Deine Kraft die erste Stadt Des unbefiegten Griechenlands geworden. Was gab es Dir zum Lohn für Deine Thaten? Ein Bettlerkleid? — Wer hat Dich nun beschützt? Wer rettete Dein Leben? wessen Hand Ersetzte doppelt das verlor'ne Glück? Wem dankest Du die Freuden Deiner Liebe, Die höchste Wonne dieser Sterblichkeit? Ich frage, wem? nun magst Du selbst entscheiden.

Themistokles.

(im höchsten Kampfe.)

O Undank! Undank! gräßliches der Laster!!

Artaxerxes.

Willst Du so mir ihn üben?

Themistokles.

Nein, bey'm Himmel!

Ich will Dir lehren, wie ein Mann es kann. Nenn' mir ein Land, das jenseits Deiner Meere, Dich zum Besitze lockt, das Deine Väter Mit hoffnungsvollem Auge schon betrachtet! Nur seinen Namen nenne mir, und gib Den kleinften Theil des Heer's zu meiner Fahne! Ich führe Dir die ersten jenes Landes Gebunden her, vor Deinen Königsthron: Wo nicht, sollst Du mit Staunen es erfahren, Wie ich ein Opfer meines Dankes fiel. Im Sturze selbst, besieg' ich Deine Feinde, Mir ist das Leben feil für Deinen Ruhm!!

Artaxerxes.

In Griechenland kannst Du mir dankbar seyn.

Themistokles.

Den Erdball will ich Deiner Krone beugen, Nur Griechenland nimmt aus von diesem Kampfe. Gönn' ihm die Freyheit, die mit Blut erkauft, Die schönste Zierde dieses Volkes ist. Nicht zum Verrathe kreibe Deinen Freund, Zum Wahnsinn nicht, der mich bereden will: Dedona's Stimme habe mir gelogen!!

Artaxerxes.

Athen sprach Dich von jedem Schwure frey.
In der Verbannung endet Deine Pflicht.
Ein Opfer, das der Rache Du verweigert.
Es sey gerechtem Danke dargebracht:
So bleibst Du bey Deiner Nachwelt grose,
Sie wird Athen verdammen — Dich erheben.

Themistokles.

Und wenn ich Deine Schaa ren nun geleite,
Glaubst Du — ich werde — liegen?

Artaxerxes.

Für den Sieg

Bürgt mir Dein Name.

Themistokles.

Viel hab' ich erlitten.
Gerechten Hals könnt' ich im Herzen tragen,
Mit meinem Fluch den Fluch Athen's vergelten!
Ich will es nicht; der Undank ist so grose,
Dass nur der Himmel ihn bestrafen kann.

Artaxerxes.

Er will ihn strafen, und durch Deine Hand!

Themistokles.

Dem Volke Griechenlands gehö' ich an!
Es soll die Schuld der Einzelnen nicht büßen.
Bedauern kann ich die Verblendung nur,
Zu strafen steht nicht in meiner Macht.
Und wär' es auch, und sög' ich siegreich ein,
Den alten Ruhm auf's neue Dir bewährend:
Ich müsst' sithern vor dem Lorbeerkanne,
Der aus dem Blut des Vaterlandes keimt.
Zum Ziele könnt' ich Deine Schaar geleiten,
Wer aber bürget für die Frucht des Sieges?
Wenn ich Athen erstürme, und das Blut
Die Schwelle meines Vaterhauses netzt,
Wenn Persiens Zorn die Tempelpforten sprengt;
Die Gräber öffnet, um die Todten selbst
In tiefen Schlaf der Friedens zu entweihen?
Wenn meine Vaterstadt in Trümmer geht —
Die Sinkende empor zum Himmel ruht:
„Das ist Themistokles, der Rache suchet!“
Glaubst Du, dann könnt' ich jubelnd wiederkehren?
Nein! Gnade würd' ich suchen bey den Göttern,
Und stürzen mich in's mordbefleckte Schwert.
Das Führer's Fackel wäre dann erlöschend,
Ihr Ründet eislam in dem Labyrinth.

Artaxerxes.

Ist das dein letztes Wort?

Themistokles.

Das Wort der Ehre.

Artaxerxes.

So wisse denn, was ich nunmehr beschloß.
Zur Trennung mag sich Hero vorbereiten,
Ich kann ihr nicht ersetzen, was Du raubst.
An Deiner Seite wohnt ihr Lebensglück,
Doch — sie ist Perlerin, und wird es opfern.
Ein Schiff mit königlicher Pracht gestiert,
Es sey zum Abschied Dir geschenkt. Du kehrtst
Zurück in's Vaterland, und sagst den Griechen:
Der König Persiens rühte sich zum Kampf.
Sie möchten Dir das Holze Heer vertrauen,
Und enden der Verbannung herbe Schmach.
Die Noth erhebet Dich aus alten Stufen:
Athen bereut — nimmt seinen Retter auf.
Nun lebe wohl. Ich schenke frey Geleit,
Am Tag der ersten Schlacht leh'n wir uns wieder.
(Er wendet sich zum Abgehen.)

Themistokles.

(plötzlich einen Gedanken erfassend, mit Würde.)
Nur Dir allein kann ich diese Wort versiehn.
Dass Du mich schaden Undanka fähig hieltest,
Es sey vergessen — und ich bleibe.

Artaxerxes. (freudig.)

Wie?!!

Themistokles.

Ich sehe nun, was mich zum Ruhme führt.

Artaxerxes.

In meine Arme!!

Themistokles.

Gieb mir keinen Dank.
Der Mensch ist wandelbar, nur ganz vollbracht
Kann seine That verdienten Lohn erwarten.

Artaxerxes.

Dein mächtiges Bewusstsein hat gesiegt.
Du fühlst wieder Deinen eignen Werth.

Themistokles.

Ich fühle ihn. — Schlachtartig ist das Heer?

Artaxerxes.

Ich wünsche, morgen Sufa zu verlassen.

Themistokles.

Auch mich erfüllet dieser Wunsch: doch grose
Und überraschend war der Augenblick.
Nur wenige Ruhestunden gönne mir,
Dass ich den schnellen Wechsel münalich trage.
Noch eine Bitte!

Artaxerxes.

Sprich.

Themistokles.

In meinem Land
Herrscht eine Wölfe, die ich stets gehört:
Am ersten Tag des Krieges pflegen wir
Uns zu versammeln in Athen's Tempel.
Dort wird die alte Wölfe, neu geweiht,
Manch' großes Wort gesprochen von den Vätern.
Für's Wehl der Streiter, die zum Kampfe zieh'n.
In meiner Wohnung, die Du mir geräumt,
Ließ ich der Göttin hoher Bild errichten,
Und eine Opferflamme Sternenkler:
Sie brennet Tag und Nacht am heil'gen Herde.
Es ist das Schönste, was an's Vaterland
In wehmuthvollen Stunden mich erinnert.
Dorthin berufe Deines Heeres Häupter,
Dass ich der Göttin noch ein Opfer bringe.
Der Anblick wird zum Kampfe sie begeistern,
Und leicht vollend' ich dann das grose Werk.

Artaxerxes.

Von sol'ner Wehmuth hab' ich Dich ergriffen.

Themistokles.

Der Wechsel war zu schnell, ich muß mich fassen:
Ein klarer Blick nur steht das kluge Ziel.
Jetzt geh' zur Ruhe, und erwache früh,
Denn viel des Großen muß ich Dir verkünden.

Artaxerxes.

Willkommen ist, was uns zum Siege führt.

Themistokles.

Es führet mich zum Siege. Lebe wohl!

„Gehet, und dann legt euch zur Ruh,
Und erwacht gefassten Muthes.“ S. die Schuld, Act. IV.
Sc. 7. a. E. Der Rec. Es

Es sind nicht die einzelnen Schönheiten dieser Scene, sondern es ist die Haltung im dramatischen Gange derselben, die, obwohl sie nach dem unten angeführten Vorbilde der Schuld sich gerichtet zu haben scheint, uns dennoch von dem Vf. das Beste hoffen läßt, wenn er nur des leidigen Vielschreibens sich entschlagen, wenn er eine Henne werden will, die nicht bloß Eyer legt, sondern auch ausbrütet. Themistokles ist ein ausgebrütetes, alle andern, die bis jetzt aus von Hrn. v. A. zu Gesicht gekommen, waren bloß gelege.

LITERATURGESCHICHTE.

LEMGO, in d. Meyer'schen Hofbuchh.: *Das gelehrte Teutschland* oder *Lexicon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*. Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*, Professor der Gelehrten-Geschichte auf der Universität zu Göttingen. Fortgesetzt von *Johann Georg Meusel*, königl. Bayerischen geh., königl. Preuss., fürstl. Brandenburgischen und Quedlinburg. Hofrath, ordentl. Prof. der Geschichtskunde auf der Universität zu Erlangen. *Neunzehnter Band*. Bearbeitet von *Johann Wilhelm Sigismund Lindner*, Advocaten zu Dresden, und herausgegeben von *Johann Samuel Ersch*, Professor und Ober-Bibliothekar auf der Universität zu Halle. — *Fünfte* durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1823. 490 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Auch unter dem zweyten Titel:

Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten. Von *Johann Georg Meusel*. *Siebenter Band*. Bearbeitet von *Johann Wilhelm Sigismund Lindner* und herausgegeben von *Johann Samuel Ersch*.

Dies ist der erste, von Hrn. Lindner zu Dresden gearbeitete und von Hrn. Prof. Ersch nur herausgegebene Band der Fortsetzung des gelehrten Teutschlands, und wir freuen uns, dem Publicum die Versicherung geben zu können, daß unsere in der A. L. Z. 1822. Erg. Bl. Nr. 96. ausgesprochenen günstigen Erwartungen vollkommen erfüllt worden sind, und daß dieser Band mit sichtbarem Fleisse und mit aller der Genauigkeit ausgearbeitet ist, die ein literarisches Werk dieser Art fordert. Er umfaßt die vier Buchstaben O, P, Q und R, und es werden, der angehängten Nachschrift zu Folge, noch zwey Bände für die rückständigen Buchstaben S bis Z erforderlich seyn.

Den bedeutendsten äußern Umfang zeigen im vorliegenden Bande folgende Artikel: *Oehlenschläger*, *Oken*, *Olbers*, *Oltmanns*, von *Orelli* (*Johann Conrad*), *Ofiander* (*Fr. Benj.*), *Pahl*, *Parizek*, *Paffow* (*Franz*), *Paulus* (*H. E. G.*), von *Pelkhoven*, *Pe-*

scheck (*Christian Adolph 2.*), *Petri* (*Samuel Fr. Erdmann*), *Pfaff* (*Ch. H.*), *Pfaff* (*Joh. Wilh. Andr.*), *Pflaum* (*J. C. L.*), *Pichler* (*Karoline*), *Planck* (*G. J.*), *Pöhlmann*, *Pölitz*, *Pohl* (*Hans F.*), *Poppe*, *Precht* (*J. J.*), *Precht* (*Maximilian*), *Primisser* (*Aloys*), *Rafs*, *Rafsmann* (*Ch. F.*), *Rebs*, *Reh-fues*, *Reil* (*J. Ch.*), *Reinbeck*, *Reinhard* (*Fr. Volkmar*), *Reithofer* (*Dion. Franz v. Paula*), *Renard*, *Ribbe*, *Richter* (*Joh. Paul Friedr.*), *Ritter* (*Georg Heinrich*), *Rittler* (*Franz*), *Robbi*, *Rochlitz*, *Rockstroh*, *Röhr*, *Rohlwes*, *Rosenmeyer*, *Rosenmüller* (*E. F. K.*, *J. C.* und *J. G.*), *Rost* (*F. W. E.*), *Rotermund*, von *Rotteck*, *Rühs* und *Rumpf* (*J. D. F.*). Der Artikel *Poppe* ist der längste unter allen.

Zu ergänzen oder zu berichtigen haben wir sehr wenig gefunden in diesem Bande, der auch weit correcter gedruckt ist, als der vorhergehende. Folgende Bemerkungen mögen für unsere aufmerktsame Durchsicht zeugen: S. 41. sollte statt *Nachtigall* (pseudonym *Osmar*) *Nachtigal* stehn, als die richtigere Schreibart. S. 190. *Heinrich Pourroy*, aus Halberstadt gebürtig, war der letzte Prediger der seitdem eingegangenen französisch reformirten Gemeinde daselbst, trat nicht lange nach Errichtung des Königreichs Westphalen in westphälische Civildienste, und ist jetzt preussischer Regierungssecretär zu Düsseldorf, auch Mitarbeiter am Sprecher oder rheinisch westphäl. Anzeiger. S. 204. *A. Prietze* ist Rector der Schule zu Wegeleben bey Halberstadt. S. 209. scheint bey der Notiz von *Pröster* ein Irrthum obzuwalten. Unseres Wissens hieß der vermeinte Verfasser der Oleimischen Kriegslieder nicht so, sondern *Prefster* und lebte zu Halberstadt. S. 232. *K. A. Ragotsky* starb am 5ten Januar 1823. S. 244. ist im Art. *Rafsmann* Zeile 1 von oben statt *September* zu lesen *December*. Vom zweyten Jahrgang der *Thusnelda* sind nur die 3 ersten Hefte Januar bis März erschienen. Unter *R.* Schriften fehlt der neue Kranz deutscher Sonette. Nürnberg 1820. (*f. A. L. Z.* 1820. Erg. Bl. No. 118.) Das Taschenbuch *Mimigardia* erschien nur für die Jahre 1810 bis 1812, in zwey Jahrgängen, denn der zweyte Jahrgang führt die Jahreszahlen 1811 und 12 zugleich auf dem Titel. S. 296. *Heinrich Ernst Rafsmann* war nicht in der Stadt Wernigerode, sondern in dem Dorfe *Stapelnburg* in der Grafschaft Wernigerode geboren, wie der zehnte Band des *gel. Teutschlands* richtig anzeigt. S. 299. *Karl Leonhard Reinhold* starb im April 1823. Doch diese Notiz ist dem Herausgeber vermutlich erst nach Abgang des Manuscripts zugekommen, weshalb wir auch mehrere ähnliche mit Recht übergehen.

Wir sehen mit Verlangen der Fortsetzung und Beandigung dieses verdienstlichen Werks entgegen, zu dessen Unterstützung durch dafür geeignete Nachrichten und Notizen wir nochmals alle, die es vermögen, nachdrücklich auffordern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Nicolle: *Lettres sur quelques cantons de la Suisse écrites en 1819. 1820. VIII. 494 S.* (Mit einer das Hospiz auf dem Grimselberge vorstellenden Titel - Vignette.)

Ebend., b. Nepveu: *Lettres sur la Suisse écrites en 1820, Suivies d'un voyage à Chamouny et au Simplon. 1822. VIII. 417 S. 8.*

Wie die Vorrede zum ersten Bande dieser eigentlich nur Ein Ganzes ausmachenden Doppelsammlung von Briefen zu vernehmen giebt, so sind dieselben von ihrem Vf., Hn. Raoul - Rochette, Mitglieder der Akademie zu Paris, ursprünglich nicht für die öffentliche Bekanntmachung bestimmt gewesen. Auf der Reise, mit fliegender Feder, zu Papier gebracht, und an den Ort ihrer Bestimmung schnell hingefandt, sollten sie hauptsächlich dazu dienen, die Eindrücke, welche die Naturschönheiten der Schweiz, die in diesem Lande so häufig vorkommenden *vues étonnantes, magnifiques, admirables, magiques, superbes*, die *aspects enchanteux, jolis, charmants, extraordinaires*, mit Einem Worte die *beautés infinies de la nature* auf ihn gemacht hatten, genau, so wie er dieselben an Ort und Stelle auffaßte, in sich und Andern zu bewahren. Er hat daher auch keine besondere Sorgfalt auf seine Schreibart verwandt, noch, wie etwa gewissenhaftere Reisende zu thun pflegen, sein erstes Concept verbessert, berichtigt oder von etwanigen Auswüchsen gereinigt, sondern dasselbe unverändert dem Drucke übergeben, also wie es ihm nach Auffassung dieses oder jenen ersten Eindruckes aus der Feder floss. Naturschönheiten und Politik sind übrigens, nebst vielen grösstentheils sehr bekannten, geschichtlichen Anführungen und Sittencharakteristiken, die Hauptgegenstände, welche er durch den ganzen Verlauf seiner Reise ins Auge faßt. Im zweyten Bande wird dem Publicum die Ausbeute von zwey spätern Schweizerreisen des Vfs. vom Jahre 1820, vor Augen gelegt, welche, zufolge des Vorberichtes, die früher gelieferte Beschreibung einiger Schweizercantone vervollständigen soll. Diese Vervollständigung läßt jedoch eine Menge sehr bedeutender Lücken übrig. Es hat nämlich Hr. R. R., nach Art der gewöhnlichen Reisenden, seinen Wanderstab meist nur nach den besuchtesten und gefeyertesten Plätzen, Städten und Bergen der Schweiz

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

hin gerichtet, wogegen eine große Anzahl der interessantesten, aber von der allgemeinen Heer- und Etappenstrasse der grossen Reifearmeen abliegenden Gegenden, Bergen, Gebirgspässen, Heilquellen von seinem Fusse unberührt und von seinen Augen ungesehen geblieben ist, wie z. B. die reizenden Gegenden von Yverdon, Orbe, Aubonne, das ganze Saanen - Land mit seinen merkwürdigen Nebenthälern und den Sieben Brunnen an der Lenk, die an Merkwürdigkeiten ihres Gleichen suchende, sich unmittelbar in das Thor von Aoste hineinfenkende St. Bernhards - Strasse, die Heilbäder von Baden, Schinznach, Fidis, das heitere Engadin, sammt den Bergpässen der Albula, des Juliers u. s. w., die Pässe von Schwytz und Altorf nach Glarus hinüber, der grössere Theil von Graubünden, die ganze italienische Schweiz mit ihren wunderschönen Seen, und noch viel Anderes.

Rousseau's Wohnung im Val de Travers, durch welches Hr. R. R. in die Schweiz eintritt, ist von einem Schuster besetzt, der hier den Cicerone macht, jedoch kein gewöhnlicher ist und an der lebhaften Rührung, die das Herz des Fremdlings bey Anblicke der Rousseau'schen Reliquien durchdrang, den innigsten Antheil zu nehmen schien. — Ueber die Thäler Locle und La Chaux - de - Fonds und die Industrie, Kunst und Anlagen der dortigen Einwohner findet man hier nichts Neues. — Was von isolirten Hütten im Jura - Gebirge gegen Neuchâtel hin, die in einer dem Anscheine nach nur für Raben erreichbaren Höhe über ihre Tannenumkränzungen hinaus ragen, und von ihren Bewohnern erzählt wird, die mit Lasten von Holz sich über steile Fusspfade, zum Theil an furchtbaren Abgründen hinweg, wagen, und nahe an den Wolken zur Welt kommen, leben und sterben, ist in den Schweizergebirgen, z. B. in Graubünden, dem Walliserlande u. s. w. etwas ganz Gewöhnliches. Die, freylich sehr schöne, eine Uebersicht auf den Neuenburger - See und das ihn umschliessende, reiche und mannigfaltige Hügel - Amphitheater gewährende Bergstrasse von La Tourne und Boudry, schildert der Vf. als ein wundervolles Zaubergemälde, dessen Eindruck auf das Gemüth die Sprache nicht zu bezeichnen vermöge. Wo wollte er Worte für seine Gefühle finden, wenn er sich auf den Kammor, oder auf die Dolle, oder auf den Weissenstein versetzt und die Unermesslichkeit einer dieser Fernsichten seinen Augen enthüllt sähe? — Bey Neu-

E (2)

chatel erwähnt der Vf. auch wieder des allbekannten, aber auch allbekannt zu seyn verdienenden Dr. Purry, und erzählt, was längst öffentliche Blätter Jedermann zur Kunde gebracht haben, daß ein anderer Bürger von Neuchatel, Hr. von Pourtales, der ältere, 750,000 Francs zur Stiftung eines Hospitales ausgesetzt und in dieser Anstalt, vermöge einer nie genug zu preisenden Erhabenheit seiner Denkart, obwohl selbst ein Calvinist, eine Capelle für den katholischen Cultus habe erbauen lassen. Dies führt ihn auf die Toleranz in Religionsfachen. Und da stellt er denn, keck genug, nicht zwar als eine durch eine Reihe von Thatfachen bereits hinlänglich begründete Erfahrungswahrheit, sondern als eine Behauptung, „dont le reste de son voyage (d. h. seine ganze Reise vom fünften Tage an) lui doit offrir plus d'une preuve,“ den Satz auf, daß religiöse Toleranz ganz ungezweifelt einen Hauptzug des Schweizerischen Nationalcharakters ausmache. „Cette tolérance religieuse — heisst es S. 24 — ne résulte en aucun lieu du texte d'aucune loi positive, ni de raisonnemens élevés et philosophiques: c'est tout simplement le bon sens du peuple, qui en a trouvé la nécessité; c'est ce bon sens, qui le conserve partout sans restriction, aussi bien que sans effort.“ — Und bald hernach: „Le Catholique ne voit dans le Calviniste que le membre de la grande famille helvétique.“ — Und S. 27: „On reproche à la religion Catholique d'être intolérante: l'exemple de la Suisse prouve manifestement le contraire, puisque partout, où les communions chrétiennes vivent rapprochées et paisibles, il faut bien que le mérite de cette tolérance se partage entre tous les cultes.“

Uns würde es nicht schwer fallen, den angeführten und ähnlichen Aeusserungen des Hn. R. R. entgegen, Thatfachen zu erwähnen, welche beweisen, daß von katholischer Seite in der Schweiz fortwährend viel Intoleranz geübt wird; davon zeugt der vor ein paar Jahren in der Saane ertrunkene Pertische Apotheker Jacob Kober, welchem in dem gepriesenen duldfamen Freyburg ein ehrliches Begräbnis auf dem Gottesacker der Stadt bloß darum verweigert wurde, weil er ein Protestant war, und dessen Freunden in Folge dieses Abschlages die Wahl blieb, die Leiche entweder in eine Ecke des sogenannten Armsünder-Kirchhofes unter den Verbrechern beerdigen, oder aber dieselbe, was auch wirklich geschah, nach dem reformirten Murten abführen zu lassen. Eine ähnliche Unduldsamkeit ward um dieselbe Zeit im Canton Schwyz an dem auf dem Rigikulme vom Blitze erschlagenen Lohnbedienten Daniel Meyer aus Lausanne zu Tage gelegt, welchem, als einem Protestanten und Ketzer, die Brittin, in deren Diensten er gestanden hatte, nicht vermögend war, ein sogenanntes ehrliches Begräbnis auf dem Gottesacker zu Arth auszuwirken. Des geheimen Aufspürens und Anwerbens einzelner protestantischen, oft nichts weniger als werthvollen Seelen unter das Panier des katholischen Glau-

bens, der fortwährenden Renitenz von katholischer Seite gegen paritätische Eben und anderer ähnlicher Thatfachen nicht zu gedenken.

Auf eine Charakteristik der politischen Verhältnisse von Neuchatel, läßt der Vf. die Beschreibung seines Ausfluges nach der Peters-Insel folgen, wo die Bewirthung vortrefflich, das Obst aber sehr mittelmässig ist. Den Beschluß dieses Abschnittes machen Bemerkungen über den Charakter der Neuenburger, welche vortreffliche Leute, insgesamt im eigentlichen Sinne Bürger und Brüder sind, viel Geist haben, der zwar häufig durch Wissenschaft ausgebildet, aber jener Vortrefflichkeit ungeachtet, noch häufiger durch Anmaßung verdorben ist. Zu bemerken ist, daß der Vf. den Charakter einer ganzen Nation nach der gemeinen Volksklasse zu beurtheilen pflegt. (S. 37). — Nach S. 38 hatten die liberalen Ideen in Neuchatel weniger Anhänger gefunden, als in keinem andern der Schweizer-Cantone. — Von Murten, wo dem Leser die *crambe recotta* der Beinhausgeschichte vorgesetzt wird, geht es nach dem traurigen und Gotischen (gleichwohl, nach des Rec. Meinung, keiner ganz originellen Lage wegen sehr bemerkenswerthen) Freyburg. Von dem verdienstvollen P. Girard heisst es, er sey zwar ein *cordelier*, wie es ihrer wenige gebe, im Verbreiten seiner Methode eben so eifrig, als die Jesuiten im Verunglimpfen derselben, gelte aber, und zwar mit Recht, für einen Anhänger aller neuen Ideen, und sey daher der Abgott einer Partey, die sich auch in Freyburg, wie anderwärts überall, rühre und thätig sey. Ueberhaupt wolle dieser (leidige) liberale Geist nicht aufhören unter der Bürgerchaft zu spuken, und es erfordere von Seite der Regierung (welcher es zwar nach S. 55 an Energie, Leben und Thätigkeit gebricht, und welche auch die Industrie nicht zu befördern weiß) eben so viel Festigkeit als Mässigung, um jenem geschwornen Feinde der Legitimität den Kopf zu zertreten. In welchem Geiste die Wiedereinführung der Jesuiten (dieses traurigste aller Zeichen der Zeit), die der Vf. „des hommes instruits et modestes“ (!!) und ein „corps solidement constitué“ nennt, im Gegensatz mit *quelques professeurs fols et vagabonds* erzählt werde, kann man sich denken. — Mit dem schönen Gemälde öffentlichen Wohlstandes und eines allgemeinen Wohlbehindens (?), zu dem sich in Bern, wohin die Reise weiter geht, Land, Leute, Strassen, Promenaden, Gewässer, Ausichten, Gebäude, Anstalten und noch viel Anderes vereinigt, bildet der Anblick der zum Gassenkehren in Ketten verurtheilten Verbrecher beiderley Geschlechter einen schmerzlichen (in der That widrig zu schauenden) Gegensatz. „An der Academie zu Bern werden die Wissenschaften auf eine sehr ausgezeichnete Weise und auch die theologischen Studien mit Erfolge gelehrt.“ Wenn dem also ist, warum fangen denn gerade jetzt die wenigen Patricier, welche ihre Söhne der Theologie widmen wollen, damit an, daß sie

sie dieselben zu Betreibung ihrer Studien in eine Nachbarstadt senden? — „Einzig die schönen Wissenschaften scheinen weder bey der Regierung noch bey den Einwohnern überhaupt — denn wir denken, daß unter *le peuple* diese zu verstehen seyn werden — sehr in Gunsten zu seyn, indessen mögen die *ernsten* Republikaner deswegen keinen Tadel verdienen, daß sie andere Kenntnisse, die zur Aufklärung und sittlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes geeignet sind, dem Blendwerke der Schöngelsterey vorziehen.“ Trotz dieser Behauptung haben in dem anti-schöngelsterischen Lande *Kuhns Volkslieder* in neuester Zeit ziemlich viel Glück gemacht, der *Neue Robinson* und die *Idyllen und Volksagen* des jüngern *Wys* sind häufig und mit Vergnügen gelesen worden; von den Brüdern *Wurtemberg* hat sich wenigstens der eine nicht eben *invita Minerva* im dramatischen Fache versucht; — die Harfentöne des ältern *Wys* enthalten ebenfalls viel Vorzügliches, und die schöngelstigen, auch von *Bern* ausgehenden *Alpenrosen* sind nächst den von dem verstorbenen *Bridel* fast durch ein Menschenalter hindurch geführten *Etrennes Helvétien* das einzige Schweizerische Taschenbuch solcher Art, das sein Daseyn schon seit einer Reihe von Jahren, wenn auch nicht fortwährend, mit gleichem Glücke gefristet hat. Auch die bürgerliche Verfassung von *Bern*, die Revolution von 1798, und der gegenwärtige Zustand der Republik wird von Hr. R. R. ausführlich und in reinultracitistischem Sinne besprochen; dann durchläuft er als im Fluge die *Fellenbergische* Anstalt zu *Hofwyl*, schildert sie nach ihren Hauptabtheilungen und mit Inbegriff der dortigen, *fünf und dreißig Professoren* zählenden, humanistischen Schulen, aus dem Munde des Grafen von *Piell-le-Ville*, dessen einiger Maassen *pro aris et focis* geschriebene Schrift *Les instituts d'Hofwyl* sich in der A. L. Z. 1822. Nr. 107. angezeigt findet, und der ihn in Ermangelung seines wegen des zufälligen Ueberdranges von Fremden nicht zu sprechenden Principalen herum führte. Seinen Bericht über *Bern* schließt der Vf. mit einem allgemeinen Urtheile über die Bernischen Sitten (*mœurs privés*) überhaupt. Hier kommen nun (S. 113 u. 114) jene „ernsten, nach sittlicher Vervollkommnung strebenden, und darum die Belatrifit gering schätzenden, Republikaner“ ganz anders zum Vorschein. „Die Sitten“ — sagt Hr. R. R. — „sind zu *Bern* noch dieselben, welche sie vor der Revolution waren, und es will scheinen, als hätte dieser Freystaat, oder wenigstens die an seiner Spitze stehenden Regenten sich überhaupt in keinem Zeitalter einer großen Strenge der Grundsätze beflissen. Der Unglaube ist zu *Bern* nichts seltenes, dagegen aber nicht minder offenkundig eine wüste Ausgelassenheit der Sitten. Wenige Fremde, die nicht im Falle gewesen wären, oder nicht die Mühe genommen hätten, in dem an der

Aare gelegenen, die Bäder enthaltenden, Quartiere der Stadt (die *Matte* genannt; in ein oder zwey dieser Häuser kann man ohne Verletzung des Anstandes ein Bad nehmen; die übrigen lassen die meisten Reisenden, in so fern sie nicht Wüstlinge sind, unbefucht), sich hiervon zu überzeugen.“ — Was sind denn nun, möchten wir Hr. R. R. fragen, diese Berner und die an ihrer Spitze stehenden Regenten eigentlich? Sind sie ernste Republikaner, welche mit Geringschätzung der schönen Wissenschaften eifrig das Werk ihrer sittlichen Vervollkommnung betreiben? Oder sind sie lockere Zeisige, welche, Regierende sowohl als Regierte, keine Grundsätze haben, und dafür, daß sie keine weder haben noch handhaben, durch Duldung einiger öffentlichen Häuser an der *Aare* den Beweis leisten? Was würde Hr. R. R. dazu sagen, wenn man um deswillen, was in seiner Vaterstadt, neben den vielen andern Schlupfwinkeln der Liederlichkeit, im Palais Royal mit seinen Caffés, seinen Caveaus für Sehende und Blinde, Foyers, Dachstübchen, geheimen Niederlagen die Sittlichkeit höhrender Bücher u. s. w. geschieht und getrieben wird, die Pariser im Allgemeinen, wenn man ihre Regenten oder gar diesen oder jenen *Akademiker* der Unsitlichkeit bezüchtigen wollte?

Von *Bern* geht der Vf., wie man gewöhnlich zu thun pflegt, nach dem *Oberlande*, dessen Cascaden, Firnar und übrige Naturschönheiten, auch die Menschen, in nicht unangenehmer Darstellung beschrieben werden. Bey den Gletscherabenteuern läuft etwas Hyperbel mitunter, und die Rede, welche die durch jene großen Naturscenen bey dem Vf. erregten Gefühle bezeichnen soll, ist hie und da etwas zu hochtönend. Wenn Hr. R. R. bemerkt, daß die Engländer die Schweizerischen Straßen *mit Gulneen überfüllen*, und daß die Schweizer alles, was jene Fremdlinge an sie verschwenden, mit größter Sorgfalt zu Rathe halten, so ist dies dahin zu berichtigen, daß früherhin wohl die Engländer für freigebige Reisende galten, die sich aus dem Gelde eben nicht viel machten, daß sie sich aber in den neuesten Zeiten verdienster Maassen in den Ruf von Knickerey und Geiz gesetzt haben, und daß sie dermalen einem großen Theile nach die Schweiz bereisen, um Ersparnisse zu machen, nicht um ihre Reichthümer aufgeben zu lassen. Daß sich die Gastwirthe, Führer und überhaupt wer mit ihnen in Verkehr kommt, für ihre Wunderlichkeiten und griesgrämischen Anmaassungen bezahlen lassen, ist begreiflich und nur in so fern tadelnswerth, als solches, was zuweilen der Fall ist, übertrieben wird. — Aus dem *Berner Oberlande* geht es nach *Unterwalden ob und nid dem Wald*. Bey *Sarnen* Wiedererzählung des Allbekannten vom Bruder *Niklas von der Flüe*, nebst oberflächlichem Anstreifen an die Geschichte der neuern Zeiten. Auch hier finden sich die Grund-

zage der Cantonsverfassung eingeschaltet. Der Vf. scheint überhaupt hiervon ein besonderer Liebhaber zu seyn. Es fehlte hierzu, neben den mündlichen Erkundigungen, die er hie und da einzuziehen wußte, auch nicht an sehr brauchbaren, gedruckten Subsidien, unter denen das ihm wohlbekannte *Oesterliche Handbuch des Eidsgenössischen Staatsrechtes* oben an steht. Warum er aber Nachrichten solcher Art gerade an seine *Gattin* adressirt habe, an welche die meisten dieser Briefe gerichtet sind und für die der *einfache* Landrath von *Unterwalden* eben so wenig Interesse als der *doppelte* und der *dreysache* haben dürfte, sieht Rec. nicht ein. — Die Kirche zu *Alpnach*, von der es (S. 246) heisst, daß sie sich, in welchem Lande sie auch stände, durch die Eleganz ihrer Bauart und die Kostbarkeit ihrer Verzierungen auszeichnen würde, ist, wie jedermann weiß, ein Muster von Geschmacklosigkeit und von architektonischer Plumpheit. Aus *Unterwalden* reist Hr. R. R. nach *Luzern*. In diesem Abschnitte heisst es (S. 253) unter manchen andern, wie sich erwarten läßt, nicht sehr genauen Angaben: „die Gemälde der Mühlenbrücke sind eine von *Meglinger* verfertigte Copie des berühmten *Holbeinischen Todtentanzes*, welcher in *Basel* zu sehen ist.“ Wenn dieser *Holbeinische Todtentanz* so berühmt ist, warum erwähnt denn Hr. R. R. in seinen *Baseler Briefen*, im zweyten Bande, denselben mit keiner Sylbe und sagt nicht einmal, daß er ihn gesehen habe? Es hat aber mit dem gedachten Kunstwerke diese Bewandniß, daß es erstlich nicht von *Holbein*, sondern von einem Schüler desselben, *Johann Klauer*, gemalt war, und zweytens, daß es nach und nach ein Raub der Zeit geworden und seit 1805 völlig in Trümmer gegangen ist. (S. *Ebels* Anleit. 3te Ausg. 2ter Th. S. 190 *Biographie universelle* T. XX. S. 468). Ein Ueberbleibsel davon war noch vor weniger Zeit, als eine Curiosität, in dem Cabinet des jetzt mit Tode abgegangenen Rathsherrn *Fischer am Rheinsprunge in Basel* zu sehen. — Im Zeughaufe zu *Luzern*, wo dem Vf. die gewohnten Merkwürdigkeiten vorgezeigt werden, bekommt er auch die Waffenrüstung, in welcher *Zwingli* 1534 bey *Kappel* den Tod fand, zu Gesichte. Hierüber bemerkt er: obwohl diese Rüstung, nach seinem Dafürhalten nicht zu den Tropäen gehöre, welche das Heiligthum des Patriotismus und der Ehre zu schmücken verdienen (S. 258 u. 259), so müsse man doch eingestehen, daß jener Priester, der unter dem Hochmuth eines Prädicanten die Seele eines Helden verborgen habe, als ein wackerer Streiter gefallen sey; und in dieser Beziehung nehme er das Interesse eines jeden, der etwas auf persönliche Tapferkeit halte, trotz seiner *verderblichen* Lehre, verdienter Weise in Anspruch; auch möge ein so ruhmvoller Tod wohl als Sühnopfer für manche Irr-

thümer gelten; und Ein Verdienst wenigstens komme dem *Zürcherischen Reformator* zu Gute, um das ihn die Reformatoren unserer Tage nicht beneiden werden, das nämlich, seinen Glauben mit seinem Blute besiegelt zu haben. In diesem letztern Punkte glaubt Rec. dem Vf. unbedingt Recht geben zu müssen, denn auch er ist überzeugt, daß weder ein *Fürst von Hohenlohe* seinen Beruf zum Wunderthäter, noch ein *Haller* seinen neu erworbenen Glauben, noch endlich jene fanatische, nordische Kreuzfahrerin der neuesten Zeit ihre verwirrten Prophetenworte mit ihrem Blute würde besiegeln wollen. — Wenn Hr. R. R. im Jahre 1819 von dem Lyceum und Gymnasium zu *Luzern* meldet, daß alle Zweige der Philosophie und schönen Wissenschaften daselbst mit Erfolg getrieben werden und daß *Luzern* sich gegenwärtig im Besitze aller für ihn die aufklärteste Stadt wünschbaren Anstalten für öffentlichen Unterricht befinde, so war dieses gerade dasselbe Jahr, in welchem, wie in Dr. *Troxlers* Schrift: „*Luzerns Gymnasium und Lyceum*“ ausführlich zu lesen steht, die Regierung sich aus wichtigen Gründen bewegen fand, eine Reform ihres *Lyceums* vorzunehmen, welcher sich späterhin, auf Antrag des Erziehungsrathes, eine, zwar nur auf das dringendste sich beschränkende, *Verbesserung des Gymnasiums* anschließen sollte, die indess eine erzwungene Majorität der Professoren des Collegii wieder zu hintertreiben wußte. Wie es demnach vor diesen Bewegungen in jenen Anstalten um die Wissenschaften und deren Vortrag möge gestanden haben, ist leicht zu errathen. Von den spätern Rückschritten vom Lichte zur Finsterniß in der genannten Stadt hatte Hr. R. R. zu der Zeit, da er sein Buch schrieb, noch nichts wissen können. Dr. *Troxler* hatte damals seine Entlassung noch nicht erhalten, der Vf. der Schrift: „*Von der Rangordnung der himmlischen Heerschaaren*“ war noch nicht auf den Lehrstuhl der Philosophie erhoben und die *Luzernischen Land - Dekanate* hatten *Zschokke's Schweizergeschichte* noch nicht als „ein den katholischen Glauben und die Kirche auf die frechste Weise entstellendes Buch“ bezeichnet. — Wir übergehen, gleich vielen andern, einen von *Luzern* datirten Brief, der die damals dort versammelte *Tagsatzung* zum Gegenstande hat, und das *Schweizerische Repräsentanten - Corps* als bloß dem Namen nach föderal, aber aller eigenen Kraft und alles politischen Ansehens ermangelnd und einzig den dermaligen Willen der Militairmächte Europas zur Gewährleistung ihres Daseyns habend schildert; wobey abermals der Anlaß ergriffen wird, auf die *Liberalen* und die verhassten *Philosophen* loszuziehn, dagegen den „*armen Jesuiten*“ (S. 299) das Wort zu reden.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Nicolle: *Lettres sur quelques cantons de la Suisse écrites en 1819 u. f. w.*

Ebend., b. Nepveu: *Lettres sur la Suisse écrites en 1820 u. f. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch ein Brief von Luzern aus (S. 302 — 314) will die schwierige und häufig besprochene Frage erörtern, ob es für die Eidsgenossenschaft zu trüglich sey, Truppen im Solde fremder Mächte zu unterhalten. Dieser Brief enthält unter manchem Wahren ebenfalls viel Einseitiges, was auf eine höchst mangelhafte Kenntniß des Landes, um dessen Wohl oder Weh es sich handelt, schließen läßt. Auch scheint der Vf. bey diesem seinem Raisonement hauptsächlich diejenigen Truppen im Auge zu haben, welche die Schweiz bey der „*nation générale*,” der er selbst angehört, stehn hat. Es ließe sich aber mit Grunde fragen, ob nicht, wenn dieser Menschenhandel einmal fort dauern soll, dieser oder jener andere auswärtige Dienst, z. B. der Niederländische, unter den gegenwärtigen Umständen dem Französischen bey weitem vorzuziehen wäre. Hr. R. R. glaubt übrigens, daß der Schweiz dieser Verkauf des Blutes ihrer Tapfern weder Ehre noch Sicherheit gewähre und sich höchstens mit Uebervölkerung entschuldigen lasse; diese aber sey in jenem Lande nirgends, vielmehr ihr Gegentheil zu finden. — Es giebt, möchte Rec. hierauf antworten, allerdings übervölkerte Gegenden in der Schweiz, wie sich der Vf. durch eine genauere Ansicht des obern Theiles des *Großthaales von Glarus*, der östlichen Bezirke des Cantons *Zürich* und anderwärts leicht hätte überzeugen können, aber gerade in diesen Gegenden der drückendsten Armuth herrscht ja die größte Anhänglichkeit an das Mutterland und am wenigsten Lust zu auswärtigen Kriegsdiensten. Uebrigens möchten wir in Betreff dieses Punctes am liebsten *Müllern* beypflichten, wenn er (Briefe an seinen ältesten Freund S. 229) sagt: „auswärtiger Kriegsdienst, als Abfluß für die Menge unruhiger (und unfittlicher) Jugend und als ein Unterhaltungsmittel der Waffenliebe (vielleicht auch als Pflanzschule einzelner, vorzüglicher Stabs-officiere) mag bleiben.“ — Die Behauptung, daß der Schweizerboden ein undankbarer Boden, und die Industrie dieses Landes noch sehr selten und un-

vollkommen sey, finden wir, unbedingt wie sie dsteht, keiner Widerlegung werth. Sie widerlegt sich aber am besten durch eine Menge Stellen in des Vfs. Werke selbst, z. B. I. 467 II. 3, 27, 395, wofgar von „*progrès funestes de l'industrie*” die Rede ist u. a. m. — Auf der Reise nach dem *Rigi Schwytz* und *Uri Altorf* erfährt der Leser wenig das er nicht selbst schon mehrmals gelesen oder gesehen hätte. Selbst die Geschichte von des *Abb Raynals* vom Blitze zerschmetterten Denkmale seiner eigenen Thorheit und von jenem unter den Trümmern von *Goldau* lebendig hervorgezogener Weibe werden wieder aufgetischt, und beyläufig auch hier, wie überall, der Frau *Raoul - Rochette* in Betreff der Constitutionen und des politischen Zustandes der gedachten Cantone einige *notions directrices* an die Hand gegeben. — Der Brief S. 394 ff. enthält allgemeine Bemerkungen über den Charakter, den religiösen Geist und die gesellschaftlichen Tugenden der Bewohner von *Schwytz* und *Uri*. Als Beweis, mit welcher unüberlegter Anmaassung der Vf. in Verunglimpfung ganzer Völker und in Aeußerung seines Hasses gegen alles, was Liberalität und Philosophie heist, unter deren Aegide freylich am allerwenigsten sein eigenes Buch geschrieben ist, zu Werke gehe, mag aus diesem Abschnitte folgendes dienen: Nachdem er erklärt, daß „da die kleinen Cantone in ihrer gegenwärtigen Unwissenheit frey und glücklich seyen, er nicht absehe, wohin eine grössere Aufklärung sie führen würde, noch, warum sie aufhören sollten, eine Religion zu lieben, unter welcher sie ihre Tyrannen verjagt und ihre Unabhängigkeit behauptet haben; — und daß sie in Bezug auf den ihnen gemachten Vorwurf religiöser und politischer Intoleranz, so sehr unrecht nicht daran thun, wenn sie, was ihnen schädlich sey, von sich stoßen, sie, die sich durch ihre Tapferkeit im Kampfe für die allgemeine Unabhängigkeit das Recht erworben haben, zu denken, oder, wenn man wolle, zu irren, wie sie es gut finden, um so mehr, da die Philosophie, wenn sie auch vermöchte, elegante Sitten und feine Manieren unter ihnen einzuführen, doch nicht leicht im Stande seyn würde, die Natur eines undankbaren, mit Gletschern bedeckten und von Abgründen durchschnittenen Bodens umzugestalten:“ nach dieser Vorausschickung also werden die Bürger von *Uri* und *Schwytz* (S. 402) folgender Maassen angeredet: „Laist denn, Bürger von *Schwytz* und *Uri*, laist denn

denn die *Genfer*, dieses nicht so wohl freye, als stürmisch unruhige Volk, das künftighin Eurem Bunde nichts einbringen kann; als Juwelen und Sophismen; laßt die *Züricher*, dieses *peuple lâche autant que lettré*, durch ihren Luxus Eurer Armuth Hohn sprechen und sich ihrer Philosophie, die sie mit ihren Sitten bezahlt haben, zu ihrem Vortheile bedienen, und lacht über diese Comptoir - Republikaner und Buden - Philosophen, so lange, bis hinwiederum sie Euch siegreiche Waffenthaten werden entgegenstellen können!" — Was soll man von einem solchen *Raisonnement* halten und davon, daß der Vf. im Verfolge, in Betreff der *Genfer*, selbst und von freyen Stücken eingesteht, daß vielleicht eine etwas schwärzere Laune auf seine Aeußerungen über dieselben Einfluß gehabt haben möchte?

Mit beschleunigten Schritten und des Raumes halber gezwungen, manches zu übergehen, das wir gerne auch noch mit berührt hätten, folgen wir unserm Franzosen von *Altorf* über den *Gottshard*, die *Furka*, den *Grimsel* nach dem *Hasli-thale* und von da nach *Lausanne* und *Genf*, an welch' letztem Orte er sich noch mit Mehrerem seiner Galle gegen die *Genfer* entladet, von denen er (S. 489 ff.) nicht weiß, wer von beiden einen unangenehmern Eindruck auf ihn gemacht habe, ob sie, oder die Stadt, in welcher sie wohnen, sie, „Leute, deren unermüdete, einen Charakter von Niedrigkeit an sich tragende Thätigkeit, sich mit nichts in Vergleichung setzen lasse, als mit der ihr Inneres verzehrenden Gewinnfucht, deren Gott der Eigennutz sey, welcher in jedem Hause einen Tempel, an jedem Individuum einen Priester habe, die an allen Dingen einzig die materielle und einträgliche Seite zu schätzen wissen, zwar Geist und Kenntnisse besitzen, jedoch beides auf die Beförderung des eigenen Vortheiles gerichtet, daneben noch für geistvoller und kenntnißreicher gelten möchten, als sie es wirklich seyen, bey denen die Wissenschaften, jedoch einzig die Physik und die Naturwissenschaften cultivirt, die literarischen Studien hingegen und auch die Künste, in so fern sie nicht unmittelbar etwas Verkäufliches erzielen, vernachlässigt und sogar verachtet seyen, kurz ein Haufen von Handwerkern und Redekünstlern, deren habfüchtiges Gewerbe und ungestüme Freyheit alle Moral in Geschwätz, und alles, was Tugend heist, in klingende Münze verwandele.“ Hier möchte man mit Juvenal ausrufen: *Ballatis (cheu) surgescens pagina nugis!*

Die zweyte Reise des Hrn. R. R., deren Beschreibung an seinen Collegen in der Akademie, den Hrn. *Abel - Rémusat* gerichtet ist, geht, nach einem kurzen Ausfluge von *Lausanne* nach *Gryerg*, dem *Genfer - See* nach durch das *Unter Wallis* nach den Bädern von *Leuk*, über den *Gemmi* zum zweyten Male nach *Meyringen* und nochmals über den *Bränig* auf *Stanz* und *Zug*. Von *St. Maurice* bemerkt der Vf., daß im Mittelalter die Legen-

den von der Thebanischen Legion in Verbindung mit den Opfergaben und Reliquien, welche die verschwundene Frömmigkeit der Fürsten in jene Abtey zusammengehäuft, dem Orte einige Celebrität verschafft und Wallfahrer in Menge herbeygelockt haben. Gegenwärtig werde *St. M.* nur noch von Neugierigen und von Kaufleuten besucht, und jene Schätze der Gottseligkeit haben ihren ehemaligen Werth verloren. Das betrachte er, nicht gleich vielen Andern, als eine Wirkung jener so hoch gepriesenen Fortschritte der Aufklärung, sondern als eine neue Gattung der Speculation oder des Irrthums, der ungleich weniger Anziehendes habe, als jene Irrthümer vergangener Zeit. Wallfahrten, durch die man den Frieden der Seele in die Heimath zurückgebracht habe, seyen ohne anders zum wenigsten so viel werth gewesen, als kostspielige Reisen zur Befriedigung eitler Neugierde. „*Et dussiez - vous*“ — so schließt der Vf. sein *Raisonnement*, — „*vire à mes dépens, je me trouve bien moins raisonnable, de venir à St. Maurice, pour admirer des rochers et des cascades, que pour y révéler une châsse ou baiser un reliquaire.*“ (!!) — Auf der Höhe des *Gemmi*, in dem Wirthshause von *Schwarzbach* (*Schwarzenbach*) nimmt der Vf. bey Gelegenheit seines Zusammentreffens mit einigen deutschen Musen söhnen in Teutonischem Costüme und mit Physionomieen gleich denen ihrer Vorältern, der wilden Germanen, den Anlaß, mit den wenigen Worten: „*Nous les vimes* (S. 66) *comme dans leurs écoles, courir après les nuages, au gré des vents, qui les emportent,*“ eine höchst platte, nur der Unwissenheit eines Franzosen nachzusehende Sticheley auf die deutschen Lehrinstitute einzuschalten.

Von *Zug* nimmt Hr. R. R. seinen Weg durch das bekanntlich höchst romantische, von einer ans Melancholische anstreichenden Stille beherrschte Thal von *Egeri*, über den *Morgarten*, wo des Helden *Reding* mit verdientem Lobe erwähnt, aber irriger Weise angegeben wird, daß auf seinem Grabsteine zu *Schwytz* sein Name und weiter nichts zu lesen sey; denn unter seinem Namen finden sich die gewichtigen Worte: „*cuius nomen Summa laus*“ in den Marmor gegraben.

Vom *Morgarten* geht Hr. R. R. nach *Maria-Einsiedeln*. Auf dieser Reise hat er uns am wenigsten erbaut. Er, ein Mitglied eines Vereines berühmter Gelehrten, von welchen aus Licht und eine vernünftige Ansicht der Welt und ihrer sittlichen und geistigen Verhältnisse sich über nahe und entferntere Umgebungen verbreiten sollte, erscheint als Sachwalter und Verfechter der Finsterniß und ihrer verderblichen Werke, und huldigt dem Principe einer absoluten Alleinherrschaft des blindesten Aberglaubens. Ihm ist diese Reise, wenn irgend eine, reich an angenehmen Eindrücken und grobsberzigen Erinnerungen gewesen. „In der ziemlich öden und unwirthschaftlichen Oberalp (durch wel-

welche der Weg von Egeri nach Einsiedeln führt) reichte mir — erzählt Hr. R. R. — ein Kapuziner, in dieser Wüste der einzige Gastwirth, die einzige, ihm zu Gebote stehende Erfrischung, Wasser an einer fernem Quelle geschöpft. Mit Bewunderung war ich hier Zeuge, wie viele Tröstungen und Auskulten die Religion unter den härtesten Entbehrungen darzubieten vermag.“ — Glaube doch Hr. R. R. ja nicht, daß diese andächtigen Männer von eitel Quellwasser leben, oder daß je einer von ihnen in Folge seiner Selbstpeinigungen Hungers gestorben sey. Das Gegentheil könnten alle diejenigen bezeugen, welche mit dem die Gläubigen brandstiftenden Leben jener vagirenden Brüder bekannt sind, und wer irgend mehrere derselben beylammen gesehen hat, muß auch mehr als eine stämmige und wohlgenährte Gestalt unter ihnen erblickt haben. „So wie wir uns“ — heist es dann weiter — „Einsiedeln näherten, nahmen alle unsere Gedanken im Voraus eine der Heiligkeit dieses berühmten Ortes angemessene Richtung. Die Luft, welche man hier einathmet und sogar die Atmosphäre, von der man umgeben ist, haben, ich weiß selbst nicht was in sich, das zur Andacht stimmt und Sammlung des Gemüthes gebietet. In jedem Baumstamme, der aus weißer Rinde hervor, sein altes Gezweige über unsere Häupter ausbreitete, glaubten wir das hochgefeierte Zeichen des Christenthums und in jedem Reisenden (diesen Umstand scheint Hr. R. am richtigsten gesehen zu haben) einen Pilgrim zu erblicken.“ Diese Wallfahrtenden sah der Vf. mit dem Ausdrücke andächtiger Sammlung in Gesicht und Haltung durch die nach der Abtey führenden Straßen ziehen, mit lauter Stimme Gebete recitirend, die nur etwa durch eine freundliche Begrüßung an Hrn. R. R. unterbrochen wurden. Im Verfolge beschreibt der Vf. den „in den Augen der Religion selbst nicht minder als in den Augen der Menschen ehrwürdigen Ursprung des Klosters,“ kommt dann auf das durch den berühmten (*sa-mu-ux*) Zwingli über dasselbe herbegeführte Ungewitter der Reformation zu sprechen, „deren Werke jene Bande von Philosophen, an deren Spitze 1798 Schauenburg in die Schweiz einzog, auf eine der Reformations-Stürme würdige Weise die Krone aufgesetzt und den Zweck ihres liberalen (!) Streifzuges mit mörderischer und ruchloser Hand beendigt habe.“ „Gott aber“ — heist es S. 109 — „täuschte die Erwartung seiner Feinde (der Franzosen seiner Landsleute nämlich, welche die „durch so viele Wunder gehelligte“ Kapelle zerstört und einzig das Bild selbst, theils, weil es nur von Holz war, theils weil es in Paris noch größere Schmach erdulden sollte, verschont hatten), wenigstens darin, daß es ihrer ohnmächtigen Wuth ein eben so ohnmächtiges Trugbild in die Hände lieferte. Die echte Bildsäule war zeitig genug nach Schwaben gerettet worden, und was die Agenten des Directoriums mit sich fortnahmen, war bloß eine Truggestalt, eine Trophäe, würdig solcher Sieger, ein

Gefchenk, würdig solcher Gewalthaber.“ — Rec., er gesteht es offen, ist die Abtey Einsiedeln mit ihren Umgebungen und Zuthaten in einem ganz andern Lichte erschienen, und hat oft schmerzliche Gefühle in ihm erweckt, „*quasi error di servitù vicina*.“ Wenn er die hoch stolzirenden Thürme und das pallastartige Kloster aus der weiten Einöde von Moor und nur zur Hälfte gelichteten Wäldern emporsteigen sah und tief unter ihnen die an ihre gewaltigen Grundvesten sich anschmiegenden, zum Theil elenden, Hütten, so erblickte er in der Zusammenetzung des Ganzen nicht, wie es S. 109 heist: „ein rührendes und fühlbares Bild der Unterstützung, welche die Religion den Schwachheiten derer darbietet, die unter ihren Fittigen Schutz suchen,“ wohl aber ein sprechendes Symbol der Land und Leute weit umher mit übermächtigem Arme durch Sinnenreiz, Phantasienspiel und abergläubische Vor Spiegelungen zusammenjochenden Mönchsgewalt. In den duzend- und hundertweise abgezählten Gebeten, Vaterunsern und Litaneyen, von denen Straßen und Kirchen wieder tönten, offenbarte sich ihm keinesweges, *le Zèle d'une pitié toujours ardente*“ (S. 111) sondern ein geistloses Geplärre, an dem das Herz keinen Theil hat, das zugleich noch oft durch profanes Geschwätze unterbrochen, wie Holzverkauf stück- und schockweise abgethan und fast ausschließlich der Jungfrau als ein schuldiger Tribut oder als Verführungsmittel für begangene Fehler und Frevel, als etwas zur Wallfahrtsordnung Gehöriges, entrichtet wird. Auch jener zuvorkommenden Humanität von Seite der Wallfahrtenden, deren Hr. R. R. so rühmlich erwähnt, hatte Rec. sich nicht immer zu erfreuen, vielmehr ist ihm manche laure und unerfreuliche Miene von solchen Ketzer witternden Frömmlichen, zumal aus den kleinen Cantonen, aufgestossen. Wenn der Vf. S. 107 von Erkenntlichkeitsbezeugungen redet, welche von diesen Wallfahrten (*pieux pèlerinages, sources de tant de lumières!* S. 136) an der geweihten Stätte zurückbleiben, und von Früchten der Reue, die nicht zu theuer zu stehn kommen, wenn sie zu dem Preise derjenigen Güter erkaufte sind, welche die Philosophie unserer Tage lieber an ein unsicheres Börsenspiel und an gewagte Tontinen-Speculationen verschwendet, so möchten wir unsererseits lieber von den Sporteln und Abgaben aller Art reden, welche gestützt auf die vermeintliche Heiligkeit des Ortes, der Eigennutz der Mönchskolonie den fremden Ankömmlingen, in so fern sie mit gereinigtem Gewissen wieder von dannen ziehen wollen, abzunöthigen weiß. — Und in der That, wenn Hr. R. R. sich etwas weniger von den ersten stichtigen Eindrücken hätte hinreißen lassen, wenn er sich die Mühe genommen hätte, entweder selbst sorgfältig nachzusehn, oder genauere Erkundigungen einzuziehn, so müßte er sich überzeugt haben, daß, nächst der Ehre Gottes und der Jungfrau, jene Klostermänner die Beförderung des eigenen Nutzens vor-

vorzüglich und fortwährend im Auge behalten; daß so zu sagen jede religiöse Function ihre Taxe habe, daß Beichtstuhl, Abolution, Messen und das höchst ärgerliche, an hohen Festen den ganzen Tag hindurch dauernde Weihen von Rosenkränzen, Bildern, Kleidungsstücken, Geräthschaften u. s. w. durch ein berührendes Hinhalten an das wunderthätige Marienbild, daß dieses und noch viel Andres mit klingender Münze vergütet werden müsse. Es hätte ihm klar werden müssen, daß mit jenem Marienbilde ein eigentlicher, der Vernunft Hohn sprechender Götzendienst getrieben werde, daß von den zahllosen Pilgrimen, welche diese Einöde betreten, nur wenige aus ungeheucheltem frommen Sinne und Gewissenstrieb den Kreuzzug unternehmen, weit die mehrern hingegen auf geistliche Instigationen; viele, um sich in großen Gesellschaften neben den frommen Uebungen göttlich zu thun, oder auch gegen baare Bezahlung von ihren Committenten, in deren Namen sie so und so viel zu beten, diese und jene geweihte Waare einzukaufen, eine gewisse Anzahl Messen zu besorgen und zu erkaufen haben. Und ebenso würde er sich, wäre er nur etwas weniger flüchtiger Reisender, überzeugt haben, daß die Industrie und Thätigkeit der Einwohner von Einsiedeln, weit entfernt, einen bedeutenden Schwung zu nehmen (S. 113), sich vielmehr fortwährend in dem beschränkten Kreise eines alten Fabrik- und Krämerchleandrians von Rosenkränzen, Crucifixen, elenden Asceticis und geistlich-geistlosen Tractätchen, Wachskerzen, Abbildungen von Kloster und Kirche, Marienbildern, kurz, um mit einer berühmten Brittin zu sprechen, in der Sphäre alles dessen herumtreibt, „was von materiellen Gegenständen dem Himmel gefallen mag und seinen Segen herabrufft.“ — Daß die Freunde und Beförderer der Dunkelheit, nah und fern, es mit Lust sehen, wie der Ruf von Maria-Einsiedeln sich jetzt im XIX Jahrhundert, von einem Jahre zum andern wieder höher hebt, und die Zahl der Wallfahrtsenden aus der Ferne zunimmt, was namentlich der vorjährige Festtag der Kreuzerhöhung auf eine höchst auffallende Weise bewiesen hat, läßt sich begreifen. Nicht minder begreiflich ist es, daß die Klosterbrüder von M. E. selbst mit Wohlgefallen Zeugen sind, wie dasselbe Volk, welches 1798 durch Schauenburgs Philosophen-Horden Meinrads Heilthum ausgeraubt und entweiht hatte, um neudings durch die zahlreichen Elssasser, Lothringer u. s. w., die es nach Einsiedeln sendet, theils von freyen Stücken, theils, und mehr noch, von seinen geistlichen Obern angemahnt, auf eine der Oekonomie des Klosters so sehr zusagende Weise sein Schärffchen herbey trägt, um jenen Sitz der religiösen Knechtschaft, jene Werkstätte von Verstandes- und Gewissensfesseln, schöner, als sie zuvor war, auszustatten und fester, als vielleicht jemals, zu

begründen. Anders aber verhält es sich mit der Ansicht eines französischen Akademikers, betreffend die genannte, gegen wahre Religiosität und Herzensfrömmigkeit gerichtete Anstalt, und diejenige, welche Hr. R. R. darlegt, diese glaubten wir darum pflichtmäßig und alles Ernstes rügen zu müssen.

(Der Beschlusse folgt.)

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. F. Oehmigke: Dr. Karl Ludewig Willdenow's Anleitung zum Selbststudium der Botanik, ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe, mit vier ausgemalten Kupfern und des Vis. Bildniss. Herausgegeben von Dr. H. F. Link, Prof. der Botanik und Director des bot. Gartens. 1822. 537 S. 8.

Die erste Auflage dieses Buches besagte, daß sein Zweck dahin gerichtet sey, dem angehenden Ärzte, Wundarzte und Apotheker einen Leitfaden zur nähern Kenntniß der am meisten benutzten Gewächse zu geben. In der Vorrede zur gegenwärtigen bemerkt der Herausgeber, daß nicht nur auf jene, sondern auch auf Jeden, welcher sich mit Kräuterkunde beschäftigen wolle, nunmehr Rücksicht genommen sey. Es sey daher manches zu Weislaßige, so wie manche unrichtige Ansicht W's ausgelassen, dafür manche wilde und in Gärten wachsende Pflanzen mehr aufgenommen worden. Hatte das Buch schon vormals sein Publicum gefunden, so wird es dieses jetzt, bey so wesentlichen Verbesserungen, um so weniger verfehlen, obschon wir nicht begreifen, wie es zum reinen Selbststudium ausreichen soll. Die noch ganz im Willdenow'schen Stile verbliebene kurze Einleitung ist hierzu viel zu dürftig und nüchtern; auch wird der Mangel aller literarischen Nachweisungen sehr bemerklich. Druckfehler wie *Ulmus tuberosa*, *Dyadelphie*, *filius anae matrem* (*patrem* oder *matrem*!) hätten sorgfältiger vermieden werden können. Bekanntlich enthält dieses Buch die Gattungs- und Artenbeschreibungen kurz, aber gründlich, in deutscher Sprache, und darunter die Angabe des Nutzens, Vaterlandes und manchemal einer Merkwürdigkeit. Dies ist jetzt alles sehr zweckmäßig und wissenschaftlich, in guter Auswahl, wie es sich vom Herausgeber nicht anders erwarten läßt. Nur hier und da vermißt man einiges Wünschenswerthe; z. B. bey *Oenothera biennis* den bekannten Namen *Rapontica sativa*. Bey *Cassia marylandica* hätte angeführt zu werden verdient, daß ihre Blätter den Senesblättern an Wirkung völlig gleich sind. Da das Blüthen der rethgelben Blumen von *Tropaeolum* (hier *Trophaeolum* geschrieben) mehr als problematisch ist, so hätte dies wenigstens berührt werden sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Nicolle: *Lettres sur quelques cantons de la Suisse écrites en 1819 u. f. w.*

Ebend., b. Nepveu: *Lettres sur la Suisse écrites en 1820 u. f. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von Einsiedeln geht die Reise nach Glarus und bis hinauf nach der Sandalp, von da über den Wallenstetter - See nach dem Pfiffersee - Bade, Chur, Appenzell, wo, grösstentheils nach mündlichen Mittheilungen des jetzt verstorbenen Landammanns Zellweger, über Land und Leute, Nationalcharakter und Verfassung manches nicht Uninteressante gemeldet wird, nach Constanz, dem Rheinfalle und ohne grosse Ausbeute von nicht schon zur Genüge Erzähltem, nach Schaffhausen. Ein von hier aus datirter Brief hat den berühmten Johannes von Müller und seine Würdigung als Verfasser der *Schweizergeschichte* und der Briefe an Bonstetten zum Gegenstande. Aus Vielem, was in diesem Briefe Stoff zu Bemerkungen an die Hand gäbe, wollen wir hier nur Einiges ausheben. S. 252 nennt Hr. R. R. Müller einen Geschichtschreiber „qui professe par dessus tout l'attachement aux anciens principes de gouvernement.“ Eben dieser M. aber spricht in seinen, dem Hrn. R. R. wohl schwerlich bekannten „*Briefen an seinen ältesten Freund in der Schweiz*“ (Zürich, Orell 1812), indem er unterm 27ten Februar 1800 dem Vertrauten seines Herzens seine Gedanken über eine das Vaterland zum innern und äussern Frieden führende Reorganisation mittheilt, neben andern davon, dass in den Städte - Cantons den Hauptstädten kein anderer Vorzug, als eben die Regierung zu lassen seyn dürfe, weil sie zugleich das Centrum der Bildungsanstalten und Depots von Archiven, Magazinen, Gemeingeldern u. f. w. wären; er spricht von *Landleuten* von beträchtlichem Vermögen, die aus eben diesem Grundsatze ins *Bürgerrecht* und im zweyten Geschlechte in Aemter aufzunehmen wären, von *Landvögten*, welche die *Landleute* aus den *Grossen* oder *Kleinen* Räten zu wählen hätten, von *Freyheit des Handels und Wandels*, von Aufnahme der *Gemeinen Herrschaften in den Bund*, also von eben so vielen, mit den Grundsätzen der alten aristokratischen Regierung gar sehr contrastirenden Neuerungen. Er war demnach, trotz Hrn. R. R.'s Behauptungen, keiner von denen, welche

chen jeder alte Bürgermeister *dtus* war und welche bitteren Hals wider eine Stadt sahen, an deren Verhandlungen das wenigste getadelt wurde (S. 153 des gedachten Werkes), sondern ein Mann, der, wie er selbst in seiner Zurschrift an den Kurfürsten von Mainz sich erklärt, „mit gleichem Eifer alt hergebrachte Formen der Verfassung zu erhalten und eben dieselben durch die Beförderung wahrer Aufklärung mit einem neuen Geiste zu beleben trachtete“ (Müllers sämmtliche Werke, Theil XIX. S. XLVII.) „und als eine erlaubte Gegenrevolution, als die allein wahre und nothwendige, diejenige erklärte, welche das Eine und Wesentliche zum Gegenstande hat, nämlich die enge niedrige Denkungsart, welche über einer Familie oder einer Zunft den Nutzen der Stadt, über Vorrechten der Stadt das Wohl des Cantons und über diesem den Flor und die Ehre der Eidsgenossenschaft aus den Augen setzt, endlich doch in den vaterländischen Gemeinschaft umzugestalten, ohne welchen alle Eidsgenossenschaft unmöglich ist“ (Ebendaf. S. LXXIX.). — In einer unmittelbaren, die Charakteristik Joh. v. Müllers sich anschliessenden Stelle setzt unser Reisender vollends der Befangenheit seiner theologischen sowohl als philosophischen und politischen Ansichten die Krone auf. Sie lautet also: . . . *Comment un pareil écrivain a-t-il pu trouver des lecteurs chez cette nation allemande, aujourd'hui si follement emportée à des innovations de toute espèce, qui s'égare avec ses philosophes dans les régions de la métaphysique la plus abstraite, qui sous des guides moins estimables encore, court au renversement de toutes les croyances positives et qui fait du raisonnement un si déplorable abus, qu'on l'a vu naguère trouver, dans les idées les plus généreuses, les moyens de transformer la révolte en principe et l'assassinat en martyre?*“

Diese Aeufserungen gehörig zu beleuchten, würde über die Schranken einer Recension, ja selbst auch einer recensirenden Abhandlung hinausgehen. Nachstehende wenige Fragen können wir indess nicht umhin, dem Vf. zu ruhiger Prüfung vorzulegen. War es die deutsche Nation, die mit dem Beyspiele einer tollen, Länder und Völker über und durch einander werfenden Neuerungsucht voranging und kaum jetzt noch ihre Ruhe gefunden hat? — Ziemt es einem Franzosen, über die Fortschritte der Deutschen in der Philosophie abzusprechen, und kann überhaupt, diese Wissenschaft be-
treff.

treffend, zwischen dem, was in neuern Zeiten, wenn auch mit ungleichem Erfolge, aber darum mit nicht geringerer Geistesanstrengung, die Deutschen gethan haben, und den Bemühungen der Franzosen mit Einschluss der *Destutt de Tracy*, *Degerando*, *Genty* und einigen andern gemachten Versuche, eine Vergleichung Statt finden? Wie hiesse der Franzose, der sich rühmen dürfte, den Weltweisen von Königsberg verstanden zu haben? Hat ihn aber der eine und andere wirklich in seinem wahren Sinne aufgefasst, warum mussten denn, eingenommen wie der Franzose für sich selbst und für seine Nation ist, Deutsche und vollends *Schweizer* mit Abfassung des Artikels *Kant* in der *Biographie universelle* und mehrerer anderer vorzüglicher Aufsätze dieses Werkes beauftragt werden? Sind Schriften, wie *l'homme machine*, *le Système de la nature* und ähnliche, aus deutschen Federn geflossen? Ist es eines unparteyischen Mannes würdig, das, was die verstiegene Vernunft eines Einzelnen in Glaubenssachen ausheckte, oder eine Frevelthat, die ein einziger politischer Fanatiker begangen, oder was einige wenige, zum Theil noch unbärtige Brausköpfe, unter Mißbilligung aller Verständigen und Wohlthenden in politischer Hinsicht gesprochen oder geschrieben haben, auf Rechnung einer ganzen Nation zu setzen, und diese in ihrer Gesamtheit, nach einzelnen Ausweichungen und Abartungen würdigen und ihren politischen, religiösen und sittlichen Standpunkt bestimmen zu wollen? Und wenn vollends von Religion und Sittlichkeit insonderheit die Rede seyn soll, wo fände sich ein deutscher Staatsmann, der verworfen genug gewesen wäre, um die *Confessions d'un prisonnier du chateau de Vincennes* in die Welt zu senden? Und Schriften, wie *Terefe philosophe*, *Justine*, und so manche ähnliche Erzeugnisse eines verwüllten Kopfes, ertödteten sittlichen und religiösen Gefühls, einer zur Raserey verdrehten Phantasia und zur Blutgier gesteigerten Ausgelassenheit, sind diese giftigen Pilze, diese *opprobria* des XVIII. Jahrhunderts, aus deutschem Boden hervorgeflossen? Und mag es endlich aus Stellen, wie die angeführte, hervorgehen, daß der Vf. (Vorwort zu Bd. 1. S. 1.) sich es habe angelegen seyn lassen, mit *candeur*, *bonne foi* und *exactitude* zu schreiben, ehrlich und offen, mit gewissenhafter Vermeidung von Uebertreibung und Unwahrheit, mit Schonung für die Ehre anderer Menschen, ja ganzer Abtheilungen des Schweizervolkes, das, wie *Köppen* sagt, in seinen Mischungen von Fehlern und guten Eigenschaften vollkommen andern Völkern gleicht, und endlich mit Genauigkeit, so weit als diese mit dem Grundsatz bestehen kann, den der Vf. S. 2. Bd. 2. ausspricht, wenn er sagt: „*ce qu'on appelle le vrai n'existe presque nulle part d'une façon absolue en traits, qui soient parfaitement incontestables?*“

Bey der Schilderung Zürichs und der Züricher, an denen Hr. R. R., ungeachtet er sie früherhin selbst als ein *peuple lâche autant que lettré* bezeich-

net hat, doch im Ganzen sehr viel zu rühmen weiß, finden sich eine Menge anmaßlicher Urtheile über Personen, übertriebene, zum Theil auch grundlose Berichte über Staat, Kirche, Gelehrtenwesen alter und neuer Zeit, über Sitten, Gebräuche, gesellschaftliches Leben, Mundart u. s. w., so wie der Vf. dieselben Männer von der entgegengegesetztesten Denkart und ungleichen Einsichten, Gelehrten, Staatsmännern, einseitigen, wenn auch das Gute bezweckenden Sittenrichtern innerhalb ihrer vier Privatwände abgehört und abgehört, oder auch gedruckten Schriften, wie z. B. *J. Meisters Voyage de Zurich à Zurich*, entzogen hat, zu einem unförmlichen, unvollständigen und oberflächlichen Ganzen zusammen gestoppelt, dessen einzelne Bestandtheile aber der Raum dieser Blätter uns nicht mehr zu beleuchten gestattet. Leicht könnte übrigens jene *Correspondence incivile*, wie *Alfieri* sie nennt, womit Hr. R. R. hier zu Werke ging, zur Folge haben, daß ihm mehr als eine Thür, die sich ihm diesmal mit treuerherziger Zuvorkommenheit öffnete, bey einem zweyten Anklopfen verschlossen und versperrt bliebe. Dessen nicht zu gedenken, daß das „*jacet alta mente repositum*,“ womit zuweilen auch größere Geister die Gleichartigkeit ihrer Abkunft mit den kleinern bekrunden, auch noch manches nachtheilige Wort über ihn und sein Reisebuch herbeyrufen dürfte, wie denn auch wirklich schon jetzt mehr als Ein Schweizerblatt, (man sehe u. a. die *Neue Zürcher Zeitung* 1823. Nr. 37 u. 43) dem gedoppelten Berufe des Hrn. R. R. zur Reise- und Geschichtschreiberey (denn bekanntlich ist er nun auch als Revolutions-Geschichtschreiber der Schweiz aufgetreten) mit derber Unumwundenheit die Geburtsstunde gestellt hat. — Von Zürich reist der Vf. nach Basel. Die wenigen Nachrichten über diesen Ort sind auch keinesweges neu, und einen Theil der Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie z. B. das berühmte *Wocherische Panorama*, läßt er ungesehen. Von Basel geht es über *Bonneville* und *Salanches* nach *Chamouny*, über den *Col de Balme* nach *Martinach* zurück, über den *Simplon* nach *Domo d'Ossola*, wo der eigentliche Reisebericht und sodann mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den politischen und moralischen Zustand des Schweizerlandes das ganze Werk endet. Der Abschnitt über das *Chamouny-Thal* beschäftigt sich meist mit der dortigen außerordentlichen, doch auch fast schon bis zum Ueberdruß geschilderten Natur. In die Beschreibung des *Waliserlandes* sind, wie überall, politische Andeutungen und Skizzen von Verfassungen eingeschoben. In seinen Schlusßbetrachtungen bleibt der Vf. seiner Manier zwar getreu, doch fehlt es mitunter auch nicht an wahren und gründlichen Bemerkungen, wie z. B. S. 405, wo es heisst: „*La Suisse n'a de ressources contre sa faiblesse relative que dans l'union la plus intime de tous les membres, qui composent la confédération: c'est la condition indispensable de son existence; malgré l'opposition des vœux, des intérêts et des croyances, qui divisent de tout temps*“

temps ces états fédératifs, cette vérité essentielle y devient (devrait devenir, möchte Rec. sagen) de jour en jour plus sensible à tous les hommes vraiment amis de leur pays."

Wir müssen hier abbrechen und noch manche Bemerkung über das Reifewerk des Hrn. R. R. wider Willen zurückhalten. Wir haben es übrigens für unsere Pflicht erachtet, die mancherley schwächern Seiten desselben mit der Fackel einer unparteyischen Kritik zu beleuchten, auf die Einseitigkeit des Vfs., seine Uebertreibungssucht und Oberflächlichkeit, sein öffentliches Gebrauchmachen von vertraulichen Privatmittheilungen, seine Dürftigkeit an neuen Nachrichten und auf die vielfachen Kränkungen des Leumundes Anderer, die er sich zu Schulden kommen läßt, aufmerksam zu machen; um so mehr, als gerade solche mit Zuversicht und Keckheit auftretende Schriften, vor vielen andern, begierig aufgenommen und gelesen werden, auch schon ihrer Verfasser wegen desto allgemeineren Glauben finden. Wir sind übrigens weit entfernt, dem Vf. hinsichtlich seines Talentcs und seiner Darstellungsgabe, zumal von Naturschönheiten, so wie auch seiner Geschäftigkeit im Zusammentragen dessen, was er auf seinen Wanderungen gesehen, gehört und gelesen hat, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch ist uns keinesweges unbekannt, daß sich derselbe schon in mehr als Einem Fache der Wissenschaften sowohl als der Geschäftsführung nicht unbedeutende Verdienste erworben hat. Um desto eher dürfen wir ihm zu vertrauen, daß er auch dieser unserer Beurtheilung Gerechtigkeit widerfahren und uns nicht mit *Maenetus* ein: „*Ego met mihi ignosco!*“ zurufen werde: denn in diesem Falle müßten auch wir mit *Horaz* erwidern: „*Stultus et improbus hic amor est dignusque notari.*“

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

GIessen, b. Heyer: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch - christlichen Geistlichen.* Von Ludw. Hüffell. Zweyter Theil. 1823. X u. 478 S. gr. 8.

Eine kurze Anzeige dieses Theils, mit welchem die nützliche Schrift beschloffen wird, mag um so mehr genügen, da eben dieser Theil nach Rec. Meinung eigentlich mehr als eine Zugabe zum Werke, (S. A. L. Z. 1822. N. 259) denn als ein unentbehrlicher Bestandtheil desselben zu betrachten ist. Die Aufgabe, die sich der Vf. laut des Titels seiner Schrift gemacht hatte, war, wie es scheint, vollkommen gelöst, sobald der Geistliche, als solcher, das heißt, in seinen kirchlichen und amtlichen Verhältnissen und Obliegenheiten vollständig, genau, richtig und würdig dargestellt war. Da nun dies im ersten Theil geschehen, so konnte auch um so mehr das Werk als geschlossen angesehen werden: denn was der Geistliche nun ausserdem noch als wissenschaftlich gebildeter Mann, als Redner und

als religiös - sittlicher Mensch seyn soll, das kann, in so fern er dies theils mit andern Menschen überhaupt, theils mit gewissen Ständen gemein hat, schwerlich als zum „Wesen und Beruf“ desselben gerechnet, sondern es ist, wie unumgänglich nothwendig es auch, um jenes „Wesen“ zu behaupten und diesen „Beruf“ zu erfüllen, erfordert werden möge, einer eigenen Behandlung, die durch obigen Titel ausgeschlossen wird, zu unterwerfen. Davon indessen abgesehen, verdient auch dieser Theil wegen seines gewichtigen Inhalts die sorgfältigste Aufmerksamkeit und in Hinsicht des von dem Vf. darauf verwendeten Fleisses die dankbarste Anerkennung und freundlichste Aufnahme. Wiewohl das Meiste jenes Inhalts schon bekannt und in mancherley Zusammenstellungen und Formen von Andern oft genug gesagt ist, so kann es doch kaum oft genug wiederholt; es kann wenigstens von denen, die sich dem sogenannten *geistlichen* Stande widmen wollen, selbst von denen, die schon in geistlichen Aemtern stehen, nicht sorgfältig genug beherzigt werden, und Hr. H. hat sicher das Verdienst, den Gegenstand würdig und namentlich in Hinsicht auf das seiner ganzen Schrift zum Grunde liegende Princip dargestellt zu haben. Zwar hätte wohl Manches weniger weiterschweifig vorgetragen, manche wörtliche Anführung aus ältern und neuern Schriften entweder völlig erspart oder doch abgekürzt, besonders der Predigerton, in welchen der Vf. hie und da verfällt, wohl vermieden und durch das alles viel Raum gespart, wie auch dem Leser ein Beträchtliches an Zeit und Kosten hätte geschenkt werden können. So möchte z. B. im ersten Hauptabschnitte die Nr. 1. „Feststellung allgemeiner Principien“ sich wohl auf die Hälfte zurückbringen lassen, wenn es dem Vf. gefallen hätte, theils das aus dem ersten Theil zwar hierher Gehörige, doch schon Bekannte, durch bloß kurze Hinweisungen mehr zu beschränken, theils diese oder jene Digressionen, die, wie gut sie sich auch lesen lassen, doch eigentlich zur Sache wenig beytragen, gänzlich wegzustreichen, theils überhaupt sich einer gewichtigeren Kürze zu befleißigen. Jetzt zieht sich diese Abtheilung, die wirklich mit wenigen klaren Worten abgethan werden konnte, durch fast drey volle Bogen hin. So hätte die aus *Nassels* Anweis. zur Bild. angeh. Theologen entlehnte Eintheilung der gesammten Philosophie, so wie sie hier (S. 78 und 79) ausführlich zu lesen ist, garfügig entbehrt werden können, so wie denn auch der aus *Herder's* zerstr. Blättern genommene Dialog: „der Kanzelredner“ betitelt, der hier eine ganze Seite füllt, (S. 375 u. 376) sehr überflüssiger Weise vollständig abgedruckt ist, anderer eben so weitläufigen Anführungen, statt deren ein bloßes Citat oder eine kurze Hinweisung eben dieselben Dienste würde geleistet haben, nicht zu gedenken. Vom Predigerton geben S. 418 - 420, wozu noch gar

gar viele andere, wenn es Noth thäte, nachgewiesen werden könnten, hinreichende Beweise. Aller dieser Ausstellungen jedoch ungeachtet, behält die Schrift, aus oben schon angeführten Gründen, ihren unleugbaren Werth. Eine Inhaltsanzeige des Ganzen, durch die man sich in dem Buche leichter würde zurecht finden können, vermifst Rec. ungern, um so mehr da das angehängte, beide Theile umfassende Register über die wichtigsten Materien die Stelle von jenem doch nicht ganz vertritt. Die Uebersicht, wie wir sie uns zum Behuf unserer eigenen nähern Beschäftigung mit dem Werke ausgezogen haben, ist folgende: *Erster Abschnitt* (S. 1 — 304) behandelt am ausführlichsten den *wissenschaftlichen* Standpunkt. Er zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Die schon erwähnte Feststellung gewisser Principien (S. 1); 2) Sprachstudium (S. 44); 3) Studium der Philosophie (S. 65); 4) St. d. Geschichte (S. 121); 5) Das eigentliche theol. Studium, wo nach einer abermaligen, etwas weitläufigen Einleitung über das Studium der Theologie überhaupt (S. 139); a) von der historischen (S. 173); b) von der exegetischen (S. 188); c) von der systematischen (Dogmatik und Moral) (S. 210); d) endlich von der praktischen Theologie (S. 233) gehandelt wird, über welche sich der Vf. zuerst wieder nach den allgemeinen Umrissen, und sodann nach den einzelnen Disciplinen (Homiletik, Katechetik, Liturgik und sogenannte Pastoraltheologie) verbreitet. *Zweiter Abschnitt* (S. 305 — 356), die *Kunst der körperlichen Beredsamkeit* betreffend, fängt 1) mit allgemeinen Bemerkungen über die Nothwendigkeit d. k. B. für den evangelischen Geistlichen an (S. 305), die doch kaum einer so grossen Ausführlichkeit, da diese Nothwendigkeit schwerlich bezweifelt wird, bedurft hätten; geht dann 2) zur nähern Angabe der Natur und Beschaffenheit der körperlichen Beredsamkeit über (S. 330), und giebt endlich sehr kurz einige der vorzüglichsten Mittel an, um, wie der Vf. sich ausdrückt, den Geistlichen auf den Standpunkt derselben zu versetzen (S. 352). Der *dritte Abschnitt* endlich (S. 357 — 448) sucht, weitläufiger als es nöthig war, den *religiös-sittlichen Charakter* des Geistlichen ins Licht zu stellen. Gerade hier giebt es des unnöthigen Beywerkes gar viel, z. B. was (S. 402 — 409) über die biblische Geschichte nach Inhalt und Form vorkommt, wie gut es sich übrigens auch lesen läßt. Auch hier machen abermals 1) allgemeine Bemerkungen (S. 357) den Anfang. Es folgt 2) die nähere Entwicklung des religiös-sittlichen Charakters selbst (S. 388). Zu dem allen noch

(S. 449 — 472) ein *Anhang*, der einige besondere *Verhaltensregeln* enthält, das *äußere* Leben des evangelisch-christlichen Geistlichen betreffend. Ueber Zeiteintheilung, Ackerbau, Kleidung, Besuch des Schauspiels und öffentlicher Concerte, Kartenspiel, gesellschaftlichen Umgang u. a. kommt sehr viel Lesenswerthes vor; nur kann man sich doch zuweilen des Gedankens nicht erwehren, daß es um unsere *Geistlichen!!* zum grossen Theil noch sehr schlimm, oder wenigstens gar mitschlich stehen muß, da solche Erinnerungen für sie noch für nöthig erachtet werden. Ob aber Männer, denen solches wirklich noth thut, Bücher, wie das vorliegende, überall zur Hand nehmen und sich und ihr Leben und Seyn, wie in einem mahnenden Spiegel, darin beschauen werden? ist die Frage. Zu wünschen wäre es allerdings; wie denn zu erwarten steht, daß dieses Buch, wo es mit Aufmerksamkeit und gehöriger Anwendung gelesen wird, zur Veredelung des Predigerstandes viel beytragen werde. — Eine Unzahl von Druckfehlern, namentlich auch in der Literatur, wo sie für den Unkundigen gerade am störendsten wirken, entstellt übrigens auch diesen Theil nicht minder, als den frühern.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Lateinisch - Deutsches und Deutsch - Lateinisches Schulwörterbuch*, bearbeitet nach den grössern Werken von Forcellini, Scheller, Bauer und Kraft. 580 u. 485 S. jede von drey Columnen. gr. 12. (Stereotypendruck.)

Hr. Tauchnitz, unermüdet thätig, das Studium der alten Schriftsteller durch Lieferung wohlfeiler und nett gedruckter Handausgaben zu erleichtern, hat in dem obengenannten Buche dem Schüler eine sehr zweckmässige und brauchbare Hülfe bereitet. Dieses Schulwörterbuch enthält bey dem engen Drucke, der indessen die Augen nicht beleidigt, einen ungemeinen Reichthum von Worterklärungen und selbst Redensarten; auch sind die bedeutendsten mythologischen Namen aufgeführt; endlich die Sylben, deren Quantität nicht durch Position augenfällig ist, mit den Zeichen der Länge oder Kürze versehen worden. Das Papier ist weiss und fest, der Druck scharf, schwarz und correct. Indem wir dies nützliche Buch der Aufmerksamkeit der deutschen Schulmänner angelegentlich empfehlen, sprechen wir den Wunsch aus, daß der Hr. Verleger bald ein Real-Schulwörterbuch möge folgen lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

März 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

ELBERFELD, in d. Büschlerischen Verlagsbuchh.: *Etymologisch - mythologische Andeutungen von Konrad Schwennk*, nebst einem Anhang vom Prof. Fr. Gottl. Welcher. 1823. VIII u. 366 S. nebst einem Register. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Wieder ein mythologisches Werk, worin Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgeboten sind für ein einseitiges Streben. So wie ein Theil der Mythen-Forscher die meisten Hellenischen Mythen im Orient aufzufinden, und ihre Urbedeutung aus semitischen Sprachwurzeln zu entwickeln sucht, aber dabey das religiöse und bürgerliche Leben in Hellas selbst, und die eigene geistige Thätigkeit des hellenischen Volks in der Ausbildung derselben nur zu sehr aus dem Auge verliert; so sucht der Vf. des vorliegenden Werks, ohne einen Blick auf den Orient zu werfen, das ganze hellenische Mythenwesen auf dem Grund und Boden von Hellas selbst, und den Ursinn derselben in hellenischen Sprachwurzeln. „Mit der Annahme, sagt der Vf. (S. 7.) daß die griechische Religion sich mit der griechischen Nation von ihren ersten Anfängen ausbildete, fällt nun die Annahme von den fremden Namen der griechischen Gottbeiten von selbst zusammen, welche selbst, wenn sich das zweyte erweisen ließe, auf schlechtem Grund beruhete. Denn da die meisten Namen der Götter nur Eigenschaften derselben bezeichnen sollen, so hätte es schon bey der nationalen Eigenthümlichkeit der Griechen, alles zu gräcisiren, nicht fehlen können, daß sie diese Beywörter übersetzten. Es kann daher keine Wahrscheinlichkeit haben, wenn man die griechischen Götternamen in das Prokrustes Bett der orientalischen Sprachen einzwängt, und uns neue Bedeutungen ausredet, oder zuschneidet.“ Indessen wird Hr. Schw. Einwanderungen von Asiaten mit uralten Priesterinstituten in Hellas doch aus der Geschichte nicht wegbeweisen können. Daß das griechische Volk mit andern in einem alten Zusammenhange gestanden habe, leugnet er selbst nicht, indem das seine Sprache, die mit mehreren andern innig verwandt sey, zur Genüge beweise. Aber, er meint, trotz dieses Zusammenhangs der Sprachen könne es doch niemand einfallen zu behaupten, die Griechen hätten die Ihrige von einem der Völker, wo die Verwandtschaft erscheine, überkommen; sondern man sey nur berechtigt, an einen gemein-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

schaftlichen Ursprung dieser verwandten Sprachen zu denken. — Wonach haben denn in neueren Zeiten die Kanne, Siekler u. a. sonst gestrebt, als die Bedeutung der griechischen Götter- und Heroennamen aus einer solchen Ursprache, die sie in den Wurzelworten der semitischen Sprachen noch zu finden glaubten, auszumitteln? Und ist ihre Annahme denn unwahrscheinlich? minder unwahrscheinlich, als, daß alles auf hellenischem Grund und Boden entsprossen ist? Mögen sie mitunter in ihrem Streben zuweit gegangen seyn; aber wird man nicht auch unwillkürlich an des Hrn. v. Rösch — (*Beyträge zur Geographie und Geschichte der Vorzeit*) — alphabetische Skalen erinnert, wenn der Verf. uns Ableitungen, wie Δις, Ζις, Ζης, Ζεϋς, Ζην, Ζην, und ohne stärkeren Zischlaut Δεϋς, Ζεϋς, Ζεϋς, Deus, oder als verwandt mit Ζην, Janus, Jana, Thana, Αθήνη, Ζαϋς, Juno, oder, als verwandt mit Δις, Δις, Ιω, mit eingeschobenem ν, Ιων, dann Βίως Βένδις, Venus vorführt? Welcher Name liefse sich bey dieser Willkürlichkeit des Etymologisirens nicht ableiten? Und ist denn der Vf. sicher, daß nicht das Wort, worauf die Bedeutung des Götternamens gründet, sich gerade von dem Götternamen, der doch vielleicht in einer fremden Sprache gesucht werden muß, sich in die griechische Sprache abgesetzt habe? Das Etymologisiren hat überhaupt seine bestimmte Grenzen, und kann zu nichts weiter nutzen, als den Urbegriff auszumitteln, da die Sprache von jeher recht gut gewußt hat, was sie durch ein ausgeprägtes Wort hat bezeichnen wollen. Sehr richtig sagt Hr. Prof. Welcher in der höchstbelehrenden Zuschrift an den Vf. S. 253 fg.: „Was die griechischen Götternamen betrifft, so dürfte man meiner Meinung nach von den übrigen die nicht zahlreiche Classe der ältesten, welche sich aus der griechischen Sprache nicht erklären lassen, oder wenn das Stammwort Bedeutungen auch in sie abgesetzt haben sollte, doch an sich von höchst allgemeinem und unbestimmtem Begriff sind, streng zu unterscheiden haben. In ihnen erblickt man die uralteste Bekanntheit mit andern weit verbreiteten Völkern; sie gehören der Menschheit, nicht der besonderen religiösen Bildung eines Volkes an, oder sind unter den Völkern gewurzelt wie alte Eichbäume in einem Wald, um welche herum viele Geschlechter nach einander abgelebt sind, und die längst aufgehört haben, selbst neue Zweige und Blüten zu treiben. —

H (2)

Die

Die andere Classe der eigentlich bedeutsamen Namen und Beynamen erklärt sich bis auf wenige Ausnahmen aus der griechischen Sprache und den nächst verwandten Mundarten. — Wo diese zureichen, fremde Sprachen hereinzuziehen, ist einer der Hauptirrhümer, welche von tüchtigen und würdigen Gelehrten gepflegt oder geduldet, von leichtfertigen Köpfen in die Wette genährt, einen an sich schon höchst schwierigen und verwickelten Gegenstand mannichfach zu verdunkeln und zu verwirren beygetragen haben. Jedes Volk schafft seine hieratischen und poetischen Namen, bildet sich gleichsam ein System solcher Namen für die einheimische Religion, für alle höheren und freyen Anschauungen; sie sind sein ältestes Denken und Dichten. Dieselbe Erscheinung, die wir in der Edda, wie im Ossian, in Deutschland wie in Indien haben, bietet in dieser Hinsicht auch Griechenland dar. — Eigennamen lassen sich nicht streng unterscheiden. Jene geben in diese über, andere an anderen Orten. Die Beynamen aber sind der älteste Ausdruck zugleich des Dogma und des Lobgesangs. Von den Namen-Liturgieen der ältesten Zeiten sind die späten Orphischen Hymnen als ein ungefähres Bild, als ein entfernter Nachklang zu betrachten. — Formeln und Hymnen aus solchen Namen zusammengesetzt, sollte man denken, die Vorstellung von der Allgegenwart Gottes, von seinen unendlichen Beziehungen zur Natur und zum Leben der Menschen und die Ahnung einer besonderen Vorsehung bey der Gemeine wecken und unterhalten; doch immer geht Aberglaube und Mißbrauch allem Besten zur Seite. Mit der Natur der griechischen Götternamen und Titel stimmen im Allgemeinen die *Indischen*, wie sie im ersten Abschnitt des Amarafticha zusammengestellt sind, sehr überein, so, daß der Bruder Paulino mit Recht auf die große Aehnlichkeit mit den Orphischen Hymnen hinweist."

Den Naturdienst, der durch ganz Asien verbreitet ist, findet der Vf. auch in Griechenland. So lange er nun nicht wird beweisen können: daß dies ein geschlossenes Land war, und daß ausländische Culte durchaus nicht eingewandert sind, wird man immer berechtigt seyn, bey ähnlichem Namen und ähnlichem Cult die Urideen eines Götterwesens im Orient zu suchen, und eine Einwanderung von daher anzunehmen. Nur darf der *historisch-kritische Weg* dabey durchaus nicht verlassen werden. Ist die Uridee dort aufgefunden und mit Sicherheit ausgemittelt; so hat man, so weit als möglich, die Bahn nachzuweisen, auf der sie in Hellas einwanderte, und auszumitteln, in welcher Gestalt sie hier eintrat, und, wie sie *im Laufe der Zeit* allmählig bey den Hellenen von Dichtern, Künstlern u. a., unverschmolzen, oder, wie gewöhnlich geschah, verschmolzen mit einheimischen Mythen, umgestaltet und ausgebildet ward, wohey selbst den Gründen, die sie zu dieser Umgestaltung wahrscheinlich bestimmten, möglichst nachzuspüren ist und, wie Hi-

storiker, Philosophen und Grammatiker, oft von der Uridee sich himmelweit entfernend, sie anwandten und deuteten. Nur ein solches Verfahren ist der Behandlung der Mythologie gedeichtlich; jedes andere verwirrt das Sagengewirre noch mehr, oder führt bey dem Streben nach Einfachheit in der Auffassung, das jetzt vorherrscht, zur Einseitigkeit.

Als Probe, wie der Vf. die Mythologie behandelt, mag Folgendes dienen:

„Τηθύς, Θέτις

Wie schon oben bemerkt worden, bedeuten diese Worte Mutter Erde, wie *μήτηρ, μήτηρ* ebenfalls so gebraucht werden. Sie sind verwandt mit *τήθη Amme, Großmutter, τηθίς Muhme*, welches mit dem Wort Mamme für Mutter zusammentrifft, gleichwie Amme auch ganz dasselbe ist. Aus *τηθύς* bildete sich mit der Zeit *Θέτις*. Tethys ward Gemahlin des Keanos d. h. Wasser und Erde wurden vermählt, und aus der Verbindung beider entsteht das Wachsthum. Eben so ward zwischen Poseidon und Demeter ein Liebesverhältniß gedichtet, ferner Nereus und Doris und Pontos und Ge kommen als verbunden in der Theogonie vor. Als Gemahlin des Meers verlor Tethys (Thetis) nach und nach ganz die Bedeutung von Muttererde und ward Meergöttin. Es könnte scheinen, man habe, als sie ganz zur Meergöttin geworden war, wieder umgekehrt dieselbe Verbindung von Wasser und Erde ausdrücken wollen, indem man die Erde zur männlichen und das Wasser zur weiblichen Gottheit machte, in der Vermählung von Peleus und Thetis (*πελος*) heist Schlamm, Lehm, ohne P Laut *πλος* Sumpf, *Πηλόγονος* i. v. a. *γίγαντες*. Allein diese Annahme hat wenig Zuverlässiges, indem man leicht für die Hauptgöttin des Landes einen Landesheros erdichten konnte als Gemahl, oder fand sich ein solcher Landesheros vor, so war die Verbindung sehr leicht und natürlich, und es finden sich so viele mit Peleus übereinkommende Namen in Thessalien (ihr Grund mag das Pelasgische gewesen seyn), daß man leicht auf einen Orts- oder Landesheros Peleus kommen konnte. Es gab dort die Städte *Πέλη, Πέλλα, Πέλινα, Πελλήνη*. Die Berge *Πελοδρόμιον* und *Πηλιον* (so hieß auch eine Stadt, wo die Hochzeit von Peleus und Thetis soll gefeyert worden seyn, und wo Cheiron ihren Sohn Achill erzog. Diese Namen reichten hin einen Landesheros *Peleus* zu erdichten, so, daß man nicht nöthig hat, ihn für einen Erdgott zu erklären, wegen noch der wichtige Umstand streitet, daß es der Anschauung, aus welcher solche Verbindungen hervorgehn, widerspricht, die Erde zum zeugnenden und das Wasser zum empfangenden Princip zu machen. *Thessalien* hatte von der Verehrung der Thetis seinen Namen, und den Wassercultus derselbst bestätigen auch noch andere Namen, nämlich, daß ein Theil des Landes, wo nicht das ganze, Achaja, *Αχαΐα* heist, und daß *Achilles* *Αχιλλεύς* als Sohn der Thetis Thessalischer Heros war. Beide Namen beziehen sich aufs Wasser [*ἕλμα, ἕλμα, aqua*,

αἰμα, ἀχλαίς, so wie auch *Αἰακός Αἰακός*, der des Peleus Vater genannt wird. (Die Mutter hieß *Φαμαῖδη*, eine Nereide) was denn Achill der Aiakide heisst. (Der Name kommt von der eben angeführten Wurzel). Spuren der Ueberfluthung mögen dort vorzüglich jenen Cultus begünstigt haben, und das frühere Unterwasserstehen mancher Theile scheint auch einer der Namen des Landes *Αἰονία* anzudeuten, wenn man nämlich annehmen kann, daß diels Wort aus *αἰονία* oder *αἰονία* entstanden ist. (Vergleiche des Thessalisch - macedonische *Ημαθία*). Wer hierunter das *rothe Land* verstehen wollte, von *αἷμα Blut*, dem würde der Name *Πορφυρία*, so hieß Thessalien, ebenfalls zu Statten kommen. Sollte nicht auch *Ναυωλις* (*Ναυωνίς*) für *Νηωνίς* von *ἡώς*, ebenfalls eine Benennung dieses Landes, das *Infeland* d. h. das von vielen Seen durchschnittene, zwischen denen sich das Land, wie Inseln, ausnimmt, welche Gewässer nach und nach Ablauf finden oder austrockneten. — Die Erde hieß auch, *Τῖρα* (oder *τῖρῃ* und man könnte da in *Δγ* ein *μήτρ* der T Laut vor die Wurzel getreten ist, auch diels von *αἷα* ableiten, doch ist der Uebergang von *τῖρῃ* in *τῖρα* zu gering, als daß man zweifeln sollte, es sey von *Τῆδος*, *Θέτις* anders, als in der Form, verschieden. *Τῖρας*; ein so genannter kretensisch - idaeischer Daktylos, der für einen *Πάρεδρος* der Rhea galt, ist mit *τῖρῃ* verwandt, und bezieht sich auf die Erde, eben so der Riese *Τῖρὸς*, den die Erde geboren hatte, wie denn die Riesen und Ungeheuer Erd- und Wassergeburt waren, *γίγαντες* oder *γγεναίς*, oder Söhne Poseidons. — Daß der Name *τῖρῃ* von *δαί* säugen herkomme, möchte doch noch zu bezweifeln seyn, und das Wort vielmehr zu jenen ganz einfachen, bald mit Reduplication ausgesprochenen Klängen gehören, womit Vater und Mutter angeredet und bezeichnet wurden. So heisst *πατα*, der Vater von *τα*, mit anderer Reduplication *ἄτα*, und so scheint *τῖτῃ* Mutter geheissen zu haben, *θ* statt *τ*, *τῖτῃ* beweist nicht, da aus *ατα* auch *ἀφά*, *ἄφός* ward. Ueberhaupt lassen sich die meisten Wörter, welche die Verwandtschaft und Freundschaft bezeichnen, von diesen einfachen Klängen *πα*, *μα*, *τα* ableiten, *πατήρ*, *μητήρ*, *ἔτερος*, *ἐταίρος*, *ἡθικός* *Pathe*, *Dotte*, *Dottin*, *δάμ*, *μαί*, *μάμα*, Muhme, zu dem Stamme *τα*, wozu *Dot*, *Dottin*, gehört, muß auch Tochter gezählt werden, eigentlich *Dochter* u. s. w.

Kann man die etymologischen Combinationen weiter treiben? Und was wird denn am Ende damit gewonnen? Lassen sich mit den Mythen von der Tethys, alle Mythen bey andern Götterwesen erklären?

STATISTIK.

I. ZÜRICH, b. Orell, Föfsli und Compagnie: *Regierungs - Etat des Eidgenössischen Standes Zürich*, auf das Jahr 1824. 137 S. 8.

2. *Ebendaf.: Etat des Stadtraths und der übrigen Administrationen der Stadt Zürich*, sammt dazu gehörigen Beamtungen, Stellen und Diensten. Auf das Jahr 1824. 30 S. 8.
3. *Ebendaf.: Etat des Stadtraths, der Administrationen und Commissionen desselben, des ehrwürdigen Ministeriums, des löblichen Schulraths, und der bürgerlichen Dienste der Stadt Winterthur*. Auf das Jahr 1824. 18 S. 8.
4. *Ebendaf.: Die Kirchen und Schullehrer des Kantons Zürich*, sammt der Klasse der Expectanten; wie auch alle Züricherischen Geistlichen, so in den übrigen eidgenössischen Kantonen und andern Ländern stationirt sind; und die, die ihre Stellen resignirt haben; auf das Jahr 1824. 17 S. 8.
5. *Ebendaf.: Fabriken - und Handelshäuser der Stadt und des Kantons Zürich*. 1824. A. In Zürich. B. In Winterthur. C. Auf der gesamten Landschaft.
6. *Ebendaf.: Genealogie der vornehmsten europäischen Regenten und aller lebenden Glieder ihrer Häuser*. 1824. 64 S. 8.

Begehret jemand diese sechs besonders paginirten Numern zusammen zu besitzen, so erhält er sie mit einem gemeinschaftlichen Titel versehen, auf welchem über dem zürcher Wappen die Worte stehen: *Regierungs - und Adress - Calender des Cantons Zürich auf das Jahr 1824*. Angehängt sind alsdann die Ankunft und der Abgang der Posten, die Anzeige der bey dem Kaufhause zu Zürich ankommenden und abfahrenden Fuhrn und Schiffe und das eigentliche Kalenderwerk. Nr. 1. führt zu erst die eidgenössischen Bundesbehörden und Beamten auf. Die schweizerischen Handelsconsuln sind mit einem zu Newyork und einem zu Alessandria in den amerikanischen Freystaaten vermehrt worden. Der päpstliche Nuntius und die außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bey der Eidgenossenschaft erhalten so wie der Präsident der Tagfatzung, in diesem Jahr der *Graf von Müllin* in Bern, amtlich den Titel Excellenz, der aber den bloßen Geschäftsträgern und Minister-Residenten nicht gegeben wird. Baden hat keinen diplomatischen Agenten mehr in der Schweiz; auch ist nirgend der zum preussischen General-Consul ernannte Legationsrath von Fauche - Borel erwähnt. Die Kantonalbehörden sind: I. A. M. Hochgeachten Herren des großen Raths, B. M. Hochgeachten Herren des kleinen Raths, an dessen Spitze der Amtsbürgermeister Jkr. (Junker) David Wyss, geb. 1763. C. Die Mitglieder des Staatsraths nebst der Staatskanzley, D. M. Hochgeachten Herren des Obergerichts unter dem Voritze des zweyten Bürgermeisters Jkr. (Junker) Hans Reinhard aus dem Beckenhofe, geb. 1755. Die Mitglieder heißen einzeln ganz sachegemäß Oberrichter. E. Das Ehegericht. II. Die Hochobrigkeitlichen Commissionen.

nen. Sie folgen alphabetisch auf einander und sind zahlreich, da sie alle Zweige der innern Verwaltung umfassen. In literarischer Beziehung gedenken wir nur der Bücher - Censur, der Bürgerschul - Aufseher, der Deutschschul - Aufseher, des Erziehungsraths, der Gelehrtenschul - Aufseher, des Kirchenraths, der Kunstschul - Aufsicht, des Schulconvents u. d. m. — III. Die einzelnen Militair, Polizey, Justiz. Administrations, Medicinalbeamtungen, worunter namentlich die Inspectoren der Elementar - Schulen, nach den fünfzehn Schulkreisen, in die der Kanton zerfällt. IV. Die elf Oberämter des Kantons und ihre Beamten als der Oberamtmann (eigentlich Regierungs - Statthalter), die Amtsrichter, die Beysetzer des Oberwaisen - Amts, der Amtschreiber, die Gemeinde - Ammänner und Friedensrichter. Der Oberamtmann zu Knoben *Johann Heinrich Frick* aus Maschwangell ward im vorigen Jahre, nach einer dreytägigen Sitzung des Obergerichts, seiner bis dahin bekleideten Stelle und als Mitglied des grossen Raths entsetzt. Der Militair - Etat des Standes bildet die letzte oder Vte Abtheilung. In keinem der schweizerischen Adress - Kalender begegnet man einer so grossen Anzahl Schriftsteller, was bey dem schweizerischen Athen nicht befremden darf. In keinem andern Kanton giebt es so viele Anstalten für die allgemeine Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, für Wohlthätigkeit, für gemeinnützige Zwecke. — Dafs die Mitglieder der altadeligen Familien stets das Wörtchen Jkr. (Junker) vor ihrem Namen führen, scheint eine sehr alte Gewohnheit zu seyn. Es vertritt gleichsam die Stelle des sonst üblichen von.

Nr. 2. Der (tägliche) Stadtrath bestehet aus 13 Mitgliedern einschliesslich des Stadt - Präsidenten und des Vice - Präsidenten. Der grosse Stadtrath zählt ausserdem noch 52 Ausschüsse aus den dreyzehn Zünften der Stadt. Die von demselben mehrentheils nur auf bestimmte Jahre besetzten Stellen und Aemter sind, wie gewöhnlich in kleinen Republiken, sehr zahlreich. Manche führen Bemerkungen, die ausserhalb Zürichs wohl einer eigenen Erklärung bedürfen, wie z. B. die *Immener*, die *Einzelner*, der *Uhrenrichter*, die *Spetter* und *Vice - Spetter*, die *Spetterinnen*, die *Sigristen* (*Sacristani*?), die *Kirchgangsfrauen*.

Nr. 3. Der grössere Stadtrath in Winterthur zählt 39 Mitglieder, der tägliche nur 14. Wie in der Hauptstadt eine Menge Aemter und Commissionen, ein Schulrath, Schulinspectoren, eine Schul - Commission. Die öffentliche Knabenschule mit neun Classen hat den Herrn *Joh. Conr. Troll* V. D. M. zum Rector. Der Bibliothek - Convent bestehet aus

einem Präsidenten Herrn *Joh. Heinr. Sulzer* M. D. Stadtphysicus, vier *Consiliariis*, einem *Antiquarius*, was hier wohl so viel als Aufseher über die Alterthümer bedeuten soll, zwey *Perpetuis*, vier *Ambulatoris*, und einem *Secretär*.

Nr. 4. Die Geistlichkeit des Kantons d. i. die reformirte, denn der katholischen wird nirgend gedacht, zerfällt in zehn Kapitel, wovon ein jedes einen Notar, einen Cämmerer und einen Decan hat. Antistes ist der Pfarrer zum Gross - Münster Se. Hochwürden *Joh. Jac. Hess* Dr. Theol. geb. 1741. Auf das Stadt Kapitel folgt das *Collegium publicum* mit 14 Professoren, das *Collegium humanitatis* mit 6 Professoren, das *Politisches Institut* d. i. die höhere Bildungsanstalt für Staatsbeamte, mit 3 Professoren, die Gelehrten - Schule in drey Classen mit 5 Lehrern, die Kunstschule in drey Classen mit 7 Lehrern, die Bürger - Schule in drey lateinischen und drey französischen Classen mit 11 Lehrern; zwey deutsche Schulen, und eine Töchterchule mit 7 Lehrerinnen. Von den Züricher Geistlichen in andern eidgenössischen Kantonen sind mehrere vom kleinen Rathe, andere von auswärtigen Collatoren gewählt. Es giebt Züricher Geistliche in Frankreich, Deutschland und Russland, die, da sie hier aufgeführt werden, mit der vaterländischen Synode doch wohl noch in Verbindung stehen müssen. Die Expectanten bilden eine eigene Classe mit einem Präses und einem Decan. Der erste Expectant ist 1751 geboren und wartet bereits seit 1774 auf eine Pfarre, wenn das Wort expectiren hier nicht etwas anderes als warten bedeutet. Nützlich ist das alphabetische Register über die 144 Pfründen oder Pfarrstellen.

Nr. 5. Liefert eine interessante Uebersicht der gewerblichen Thätigkeit im Kanton Zürich. Die Hauptstadt, um nur Einiges anzuführen, zählt 10 Banquierhäuser, 5 Buchdrucker, 5 Buchhändler, 25 Fabriken in Seiden und Halbleidenzeugen, 23 Fabriken in Mouffelinen, 5 Kattunfabriken, 2 Kupferdrucker, 4 Kupferstecher, 4 Kupferstich - und Kunsthandlungen, 4 Lesebibliotheken, 2 Musikhändler, 1 Schriftgießerey, 8 Senfalen u. s. w. Unter den Buchhändlern vermissen wir Herrn *Salomon Fries*, in der *Schöpf* Nr. 345. *kleine Stadt*.

Nr. 6. Ist mit sichtbarem Fleisse bearbeitet und sehr genau. Es schliesst mit einer auch in dem bekannten Gothaischen Kalender befindlichen tabellarischen Angabe der Zeitpunkte des Regierungsantritts der jetzt lebenden europäischen Regenten und des natürlichen Alters des Regenten bey der Nachfolge.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

März 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER u. LEIPZIG, im Verlag d. Hahn'schen Hofbuchh.: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von Dr. H. G. Tzschirner, Prof. der Theologie und Superintendent in Leipzig. *Ersten Bandes erstes Stück.* 1823. VI u. 302 S. *Zweytes Stück.* IV u. 300 S. gr. 8.

Nachdem dieses Magazin zuerst bey Frommann zu Züllichau 1782 — 1791 in zwölf Theilen unter Leitung *Bährds's*, und unter der Aufschrift: „Magazin für Prediger, oder Sammlung neu ausgearbeiteter Predigt-Entwürfe über Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln u. s. w.“ erschienen war, so ward es in eben jenem Verlage in gleichfalls zwölf Bänden, nach einem erweiterten Plan unter dem Titel: *Neues Magazin u. s. w.* von W. A. Teller 1792 — 1802 fortgesetzt. Nach ihm übernahm die Redaktion desselben, der verewigte *Löffler*, der es abermals unter der simplen Aufschrift: *Magazin für Prediger* in acht Bänden, zuerst in Jena bey Frommann, dann bey den Gebrüdern Hahn zu Hannover 1803 — 1815 erscheinen ließ, von dem es zuletzt auf den Herrn Oberhofprediger Dr. Ammon überging, von welchem wir durch die Hahn'sche Hofbuchhandlung sechs Bände 1816 — 1821 unter dem Titel: *Magazin für christliche Prediger* erhalten haben. Nach dem Abgange des Hrn. Oberhofprediger A. hat die Verlagshandlung einen andern Herausgeber, sehr würdig und zum unleugbaren Vortheil dieses so beliebten Magazins, in der Person des Hrn. Prof. und Superintendents Dr. Tzschirner gefunden. Man muß gestehen, wenn die Fortsetzung wirklich ein Bedürfnis sey sollte — wovon Rec. für seine Person sich nicht wohl überzeugen kann — so konnte sie in keine bessern Hände als in die des jetzigen verdienten Herausgebers gerathen, der sich seinem würdigen Vorgänger, sowohl in der nähern Bestimmung: „für christliche Prediger“, als auch in dem Plan des Werkes anschließt, in Ansehung des letztern jedoch mit der Abänderung, daß die „Kritiken“, welche Hr. Dr. A. gab, für die Zukunft aus guten Gründen wegfallen sollen. Demnach besteht nun auch forthin, wie unter der letzten Redaktion, jeder Band dieses Magazins aus zwey Stücken, deren jedes in sechs bis sieben Rubriken: Abhandlungen,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Sonntagspredigten über gewöhnliche Texte, Gelegenheitspredigten, Festpredigten, Katechetik und Katechesen, kleine Reden, auch, wozu hier Stück 2. der Anfang gemacht worden ist, religiöse Gesänge enthalten soll. Berechnet man nun das Verhältniß der *Abhandlungen* zu dem übrigen, ausschließlich für praktische Arbeiten bestimmten Theil. und sieht, daß jene in beiden Stücken zusammen von den 602 Seiten des ganzen Bandes nur 135 Seiten also nur etwas mehr als $\frac{1}{4}$ des Ganzen einnehmen, und daß sogar die eine von diesen Abhandlungen im zweyten Stück weit mehr in das praktische, als in das eigentlich wissenschaftliche Fach einschlägt, so kann man in Rücksicht auf den Stand, für welchen der Wunsch eines würdigen Herausgebers der Abhandlungen schon Arbeiten einzuräumen. (mindestens Rec. v. welche die Mühe, gern dazu anwenden werden, auch mit andern theologischen Gegenständen, als mit denen, die unmittelbar das Amt betreffen, sich zu beschäftigen; unter „Geistlichen“ aber, wie man ja auch wohl die Prediger betitelt, möchte Rec. sich gern auch geistreiche, wenigstens nicht geistesarme Männer denken, die selbst produciren können und daher der fremden Vorarbeiten bey Ausrichtung ihrer Amtsgeschäfte entweder gar nicht oder doch nur sehr wenig und selten, bey einer etwa durch mancherley Umstände herbeigeführten Lähmung ihres geistigen Vermögens bedürfen. Ja er ist kühn genug zu behaupten, daß, wenn es auf eine wirkliche Unterstützung Hilfsbedürftiger Prediger mit solchen Magazinen, wie es doch allerdings scheint, abgesehen ist, der Zweck offenbar verfehlt sey. Hülfe im eigentlichen Sinne findet nämlich der Hilfsbedürftige hier nicht, und er findet sie gerade um so weniger, je trefflicher die ihm vorliegenden Arbeiten der Meister des Fachs sind. Denn ist es schon misslich eine fremde Arbeit auf die Kanzel zu bringen und wird derjenige, der dies thut, schon darum, weil das Meisterhafte, das für ein ganz anderes Auditorium berechnet war, für das seine selbst *mutatis mutandis* nicht paßt, immer — schlecht predigen: wie viel weniger wird von andern

I (2)

dern Amtsreden, die ihren ganz besondern Zweck und daher auch eine dem Zwecke gemäße besondere Einrichtung haben, bey zwar ähnlichen, aber niemals ganz gleichen Gelegenheiten, Gebrauch gemacht werden können. Man versuche es nur einmal, eine Tauf- oder Trau-, oder Abendmahlsrede, wie sie in solchen Magazinen vorkommen, wenn man so reden darf, auf einen andern Boden zu verpflanzen, und gewiss, wer sein Amt nicht ganz gedankenlos und mechanisch zu treiben gewohnt ist, wird schon bey dem ersten Versuch fühlen, wie durchaus unzweckmässig das sey. Wozu also die übergroße Menge solcher praktischen Arbeiten in unsern Magazinen? Anders verhält es sich unleugbar mit den *Abhandlungen*. Diese, mögen sie nun einen Gegenstand aus der eigentlichen gelehrten Theologie oder einen mehr in das praktische Fach einschlagenden, behandelnd, dienen auf jeden Fall zur Anregung des Geistes, führen denselben eine wissenschaftliche Nahrung zu, helfen den Gesichtskreis erweitern, und befördern mittelbar auch gewiss die höhere Tüchtigkeit zur Verwaltung des Amts in praktischer Hinsicht, eben weil sie zur weitem Fortbildung des Geistlichen im Allgemeinen beytragen.

Was übrigens die einzelnen Beyträge und Aufsätze in diesem *ersten* Bande des *Tzschirner'schen* Magazins anbelangt, so bürgt schon der Name des berühmten Herausg. für den Gehalt derselben, und überdies darf man dem Publikum nur einige von den Männern nennen, die ihm als Mitarbeiter zur Seite stehen, nur sagen, daß z. B. ein *Dolz*, *Goldhorn*, *Röhr*, *Rüdel* u. a. sich um diese neueste Sammlung verdient machen, um derselben die verdiente Aufmerksamkeit und Theilnahme zu gewinnen. In was für einem Sinn und Geist der würdige Herausgeber das Magazin zu leiten gedenke, darüber spricht so gleich der Aufsatz genügend aus, mit welchem derselbe das erste Stück dieses ersten Bandes eröffnet, und welcher die Aufschrift führt: *die Verschiedenheit der dogmatischen Systeme kein Hinderniß des Zwecks der Kirche*. Die drey zu jetziger Zeit gleichsam um die Herrschaft kämpfenden Systeme. Hr. *Tzschirner* nennt sie das biblisch-christliche, das rationalistische und das ästhetische — werden in der Kürze nach ihren Hauptzügen dargestellt, nach ihrem innern Gehalt und Werth unparteyisch gewürdigt, und es wird bündig gezeigt, daß der Prediger, welchem von diesen Systemen er auch huldige, sein Lehramt auf eine segensreiche Weise führen und mithin den Zweck der Kirche fördern könne. So stellt denn auch dieser Vf. seine Leser, zwar ohne es ausdrücklich zu bemerken, auf einen festen „Standpunkt“ und es ist zu wünschen, daß gerade dieser Standpunkt, der eine gewisse Sicherheit sowohl gegen „Einseitigkeit“ als gegen „Besangenheit“ — Rec. möchte hinzufügen, auch gegen Wankelmuth und öftern Meinungswechsel — zu gewährleisten scheint, von allen recht genau möge ins Auge

gefaßt werden. Hr. *M. Ofiander*, Diakonus zu Balingen in Württemberg, giebt uns *Ideen zu einer pragmatischen Darstellung der Paulinischen Versöhnungslehre*. Diese Ideen verbreiten sich über die Entstehung der Paulinischen Theorie, ihren Zusammenhang mit dessen sonstigen Lehrbegriff, ihren Effect auf die Ausbreitung des Christenthums, auf die Gestaltung des christlichen Lehrbegriffs, und auf die sittliche Wirksamkeit unserer Religion; und sie haben auf eine sorgfältige Prüfung, die jedoch hier unmöglich angestellt werden kann, sehr gerechten Anspruch. Auf diese beiden schätzbaren Abhandlungen im ersten Stück folgen nun unter Nr. 2 die *Sonntagspredigten* über die gewöhnlichen Texte, deren diesmal fünf, nämlich zwey von D. *Röhr*, eine vom Diakonus *Sachse* in Meuselwitz und zwey vom Prediger *Horn* in Weimar sind. Die *Röhr'schen* Predigten bedürfen einer neuen Empfehlung um so weniger, da beide sich auch in der bis jetzt in zwey Theilen erschienenen Sammlung seiner in der Hof- und Stadtkirche zu W. gehaltenen Vorträge befinden, und die Kritik sich über diese schon beyfällig ausgesprochen hat. Hr. Diakonus *Sachse* redet über die vierte Bitte im Vaterunser, theils der im Herzogthum Altenburg bestehenden Kirchenordnung gemäß, nach welcher beym Nachmittagsgottesdienste Jahr um Jahr wechselsweise über Luthers Katechismus gepredigt wird, theils auf Veranlassung eines seinen Wohnort betroffenen Brandunglücks und der nach demselben wiederhergestellten Wohngebäude. Sein Thema ist: *des Menschen Wohnung ist dem täglichen Brode gleich*, welcher Gedanke wohl noch etwas verständlicher hätte ausgedrückt werden mögen, übrigens aber sehr gut, plan und fasslich entwickelt und in den drey Theilen bewiesen wird, weil nämlich der Mensch einer Wohnung nicht minder als des Brodes bedarf; weil er sie auch selber bauen muß, wie das Brod; weil sie, wie das Brod, unter Gottes Gnadenschutz sicher steht. Hr. Prediger *Horn* erinnert in der ersten seiner Predigten nach Matth. 18 über das Evangelium vom Schuldner an das dreifache Gericht, dem kein Mensch entgehen kann, nämlich das eigene Gewissen — das Urtheil der Nebenmenschen — das Gericht Gottes; in der zweyten aber über Luc. 7 schildert er die *Witwe*, und zwar 1) die *trauernde*, als Gegenstand der Theilnahme, 2) die *hilfslose*, als Gegenstand der Barmherzigkeit; 3) die *fromme*, als Gegenstand der Achtung; 4) die *einsame*, als Gegenstand den uns die Unbeständigkeit des irdischen Glückes und die Unsicherheit menschlicher Verbindungen vor Augen stellt. Wie die letzte dieser Predigten durch eine reichere Erfindung sich auszeichnet, so die erstedurch eine größere Einfachheit. Beide verdienen ihren Platz. In Nr. III. unter der Rubrik: *Gelegenheitsreden*, erfreut uns zuerst Hr. Dr. C. R. und Hofprediger *Kaiser* zu Ansbach durch eine Predigt und Installationsrede bey der Einführung des Hrn. Dekan und Oberpfarrers *Endres* zu Schweinfurt. Beide, die Predigt sowohl als die Rede, sind gründlich gedacht,

dacht, wohl ausgeführt und müssen von einer guten äußerlichen Beredsamkeit unterstützt, tiefen Eindruck gemacht haben. Besonders hat uns in der J. R. das Geschichtliche recht wohl gefallen. Auch diese Vorträge sind übrigens schon durch einen besondern Abdruck bekannt. Darauf folgen *zwey öffentliche Vorträge nach dem Brandunglück zu Proßen*, der eine von *F. A. Lobeck*, Pfarrer daselbst, der andere von dem Bruder desselben *G. A. Lobeck*, Pfarrer in Grunau gehalten; beide, wie es bey einer solchen Gelegenheit sich erwarten läßt, in einem gerührten und ergreifenden Ton; beide aber, wenn Rec. nicht sehr irrt, schon anderswo dem Druck übergeben. Den Beschluß dieser Rubrik macht eine Predigt *beym Wechsel des Magistr. zu Leipzig, vom Magistr. Rüdell* vorgetragen, in welcher derselbe mit seiner gewohnten gefälligen Beredsamkeit den Satz anschaulich macht: *wie viel das bürgerliche Leben durch den Geist des herrschenden Zuträgens gewinne*. Es folgen Nr. IV. *Festpredigten*, zuerst eine durchaus trefflich gearbeitete vom Herausgeber am Reformationsfeste: *wie wichtig es sey, ein Veränderliches und ein Bleibendes in der christl. Kirche zu unterscheiden*, wo nur, die Theile etwas kürzer hätten ausgedrückt werden mögen. Es heist nämlich: „diese Unterscheidung führt 1) zur rechten Würdigung der Verschiedenheit in den Ansichten und Weisen der verschiedenen christlichen Kirchen und dadurch zur Duldsamkeit; 2) sichert den Besitz und rechtfertigt den Gebrauch der evangel. Freyheit, welche unsere Kirche behauptet, und unterstützt 3) den Grundsatz, daß auch die Kirche in ununterbrochener Entwicklung sich fortbilden müsse, durch dessen Befolgung dem Evangelio seine ungeschwächte Kraft und Wirkung für alle Zeiten erhalten wird.“ Wie viele Zuhörer sollten wohl im Stande seyn, was doch wünschenswerth wäre, diese drey Gründe gleich in ihrer ersten Angabe in dieser Ausführlichkeit so klar aufzufassen, daß ihnen nun wirklich dadurch ein Leitfadern dargeboten wäre, dem sie bey dem ganzen folgenden Vortrag folgen können? Würdig schließt sich seinem Collegem an der Thomaskirche zu Leipzig der dortige Archidiakon *Dr. Goldhorn* mit der am dritten Pfingsttage 1822 über Apostelg. 8, 14 ff. gehaltenen Predigt an, die sehr zeitgemäße *Blicke der Andacht auf die Länder und Städte richtet, in welchen die ersten christl. Gemeinden geblühet haben*, und 1) den äußern Zustand, 2) die bürgerliche Lage, 3) den religiösen Zustand derselben darstellt; wie sie jetzt beschaffen sind. — Ferner giebt Hr. *L. Ritter*, Oberpfarrer in Rötha, uns einen psychologischen Versuch in einer Homilie über das Evangelium am zweyten Ostertage Luc. 24, die aber eigentlich aus drey an drey verschiedenen Osterfesten gehaltenen Vorträgen in Eins zusammengezogen ist. Sie stellt in neun Sätzen *Aufschlüsse über den Zustand des lebenden Herzens in tiefer Trauer* dar. Diese neun Aufschlüsse (hierher zu setzen, möchte doch den Raum zu sehr beengen. Sie zeugen übrigens für die Menschenkenntniß des

Vfs.; nur glaubt Rec., daß die Art der Darstellung wohl hier und da noch etwas andringlicher hätte seyn können. Von Hrn. G. S. Dr. *Röhr* liest man endlich eine Bußtagspredigt, die *ein ernstes Nachdenken über die sündlichen Gebrechen unserer Zeit* zu befördern sucht. Sie befindet sich gleichfalls in der Sammlung seiner schon gedruckten Predigten, was doch wirklich für die Besitzer dieser Sammlung, die nun Ein und Dasselbe zweymal bezahlen müssen, unangenehm ist.

(Der Beschlusse folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Hoyer: *Versuch einer historisch-dogmatischen Entwicklung der Lehre von dem Testamente der Aeltern unter ihren Kindern*. Eine Probefchrift von Dr. Johann Adam Fritz aus Lindenfels im Odenwalde. 1822. 83 S. 8.

So wenig wir auch überall auf Dissertationen und Probefchriften junger angehender Rechtsgelehrten halten, und so wenig Vortheil aus ihnen in der Regel für die Wissenschaft geschöpft werden kann, — desto angenehmer ist es, eine Ausnahme von dieser Regel anzutreffen und sie eine *jeht gegründete* Ausnahme nennen zu können, indem dieses Schriftchen nicht nur besonders Scharfsinn, so wie richtige und gründliche Kenntniß der Gesetze und ihres Geistes, sondern auch eine vorzügliche und sehr zu lobende Belesenheit verräth.

Schon wie der Titel zeigt, wollte der Vf. die Lehre von den Testamenten der Aeltern unter ihren Kindern historisch-dogmatisch entwickeln. Dieses Versprechen hat er dadurch vollkommen erfüllt, daß er im *ersten* Abschnitt die Geschichte des römischen Rechts bis auf die Nov. 107.; im *zweyten* das durch diese Nov. functionirte Recht, und im *dritten* die Abänderungen des deutschen Rechts, dargestellt und ausgeführt hat. Dieser *dritte* Abschnitt ist vorzüglich für den Practiker von Wichtigkeit. Bey allem ist übrigens Präcision und viele Rechts- und Geschichtskunde gezeigt, und wir glauben überzeugt zu seyn, daß der Vf. bey weiterm Vorschreiten dem juristischen Publicum noch mehrere angenehme Geschenke machen wird.

LITERATURGESCHICHTE.

LÖNZBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Almanach der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen, auf das Jahr 1823*. Dritter Jahrgang. XII u. 212 S. 12.

Indem Rec., welcher des ersten und zweyten Jahrgangs in diesen Blättern (A. L. Z. 1821 Nr. 273 und Erg. Bl. 1822 Nr. 109) mit gebührender Auszeichnung gedacht hat, diesen dritten Jahrgang beurtheilt, muß er zugleich sein Bedauern darüber zu erkennen geben, daß es nach der Vorrede auch der letzte seyn wird, da der verdiente Herausgeber, durch Mangel an Unterstützung sich außer Stande sieht,

sieht, denselben fortzusetzen. Der verewigte Hofrath Oblander war der *einzige* von den Universitätsmitgliedern zu Göttingen, der sich in dieser Hinsicht für Herbeyschaffung und Mittheilung der nothwendigen Materialien interessirte!! „einen Gönner, wie ihn, klagt der Herausgeber, fand mein Almanach nicht weiter.“

Einige der frühern Rubriken sind diesmal weggelassen, weil sie unverändert von neuem hätten abgedruckt werden müssen; hinzugekommen sind dagegen die Rubrik XVII. *Einweihung der neuen Universitätskirche*; XX. Nachricht von der angeordneten *Speiseanstalt* (durch freywillige Sendung von Seiten mehrerer Honoratiorenfamilien) für *kranke Studirende*; XXI. *akademische Concerte*; XXII. *Armenwesen*; XXIII. *Industrie- und Arbeitsschule*, von denen jedoch die beiden letztern, streng genommen, nicht hierher gehörten.

Aus den einzelnen Nachrichten heben wir folgende aus: Um Ostern 1823 war die Anzahl der Studirenden 1419, also 17 mehr als im vorigen Jahre. Davon studirten Theologie 27c, Jurisprudenz 730, Medicin 224, Philologie u. s. w. 196. Promotionen fielen vom 1sten Jan. bis letzten Dec. 1822 vor: bey der juristischen Facultät 32, bey der medicinischen 47, und bey der philosophischen 7. — Das Museum erhielt ein reiches Geschenk von Aschenkrügen durch Hrn. Prof. Büsching in Breslau. — Im akademischen Hospitale wurden im Wintersemester 1821 — 1822 293 Kranke behandelt, von denen 7 starben. Im Sommersemester 1822 wurden 376 Kranke behandelt, von denen 15 starben. Im Entbindungshospitale fielen seit dem 1sten Jan. bis Ende Dec. 1822, 119 Geburten vor. Diese gaben 121 Kinder, von denen 12 todtgeboren oder verstorben sind. Von 119 Wöchnerinnen starben 2. Im Thierhospitale wurden von Michaelis 1821 bis dahin 1822 behandelt: 168 Pferde, 2 Esel, 11 Rinder, 1 Schaaf und 23 Hunde, also 205 Thiere, von denen 137 geheilt, 4 gebessert entlassen wurden, 12 starben und 2 getödtet wurden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Heyse: *David's Schwanengefang*. Eine Predigt von G. H. van Senden, holländ. reformirtem Prediger zu Middelbert bey Grönningen. Zum Besten der Griechen herausgegeben. 1823. 35 S. 8.

In einer ziemlich unbehüllichen und schwerfälligen Vorrede zu dieser Predigt, sagt der Vf., daß

sie vor der *französischen* Gemeinde zu Emden (in *deutscher* Sprache?) gehalten, und deswegen erschienen sey, weil in derselben „beyläufig, wie es die Rede mit sich brächte, (?) den Griechen das Wort geredet worden.“ Schicklicher würde es seyn, wenn in einer Predigt, die „zum Besten der Griechen“ herausgegeben wird, nicht bloß beyläufig, sondern geradezu und umständlich von denselben die Rede wäre. Aber auch an sich ist diese Predigt von keinem sonderlichen Gehalt, und in der Form ganz den Kanzelvorträgen der Dominés in Holland gleich, die fast immer aus drey Theilen bestehen, nämlich — aus einer weitläufigen, oft sehr überflüssigen Texterklärung, dann aus einigen im Text enthaltenen oder damit in Verbindung gebrachten allgemeinen Lehrwahrheiten, meist dogmatischer Art, und endlich aus einer Anwendung. — Zum Text der vorliegenden Predigt ist 2 Buch Sam. 23, 1 — 4 gewählt, und die alte Ueberschrift in Luthers Bibelübersetzung hat den Titel hergeben müssen. In der Texterklärung sucht der Vf. unter andern weitläufig zu beweisen, daß man auch „im Greisesalter“ noch *dichten* könne. „Der Greis steht in diesem Lebensalter zwischen Zeit und Ewigkeit in der Mitte, und brücket (*sic*) beide zusammen.“ Sogar den „grauen scottischen Barden *Offian*“ bringt hier der Vf. auf die Kanzel, so wie im Verfolg die „rohen *Chauker*“ an der Ems, den *Senegal* und *Ganges*, die *Australier* und *Huronen*. Besonders merkwürdig ist in dieser Predigt S. 18 eine Beschreibung des Sonnenaufgangs, wobey der Vf. seine Zuhörer abentheuerlich genug auf das Dach des Davidschen Pallastes ver setzt, sie über *Gilgal* und *Nob* hinaus blicken und so viele Einzelheiten in weiter Ferné sehen und hören läßt; daß man eine Wunder scene in irgend einem orientalischen Märchen zu lesen glaubt. Eben so gesucht und ganz unpassend schildert der Vf. S. 28 eine Nacht, in welcher die dürstende Natur, gleichwie das Kind an der Mutter Busen an den *geschwollenen Brüsten* (*sic*) der Wolken lag, nähernde und erquickende Ströme zu trinken.“ — In den vorkommenden Gebeten tritt der Vf. vor dem Allwissenden zugleich als Erzähler auf. Rec. muß zweifeln, ob den *Holländern* solche Quasi-Predigten behagen mögen; für das *deutsche* Publicum ist wenigstens diese ganz überflüssig; auch ist für den angegebenen Zweck — „die Griechen“ — ein solches Mittel eben so wenig würdig genug, und mag zur Erreichung desselben kaum wirklicher seyn, als eine in das *Weltmeer* zur Bewegung desselben geworfene — *Erbse*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

März 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER u. LEIPZIG, im Verlag der Hahnschen Hofbuchh.: *Magazin für christliche Prediger.*
Herausgegeben von Dr. H. G. Tzschirner u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sehr erfreulich in jeder Hinsicht ist, was wir unter Nr. V. aus dem Fache der *Katechetik* und an wirklichen *Katechesen* lesen. Dolz und Plato geben uns höchst willkommene, lehrreiche, den Sinn für die katechetische Kunst anregende, das Studium derselben nicht minder, als die eigene praktische Uebung derselben fördernde, und die Schmähungen, welche sich die liebe Sokratik seit einiger Zeit gefallen lassen muss, durch die That selbst widerlegende Ansätze zum wahren Gewinn für das Magazin. Ueber den *Geist der Katechetik vor der Katechetik, besonders auch in der Lehrart Jesu* verdanken wir dem würdigen Dolz einen sehr instructiven Beytrag zur Geschichte des Fachs, (die Jahrzahl bey Trozendorf oder Friedland, die S. 240 mit 1723 angegeben ist, ist ein Druckfehler) und ausserdem treffliche Gedanken und Vorschläge über *Katechisationen auf dem Lande; nebst einem Versuche einer solchen Katechisation, der meisterhaft gelungen ist.* Nach Hof. 14, 6 wird nämlich das sehr specielle Thema: *was lehrt uns Gott durch die Rosen?* abgehandelt, und, was besonders für angehende Katecheten wichtig ist, in den unten am Rande hinzugefügten Anmerkungen häufig nachgewiesen, wie bey der Behandlung dieser auf den ersten Anblick für Manchen allerdings befremdend klingenden Materie jeder Anstoss zu vermeiden ist; und wie, im Fall das Antworten stocken, Hilfsfragen zu bilden sind. Wohl wäre zu wünschen, daß es möglich seyn möchte, Aehnliches auch bey den übrigen praktischen Arbeiten einzuführen. Wenigstens würde Rec. für seine Person es für keinen Verlust halten, wenn auch der Meisterwerke *an der Zahl* in diesem Magazin weniger sich fänden und dagegen auch nur Ein solches Meisterwerk mit Anmerkungen begleitet durchgeführt würde, in welchen gezeigt werden möchte, wie dieselbe Materie unter andern Verhältnissen, vor einem andern Publikum u. f. w. mit den nöthigen Modificationen zu behandeln sey, da müßte jeder Schein, als werde die Trägheit durch solche Sammlungen begünstiget, von selbst wegfallen; und gewiss würde die Bildung

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

des Lehrstandes dadurch gewinnen. Nicht minder trefflich, wenn gleich in anderer Art, ist die *Katechisation des verdienten Plato* gelungen, die den Satz behandelt: *wie eine christliche Jugend das Gebot: ehret den König* 1 Petr. 2, befolge; nur ist, wie Rec. glaubt, diese Katechisation, die wohl das Maass einer Stunde ziemlich überschritten haben mag, etwas zu ausführlich gerathen. Den Beschluss dieses ersten Stückes machen endlich unter Nr. VI. zwey kleine Reden vom Herausgeber, deren erste, eine Beichtrede, *das Sündenbekenntnis als Bedingung der Begnadigung* darstellt, die andere, eine Vorstellungsrede, zwar durch die Neuheit der Wendung, womit der Vf. sich seinem Ziel zu nähern sucht, einige Aufmerksamkeit erregt, aber doch, wie es Rec. scheinen will, etwas gezwungen und gedehnt gearbeitet ist.

Das zweyte Stück wird unter Nr. I. *Abhandlungen* von Dr. Goldhorn sehr würdig mit einer gelehrten Untersuchung über *das Schweigen des Joh. Evangel. über den Seelenkampf Jesu in Gethsemane* eröffnet. Der Vf. leitet in Opposition gegen Bretschneider gerade von diesem Schweigen Beweise für die Echtheit des Evangeliums aus innern Gründen ab. Es folgt weiter ein trefflicher Aufsatz von Dolz über *die Alterthümlichkeitstheorie unserer Zeit in Beziehung auf Kirche, Schule und häusliche Andacht.* Wird auch schwerlich dadurch bey denen viel gebessert werden, die in dieser Lächerlichkeit schon befangen sind, so kann dieser Aufsatz gewiss beytragen, manche, die in Gefahr stehen, sich zu ihr hinüber zu neigen, bey nüchternem Muth zu erhalten. Endlich berichtet uns Hr. Magister Haasehütter zu Burgwerben über die von ihm in den Jahren 1811 und 1813 behandelten *Predigttexte.* Sie scheinen mit Einsicht gewählt und dem Zweck der christlichen Erbauung sehr gemäß behandelt zu seyn. Wir übergehen die praktischen Arbeiten Nr. II — IV., durch die sich ausser dem Herausgeber die Herren Biederstedt, Fink, Loback, Röhr, Rönneke und Rüdel um ihre Amtsbrüder, denen dieses Magazin bestimmt ist, verdient gemacht haben, und bemerken nur, daß wir in den beiden Predigten des Hrn. Fink den denkenden Mann keineswegs verkennen und demselben eben so wenig unsere Achtung verweigern, uns jedoch mit der ganzen, in diesen Vorträgen herrschenden Manier, die uns etwas Steifes und Gezwungenes zu haben scheint, nicht wohl befreunden können. Unter Nr. V. im Fach der *Kate-*

K (2)

che.

chesik und Katechesen spricht zuerst Hr. Magister *Hausbrandt*, Prediger zu Zilly bey Halberstadt, über *sonntägliche Katechisation auf dem Lande in der Kirche*, und trifft in Vielem mit dem, was *Dolz St. 1.* darüber gesagt hat, zusammen, geht jedoch auch seinen eigenen Weg, und zeigt sich als ein Mann, dem sein heiliges Amt am Herzen liegt und der reiflich darüber nachdenkt, von einer höchst achtungswürdigen Seite. Rec. hat den Aufsatz mit großer Befriedigung gelesen.

Nr. VI. *Kleine Reden.* 1) Eine Rede bey der 50-jährigen Amtsfeyer des Oberpredigers und Superintendenten *Heller* zu Mansfeld, vom damaligen Consistorialrath zu Merseburg, jetzt nach Berlin als Oberconsistorialrath und Probst berufenen Hrn. *Neander*. Sie ist nach Ebr. 13 „J. C. gestern und heute“ u. s. w. über die *Unvergänglichkeit des Evangeliums* gehalten, und spricht eben so sehr durch ihre Gründlichkeit, als durch ihre Herzlichkeit erfreulich an. *Das Abendmahl, ein Mahl des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung*, von *Rüdel*; ein Aufsatz, der alle die Vorzüge in sich vereinigt, durch welche die Arbeiten des Vfs. sich gewöhnlich auszuzeichnen pflegen. Hr. Diakonus *Rönneknamp* zu Lunden in Holstein erfreut uns endlich mit einer Rede zur *Einweihung eines Schulhauses*, die ganz specielle Rücksichten auf Lokalverhältnisse nimmt. Der Vf. scheint ein Mann von Geist zu seyn. Noch ist diesem Stücke eine Nr. VII. zugefellt, welche *religiöse Gesänge* liefert. Diesmal sind deren vier gegeben, die sämmtlich Hrn. *Fink* zum Vf. haben. Den frommen Sinn, der sich in ihnen ausspricht, weiß Rec. gebührend zu ehren; über den dichterischen Werth maaszt er sich dagegen kein Urtheil an. — Noch kann Rec. nicht umhin, schliesslich zu bemerken, dass eine sorgfältigere Correctur nicht schaden könnte. Es wären wohl manche sinnentstellende Druckfehler, mitunter auch auffallende Sprachfehler, die den Verfassern unmöglich aufgebürdet werden können, zu rügen, z. B. S. 132: „wir sind vor diesem Altare getreten;“ S. 135: „diese christliche Gemeinde erwarten von Ihnen.“ Eben so auf derselben Seite: „der Kreis dieser würdigen Männer erwarten“ u. s. m.

ALTERTHUMSKUNDE.

HALLE, b. K. Grunert: *Handbuch der alten Geographie für Schulen*, von Samuel Christoph *Schirlitz*, Doctor der Philosophie und Lehrer an der lateinischen Hauptschule im Waisenhause zu Halle. Nebst einer Zeittafel zur Geschichte der alten Geographie und zwey Kärtchen. 1822. XVI u. 496 S. gr. 8.

Den regen Sinn für die Alterthumswissenschaften, der sich in den neuesten Zeiten auf die vielfachste Weise ausgesprochen habe, will der Vf. auch schon unter der studirenden Jugend, unter

welcher er eben noch zu wenig verbreitet sey und verbreitet werde, erweckt und genährt wissen. Du diesem Zwecke genügt es ihm nicht, die alte Geographie bloß als eine unentbehrliche Hülfswissenschaft der Geschichte darzustellen, inwiefern sie zur Bestimmung der Begebenheiten nach dem Locale beyträgt, mit Hinwegwerfung alles Unerweislichen und Entbehrlichen, wie *Nitsch* gethan, und etwa so wie *Heeren* in den seinem Handbuche der alten Geschichte vorangeschickten geographischen Vorkenntnissen, eben wegen Mangels an „einem guten, kurzen Abrisse der alten Geographie in einem Bande.“ Sonderbar, dass den eben angeführten Worten Heerens Hr. Sch. gerade durch die Herausgabe seines Handbuchs nachzukommen gedenkt, dessen Vortrag zwar nur einen halbjährigen Cursus ausmachen, jedoch zugleich (Vorr. S. VIII) *dasjenige aus der politischen Geschichte, aus der Mythologie, Kunst und Wissenschaft enthalten soll, wodurch dieser oder jener Ort merkwürdig geworden ist*, wobey auch, wie hinzugefügt wird, die nöthigen literarischen Nachweisungen nicht fehlen dürfen. Hr. Sch. vermiste in den bisherigen kleinern Werken dieser Disciplin theils die *neuern Forschungen*, theils die *Geschichte- und Literatur derselben*. Aber so lieb durch Mittheilungen solcher Art das Buch dem Gebrauchenden wird, so gewiss sind sie zu weit ausgedehnt worden. Wohl sind im Geschichtsbuche die Entscheidungen über das Vorhandenseyn früherer Epochen bey den Römern, höchst wichtig, aber wer erwartet in einem Handbuche der Geographie Sätze wie: *Die Βαρβαρικοποικιλία (der Frosch- und Mäusekrieg) ist eine Parodie auf Homers Iliade, welche gewiss aus viel späterer Zeit ist, als man sonst immer geglaubt und am allerwenigsten von Homer oder aus dem Homerischen Zeitalter her stammt.* Die Angaben der Hymnen des Homer oder der Orphischen Gedichte, die Grabchriften der Dichter, Noten wie S. 295, die zweifelhaften Etymologien der Eigennamen, oder wie: *νόμος von νόμος, νόμος u. s. f.* haben wesentlichern Notizen den Platz geraubt. Unverhältnissmässig kommen auf Germania nur 8 Seiten, wovon allein auf die Erklärung des Namens selbst eine ganze kommt. Daher auch S. 379: „Wegen Mangel an Raum kann bey der Darstellung Germaniens nur das Nöthigste in geographischer Rücksicht bemerkt werden; das Geschichtliche muß ganz übergangen werden, was auch um so eher geschehen kann, da die alte Geschichte und Geographie Deutschlands auf vielen Schulen einen besondern Unterrichtsgegenstand ausmacht.“ Um so willkommener würden die Angaben seyn, und verhält es sich nicht mit der Geschichte und Geographie von Rom und Griechenland eben so? S. 377 liest man: „Eine allgemeine politische Eintheilung darf man im alten Germanien so wenig als Städte suchen,“ nachdem man S. 116 gelesen: „Tacitus giebt eine geographische oder statistische, politische und hi-

historische Beschreibung des alten Deutschlands." Oft vergebens bedient sich dieses Handbuchs der junge Leser (und Lehrer) bey dem Homer in Beziehung auf einzelne Ortschaften und deren gleichnamige Benennungen, wie *Temesa*, *Pylos*, *Theben*.

Die geschichtliche und mathematische Darstellung (jedoch kommt letztere vor jener, welche von S. 17 bis 132 geht), sagt der Vf., verdanke er am meisten dem Werke des um diesen Theile (Theil) besonders verdienten Hrn. Prof. Ukert, ohne andere Schriftsteller unberücksichtigt gelassen zu haben. Aber Wiederholungen, Hypothesen und lange Noten setzen diesen ersten Theil außer Verhältniß zum zweyten. S. 18 steht: „mit Kosmas Indopleustes, einem Christen der lat. Kirche zu Ende des 5ten Jahrhunderts;“ und S. 20: „bey den ersten Christen, ein ägyptischer Mönch, Kosmas (500 nach Chr.) mit dem Bynamen der Indosfabrer, Indopleustes.“ S. 23 bey Homers Geographie fällt es auf, *Heyne's* Excursus zur Iliade nicht mit angeführt zu finden, während desselben Excursus zur Aeneide dem Vf. mehr zur Hand gewesen zu seyn scheinen. S. 34 heist es: daß dem Homer, im Westen bekannt gewesen seyen das Volk der Träume, der weisse Felsen, die Sonnenpforte und im Okeanos der Wohnsitz der Harpyien und das Eiland der Seligen, daß man aber dies nur aus dem spätern Theile der Odyssee ersehe und hierüber *Spohn* in *Comm. de extrema Odysseae parte* (welcher Titel nicht einmal ordentlich abgedruckt ist, auch erschien die Schrift nicht 1815, sondern 1816) am reichhaltigsten gehandelt habe. Vom Homer selbst also konnte die Rede nicht seyn, wenn dort: *später*, soviel als: *später hinzugefügt*, ist; denn dafür hält man den Abschnitt von Od. ψ . 227 an, zum Theil eben wegen der geographischen Abweichungen, wozu z. B. auch die Sikelischen Alten zu rechnen XXIV. 211. 366. 389. als nicht gehörig in die Zeit, worin die Insel mit Cyclopen, Laestrygonen und andern Ungeheuern bevölkert war. S. 38 ist bey Herodot besonders in der Note viel Ueberflüssiges gesagt, wie, daß man nicht selten seine Werke den Mäusen dedicirt habe und was dies bedeute. Im Texte heist es: *Herodot war ein scharfsinniger und genauer Forscher*, und in der Note steht Strabos Urtheil unbestritten da: *er habe Falsches einzunähen*. Einmal bemerken wir, daß der Vorwurf, Herodot habe sich vieles aufschwätzen lassen, ungerecht ist, und daß, zumal in den zwey letzten Decennien, seine Erzählung mehr Begründung der Wahrheit erhalten hat, was auch schon andere bemerkt haben; sodann, was *Poppo* in seiner Ausgabe des Thucydides bemerkt, (*de ratione qua Th. argumentum suum tractavit*), daß die Sage, die auch Hr. Sch. wiederholt, „Thucydides habe den alten Herodot bey den Ol. Spielen seine Geschichte vorlesen hören und sey bewegt in Thränen zerfloßen“ sich selbst schon da-

durch widerlegt, daß Herodot nur 13 Jahre älter war. S. 67 steht *Oase* mit *Gegend* erklärt, da es doch *Wohnung* bedeutet. S. 73 konnte zur Characterisirung des *Periplus* leicht eingefohaket werden: *sehr interpolirt*. S. 98 verstehen wir die Note nicht: „Das Urtheil des Livius über Polybius eum esse auctorem haud quaquam spernemum scheint sehr wenig zu sagen, und um so mehr zu befremden, je mehr gerade den Polybius Livius benutzte.“ Spricht es nicht die Anerkennung der in geographischer Hinsicht außerordentliche Ueberlegenheit des P. über den L. deutlich aus? Daß Epaminondas erst durch den Sieg bey Leutra den Messeniern die Freyheit wieder verschaffte, steht S. 142 unten und S. 143 oben. Bey *Pylos* wäre die Lage zu bestimmen gewesen, da es noch mehrere Städte dieses Namens gab und die Ruinen von *Pylos* bey Pausanias 6, 22, wie neulich ein Geograph bemerkte, vielleicht nur die sind, welche Strabo unter dem Namen des längst zerstörten *Dysponium* kennt. Nur ein *Ephyrä* ist erwähnt, (*Korinth*), allein Eustath. (zu Od. I. 259.) S. 54 ed. Bas. zählt 6 Städte jenes Namens auf. Wenn Ovid sagt *Theffala Tempe* (S. 189), so geschieht es doch bloß, weil er diesmal Theffalica im Verse nicht brauchen kann. Im Texte heist es: *zu bemerken ist das reizende Thal*, in der Note: *es war ein reizendes Thal*. Hier gab es eine Gelegenheit, der Jugend zu lehren, daß zuweilen auch geographische Angaben bloß auf poetischer Fiction fortberuhen. Daß *Tempe* kein reizendes Thal ist, berichten glaubwürdige Reisende, wie Walpole und Pouqueville, welcher Griechenland in allen Richtungen durchzog, ohne die Nachrichten der Alten aus dem Auge zu lassen. Aber die vorherrschenden Züge eines Thales, Weite, Schönheit und Ruhe, haben auch niemals auf *Tempe* anwendbar seyn können. Aelian, Livius und Q. Curtius geben jenen in großer Linie laufenden Schlund zu einer Meile an, dabey aber sind Stellen, wo das Bett des reisenden Peneus (Ovid. Met. I. 578.), der jedoch seinen Namen nicht mehr hat, den ungefähr 100 Fuß breiten schroffen Abgrund der Klippen, welche 600 bis 800 Fuß über die Fläche steigen, ganz einnimmt. Plin. und Max. Tyr. Den Durchgang des Wassers soll, nach einem unter den Theffaliern herrschenden Glauben, Neptun selbst eröffnet haben, worüber Herodot im ersten Buche seine Meinung mittheilt, vergl. Eust. zu Hom. II. XVII. Das Andenken dieser Begebenheit nun, durch ein jährliches Fest der alten Städte gefeyert am westlichen Eingange Tempes, gab der Gegend ihre Merkwürdigkeit. Die Anspielung Lucans: *flumina dum campi retinent nec pervia Tempe dant aditus pelago* ist bekannt. — *Bosporos* ist übersetzt *Ochsenfurt*. — Die Auswanderung der *Bataver* aus Deutschland, scheint auch Hrn. Sch. kurz vor Cäsar's Ankunft Statt gefunden zu haben. Im Gegentheil muß sie früher gewesen seyn, da

die Cäfar weiter nicht erwähnt. — Bey Catull XXXV. 11. findet sich *cuniculosum* nicht. — Nach Städten, wie *Caesarodunum* (Tours) *Duroverum* (Canterbury), *Durobrivus* u. s. w., sucht man im Handbuch vergebens. Dafs *Mona* das jetzige *Man* ist, steht nicht da, obchon das kleinere *Anglesey* erwähnt wird. Bey *Pannonien* fehlen viel merkwürdige Städtenamen. Schon anderswo ist die hier wiederholte Sage widerlegt, dafs Atropatene vom Feldherrn *Atropates*, dem es Alexander schenkte, benannt sey, der Ausdruck heisst: *Feuerland*, jetzt: *Adserbetschan*. Die Angabe der neuern Namen fehlt öfter. *Sebastopolis* nennt Hr. Sch. *Sevapolis*, anderswo heisst es: *Sawatopoli*; so der Hafen von *Iffus*, *Golfo di Scanderoon*; anderswo: *Golfo di Lazaro*.

Zum Schlusse bemerken wir noch, dafs der Versuch, die nicht Röm. Namen auch nicht mehr Römisch zu schreiben, am Ende darauf hinausläuft, dafs man die Griechische Benennung wählt und sich doch dabey nicht gleich bleibt. Also findet man *Kyros* statt *Koresch*, *Aeschylus* statt *Aischylos*, sowie S. 141 *Leschä*, *Darios* statt *Dareios*, S. 16 *Stathmos* und doch *Schönus* und *Plethrum*, S. 61 *Sikelia*, ein ander Mal: *Sikuler* (*Siculi*), das Land *Sicilien*, und S. 272 sogar: *Sizilien*, S. 279 *Padus* und *Danubios*; *Utika*, *Kolonie*, selbst *Afrika propria*.

Im Register fehlen z. B. *Arrian*, *Cherusker* (S. 113), *Epidamnus* und *Epidauros* stehen an falschen Stellen, *Korone* fehlt (S. 143), so auch *Ithome*, *Moschika*, *Nubien*; *Pannonia* steht nach *Pannormos*. Das *Thebäisch-ἑκατόμυλοι* ist getrennt vordem in Aegypten. *Hyperborea* ist einer jener Druckfehler, deren sich ausser den angegebenen im Verzeichnisse noch so viele andere besonders in Accenten finden. S. 9 Z. 5 v. u. *de* statt *des*, S. 40 *etablissement*, S. 48 *Ἀλέξανδρος*, S. 52 *Φερσικίδης ἀθηναῖος* und *ἐκείνου*, S. 59 *Ἰκκανόν*, S. 69 *Μυριοβίβλῳ*, so auch S. 70 *βιβλῳ*, S. 71 *Ἰταλίας* und *βιβλοῖς*; S. 94 *Merde*, S. 107 *Βιδυνοί*, S. 126 *Ἀγισσυβα*, S. 138 oben und unten *Grèce*, daselbst einmal *Barbiè*, S. 141 *des Lakedaemons Sohn*, S. 143 *Mosenigo* (richtiger *Mossenigo*), S. 156 *Magarenser*, gleich darauf *μεταλαμβάντας*, sodann *Εὐκλείδην*, S. 165 *Hyppokrene*, S. 189 *Τάμπη*, S. 299 *parfumeurs*, S. 301 fehlt nach *Entdeckungen* das *Punctum*, sodann *Ὀμβρικοί*, S. 303 *inter Gallicos Italicosque gentes quasterminus*, S. 305 *transiis* für *transiis*, S. 323 *ocre* statt *ore*, S. 348 *Lion* statt *Lyon*, S. 351 *Soiffon* statt *Soiffons*, S. 365 *Stad*. Im Druckfehlerverzeichnis selbst *Norro* für *Norro* und *geffinus* statt *geffinus*.

Den angehängten Kupfertafeln geht eine kurze Erklärung voran, die auf dem Titelblatte nicht mit angegeben ist, aber es fehlt auch auf demselben die Anzeige, dafs das eine der Kärtchen die Irren der Io nach Aeschylus, das andere die Welttafel nach J. H. Vofs darstellt, beide sauber gefertigt. Und wenn es demnach schon dem jungen Studirenden vermöge der hier so eifrig und reichlich gesammelten Hilfsmittel, möglich und sogar leicht gemacht ist,

sich desto lebhafter in alte Zeiten und Länder zu versetzen, so sind die angedeuteten Rügen nicht im Stande, das Lob eines solchen Werkes zu schmälern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

QUEDLINBURG U. LEIPZIG, b. Basse: *Die Perlen-schnur*, aufgereiht von Dr. F. Pustkuchen. 1820. Erstes Bändchen. VIII u. 223 S. (Mit einem Titelkupfer.) Zweytes Bändchen. 218 S. kl. 8. (1 Thlr. 20 Gr.).

In diesen sehr kleinen und sehr unscheinbar auftretenden Bändchen finden wir gar Mancherley; Erzählungen und Märchen in Prosa, Gedichte verschiedener Art, Aphorismen unter der Aufschrift: *Haselnüsse*, eine Parabel und eine Phantase über ein Gemälde, einen ins Gebiet der Psychologie gehörenden Aufsatz: merkwürdige Träume u. s. f. Die einzelnen Beiträge sind mit Fr. Pustkuchen, Ferd. Glanzow, Aurelie, Wilhelm P. und Nathanael unterzeichnet. Nach Rasmann's Pantheon deutscher Dichter aber sind die Namen Ferd. Glanzow, Aurelie und Nathanael nur Hüllen, unter denen sich der Herausg. F. Pustkuchen selbst versteckt, und in der vorgesetzten Dedication redet derselbe von dem Ganzen als von eigenen Jugendversuchen. Man ist also wohl berechtigt, das Meiste in diesen Bändchen, vielleicht nur das mit Wilhelm P. unterzeichnete ausgenommen, dem Herausg. zuzuschreiben. An sich ist der Gehalt der einzelnen Beiträge ziemlich ungleich: Manches ist kaum mittelmässig, z. B. die an der Spitze stehende Volksage: der *Fassensstein*; anderes erhebt sich über die Linie des Mittelmässigen, wohin wir besonders Manches im zweyten Bändchen, wie die Parabel: *das Marienbild* und mehr noch die Phantase *Cäcilie* rechnen. Fast in allen Aufsätzen erscheinen einzelne Geistesblitze und Aeusserungen, die von tiefer gemüthlicher Anschauung zeugen, aber das Ganze ist gewöhnlich nicht in sich vollendet und abgerundet, wohl gerade zu fragmentarisch, wie das Märchen *Hordilo* im ersten Bändchen. Den Gedichten fehlt es größtentheils an technischer Vollendung; ihr Vf. weifs Sylbenmaafs und Reim nicht recht zu handhaben. Eine Ausnahme macht das gelungene Gedicht *Liebesfreunde*; auch die *Lebensregeln* sind mit Lob zu erwähnen: Das Beste in beiden Bändchen aber möchten die *Aphorismen*, angeblich aus dem Nachlass eines Alchymisten seyn, die theilweise viel Geist und Talent verrathen. Wir geben einige zur Probe: „Atheisten und Materialisten und viele Menschen ausser ihnen, sind Würmer, die den Leichnam der Welt, deren Geist sie verleugnen, auffressen.“ — „Die Charakterbildung des Menschen ist ein *al fresco* Malen. Das erste Auftragen verliert sich in den nassen Grund, es muß gleichmässig öfter wiederholt werden. Auch soll man nichts fremdes dazwischenmalen, um zu sehen, ob es etwa besser haften.“ — „Nur das bewegte Herz sucht Liebe. So gehen wir in Tänzen und in Trauerzügen zu Paaren, über die Gassen aber ohne Zwang allein.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Kius: *Actenstücke der zweyten allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover*, enthaltend die königlichen Propositionen und Ministerialschreiben, so wie die ständischen Anträge und Antworten. *Erste, zweyte, dritte, vierte Diät. 1821 - 1823.* 4.

Ebendaf.: Auszüge aus den Protocollen der zweyten allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover (zu denen für die erste und zweyte Diät obige Actenstücke die Anlagen bildeten) 4.

Diese Anzeige schließt sich an die früheren Anzeigen in der Allg. Lit. Zeit. v. 1815, Nr. 168 und 267. über die erste Zusammenberufung einer allgemeinen Ständeversammlung zu Hannover auf den 15ten Dec. 1814, über ihre Zusammensetzung, und ihre Verhandlungen.

Die Hauptfrage war bis 1820: wir Hannoveraner sind wieder aus dem Französischen und Westphälischen Kriegs- und Verwaltungswirrwarr und mit uns die Hildesheimer und Ostfriesen zusammengekommen; aber wie stellen wir uns alle nun aneinander auf gleichen Fuß, oder wie und was machen wir uns allen, damit Niemanden zu nahe geschieht? Der König hat von seinen deutschen Erblanden kein Dorf an Frankreich abgetreten, er ist mit ihm fort dauernd im Kriege gewesen, er und sein Haus hat in seinen Erblanden dieselben Rechte nach wie vor der dortigen Fremdherrschaft, in Beziehung auf Landeshoheit und Kammergüter, auf Unterthanen und Nachbarn; und wie sein Recht, so gelten die Rechte von seinen Landen und Leuten. Zwischen ihnen war alles klar, kein Bedenken und kein Zweifel. Noch dazu übte der König sein Recht, wo es wehe thun konnte, z. B. wider die vorgefallenen, doch nur wenigen Ankaufungen und Ablösungen von Zehnten, Zinsen und Diensten u. s. w., mit Schonung, so daß die Besitzer unter billigen Bedingungen die Pächter wurden. Seine Behörden dachten nicht an Anmaßungen, und die Kirche, der Adel, die Städte, die Dörfer fürchteten sie nicht. Mit dem Kaiser und dem Reiche waren nur Namen verschwunden, und mit dem deutschen Bunde nur völkerrechtliche Verhältnisse angenommen. Es stand ein Jeder wieder auf seinem festen Rechtsgrunde; es ging wie vormals auf

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Treue und Glauben. Aber es ging doch nicht wieder wie sonst. Die Kammer konnte neben dem Staatsministerium nicht wieder wie sonst unabhängig bestehen, als sie mit ihm und aus ihr denselben Präsidenten hatte, und es mit ihren Mitgliedern ergänzte, und sie konnte eben sowenig neben der Domänenverwaltung eine Menge Ministerialfachen behalten, ohne daß bey dem Ministerio das Nöthigste die allgemeine Uebersicht und durch sie die Einheit der Verwaltungsgeistes mangelhaft wurde, und daß es bey der Vergrößerung des Landes um das Doppelte Geschäftsverwirrung gab. Die Kammer, wie das Ministerium hatten Mittelbehörden nöthig, in deren Ermangelung zum Theil die Landschaften einige Verwaltung geführt und zum Theil die Amtleute die regierenden Herren gemacht hatten. Die protestantische Kirche hatte mit Niemanden zu rechten, und Jedermann fand die Befreyung der Lehrer und Prediger von der Grundsteuer billig. Aber der Adel kam selbst unter sich durch die Steuerfrage in Verwicklung. Soweit das Land französisch gewesen, hatte es sich selbst wieder von den neuen Steuern freygemacht, und konnte doch bloß und allein zu den alten Steuern nicht zurückkehren; soweit es dagegen Westphälisch gewesen, hatte es die neue Besteuerung beybehalten. Es konnte der Adel in dem einen Landestheil nicht steuerfrey, und in dem andern steuerpflichtig seyn, dasselbe galt von den Zunftgenossen, und die Städte und Dörfer in beiden Theilen hatten eben so gerechten Anspruch auf ihre Gleichstellung in der Besteuerung. Die Folter wollte Niemand mehr haben, aber wenn der Adel seine Gerichtsbarkeit wieder ausüben wollte, so wollten sich die Bürger und Bauern von ihren Mitunterthanen nicht an Leib und Leben kommen lassen. Alle Welt sah ein, daß man mehr Ausgaben als sonst haben mußte, weil man mehr Schulden und Soldaten als sonst hatte; aber man wollte zugleich auch gute Wege statt der schlechten, einerley vollwichtiges Geld statt des fünferley Ausschusses, wohlfeile rasche Gerichte, statt der theuern und langsamen, und überall wo es nützlich und nöthig, tüchtige Verwaltungshülfen statt der nichtigen und papiernen haben. Das zugetretene Hildesheim vermehrte die Verwicklung. Es war in wenigen Jahren durch alle staats- und völkerrechtliche Umwandlungen gegangen, durch die Säkularisationen und Indemnificationen, durch Eroberung und Verschenkung, durch Zurücknahme und Abtretungsverträge. Aus allem

L (2)

die-

diesen bildete sich ein neues Recht, womit es an Hannover kam, und es konnte sein altes Staatsrecht gegen den Reichsdeputationsabschied weder für die katholische Kirche, noch den Adel, noch die Städte und Dörfer in Anspruch nehmen, aber es stand in Betreff der Eigenthumsvererbung im Kriege mit Hannover in umgekehrtem Verhältniß, und die verfassungsmäßigen Verfügungen der Zwischenregierungen über das öffentliche Eigenthum, über Lehen und Domänen hatten hier rechtliche Folgen. Ostfriesland gelangte dagegen von Preußen an Hannover mit seinem alten Staatsrecht. Es behielt seine Provinzialstände, wie die alt hannoverschen Lande, konnte sich aber eben so wenig wie diese der gleichmäßigen Besteuerung entziehen, worüber nur auf einem allgemeinen Landtage verhandelt werden konnte. Mussten und sollten die Provinzialstände bleiben, so mußten und sollten sie auch die Elemente der allgemeinen Ständeverammlung geben; und damit stand ein allgemeines gleichmäßiges Wahlrecht in Widerspruch; auf der andern Seite ließen sich aber die freyen Landbesitzer aus keiner Provinz von der allgemeinen Ständeverammlung ausschließen, weil sie aus einigen dazu berechtigt waren. Bey den Verhandlungen über die Ständeverfassung war besonders die Meinung über die Bildung von Kammern getheilt. Der König entschied mittelst Patents vom 7ten Dec. 1819, daß die allgemeine Ständeverammlung aus zwey Kammern bestehen solle: die erste aus den Standesherrn und den Majoratsherren mit 6000 Thlr. reinen Einkünften, und aus Abgeordneten der Ritterschaft, aus dem Präsidenten des Obersteuercollegium, den ritterschaftlichen Mitgliedern des Schatzcollegium, den Aebten zu Loccum und Michaelis, dem oder den katholischen Bischöfen und einem angeesehenen protestantischen Geistlichen: die zweyte Kammer aus den nicht ritterschaftlichen Mitgliedern des Schatzcollegium und aus den Abgeordneten von den protestantischen Stiftern, den Consistorien der Landesuniversität, den Städten und den freyen nicht ritterschaftlichen Gutsbesitzern. Die Ständeverammlung soll im Wesentlichen *dieselben Rechte* ausüben, welche früher die Provinzialstände ausübten, namentlich das Recht der *Verwilligung* und der *Mitverwaltung* der Steuern, das Recht bey neuen *allgemeinen Landesgesetzen* zu *Rathe* gezogen zu werden, und über zu ihrer Berathung gehörige Gegenstände *Vorstellungen* an den König zu bringen.

Die Ständeverammlung nahm die Arbeiten ihrer provisorischen Vorgängerin auf, und verfuhr im Geist der Gründlichkeit, der Ordnung und der Vorsicht. Schon ihr erstes Geschäft, die Wahl der Präsidenten war sehr glücklich: den Grafen Meerveldt fand die erste Kammer beständig in ihren Grundsitzen, und die zweyte Kammer in gefälligen Formen, er gewann für sich durch edeln Charakter, Klarheit und diplomatische Vermittelungskunst; der Geheimenrath Nieper stand der zweyten Kammer mit dem praktischen Blick und Takt vor, den eine

langgeübte Geschäftsleitung und Vergegenwärtigung des Verwaltungsganges ihm zu eigen gemacht hatte. Dennoch liefs aus den schon angedeuteten Gründen sich nicht vermeiden, daß die beiden Kammern schwerer mit einander als mit der Regierung übereinstimmten, und daß die Ostfriesischen Abgeordneten sich beynah zurückgezogen hätten. Auch beschickten einige Körperschaften den Landtag nicht, um die Kosten zu sparen, und der ständische Antrag auf deren Uebernahme ward von königlicher Seite nicht genehmigt. Nach diesen und andern Anzeigen mag die Versammlung in der That nicht ein augenblickliches lebhaftes Interesse im Lande erregt haben, und volksthümlich wie man es nennt, war sie allerdings nicht, sie gab sich weder leidenschaftlicher Erhitzung noch schwärmerischen Hoffnungen hin. Schöne Reden wollten die Lüneburger Haide nicht in ein Land wo die Zitronen blühen, verwandeln, oder mit den Göttinger Studenten ein Reich der Wahrheit und Tugend gründen, und die beliebte Kunst trieb sich auch nicht, die Machthaber ins öffentliche Gespött zu bringen. Es ging wie in deutschen Collegien zu, die meisten Mitglieder waren Geschäftsmänner, es ging langsam, aber vorwärts; und waren die Kammern einverstanden, so gaben sie gediegene Arbeiten ab. Es gehörten aber die Anordnungen, welche in ihrer ersten Sitzungszeit (Diät nennt man sie, deren man bisher viere zählt, die Ständeverammlung selbst dauert sechs Jahr) zu Stande kamen, zu den wichtigsten, und betrafen die Truppenverminderung, die Kosten des Kriegswesens, und die Dienstpflicht. Die Kriegsverfassung eines Landes war, ist, und wird immer für seine ganze Staatsverfassung entscheidend seyn, das wußte man; die allgemeine Pflicht zum Kriegsdienste war ein neues, hartes Gesetz, das sah man; die Kosten des Hannov. Truppenstandes lassen den von Natur armen und durch Schulden schwer belasteten Haushalt nicht emporkommen, das fühlte man schmerzhaft; aber der deutsche Bundesbeschluss beschränkte das Ersparen, und liefs für ein Ersparen nach Englischer Art nur die Hoffnung, daß er selbst wieder beschränkt werden würde. Wenn man nicht alle gewünschten Ersparungen erhalten konnte, so erhielt man dagegen das Aushebungsverfahren nach den schonendsten Rücksichten für Staatswirtschaft und ungestörte Bildung, wider Willkührlichkeit und Diensterschwerung geregelt zugleich mit einer jährlichen Rechenschaft von dem Soldatenverbrauch, welche doch wohl ebensoviel werth ist, als die Rechenschaft von dem jährlichen Geldverbrauch.

Mit der zweyten Sitzungszeit begann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen durch den Druck der vorliegenden Protocolsauszüge, diese haben das Wesentliche wörtlich, folgen aber den Protocollen zu ängstlich, um nicht dadurch der gedrängten Zusammenstellung der Meinungen und Gründe mit den Gegenmeinungen und Gegengründen zu schaden, um nicht hin und wieder statt übersichtlich, weitläufig zu seyn. Ueberdies scheint es nicht natürlich, daß man zwey Schriften zugleich Zeit lesen muß, weil der

der Gegenstand der Verhandlungen und ihr Ergebnis oder die Regierungsanträge und ständischen Erwiderungen den Protocollauszügen nicht eingefügt, sondern als Aktenstücke beygefügt sind. Die wichtigste Verhandlung welche in dieser Sitzungszeit zum Schluss kam, war die Annahme des Budgets, aber dabey vertagte sich wiederum eine Hauptsache: Die Entscheidung über die Beschaffenheit des neuen Steuer Systems. Man war eins, dass man ein allgemeines gleichmäßiges Steuer System haben müsse, dass die Grundsteuer seinen Hauptbestand bilden solle, und dass die Entwerfung ihrer Mutterrollen nach dem angenommenen Verfahren zur Bestimmung des steuerbaren Flächeninhalts und Ertrages geschehen möge; dass man bis zur Annahme dieses neuen Steuer Systems bey dem bestehenden Abgabewesen bleiben müsse, worin die Steuerbeyträge der Provinzen einigermassen unter sich ausgeglichen, und die vormals Steuerfreyen zur Mitleidenheit gezogen waren. Aber das Missverhältniss zwischen der Ausgabe und Einnahme und die Nothwendigkeit die Mehrausgabe in dem Budget durch neue Besteuerung zu decken, und die Mehrausgabe in den Vorjahren durch Anleihen zu berichtigen, ward in den Kammern laut beklagt, und viele meinten, man könne und müsse sparsamer seyn, und besonders die Soldaten sich nicht soviel kosten lassen. Man lehnte den Vorschlag der Regierung ab, die Grundsteuer zu erhöhen, weil die Grundbesitzer durch die wohlfeilen Preise (welche damals indess erst angingen) sehr benachtheiligt und zurückgebracht würden. Dagegen verwilligte man eine Erhöhung der Kopfsteuer und einiger Vorbrauchssteuern. Die neue Grundsteueranlage schien nun wenig Arbeiten und Kosten, nach so vielen und grossen, noch zu erfordern, und schon das nächste Jahr in Vollziehung kommen zu können. Ihr Anfang sollte das Ende der Steuerfreyheiten seyn, und je näher dieser Anfang schien, desto lebhafter und eifriger ward die Entscheidung über die Entschädigungsfrage wegen der Grundsteuerfreyheiten in den Kammern betrieben, und zwischen ihnen bestritten. Sie waren und blieben darüber getheilter Meinung. Die erste Kammer nahm den Regierungsantrag zur Abfindung der Steuerfreyen durch ein Kapital, dessen Zinsen einem Viertel ihres neuen Grundsteuerbeytrages gleichkämen; unbedingt an, die zweite Kammer bezweifelte dagegen die rechtsbegründete Fortdauer der Steuerfreyheiten, und stimmte für die erwähnte Abfindung nur unter der Bedingung, dass die Befreyung von der Kavalleriequartierung und Verpflegung alsdann gleichfalls erloschen sey. Beide Kammern überliessen dem Könige die Entscheidung.

Diese Entscheidung erfolgte in der dritten Sitzungszeit dahin, dass die vormals Steuerfreyen von der Kavalleriequartierung und Verpflegung frey seyn sollten. Die Stände brachten nun von Neuem in Erinnerung, ihnen das Resultat der Untersuchung über die bisherige Unterbringungsart der Kavallerie und über deren Kasernirung mitzutheilen. Sie erklärten,

dass sie sich berechtigt und verpflichtet hielten künftig als Beytrag des Landes zu den Kosten des Militäretats nicht mehr als 1400,000 Thlr. zu bewilligen, statt der bisherigen 1500,000 Thlr., jedoch noch für ein Jahr 100,000 unter die ausserordentlichen Ausgaben bringen wollten. Eine schwere, drückende Last der Abgaben, eine fast allgemeine Lähmung des Handels und der Gewerbe, die Preislosigkeit der Producte des Ackerbaues und ein zunehmender Mangel an baarem Gelde, das sey der traurige Zustand worüber die Deputirten aus allen Gegenden des Landes übereinstimmten. In diesem Nothstande liege die dringendste Aufforderung für sie, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern, und Ersparungen zu machen, wo es thunlich sey. Dahin müssen sie den Landesbeytrag zu dem Militäretat rechnen. Eine Einschränkung dieser Ausgabe werde durch die vermehrte Schuldenlast, und die Nothwendigkeit erfordert für ihren Antrag zu sorgen, wozu noch nicht der Anfang gemacht sey. Vormals sey zu den Truppenkosten der Beytrag des Landes 900,000 Thlr. und der Kammer 343,000 Thlr. gewesen, und dieses Verhältniss durch den Zutritt neuer Lande nicht verändert; auch begründe der deutsche Bundesbeschluss eine solche Anstrengung nicht, wie sie bisher statt gefunden habe. Das Grundsteuergesetz nahmen die Stände zwar mit Modificationen an, welche schon an sich eine Umarbeitung der vorgenommenen Steuerbeschreibungen nöthig machten; aber die ganze Grundsteueranlage sollte nun durch Central- und Provinzial-Commissionen von landesherrlichen und ständischen Mitgliedern geprüft und rectificirt werden und sodann zur Quotification der Provinzen auf zwanzig Jahr dienen. Durch dieses Quotifications System erhalten die Provinzialstände nicht bloß auf die erste Anlage, sondern auch auf die Verwaltung der Grundsteuer grossen Einfluss. Gleich auf der Stelle von practischem Nutzen war die zu lang entbehrte Wechselordnung, und die bewirkte Veränderung mit dem Landdragonerkorps. Durch die Kostenverwendung auf die Schiffbarmachung der Ems erfüllte man das vertragsmässig gegebene Wort an Preussen, und gab in bedrängter Zeit für die reichere das Hoffnungszeichen zu Wirthschaftsanlagen im Grossen.

Der vierten Sitzungszeit gehört das Gesetz über die Wegeordnung und die Schuldentilgungskasse. Die Westphälische Schuld blieb auf sich beruhen; und den Ständen ward auf die Vorstellung wider das Verbot an die Gerichte über die Klagen wegen der Beytreibung der von holländischer Seite aufgehobenen Domänengefälle zu erkennen; erwiedert, dass die Aufhebung von holländischer Seite nur bedingt und in Verbindung mit einem neuen Steuer System erfolgt sey, und dass von hannoverscher Seite diese Aufhebung mit demselben Recht, womit sie angeordnet, zurückgenommen worden, dass man den Bezug der Domänengefälle zugleich mit dem alten Steuer System wieder eingeführt, und den Gerichten nur untersagt habe, über diese Verordnung zu erkennen, und ihren Beruf zum Urtheil sprechen nach den Gesetzen zu über-

überstreifen. War die Grundsteueranlage in dem vorigen Jahr nicht zu Stande gekommen, weil man große Fehler in der Abschätzung des Ertrages entdeckt hatte, so kam sie dieses Jahr nicht zu Stande, weil man noch größere Unrichtigkeiten in der Berechnung des Flächeninhalts bemerkte, und es ward nun eine geometrische Ueberschlagung aller steuerbaren Grundeigentums angeordnet. Mit der neuen Grundsteuer unterblieb auch die neue Häusersteuer; und einem höhern Ansatz der Ackerleute in der Kopfsteuer verweigerten die Stände die Zustimmung. Der König genehmigte die Herabsetzung des Landesbeitrags zu dem Militäretat auf 1,400,000 Thlr. nach Untersuchung der Ersparungen, welche sich machen ließen. Die Stände erkannten dankbar, daß die Staatseinnahmen und Ausgaben in ein richtiges Verhältniß gesetzt, der Rechnungshaushalt geordnet und der Kredit durch den vortheilhaften Abschluß einer Anleihe von 2 Millionen bewährt worden.

Eine gute Sache scheuet den Tadel nicht; so soll denn hier noch Einiges gegen das Hannöversche Steuerwesen bemerkt werden. Es hat nun 9 Jahr gedauert, aber es ist nicht so viel ausgerichtet, als man nach den Kosten erwarten durfte, die Stände haben eine halbe Million Thaler verzehrt, die man nicht einmahl gehabt, sondern geborgt hat. Der Hausmannsverband des Bauern hat das gleich gesehen, und sich keine unnöthige Kosten gemacht, um dabey zu seyn, wenn er es konnte. Die Bürgermeister sind den Edelleuten wohl zuweilen lästig gewesen, und haben ihnen etwas die Wahrheit gesagt, aber gefruchtet hat es nichts. — Der Zusehnitt war schon früher zu groß, und jetzt ist er noch größer geworden. Die Behörden und Beamten sind noch zahlreicher und kostbarer gemacht, und ein Haupttheil der Verwaltung und der Einnahme, das ganze Kammerwesen, ist im Dunkel geblieben. Man hat eine große Summe auf ein neues Steuerwesen verwandt, und es ist bey dem alten mit schweren Zugaben geblieben. Die Fehler, weswegen die Grundsteuerbeschreibung bisher immer von Neuem umgearbeitet ist, sind Kleinigkeiten gegen den Grundfehler, den der völlige Sturz aller bisherigen Durchschnittspreise, die Entwerthung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, das Verschwinden des reinen Ertrags und dadurch die Verwirrung aller Vermögensverhältnisse der Grundherren, und Landwirthe hineinbringt und gegen den noch größeren Fehler den ein allgemeiner Preis für das Land hinein bringt, da der Preis von einer Gegend zur andern und zwischen den Markorten um mehr als das doppelte abweicht. Die Regierung wollte die Grundsteuer zur Hauptsteuer machen, und die Natur und Lage der Sachen zwingt sie nun die Verbrauchssteuer dazu nach dem Zwischenpiel zu machen, welches mit den persönlichen Steuern von den Renten, Gewerben und Köpfen getrieben wird. Von dem was noth that, ist noch Vieles zu ordnen: ein tüchtiges peinliches Recht wider die Landplage der Gauner und Raubmörder, wider schlechte Beamte, und wider die vornehmen Verbrecher, die man

kennt und nicht nennt, ist ein frommer Wunsch, ein bürgerliches Recht, das der Richter versteht, und woraus gut und schnell Sicherheit des Vermögens und Standes herauskommt, ist gleichfalls ein frommer Wunsch, und die letzte wahre Handlung alles Gesetzgebens ein Aufschwung, mindestens ein Reiz für ein seelenvolles Leben, für Geistesanstrengung, Kunstliebe, Wissenschaft und Ruhm ist es nicht minder.

Böses ist leicht gesagt, Gutes schwer gethan, aber hier ist doch wirklich viel gethan. Ein Blick auf und in das Land, auf die Ruhe, die Behaglichkeit beweist, daß ein Jeder sein Recht hat, und es zu haben fühlt. Das aber ward eben dadurch erreicht, daß man die neue Ordnung auf das bestehende Recht gründete. Hätte man das nicht thun wollen, so hätte man entweder ohne Stände regieren müssen, welches bekanntlich die Entwicklung der Selbstständigkeit und der Ideen behindert, oder man hätte das repräsentative System einführen müssen, dessen Wirkung bey plötzlicher Einführung (und nicht bey seiner allmählichen Entwicklung) immer ist, wenn es nicht verwildert oder gleich wieder untergeht, daß Ansehen, Einfluß, Macht an neue Geschlechter kommen. Der Grundsatz die Geschlechter in ihrem Recht und Besitz zu erhalten, war allerdings für den Adel am vortheilhaftesten, weil er der berechtigteste Stand war, aber der Grundsatz galt doch für alle bürgerliche Stände, und er bewahrte den Treuglauben unter ihnen, welchen der Umsturz der Verfassung erschüttert haben würde. Auf der Ständeversammlung hat man die gegenseitigen Interessen lebhaft bestritten, aber hat der Adel die Seinen auf Kosten der andern vermehrt, oder hat er für das gemeinschaftliche Interesse Opfer gebracht? Gab es einen früheren Landtag, auf welchem das Privatinteresse dem öffentlichen mehr nachgestanden hätte? Man tastete das Kammergut nicht an, aber ward es nicht steuerpflichtig, und das Familiengut des königlichen Hauses jedem andern Familiengut gleichgestellt? In der ganzen Reihe der Gesetze ist kein einziges welches nicht mit practischer Sachkenntniß und Wissenschaftlichem Sinn entworfen wäre, und die Hülfsmittel der Gesetzgebung die statistischen Nachrichten, die Verwaltungsdetails waren noch nicht so vor Augen, als sie es in der Folge seyn werden. Es fehlte noch an Vorarbeiten. Die Bahn mußte erst gebrochen werden, aber sie ward rüstig und tüchtig gebrochen. Gewonnen ist schon jetzt die Klarheit über das gemeinschaftliche Verwaltungsinteresse, der Fortschritt in Gründung von Hilfsanstalten für Erwerb und Bildung, der Anfang in dem Aufräumen veralteter Justizsysteme, der Grundsatz der Steuergleichheit, der Grundsatz gleichmäßiger Vertretung für die freyen Gutsbesitzer, und die öffentliche recht ordentliche Rechenschaft über das Blut und das Geld, welches der öffentliche Dienst jährlich in Anspruch nimmt. Wo, wann ist in ein paar Jahren so viel und auf so ruhigem anständigem Wege gewonnen?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

LONDON, b. Bulmer: *Observations on the Topography of the Plain of Troy* and of the principal objects within, and abound it described, or al- luded to, in the Iliad, shewing that the System of M. de (sic) Chevalier, so long upheld, is founded in a most erroneous Topography. And also that the two Sources denominated the warm and the cold Spring, on which his System ma- terially rests, do not present any contrast; but are exactly alike, in Point of Temperature; that is, Cold. With a Map, in which the Topo- graphy set forth by M. de Chevalier, is con- trasted with the several Statements of three other Travellers in the Troad. Also a Sketch of the Western Part of the Region of Mount Ida — by James Rennell F. R. S. of L. E. and G... and M. J. P. 1814. XI u. 156 S. 4.

Unter diesem langen Titel giebt Hr. Rennell hier eine Schrift über das Troj. Gefilde, welche das, früher überall mit großer Freude aufgenom- mene, Le Chevalier'sche, von Choif. Gouffier kürz- lich noch gründlicher ausgeführte Sytem, umsto- sen soll. Schon auf dem Titel seiner Schrift kün- digt der Vf. dieselbe als Streitschrift gegen Hrn. Le Chevalier (nicht De Chevalier wie R. ihn immer nennt), an. In der Vorrede stellt der Vf. ohne Be- weis hin: 1) daß Le Chevalier's Sytem mit der Un- tersuchung über die verschiedene Temperatur der Quellen, bey Bunar - Bachi, welche Le Chevalier behaupte, er aber leugne, stehen und fallen müsse. Dann wendet der Vf. gegen Le Chevalier ferner ein: 2) Der Prof. Carlyle habe 8 Quellen von derselben Art gefunden, anstatt 2 von verschiedener Wärme. 3) Der Name des Flusses Shimar sey offenbar der des Simois. 4) Chevalier gäbe der Trojanischen Ebene, in welcher gefochten, eine zu große Aus- dehnung, die nicht mit der von dem Dichter angegebenen Zeit der Truppenmärsche überein- stimme. 5) Es wäre schwer zu begreifen, wie der „equable and smoothly flowing River of Bounarhashi“ der „irregular and furious torrent of the Scaman- der“ seyn sollte. Die übrigen Einwendungen sind ganz unbedeutend.

Was nun die Kritik dieser Einwürfe betrifft, so müssen wir vor allen Dingen bemerken, daß der Vf. selbst gesteht, er verstehe zwar kein Griechisch, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.*

was bey einer so verwickelten Sache und poetischen Sprache schlimm scheinen könne; allein es sey nicht immer eine kritische Kenntniß der Sprachen nö- thig, um den Text nach Uebersetzungen guter Phi- lologen zu verstehen. Er folge daher im Allgemei- nen Cowpers Uebersetzung, deren Treue man ihm gelobt habe; zuweilen versichert er jedoch, einen der griechischen Sprache kundigen Freund zu Rathe gezogen zu haben. Ein solches *Geständniß* ist aller- dings eine schlimme Sache, da durch Unbekannt- schaft mit der Sprache eben die größten Irrthümer in die Geographie sich eingeschlichen haben; allein noch schlimmer steht es mit der Sache des Vfs., wenn, wie wir darthun werden, alle seine auch aus der neuen Geographie gegen Lechev angeführ- ten Gründe ohne Gewicht sind.

Ehe wir aber diese Gründe selbst näher beurthei- len, müssen wir noch erwähnen, daß es nicht eben leicht ist, dem Vf. überall zu folgen, weil er seine Beweisstellen gar nicht citirt. Nun zur Widerlegung der einzelnen Einwürfe des Vfs. gegen das Le - Che- val. System.

1) Die warme und kalte Quelle des Seaman- der werden, trotz aller Versuche, den heutigen Menderes zu Homers Scamander zu machen, von Homer ganz in die Nähe des alten Troja ge- setzt, so daß die Troerinnen zur Zeit des Friedens hinausgingen, um ihre Kleider darin zu waschen. Wenn Homer nun den Umstand schildert, daß die eine dieser Quellen im Winter warm und dampfend, die andere kalt wie Eis sey, so kann dieses eine poetische Verschönerung seyn, ohne daß die Lage Trojas an den Quellen des Scamander, welche ebenfalls zur Erklärung des letzten Kampfes des Hector und Achill ganz nahe am Scäischen Thore angenommen werden müsse, verrückt wer- den darf. Le Chevalier fand indeß allerdings die eine Quelle, wenn auch nicht siedend heiß, doch warm und die andere kalt, und mehrere Reisende nach ihm machten dieselbe Bemerkung. — Ren- nell stellt dagegen mehrere andere Beobachtungen zusammen (S. 61), aus welchen erhellen soll, daß die Quellen am Hügel von Bunar - Bachi alle gleich warm seyn, und eine Temperatur von 61° — 64° Fahr. haben sollen. Sie hatten nach Hawkins 63° — 64°, Capt. Hayes 64°, Dr. Clarke 62°, Hobhou- se 61°. Hawkins wollte bemerkt haben, daß die Quellen alle gleich kalt wären, und Siphthorp (Ed. Transact. IV. S. 114), daß die Quelle, welche ihm als

als die warme angegeben wurde, „ihm keine Empfindung von Hitze“ gemacht habe; dennoch muß der Vf. S. 68 gestehen, daß das Wasser der einen Quelle *nach allen Nachrichten* im Winter so warm sey, *daß es dampfe* (S. 63), das der andern Quelle dagegen nicht, und dieses stimmt auch mit den neuern Untersuchungen des Herrn Dubois, (Choif. Gouffier voy. pittor. II, 2. S. 270) sowie mit Choifeuls Bemerkungen überein. Dubois fand die warme Quelle Jan. 1815. 2 — 5° über den Temperaturzustand der Luft und beobachtete sie 5 Tage hindurch, während welcher Zeit sie mit Dampf bedeckt war. Die kalte dagegen war $\frac{1}{2}$ — 1° R. unter dem Temperaturzustande der Luft, und ohne darüber sich sammelnden Dampf. Wenn wir nun bedenken, daß Homer II. XII, 14, um die Temperatur der Quelle zu bezeichnen, das Epitheton *ἄρατος* gebraucht, welches auch von einem angenehmen Baade gebraucht wird, so sieht man, daß er sie nicht als *kochend* habe beschreiben wollen, und daß alle Erscheinungen der warmen Quellen von Bunar-Bachi mit der Beschreibung, welche Homer von der warmen Quelle des Scamanders macht, übereinstimmen. — Es ist aber offenbar ein elendes Hülfsmittel, um seine Meinung zu behaupten, wenn der Vf. zu der Versicherung Sibthorp's seine Zuflucht nimmt, daß die warme Quelle „communicated to themno sensation of heat,“ denn dieses würde eine Wärme von mehr als 27° R. voraussetzen, die niemand dieser Quelle zugeschrieben hat.

2) Der zweyte Einwurf des Vfs. gegen Hrn. Le Chevalier ist der, daß der Fluß von Bunar-Bachi nicht 2, sondern 8 Quellen habe. Dieses zu beweisen, beruft er sich auf Carlyle's Karte, welche er jedoch selbst (S. XX) „*indeed a verry rude and imperfect performance, it considered as a picca of geography, to which indeed it has no title*“ nennt. Ein einziger Blick des Lesers auf dieses schlechte Machwerk zeigt ihm, wie wenig sich der Vf. darauf hätte verlassen müssen. — Neuere Nachrichten sprechen auch allerdings wieder für Hrn. Le Chevalier. Der Hauptquellen sind nämlich nach Dubois im Ganzen nur zwey. Beide sind von ihm mit den Umgebungen abgezeichnet, und befinden sich in Choif. Gouff. voy. pitt. II. Th. 2. Abth. Pl. XXIII, 23 dargestellt. Auch sind sie hier beide von dem Herausg. dieser letzten Abtheilung des Choif. Werks (wahrscheinlich B. du Boc.) genau beschrieben. Die warme Quelle kommt aus einem viereckigen mit Granitblöcken eingefassten Bassin, und dient auch jetzt den Einwohnern von Bunar-Bachi bloß zum Waschen. Damit verbindet sich bald eine zweyte warme Quelle, die aus einem hufeisenförmigen Bassin hervorkommt. Beide befinden sich zunächst bey Bunar-Bachi. Der Grund der Quellen ist nach Haüy quarzig und mit Körnern von kohlenfaurem Kalk gemischt. — Sie fließen bald ineinander, bilden so eine warme Quelle und verbin-

den sich mit der kalten Quelle, welche aus den südlichen unbedeutenden Höhen mit großer Macht hervorbricht und durch ungefähr 116 kleinere Quellen verstärkt wird, welche aus dem nur etwa 2 Fuß hohen Ufer des Hauptkanals entspringen. Hieraus sieht man, daß Hr. Carlyle nicht nur 8, sondern 120 Quellen und darüber hätte zählen können, wenn er aufmerksam zugehört hätte, daß aber dennoch 2 Hauptkanäle sind, deren einer das Wasser der warmen, der andere das der kalten Quellen fortführt.

3) Was den Namen des Simois anbetrifft, den Le Chevalier in den heutigen Menderen sucht, *Rennell* aber in Carlyle's Shimar wiederfindet, so ist dieses eine Entdeckung, welche dem Vf. als die wichtigste für die ganze Geographie dieser Gegend erscheint; aber es ist Schade, daß auch diese Entdeckung bloß eine Folge der Unkunde der Neugriechischen Sprache bey dem Vf. ist. *Rennell* bedauert, daß Hr. Prof. Carlyle seine, aus der Wiederentdeckung dieses herrlichen Namens gezogenen Schlüsse nicht mehr habe erleben können (S. XI); allein wir zweifeln, daß es Hrn. Carlyle angenehm gewesen seyn würde, seine Nachricht von der Existenz eines Shimar-Flusses so benutzt zu sehen. Um dem alten Namen des Simois noch näher zu kommen, dreht der Vf. aus Shimar Simores heraus. Das Ganze ist leider ein Mißverständniß. Carlyle bemerkt selbst (in seinem Journal), daß er von Eski-Akhe-Kui am Shimar-Fluß nach der zerstörten Wasserleitung, am obern Theile desselben, (nicht völlig eine halbe Stunde von Eski-Akhe-Keui) eine Tour gemacht habe. Eine Wasserleitung heist aber bey den Neu-Griechen *Κύαρρα*, daher hat auch der Fluß den Namen Kimarra, welchen Carlyle auf englische Weise Shimar schreibt, und *Rennell* weiter in Simores verdreht. — So schön begründet ist also des Vfs. Haupteinwurf, der dadurch noch komischer wird, daß dieser nach Homer (XII, 22. XXI, 314 u. 308) so wilde Strom, der aus den tiefen Schlünden des Ida abschüssig herunterströmt und Baumstämme und Felsen mit sich fortwälzt, von dem blumichten Scamander aber gegen den Achill zu Hülfe gerufen wird, ein kleines Bächelchen von 3, schreibe drey, Fuß Breite ist, worüber Dubois mit leichter Mühe hinweghüpfte. (Coif. Gouffier II, 2, 296).

4) Den vierten im Anfange hingeworfenen Einwurf, welcher von der zu großen Ausdehnung der Ebene nach Le Chevalier hergenommen ist, motivirt der Vf. 118 weiter. Vom Scäischen Thore bis zu der griechischen Verchanzung war nach Chevalier 7 brittische Meilen in gerader Linie, und dieser Raum wurde an dem Tage, wo Hector das griech. Lager angriff, vier Mal von der Armee durchzogen, so daß die Trojaner 28 bis 30, oder 32 engl. Meilen in einem Tage hätten machen und doch noch fechten müssen. Die ganze Schlacht endete aber noch vor Sonnenuntergang (II. XVIII.

v. 241), indem die große Schlacht auf dem Throsmos, als die Griechen aus ihren Verschanzungen früh Morgens hervorbrachen, am Mittage noch nicht entschieden war. Hier ist aber die Länge des Tages von Mittag bis Sonnenuntergang nur $7\frac{1}{2}$ Stunden am längsten Tage. Die vier Märsche aber die nicht eher anfangen als nach der Schlacht auf dem Throsmos geben 30 Meilen, dazu kommen denn die Kämpfe an und in den Verschanzungen, und im Blachfelde selbst. Hieraus erhellet nach R., daß die Stadt nicht so entfernt gewesen seyn kann von der alten Seeküste. — Wenn aber das alte Troja da stand, wo später Iliensum Pagus nach Demetrius von Seepis lag, so war die Entfernung vom Scäischen Thore (wenn man die Stadt in die Ebene hinein weit ausdehnt) nur etwa 4 englische Meilen, die ganze Summe der Märsche betrug dann 15 oder 16 Meilen, „oder ungefähr einen gewöhnlichen Tagemarsch für eine Armee.“ Obgleich wir es nun nicht im geringsten tadeln, daß Hr. R. so genau den Homerischen Helden jeden Schritt nachrechnet, und die Zeit misst, welche sie auf jeden Marsch verwenden; so so find wir doch mit Heyne der Meinung, daß man Homer zu viel Ehre anthut, wenn man in dem Dichter einen genauen Chronographen sucht. Homer hatte Sagen vor sich, und in diesen war eine gewisse Zeitfolge zu beobachten in so fern, daß das später erfolgte nicht als früher geschehen dargestellt werden durfte. Weiter war aber für einen Dichter der Heroenzeit nichts nöthig, und daß wirklich Homer sich hierin keine so genauen Gesetze vorschrieb, sieht man deutlich aus der schnellen Aufführung der Mauer, mit Thürmen, Zinnen, Graben und Pallisaden, II. XII. 29. 255. II. VII. v. 336. XII, 259, welche zwischen der ersten und zweyten Schlacht in einer Nacht vor sich gegangen seyn mußte. Alles dieses so wie die Zerstörung der Mauer durch Apollo und Poseidon ist episch verschönert. II. XII. 1. fqq.

5) Der fünfte Einwurf ist hergenommen von der Natur des Flusses von Bunar-Bachi im Gegensatz zu Homers Beschreibung. Rennell sagt, Homer nenne ihn *in indifferent places* (die er nicht anführt) *aweful flood, gulphy stream — vortiginous; from Jove derived, swift Scamander eddy whirling flood-dizzy stream*: alle Epitheta bezeichnen *depth, capacity* und *rapidity*. Nun ist es aber schlimm, wenn der Vf. die Epitheta erst aus einer Uebersetzung kennen lernt und dennoch urtheilen will; dann, wenn er diese Stellen nicht einmal anführt. Im Gegenheil stimmt die Natur des Flusses von Bunar-Bachi weit besser mit dem von Homer beschriebenen Scamander überein als die des Mendere, und die Natur des von Homer beschriebenen Simois weit besser mit der des heutigen Mendere als der Shimar des Vfs., dessen Namen auch, wie wir gesehen haben, nichts mit dem Simois zu schaffen hat.

Der Scamander ist bey Homer ein raschfließender Fluß, welches damit übereinstimmt, daß er nicht nur nach Le Chevalier (S. 35), sondern auch nach den neuern Untersuchungen des Hrn. Du-

bois bey Choff. Gouffier (*Voyage pittoresque* II, 2. S. 122) rasch und voll aus seiner Quelle hervorsprudelt. Seinen raschen Lauf verliert er erst da, wo man ihm ein neues künstliches Bett gegen das Aegäische Meer zu gegraben hat. Er ist ferner nach Homer II. VII. 329. II. XXI 124. *divulic*, wirbelnd. Solche Wirbel entstehen aber nur in einem tiefen Strom und finden sich wirklich in dem von Bunar-Bachi, während der Mendere. So so niedrig über bloßes Steingerölle fortfließt, daß er im Sommer ganz trocken wird, und im Frühlinge nur durch den schmelzenden Schnee hoch aufschwillt. Der Scamander schwillt nach Homer nicht an, ist ein schönfließender *εὐπρεπὸς* Fluß mit reinem Wasser (*ἀγλαὸν ὕδωρ* II. XXI. 345), seine Ufer sind mit Blumen umkränzt (II. II, 467) und mit Weiden, Lotus, Binsen und *cyperus rotundus* (Sprengel Theophrast S. 361) bedeckt, und Aale und Fische ernährt er in seinem Gewässer. Endlich wird er von Homer nur so breit geschildert, daß ein abgehaener Baum hinreichte, um eine Brücke darüber zu bilden. Dieses alles, was gänzlich mit der Natur des blumigten Flusses von Bunar-Bachi, der tief aber nicht in weiten Ufern (12 — 20 Fuß höchstens) immer gleichmäßig dahinfließt, übereinstimmt, zusammengehalten mit den beiden Quellen dieses Flusses, von denen die eine warm, die andere kalt ist, läßt keinen Zweifel übrig, daß der Fluß von Bunar-Bachi wirklich der von Homer beschriebene Scamander sey, der durch die vielen Bergströme aber zuweilen anschwellende Simois, welchen der Scamander gegen den Achill, mit seinen „mächtigen Wogen, und dem lauten Geräusche uferentferrer Stämme und Steine zu Hülfe ruft,“ der Mendere. So sey, auf den alles dieses paßt. Was nun des Vfs. eigene Meinungen betrifft, so sind diese vorzüglich folgende:

Troja oder Ilium zeigte schon zu Demetrius von Skepsis Zeiten keine Spuren mehr, und mußte daher bloß historisch bestimmt werden. Die warme Quelle war dem Demetrius ganz unbekannt, Ilium lag nach ihm (S. 29) auf der Stelle, wo später Iliensum pagus war (Strab. 597), deshalb setzt der Vf. die Lage von Alt-Ilium zwischen Kalifatli und Atchekui (S. 125), wo indeß weder von dem einen noch von dem andern Ueberreste, noch auch die Quellen des Scamanders nach Homer, noch auch die hohe Feste Pergama zu finden sind. Die Lage der Stadt Ilium fällt nach R. größtentheils in die Ebene, wofür er Hom. II. XX, 215 und Strabo 592 und 593 anführt; auch glaubten die Einwohner von Kalifatli, daß ihr Dorf auf einem Theil des alten Iliums stände (Gell. Troy S. 57). Pergama ist nach ihm nahe bey Atchekui S. W. E. Die Höhe (fällt mit II. Pagus zusammen), wo Käufer einige Säulen von „sehr alter (welcher?) Form“ S. 115 gesehen habe.

Das Thal Thymbra ist nach dem Vf. das heutige Thymbrek und der Tempel des Thymbri. Apoll nach Strabo 50 Stad. von Neu-Ilium. An die Stelle, wo bey Kalil-Eli prächtige Ruinen eines Tem-

Tempels gefunden sind, kann man diesen T. des Apoll, wie die meisten thun, nicht hinfetzen, sondern er fällt auf die Gegend bey Thymbree - Kui, 4 englische Meilen höher, wo Capit. Franklin und Hope Ruinen eines schönen Tempels Dorischer Ordnung gefunden haben. Er ist vom feinsten Parischen Marmor und heist bey den Eingebornen Thymbrek - Muzarlik (Franklin's Tour. S. 11 u. 12) Rennell meint, dies sey der wahre Homersche Tempel (S. 117), und der andere bey Khalil - Eli ein späterer römischer; allein woher denn hier die Dorische Ordnung? woher der Marmor, der erst lange nach Homer zu Säulen angewandt wurde? Dieser Tempel sowohl als der andere bey Khalil - Eli, der nach Franklin (S. 8 u. 9) Corinthischer Ordnung ist, nach Le Chevalier Dorischer mit einzelnen Capitälern Corinthischer Ordnung (was sonst an einem Tempel nie vorkommt, obwohl sich der Ionische und Dorische Baustil vereinigt findet), sind gewiss Römischen, oder erster höchstens Aeolischen Ursprungs, lange nach dem Trojanischen Kriege. Nach Clarke (Vol. II. S. 84) sind sogar Bruchstücke von Dorischen, Corinthischen und Ionischen Capitälern in den Ruinen bey Khalil - Eli vorhanden, was auf ein noch weit jüngeres Datum schliessen läßt.

Den Mangel der warmen Quelle bey dem vermeintlichen Orte, wo Ilium gelegen haben soll, erklärt der Vf. dadurch, „dass durch ein Erdbeben nichts so leicht zerstört werden könne, als die Localität einer Quelle.“ — Wenn wir nun aber auch ein solches Erdbeben hier annehmen wollten: würde dadurch die warme hier zerstörte Quelle zu der des Scamanders werden, welcher nach des Vfs. Meinung viele Meilen höher auf dem Cotylus - Berge entspringt? nach Homer aber vor dem Scäischen Thore von Ilium entsprungen seyn soll? Wir schliessen diese Anzeige mit den Worten Heynes (Vorrede zu der Dorneddenschen Uebersetzung der ersten Le Chevalierschen Nachricht über diesen Punct. Leipz. 1792 S. XXXII). „Die Quellen des Scamander finden sich bey Bounar - Bashi und in der Nähe dabey die Stelle von Troja.“ Herr Rennell hat sich also vergebens bemüht, die bisherigen Untersuchungen aus einem Schriftsteller, dessen Sprache er seinem eigenen Bekenntniß zufolge nicht einmal verstand, und aus unkritischen neuern Nachrichten zu widerlegen.

GESCHICHTE.

Paris, b. Plancher: *Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XIV. Jean Roi de Suède et de Norwège; contenant l'itinéraire d'un voyage en Suède, la relation de la révolution de 1809, la vie politique et militaire de Bernadotte comme général français, son élection*

comme prince royal de Suède, ses actes et sa correspondance, ses campagnes contre Napoléon en 1811, la campagne de Norwège, la fin du règne du roi Charles XIII., l'avènement de Charles XIV Jean, son couronnement à Stockholm et son sacre à Drontheim. Le tout recueilli et rédigé sur des actes authentiques par le chef d'escadron Coupé de St. Donat chevalier et ancien officier supérieur de l'état major du prince de Ponte Corvo et B. de Roquefort, membre de la Société royale des Antiquaires de France, de l'académie de Göttingue etc. 1820. Erster Theil. XXIII u. 348 S. Zweyter Theil. 358 S.

Man sollte fast glauben, das Buch habe zwey Vfs., nicht um die Ehre, sondern um den Tadel zu theilen: denn statt Reisebeschreibungen enthält es Stationsverzeichnisse, statt der Uebersicht von dem Zustande der Kunst und Wissenschaft in Schweden eine Namensliste, und die Angabe, dass man dort Universitäten, Akademien, Bibliotheken und andere mögliche Anstalten bemerke, und statt der Denkwürdigkeiten des Königs seine Bülletins und öffentlichen Reden. Den Beschluss macht ein Auszug aus ungedruckten *Considérations politiques de l'Europe*, der nach ihrem Druck nichts weniger als verlangen läßt. Von des Königs Bildungsgeschichte und seinen Verbindungen erfährt man nichts; aber es soll ein Soldat von Royal Marine mit dem kriegslustigen Jüngling die Kleidung gewechselt und gesagt haben: Vorwärts, ich mache aus dir einen Marschall von Frankreich. Nachdem der junge Krieger sich in Ostindien und Korrika versucht hat, soll er doch Lust gehabt haben, die Rechte zu lernen, aber unter der Fahne durch einen jener gebieterischen Instinkte zurückgehalten seyn, welcher so viele höhere Menschen so schnell zum Ruhme geführt hat. — Die Verschwornen sollen zwanzig Jahr einen Arm gesucht haben, um Gustav III. niederzustossen, so wahr ist es, dass die Rasse der Ungeheure nicht zahlreich ist; indess Anckarström war da! — Ein Land, wo die Krone dem Recht oder der That nach von der Wahl abhängt, muss ein Land seyn, wo die Annahme an Kindesstatt in Ehren ist. Wahl und Annahme an Kindesstatt begreifen einander, und das Eine kann durch das Andere übersetzt werden. Kann man wohl gründlicher im Staatsrecht seyn, als die beiden Herren? Aber sie sind auch die Artigkeit selbst, sie finden in Tacitus und der Edda, dass die alten Schweden die Frauen geehrt haben, und wenden sich dann zu den Damen mit der Frage: ob es wohl Barbaren gewesen seyn können?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Balduin u. a.: *Columbia, being a geogr., statist., agric., commercial and polit. Account of that country — 1822. Vol. II. 782 S. 8.*

(Fortsetzung der Recension in Nr. 15. der A. L. Z. 1824)

Zweyter Theil. Erstes Kapitel. *Producte.* Venezuela hat nur unbedeutende Gold- und Kupferbergwerke; desto reicher ist Cundinamarca an edlem Erz und das Silber ganz vorzüglich rein, und Platina nirgends so häufig als hier. Auch findet man dort Smaragde. Die Provinz Choco liefert allein über 12000 Pfund Gold. Die neuen Silber- und Goldbergwerke zu Vega de Súpia liegen wegen eines Processus unter den Eigenthümern still, und andere liess das spanische Gouvernement nicht weiter bearbeiten. Quecksilber ist im Ueberflus da. Salz und Mineralwasser sind reichlich vorhanden, letztere in größter Mannichfaltigkeit; die Perlfischerey, ohne alle Polizeyaufsicht, ist gegen vormals äußerst unbedeutend. — Zucker wird ungeachtet der reichen Pflanzungen nur wenig ausgeführt; denn die Creolen verbrauchen viel Zucker und der ärmste Neger trinkt Cacaowasser mit ungereinigtem Zucker. Zucker bedarf nicht gerade eines Tropenlandes; um Granada in Spanien gedeiht er, ja sogar im Pariser Pflanzgarten ärntete man Zuckerrohr, das sehr gut crystallisirten Zucker lieferte und nicht viel weniger an Quantität. Feuchten und sandigen Boden liebt der Zucker nicht, wohl aber einen sehr tiefen, fetten und aschgrauen, wo das Wasser nicht tief eindringen kann, sonst gedeiht er schlecht. Bey der nähern Auseinandersetzung der verschiedenen Gattungen des Zuckers — creolischen, otahaitischen und batavischen — deren Bau, Ertrag u. s. w. können wir dem Vf. nicht folgen; und eben so müssen wir übergehen, was er über den Bau des Kaffees, des Cacaos, des Tabaks, der Baumwolle und des Indigo sagt. — Cundinamarca liefert treffliche *Cochentille*. — *Brasilienholz* führt Maracaybo ans. Die unendlichen Hinterwälder Columbias sind noch ein Dickicht voll von Schlangen und wilden Thieren, in die noch kein Mensch anders als durch Flussschiffahrt eindrang und sich vom Ufer niemals weit entfernte. — An Medicinpflanzen liefert Columbia Sassafras, Storax, Meerzwiebeln, Cassia, Guayac, Aloe, Quinquina, Cinchona, (Jesuit-Rinde) Sarsaparilla, Kamarinden. — Die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Häute Columbias sind theurer als die von Buenos Ayres, weil erstere im Gerben mehr Gewicht behalten, da die Seefahrt kürzer ist und sie daher weniger austrocknen. Die Esel sind grösser geworden als die europäischen, die Ziegen sind hier milchreicher, jedoch kleiner; das Schwein eben so; der eingewanderte Hund hat hier zu bellen aufgehört.

Zweytes Kapitel. Handel. Die spanische Colonialregierung erschwert möglichst allen Handel auf den vielen kleinen Binnen und Nebenflüssen, aus Furcht, das unverzollte Waaren sich dadurch ein- und ausschleichen könnten. Es wird jetzt anders werden, denn kein anderes Land hat bessere Ausfuhrplätze in zahlreichen Strömen die sich ins Meer ergiessen. Die Mündungen des Orinoco müssen bald der Sitz eines grossen Welthandels werden. Dafür sorgt der Besitz der wichtigen Insel Trinidad und der drey Colonien in Guyana in der Hand der Britten. Schon sind sie in engster Verbindung mit den Indianern des Orinoco-Deltas, die ihnen zu Lootsen dienen und aus Naturkindern bereits eifrige Schleichhändler zu werden anfangen. Für die berühmten Comptoirs in Trinidad ist der Orinoco und Nordbrasilien so bekannt, als dem Londoner das Ufer der Themse; aber diese Handelsherren, die ungeheuren Gewinn ziehen, hüten sich sehr, ihre genauen Landeskenntnisse und die Ausdehnung ihres Verkehrs der Regierung und andern Handelshäusern bekannt werden zu lassen. Ihr größter Verkehr leitet Waarensendung durch und über St. Thomas, das wahre Eldorado Westindiens. Die Indianer der Delta-Mündung (Guaraon) lebten meist in gutem Vernehmen mit den Missionen, jetzt verführen sie ihnen manche Missionsglieder, das sie sich von den Missionen trennen, neue Dörfer bilden und den Schleichhandel für die Gebühr mit den Plantagen der Hinterwälder befördern. — Betrachtet man die vielen vorspringenden Vorgebirge und die Einöde der Küsten an manchem günstigem Hafen und die hier immer wehenden Winde, so liegt das Resultat klar vor Augen, das es nirgends schwerer seyn kann, die Küsten der westindischen Freyhäfen in Columbia dergestalt ins Auge zu fassen, das der alte Schleichhandel in offenen Bötten ganz gehindert werden könne. Noch kennt man nicht einmal alle Orinoco-Mündungen, deren wenigstens elf vorhanden sind. Schon jetzt beschifft der Schleichhandel die Mündungen Boca de Navios bey Punta Barima, de Mariufas, Macareo, Pedernales und Manamo grande. Die erste Boca de Navios

N (2) ist

ist die weiteste und tiefste. Hier wächst besonders die Mauritia-Palme (Sagobaum) aber sie ist nicht so reichlich als der Sagus rumphii auf der asiatischen Insel Amboina. Ein englischer Acker hat dort 435 Stämme, die jährlich über 8000 Pf. Sago nachhaltig liefern. Freylich liefert der Brodbaum noch mehr, aber minder nahrhafte Frucht. An Nahrungsstoff für den Menschen liefert die Sagopalme mehr als selbst die Kartoffel, die auch ein Product der Berge Columbias ist. Die Mauritia-Palme ist hier der Aufenthalt der Indianer in den Gipfeln, die in der Periode der Ueberschwemmung über dem Wasser hervorragten. Zwischen den Zweigen bauen sie sich eine Hütte, deren Abendfeuer den Schiffen in der Dunkelheit als Pharus dient. Nur diese Eingebornen kennen die Wald-Pfade, welche sie in der Dürre mit dem Festlande verbinden. Die Missionarien nennen jene Palme den Baum des Lebens, weil er den Indianern jedes Bedürfniss befriedigt, denn die Frucht, das Mark, der zuckerhaltige Baumfaß, frisch und nach der Gährung als Wein, die Fibern der Schößlinge, dienen den Indianern zur Nahrung und zum Weben der Hangematten, oder Verfertigen der Stricke. Freylich stehen diese Wilden auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation, allein weil diels der Fall ist, genügt ihnen auch, wie den einfachsten Insecten, die Nahrung und das Leben von einer einzigen Pflanzengattung. Da die Bienen in die Hohlung dieser Bäume bisweilen Honig tragen, so giebt ihnen das ihren Meth durch Gährung. — Die Festungswerke von Vieja Guyana an der Obicasmündung des Orinocco existiren noch, obgleich die Stadt verschwunden ist. Zum Schiffbau kann kein Platz gelegen seyn, dem dazu nichts in der Nähe als Mastenholz fehlt, das nur hohe Gebirge der Tropen oder die gemäßigte Zone aus der Gattung coniferae liefern. Von großer Wichtigkeit ist, daß die Hauptstadt Columbias Angostura der Mündung des Orinocco so nahe ist. — Jetzt geht sehr viele baumwollene englische Waare wegen der Wohlfeilheit nach Columbia und verdrängt das deutsche und schlesische Linnen; aber da hier alles am alten hängt, so muß der britische Fabrikant immer mehr lernen, deutsche Kennzeichen und Güte der Waare aus Flachs in Baumwolle nachzuahmen, besonders aber die Weise, welche der Kreele höher als Feinheit und Weiche schätzt. So dauerhaft als Flachslinnen ist es freylich niemals. Columbia verbraucht viel unechtes, in England fabricirtes Diamantengeschmeide, aber da hierin der Spanier wohlfeiler arbeitet, so wird diese Ausfuhr eines fremden veredelten Fabrikats Spanien wohl verbleiben. Goldarbeiten, die dort gangbar seyn sollen, müssen blaßgelb seyn und in Silber Pfastergehalt haben. Spitzen gehen dahin stark aus England. Alles Seidenzeug verlangen die Kreolen dunkelfarbig. Sehr viel Casimir aus England, viele Hüte und militärische Verzierungen tragen jetzt dort die Weissen. Die Jugend verbraucht

viele Stiefeln, besonders englische Arbeit. — Folgende Scale giebt einen Maassstab, was bisher an Procenten der Einfuhr Europa an Columbia lieferte. Frankreich 37½ Procent, Großbritannien 20, Spanien 10, Italien 7½, Deutschland 7½, Niederlande 12½, die Schweiz 5 in Summa 100. Sicher führt etwas von den niederländischen Gütern auch Deutschland aus. — Die Einfuhr aus Asien beträgt ¼ der Ausfuhr aus Europa. — Dieses Viertel liefert fast ganz das britische Ostindien und wenig China und die niederländischen Colonialhäfen. Doch verschafft sich die weise niederländische Colonialverwaltung dafür desto mehr Gewinn im Verkehr mit den Philippinen. Sehr war also bey der alten Handlung Columbias Frankreich interessirt. Der Form nach hat Großbritannien die südamerikanischen Freystaaten nicht anerkannt, aber in der That allerdings durch Consulate, die der Unterthanen Interesse in den fremden Häfen wahrnehmen und zugleich die Regierung von dem unterrichten, was oft wider das Interesse der jetzigen Handelsherren, dem Handel Englands mit Südamerika und Mexico, im Großen den Geschäftsverkehr beider Nationen betrachtet, förderlich seyn und werden kann. Die französische unbedeutende Unterstützung des spanischen Interesse in Versorgung der wenigen noch übrigen spanischen Besitzpunkte war unpolitisch. Desto nationaler war der große heimliche Handel von Martinique nach Columbia. Heimlich war aber nur die Befrachtung französischer Güter in den Häfen von Martinique, die jetzt St. Thomas unter dänischer Flagge versendet, das auch fast allein die Assurances von Gütern aus Columbia besorgt, weil es billig tarift, und vor allem treibt bey dem hohen columbischen Zoll die britische Colonie Trinidad einen unermesslichen Schleichhandel. — Die columbische Einfuhrabgabe ist 15 bis 35 Procent auf Nationalschiffen. Fremde Flaggen geben 5 Procent mehr. Alle directe Einfuhr aus Europa leidet einen Rabatt von 7½ Procent am Bord der Nationalschiffe und von 5 Procent zum Vortheil der europäischen Flaggen. — Die Catalonier haben fast den ganzen Großhandel Columbias in der Hand und bilden gemeiniglich ein gutes Einverständniß unter einander, um unbestellte Waaren wohlfeil einzukaufen. Börse zu halten und öffentlich zu handeln versteht man hier nicht. Die Magagier sind schlecht und schmutzig. Was diese columbischen Kaufleute, die gemeiniglich sparfam, und daher reich sind, versprechen, darauf kann man rechnen. Der Verkauf giebt 4 bis 6 Monate Credit, und oft erfolgt auch dapp die Zahlung noch nicht. Daher muß der Verkäufer nicht darauf rechnen mit der eingeführten Ladung die Rückfracht bezahlen zu können, und das reichste Land ist immer in Schuld bey den Europäern. Viele baare Münze ist nicht in Columbia in Umlauf, und ½ ist schlechte Scheidemünze, aber sie hat gleichen Courrentwerth mit den Pfaltern. Die Justiz der Handelsrichter ist schnell und rasch execut-

torisch. Das Bilbaohandelsherkommen ist hier ebenfalls Herkommen und duldet keinen Betrug der Verkäufer. Den Kleinhandel haben Canariier und selten Kreolen. Sie verdienen darin 25 bis 30 Procent. Doch sind diese nur selten reich, weil alle ihren Verkehr mit Gemächlichkeit treiben und dieser Kleinhändler so viele sind. Die Kreolen machen häufig Banquerott. Sie bezahlen den Verkäufer sehr langsam und fast niemals baar bey der Ablieferung, doch sind diese Handelsleute im Ganzen ehrlich. Die Bodegas und Pulperias (Victualienhändler und Schenkstuben) dürfen auch Sonntags einen offenen Laden halten. Diese haben fast allein Canariier und Catalonier, ihre Waare verdirbt oft; aber der Profit ist wenigstens der Einkaufssumme gleich. In diesem Geschäft wird viel Geld gewonnen. Von seiner theuern Manufactur kann Columbia nichts ausführen. Weil der Ausländer viel Credit giebt und der inländische Fabrikant wenig, so thut schon dies dem Auslande einen langen vortheilhaften Handel, und der Handlungsjugend Deutschlands, die ihre Gesundheit ein Dutzend Jahre wagen und sparen will, einige Aussicht in Columbia. Man sieht aber dagegen, daß Compagnien, die ehrlich dirigirt werden, sich für einen starken Handel nach Columbia aus Europa weit mehr, als einzelne Unternehmungen eignen, besonders wenn in den Haupthäfen die Compagnie große Verkaufscoutoirs errichtet und diese bey mäßigem Anfang die Laune der Käufer studieren. Nach Cuba geht unter neutraler Flagge ein großer Verkehr, denn das reiche Cuba cultivirt die wenigsten hauptsächlich Artikel seines großen Luxusverbrauchs. Zwischen dem Pflanzern und dem Verkäufer herrscht kein Vertrauen. Er verauctionirt gemeinlich seine Producte. — Der Cacao, Indigo, Tabak, Häute geben 10 Procent Ausfuhrzoll, Kaffee nichts. — Ausser jenen Zolleinnahmen Columbias bezieht solches den Ueberschuß der geistlichen reichen Zehnten, nachdem davon nach dem jüngsten Tarif die Kirche und Geistlichkeit höchst anständig besoldet worden. Die Stempelabgabe ist hoch, die Bergwerksabgabe 1 Procent, die Accise nicht geringer, die Alcala von allen landwirthschaftlichen Verkaufsproducten, die daher die Grundsteuer vertritt 8 Procent. Bey jeder Ausfuhr dieser Güter an einen andern Ort zum abermaligen Verkauf wiederum 8 Procent, endlich allgemeine Kopfsteuer von 20 Pesos bis zu $\frac{1}{2}$ Pfalter jährlich.

Wie entstand die Revolution in Columbia? Die erste Entstehung der Revolution lag in der Ankunft dreier im Jahr 1797 aus Spanien nach La Guayra gesandten Staatsgefangenen, die dort milde Behandlung und Freunde fanden und die Trennung von Spanien der dortigen Handelswelt, den Pflanzern und der Jugend als nützlich für Venezuela begreiflich machten. Der General Miranda, gebürtig aus Carnocas, stritt in Nordamerika für dessen Freyheit unter Frankreichs Fahnen, diente in Frankreichs Insurrectionsheer und bemühte sich in Europa Jedermann und selbst Katharina die Große für die Re-

volution der spanischen Colonie zu interessieren. Die Präsidenten der vereinigten Staaten und die britische Regierung versprachen Miranda Unterstützung, hielten aber weniger als man ihm und den Revolutionsanhängern in Venezuela versprach. Dennoch brach der Greis mit einer Handvoll Freywilligen nach Coro in Venezuela auf und ungeachtet des Beystandes des Admiral Cochrane scheiterte Mirandas Versuch gänzlich. Es war nahe daran, daß britische und nordamerikanische Unterstützungen Südamerika revolutionirt hätten; daß der Plan unvollzogen blieb, war Schuld des Präsidenten der nordamerikanischen Freystaaten. Die britische Besitznahme von Buenos - Ayres war so eigennützig, daß sie die unruhigen Venezueler Großbritannien abgeneigt machte. Als aber 1808 die Junta in Sevilla, in Asturien und Ferdinands Regierung in Madrid alle drey einzeln die Colonie für sich gewinnen wollten, da war der Zeitpunkt der Befreyung leicht zu benutzen; statt dessen wollten, bis auf den Vicekönig in Mexico, alle übrigen Statthalter den König Joseph anerkennen, aber nicht die Kreolen, die eine Vorliebe für die Bourbonen ergriff, weil sie unglücklich waren. In Caraccas bat man den Generalcapitän, eine Junta wie in Spanien zu berufen, er schlug dies ab. Bis zu Anfang 1810 sandten die spanischen Colonien der insurrectionellen Junta Spaniens zur freywilligen Kriegsbeyhülfe 90 Millionen Pfalter. Quito erklärte sich zuerst 1809 den 10ten Aug. von den spanischen Juntan unabhängig. Auch trat Santa - Fe bey. Aber den Vicekönigen in Peru und Neu - Granada gelang die Auflösung der Junta zu Quito, nach einer bewilligten Generalamnestie, diese Vicekönige begingen aber das Unrecht, die Amnestie nicht zu halten. Man verhaftete die Anhänger der Juntan und ließ sie durch das aufgeregte gemeine Volk in den Gefängnissen ermorden. Die Generaljunta Spaniens zeigte den Colonien gleiche Härten den 19ten April 1810, berief nun eine General - Junta in Caraccas, eine provisorische Regierung für Ferdinand VII. und schickte den Vicekönig und die Audiencia nach den nordamerikanischen Freystaaten, mit Abschaffung der Alcaala, der Schutzabgaben der Indianer und derjenigen auf Einfuhr der Sklaven. Andere Maasregeln ergriffen andere Juntan. Die spanische Generaljunta erklärte Caraccas für rebellisch und ließ die Häfen blockiren. Caraccas griff nun, in Bürgerkrieg ausbrechend, das königl. gefante Maracaybo an, aber vergeblich. Auch Santa - Fe insurgirte den 20sten July 1810, und wollte sich während Ferdinand VII. Gefangenschaft selbst verwalten, schickte auch den Vicekönig fort, als er dagegen wirkte. Der Gouverneur von Popoyan Tacon ergriff nunmehr die Waffen wider die insurrectionelle Regierung zu Santa - Fe, aber Tacon wurde 1811 nahe bey Popoyan geschlagen. Nun folgte ein Streit der Provincialjuntan des jetzigen Columbias über die Art der interimistischen Regierung, und in Folge dieses Streites erlangte die Parthey der span. Junta abermals die Obermacht, indem Tacon die Sklaven für das span. Interesse bewaffnete. Zugleich trat Miranda 1811 wie-

wieder auf, der mit geringen Abänderungen die alte Colonialregierung den reichen Familien der Eingebornen zuwenden wollte. Dies vermehrte die Uneinigkeit der Insurgenten, und veranlaßte in Venezuela die demokratisch gesinnten Kreolen den 3ten July 1811, sich für unabhängig von Spanien zu erklären. Den 23ten Dec. 1811 gab sich Venezuela eine der nordamericanischen ähnliche Verfassung. Vergeblich war Großbritanniens redliches Bemühen, die Colonien mit Spaniens General Junta auszuföhnen. Aber alles augenblickliche Glück zerstörte das sechreckliche Erdbeben den 26ten März 1812, denn nun erklärte die boshafte Priesterchaft, daß die Zerstörung so vielen Wohlstandes eine Strafe Gottes für Verletzung der Rechte der Kirche sey, und der span. General Monteverde vertilgte mit Feuer und Schwert, was von seinen Gegnern Widerstand zu leisten versuchte. Miranda litt durch Desertion seiner Truppen, und selbst Porto Cabello fiel in die Hand der Spanier mit Caracoas durch Capitulation, die Monteverde schlecht hielt. Die Insurrection unterlag. Noch schlugen sich indess Spanier und Insurgenten in Neu-Granada; die erstern ließen Tausende hinrichten. Nur Carthagena leistete empört durch die Grausamkeit der Royalisten Widerstand, ihre Generale übten Retorsionsmassregeln und erlitten Niederlagen. Indess Monteverdes Grausamkeit die Rebellion in Cumana unter dem jungen Marino erneuerte und dieser sich in Maturin behauptete, kam der General Simon Bolivar mit 600 Mann über die Andes und schlug die Spanier. Der Krieg wurde nun von beiden Seiten ein Kampf auf Leben und Tod, und Bolivar blieb gemeinlich Sieger, wenn nicht durch Tapferkeit, doch durch Desertionen der Truppen des unmenschlichen Monteverde. Er nahm 1813 Caraccas. Marino war Sieger im Osten, Bolivar im Westen. Nur Porto Cabello blieb noch Monteverde. Nach erhaltener Verstärkung ließ er sich wieder bey Agnacalicate schlagen. Sein General Salamon setzte dennoch mit gleicher Grausamkeit den Krieg fort. Auch Bolivar fiel in Verdacht nicht republicanischer Gesinnung. Dies bewog ihn den 2ten Jan. 1814 eine Versammlung der Notabeln zu berufen, in deren Hände der Unzufriedene sein Commando niederlegte, aber neue Vollmacht als Dictator empfing. Die Spanier bewaffneten nun im Innern was sie aufbieten konnten gegen Venezuelas Küstenrepublicaner und Mord und Kampf herrschte überall. Boves und Roselle hieben auf dem Marfch nach Caraccas alles nieder, was nicht ihrem Banner folgte, dies bewog auch Bolivar und die republicanischen Generale, alle Gefangenen niederschleusen zu lassen. Mehrere Siege erfocht er wider die Spanier und siegte mit einigem Resultat den 28ten May 1814 über die Royalisten und Cagigal. Als aber der Sieger sein Heer getheilt hatte, erlitt er mit seiner Partey manche Schluppe und mußte überall weichen. Nun sandte der hergestellte König Ferdinand VII. seinen Anhängern Morillo mit 10,000 alter Soldaten zur Verstärkung. Ferdinand befahl

den Insurgenten, die Waffen niederzulegen. Der Generalcongreß von Neu-Granada verlor indess die Besonnenheit nicht, und sein Schicksal abtend wenn er sich unterwürfe, konnte er dennoch nicht dazu gelangen, den Präsidenten Alvarez von Cundinamarca zum Bündniß zu bewegen. Da beschloß der Generalcongreß Cundinamarca zu erobern. Den Befehl zur Vollziehung erhielt und vollendete Bolivar; Santa Fe mit Alvarez capitulirte und Cundinamarca verbündete sich mit der Insurrection. Selbst die Priester wurden republicanisch gesinnt. Aber dem Interesse der Insurrection schadete Carthagenas Abneigung wider Bolivar, obgleich es bald hernach von Morillo belagert wurde. Carthagena fiel und bald darauf nach mancher Niederlage der Republicaner Santa Fe de Bogota Juny 1816. Aber der Sieger fühlte doch schon, daß jeder Sieg ihn bey dem allgemeinen Haß der Kreolen und Priester wider die das spanische Interesse unterstützende Aristokratie immer mehr schwäche und dessenungeachtet behandelte man die bloß Verdächtigen so grausam, daß Caraccas auf dem Festlande und zugleich Arismendi auf der Insel Margarita von neuem rebellirte. Bolivar und Brion eilten ihm zu Hülfe und landeten bey Cumana, zogen Guerillas an sich und bewaffneten selbst Slaven für die Freyheit nach dem Beyspiel der Spanier. Morales mit seinen Spaniern zwang aber dennoch Bolivar sich wieder einzuschiffen. Die übrigen Republicaner fügten indess bey Alacrom und nahmen Barcelona und andere Plätze. Thätig, grausam und doch ohne Erfolg, kämpfte Morillo auf der Insel Margarita wo alles zum Aufstande geneigt war. Die Heere würgten sich einander und der oft siegende Morillo gelangte weder zur Unterdrückung der Republicaner, noch diese zum ruhigen Besitz ihrer Wafsenlinien, als große Corps neuer Freywilligen aus England bey den Insurgenten 1818 eintrafen, welche am Ende als erfahrene Veteranen, der kreolischen demokratischen Partey den Sieg überall verschafften, besonders da speculirende britische Kaufleute den Insurgenten Waffen und Munition in großer Quantität sandten. Auch hier entschied den langen Parteykampf das Ausland, wenn auch nicht die britische Regierung. — 1819 den 15ten Febr. versammelte sich der zweyte Congress von Venezuela. Seitdem begünstigte das Glück die Insurrection immer mehr. Nach dem Siege bey Bojaca nahm Bolivar Santa Fe, indess Paez die Royalisten im Innern von Venezuela aufrieb. Den 17ten Dec. 1819 verbanden sich Venezuela und Neu-Granada zu einer Republik. 1820 versuchte Morillo die Insurrection durch Bewilligung der Rechte der spanischen Constitution vergeblich zu gewinnen und schloß am Ende, ehe er sich nach Spanien einschiffte, einen Waffenstillstand, aber der Kampf erneuerte sich bald wieder. Indessen eroberten die Insurgenten Carthagena; auch die Provinz Quito vereinigte sich mit Columbia. Der District von Pasto im Gebirge wurde nach Entwaffnung der spanischen Besatzung ebenfalls mit Columbia vereinigt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Nepveu: *L'Autriche, ou moeurs, usages et costumes des habitans de cet empire, suivie d'un voyage en Baviere et au Tyrol, ouvrage orné de quarante huit gravures représentant plus de cent vingt personnages differens.* Par M. Marcel de Serres, ancien inspecteur des arts et manufactures etc. 1821. 6 Tomes. 12. (13 Fl. 48 Kr.)

Diese Reisebeschreibung war auf Befehl der französischen Regierung verfaßt, und enthält viele statistische Details, verbreitet sich aber grösstentheils nur über die Sitten der österreichischen Bewohner, welche durch 48 Kupferstiche, grösstentheils nach der eigenen Zeichnung des Vfs., in ihren wesentlichsten Nationaltrachten dargestellt sind. Jemehr sich die verschiedenen Theile der österreichischen Monarchien durch Trachten und Gewohnheiten unterscheiden, desto mehr wurde das Interesse des Reisenden in jeder Gegend von Neuem gereizt; wir nehmen nur Beyspielsweise den lustigen Tyroler gegen den kalten Oesterreicher, und diesen gegen den feurigen Unger.

Die ersten *zwey* Bände verbreiten sich über die Grundzüge der Geschichte; der *dritte* über den Umfang des Gebietes im Allgemeinen, und mit den Bemerkungen über die verschiedenen Provinzen, die weiblichen Trachten von Hermannstadt sind durch Kupferstiche kenntlich gemacht. Die Macht des österreichischen Staates scheint der Vf. mehr auf Galizien, Ungern und Böhmen beruhen lassen zu wollen, als auf den übrigen Provinzen. Er theilt die sämtlichen Staaten in die nördlichen, südlichen und mittäglichen ab; er bestimmt den Umfang derselben auf 11,999 Quadratmeilen mit 26,000,000 Einwohner, wonach also 2176 Seelen auf eine Qm. kommen. Rücksichtlich der Religion möchte kein anderer als der russische Staat in Mannichfaltigkeit der Gottesdienste dem Oesterreichischen gleich kommen. Die katholische Religion ist die vorherrschende; doch giebt es auch in allen Provinzen Lutheraner, in einigen Juden, Griechen, Armenier u. s. w. Die vorzüglich kultivirten Provinzen bieten den Reisenden einen herrlichen Anblick durch ihre Fruchtbarkeit dar. Geschmackvolle Gebäude findet man ausser der Residenz nur in Hauptstädten; die meisten Dörfer sind im

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

schlechten Stile aufgeführt. Der Charakter der Einwohner ist so mannichfaltig, als ihre Sitten und diese wechseln mit dem Klima. Fast überall ist die Liebe für den Regenten und dessen Familie vorherrschend, womit auch volle Ergebenheit in alle Verfügungen der Regierung verbunden ist. Die eigentlichen Oesterreicher auf dem Lande lieben die Reinlichkeit, wie jene in der Stadt; sie sind munter und friedfertig, und lieben das Ceremoniel. Die literarische Eifersucht, das Haschen nach Titeln ist hier nicht so bemerkbar. Für öffentliche Angelegenheiten wurde man zwar, seitdem das Vaterland öfters in Gefahr gekommen ist, empfänglicher, aber nur in Beziehung auf die österreichischen Staaten. Die in Norddeutschland durch alle Stände herrschend gewordene Leseleidenschaft ist in Oesterreich noch nicht sichtbar, die Phantasie ist noch nicht so rege, und die sinnlichen Genüsse beschäftigen zu sehr. Redlichkeit ist ein vorherrschender Zug, wie die eheliche Treue und Kinderliebe. Im Umgange sind sie geschmeidig, obgleich nicht ausgezeichnet gebildet; einfach in ihren Sitten und gutmüthig. Das weibliche Geschlecht hat ganz eigene Vorzüge vor vielen Provinzen Deutschlands, daher die Frauenzimmer als das belebende Princip aller Gesellschaften betrachtet werden; viele sprechen die meisten europäischen Sprachen mit Fertigkeit. Sie sind religiös ohne besondere Bigotterie; sie zeigen sich im Innern des Hauses mit so viel Würde, als im öffentlichen Leben. Die Oesterreicher scheuen fremde Moden, sie suchen ihren Nationalgeschmack aufrecht zu halten. Die Wohlthätigkeits-Anstalten werden im ganzen Reiche bestens berücksichtigt, wozu der unsterbliche Kaiser Joseph II. vorzüglich Anregung gab. Die Landestrafen sind zwar keine Chaussees aber sie werden jährlich im April und October mit so viel kleinen Steinen überführt, daß sie diesen ziemlich gleich kommen. So leicht die ungerischen Pferde für die Postanstalten zu haben sind, so ist doch das Schnelfahren nicht bey diesen, sondern nur bey den Fiackern zu Wien gebräuchlich. Während des Sommers befinden sich alle vornehme Edelleute auf ihren Landgütern, welche sie erst im Herbst wieder verlassen, um die Winterfreuden der Städte zu genießen.

Vierter Band. Ausgezeichnet ist die Lust der Bewohner Oesterreichs ihre Zerstreuung im Besuche der Theater zu finden. Die Schauspieler haben den Ruf der Rechtlichkeit, und ihr gutes Beyspiel wirkt vor-

vorthailhaft auf das Publikum zurück; man betrachtet sie als öffentliche Sittenrichter. Eben so beliebt sind auch die Tänze unter allen Ständen. Da die Zahl der Universitäten und andern höhern Bildungs-Anstalten mit jener der Einwohner in keinem Verhältnisse steht, so haben auch die liberalen Ideen sich nicht unter die große Menge verbreiten können, wie im übrigen Deutschland. Die Zahl ihrer Schriftsteller ist verhältnißmäßig gering. An genialen Menschen ist ein fühlbarer Mangel, Nachahmung ist der herrschende Charakter. Jede Provinz unterscheidet sich von der andern in Sprache, Charakter, Sitten und Literatur; jede sieht mit Stolz auf die andere herab; jede wird nach besonderen Gesetzen regiert, und lebt in dem Wahn, mit der andern nichts gemein zu haben. Meisterwerke der Kunst und geniale Producte der Literatur finden sich unter ihnen so selten, daß auch durch deren Erscheinung keine Gemeinschaft unter ihnen bewirkt werden kann. Durch die Verbindung Oesterreichs mit dem Orient in mancherley politischer Rücksicht ist das Studium der Sprache desselben nothwendig geworden, wofür zu Wien ein eigenes Institut errichtet ist. In der Geschichte und Geographie haben sich seit Jahrhunderten mehrere Schriftsteller unsterblichen Ruhm erworben. Unter den schönen Künsten hat die Maler-, Bau- und Kupferstecher-Kunst die zahlreichsten Zöglinge und Beschützer. Dessen ungeachtet finden sich nur wenige Producte der Eingebornen, welche auf bleibende Achtung fachkundiger Ausländer Anspruch machen können; fast allen Künstlern kann man mehr Geduld und Ausharrung, als wahres Talent zuschreiben: Zu den schönsten Kunstproducten neuerer Zeit wird mit Recht die kolossale Statue Kaiser Josephs II. aus Bronze von Zauner auf dem Burgplatz zu Wien gezählt. Das vor 6 Jahren erst errichtete polytechnische Institut hat durch seine fast 600 Zöglinge jedes Jahres einen sehr wohlthätigen Einfluß auf alle Handwerke der ganzen Monarchie gewonnen. Durch Haydn und Mozart wurde der Sinn für Musik so angeregt, daß die vornehmsten Standespersonen sich bemühen, active Mitglieder des Musikvereins zu Wien zu seyn, welcher gegen 700 Mitglieder zählt.

Man theilt die österreichischen Staaten nach den Bewohnern im Mittelpuncte, an den Gebirgen und an den Küsten ab, nämlich in die Oesterreicher, Ungern, Siebenbürger, Gallizier, Kroaten, Dalmatier, Steyermärker, Kärnthner, Tyroler, Böhmer und Schlesier. Im Mittelpuncte wohnen die Oesterreicher, Gallizier, Ungern und Mährer; zu den Bergbewohnern gehören jene von Siebenbürgen, Buckowina, Böhmen, Schlesiern, Steyermärk, Kärnthner und Tyrol; zu den Küstenbewohnern rechnet man die Kroaten, Slavonier, Krainer, Illyrier und Dalmatier. Die Beschreibung der einzelnen Landesheile beginnt der Vf. mit *Niederösterreich*; von der Kultur des Bodens und von der Thätigkeit in den Fabriken kommt er auf die Sitten der Land- und Stadtbewohner; er verweilt natürlich bey der

Stadt Wien am längsten, indem er selbst die Diebe, Pasterbuden und Gauner derselben nicht unberührt läßt. Im Ganzen läßt er dem guten Charakter der Oesterreicher, besonders der Bewohner von Wien, Gerechtigkeit widerfahren. Auch die Umgebungen der großen Kaiserstadt, besonders Kahlenberg und Dornbach, beleuchtet er nach ihrem verschiedenen Vorzuge.

Der fünfte Band eröffnet sich mit allgemeinen Betrachtungen über den berühmten Badort Baden bey Wien nach seiner bekannten Wirklichkeit und Annehmlichkeit. Er kehrt dann wieder zu den allgemeinen Betrachtungen über Pölizey, Klima, Civilisation; Temperament, Moralität, Lebensmittel und Leichtsin zu rück, und schreitet dann zu den Bewohnern *Böhmens* nach den verschiedenen Provinzen, stellt eine Vergleichung der Provinzialstädte mit der Hauptstadt, und dieser mit anderen großen Städten an. Hier erwähnt er zuerst die Annehmlichkeiten der Umgebungen Wiens mit ihren Vorstädten, kommt dann an die Basteien, Thore, an die geschmacklos gebaute Burg, berührt das herablassende Benehmen des Kaisers Franz I., die öffentliche Bibliothek als Bauwerk des Kaisers Karl VI. Die Geschichte der Entstehung mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Bibliothek an Büchern und Kupferstichen ist zweckmäßig eingewebt. An dieselbe reiht sich das Antiken-Münz- und Naturalienkabinet, die Augustinerkirche mit ihren Grabmälern. Als Intermezzo ist die Schilderung des schönen Geschlechtes zu Wien und der ganze gesellschaftliche Ton zu betrachten. Plötzlich springt der Vf. wieder auf die Porzellan-Fabrik und in das Belvedere, in das Universitätsgebäude, in den botanischen Garten, die Josephinische Akademie, das orientalische Institut, Theresianum, die Akademie der schönen Künste, die Zeughäuser, die Stephanskirche, über deren allseitige Verhältnisse der Vf. sich weitläufig verbreitet. Er ist geneigt die Straße, Graben genannt, sowohl wegen der Zusammenkunft der feinen Welt, als wegen der Auslage der vorzüglichsten Galanteriewaaren mit den Verhältnissen des *Palais Royal* zu Paris zu vergleichen, wenn ein bedeutendes Monument, oder ein großer Pallast, oder ein Garten in der Nähe zu finden wäre. Mit den Kaffee- und Traiteurshäusern ist er nicht zufrieden. Den Apollosaal beschreibt er (noch nach seinem alten Zustande vor 10 Jahren) dann den Prater, den Augarten und die Brigitten-Au. Von der Volksmenge kommt er auf die Thätigkeit der Pölizey, den Zustand der Straßen, auf die Gesundheit der Einwohner, auf die Gasthäuser und Gastfreundschaft und endlich auf die Theater. Den Schluss dieses Bandes macht eine kurze Anzeige der verschiedenen Nationen; deren Individuen in ihrer Originaltracht zu Wien zu sehen sind, weswegen er sie auch nach ihrer Natürlichkeit in schönen Abbildungen lieferte.

Den sechsten Band eröffnet der Vf. mit der Beschreibung seiner Reise nach München. Die Gebäude dieser Hauptstadt, welche vor andern hervorstechen, setzen

setzen ihn schon von Ferne in Staunen. Unter den ihm interessant vorkommenden Gegenständen nennt er das Harthor, den Schranzenplatz, die Kauffinger-Gasse, und den schönen Thurm; er besuchte die Frauenkirche, die Burg, die Schatzkammer, die reiche Kapelle, den botanischen Garten, die Bildergalerie, die Steindruckerey, die Akademie mit ihren Sammlungen und das neue Theater an der Ikar. Von hier machte der Vf. einen Uebergang auf die Civilisation und Gutmüthigkeit der Baiern, auf die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner von München, besonders rücksichtlich der Religiosität und der gemeinen Klasse. Der Industrie der Tyroler hält er dann eine vortreffliche Lobrede; wer sich nicht in Handelsverbindungen einläßt, ist ein leidenschaftlicher Jäger; im bürgerlichen Gewerbe haben sie eine außerordentliche Fertigkeit, Kleidung und Anstand der Tyroler Mädchen erhebt er nach Verdienst, wie ihre Vorliebe für Nationalgefänge. Der Vf. nimmt daraus Veranlassung über ihre Liebschaften, Verhehlungszeit, Vergnügungen u. s. w. ausführlich sich zu verbreiten. Von der Hauptstadt Innsbruck liefert er eine kurze Beschreibung, vorzüglich von der Residenz, (ehemaligen) Ambrasers Sammlung, Universität, Bibliothek, Franziskanerkirche, Statue Kaiser Maximilians I., mit dem Grabmale und den vielen Bronzefiguren in derselben, ohne die anstossende Silberkapelle mit Stillschweigen zu übergehen. Das Rathhaus mit seinem vergoldeten Dache, das alte Schloß, die alte Residenz, die beiden Ufer des Inn, die Bauart der Stadt, die Wirthshäuser mit ihren schönen Kellerinnen sind Gegenstände der Aufmerksamkeit des Vfs. Von der Ambrasers Sammlung zählt der Vf. eine Menge Kostbarkeiten auf, welche schon seit mehr als einem Jahrzehnte zu Wien im untern Gebäude des Belvederes prangen. Der Charakter der Einwohner mit den Umgebungen von Innsbruck wird vom Vf. so würdig dargestellt, als er es verdient, woran sich eine vortheilhafte Schilderung des bekannten Tyroler Martyrers Hofer anschließt. Den Schluss dieses Werkes macht eine Beschreibung des Hochgebirges Brenner, der Stadt Meran, der Höhlen der h. Cäcilia und ihres Geliebten Lorenzo.

Aus dieser Inhalts-Anzeige mögen sich unsere Leser überzeugen, daß der Vf. keinen Gegenstand ganz gründlich — und alle zusammen nicht in systematischer Verbindung behandeln wollte. Wahrscheinlich ist seine Arbeit mehr auf Unterhaltung als Belehrung der Leser berechnet. Seine Schreibart ist angenehm, oft sogar eine gewisse Sentimentalität vorherrschend. — Lettern, Druck und Papier sind gut, die Kupfer theils schwarz, theils illuminirt, nur mittelmäßig.

ARZNEYGELEHRTHEIT.

WIEN, a. K. d. Vf.: *Auseinandersetzung der Verletzungen aller Theile des menschlichen Körpers sammt den verschiedenen daraus entstehenden*

den Folgen, nach der Lage der Theile und nach der Eintheilung der Oberfläche und des Baues. Zum Gebrauche bey den öffentlichen Vorlesungen für angehende Aerzte und Wundärzte. Von *Aloys Michael Mayer*, der Arzneykunde und der Augenkrankheiten Doctor und ordentlicher öffentlicher Lehrer der Anatomie an der Universität zu Wien. 1821. 151 S. 8.

Es ist gewiß recht zweckmäßig, wenn die Studirenden, nachdem sie einen vollständigen Cursus der Anatomie nach der gewöhnlichen Methode des Vortrages angehört haben, besonders darin unterrichtet werden, welche Theile sie an den einzelnen Gegenden und Stellen des menschlichen Körpers von der Haut an noch einwärts bis auf die Knochen, unter und neben einander finden. Die Uebungen in eigenen Zergliederungen der Leichname müssen wohl hier vorzüglich mitwirken, um die relative Lage der Gebilde dem Gedächtnisse so einzuprägen, daß sie der Erinnerung jeder Zeit lebhaft vorsehweben; indessen hat Rec. doch schon seit mehrern Jahren jene zweite Methode des Unterrichts in Verbindung mit der ersten für seine Zuhörer sehr nützlich ja nöthig gefunden, sie werden dadurch meistens erst gehörig hingewiesen, worauf sie bey ihren anatomischen Arbeiten mit vorzüglichem Nutzen für ihr folgendes practisches Leben, zu achten haben. Zur Wiederholung solcher Vorträge und auch selbst zum eigenen Unterricht ist diese Schrift den Studirenden und auch practischen Aerzten und Wundärzten zur schnellen Erinnerung an die Theile, welche bey einer Verletzung getroffen seyn können, um so mehr zu empfehlen, da der Vf. zugleich auch auf die Folgen aufmerksam gemacht hat, welche die Verletzungen der wichtigsten Gebilde haben können. Der Vortrag folgt den Haupttheilen des menschlichen Körpers, die Verletzungen am Kopfe machen den Anfang, dann folgen die Verletzungen am Halbe, am Stamme, vorn und hinten und an beiden Seiten, am Becken, der innern Theile der Brust, der Eingeweide des Unterleibes, ihrer Gefäße und Nerven, der obern und untern Gliedmaßen. Warum der Vf. die Verletzungen des Auges mit der Bemerkung übergangen hat: „diese gehen nicht den an, für welchen ich schreibe, sondern den Augenarzt,“ begreifen wir nicht, da man doch das Wissen der Aerzte und Wundärzte die sich nicht mit dem operativen Theile der Augenheilkunde beschäftigen, so sehr beschränken sollte, daß man sie auch nicht Einmal mit den Verletzungen bekannt machen will, welche jenes Organ treffen können.

DÜSSELDORF, b. Arnz u. C.: *Vollständige Sammlung officineller Pflanzen.* Zehnte Lieferung. 1824. gr. Fol.

(Vergl. A. L. Z. 1824. Ergänz. Bl. Nr. 6. Seite 47.)

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß das vorliegende Heft seine Vorgänger rücksichtlich der weit

weiss deutlicher und vollständiger Analysen der Blüthen und Fruchtheile übertrifft, ein Vorzug, den es unstreitig dem Herausg. Dr. Nees von Esenbeck d. J. verdankt. Dagegen bleibt dasselbe von Seiten der Illuminirung hinter allen vorhergehenden Heften gar sehr zurück; es ist in der That kaum möglich mit weniger Sorgfalt das Ausmalen zu betreiben. Vielleicht hat zufälliger Weise gerade Rec. ein wahrhaft besudeltes Exemplar erhalten, demnach sollten die Verleger solchemisrathene Blätter gar nicht in den Handel geben. Nach dieser Erinnerung gehen wir zur Anzeige des Inhalts selbst über. — 212. *Areca Catechu* L. deren Früchte in ganz Ostindien zur Bereitung des Betels angewendet werden. Nach Francis Hamilton (*Transact. of the Linnean Society* Band XIII) ist es zweifelhaft, ob wirklich *Catechu* aus dieser schönen Palme bereitet wird. Mit dieser Angabe muss man indessen um so mehr die bestimmten Behauptungen Heyne's vergleichen als letzterer ebenfalls mehrere Jahre in Ostindien lebte. Hr. Nees von Esenbeck entscheidet sich weder für die eine noch für die andere dieser Ansichten. Die Abbildung der *Areca Catechu* ist übrigens nach Hayne. Darstellung. Band VII. taf. 35. mithin eine bloße Copie. — 213. *Zingiber Cassumunar Roxb.* in Coromandel, Bengalen und Bahar in Ostindien einheimisch. Die gelbe Knollenwurzel dieser Pflanze ist die *Radix Cassumunar* der Officinen, die vormals den *Zingiber Zerumbet* zugeschrieben wurde. Die getreue Abbildung und Beschreibung wird um so angenehmer seyn als beides nach einer lebenden Pflanze entworfen ward, die im botanischen Garten zu Bonn geblüht hat. Dazu kommt, dass gute Abbildungen fast unentbehrlich sind, wenn man sich einen anschaulichen Begriff von dem abweichenden und ganz eigenthümlichen Blüthenbau der Scitamineen machen will. — 214. *Papaver officinale Gmelin*. Bald als *P. Sativum* als eigene Art aufgestellt, doch mehrentheils als eine bloße Spielart von *P. somniferum* L. betrachtet. Der deutsche Name, *weißer Mohn*, bezeichnet die Farbe der Blume und der Saamen. Die Saamenkapsel bleibt auch bey der Reife geschlossen. — 215. *Matricaria Chamomilla* L. und zsm Unterschiede 216. *Chrysanthemum inodorum* L. — 217. *Anthemis Pyrethrum* L. — 218. *Anthemis nobilis* L. heisst in dem italienischen Apotheken *Camomilla romana* oder *Camomilla nobile*, sonst wird sie gewöhnlich in Italien *Erba Appiolina* genannt. In den Gärten kommt oft eine Abänderung dieser Pflanze vor, die durch die Kultur nicht nur gefüllte Blumen, sondern auch ein ganz fremdartiges Aussehen hat. Wo wir nicht irren, wird diese Abänderung in *Camerar. Ep.* 646. als *Chamaemelum romanum flore multiplici* aufgeführt. — 219. *Rosa centifolia* L. Die Abbildung unter dem Mittelmaßigen. Auch heisst die Pflanze auf Italienisch nicht *Rosajo*, sondern *Rosa di cento foglie* und in den italienischen Apotheken *Rosa doppia* and *Bottoni di Rose*. — 220. *Cassia marylandica* L. mit der Bemerkung, dass die Blätter dieser schönen Pflanze

in Nordamerika statt der Blätter der *Cassia lanceolata* und *C. Senna* angewendet werden. — 221. *Dorstenia Contrajerva* L. In Italien heisst die peruvianische Giftwurzel *Contrajerva*. — 222. *Cnicus benedictus Spreng.* oder *Centaurea benedicta* L. Das Kardobenediktenkraut ward schon früher von Linne als *Cnicus* aufgeführt; später brachte er es zu *Centaurea*, wohin es freylich nicht gehört. *Targioni-Tozzetti* in seinen *Istituzioni botaniche. Terza edizione. Firenze 1813.* III. IV. und 295. nennt es *Calcitrapa benedicta*. — 223. *Spiraea trifoliata* L. eine sehr hübsche Pflanze, deren Wurzel in Nordamerika als Brechmittel statt *Ipecacuanha* angewendet wird. Sie könnte leicht angebauet werden, da sie unser Klima erträgt. Ein Druckfehler hat den französischen Namen *la Spirée trifoliée* in *la Spière trifoliée* verwandelt. — 224. *Daphne Laureola* L. Eine verfehlt Abbildung, denn sie stellt den schönen Strauch durchaus als eine krautartige Pflanze dar. Von dem eigenthümlichen *habitus*, der Vielästigkeit des Stammes, dem Lederartigen der Blätter keine Spur. — 225. *Trigonella Foeniculum graecum* L. Eine sehr mittelmäßige Abbildung, aus der die eigenthümliche Form der Blättchen nicht entnommen werden kann, zu geschweigen, dass die Hülsen wie Blätter abgebildet sind. — 226. *Bryonia dioica* L. auf zwey Tafeln, auf deren letzte die Wurzel allein abgebildet steht. — 227. *Pimpinella Saxifraga* L. — 228. *Pimpinella dissecta Hoffm.* Doch wohl gewiss *specie* von der vorhergehenden verschieden. Wir bemerken, dass G. T. Hoffmann in seinem *Syllabus plantarum umbelliferarum. Mosquae 1814* in 8. *Pimpinella dissecta* unter den *Umbelliferis officinalibus* nicht aufführt, wogegen er sie in seinen *Genera plantarum Umbelliferarum. Mosquae 1814.* S. 91. als eigene Art von *P. Saxifraga, media, nigra* und *magna* trennt. — 229. *Plantago Psyllium* L. — 230. *Plantago Cynops* L. — 231. *Plantago arenaria W. et K.* Diese Pflanze wächst auch in Norddeutschland z. B. in der Mark Brandenburg, in der Lausitz, in Sachsen. Von dieser Art wird nach des Herausgebers Versicherung in Frankreich der Saame gesammelt, der gegenwärtig im Handel als *Semen Psyllii* häufig vorkommt. — 232. *Abfinthium officinale R.* oder *Artemisia Abfinthium* L. Aus den Synonymen lässt sich die eigentliche Bedeutung des auf den ersten Namen folgenden *R.* nicht entnehmen. Von dem *Vin* und dem *Extrait d' Absinthe* hätte wohl etwas gesagt werden können, da dieser für die Schweiz wichtige Handelszweig zugleich in dem Lande selbst zu den Hausmitteln des Volks zu gehören pflegt. — 233. *Liquirizia officinalis Mönch.* oder *Glycyrrhiza glabra* L. das Vaterland des gemeinen Süßholzes ist Südeuropa. Der Wurzel wegen wird es in Deutschland insbesondere bey Bamberg cultivirt. — 234. *Glycyrrhiza echinata* L. Das stachelige Süßholz ist in den südlichen Provinzen Russlands und in Ungern zu Hause. Die in Deutschland cultivirte Wurzel hat einen nur unbedeutenden süßen Geschmack.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

April 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FULDA, in der Roos'schen Buchh.: *Die sammtlichen Parabeln Jesu. Uebersetzt, erläutert und besonders praktisch - homiletisch bearbeitet für den Religionslehrer*, von Joh. Jac. Kromm, evangelischem Prediger. (Wo?) 1823. XI u. 366 S. gr. 8.

NÜRNBERG, in Comm. b. Riegel u. Wiefsner: *Die Gleichnißreden Jesu. Leicht gereimt und gemeinverständlich ausgelegt* von Ludw. Pflaum, Dekan, Districtschulinstructor und Stadtpfarrer zu Baireuth. 1823. X u. 161 S. kl. 8. (Ohne Register u. Inhalt u. Subscribenten - Verzeichniß, zusammen 1 Bogen.)

Diese beiden Schriften, die, eine jede in ihrer Art, recht viel Empfehlungswerthes haben, können füglich zu Einer Anzeige verbunden werden, da sie einen und denselben Gegenstand und zwar, wenn gleich in verschiedener Manier und zu besondern Zwecken, beide praktisch behandeln. Beide Vf. sehen die Parabeln oder Gleichnißreden Jesu — und wer möchte ihnen nicht beistimmen? — als den Kern seiner Lehre an, und finden in ihnen einen unererschöpflichen Reichthum an hochwichtigen, nicht genugsam zu beherrschenden Wahrheiten. Beide gehen darauf aus, den rechten Sinn dieser trefflichen Reden begreiflich und ihren lehrreichen Inhalt für Herz und Leben anwendbar darzustellen. Beide Vff. verfahren dabey mit Kenntniß und Geschick. Nur hat Hr. Kr. sich sein Gebiet etwas weiter und umfassender gestreckt, als Hr. Pfl. Jener sucht nämlich, wie auch der Titel besagt, mit seiner Schrift dem „Religionslehrer“, welche Benennung denn freylich unbestimmt läßt, welche Klasse von Religionslehrern eigentlich gemeint sey, wie aber aus dem Zusatz „homiletisch bearbeitet“ und auch aus der Einrichtung des ganzen Buches selbst erhellet, hier den „Prediger“ anzeigen soll; Hr. Pfl. hingegen bestimmt sein Werklein dem „Volkschullehrer“, bey dem Unterricht der Jugend in der Religion, und sodann dem Erbauungliebenden Publicum überhaupt. Beide Vff. geben eine Uebersetzung, beide erläutern den ihm gegebenen Stoff und wenden ihn zur Erbauung an; und man muß beiden, in wie verschiedener Art sie auch dabey verfahren, das Zeugniß geben, daß sie eine klare An-

sicht von ihrem Zweck hatten und auch größtentheils demselben treu geblieben sind und ihn glücklich erreicht haben; daher auch beide Schriften dem Publicum empfohlen zu werden verdienen, dem eine jede von ihnen bestimmt ist. So viel im Allgemeinen. Doch möchte es nicht überflüssig seyn, über jede von ihnen auch noch im Besondern ein kurzes Wort zu sagen.

Der Vf. von Nr. 1., Hr. Kromm, der sich auf dem Titel sehr unbestimmt als einen „evangelischen Prediger“ bezeichnet, nach dem der Vorrede beygefügt Datum aber zu schließen Prediger zu Gelnhaar im Großherzogthum Hessen ist, giebt sich dem Leser in der Vorrede als Vf. des *Onesimus* u. s. w. (Marburg und Cassel 1822) zu erkennen. Wie nun aber bey dieser Hinweisung auf eine frühere Schrifttellerey und nicht etwa nur auf den *Onesimus*, sondern auf mehrere „mit Beyfall aufgenommene literarische Arbeiten“ (Vorr. S. IX auch im Buche selbst an mehreren Stellen) es eigentlich zu verstehen seyn mag, wenn gleichwohl in der Zueignungsschrift an Sr. Hoheit den Groß- und Erbprinzen *Ludwig* von Hessen von einer „Jugendarbeit“, welche hiermit überreicht werde, die Rede ist, gesteht Rec. nicht wohl zu fassen. Doch das ist Nebensache. Die Hauptsache ist die Beurtheilung dessen, was Hr. Kr. in seiner dreyfachen Beziehung als Uebersetzer, Exeget und Homilet hat leisten wollen und wirklich geleistet hat. Es wird genügen, von jedem eine Probe zu geben. Was nun die Uebersetzungen betrifft, bey welchen von den *Bährischen*, *Es'sischen* und von *Meierischen* Arbeiten, obgleich nicht slavisch, gefolgt zu seyn der Vf. selbst bekennt, so scheint für dasjenige Publicum, dem diese Arbeit zunächst bestimmt ist, wenig damit gewonnen zu seyn, und es hätte viel Raum erspart werden können, wenn sie völlig weggeblieben wären, und wenn der Vf., was etwa in der Luth. Uebers. zu berichtigen war, den exegetischen Anmerkungen hätte beyfügen wollen. Denn was ist denn, namentlich für Homileten, die doch billigerweise den Grundtext sollten lesen und verstehen können, Großes damit gewonnen, wenn z. B. Matth. 18 statt des Luth. „rechnen wollte“ es hier heisst: „Rechnungen abnehmen wollte“, oder v. 24 statt: „da kam ihm Einer vor, der war ihm 10000 Pfund schuldig“ hier: „so kam ein mit 10000 Tal-

lenten ihm in Rückstand verbleibender Schuldner vor," wo noch überdies das: „in Rückstand verbleibender" mit „Schuldner" eine sehr schleppende Tautologie bildet; oder „den Rückstand abzutragen" statt: „zu bezahlen." Dergleichen könnten wir mehr, sowohl aus dieser Parabel Matth. 18, als auch aus andern anführen. Nicht viel besser steht es um die exegetischen Anmerkungen, wobey der Vf. *Schmidt*, *Kühnl* u. a. zu Führern gehabt zu haben verichert; das Wesentlichste davon hätte sehrfügig ganz kurz unter dem Text bemerkt werden können, statt dafs es in etwas breiter Manier von der Uebersetzung völlig abgesondert gegeben wird, besonders da doch die Prediger sehr zu bedauern seyn möchten, denen erst gesagt werden mufs, dafs *δια τούτου δεσφαιβ, αὐτοὺς λοιπὸς Μισθιενερ, wie δεσφαιβ Diener, ἐξελθὼν herausgehend* und noch dazu: „sc. aus der Versammlung" heisst u. s. w. Lobenswerth ist hingegen die hinzugefügte Paraphrase, in welcher Vers für Vers das Bild enthüllt, meistens auch der Sinn recht gut getroffen wird, wiewohl wir uns bedanken würden v. 26 27 der Parabel so geradehin auszudrücken: „Lafst uns nur demüthig ihn um Gnade ansehn! Gnädig erläfst uns der liebevolle Vater unsere Schulden." — Auf die Paraphrase folgt abermals besonders eine Darlegung des Inhalts, die gleichsam den Uebergang zur homiletischen Bearbeitung macht, bey dieser Parabel aber gleich von vorn herein etwas sehr Triviales und dabey durch den Text so wenig, als durch den Zweck Jesu bey Vorlegung des Gleichnisses Begründetes aufstellt, nämlich: „Es war für den König sehr heilsam?!" dafs er eine gewissenhafte Rechnung von seinen Staatsdienern foderte" — „Es ist von der höchsten Wichtigkeit — über uns selbst Verhör zu halten — vor dem Richterstuhl unsers Gewissens." — In Ansehung des *praktischen* oder des *homiletischen* Theils ist der Vf. „seinen eigenen Weg gegangen" (Vorr. S. X.) und „bescheidet sich gerne, die Fülle der Parabeln hiermit ganz ans Licht gezogen zu haben;" soll wahrscheinlich heissen: „nicht ans Licht" u. s. w. Wir kehren abermals zu der Parabel Matth. 18 zurück, und bemerken an ihr, wie der Vf. in dieser Hinsicht verfährt. Es sind aber Materialien theils zu *Synthetischen* Reden, theils zu *Homilien*, die hier mitgetheilt werden. Ob nun, was die ersten betrifft, angehenden Predigern mit Hauptsätzen und Eintheilungen, wie folgende, gedient seyn werde, steht sehr zu bezweifeln. Nach v. 23 (?) *Wie nöthig und heilsam es ist (sey), oft strenge Rechnung von uns zu fodern.* a) Was heisst: Rechnung u. s. w. b) Wie nöthig und heilsam es sey. Nach v. 24. *Treu und redlich soll Jeder seinem Berufe und seinem Amte leben.* a) Jeder hat einen Beruf. b) Wann lebt er diesem treu? c) Was sind die Folgen einer treuen Pflichterfüllung? Nach v. 25. *Wir versprechen viel und halten oft wenig.* a) Was versprechen wir? b) Wir versprechen es, aber u. s. w. c) Folgerungen u. a. Zu den *Homilien* giebt der Vf. bey

dieser Parabel vier Aufsätze, wovon wir hier nur Nr. III. als den kürzesten mittheilen wollen. Der Hauptgedanke, der hiernach in Form einer Homilie behandelt werden soll, ist folgender: *Gottes Ernst in der Behandlung derer, die seine Wohlthaten missbrauchen, seine Liebe mit Undank verkennen.* a) Auf mancherley Weise sucht uns Gott auf den Weg des Friedens zu leiten, b) und ob wir gleich oft an ihm uns aufs neue veründigen — seine Liebe verkennen, so trägt er uns c) doch mit Schonung und Güte, und bewahrt uns vor dem Abgrunde, der uns zu verschlingen droht. d) Missbrauchen wir aber auch jetzt noch seine Liebe, so ist er erst in seiner Behandlung und — vor uns ist Tod und Unterang. Dazu die Parenthese: (Alles abgeleitet aus der Parabel). Das Fehlerhafte in der ganzen Anlage ist sichtbar genug. Hier sey nur bemerkt, dafs a) weder in der Parabel noch im Thema liegt; dafs sich zwischen b) und c) gar kein Eintheilungsgrund findet, dafs d) nichts weiter ist als das wiederholte Thema selbst, — und dafs endlich das Ganze, so wie es da steht, mit der wahren Homilie eine nur sehr geringe Aehnlichkeit hat. Ungeachtet dieser Ausstellungen nimmt Rec. dennoch sein im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil nicht zurück, sondern bestätigt es vielmehr in so fern, als Hr. Kr. bey aller Verbesserung, die seine Schrift zuläfst, sich dennoch in derselben von einer Seite gezeigt hat, die den Mann von Kenntnifs, Talent und praktischer Einsicht verräth, und als junge Homilisten, wenn sie sich auch nicht durchaus von ihm berathen finden, doch Manches von ihm lernen können.

In Nr. 2. giebt Hr. Dekan *Pfbaum* einen recht schätzbaren Beytrag zur religiösen Erbauung und zur Beförderung eines zweckmäßigen Religions-Unterrichts in unsern Volksschulen. Ob es gut gethan sey, in der Vorrede sich so ausführlich, als es S. III — VII geschehen, über die Fehden zu erklären, in welche der Vf. über seine Religionsansichten mit diesen oder jenen gerathen ist, läfst Rec. dahin gestellt, da es schwer ist, die individuelle Lage und das Localverhältnifs, worin ein Schriftsteller sich befinden mag, aus der Ferne richtig zu beurtheilen. Das sehr reiche Subscribenten-Verzeichnifs scheint jedoch zu verbürgen, dafs die Zahl derer, die des würdigen Mannes verdienstvolle Wirkksamkeit dankbar anerkennen, nicht gering sey, und um so eher müfste es wohl mit Gleichmüthigkeit ertragen können, wenn Andere von andern Gesichtspuncten ausgehen. Zwar sind die ihm gemachten Beschuldigungen, deren einige er namentlich anführt, etwas herber Natur; doch mag Hr. *Pf.* bey genauer Selbstprüfung nicht verkennen, dafs er hier und da in seinen Schriften über religiöse Gegenstände sich etwas zu lebhaft und zu strenge möge geäußert und dadurch manchem Gegner wenigstens schein-

scheinbare Gelegenheit zu jenen allerdings gefährlichen Insinuationen möge gegeben haben, wie unbillig diese übrigens auch seyn mögen. Dem sey aber, wie ihm wolle, wir haben es nur mit der Beurtheilung des vorliegenden Büchleins zu thun, welches wir zu seinem Zweck recht brauchbar, und worin wir auch nicht das geringste finden, das nicht im Geiste des Christenthums gedacht wäre und wodurch der verdiente Vf. auch nur in den leisesten Verdacht kommen könnte; dafs er „jeder wahren Idee über menschliche Bestimmung und menschliche Natur ermangele“ — „eine verworrene Ansicht vom Christenthum und von der christlichen Erziehung habe“ — „von einem eigentlich *starkischen* Religionseifer sie leiten lasse“ u. s. w. Können wir zwar nicht unbedingt in den Grundsatz einstimmen, den der Vf. in der Vorrede S. IV u. V geflissentlich wiederholt, dafs „aller Religionsunterricht, wenn er ein evangelisch-christlicher seyn soll, von J. C. anfangen müsse, und dafs man bey den *kleinsten* Schulkindern einer evangelisch-christlichen Gemeinde nicht frühe genug anfangen könne, ihnen von J. C. zu erzählen“ u. s. w., so stört uns derselbe doch nicht weiter, wenn wir das Lesen des Büchleins selbst beginnen, und uns überzeugen, dafs der Vf. den Volksschullehrern ein recht brauchbares Hilfs-, und dem Publicum überhaupt ein recht wackeres Erbauungsbuch dargeboten habe. *Poetisches* Verdienst haben die Uebersetzungen allerdings nicht. Darauf macht aber der Vf. auch so wenig Anspruch, dafs vielmehr der Zusatz auf dem Titel: „leicht gereimt,“ dem Leser hienlänglich sagt, was er hier zu erwarten habe. Wenn aber S. IX der Vorrede gleichwohl die Hoffnung geäußert wird, „gerade dadurch (sc. durch diese Reimeyen) werde die Aufmerksamkeit manches Christen, vorzüglich manches Lehrers auf die, in den Evangelien selbst enthaltenen Originalien gerichtet, und diese etwa dem Gedächtnifs besser empfohlen werden,“ so scheint es, als sey doch höchstens nur für den letzten Theil dieser Hoffnung, und zwar namentlich für den Schüler und auch für diesen nicht sowohl in Hinsicht der Originalien, als vielmehr nur für die Parabeln, wie sie in der Lutherschen Uebersetzung stehen, einiger Grund vorhanden. Was es mit der „Treue in Uebertragung des Originals“ deren sich der Vf. rühmt und von welcher er sogar behauptet, dafs sie „oft wörtlich“ sey, auf sich habe, wird sich vielleicht unten zeigen. Die *Auslegung* aber ist, was sie seyn soll, praktisch und faßlich, und die *Hauptlehre*, welche der Vf. einer jeden solchen Auslegung nach dem Inhalte der Parabel hinzufügt, ist wirklich in dem Gleichniß enthalten, geht ungezwungen aus demselben hervor und ist dabey so kurz gefaßt, dafs sie dem Gedächtnifs leicht behaltbar bleibt. Zur Probe geben wir Matth. 13 das Gleichniß von der Perle, als eins der kürzesten. Es hat zur Aufschrift: *die Perle*, und lautet:

„Des Herren (?) Himmelreich
ist einer Perle gleich.
Von unschätzbarem Werth.
Der Mann, der sie begehrt,
Geht hin mit festem Muth,
Verkauft all' sein Gut;
Kauft diese Perle dann,
Und ist ein reicher Mann.“

Vergleichen wir nun diese Uebersetzung mit dem Original, so finden wir doch beträchtliche Verschiedenheit. Im Original nämlich ist nicht sowohl „die Perle“ als vielmehr „der Kaufmann selbst, der köstliche Perlen sucht“ der Gegenstand der Vergleichung. Im Original findet sich auch nichts von dem „festen Muth,“ womit der Kaufmann hingehet, sondern nur das simple „Hingehen.“ Im Original endlich lesen wir nichts von dem Zusatz: „und ist ein reicher Mann,“ wenn gleich dieser Zusatz dem Sinne nach allerdings darin liegt. — Die hinzugefügte *Auslegung* nebst der *Hauptlehre* ist folgende: „dieses kleine, aber herrliche Gleichniß ist selbst eine köstliche Perle aus einer bedeutenden Anzahl von Gleichnißreden Jesu, welche Matth. 13 seines Ev. Buchs wie eine Schnur Perlen an einander reiht. Uebrigens ist die Deutung des Gleichnisses sehr leicht. *Der Kaufmann, der gute Perlen suchte*, ist jeder edle Mensch, der (?) nach göttlicher Weisheit, vollkommener (?) Tugend und himmlischen Trostes sehnsuchtsvoll verlangt. Die köstliche *Perle*, die er fand, ist nichts anders, als die Religion Jesu, welche allein jene heiligen Güter darbietet. Dafs aber der Kaufmann *alles verkaufte, was er hatte, um diese köstliche Perle zu kaufen*, deutet an, dafs man die ewigen und seligmachenden Segnungen der Religion Jesu nicht zu theuer erkaufen könne, und dafs man seine Lieblingsneigungen, all sein Erdengut, ja sein Leben selbst, mit Freuden darum geben müsse. Für die Jünger hatte dieses Gleichniß noch die besondere Beziehung, dafs sie, um zu dem vollkommenen Besitze der Religion Jesu dieses wahren Himmelreichs (?) gelangen, und sie auch andern mittheilen zu können, den größten Mühseligkeiten sich bereitwillig hingeben müßten. Für uns aber enthält es die *Hauptlehre*: *O Christ, sey stets bereit, auch dein Liebstes aufzuopfern, um deiner Religion getreu zu bleiben* (vielleicht besser und der Parabel gemäßer: um Schätze für deinen Geist zu gewinnen).

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Deuerlich: *Handbuch für Studierende, oder philosophische Encyclopädie der Disciplinen und Künste zur Bildung wahrer Gelehrten*, von Dr. B. Schmitz, Docent der Philosophie und der Philologie an der Universität zu Göttingen. 1820. 160 S. kl. 8.

Da der Vf. keinen andern Begriff von dem *Gelehrten* hat, als den eines *Gebildeten* überhaupt; so verlangt er von ihm kurz und gut, dafs er

„AN

„Alles wisse,“ und sich nicht auf ein bestimmtes Fach beschränke; ohne zu bedenken, daß dieses bey der Tiefe des *gelehrten* Wissens unmöglich ist, und daß *Vielwisser*, die aber Alles nur *halb* wissen, weit minder zum Vortheil der Wissenschaft und des Lebens wirken, als der tüchtig Gelehrte in seinem Fache. Wie im Physischen Theilung der Arbeit zur Vervollkommenung aller Producte, Fabricate und Geschäftszweige führt; so auch geistig. Thue nur jeder in dem Gebiete, wofür sein Talent ihn bestimmt, das Seine und mit Gemeingeist, so wird das Zusammenwirken Aller schon zum Rechten hinführen. Allein der Vf. will durchaus, daß man Alles wisse. — S. 36 heisst es unter andern: „So lange dem Menschen überhaupt in und über und unter der Welt noch etwas verborgen ist, so lange ist er wahrlich kein Weiser zu nennen“ — will durch ein *lebendiges Wissen* Umfang und Tiefe vereinigen und zu dem Allwissen in dieser wissenschaftlichen Encyclopädie der Doctrinen und Künste — „der wesentlichen Vorschule, ja der Hauptschule aller Schulen“ — sicher geleiten; verspricht auch allen denen, die sein Handbuch gebrauchen, das er ihnen überreicht, „als einen Maassstab, als einen Prüfstein ihrer Studien und gemachten oder zu machenden Fortschritte, als ein Malzeichen ihres Bestrebens und Fortbildens auf ihrer wissenschaftlichen Laufbahn, als ein Muster und Wahrzeichen jeder echten, gediegenen, lebendigen, seligen Erziehung und Bildung.“ Segen für sie selbst und für die Menschheit.

Betrachten wir aber dieses Handbuch näher, so findet sich — Vorrede, Inhalt und Titel mit eingerechnet — die Allweisheit des Vfs. auf 160 weit gedruckten Seiten in klein Octav; und nicht genug, daß es „das ganze Resultat all *seines* Studirens, Forschens und Wissens in sich schließt,“ so soll es auch zugleich die Methodik aller Disciplinen und Künste umfassen; ja noch mehr, es enthält außerdem auch wirklich eine Menge abgeschmackter Declamationen, wovon nun folgende kurze Stelle zur Probe diene: S. 46. „Ach, Ihr Hochgelehrten Herren! bekennet doch nur eure Verirrungen und Thorheiten und kriechet geduldig zum Kreuze, o kriechet zum Kreuze unsers Herrn Jesu Christi! Schwört zu Jacob Böhmens, („dem Keiner unserer nachherigen sogenannten Philosophen würdig ist, die Schuhriemen zu lösen.“ S. 44. Unter den Deutschen wird nur *Heinroth* auf d. f. S. dieser Ehre würdig erkannt, und versteht sich der Vf., der zu den *wenigen* Deutschen gehören mag), Schwört zu Jacob Böhmens Fahne, und lernet von ihm Gott, und den er gesandt hat; Jesum Christum erkennen!

Die Encyclopädie selbst ist nichts als ein Inhaltsverzeichnis von den abzuhandelnden Materien

mit wenigen eingestreuten Bemerkungen. So z. B. ist ihm Theosophie die geoffenbarte Theologie. Und wie dürstig liebt es auch nur in diesen Ueberschriften und in der Zahl der Wissenschaften und Künste selbst aus. Am vernünftigsten spricht der Vf., nachdem er seinen Allweisheitsrausch etwas ausgeträumt hat, im Anhang, wo er auf einige Gegenstände besonders eingeht, aber nicht *lebendiger* und nicht anders, als andere nüchterne Leute, darüber spricht. Aber mit dem 12ten Kapitel, kommt in der Geheim- und Wahrheitsgerkunst der Paroxysmus wieder und verbreitet sich auch auf das Verzeichniß der zu einer kleinen Hausbibliothek für Studirende notwendigen Bücher. Es sind bloß Namen von Schriftstellern, nach den Fächern geordnet. Aber wie lückenhaft mag auch darin die Kenntniß des Vfs. seyn! In *Psychologie* und *Logik* steht niemand, als *Kiesewetter*, *Schultze* (sic!) und *Teten*, (so öfter statt *Tetens*. Wahrscheinlich sah der Vf. das Buch nie und hielt den rechten Namen für den Genitiv). *Jacob Böhme* neben *Kants* Kritiken! *Ohe iam satis!*

KIRCHENGESCHICHTE.

PARIS, b. Bechet: *Esquisses historiques et politiques sur le Pape Pie VII. suivies d'une notice sur l'election de Leon XII. par M. Guadet.* 1824. VIII u. 183 S. 8.

Neues findet sich in dem Büchlein nicht; die Lage des Mannes, dessen Biographie wir lesen, ist eben so bekannt als es natürlich ist, daß der heil. Stuhl durch das Cardinalscollegium, so lange es gehen will, seinen Einfluss behaupten wird.

NEUE AUFLAGE.

WIEN, b. Gerold: *Die Heizung mit erwärmter Luft durch eine neue Erfindung anwendbar gemacht*, und als das wohlfeilste, bequemste, der Gesundheit zuträglichste, und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung größerer oder mehrerer Räume, als: der öffentlichen Gebäude, der Herrschaftswohnungen, Fabriken u. s. w., dargestellt von P. T. Meissner, Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am K. K. polytechnischen Institute und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Zweyte, sehr vermehrte, und bis auf die Anleitung zur Erwärmung selbst der kleinsten Wohnungen und zur zweckmäßigen Einrichtung der Trockenanstalten u. s. w. erweiterte Auflage. 1823. XXII u. 143 S. 8. Mit 20 Kupfertafeln. (2 Thlr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1823, Nr. 238.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Ueber höhere Landescultur und den vortheilhaften Anbau neuer entdeckter Getreidearten*, vom Freyherrn von Wissen. 1821. 8. (1 Thlr.)

Selten liefern große Gutsbesitzer die Geschichte ihrer landwirthschaftlichen Erfahrungen, weil sie ihre großen Güter eben nur in höherer überblickender Sphäre zu überschauen gewohnt seyn mögen. Eine rühmliche Ausnahme macht der Vf. dieses Werks, das wir hier zu mustern haben.

Wahr ist des Vfs. Bemerkung, daß der Reichtum der Nationen in dem Ueberfluß der durch zweckmäßige Anwendung der Arbeit hervorgebrachten Bedürfnisse des Lebens bestehe; vorausgesetzt, möchten wir hinzufügen, daß der Genuß des Ueberflusses unter viele (wie in den amerikanischen Freystaaten) und nicht unter wenige Mitglieder des Staats vertheilt ist. Jemehr die Civilisation steigen wird, desto mehr wird bald hier, bald dort Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen eintreten und dies wird dazu beytragen, die Völker gefellig und von einander abhängig zu machen, so wenig dieses auch solchen Staatsmännern gefallen mag, die gerne die Unterthanen ihres Staats von allen übrigen isoliren möchten.

Ganz richtig sagt ferner der Vf.: „Der Vervollkommnung der Landwirthschaft gebührt die höchste Staatsaufsicht, alles andere Industriewesen, besonders in ausländischen Producten, ist dagegen Nebensache.“ Um die Landcultur zu befördern, ist nöthig: 1) die richtigere Kenntniß der Landwirthschaft und schnelle Verbreitung jeder nützlichen neuen Entdeckung. Dazu hilft ein Institut, wie das Thärische wenig; man könnte dazu die Amtsblätter der Regierungen und den Schulunterricht benutzen. 2) Die Aufhebung der schädlichen Servituten, besonders des Naturalzehntens, der Dienste und der Weideberechtigungen. *Dahin strebt vor allem Preussens Regierung mit Eifer, und wenige andere folgen ihr darin.* 3) Den eignen Landeserzeugnissen solchen Vorzug auf den inländischen Märkten zu verschaffen, daß sie in mäßig guten Jahren von den Fremden nicht verdrängt werden.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

(Ganz treten wir dieser Meinung nicht bey; denn sonst erleichtert diese Begünstigung den großen Landgütern das Fortbestehen ihrer dem Ganzen wenig einbringenden Landwirthschaft, um z. B. die hohen Preise einländischer Schaafrulle nach ihrem Gefallen zum Nachtheil der inländischen Tuchfabricatur bestimmen zu können). 4) Daß diejenigen Dörfer, bey denen eine Auseinanderetzung nicht rathsam seyn möchte (der Fall dürfte aber sehr selten Statt finden) angehalten werden, ihre Felder in Schläge zu theilen und die Kartoffeln in die Reihe des Fruchtwechsels auf zu nehmen. 5) Beförderung des Anbaues der Brache. 6) Theilung der Gemeinheiten mit häufigem Ausbau auf dieselben und Abwässerung der Sümpfe auf Kosten des Staats, in denen nach des Vfs. Ansicht, das Erdöl die Wurzeln, die Sumpfpflanzen und die Moorerde durchdrungen hat. Es ist wahr, daß, wenn man Heideboden umpflügt, und die umgekehrte Furche 2 Jahre faulen läßt, selbst die Heide alle 3 Jahre ohne Dünger einen guten Roggenantrag liefern kann; aber immer ist ein solcher Heideertrag klein. Flugland muß, es koste was es wolle, mit Kiefern und Birken besetzt werden, sonst reicht solcher immer weiter. 7) Veredlung der ganzen Viehzucht in allen Gattungen derselben. 8) Herstellung von Staatsbaumschulen in jedem Kreise zum Obstbau. 9) Anlage von Kunststraßen und Canälen, wie in Preussen überall der Fall ist. 10) Benutzung der Mittel, die schlummernde Vegetationskraft mancher Erdarten zu wecken. 11) Anbau der Gewächse nur an den Stellen, wo sie ihren natürlichen oder durch Kunst zubereiteten Boden finden. Ein lockerer Boden ist nicht für Gewächse schwacher Halme. Wo der Boden viel Unkraut liefert, dahin gehören nur schnellwachsende Getreidearten. Pflanzen, die viel Nahrung aus der Atmosphäre einsaugen, ziehen in Niederungen zu viel Feuchtigkeit aus der Luft an und werden daher bleich und kränklich; sie gehören auf die Höhen. Dies fordern sogar mehrere Weizenarten. Jeder Boden müßte nur die Pflanzen hauptsächlich erziehen, die solchem besonders angemessen sind.

Richtig ist des Vfs. Bemerkung, S. 24. daß man zur Erzielung starker Vermehrung fremder Getreidearten, im Freyen aber in Befriedigungen ansetzen muß. (Alle Thiere sind nämlich so lecker, als die Menschen nach einer seltenen ihnen angenehmen Nah-

Q (2)

Nahrung; das hat Rec. häufig bemerkt, und hat daher fremde Getreidearten in Gärten niemals erzielen können. Selbst die gefräßige Aente berührte niemals eine gemeine Stachelbeere, so lange eine edlere mit dem Schnabel zu erfassen war; Sperlinge, Mäuse, Frösche, Regenwürmer haben einen gleichen Instinkt.)

(Wir könnten manche ausländische Pflanze auch bey uns benutzen, selbst der wärmsten Climate, wenn wir die Ausdünstung unsrer Stallthiere in einem an der Morgen- und Mittagsseite angebrachten Glashaufe zu benutzen verständen, und wenn unsere Kunstgärtner nicht sogar im Sommer nach Sonnenuntergang die Tropengewächse gegen kalten Thau (ohne Nachtfrost) einsperrten, da sie doch im Vaterlande die kalten Nächte und den starken Thau zu ihrer Vegetation bedürften. Die reinlich behandelten Ananas, Palmen u. s. w., sind viel leichter zu erziehen, als unsere Gärtner glauben.)

Eine Kette bildet die ganze organische Natur. Jedes Thier bedarf Sauerstoff zum Leben und athmet Kohlenäure aus, welche die Pflanze nicht entbehren kann; durch die Vegetation entzieht letztere den Wasserstoff der eingeathmeten Kohlenäure und haucht den Rest für die thierische Aneignung wieder aus. In Afrikas Sandwüste vegetiren nur schwammige Gewächse, die sich ganz aus der Athmosphäre ernähren. Auch diese Steppen wird der Mensch einst mit solchen zu seiner Ernährung bevölkern, wenn die wachsende Bevölkerung ihn dazu zwingen wird. — Der Mergel ist ein Haupthilfsmittel zur Vermehrung der Vegetation, der Kalkmergel für saure Niederungen, der Sandmergel für schweren Thonboden, der Thonmergel für leichte Aecker.

Ueber den Winter-Weizen bemerkt der Vf., dass nur in schnelltreibenden und Grasswüchsigem Aeckern späte Saat heilsam seyn könne. Frischer Mist und lockerer Boden, geben daselbst einen zu raschen Wuchs und Lagerkorn. Hornig wird aller überreifer Weizen, doch werden es einige Gattungen schneller, als andere. Nach seinen Erfahrungen empfiehlt er *triticum maculatum* (gefleckten Blattweizen) der frühe reift; 2. *triticum pilosum* (Sammetweizen) mit graugelber gedrängter Aehre und blasgelbem Korn. Er gewinnt aber leicht Brand in Thälern, oder eingeschlossenen Feldern, da er zur vollständigen Befruchtung den freyen Zutritt der Sonne und Atmosphäre verlangt. Seine wolligen Haare sind einsaugende Gefäße, daher er selbst auf Höhen viel Saamen giebt, er fodert aber einen reinen Boden und frühe Einsaat. Er hebt sich nicht früh im Frühjahr, bedarf zur Nachhülfe der Egge, hat übrigens dicke Aehren. 3. *Tr. rubescens* (röthlich glatter ägyptischer Weizen) kann einen etwas feuchten Boden leiden, bedarf aber frühe Saat und zeigt keine Brandähren, weil die großen fest-

sitzenden Saamenspelzen, die Befruchtung vor widerwärtiger Witterung schützen. Nach dem englischen Oel - Senf (*sinapis alba*) im July reifend, geräth er besonders gut und dieser giebt mehr Oel als Rapfaat, leidet nicht am Pfeifer und wurzelt sehr tief; weniger geräth er nach Klee. 4. *Tr. flexuosum* (Perlweizen auf Mittelboden). Der Saame hat eine schöne Farbe. — An Sommerweizen empfiehlt der Vf. für die erste Ackerklasse, *Tr. meum* (fig. 12.) und *Tr. pyramidatum* bisweilen etwas hornig (für Graupen dienlich) fig. 13. Für die zweyte Ackerklasse *Tr. inano* (markhelmiger Weizen) reift spät. fig. 14. *Tr. fastuosum* (Prachtweizen) verlangt frühe Einsaat und wächst anfangs langsam (fig. 12.). Für die dritte Ackerklasse *Tr. flabellatum* (Fächerweizen) wächst schnell und eben so *Tr. pubescens* (bengalischer Weizen) fig. 17. Der Saame ist länglich, das Mehl fein; dieser und *Tr. pulverulentum* (weißer Niednagel) haben den Vorzug, niemals am Brande zu leiden. — *Tr. Spelta aestivum*, mit weißer Aehre und kleinen Grannen ist der angemessenste Speltweizen für Norddeutschland.

Der Roggen verliert, wenn er gebeutelt wird, seinen aromatischen Geschmack, gewinnt ihn aber wieder, wenn man die Kleie durch siedendes Wasser auszieht und sich des geschwängerten Wassers zum Einteigen bedient. Wo rother Klee geräth, muß man Perlweizen und keinen Roggen bauen. Zur Saat empfiehlt der Vf. *Secale cereale grandiflorum* wegen seiner Fruchtbarkeit. (Großblumiger Roggen) Die Aehre hat starke Knoten und eine Menge kleiner Einsaugungsgefäße. Noch wohlthätiger ist für diesen Roggen, wenn vorher tatarischer Buchweizen oder *spergula arvensis* oder der üppig wachsende begypfete Buchweizen untergepflügt, und der etwas feuchte Grund gepfergt worden. *S. cereale nigrum* war in Nordengland oder Schottland einst häufig. Man gab ihn auf, weil der Britte nur gesiebtetes Mehl zum Brot genießt und der Saamen schwärzlich braun ist. Das wird aber den Norddeutschen, der die Kleie aus seinem Roggenbrod nicht scheidet, nicht verhindern, diese nützliche Gattung zu erzielen. — *S. cereale dentatum* (gezählter Roggen, Wallachischer Roggen) Vierländer Roggen. Er ist dickschalig, wie fast alles Marschgetreide, aber auf etwas feuchtem Boden ist er ergiebig. Nur muß man sich hüten, der Saat gerade die nämliche Düngung zu geben, die sie auf dem Boden traf, wo sie gewachsen ist, sie muß sehr dünn gesät werden. *S. cereale multicaule* (Staudenroggen) oder *praecox* (Johannisroggen). Er ist mit dem Ersteren wahrscheinlich einerley, wird mit Nutzen in Holstein gebaut und im Herbst abgemähet. Seine tiefe Wurzelung, weil er so früh gesät worden, läßt ihn kalte Winter überstehen und weil er früher blüht; so kommt er zur Befruchtung vor der in Norddeutschland gewöhnlichen May-Regenzeit und aus diesen Gründen zusammen genommen ist

ist er sehr ergiebig. — (Bekanntlich geht viel Brennhagener und Hasselburger Roggen aus Holstein, der selten Johannisroggen ist, zur Saat nach Mitteldeutschland und bis Wittenberg. Er verdient diesen Vorzug wegen seines feinen Mehls und reicher Vegetation. Diese ist aber *natürliche Folge* der holsteinischen Hauptdüngung mit Kuhmist auf gemergeltem Boden, der in Holstein gewöhnlichen mässigen Düngung des Roggens und der Sorgfalt nur das reinste und voll ausgewachsene Getreide frühe zu säen, so wie der außerordentlich starken Bewurzelung, weswegen er auch dünn gesäet wird. Nie muß nämlich die folgende Pflanzengeneration das nämliche Reizmittel empfangen, das der Vater erhalten hat. Düngt man nun im mittlern Deutschland meistens mit Schaaferdünger die Roggenäcker: so erklärt sich, warum diese Holsteinische Saat vortrefflich gerathen muß, und um so mehr, je weniger Generationen seit der Verpflanzung aus dem Vaterlande verlossen sind, auch warum in der Regel alle fremde Saatar ten besser als einheimische gedeihen. —

Ein paar Umstände hat der Vf. bey seinen fremden Getreidearten nicht bemerkt, die hauptsächlich entscheidend sind für den ergiebigen Ertrag: a) die stärkeren natürlichen Saugwurzeln auf einem reinen und tiefen Boden, und b) ob die Blüthe bey dem gewöhnlichen Wachsthum nach der Saatzeit, in die Regenperiode der Region, wo gesäet wird, fällt, oder nicht. Im ersteren Falle muß schon dieß allein die Fruchtbarkeit vermindern. Unsere grossen Oekonomen haben noch lange nicht genug die Physiologie der Pflanzen studirt. — So möchten wir anrathen, daß in der Nähe grosser Städte ein kluger Oeconom die edelsten Getreidearten wie in Flottbeck, fast *bloß* auf Straßendünger baute, und es kann nicht fehlen, weil wenige Landleute der stärkern Transportkosten halber davon viel brauchen können, daß dieser Dünger doß billig zu haben seyn wird. Einem bloß mit Straßendünger erzielten Saatgetreide muß ein ökonomischer hoher Werth beygelegt werden und doch hat noch keiner ausser dem Baron Voght zu Flottbeck diese natürliche Speculation gewagt. Die Anlegung solcher Gutswirtschaften, bloß auf Saatgetreide berechnet, würde z. B. die so anstößigen faulenden Düngerhaufen vor den Thoren von Berlin in der Hitze des Sommers schnell wegchaffen. Da gutes Saatgetreide immer sehr theuer bezahlt wird und mit den Hauptstädten alles communicirt: so muß in deren Nähe, eine Landwirthschaft bloß für Saatgetreide vorzüglichster Art, und zur Prüfung neuer Arten eingerichtet, sich auch für die Gutsberechnung nützlich bewähren. Ein anderer unbemerkter Grund, warum südlicher erzogene Saaten im Norden *sehr* gedeihen, ist, daß jene nicht so flach liegende Saugwurzeln haben, als im Norden, weil sie mit solchen zu schnell in der Hitze ausdörren würden; dagegen haben nördlich erzogene Pflanzen stärkere

Pfahlwurzeln. Der Saamentausch von Norden nach Süden und umgekehrt erhält einige Generationen hindurch, wenn auch nicht für immer, die climatischen Vorzüge auch den verfezteten Pflanzen.

Unter den *Gerstenarten* zieht der Vf. die zweyzeilige gemeine allen vor, und empfiehlt in dritter Ackerklasse *hordeum capense* (Capgerste) größtentheils sechszeilig, eine schnell und üppig wachsende Sommergerste; sie bestaudet sich stark und hat breite Blätter, und in 4ter Ackerklasse *hordeum maculatum* (gefleckte Pfauengerste) welche frühe Einfaat liebt.

Der *Hafer* (gedeiht nicht im Süden, weil er flach wurzelt). Die besten neuen Gattungen sind: *Avena praegravis* (amerikanischer Hafer). Er ist auf schwerem Boden ergiebiger, als der englische. Auf nassem Boden wird seine Schaafe härter, wie das allgemein zu seyn pflegt. Zum Bierbrauen empfiehlt ihn seine natürliche nicht unangenehme Bitterkeit. Früh im März gesäet und einige Tage zuvor genäset, wird er oft vor dem Roggen reif. In zweyter Ackerklasse empfiehlt sich *Av. tatarica*, reift spät bey üppigem Wuchs; in dritter Ackerklasse *Av. bengalensis*, *Potatos-Hafer*, (vermuthlich Kartoffelhafer) kernig und vom festen Wuchs, *Av. persica*, üppig, aber reift spät. *Av. fusca*, brauner Hafer; in fünfter und sechster Ackerklasse, er scheffelt stark, weil sich die drey Saamenkörner nicht leicht trennen; *Av. chinensis*, hat ein großes Korn, daß eine weisse Grütze liefert, und schüttet stark. (Da die Chinesen seit Jahrhunderten an der Küste den Feldbau gartenmässig betreiben; so hat es keinen Zweifel, daß dort alle Getreidearten so wie auch Baumfrüchte und Reifs ganz *vorzüglich veredelt seyn müssen*. Vom Reifs und Zuckerrohr weils man, daß der Javane gerne neue und vollkommnere Reifs- und Zuckerarten aus China kommen läßt und im gebirgigen Lavafande von Java noch weiter veredelt.

Die *Hirse* fodert durchaus einen sehr reinen Boden und eignet sich besonders zu einem Product veredelter Spatencultur, da sie sehr sorgfältig geleset seyn wilh, weil der Saame nicht zu einer Zeit reif wird. Auf grossen Feldern geht viel Saamen verloren; daher drifcht man solche unverzüglich auf dem Felde. Im preussischen Staat cultivirt ihn am meisten Lissa im Posenischen, auf behordeten Aussenäckern und auf kräftigem Neubruch, ohne den grossen Verlust des Saamens, der auf dem Felde ausfällt, zu achten. — Der *Mays* gedeiht sehr sparsam selbst in Mitteldeutschland, da er keine Nachtfröste leiden kann und folglich für Bruchgehenden sich durchaus nicht eignet; in jedem Fall muß man die Seitenschüsse ausbrechen, die ihn unnütz entkräften und selten reif werden. Sie sind dem Vieh äußerst nahrhaft und lieben die Schweine

ne die unreifen Kolben. — *Erbſen*, die Cultur verdienen, müſſen mit dem vierten Gliede blühen. Die beſte iſt *pisum grandiflorum*, die groſſe franzöſiſche Erbſe, und *Pisum falcatum* die Sichel-erbſe. Die nützlichſten Erbſen liefert die Gegend um Halle, die weich und einträglich ſind und dabey frühe reifen ohne Stange zu bedürfen. Immer gewinnt man durch das Einweichen der Erbſen vor der Saat einige Tage frühere Zeitigung. Jede ſpäte Saat iſt in Gefahr vom Unkraut überwältigt zu werden, und in der Production dürftig. Feuchte Witterung in der Blüthe ſchadet dem Anſetzen der Schoten nicht. Jeder gut beſtandene Erbſenacker muß ſchnell eine neue Saat erhalten, und umgekehrt werden, das lehrt ſchon der eigenthümliche Geruch bey dem Schneiden eines ſtark beſtandenen Erbſenfeldes. — Die *Linſe*, verlangt einen ſehr unkraut reinen Boden oder wird überwachen, die beſten Arten ſind: *Cicer Lens minor* (die kleine Linſe) und *Subviridis* (die mittlere Linſe) an Ergiebigkeit und Wohlgeſchmack. — Von *Bohnen* empfiehlt der Vf. nur die Pferdebohne *Vicia faba equina*. Aber auch die niederſtämmige in Linien geſäet und mit dem Kartoffelpfluge beworfen, giebt guten Ertrag und eine nützliche Vorfrucht. In der Schiffskoſt der Matroſen wird ſie mit Recht geſchätzt. — Unter den *Wicken* iſt vorzüglich *Vicia albicoma* (weißhaarige Wicke) ſie reift ſpät und *Vicia mihl* beſonders zur frühen Saat. Beide leiden nicht vom Mehlthau; gleichen Werth hat *Vicia praecox*. — Alle Verſuche, den in Sümpfen wachſenden Reis *Oryza sativa* bey uns zu acclimatiſiren, ſind geſcheitert. Auch die *Oryza murica* (Bergreis) verlangt einen humoſen, tiefliegenden, etwas ſchlammartigen Boden (etwa Teichgrund), in den erſten drey Monaten bedarf er etwas Bewäſſerung, die nur auf ſolchem Boden Statt finden kann. Von den meiſten Gattungen chineſiſcher Reiſarten wiſſen wir noch nichts zuverläſſiges. — Die *Knollengewächſe* auſer den Kartoffeln ſind noch gar nicht unterſucht und doch verdienen dieſe wohl die einheimiſchen Saleparten.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Hinrichs. Buchh.: *Penelope, Taschenbuch für das Jahr 1822*, herausgegeben von Theodor Hell, 11ter Jahrgang mit 8 Kupfern, 374 S. Deſgl. *Penelope für 1823* mit 9 Kupfern 384 S. und *Penelope für 1824* mit 8 Kupfern. 468 S. 12.

Wir heben aus dieſen wie gewöhnlich reich angeſtatteten und geſchmackvoll verzierten Bü-

cheln nur ſolche Stücke heraus, welche aus der Flut ephemerer Erſcheinungen durch ihre eigene Kraft hervortreten, und durch ihre eigenthümliche Bedeutsamkeit für das Vergeſſen zu gut ſind. Der geniale Erzähler von der *Velde* hat für jeden dieſer Almanache eine längere Geſchichte geliefert: *Guido* für 1822; den *Wunſch des Canſu*, ein allegoriſches Märchen perſiſchen Urſprungs für 1823, und das *Horſcop*, eine Scene aus den Religionskriegen in Frankreich, für 1824. Jede derſelben beſitzt eigenthümliche Vorzüge, doch erſcheint der *Wunſch des Canſu* als das ſchwächſte Product, was wohl weniger an dem Vf. als an dem benutzten Original liegt. Die höhere Vollendung in Sprache und Stil zeigt ſich in dem *Horſcop*. Die *Nachbildung*, (*Rec. will nicht ſagen Nachahmung*) der *Walter Scottſchen* Romane, die der Vf. in den letzten Jahren glücklich begonnen hat, iſt darin nicht zu verkennen. Möchte derſelbe bey ſeiner Liebe für das echtvaterländiſche, indem er die Vorzüge jenes Meiſters ſich zu eigen macht, auch die Schwächen deſſelben, die er mit andern älttern und neuern engliſchen Romanschriftſtellern gemein hat, Breite und Weitſchweifigkeit in Erörterungen, Reden und Schilderungen vermeiden lernen. — Das *Gefangbuch* von Richard Roos (1822) zeichnet ſich durch rührende Einfachheit und ſchlichte Natürlichkeit als ein liebliches Stilleben aus. *Prätzels Märſingans*, die er im 11ten Jahrgang aufgetiſcht, zieht weit mehr an als ſeine *Nachtigall*, welche im dreyzehnten etwas langweilig ſingt. *Friedrich von Helden* hat eben ſo mit den *Rettern*, im Jahre 1823, mehr Lob zu ärnten, als mit dem *Sohn der Wildniß* im Jahre 1824, der etwas gedehnt iſt. *B. v. Miltitz* hat den im Jahrgang 1822 angefangenen *Dreykönigsabend* in dem von 1824 ergetzlich und anmuthig fortgeſponnen. Die *Thräne* von *Gustav Schilling* und die *Grenzcommiſſion* von *Clauren* bezeugen die anerkannte leichte und gewandte Erzählungsweiſe beider Verfaſſer, die ſich nur vor der Leichtfertigkeit zu hüten haben, damit dieſelbe nicht, allzu nachſichtig behandelt, ſich in Frivolität, welche nimmer frommen kann, verwandle. *Karoline Mathilde, Königin von Dänemark* (mit dem lieblichſten Porträt) ein hiſtoriſches Gemälde von *Elſe von Hohenhausen* hat gelungene Stellen. Unter den Gedichten iſt eben nichts Bedeutsames. Was die *Kupfer*, eine *fortlauſende Gallerie zu Schillers Gedichten*, betrifft, ſo ſind mehrere ſehr gut zu nennen, aber es iſt auch manches Bild darunter, was fratzenhaft und karrikaturmäſſig iſt; z. B. diejenigen, die in dem letzten Jahrgange die Freude und den Triumph der Liebe darſtellen ſollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem Vf. und in Comm. b. Dümmler:
Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1826,
nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten; mit Genehmigung der Königl. Akad. d. Wissenschaften, berechnet und herausgegeben von Dr. J. E. Bode, Königl. Astronomen, Ritter u. s. w. Ein und-funzigster Band, 1823. 256 S. 8. Mit 1 Kupf. (1½ Rthlr.)

Das Jahr 1826 hat Ostern am 26ten März. Von drey Sonnen- und zwey Mondfinsternissen ist in Europa nur Eine Sonnenfinsternis am 29ten Nov. in Berlin 7 Zoll stark, und eine totale Mondfinsternis am 14ten Nov. sichtbar. Saturn wird am 16ten Febr. vom Monde bedeckt. — Dem Jahrbuche, das der verdiente 77jährige Vf. in ununterbrochener Folge der Bände noch immer fortsetzt, schliessen sich folgende astronomische Aufsätze an. 1) Resultate der neuen Triangulirung im Hannoverschen, Braunschweigischen und Lüneburgischen, von Hofrath Ritter *Gauß* in Göttingen. Der Vf. giebt hier, obschon das Triangulirungsgeschäft noch nicht ganz vollendet ist, vorläufig mit Zuziehung der von Zachschen Basis, mehrere aus seinen Dreyecken abgeleitete geographische Bestimmungen, namentlich die Länge und Breite für den Brocken, für Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Celle, Neustadt, Lüneburg und Hamburg. Die Breite der neuen Sternwarte in Göttingen findet der Vf. $51^{\circ} 31' 48''$, die Länge $- 47^{\circ} 19' 2''$, im Bogen von Seeberg. Die Breite des Brocken $51^{\circ} 48' 2''$, weicht $10''$ von der astronomischen Bestimmung durch Hr. von Zach ab, vielleicht, wie der Vf. vermuthet, wegen Anziehung der südlich liegenden Harzgebirge, während das im Norden sogleich das flache Land anfängt. Auch über terrestrische Refraction hat der Vf. seine Beobachtungen mitgetheilt. 2) Beyträge zu geographischen Längenbestimmungen; neunzehnte Fortsetzung von Prof. *Wurm* in Stuttgart. Zuerst Nachträge von Längenbestimmungen durch die merkwürdige Sonnenfinsternis 7ten Sept. 1820, aus Beobachtungen in Gibraltar, Bern, Christiana, Jena, Dorpat und Frederiksvärk, Orten, von denen bisher keine oder nur wenige astronomische Bestimmungen der *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1824.

Länge bekannt waren. Die übrigen Berechnungen enthalten unter andern folgende bis jetzt der Länge nach noch niemals oder nur selten astronomisch bestimmte Punkte: Cap. Domesnäs in Curland, Tarnow in Galicien und Bogenhausen bey München. 3) Beobachtungen des Mars, der Vesta, des Uranus und Saturnus, sammt deren Berechnung, auch beobachtete Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrahanten im J. 1822 auf der Kaiserl. Universitäts-Sternwarte in Wilna von Prof. *Sniadecki*. Die Opposition des Saturns im Jahr 1822 findet man hier, mit gehöriger Rücksicht auf den Meridianunterschied, um $1^{\text{st}} 33' 50''$ früher in Zeit angegeben, als in Prag nach *Bytner's* Beobachtung (Nr. 10): überdiß ist die heliocentrische Länge des Saturns in der Opposition um $52''$ kleiner als in Prag; nur in der heliocentrischen Breite stimmen beide Beobachter genau zusammen. Hier muß irgendwo ein Versehen vorgefallen seyn. Auch die Gegenscheine des Uranus, an beiden Orten beobachtet, stimmen nicht sehr gut. 4) Mars-Beobachtungen zu Paramatta, der neuen Sternwarte in Neu-Süd-Wales, von Prof. *Rümker*. Der Vf., ein geborner Deutscher, der im J. 1821 mit dem General *Sir Thomas Brisbane* (jetzt Gouverneur der Colonie) nach Neu-Süd-Wales abging, hat schon mehrere astronomische Beobachtungen nach Europa abgeschickt. Die Inclination der Magnetnadel hatte er auf der Reise zu Rio Janeiro $15^{\circ} 25' 36''$ gefunden. 5) Ebendesselben Beobachtungen des Enckeschen Kometen, sammt mehreren astronomischen Nachrichten und Beobachtungen: Der Vf. war so glücklich, was dem englischen Astronomen auf dem Cap der guten Hoffnung nicht gelungen ist, den berühmten Kometen, der nach *Encke* einen Umlauf um die Sonne von 3 bis 4 Jahren hat, und im J. 1822 auf der andern Halbkugel wieder sichtbar seyn sollte, wirklich am 2ten Jun. 1822 ganz nahe an der Stelle, wo er angekündigt war, zu entdecken, und bis zum 23ten Jun. häufig zu beobachten. Der Komet war so eben, 9 Tage nach seiner Sonnennähe, in der Abenddämmerung aus den Sonnenstrahlen herausgerückt. Der Vf. theilt noch eine Beobachtung des Winterfollitium 1822, von ihm selbst und dem Gouverneur angestellt, mit; eine am 16ten Aug. 1822 beobachtete Sonnenfinsternis und mehrere Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupitersmonde. Da die Länge von Paramatta $91^{\circ} 55'$ östlich in Zeit
R (2)

beträgt, so sind freylich nur wenige correspondirende Beobachtungen aus Europa zu erwarten. An einem Catalog südlicher Sterne wird vom Vf. gearbeitet. Dasselbe Kater's Pendel, das in London 86090,37 Schwingungen gemacht hatte, machte in Paramatta nur 86021,73, also in einem mittlern Sonnentage 68,64 Schwingungen weniger, wenn alles auf die Meeresoberfläche den leeren Raum und 60° Fahrenheit reducirt wird. (Die Breite von Paramatta ist 33° 48' 42" südlich, die Breite von London, St. Paul, + 51° 30' 49"). 6) Ueber die Durchsichtigkeit des Weltraums, von Dr. Olbers in Bremen. Der Mensch schätzt großes und kleines nach dem Maassstabe seines eigenen Körpers und seiner nächsten Umgebungen: daher taunen wir bey Dimensionen, wie sie eine genauere Betrachtung des Himmels uns darbietet, und kaum vermag unsere Einbildungskraft sich noch Abstände von Sternen vorzustellen, die, nur durch Herschel's große Teleskope sichtbar, 1500 oder mehrere Tausendmal weiter von uns entfernt sind, als Sirius und Arcturus. Aber, fragt der Vf., ist damit der Scharfblick des nun verewigten Herschel den Grenzen des Weltalls nahe, oder auch nur merklich näher gekommen? Wer mag das glauben, da der Raum unendlich, und für uns wenigstens keine Grenze denkbar ist, über welche hinaus ein unendliches Vacuum läge, ohne eine Spur der schaffenden Allmacht. „Man kommt (so läst der Vf. jetzt Kant sprechen) der Unendlichkeit der Schöpfungskraft göttlicher Allmacht im geringsten nicht näher, wenn man den Raum ihrer Offenbarung in eine Sphäre, mit dem Radius der Milchstrasse beschrieben, einschließt, als wenn man ihn auf eine Kugel vom Durchmesser eines Zolles beschränkt. Vom Unendlichen bleibt doch alles Endliche unendlich weit entfernt, und es wäre ungereimt, von der schaffenden Kraft einen unendlichen kleinen Theil in Wirksamkeit zu versetzen, und den übrigen unendlich großen Theil ewig ruhen zu lassen: auch die Ewigkeit (Unendlichkeit der Dauer) reicht für uns nicht zu, die Zeugnisse des höchsten Wesens zu fassen, wenn sie nicht mit Unendlichkeit des Raums verbunden wird.“ Dafs aber nicht nur das Minimum von Raum, das unser bewaffnetes Auge bisher übersehen hat, oder übersehen kann, sondern dafs der ganze unendliche Raum des Himmels mit Sonnen, Planeten, Kometen, zerstreuten Lichtstoffen, oder, wer weifs? mit welch' andern uns völlig unbekannten Schöpfungen, angefüllt seyn mag, ist höchst wahrscheinlich. Nur mufs, um diels wahrscheinlich zu finden, zuvor noch ein sehr scheinbarer Einwurf entfernt werden: wenn nämlich, nach allen Richtungen hin unendlich viele Sonnen vorhanden sind, mögen nun diese mehr nach gleichförmigen Abständen, oder mehr Systemsweise vertheilt seyn, so müßte der ganze Himmelsraum für uns eben so helle seyn als die Sonne.

Alle von unserm Auge zum Himmel gezogene Linien müßten in diesem Fall auf Fixsterne treffen, und zwar auf unermesslich viele hintereinander, wie auf unermesslich viele nebeneinander; jeder Punct des Himmels müßte uns demnach Fixsternlicht, d. h. Sonnenlicht, zusenden. (Man mufs hierbey Helligkeit und Lichtstärke unterscheiden; letztere ist die mit der scheinbaren Gröfse multiplicirte Helligkeit, und sie verhält sich direct wie die Helligkeit, und verkehrt wie das Quadrat des Abstandes). Offenbar widerspricht die Erfahrung diesem Schlusse, dessen innere Richtigkeit Halley aus ganz unhaltbaren Gründen bestritten hat. Und wohl uns, ruft der Vf. aus, dafs wirklich der ganze Himmel nicht so hell, wie die Sonne, ist! Wäre dem so, so wäre es, die mit unserm Organismus unverträgliche Lichtmasse und Hitze abgerechnet, bald um unsere ganze Astronomie geschehen; unsere Sonne würden wir nur hier und da, wenn sie Flecken hat, erkennen; Mond und Planeten an ihrer dunkleren Scheibe mit Mühe unterscheiden, und vom ganzen Fixsternhimmel nichts wissen (d. h. den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen). Der obige Schlufs, dafs bey unendlich vielen Sternen der Himmel uns sonnenhell erscheinen müßte, mufs sich also wohl auf eine Voraussetzung gründen, die in der Wirklichkeit nicht Statt hat, und diese Voraussetzung war eine vollkommene und überall gleiche Durchsichtigkeit des Raums. Wir haben also immer noch keine Ursache, an der Unendlichkeit des Raums zu zweifeln, wenn wir nur nicht annehmen, dafs das Licht in jeder Entfernung vom leuchtenden Körper uns völlig ungeschwächt zukomme; eine solche ganz gleichförmige Durchsichtigkeit aller, auch der fernsten Räume des Himmels, ist selbst nach uns bekannten Erfahrungen nicht denkbar. Wenn gleich die dichtern Planeten keinen Widerstand im Aether finden, wie die Beobachtungen ihres Laufs bisher gezeigt haben (was vielleicht nicht bey allen Kometen der Fall ist; vergl. Nr. 8), so darf der Raum doch nicht ganz leer gedacht werden, da, wo er von keinem Weltkörper besetzt ist; wir wissen z. B., dafs er mit der sich nach und nach zerstreueten Schweifmaterie der Kometen und mit dem Stoffe des Thierkreislichtes gefüllt ist; auch schon die vielen sich durchkreuzenden Lichtstrahlen müßten, wenn auch sonst nichts im Raum vorhanden wäre, einen kleinen Verlust von Licht für uns bewirken, was auch durch Vergleichung der Cassagrainschen und Gregorianischen Teleskope, und der relativen Dichtigkeit des Lichts vor und hinter dem Brennpuncte sphärischer Spiegel sich bestätigt (Philos. Transact. 1813 und 1814). Läst aber der Raum nicht alles Licht bis zu uns durch, so bedarf es nur eines geringen Grades von Undurchsichtigkeit, um die Folgerung, dafs wir bey unendlich vielen Fixsternen jeden Punct des Himmels so helle wie die

die Sonne sehen müßten, völlig zu vernichten, was der Vf. durch scharffinnige Gründe und Berechnungen erweist. Man setze z. B., daß von 800 Strahlen, die uns Sirius oder irgend ein Stern erster Größe zufließen, nur 799 zu uns kommen, und einer ausbleibt, die Undurchsichtigkeit des Raumes also hier bloß den achthundertsten Theil der ganzen Lichtflutung beträgt, so ist diels schon vollkommen hinreichend, uns den Himmel, auch wenn das Sternheer ins Unendliche sich ausdehnte, so erscheinen zu lassen, wie er wirklich sich darstellt. Unter eben dieser Voraussetzung, und nach den Gesetzen, wie das Licht bey seinem Fortgange in nicht absolut durchsichtigen homogenen Substanzen geschwächt wird, findet nun der Vf. weiter, daß ein Fixstern schon bey einer Entfernung von 84 Sirius-Distanzen ein Zehntel, bey 178 Distanzen zwey, bey 285 Distanzen drey, bey 408 Distanzen vier, bey 554 Distanzen fünf Zehntheile an Helligkeit für uns verlieren würde. In solchen Distanzen also, wo unser bewaffnetes Auge noch Sterne unterscheidet, mag die Helligkeit, durch Schwächung des Lichts im Raume, etwa bis zur Hälfte abnehmen. In weit stärkerem Verhältnisse aber nimmt für uns die Helligkeit in noch größern Distanzen ab; sie ist in einem Abstände von 1843 Siriusweiten nur noch der zehnte, von 3682 nur noch der hundertste, von 5523 nur noch der tausendste Theil der ursprünglichen Helligkeit. In einem Abstände von 30,000 Siriusweiten würde der Ueberrest von Helligkeit, der uns noch zu gut käme, gegen die absolute Helligkeit sich verhalten, wie 1 zu 1977 Billionen, ein Ueberrest, der 65900 Millionen Mal schwächer ist, als die Helligkeit des Vollmonds, und 732250 Mal schwächer, als die Helle des Himmelsgrundes in einer heitern Vollmondsnacht, was von völliger Dunkelheit um nicht viel verschieden seyn dürfte: Sterne, die noch weiter entfernt sind, können begreiflich gar nichts mehr zur Erhellung des Himmelsgrundes in unsern Nächten beytragen.

7) Nordpolardistanz von 44 Fixsternen für das Jahr 1822, und Vergleichung derselben mit dem Bradley'schen Verzeichnisse, von *Pond*, königl. Astronom in Greenwich (mitgetheilt von Prof. *Tralles* in Berlin, der in London am 19ten Nov. 1822, zu frühe für die Wissenschaft, mit Tode abging). *Pond* glaubt, daß die Fixsterne eine mit der Rectascension im Verhältnisse stehende Bewegung nach Süden haben.

8) Fortgesetzte Nachrichten über den Pons'schen Kometen, von Prof. *Encke*, Vicedirector der Sternwarte Seeberg. Dieser Komet, besser der *Enckesche* genannt, ist der oben Nr. 3 erwähnte, von *Rümker* jenseits des Aequators wieder aufgefunden. Im Jahr 1822 wurde er zum fünften Mal sichtbar, nachdem man ihn früher in den Jahren 1786, 1795, 1805 und 1819 beobachtet hatte. Die erste Entdeckerin des Kometen bey seiner ersten vollständigen Erscheinung (denn im J. 1786 wurde er nur zweymal von *Mecia* beobachtet), war *Miss Caro-*

line Herschel, Williams Schwester; diese fand ihn am 7ten Nov. 1795 in Slough; einige Tage später sah man ihn auch in Berlin und Paris; bey der vorletzten Erscheinung wurde er zuerst von *Pons* in Marseille am 26ten Nov. 1818 entdeckt, und bis zur Mitte Januar 1819 beobachtet. Die Identität des Kometen ist nun durch die fortgesetzten scharffinnigen und äußerst mühsamen Berechnungen von *Encke* vollkommen erwiesen, und nie wird man ihn mehr am Himmel verlieren können; seine nächste Erscheinung (er braucht etwas über 1200 Tage zu seinem Umlauf um die Sonne), fällt im Jahr 1825. Die *Enckeschen* nun abermals neu verbesserten Elemente stellen die bisherigen Bewegungen des Kometen sehr genau dar; indess bleibt noch eine kleine, dem Astronomen nicht unwichtige, Abweichung von der Theorie zurück, die *Encke*, übereinstimmend mit *Olbers*, aus dem Widerstande einer gewissen nach ihrer Wirkung und Gesetzen freylich uns unbekannten Materie im Weltraum erklären zu müssen glaubt. *Olbers* erinnert ins besondere, daß der Komet während eines nicht unbeträchtlichen Theils seines Umlaufes sich durch die Region des Thierkreislichtes bewegt, und daß es eben derselbe Komet ist, durch dessen Mitte *Herschel* am 9ten Nov. 1795 einen kleinen Doppelstern 12 bis 13 Größe mit beynahe ungeschwächtem Lichte sehen konnte; ein so außerordentlich lockerer Komet konnte wohl in seinem Laufe auch durch feinere Stoffe des Weltraums einigermassen gestört werden. Die Umlaufzeit erscheint im Perihel 1822 abermals etwas verkürzt, die Excentricität vermindert, die Oerter vor und nach dem Perihel stimmen nicht gut zusammen u. s. w. Eine kleine Aenderung in der Masse des Jupiters, der vorzüglich störend auf den Kometen einwirkte, kann jene Abweichungen nicht heben: der Vf. nimmt daher einstweilen an, daß die Verkürzung des Umlaufs für jeden Umlauf gleich groß sey, daß die Dichtigkeit des Aethers oder des widerstehenden Medium, mit dem Radius Vektor im umgekehrten Verhältnisse stehen und der Widerstand selbst der Dichtigkeit jenes Mittels und dem Quadrate der Lineargeschwindigkeit des Kometen proportional seyn möge. So gelang es ihm, ein System von Elementen für die verschiedenen Perihelien des Kometen aufzustellen, in welchem die Abweichungen sehr merklich herabgesetzt werden. Der Herausgeber des Jahrbuchs hat auf der beygefügten Kupfertafel den Lauf des *Enckeschen* Kometen an den Füßen der Zwillinge vorbey durch das Einhorn, nach *Rümker's* Beobachtungen im Jahr 1822, so wie den Lauf des dritten Kometen 1822, ebenfalls nach *Rümker*, vom 23ten Sept. bis zum 11ten Nov. abgebildet; der dritte Komet (vergl. Nr. 12) bewegte sich scheinbar vom westlichen Arme des Ophiuchus durch die Sehlanze zum Scorpion, dem Antares westlich vorbey, fast gerade von Norden nach Süden.

9) Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, Aequinoctien und

und Solstitien, Gegenschein des Uranus 1822 und andere astronomische Beobachtungen von dem Astronom *David* und Adjunct *Bittner* in Prag. Der Eintritt der Sonne in den Widder wurde in Prag beobachtet W. Z. 20. März 16^h 56' in den Krebs 21. Jun. 14^h 13' 30" und in den Steinbock 22. Dec. 9^h 14' 35"; im Frühlingsäquinocium wurde die Sonne mit Sirius, im Sommerfoltiz mit Arktur, im Winterfoltiz mit Fomalhaut verglichen. 10) Beobachtete Gegenscheine des Mars, Saturns und Jupiters 1822 in Prag, von *Bittner*. (Vergl. oben Nr. 3). 11) Beobachtung und Berechnung der Gegenscheine des Saturns und Jupiters im Jahr 1821, nebst Sternbedeckungen, im Jahr 1822, beobachtet von Prof. *Derfflinger* in Kremsmünster. 12) Beobachtete Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, nebst Beobachtungen des dritten Kometen im Jahr 1822 vom 2ten bis 17ten Sept., von Prof. *Hallaschka* in Prag. Im Jahr 1822 wurden von den Astronomen zwey neue Kometen entdeckt, und einer wieder aufgefunden. Den ersten Kometen dieses Jahres entdeckte der Oberlieutenant *v. Biala* in Prag am 16ten May im Fuhrmann; den dritten entdeckte eben derselbe am 19ten Aug. im Kopfe des Drachen; dieser dritte Komet war damals dem bloßen Auge sichtbar; der zweyte ist der Enckesche Komet (s. oben) von *Rümker* am 2. Jun. wieder gefundene. 13) Aus einem Schreiben von Dr. *Olbers*. Die Sonnenfinsternis am 29ten Nov. 1826 wird, nach des Vfs. Berechnung, für Bremen 7 Zolle Min. stark seyn. Der Enckesche Komet wird bey seiner nächsten Erscheinung 1825 am Ende des Julius und den ganzen August hindurch höchst wahrscheinlich wieder zu Gesicht kommen, wiewohl klein und nur durch gute Fernröhre erkennbar; er nimmt seinen Lauf vom südlichen Theile des Fuhrmanns durch die Zwillinge bis zum Löwen. Im Jahr 1828 hingegen wird er vortrefflich, und ungefähr so, wie 1795 zu sehen seyn; seine Sonnenähe fällt nach *Encke* 1828 Ende Dec. oder Anfang Jan. 1829. 14) Originalbeobachtungen des dritten Kometen von 1822, und Reduction derselben auf gerade Aufsteigung und Abweichung, von *Olbers*. 15) Einige mechanische Untersuchungen über die Entstehung der Kometenschweife, von Dr. *Lehmann* in Berlin. (Auszug des Vfs. aus seiner Göttinger Inaugural-Dissertation). Der Vf. sucht die Entstehung des Schweifs, soviel möglich, bloß, aus allgemein bekannten mechanischen Naturgesetzen, ohne Beziehung fremder chemischer oder ganz neuer Kräfte zu erklären, und als eine Art von Ebbe und Fluth in der Kometenatmosphäre darzustellen. Er nimmt an, die Kometen drehen sich um ihre Axe, entweder, wie die Hauptplaneten, so daß sie nach und nach alle Theile ihrer Oberfläche der Sonne zuwenden, oder wie die Nebenplaneten, so daß immer dieselbe

Seite des Kometen der Sonne zugewandt ist, und Rotationszeit und Sideralumlaf um die Sonne zusammenfallen; eine ähnliche Erscheinung bey der Rotation des Monds erklärt *La Place* bekanntlich daraus, weil unser Mond auf der uns zugewandten Halbkugel mehr Masse habe, was auch bey den Kometen Statt finden könnte. Nicht alle Kometen zeigen einen Schweif; nur bey denen kann er sich erzeugen, die nach Art der Nebenplaneten rotiren. Jeder Theil der Kometenatmosphäre wird von vier beschleunigenden Kräften getrieben, von der Expansivkraft, und dann von der Gravitation sowohl gegen die Sonne, als gegen den Kern, und gegen alle übrigen Theile jener Atmosphäre: die vierte dieser Kräfte kommt hier nicht in Betrachtung. Nun können offenbar auf der von der Sonne abgewandten Seite die Atmosphärtheilchen nicht völlig so stark angezogen werden, wie der näher liegende Kern von der Sonne angezogen wird. Der Unterschied der Wirkung ist noch nicht merklich, so lange die Gravitation gegen den Kern mit der Expansivkraft das Gleichgewicht hält. Aber bey der Annäherung zur Sonne fängt die nach der Richtung des Radius Vector zerfallte Expansivkraft an, die nach derselben Richtung zerfallte Schwerkraft des Kerns zu übertreffen, und die Atmosphärtheilchen werden gezwungen, sich nach der von der Sonne abgewandten Seite von dem Kerne zu entfernen; die Atmosphäre dehnt sich aus; ein Schweif bildet sich hinter dem Kometen, und dieser Schweif wird bey der steigenden Annäherung zur Sonne und bey dem Zusammenwirken noch anderer Ursachen immer mehr verlängert, selbst bis auf Millionen Meilen. Dieses ungeheure Wachstum erklärt sich eben dadurch, weil immer einerley Seite des Kometen der Sonne zugewandt ist, und alle den Schweif erzeugenden und vermehrenden Kräfte nun unausgesetzt nach einer und eben derselben Richtung wirken. Ganz auf ähnliche Art erklärt sich die allmähliche Abnahme und Auflösung des Schweifs. Daß aber nicht auch auf der der Sonne zugekehrten Seite ein Schweif wahrzunehmen ist, wird begreiflich, wenn des Kerns Schwerpunkt nicht mit seinem Mittelpuncte zusammen, sondern näher gegen die der Sonne zugewandte Oberfläche fällt. Auch die gekrümmte Gestalt der Schweife weifs sich der Vf. aus seinem Systeme zu erklären. 16) Astronomische Beobachtungen, auf der königl. Sternwarte zu Berlin angestellt im Jahr 1822, von *Bode*. Grose Erweiterungen, welche die Stadt Berlin seit 120 Jahren, oder seit der Gründung der Sternwarte erhalten hat, wirken für Beobachtungen auf der letztern sehr ungünstig; niedrige Sterne lassen sich nicht ohne große Schwierigkeit in den Ausdünstungen langer Straßen beobachten.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. und in Comm. b. Dörmmler:
Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1826 —
 von Dr. J. E. Bode u. s. w.

(Beschlusse der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

17) Ein stärker als gewöhnlich vergrößernder Ocularanfaß (*Pancratic Eye - Tube*) für achromatische Fernröhre, erfunden von Dr. W. Kitchiner in London. Der Herausgeber des Jahrbuchs klagt über Dunkelheit der Beschreibung dieser neuen Art von Vergrößerung. Diese Vergrößerung wird auf das Doppelte der gewöhnlichen in demselben Fernrohre gebracht, durch gehörige Verlängerung des Abstandes zwischen den zwey dem Auge, und den übrigen zwey dem Objectivglas zunächst stehenden Ocularen. Die Ocularröhren sind graduirt und können mit leichter Mühe auf jede Vergrößerung gestellt werden. Ein Ocularanfaß dieser Art, der nach Berlin verschrieben wurde, schien alles das, was man von ihm sich versprechen konnte, zu erfüllen; dieß wäre also eine neue sehr nützliche Erweiterung des Gebrauchs achromatischer Fernröhre.

18) Beobachtungen des dritten Kometen von 1822 vom 23ten Sept. bis zum 1ten Nov. berechnete parabolische Elemente desselben, Beobachtung des Mercurdurchgangs durch die Sonne am 5ten Nov. und des Sommerölstitium im Dec. 1822 in Paramatta, von Rämker. 19) Geographische Bestimmungen in der Altmark und an deren Grenzen, vom Musikdirektor Stöpel in Tangermünde. Der Vf. hatte zu seinem Vergnügen eine trigonometrische Messung unternommen, und theilt hier seine sich an die Dreyeckkette des Königl. Preuss. Generalstabs anschließenden geographischen Bestimmungen von 134 Städten und Dörfern mit; für jeden Ort ist neben der Länge und Breite seine Entfernung von Tangermünde in Preuss. Ruthen und das Azimut angegeben. 20) Beobachtung eines vom Mars am 20sten May 1822 bedeckten kleinen Sterns, von Prof. Tralles in Berlin. Die große Schwächung des Lichts bey diesem Sterne bey einem nicht unbeträchtlichen Abstand vom Rande des Planeten beweist für das Daseyn einer Atmosphäre des Mars. 21) Ueber die von dem Geheimenrath Pastorf (s. astron. Jahrb. 1823 und 1825) wahrgenommene Photosphäre der Planeten, von A. Ritz aus Gnadensfeld in Oberschlesien. Daß diese Photosphäre nichts reelles ist, son-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

dern in der Beschaffenheit der Beobachtungswerkzeuge ihren Grund hat, haben schon Kunowsky's Versuche sehr wahrscheinlich gemacht; dasselbe wird hier durch die theoretischen Untersuchungen von Ritz bestätigt. Der Vf. nimmt an, daß das Object eines achromatischen Fernrohrs aus drey Linien besteht, wovon die erste (die gegen das Object gerichtete) und die dritte auf beiden Seiten convex, die zweyte auf beiden Seiten concav ist. Und nun sucht er durch Berechnungen die Möglichkeit darzuthun, wie um jeden sehr hellen Gegenstand eine schwache Lichterscheinung durch Reflexion des Lichts zwischen einem Paar der Objectivlinien alsdann sich bilden kann, wenn die Halbmesser der einander entgegenstehenden die Reflexion bewirkenden sphärischen Flächen entgegengesetzt gleich, oder wenigstens nicht viel verschieden sind. 22) Bemerkungen über denselben Gegenstand, vom Justiz - Commissionsrath Kunowsky in Berlin. Durch neuere praktische Versuche findet der Vf. im Ganzen die Theorie von Ritz im vorigen Aufsatze gerechtfertigt. Bemerkenswerth ist insbesondere, daß dem Vf. noch kein Achromat vorgekommen ist, der nicht mehr oder weniger jene optische Erscheinung zeigte; vom kleinsten Opernglase an bis zum vollkommensten Sternrohr von Dollond, Ramsden, Couchois, Fraunhofer u. s. w., und daß sogar die Deutlichkeit der Erscheinung von der Güte des Objectivs abhängt; je schärfer und reiner das Bild desselben ist, desto bestimmter zeigt sich der äußerst zarte Lichtkreis, den Hunderte von Beobachtern, bloß, weil der Lichtschimmer ungemein schwach ist, bisher nicht bemerkt haben. Auch fand der Vf. durch seine Erfahrungen genau bestätigt, was Ritz theoretisch gefolgert hatte, daß der Durchmesser des Phänomens der Oeffnung des Objectivs proportional sey, und daß dessen Bedeckung die Gestalt der Erscheinung modificiren müsse. Der Vf. konnte z. B. durch angemessene Bedeckung den Durchmesser des Lichtkreises auf wenige Minuten reduciren, die Gestalt durch abgeänderte Bedeckung mit einer Papierkappe bald eckig, bald oval, jetzt sternförmig und dann wieder streifig machen. Hierauf möchte wohl das Urtheil über die sogenannten Photosphären der Planeten nicht mehr zweifelhaft scheinen. 23) Ueber neue Verbesserungen der Mondstafel vom k. k. Astronomen und Ritter Burg in Wien. Einige Resultate der mühevollen Arbeit, die der Vf. zur Verbesserung seiner Mondstafeln un-

S (2) ter.

ternommen hat. Er findet nun die mittlere Länge des Knoten Supplements, Epoche 1779 für Greenwich, mit Einschluss der Seculargleichung $9^{\circ} 10' 34'' 5'' 9$. — de (wo de der mögliche Längenfehler 1779 ist). Der Vf. verbessert, seinen neuesten Untersuchungen gemäß, einige der früher von ihm gegebenen Breitungsgleichungen des Mondes, und findet es in mehr als einer Hinsicht bestätigt, daß die von ihm vormals bestimmte mittlere Bewegung des Knoten bedeutend zu groß sey. Aus mehreren Vergleichen ist ihm am wahrscheinlichsten, daß der Fehler in der jährlichen mittlern Bewegung des Knoten nicht unter 2 Secunden beträgt, was dem von *Wurm* auf ganz anderem Wege gefundenen Resultat am nächsten kommt. 24) Fragmente zur Erklärung des *Aratus*, von Prof. *Schaubach* in Meiningen. Der Vf. bearbeitet schon seit mehreren Jahren eine neue Ausgabe von *Cicero's*, von *Germanici* und von *Avieni Arateis*, und dem Scholiasten des *Germanicus*; eine dem Philologen wie dem Astronomen viel Lehrreiches versprechende Unternehmung. Schon hat er seit 1817 in einer Reihe von Programmen mehrere Resultate seiner Untersuchungen mitgetheilt, wovon das Jahrbuch hier einiges im Auszuge liefert; es sind zum Theil kritische Verbesserungen des verdorbenen Textes, mit Sacherläuterungen. 25) Die totale Mondfinsterniß den 26ten Jan. und *Antares* Bedeckung vom Monde den 5ten Febr. 1823, beobachtet von *Rämker*. Die Abweichung der Magnetnadel zu *Paramatta* war im Febr. 1823 östlich $8^{\circ} 36' 40''$ Neigung zu Ende des J. 1821 = 62,3619. 26) Fixsternbedeckungen 1820 und 1821, und die Sonnenfinsterniß den 7ten Sept. 1820, beobachtet von *Struve*, *Walbeck* und *Knorre* in Dorpat. 27) Beobachtungen des *Uranus*, Sternbedeckungen und Verfinsterungen der *Jupiterstrabanten* vom Prof. *Lesky* in *Crakau*. 28) Ueber die astronomische Strahlenbrechung, von Prof. *Ritter Bessel* in *Königsberg*. In kleinern Zenitdistanzen stimmen des Vfs. Beobachtungen über die Strahlenbrechung, mit einem *Reichenbach'schen* Meridiankreis angestellt, auf das genaueste mit den *Bradley'schen* Resultaten in seinen *Fundam. Astron.* überein. Hier theilt der Vf. mit, was Dr. *Argelander* in *Königsberg* aus sehr zahlreichen Beobachtungen (bisher hatte man für so kleine Höhen nur äußerst wenige) mit dem *Cary'schen* Kreis über die Refraction der Sterne bey einem Zenitabstande von 85° bis $89^{\circ} 30'$ gefunden hat. Die mittlere Horizontalrefraction scheint beyläufig auf $35' 30''$ zu kommen. 29) Astronomische Nachrichten, vom Prediger *Luthmer* in *Hannover*. Diese Nachrichten betreffen *W. Herschel* und dessen Familie. *Herschel* liegt in der Kirche zu *Upton*, eine Viertelstunde von *Windfor*, begraben; seine Schwester, *Caroline*, lebt jetzt in *Hannover*; sein einziger Sohn, ein geschickter Mathematiker und Mitglied der *Londner Societät der Wissenschaften*, hat ihm in der Kirche von *Upton* ein einfaches Denkmal setzen lassen. Die vollständige, von dem Sohne verfas-

te, Inschrift des Denkmals enthält das Jahrbuch; sie endigt mit folgenden Worten: — „*Vitam utilem, innocuam, amabilem Non minus felici laborum exitu quam virtutibus Ornata et vere eximiam Morte suis, et bonis omnibus desolanda Nec tamen immatura clausit* Die 25. August A. D. 1822 Aetatis vero anno 84.“ 30) *Elemente der Junobahn*, aufs neue berechnet vom Prof. *Nicolai* in *Mannheim*. Der Vf. stets bemüht, seiner Theorie der Junobahn mehr Vollkommenheit zu geben, hat 15 seit dem J. 1804 eingefallenen Oppositionen der Juno genau berechnet, und daraus wieder neu verbesserte Elemente hergeleitet. Die *Jupitermasse*, welche sämtliche Oppositionen am besten vereinigt, und die sich zur *Sonnenmasse* verhält wie 1 zu 1053.429, weicht merklich von der *Laplace'schen* Bestimmung ab, und nähert sich der *Gauss'schen* durch die *Pallastheorie* gefundenen. Vielleicht hängt, wie der Vf. vermuthet, die wahre Attraction mit von der eigenthümlichen Organisation jedes Himmelskörpers ab, und man muß vielleicht zwey Massen unterscheiden, die eine in Beziehung auf den gestörten Planeten, die andere in Beziehung auf die Sonne; die erstere könnte verschieden ausfallen, je nachdem man sie aus der Wirkung auf diesen oder jenen Planeten herleitet. Ein Gedanke, der, wenn er sich bestätigt, von wichtigen Folgen für die Theorie der Planetenbahnen seyn dürfte. 31) Sternbedeckungen, 1821 auf der K. K. Sternwarte zu *Wien*, beobachtet vom Prof. *Littrow*. 32) Verzeichniß von 795 Doppeltsternen für das Jahr 1820 nach gerader Aufsteigung und Abweichung, mit Nachweisung der Klasse und Numer. des *Herschel'schen* Catalogs, vom Prof. *Struve* in *Dorpat* (aus dessen *astronom. Beob.* III. Band gezogen). — 33) Noch verschiedene astronomische Beobachtungen, Nachrichten und Bemerkungen. Unter neuer erschienenen Schriften wird auch *Harding's* *Himmelsatlas* in 27 Karten als nun vollendet angezeigt. *Lohrmann* in *Dresden* arbeitet an einer neuen genauen Mondskarte in 25 Blättern. *Berenger-Labaume* in *Marseille* will sämtliche 50000 Sterne der *Histoire céleste* nach gerader Aufsteigung und Abweichung herausgeben.

ERDBESCHREIBUNG.

BERN, b. *Burgdorfer*: *Kleine Reisen in der Schweiz*, für die Jugend beschrieben von *Fr(iedrich) Meisner*, Prof. der Naturgeschichte in Bern. Drittes Bändchen. Mit 3 Kupf. 1823. 256 S. 8.

Im zweyten (A. L. Z. 1823. Erg. Bl. Nr. 72) angezeigten Bändchen dieser Reisen hatte der Vf. in *Sachseln*, an der Gruft des Bruders *Klaus*, von dem Leser Abschied genommen; in dem vorliegenden nimmt er den dort abgerissenen Faden seines Berichts wieder auf, um seine muntere und wiss-

wissbegierige Gesellschaft weiter durch Unterwalden, Uri und Ursern über die Furka und die Grimsel nach Interlaken zu führen. Er beginnt mit der ältern Geschichte der Waldstätte und schildert auf die bekannte anziehende Weise, die Entstehung des Schweizerbundes und (S. 51) dessen Fortgang. Ueber das *Melchthal*, wo *Helicten* in einem grünlichen Sandstein vorkommen, tritt Hr. M. in den *Kernwald*, der seit 1153 Unterwalden in zwey abge sonderte Landschaften, nämlich Ober- und Niederwalden trennt. Jede für sich hat ihre eigene Verfassung und Regierung, obgleich sie in gemeinschaftlichen Angelegenheiten nur Einen Freystaat ausmachen und als solchen auch nur Eine Stimme bey der eidgenössischen Tagatzung haben, zu welcher der Ehrengesandte abwechselnd aus Ober- und Niederwalden erwählt wird. Aus dem Kernwalde kommt man in das *Ennenmoos*, eine romantische Wildniss mit einer Kapelle. Sie giebt die natürliche Veranlassung der heldenmüthigen Gegenwehr zu gedenken, die hier, so wie am *Rotzloche*, am *Drachenried* und anderwärts im Kanton, die Unterwaldner im Jahre 1798 den eindringenden Franzosen leisteten. Ihr Kampf war vergeblich und der 9te September dieses Jahres stürzte das Land in das tiefste Elend. Ganze Ortschaften wurden an jenem Tage zerstört und in einen Schutt- und Steinhaufen verwandelt, wie *Kirsiten*, *Stanzstadt*, das jetzt durch mehrere öffentliche Gebäude als ein Zollhaus, eine Waarenniederlage, hier *Susthaus* genannt, ein stattliches Ansehen hat und *Stanz*. *Stanz* ist der Hauptort Niederwaldens. Es liegt in einem angenehmen Wiefenthal, das unter dem Schutze des Bürgenberges mit vielen Obst- und grossen Nulsbäumen prangt. Auf dem Rathhause hängt der Abschied des Bruders Niklaus von der Flühe von seiner Familie, ein treffliches Gemälde von G. *Volzmar*, das auf der Kunstausstellung in Bern 1810 den von der Regierung ausgesetzten Preis erhielt, nachmals aber als ein bleibendes National-Eigenthum und Denkmal in Stanz aufgestellt ward. Das Besuchen mehrerer Kirchen und Klöster giebt Anlaß zu belehrenden Bemerkungen über zwey Eigenthümlichkeiten des Katholicismus, nämlich die Beinhäuser und die sogenannten religiösen Orden. Ein anmuthiger Weg führt nach *Buochs*, einem am See gelegenen, durch seine ganz neuen schönen Häuser ausgezeichneten Dorfe, wo der berühmte Maler *Würsch*, ein blinder 75jähriger Greis, am 9ten Sept. 1798 seinen Tod in den Flammen seines eigenen Hauses fand. Nichts unterbricht die Wasserfahrt auf dem Vierwaldstätter See von Buochs nach Flüelen als eine überaus interessante Einschaltung über *Engelberg* und die *Surenen*, die Darstellung der eigenthümlichen Landestracht in Unterwalden, Einiges über die ehemalige Republik *Gersau*, die jetzt zu dem Gebiete des Kantons Schwyz gehört, und die Schilderung der unvergleichlichen Ufer, an denen unter andern Tell's

Kapelle und das berühmte *Rath* liegen. Flüelen ist der Hafen von Uri. Seine Einwohner gelten für die besten Seeleute am Lucernersee. Durch eine fruchtbare Ebene gelangt man von da nach *Altorf*. Ein heftiger Wind wehete der Reisegesellschaft entgegen. Es war der *Föhn*, dessen merkwürdige Erscheinungen dem Dr. *Lusser*, einem Freunde des Vfs., nacherzählt werden. *Altorf* ward 1799 fast gänzlich eingäschert. Der Flecken ist groß, hat ein völlig städtisches Ansehen und über 4000 Einwohner. Hier, so wie in dem nahen Dorfe *Bürgeln* am Eingang des wilden Schächenthals erinnert gar manches Denkmal an Wilhelm Tell, dessen Familie mit *Verena Tell*, die im Jahre 1720 starb, gänzlich erlosch. Nun beginnt eine lange Tagereise, nämlich von *Altorf* nach *An der Matt* über *Göschenen*, die *Schöllenen*, die *Teufelsbrücke*, das *Urnerloch* mit Belehrungen über die Bergkrystalle oder die sogenannten Strahlen, das Murmelthier und die Kriegsbegebenheiten, denen im Jahre 1799 auch der St. Gotthard, das Ursernthal und der Kanton Uri zum Schauplatze dienen mußten. Ein eigener Abschnitt ist dem St. *Gotthardsgebirge* und dessen benachbarten Thälern und Bergen gewidmet, die in mineralogischer Hinsicht die grössten Merkwürdigkeiten darbieten, und von denen man eine vollständige Sammlung in *An der Matt* bey einem Hrn. *Nager* findet. Der Rückweg führt über *Hospital*, *Realp*, den höchsten Punct des Furka-grats, der Ursern von Oberwallis scheidet und sich 7795 Fuß absoluter Höhe erhebt, die gefährlichen *Mayen* (Blumen) wand zur Herberge auf der *Grimsel*, deren Wirth „der Spittler“ heisst. Ueber dessen eigene Lebensweise in der unwirthbaren Höhe während der Sommermonate, die *Grimsel* überhaupt, den *Aargletscher*, die eigenthümlichen Erscheinungen, die alle Gletscher darbieten, verbreitet sich der sechste Abschnitt, während der siebente die Reise von der *Grimsel* nach *Meyringen* erzählt. Auch hier, wie allenthalben, sind botanische und entomologische Bemerkungen an passender Stelle eingestreuet. Der achte Abschnitt schildert *Meyringen* und das *Hafslithal*, der letzte endlich führt über den *Brienzer-See* nach dem herrlich gelegenen *Thun*. Von Thun geht wöchentlich zweymal ein Schiff die Aar hinab nach Bern, das wegen der in der Regel darauf fortgebrachten Kälber das *Kälberschiff* und scherzweise die *Kälberflotte* genannt wird. Diese Gelegenheit benutzte die Reisegesellschaft, um auf eine geschwinde, bequeme und wohlfeile Art nach Bern zurückzukehren. Die artigen Kupfer von G. *Lory* gezeichnet und von D. *Burgdorffer* und F. *Hegi* gestochen, stellen vor: 1) eine Ansicht des *Urner-Sees*, mit dem Flecken: *Brunnen* im Vordergrunde. 2) Die *Teufelsbrücke*. 3) Die seltsamen Eiskegel des *Aargletschers* und die darauf ruhenden Felsenblöcke. Nr. 3. ist als Zierbild auf dem in Kupfer gestochenen Titel angebracht.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Hinrichs. Buchh.: *Die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende*, dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Politz, ordentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. *Erster Band*. XIV u. 528 S. *Zweiter Band* 366 S. *Dritter Band* 398 S. *Vierter Band* 788 S. *Vierte* berichtigte, vermehrte u. ergänzte Auflage. 1824. 8.

Im Jahre 1820 erschien die *dritte* Auflage dieses Werkes (J. A. L. Z. 1821. Nr. 24.), das schon nach *drey* Jahren eine *vierte* nöthig ward, beweißt, wie sehr es im Publico geschätzt worden ist, und das mit Recht. Denn der berühmte Vf. ist unablässig bemüht, sowohl aus der ungeheuren Masse der Begebenheiten das Wichtigste auszuheben, als auch dasselbe durch die stilistische Form anziehend zu machen. Gegen den möglichen Vorwurf, daß er nicht alles aus den Quellen geschöpft habe, ist in der Vorrede S. VI. richtig bemerkt. „So gewiß es in unsern Tagen Tadel verdienen würde, wenn ein geschichtliches Werk, das den Zeitbedürfnissen entsprechen soll, die Ergebnisse der genannten Forscher, die zum Theile bereits in den Compendien übergegangen sind, nicht benutzen wollte; so gewiß es ferner keinen Historiker giebt, der in *alten* Theilen der allgemeinen Geschichte *völlig gleichen* Umfang der Kenntnisse beäße, und durchgehends eigenthümliche, von keinem andern entlehnte Untersuchungen aufstellte und für seine individuellen (besondern) Zwecke bearbeitete, so gewiß darf ich doch versichern, daß besonders die Darstellung der *neuern* und *neuesten* Geschichte, und namentlich die Geschichte der *germanischen* Völkerschaften in diesem Werke das Ergebnis meiner eigenen Forschungen ist.“ — Das Letzte kann Rec., so viel er das Buch mit andern Geschichtswerken verglichen hat, ebenfalls bestätigen. — Aber woher kommt es denn, daß der Vf. unter seinen Forschern, außer *Gibbon*, keinen Ausländer weiter anführt, und selbst unter den Deutschen manche ausgelassen hat, z. B. *Ideler*, *Mannert*, *Böckh*, *Creuzer* u. s. w., die sich wohl mit diesem und jenem als Forscher in der alten Geschichte messen könnten?

In der Anordnung der Bände weicht diese *vierte* Ausgabe nicht von der *dritten* ab. Der *erste* Band umfaßt die *alte* Geschichte bis *Oktavians* Alleinherrschaft in Rom oder 30 J. vor Christo. Nach den neuesten Ansichten fängt der Vf. mit den *Indern* an, als dem ältesten bis jetzt bekannten Volke, und stellt das, was besonders Engländer und Deutsche über die frühesten Zeiten desselben gesagt haben, zusammen. Es fiel aber Rec. auf, daß unter den Hülfsmitteln (S. 52 u. 59) nicht auch die neue Ausgabe von *Herrens Ideen* aufgeführt war, in welcher Th. I. B. 2. von S. 293 an wohl die beste Uebersicht von dem zu finden ist, was sowohl Ausländer als Einheimische bis

jetzt über die indische Geschichte zu Tage gefördert haben. Vielleicht gefällt es auch dem Vf. in einer neuen Ausgabe die indischen Namen der vier Hauptkasten, der *Braminen*, *Ketri*, *Vaisya* und *Sudra* anzuführen, und jedegenaue zu bezeichnen. — Bey Arrian S. 55 ist noch zu bemerken, daß er seine Nachrichten nicht bloß aus *Nearch*, sondern auch aus der verloren gegangenen indischen Geschichte des Megasthenes schöpfte, der 300 Jahr vor Christo lebte und als Gesandter des Seleucus Nicator an den indischen König Sandrocottus geschickt wurde.

Der *zweite* Band geht his auf die Entdeckung von America oder bis 1492. Dieser Band, welcher *funfzehn Jahrhunderte* umfaßt und nur 366 Seiten zählt, schien Rec. immer, im Verhältnisse zu den übrigen, zu karg bearbeitet; aber er enthält vortreffliche Partien, wohin besonders die *Zeiten Karls des Großen* (von S. 168 an) und die *Kreuzzüge* (von S. 218 an) gehören. Auch *Constantin* ist richtig (S. 59) geschildert: „Das seltene Gemisch von wenigen guten und vielen fehlerhaften Eigenschaften in seinem Charakter machte ihn weder zu einem *guten*, noch zu einem *großen* Regenten, ein Beyname, den ihm nur die Schmeicheley geben konnte.“

Im *dritten* Bande sind die Begebenheiten von der Entdeckung Amerika's bis auf die französische Revolution abgehandelt, oder von 1492 bis 1789. Vorzüglich gelungen ist dem Vf. die Darstellung von Luthers Reformation und von der Entstehung der nordamerikanischen Freystaaten.

Der *vierte* Band könnte wohl im Vergleiche mit den übrigen Bänden ein *Handbuch der neuesten Geschichte* genannt werden, da hier alles ausführlicher vorgetragen und manches bis in das kleine Einzelne verfolgt ist. Wenn sich dadurch auch eine Art Mißverhältniß zu den übrigen Theilen in Absicht der Behandlung des Stoffes ergibt, so wird doch gewiß der Freund der neuesten Geschichte damit zufrieden seyn, indem er hier keines Kommentars bedarf. — Auch die Ungleichheit der Schreibart in diesem Bande gegen die in dem vorigen läßt sich wohl daraus erklären, daß man anders schreibt, wenn man historische Umrisse giebt, als wenn man ausführlich erzählt. Ja es ist nicht zu vermeiden, daß der Ton der Denk- und Zeitschriften, aus denen man zum Theil die neueste Geschichte geschöpft hat, in die Darstellung übergeht.

Schließlich erlaubt sich Rec. noch über den Titel des Buches eine Bemerkung. Er fand immer einen kleinen Anstoß an den Worten: „Die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende.“ Dies klingt, als wenn die Letzten nicht mit zu den *gebildeten* Lesern gehörten. Es sollte daher wohl umgekehrt heißen: „für Studierende und gebildete Leser.“ da es der letzten viele giebt, die nicht zu den sogenannten Studierenden gehören; oder auch: „für gebildete Leser, besonders für Studierende.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen.* Herausgegeben von K. C. v. Leonhard. Sechszehnter und Siebenzehnter Jahrgang —

Auch unter dem Titel:

Mineralogisches Taschenbuch für das Jahr 1822, mit Sismondi's Bildniss und 4 Tafeln. Dasselbe für das Jahr 1823, mit v. Trebra's Bildn., mehreren Tafeln und Karten.

Mit dem Jahrgange 1821 erhielt diese, für die Mineralogie sehr wichtige Zeitschrift, eine Erweiterung, indem die Bogenzahl bedeutend vermehrt und das Ganze in 3 Abtheilungen gebracht wurde. Der Jahrgang 1822 ist dem vorigen darin gleich, nur weicht seine Einrichtung in der Art ab, daß die Rubrik — Oryktognose — fehlt, in deren Hinsicht der Herausgeber sich auf sein neues *Handbuch der Oryktognose* bezieht.

Erfreulich ist es, zu sehen, wie dieses wissenschaftliche Werk schon seit einer so geraumen Zeit besteht und sich stets mehr erweitert; man kann schon hieraus auf das Bedürfnis einer solchen Jahresschrift schließen, so wie auf die Theilnahme der Mitarbeiter und des kaufenden Publicums.

Der Inhalt ist folgender: *Erste Abtheilung.*

1) *Abhandlungen.* a) *Beobachtungen am Vesuv, angestellt im Jahre 1820 von Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzen Christian Friedr. von Dänemark* (aus einem Briefe an den Herausgeber). Der Prinz bestieg den Vesuv in Gesellschaft von Humphry Davy und Ritter Monticelli am 26ten Januar und 27ten May; es wurden an der fließenden Lava, besonders über die Gasarten, die aus derselben aufsteigen, Beobachtungen gemacht, und ermittelt, daß diese es sind, welche die Lava aufsteigend machen, und daß sie hauptsächlich aus salzsauren Wasserdämpfen bestehen; daher auch die verschiedenen Sublimationen auf und in der Lava meist sich als salzsaure Salze zeigen. — b) *Der Opal auf den Fjörden, vom Grafen Vargas Bedemar.* Es wird hier ausgeführt: daß das Farbenspiel der Opale nicht, wie man gewöhnlich glaube, einer einzigen Art zukomme. Die Opale theilt der Vf. ein: 1) in edle, d. i. durchsichtige; 2) in undurchsichtige, an die

sich der Hydrophan und Kacholong anschließen; der Halbopal macht den Uebergang in den Pechstein; die einzelnen Varietäten werden näher charakterisirt und die Fundorte angegeben. c) *Ueber das Bernina-Gebirge in Graubünden*, von L. von Buch; abgedruckt aus den Schriften der Königl. Academie der Wissenschaften in Berlin von den Jahren 1814 bis 1815. d) *Uebersicht der wichtigsten Erzeugnisse des Gotthardts*, vom Diacon Wagner in Aarau. e) *Geognostischer Versuch über das Erzgebirge Sachsens*, von Bonnard; im Auszuge verdeutscht vom Herausgeber, aus dem Journal des mines, Vol. 38, ist hier noch nicht beendet. — 2) *Uebersicht der neuern Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie.* a) *Die Quecksilbergruben in der Pfalz*; ausgezogen aus der Abhandl. von Schulz in Karsten's Archiv III. 36. — b) *Geognose von England*; ausgezogen aus der Müller'schen Uebersetzung von Backewell's Einleitung in die Geognose. c) *Miscellen*; enthalten Auszüge und Notizen aus verschiedenen Werken. 3) *Briefwechsel*; ein Schreiben von Bauersachs in Zellerfeld, über Spießglanz - Silber und Arsenik - Silber.

Zweyte Abtheilung. 1) *Abhandlungen.* a) *Einige geognostische Angaben über das Jura - Gebirge, von C. Escher*, vorgelesen in der Gesellschaft Schweizerischer Naturforscher. — Diese Abhandlung betrifft vorzüglich die Verbreitung des Jura gebirges, und die Sandstein Formation zwischen dem Jura und den Alpen (Mergelfandstein nach Keferstein); diese liegt auf dem Jurakalke, wird aber aus mehreren Abtheilungen bestehen, deren geognostische Verwandtschaftsverhältnisse noch nicht gehörig ausgemittelt sind; die ausgedehnteste, zunächst dem Jura sich hinziehende Abtheilung dieser Sandstein-Formation, hat horizontale Schichten von Sandstein und Mergel, mit untergeordneten Lagern von Nagelfuhr und Steinkohle, welche letztere bey Elgg und Koepfnach gewonnen wird, wo sie häufig Süßwassermuscheln und Zähne von verschiedenen Thieren führt. b) *Mineralogische Beschreibung der Gegend von Halle, von v. Veltheim.* Dieser höchst werthvolle Aufsatz ist aus Kruckenberg's Jahrbüchern der ambulatorischen Klinik zu Halle entnommen, wo der Mineralog eine so gediegene geognostische Arbeit so leicht nicht sucht; doch leidet es wohl keinen Zweifel, daß die Salubritätsverhältnisse einer Gegend, in einer gewissen Art von Zusammenhang

hange mit den geognostischen Verhältnissen der Gegend stehen. Am meisten herrscht um Halle die Porphyr- und Steinkohlenformation, die sich, nach dem Vf. als zwey Porphyr - Bildungen darstellen, zwischen denen die Steinkohlenbildung inne liegt, so dals diese sich nie unter dem ältern und über den jüngern Porphyr findet. Beide Porphyre sind zwar sehr ähnlich, doch waltet bey dem ältern die porphyrtartige Structur ausgezeichneter vor, da der jüngere Porphyr mehr körnige Structur hat. Dann wird der bunte Sandstein und Muschelkalk beschrieben, und ausgeführt, dals die Salzquellen von Halle, über welche viele interessante Nachrichten mitgetheilt werden, ihren Ursprung in den Zwischenbildungen dieser beiden Formationen nehmen, wogegen mehrere eisenhaltige Mineralquellen dem bunten Sandsteine entfliessen. Schliesslich geschieht der Braunkohlenformation Erwähnung. c) *Ueber das Krystallisations - System des Titanites*, von G. Rose in Berlin (mit 3 Kupfertafeln). Diese eben so gründliche als umsichtige Arbeit erschien zuerst im Jahre 1820 lateinisch, als Inaugural - Dissertation (*de Sphenis atque Titanita systemate crystallino dissertatio*); sie begreift den Titanit, Sphen, so wie das Werner'sche Braun- und Gelbmenackerkz, die sämmtlich in jeder Beziehung nur eine Gattung bilden, die hier mit vorzüglicher Genauigkeit bearbeitet ist; das Krystallographische ist nach der Methode von Weiss behandelt. d) *Aphorismen über die Braunkohlenformation*, von Ch. Keferstein. Es wird hier zuerst aufmerksam gemacht, wie sehr man zur Zeit in Deutschland die Untersuchung der Schichten vernachlässigt habe, welche Braunkohlen führen, da man diese meist als zufällig zusammengeschwemmte Massen betrachte, die der nähern Untersuchung kaum werth wären, ob wohl eine ganze Reihe von Formationen, die nichts weniger als Zusammenschwemmungen sind, jünger als die Braunkohlen sich zeigen; der Labegriff der mit Braunkohlen wechselnden Schichten, wird hier Braunkohlenformation genannt; die französischen Geognosten bezeichnen diese als *argile plastique*. Zusammengesetzt wird diese Formation: 1) aus der Kohlenbildung, die Braunkohle und Alaunerde liefert; 2) aus der Gypsbildung, die meist mächtige Flötze von erdigen Gyps zeigt; 3) aus Thon, der meist plastisch ist; 4) aus der Quarzbildung, die theils lockerer Sand, theils verschmolzener (Braunkohlen Sandstein) ist; letzterer, auch unter dem Namen von Trappandstein bekannt, wurde sonst zu der sogenannten Flötz-Trappbildung gerechnet. e) *Geognostischer Versuch über das Erzgebirge in Sachsen*, von Bonnard. (Fortsetzung). 2) *Uebersicht der neuen Entdeckungen u. s. w.* Gerhard über Weifsstein, Felsit und einige verwandte Gebirgsarten, (abgedruckt aus den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahr 1814). Es werden hier in der Familie des Feldspathes unterschieden:

a) Feldspath; b) Amaufit (Weifsstein); c) Felsit (dichter Feldspath, Thonstein und Labrador); d) Saussurit; e) Trapp mit Eifenthon. — *E. Home über die fossilen Rhinoceros - Knochen von Plymouth*, ausgezogen aus Gilberts Annalen der Physik; dann folgen noch einige Notizen über Versteinerungen aus andern Zeitschriften entlehnt. 3) *Miszellen*; 4) *Briefwechsel*. Zipser beschreibt das Vorkommen einiger Ungarischer Mineralien; Bredsdorff die Torfmoorkohlen von Seeland; Merian einige Gegenden im Zweybrückchen; v. Laitzer die Erdölgruben zu Bechellbrunn in Elsass.

Dritte Abtheilung. 1) Abhandlungen. a) *Beiträge zur Naturgeschichte der freyliegenden Felsblöcke in der Nähe des Alpengebirges, von Escher*; (abgedruckt aus der neuen Alpina). Die Meynung des trefflichen Vfs. dieser gründlichen Untersuchung geht dahin, dals Wasserströme, wahrscheinlich entstanden durch Brüche grosser Seen in den Alpen, die so merkwürdigen, oft ungeheuren Geschiebe auf den Jura gebracht haben werden, deren Ursprung so oft besprochen ist. b) *Müller, über den Hyalit des Zoptenberges*. Der Serpentin in der Gegend von Reichenstein verändert sich ungemein in der Nähe des unter ihn liegenden Granites; er zerklüftet, zersetzt sich, führt Chrysopras und alle die bekannten mit diesem einbrechenden Fossilien, bey der Jodansmühle auch den neu entdeckten Hyalit, meist in der Form von farbenlosen, meist durchsichtigen Tropfen, besonders die Klüfte eines Quarzlagers bekleidend, das im Serpentin aufsetzt. Der Hyalit scheint ganz junger Bildung zu seyn und sich noch fortwährend zu erzeugen. c) *Beiträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper, von John*; sie enthalten die Analysen von Uran - Vitriol, Kobalt - Vitriol, des sogenannten Blödit, eine dem Glauberit ähnliche Verbindung, die zu Ischel mit Polyhalit und Gyps einbricht. d) *Ueber die Umänderung des wärmern Klima's im Norden unserer Erde und dessen Ursachen, von v. Nau*; abgedruckt aus den Schriften der Academie der Wissenschaften in München. 2) *Uebersicht der neuen Entdeckungen u. s. w.* Auszüge aus *Brongniart's* Abhandlung über die Lagerung des Serpentin in den Apenninen (*Journal des mines* 1821); aus *Berger's* geognostischer Skizze von Hampshire und Dorsetshire (entlehnt aus den Schriften der mineralogischen Gesellschaft in Dresden); — aus *Sommerring's* Abhandlung über die *Lacerta gigantea* der Vorwelt (aus den Denkschriften der Academie der Wissenschaften in München); aus *Spix's* Abhandlung über eine, wahrlich in den Pteropus Vampyrus zugehörige Versteinerung (eben daher). — *Miszellen* enthalten Notizen aus Humboldt's Reisen und einigen andern Werken. — *Briefwechsel*; Schreiben von v. Schlottheim, Hausmann, Kleinschrot, Scherer. — *Mineralienhandel*.

Der Jahrgang für 1823 ist wiederum vermehrt, er hat 4 Abtheilungen, und es dürfte nun wohl zu wünschen seyn, daß diese Abtheilungen einzeln erschienen, damit der Leser die Nachrichten früher erhalte, als gegenwärtig, nach Ablauf des Jahres, in welchem sie gedruckt werden. Auch dieser Band ist wieder reich an interessanten Abhandlungen und Mittheilungen, wie sich aus nachstehendem Ueberblicke ergeben wird.

Erste Abtheilung. 1) *Andeutungen von Beweisen für die Vulkanität der Basaltberge in Schwaben, von Selb.* Das Basaltgebilde in Schwaben lernten wir kennen durch Sauffure (*Journal de physique* v. J. 1791), durch v. Dietrich (*Description des Volcans decouvertes dans le Brisgau, Journal de Physique*, Sept. 1783), dann durch v. Yttner (in der *Eleutheria*), der es als Neptunist beschrieb; aber alle diese Nachrichten lassen noch viel zu wünschen übrig, und es war daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des würdigen Oberbergrathes Selb, die ganze Basaltbildung in Schwaben zu untersuchen und zu beschreiben, da die vorher erwähnten Schriftsteller sich meistens nur auf den Kaiserstuhl beschränkt hatten. Der Vf. huldigt der vulkanischen Theorie, begründet hier diese aber mehr durch das Wesen der Gesteine, als durch geognostische Verhältnisse. Sehr zu bedauern ist es, daß derselbe die Basaltgruppe der Gegend von Urach nicht untersucht hat, wo das gangförmige Vorkommen, worauf so viel in geognostisch-geologischer Hinsicht ankommt, sich besonders deutlich zeigt. — Zuerst wird die Beschreibung der Basaltgruppe an der Donau in der Gegend von Geislingen und Engen gegeben, wo sich theils Basalt, theils Klingstein findet; ob aber, wie S. 28 behauptet wird, ersterer aus dem Granite, letzterer aus dem Sandsteine gebildet worden, scheint Rec. höchst zweifelhaft. Von großem Interesse ist die S. 25 aufgestellte Behauptung, daß der Basalt von Hohenhöwen bey Engen älter sey, als das hier verbreitete Gyps- und Thongebirge. Der Vf. bestimmt, was sehr zu bedauern ist, in dieser Abhandlung die Flötzformationen nicht genau, sondern redet nur im Allgemeinen von Sand- und Kalksteinen; es bleibt demnach auch unentschieden, zu welcher Formation auch dieser Gyps gehört, aber wahrscheinlich wird man ihn zu der Schweizer Molasse (Mergelsandstein nach Keferstein) zu rechnen haben. Wenn diese Formation wirklich jünger ist, als der Basalt, was nicht außer der Wahrscheinlichkeit liegt, so wäre dieses eine wichtige geognostische Thatfache, und hätte wohl verdient, daß hierüber recht specielle Verhältnisse angegeben wären. Hierauf folgt die Beschreibung der Basaltgruppe am Rheine, die unter dem Namen des Kaiserstuhles bekannt ist. Der letzte Basaltberg derselben wurde bey Mahlberg getroffen. Die beygefügte Karte ist sehr nett; gewiß aber würde sie noch willkommener seyn, wenn sie

geognostisch-illuminirt wäre. — 2) *Analyse einiger Opale von den Ferdern, von Du Menil.* In dem vorigen Jahrgange des Taschenbuches hatte Hr. Graf Vargas Bedemar die Opale der Ferder-Inseln beschrieben und dann 14 Abänderungen davon an Hrn. Du Menil gesendet, wovon die Analysen hier mitgetheilt werden, die auffallende Resultate geben; ein milchweißer Opal von Videroe gab nur 49.57 feste Bestandtheile, nämlich 45.67 Siliziumoxyd, 3 Wasser, 0.75 Manganhaltiges Thonoxyd, 0.33 Kalziumoxyd; andere Abänderungen lieferten bis 98 Procent feste Bestandtheile, mehrere enthielten Zirkonerde und eine grüne Abänderung enthielt davon 14 Procent, aber keinen Nickel. — 3) *Ueber die Entstehung der Porzellanerde, von N. Fuchs in Landshut.* (Abgedruckt aus den Denkschriften der Academie der Wissenschaften in München). In dieser geistvollen Schrift wird die Ansicht ausgesprochen, daß die Porzellanerde nicht umgewandelter Feldspath sey, sondern aus einem eigenen Fossil gebildet worden, das dem Skapolit nahe stehe und Porzellanspath genannt wird, indem es sich durch Schmelzbarkeit, Phosphoreszenz, Härte, Schwere, Kry stallform und Structurverhältnisse auszeichne. Das letztere scheint dem Rec. noch nicht völlig erwiesen, da keine Winkelmessungen angegeben sind. Die Passauer Porzellanerde besteht in ihrem reinsten Zustande aus 55.53 Kieselerde und 44.47 Alaunerde, sie wird durch Verwitterung aus Porzellanspath gebildet, indem Wasser und Kohlensäure, das Natron, die Kalkerde und einen Theil der Kieselerde ausgezogen und fortgeführt haben, sie zeigt sich aber in einem constanten Mischungsverhältnisse, und muß daher als eigene Gattung angesehen werden, die mit dem Porzellanspath so wenig gemein hat, als der Weingeist mit dem Zucker. Der Vf. meint, daß Feldspath die Porzellanerde liefern kann, nur vielleicht eine, derselben ähnliche Substanz. Rec. erlaubt sich hierbey darauf aufmerksam zu machen, daß der Porzellanthon von Morl bey Halle, der in der Berliner Fabrik vorzüglich gebraucht wird, ein umgewandelter Porphyr ist, wo sowohl die Feldstein-Grundmasse, als auch die eingemengten Feldspath-Krystalle, die selbst vielleicht verschiedenen Gattungen angehören können, zu einer homogenen Porzellanerde umgewandelt erscheinen. — 4) *Bemerkungen auf Ausflügen in die Norwegischen Schneegebirge, von C. Naumann.* Der Vf., den das mineralogische Publicum bereits durch die Herausgabe seiner Reise nach Norwegen, und durch einige kleine Abhandlungen, als guten Beobachter und Mineralogen kennt, liefert hier interessante Bruchstücke seiner Reise. 5) *Ueber eine neue Krystallisation des Flußspathes, von Peter Merian.* — 6) *Miszellen;* diese enthalten Auszüge aus den Beyträgen zur Geognosie, von Schulze; aus Kotzebue's Entdeckungsreise (*Chamisso's* Bemerkungen über

über die Korallen - Inseln); aus Cordier's Abhandlung über das Vorkommen der Kupferlasur bey Chessy (*Journal des mines IV.*). Endlich liefert brieflich Brongniart Nachrichten über seine neuen literarischen Arbeiten; Boué Nachträge zu seinem *Essai sur l'Ecosse*; auch theilen Voltz und Wagner Einiges mit.

(Der Beschluss folgt.)

JUGENDSCHRIFTEN.

DRESDEN, b. Arnold: *Lesebuch für die zweyte Stufe der Lesehüler*, von Christian Traugott Otto, Director am Schullehrer - Seminar zu Friedrichstadt in Dresden. 1823. 72 S. 8.

Der Vf. bestimmt dieses Lesebuch zu Uebungen für diejenigen Kinder, welche an der Wandfibel oder Lesemaschine so weit gekommen sind, daß sie einsylbige Wörter mit einiger Fertigkeit zusammensetzen können, und wir glauben, daß er mit dieser kleinen Schrift einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen hat und mit Recht auf den Dank vieler Schullehrer, besonders in zahlreichen Unterklassen, Anspruch machen kann. Wir stimmen den in der Vorrede ausgesprochenen Erfahrungen des Dir. O. ganz bey, wenn er sagt: „wer es weiß, wie bald die Kleinen die 12 Blätter der Stephanischen Wandfibel auswendig lernen, und wie schnell auf denselben von Sylben zu langen Wörtern vorwärts geschritten wird; wer seine starke Unterklasse in mehrere Abtheilungen spalten muß, je nachdem es das Alter, die Fähigkeit oder der außerhalbjährige Eintritt in die Schule erfordert; wer vermöge der Vertheilung dieser Kinder einen Gehülfen nöthig hat, um die Anfänger zweckmäßig zu beschäftigen u. s. w.“ wird mit uns bekennen, daß diese Büchlein gar nicht überflüssig ist, wie der Vf. bescheiden fürchtet. — Wohl haben wir ähnliche Arbeiten, allein Rec. hat noch keine gefunden, wo die Materialien zu den Verstandesübungen, zu moralischen Erzählungen, zu den ersten Anfangsgründen der deutschen Sprache so verständig und umsichtig gewählt, so zweckmäßig und in so ansprechenden Unterhaltungen geordnet wären, als hier. — Es war nicht ganz leicht, Erzählungen in lauter einsylbigen Wörtern zu schreiben, und wir wollen es auch nicht unbemerkt lassen, daß einige derselben große Härten enthalten; aber Rec. gab dies Buch seinem eigenen Kinde im sechsten Jahre und leicht und gern las die Kleine diese Erzählungen, und ging gut vorbereitet zu zwey- und mehrsylbigen Wörtern über. — Nur mit den dem Buche angehängten, aus dem Mildheimischen

Liederbuche und aus Dinters Malwina gewählten Liedern war Rec. nicht ganz zufrieden. Nehmen wir an, daß in jeder Schule gute Spruchbücher, auch wohl andere zweckmäßige Sammlungen von Denkprüchen für das frühere Alter, wie die von Hesse u. a., oder von Dolz für das reifere Alter in der Schule oder in den Händen der Kinder sind, so war hier dieser Anhang zu Leseübungen ganz entbehrlich. Soll er aber auch in einer neuen Auflage stehen, so hätte Rec. wenigstens den Wunsch, daß der Vf. ähnliche Quellen wie Hesse und Dolz benutzen möchte. Einige neue, kurze, das kindliche Gemüth ergreifende Morgen- und Abendlieder würden eine recht zweckmäßige Zugabe seyn, und das dem Büchlein angehängte Morgen- und Abendlied zeigt, daß der Vf. nach dem kindlichen Bedarf zu wählen weiß. — Auch hat es uns nicht gefallen, daß diese Lieder mit kleinerer Schrift gedruckt sind; denn die im Auffassen der Buchstaben noch ungeübten Augen der Kleinen müssen bey dem Lesen ermüden, besonders wenn alle Exemplare wie das vorliegende, mit so schwacher und blasser Farbe gedruckt sind. — Der Druck ist indeß bis auf kleine Mängel correct. So steht z. B. Sylbe mit y, aber dagegen zweysylbig dreyssylbig ohne y u. s. w. — Uebrigens müssen wir die Verlagshandlung loben, daß sie für gutes starkes Papier, wie es bey allen ähnlichen Schulbüchern seyn sollte, gesorgt und einen sehr niedrigen Preis bestimmt hat; dies wird beytragen, daß unser Wunsch erfüllt wird und wir dieses nützliche Lesebüchlein bald in allen guten Schulen eingeführt finden.

BERLIN, b. Herbig: *Metadofion, Erzählungen aus dem wirklichen Leben*, für die Jugend bearbeitet von Fr. Heyne. 1824. IV u. 233 S. 12. Mit sauber ausgemalten Kupfern.

Eine Sammlung von wahren Geschichten, zu einem pädagogischen Zwecke bearbeitet, die schon früher bekannt waren und zusammen in einer ähnlichen Schrift (Beiträge zu einer Bibliothek fürs Volk) 1786 gedruckt erschienen. Sie können der Jugend eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewähren. In Rücksicht auf diesen Zweck hätten wir nur die schreckliche Scene S. 145 entweder ganz hinweg oder doch abgekürzt gewünscht. Einige dieser Geschichten sind aus den stillern Kreisen des gewöhnlichen Lebens; andere schildern grössere und gewaltigere Schicksale, Lebensrettungen und dergleichen. Die dazu gehörigen Kupfer sind ihrer Bestimmung angemessen, obwohl sie nicht gerade auf künstlerische Vollen- dung Anspruch machen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie* — Herausg. von K. C. v. Leonhard u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Mineralogisches Taschenbuch für das Jahr 1822.
Dasselbe für 1823 u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyte Abtheilung für 1823. 1) *Allgemeine geologische Beobachtungen über die Entstehung der Gebirge in Schottland*, aus *Boué Essai géologique sur l'Ecosse*, übersetzt von Kleinschrod. 2) *Geognostische Uebersicht der Flözbildung in der Gegend von Basel*. Hr. Prof. Merian liefert hier einen sehr zweckmäßigen Auszug seines bekannten Werkes, und zugleich etoige Nachträge zu demselben. 3) *Analyse des fahlen Rothgiltigerzes vom Andreasberg*, von Du Menil; es besteht dasselbe aus 70,96 Silber, 36,34 Antimon, 42,24 Schwefel. 4) *Ueber den Preussisch-Schlesischen Beryl*, von Zipser. 5) Die *Miszellen* enthalten Auszüge aus Nöggerath's Abhandlung über aufrecht im Gebirgsgesteine eingeschlossene fossile Baumstämme; aus der Uebersetzung von *Broccis memoria minera logica julla valle di fassa*; der Briefwechsel enthält ein Schreiben von Nau, über die Basalte der so oft besprochenen Gegend von Bertrich, und ein anderes, von Hr. Schmitz, das in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist; aus demselben erfahren wir, wie unglücklich es zum größten Theile den Männern gegangen ist, die der irdischen Hülle des so hoch verdienten Hauy auf dem letzten Wege folgten, indem ihnen der Einlass in den Kirchhof durch Wache verweigert wurde; — dann theilt der Vf. seine Ansichten über Basaltbildung mit, wiewohl er diese Formation in der Eifel kennen lernte, wo sie einen besonders vulkanischen Typus trägt, so betrachtet er dieselbe doch als ein neptunisches Gebilde. „Alle Eifeler Basalte, heisst es S. 463, werden nicht als unserer Erdoberfläche fremde, aus tiefern Schlünden herstammende Massen, sondern als isolirte Reste, einer, den übrigen Gebirgsarten gleich gebildeten Bergkette zu betrachten seyn, die aber im Momente ihrer Bildung auch schon den Keim späterer Entzündung in sich trug, die dann früher oder später mit ungleicher Heftigkeit sich entwickelte.“ — Da seit langer

Zeit die Freyberger Schule, von welcher die neptunische Entstehung des Basaltes besonders verbreitet wurde, so gut wie ganz verstummt ist, und Gegen theils die vulkanische Ansicht immer herrschender wird, so ist es gewiss recht gut, dass ein geistreicher Mann die entgegengesetzte Meynung mit neuen Gründen vertheidigt und sich nicht bloß auf das stets Wiederholte bezieht; bey Verschiedenheit der Ansichten bleibt ein steter Reiz zu neuen Untersuchungen, wodurch das Wahre endlich am meisten gewinnt.

Dritte Abtheilung. 1) *Ueber die Entzündung der Braunkohlenflötze auf dem Westerwalde*, von Stiff. Ein Theil der Braunkohlenflötze von Stockhausen hat sich von selbst entzündet, indem die Grubenbaue nicht gehörig betrieben wurden, und viele kleine Kohlen in den leeren Räumen zurückgeblieben. S. 496 findet man bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, dass bituminöses Holz in der Nähe der Brandstelle, in eine dunklere glänzende Kohle verwandelt ist, und dabey Holztructor und lichtere Farbe verlor. 2) *Einige Beobachtungen über die Basalte im Nassauischen*, von Stiff. Hier werden mehrere in der Gegend von Wisbaden gelegene Punkte aufgeführt, wo neuerlich Basalte entdeckt sind, welche in der Haupt-Streichungslinie der Schiefer zu liegen scheinen. 3) *Die geognostischen Verhältnisse in den Bannater - Bergwerks - Revieren Oraviza u. s. w. dargestellt von Martini*. Der Vf., rühmlich bekannt als ausgezeichnete und vielgereisete Geognost, zieht aus seinen Beobachtungen den Schluss, dass die erzführenden Felsarten der vier Hauptbergwerks - Reviere im Bannate, der Syenit, Kalkstein und Granat, nicht, wie man zeither behauptet, dem Glimmerschiefer eingelagert, sondern abweichend und übergreifend aufgelagert wären, und von jüngern Uebergangsgebirgen bedeckt werden. Jenes erzeiche Gebirge kann nur, heisst es S. 556, dem ältern Uebergangsgebirge, der Syenit-, Porphyr- und Granitformation zugetheilt werden, zu welcher auch die reichsten Erzgebirge von Ungern und Siebenbürgen gehören werden und die überhaupt ungemein über der Erde verbreitet ist. — 4) *Uebersicht der neuen Entdeckungen u. s. w.* Hier findet man Auszüge aus Nöggerath's Rheinland Westphalen; *Boué's Essai sur l'Ecosse*, aus Engelhard's Darstellung des Felsgebäudes Russlands; aus den *Annales des mines* und einigen andern Werken; dann

dann folgen Briefe von Anker in Grätz und Martini in Schneeberg.

Vierte Abtheilung. 1) *Geognostische Nachrichten über die Umgegend von Vic, von Voltz.* Wir finden hier die deutsche Bearbeitung eines Aufsatzes, der früher in den *Annales des mines* T. 8 erschien, wo noch einige Zusätze beygefügt sind, die hier fehlen. Der Vf. giebt eine sehr treffliche Darstellung der geognostischen Verhältnisse jener, in salinistischer Hinsicht so merkwürdigen Gegend; er nimmt hier von oben nach unten folgende Formationen an: Gryphitenkalk, Quader sandstein, Muschelkalk, bunter Sandstein, Salzgebilde, welches er mit dem *red marl* der Engländer parallelisirt. Es kann seyn, daß diese Deutung der Gesteine die richtige ist, es kann aber auch seyn, daß das, was hier Muschelkalk und bunter Sandstein genannt wird, noch größtentheils zu der bisher so sehr verkannten Formation des bunten Mergels gehört, und der wahre graue Muschelkalk noch gar nicht erreicht ist. Man wird gewiß allgemein den Wunsch theilen, daß Hr. Voltz sein Versprechen bald erfüllen und ferner weitere Nachrichten über diesen Gegenstand liefern möchte. 2) *Bemerkungen über von Oeynhausens Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberschlesien u. s. w., von Pusch.* Diese betreffen besonders das, was Hr. v. Oeynhausen über Polen und Galizien sagt, so unter andern den, für Grauwacke gehaltenen Sandstein der Carpathen (den Hr. Pusch mit dem bunten Sandstein parallelisirt), die Verbreitung des weissen Kalksteins in Polen und seinen behaupteten Zusammenhang mit dem erzführenden Kalk u. s. w. So höchst werthvoll diese Bemerkungen sind, so glaubt doch Rec., daß sie in einem etwas mildern Tone hätten abgefaßt werden können. 3) *Ueber das Thonschiefergebirge im Walliserlande, von Lady.* Eine vortreffliche Arbeit, die darthut, daß das Wallis, wie die Tarantaise zu den Uebergangsgebirgen gehört, in welchen Schiefer vorherrscht. 4) *Uebersicht der neuen Entdeckungen; Beschreibung des Pic von Teneriffa, durch v. Buch.* (Abgedruckt aus den Abhandlungen der Academie der Wissenschaften in Berlin.) Ueber den Basalt in der Schnee-grube im Riesengebirge, von Burkart; geognostische Skizze von Ungern, ausgezogen aus Beudant's Reisen. 5) *Miscellen,* sie enthalten Mittheilungen aus verschiedenen Werken und sonstige interessante Nachrichten.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Darnmann: *Ueber die Befreyung der Wälder von Servituten im Allgemeinen, so wie über das dabey nöthige und zweckmäßige Verfahren nach Vorschrift und Anleitung der in den Preuss. Staaten deshalb erschienenen Gesetze.* Eine Hülfschrift bey Servitutenablösungen für Forstbesitzer, Forstverwalter, Servitutenberechtigte und Thei-

lungs-Commissarien, von Dr. W. Pfeil, K. Pr. Oberforststrathe, Professor an der Universität zu Berlin u. s. w. 1821. IV u. 194 S. gr. 8.

Die Berechtigungen, den Wald eines andern durch Hegung, Weide, Mast, Streu u. s. w. zu benutzen, hatte für die Waldeigenthümer wenig lästiges, so lange das Holz keinen oder einen geringen Tauschwerth hatte. So wie aber bey wachsender Bevölkerung und Cultur der Tauschwerth des Holzes stieg, oder der Waldgrund vortheilhafter zu andern Früchten als zu Erzeugung von Holz angewandt werden konnte, wurden dergleichen Beschränkungen in dem freyen Gebrauche seines Eigenthums dem Waldeigenthümer nicht nur beschwerlich, sondern auch der Production und Vermehrung des Nationalreichthums überhaupt sehr hinderlich, da natürlich dergleichen Servitute, der möglichst besten und einträglichsten Benutzung des Waldbodens oft große Hindernisse in den Weg legten. Es entstand also nicht bloß in den Waldeigenthümern, sondern auch bey den Regierungen, die ihre Bestimmung, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes entgegen stehen, kannten, der Wunsch und das Bestreben, die Wälder von den schädlichen Servituten zu befreyn und dem Eigenthümer freye Bahn zur Gewinnung des größtmöglichen Nutzens zu eröffnen. Die Gerechtigkeit aber verlangt, daß dieses nur mit voller Entschädigung der Berechtigten geschehe. Von diesem Princip muß jede Regierung ausgehen, und ihre Zwischenkunft ist deshalb allenthalben nöthig, wo die Parteyen nicht selbst darüber gütlich sich einigen können.

Daß die Staatsmänner über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit, die früheren Waldverhältnisse zu ändern, gehörig aufgeklärt worden sind, ist nicht sehr lange her. Die bessern Einsichten haben indessen bey keiner Regierung in Deutschland früher und allgemeiner eine so heilsame Wirkung in der Gesetzgebung hervorgebracht, als bey der Preussischen; denn seit dem Jahre 1807 nahm der staatswirthschaftliche Theil der Gesetzgebung in den preussischen Staaten eine ganz andere Form an, worin die Einwirkung der bessern, staatswirthschaftlichen Einsichten auf das deutlichste sichtbar ward. Es gewann von dieser Zeit an die Idee die Oberhand, daß die vollkommene Freyheit des Eigenthums die Hinwegräumung aller Hindernisse, welche sich der vortheilhaftesten Benutzung des Grundeigenthums entgegen stellen, von selbst herbeyführen werde, daß man in dieser Hinsicht dem Streben jedes einzelnen sicherer vertrauen könne, als der Wirkung aller unmittelbaren Regierungsverordnungen, welcher man sich für jetzt nur bedient, um diesem und der Entwicklung aller Kräfte einen freyern Spielraum zu verschaffen. „Nach dieser Ansicht sehen wir zuerst die Forsten der Privaten von aller Kontrolle der Staatsbehörden entbinden. Die Provinzial-Forstverordnungen verstat-

statteten früher weder ausgedehnte Holzungen noch Umwandlungen von Forst in Acker oder Wiesen, ohne besondere Genehmigung der Kriegs- und Domänen-Kammern, welche häufig verweigert wurde, wogegen andere Gesetze existirten, welche das Bebauen jedes urbaren Ackerfeldes mit Frucht befahlen, und bey Strafe dessen Umwandlung in Forst untersagten. Diese unnatürlichen Beschränkungen sind für aufgehoben erklärt, und es ist der eigenen Ueberzeugung jedes Forstbesitzers anheim gestellt, auf welche Art er glaubt, seine Besitzung am vortheilhaftesten benutzen zu können, in so fern er nicht durch darauf haftende Gerechtame eines andern darin beschränkt wird.

Um nun auch diese letzten Hindernisse des freyen Gebrauchs aufzuheben, hat die Regierung die Ablösbarkeit derselben ausgesprochen, und sowohl Belastete als Berechtigte befugt darauf anzutragen. Es soll dabey Niemand in seinen Rechten gekränkt oder in seinem Einkommen beeinträchtigt werden. Deshalb kann die Befreyung von Servituten nur bey voller Entschädigung eines jeden, welcher eine Aufopferung bey einer Benutzung oder Abtretung macht, erfolgen. Um aber der Gefahr vorzubeugen, daß die Berechtigten nicht da, wo das Servitut dem Grundbesitzer nicht nachtheilig ist, zu dessen Nachtheile fordern können, sind diesem die nothwendigen Vorrechte bey der Wahl des Aequivalents zur Abfindung eingeräumt, welches die Ablösung in der Regel verhindern wird, so bald sie in der That zum allgemeinen Nachtheil gereichen würde, indem das Servitut dem Besitzer nicht so viel kostete, als es dem Berechtigten eintrüge oder als er Ertrag davon nachweisen könnte. Es ist dieses eine eben so richtige, tief durchdachte, weise als gerechte Bestimmung. Die Ablösung des Servituts soll nicht dazu Statt finden, um die Nutzung desselben in ein disponibles Kapital für den Berechtigten zu verwandeln, um die Kosten, welche auf dem Grundbesitze ruhen und die als hypothecirte und bis jetzt nicht zu kündigende Schulden zu betrachten waren, kündigungsfähig zu machen, sondern dazu, das Grundeigenthum einer sichern Benutzung durch Hiewegräumung aller dieser hindern den Befugnisse fähig zu machen. Es bedarf deshalb eines Mittels, um den Anträgen der Berechtigten, die so leicht gegen das allgemeine Wohl gerichtet seyn könnten, Maass und Ziel zu setzen, was durch die getroffenen Bestimmungen auch hinreichend geschehen seyn wird.

Hat die Regierung auf der einen Seite völlig freye Benutzung der Forsten gestattet, so sucht sie auch den dadurch möglichen Gefahren und Nachtheilen vorzubeugen, indem sie zugleich die Hindernisse der vollkommenen Waldcultur, so viel als thunlich ist, beseitigt. Deshalb sind die Servituten, wo sie nachtheilig darauf einwirkten, so weit es ohne Kränkung fremder Rechte geschehen konnte, beschränkt.

Noch spricht die Gesetzgebung die Ueberzeugung aus, daß im Ganzen ein großer Theil des preussischen Staates zu walddreich ist. Sie bestrebt sich deshalb auf die allein möglich mittelbare Weise das richtige Verhältniß zwischen Feld und Wald herzustellen. Sie sucht auf jede Art den natürlichen Holzboden von dem natürlichen Fruchtboden zu scheiden, nicht verkennend, von welcher unendlichen Wichtigkeit es sey, daß jeder Boden seiner natürlichen Bestimmung gemäß verwendet werde, um ihn der höchsten Benutzung fähig zu machen."

So schildert der Vf. den neuen Geist der preussischen Gesetzgebung und bemerkt mit Grunde, daß sie ihren wohlthätigen Einfluß auf das Volksglück nicht verfehlen werde, und daß die preussische Regierung auf diese Weise die Nationalzwecke ohne alle Krämpfe und Gefahren, ohne die Beeinträchtigung der Rechte irgend eines Individuums befördert, indem sie ohne alles Geräusch in gesetzlicher Stille bloß alle Hindernisse zu beseitigen sucht, die sich der Industrie entgegen stellen. Theilung gemeinschaftlicher Wälder und Aufhebung der Servituten derselben, sobald diese der vollkommeneren Cultur in den Weg treten, sind zwey Hauptgegenstände, deren Regulirung die preussische Gesetzgebung zu dem Zwecke einer bessern Benutzung des Bodens, durch mehrere Verordnungen ins Reine zu bringen gesucht hat. — Eine Anleitung zu geben, wie diese Gesetze so anzuwenden sind, daß der wohlthätige Zweck der Regierung dadurch wirklich erreicht wird, ist die Hauptabsicht des Vfs.

Zu diesem Zwecke handelt die Schrift im *ersten Abschnitte* von den Vortheilen und Nachtheilen der Befreyung der Wälder, von Servituten, mit Beachtung des aus ihnen zu erhaltenden Gesamteinkommens. Hier werden 1) die verschiedenen bestehenden Waldservituten zergliedert und eingetheilt; 2) ihre verschiedene Entstehungsart erklärt; 3) die Ursachen entwickelt, wodurch das Verlangen, sich davon befreit zu sehen, entsteht und verstärkt wird; 4) untersucht, welchen Einfluß die Waldservituten auf die Vermehrung oder Verringerung des National-Einkommens der Forsten ausüben, und wenn sie in dieser Hinsicht aufgehoben werden müssen oder ohne Schaden bleiben können, wie dabey die Waldeigenthümer und die zu den Servituten Berechtigten dabey auf eine verschiedene Art interessirt sind, und wie die verschiedenen Interessen bey Aufhebung der Servituten der verschiedenen Art so auszugleichen, daß keine von beiden Partheyen verliert, vielmehr eine oder gar beide gewinnen und wie insonderheit das National-Interesse dabey bald gleichgültig bleibt, bald gewinnt, bald aber auch verlieren kann. Alles dieses ist so auseinander gesetzt, wie man es von einem aufgeklärten wissenschaftlichen und dabey mit allen Einzelheiten seines Gegenstandes vertrauten Manne nur immer erwarten kann. Auf diese Kenntniße werden

den nun 5) die Maafsregeln der nöthigen Vorſicht gegründet, welche die Regierung bey Befreyung der Wälder von den Servituten zu befolgen hat, damit ſie dennoch weder den Waldeigenthümer noch den Berechtigten verletzt und auch dem Nationalwohl keinen Schaden thut.

Nach dieſen Betrachtungen wird im *zweyten Abſchnitt* (S. 81) das Geſchäft der Ablöſung der Servituten nach preußiſchen Geſetzen ſelbſt beleuchtet, und was die umſichtige Politik dabey zu beobachten hat, entwickelt. Nachdem 1) die Tendenz der preußiſchen Geſetzgebung hierüber im allgemeinen dargeſtellt und 2) der Geiſt der neueren Geſetzgebung dieſes Staates, wie wir oben geſehen haben, geſchildert iſt, handelt der Vf. 3) von der Theilung der gemeinſchaftlichen Wälder. Darunter werden nach der preuß. Geſetz-Sprache nicht allein ſolche Wälder verſtanden, welche Gemeinden angehören, ſondern auch ſolche, die zwar nur einen Grundbeſitzer haben, aber auf denen Dienſtbarkheitsberechtigungen (Servituten) ruhen. Das Geſetz betrachtet alſo die Servitutenberechtigten als eine Art Mit-eigenthümer der Wälder. In dieſer Abtheilung wird zunächſt von der Theilung der Gemeinde-Wälder gehandelt, dann im folgenden vierten Kapitel (welches durch einen Druckfehler *zweytes* genannt wird) die Ablöſung der Servituten begriffen. Die Theilung der Theilhaber an den Gemeinde-Wäldern (der Herrſchaft, der Bauern, Koſſäthen) iſt bekanntlich ein ſehr ſchwieriges und verwickeltes Geſchäft, beſonders bey Waldungen. Wie daſſelbe leicht und klar zu machen, lehrt des Vfs. gründliche Erörterung hierüber. Eben ſo ausführlich wird ſodann von der Ablöſung der Servituten der Wälder, nach preußiſchem Recht, und von dem, was der Commiſſarius dabey zu beobachten hat, geredet.

Wir können das Buch allen, welche entweder mit dem Geſchäft der Ablöſung der Waldſervitute zu thun haben, oder welche ſich ſonſt über dieſe höchſt wichtige Materie gründlich unterrichten wollen, nicht genug empfehlen. Schwierigkeiten mögen freylich in vielen Fällen noch zurückbleiben, die der Vf. nicht gelöſt, an die er vielleicht auch nicht gedacht hat; einige derſelben ſind vielmehr auch gröſſer vorgeſtellt als ſie ſind. Aber da die Schrift zu denken giebt, ſo wird ſie auch künftige Bearbeiten dieſer Materie veranlaſſen, die wichtige Theorie dieſer Ablöſungen immer mehr und mehr zu vervollkommen, ſo daſs ſie in vollkommener Uebereinstimmung mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit und der Nationalökonomie vorgenommen werden können.

ZÜLLICHAU, b. Dardmann: *Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Forſtmannes für die Erhöhung des Nationalwohlſtandes und Volksglücks.* — Rede bey der feyerlichen Eröffnung der Königl. Forſtacademie zu Berlin gehalten durch den Oberforſtrath und Prof. Dr. W. Pfeil. 1822. 22 S. 4.

Erfüllt von der Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes ſetzt der Vf. in dieſer Rede mit wahrer Bedachſamkeit und tiefer Einſicht auseinander: wie die wahre Nutzung der Wälder in unſern Tagen eine höhere Wiſſenſchaft fodere, als man bis hierher unter der Mehrheit der Forſtbeamten finde, und wie nur wahre wiſſenſchaftliche Einſicht die Irrthümer und Vorurtheile, welche noch bis jetzt die Waldwirthſchaft in Barbarey erhalten haben, zu vertreiben, und wie wohlthätige Wirkungen in dieſer Hiſtocht von der vom König geſtifteten Forſtacademie zu erwarten ſeyen. „Die Folgen jeder Benutzung erkennend und genau abwägend, Schaden und Nutzen unbefangen gegen einander haltend, weiſt er (der wiſſenſchaftlich gebildete Forſtmann) die ſcharfe und richtige Grenzlinie zwiſchen jeder dem Ganzen nachtheiligen oder vortheilhaften Waldwirthſchaft zu ziehen. Er iſt der Walderhaltung gewiſs, darum quält ihn keine eitle Sorge für ihn, keine Ungewiſſheit zwingt ihn zu unbegründeter und vermeidlicher Beſchränkung der Waldbenutzung, er weiſt, was der Nation frommt, darum bietet er ihr zur Benutzung dar, was ſie bedarf und was ihr gehört. Er will nicht, wie excentriſche Köpfe, die das Bedürfniß des Waldes fühlen, aber die Bedingungen ſeines Werthes und ſeiner Erhaltung nicht erkennen, Deutſchland mit Waldgürteln umſchlingen, die Bewohner von den fruchtbaren Fluren vertreiben, und die Waldwüſten der Zeiten des Tacitus an die Stelle der reichſten Fruchtfelder, der Urbarmachungen Friedrichs ſetzen. Denn ſeinen Kräften ſind die vermiedenen und verlaſſenen Steppen, die unwirthbaren Berge der liebſte Spielraum. Wohlthätig vertheilt er die verborgenen Schätze der Walderzeugung; der Landmann und ſeine Bedürfniſſe ſind ihm keine Feinde mehr, mit denen er kämpft, es gewährt ihm den höchſten Genuß, in ſeiner Geiſtesbildung Hülfsmittel genug zu finden, ſie beſiedigen zu können u. ſ. w.“ Das iſt der Geſichtspunct, aus welchem der Vf. die Forſtwirthſchaft betrachtet, und welchen allgemein zu machen, der Unterricht in der Forſtacademie beabſichtigt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

PHILOSOPHIE.

1) BERN, b. Weher: *System der Philosophie in tabellarischer Uebersicht*, von Dr. Friedrich Calker. 1820. 8. S. 4.

a) Ebendaf.: *Propädeutik der Philosophie. Erstes Heft*.

Auch unter dem Titel:

Methodologie der Philosophie, entworfen von Dr. Friedrich Calker. 1821. 50 S. 4.

Beide Schriften enthalten die philosophische Ansicht des Vfs., welche mehr mit den Bestrebungen besonnener Forscher auf dem Wege Kants, als mit denjenigen der AllEinsLehrer zusammentrifft, wiewohl auch einiger Einfluß der letzteren in mancher Beziehung kenntlich wird, und es in unserer Zeit kaum fehlen kann, daß bey dem Vorhandenseyn der mannichfaltigsten philosophischen Lehrgebäude nicht irgend eine Seitenverwandtschaft zu diesem oder jenem in philosophischer Durchbildung hervortrete, und ein eigentlich Neues auf dem philosophischen Gebiet nicht erwartet werden darf. Denn jene Meinung von einem ganz neuen Funde der Wahrheit, und von einem Riesenysteme, welches ohne genealogischen Zusammenhang mit seinen Vorgängern diese alle, gleich Zwergen, todtschlägt, wird schwerlich mehr in unserm Jahrhundert, wie am Ende des Vorigen, herrschen, es sey denn, man vergesse die gesammte Geschichte der Philosophie, zumal die jüngste, und komme gar nicht zur historischen Befinnung. Wo diese vorhanden ist, werden Rede und Gegenrede der individuellen Ansichten ihren Platz behaupten, aber in ihrem specifischen-Unterschiede eine gewisse Gemeinschaft nicht verleugnen, die wenigstens natürlicher und menschlicher als ein fabelhaftes Riesengeschlecht das Nebeneinanderbestehen der Einzelnen auf philosophischem Gebiet einleitet.

Zu Anfange der Vorrede der ersten Schrift heist es: „*Vernunft* ist noch nicht der ganze Geist, welcher in der Seele des Menschen ein Zeitleben vollbringt. Denn das Vernehmen, als die eigenthümliche Thätigkeit der Vernunft, ist Erkennen: Liebe und Thun sind aber eben so ursprüngliche Aeußerungen der Seele.“ Diesem gemäß nennt es der Vf. einseitig, wenn die Philosophie nur als Wissenschaft der Vernunftkenntnisse dargestellt wird.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Wer möchte jedoch behaupten, daß diejenigen, welche von einer Wissenschaft der Vernunftkenntniß sprachen, nicht das vieldeutige Wort Vernunft in einem ausgedehntern Sinne als der Vf. gebraucht hätten, und dadurch ihm verwandter wären, als er glaubt? Wenigstens legt Fichte auf das Thun ein großes Gewicht und verbindet damit eine Hingebung an die moralische Ordnung desselben, welche als Liebe bezeichnet werden könnte. Und wenn Jacobi von der Vernunft, als einem Vernehmenden redet, meint er gewiß den Geist des Menschen, der Höheres vernimmt, dessen Herrschaft sich zugleich im Gefühl der Liebe und in der Sicherheit des Thuns kund giebt. Kann Vernunft außerdem als ein Stück des Geistes bestimmt werden, selbst wenn sie nur als Vernehmendes, Erkennendes gilt? Ohne Liebe, ohne That, ist wohl auch kein Vernehmen und Erkennen denkbar, ja es ist die Erkenntniß des Menschen weit abhängiger von demjenigen, was er liebt und thut, als gemeinhin die philosophischen Systeme anzunehmen pflegen. Der Vf. glaubt, man habe in neuern Zeiten die Philosophie der Mathematik und die Philosophie der Aesthetik (Symbolik) zu wenig berücksichtigt, und hat der letztern in seiner Urgesetzlehre eine neue Grundlage zu geben versucht, auf welche er durch den Gedanken geleitet worden ist, daß ein und dasselbe Seyn der Dinge sowohl unter den Gesetzen der Wahrheit, als unter den Gesetzen der Schönheit stehe. Darum ist seine Darstellung der Schönheitslehre im engsten Zusammenhange mit seiner ganzen Ansicht von der Philosophie überhaupt, welche er in dem Satze ausspricht: „Erkennen, Thun und Lieben sind die drey Arten der Entfaltung in dem Daseyn des Menschengeistes, durch welche derselbe in der Gemeinschaft mit dem Ganzen der Dinge steht, und durch welche allein er folglich die Urgesetze im Wesen der Dinge auffassen kann.“ (S. V.) Diese Ansicht steht in Verwandtschaft zu den Grundlagen der neuern Naturphilosophie, welche wegen der Entfaltung in der Differenz des Geistigen und Körperlichen, und ihrer Indifferenz im Absoluten Einen, die Gesetze des Geistes zugleich als Gesetze der Körperwelt und umgekehrt diese als Gesetze von jenem betrachtet. Wenn ferner S. VII. ausgesprochen wird: „es muß der Menscheng Geist, wiefern er selbst ein Wesen im Weltganzen ist, auch den ewigen Gesetzen desselben gemäß seyn, das heißt, die ewige Gesetzgebung in seinem eignen Wesen angewendet besitzen;“ — so erinnert dieses

X (2)

an

an den von *Bardili* ausgehenden und von *Reinhold* weiter ausgebildeten rationalen Realismus, in welchem der Begriff von *Anwendung* sich bedeutsam hervorhebt, und das Eigenthümliche des Systems bezeichnet. Solche Erinnerungen bewähren eben jenen genealogischen Zusammenhang der philosophischen Ansichten, dessen zuvor erwähnt worden, und ohne ihn zu tadeln, finden wir ihn vielmehr natürlich, und vergleichbar mit einer Harmonie der Evangelien, welche die Theologen voraussetzen.

In der Uebersicht der Theilwissenschaften der Philosophie zählt der Vf. zur *reinen* Philosophie ausser der Logik: 1) die speculative Metaphysik als speculative Physik und speculative Glaubenslehre; 2) die practische Metaphysik als rationale Ethik und reine Religionsphilosophie, 3) die contemplative Metaphysik als reine Aesthetik, reine contemplative Glaubenslehre und reine Symbolik; dann zur *angewandten* Philosophie ausser der angewandten Logik: 1) die angewandte speculative Metaphysik als angewandte speculative Physik und angewandte rationale Theologie; 2) die angewandte practische Metaphysik als angewandte Ethik und angewandte Religionsphilosophie; 3) die angewandte contemplative Metaphysik, als angewandte Aesthetik, contemplative Glaubenslehre und Symbolik. — Der Vf. hat hier den Unterschied der *Reinen* und *Angewandten* beybehalten, welcher als eine alte Ueberlieferung auf dem Felde der Philosophie sich feststellte, aber gleichwohl manchen Einwendungen zu unterliegen scheint. Was man unter einer reinen Philosophie ohne Anwendung zu denken habe, möchte schwer zu bestimmen seyn. Alle philosophische Untersuchungen können mehr in Abstracto und mehr in Concreto vorgenommen werden, aber es giebt kein reines Abstractum ohne Bezug auf das Concreto, und kein Nachdenken über dieses, ohne Bezug auf Verallgemeinerung, mithin ist Abstractes und Concretes, Reines und Angewandtes, immer mit und neben einander. Was daher für die Methode des Vortrags, ob man mit dem Allgemeinern oder Concreten anfangen, einen Unterschied hervorbringen kann, macht keinen wirklichen Unterschied in den Theilen der Wissenschaft. Sagt der Vf. S. 8: „Philosophie muß aus denselben Gründen, welche bey der Mathematik allgemein anerkannt sind, in reine und angewandte Philosophie getheilt werden;“ so zeigt eben diese Vergleichung mit der Mathematik das Ungeeignete solcher Eintheilung, weil die mathematische Wissenschaft im Besitze einer Construction *a priori* ist, um mit *Kant* zu reden, welche der Philosophie mangelt. Ganz richtig aber bemerkt der Vf. gegen Viele der neuern Denker, daß die Psychologie immer mit der Philosophie zu Einem Ganzen verbunden bleiben müsse; denn ohne psychologische Untersuchungen sey keine vollständige Lehre von der Vermeidung des Irrthums und von dem Auffinden der Wahrheit möglich.

Darum theilt sich denn die Philosophie als die Wissenschaft der innern Erkenntniß in Selbstlehre,

Denklehre, Urgesetzlehre. Die Selbstlehre ist eine Erfahrungswissenschaft; und der Vf. hält die Eintheilungen der Grundlagen der menschlichen Seele in Vorstellungsvermögen, Gefühlsvermögen und Begehrungsvermögen unrichtig, weil die Glieder derselben sich nicht einander ausschließen, und z. B. im Fühlen auch ein Vorstellen enthalten sey, u. f. w. Derselbe Einwurf scheint aber gleichfalls gegen die eigne Eintheilung des Vfs. in Erkennen, Lieben und Thun göltig, weil im Lieben auch ein Erkennen enthalten ist, u. f. w. — Wir machen daraus jedoch keinen Vorwurf, indem die Voraussetzung, daß bey Eintheilungen der Grundlagen der menschlichen Seele die Glieder derselben sich einander ausschließen sollen, unrichtig scheint, da sie vielmehr einander einschließen werden, und in der Thätigkeit des Geistes Nichts so gefondert und vereinzelt hervortritt, um nicht seine Verbindung mit Andern kund zu geben. So ist z. B. nach der zweyten Tafel, wo der Vf. die in der Einheit der Seele verbundenen Thätigkeiten aufführt, und Erkennen mit Lieben das *Betrachten*, Erkennen mit Thun das *Aufmerken* nennt, ebenfalls zu sagen, Betrachten sey auch ein Thun, Aufmerken sey auch ein Lieben, und weiter: Beschauen sey gleichfalls ein Thun, Begehren sey auch ein Erkennen, Entschliessung sey auch ein Lieben, Bestreben sey auch ein Erkennen. Wenn die Psychologen in ihr Fachwerk die Thätigkeiten der Seele einreihen wollen, zeigt sich meistens dieses Fachwerk zu enge, und dient ihnen dann als *Mittel* zur Verständigung, aber nicht als ein unveränderliches Schema, nach welchem nothwendig der Gegenstand aufgefaßt werden *mußte*. Daher dann auch der verschiedne Wortgebrauch bey Einzelnen, über welchen man sich zur Verständigung wieder verständigen muß, was der Vf. in Beziehung auf die häufige Verwechselung der Begriffe *Empfindung* und *Gefühl* S. 26. anmerkt, und wünscht, daß man diese Worte bestimmter gebrauchen möge, nämlich *Empfindung* mehr für den leidentlichen Zustand der Erregtheit, *Gefühl* mehr für die Selbstthätigkeit des geistigen Lebens. Rec. welcher auf ähnliche Weise beide Begriffe und Worte zu unterscheiden pflegt, gesteht doch, daß es hier auf ein Mehr und Minder ankomme, welches sich keineswegs als eine nothwendige Gebrauchsregel vorschreiben läßt. Wenn daher der Vf. S. 29. sagt: „Der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende des Geisteslebens in der Natur gehört dem Gefühl,“ so wird ihn gleich andern der Vorwurf einer Gefühlphilosophie treffen, in welchem jene Unterscheidung zwischen Gefühl und Empfindung eben nicht festgehalten wird.

Der Vf. versteht unter Vernehmen das unmittelbare Erkennen, für welches das Denken und Aufmerken als mittelbares und vermittelndes Erkennen die Verständigung und Klarheit des Bewußtseyns sucht; es giebt nach ihm eine sinnliche Vernehmung, eine Größenvernehmung und eine Wesenvernehmung. Die letztere bestimmt er als reine Vernunft-erkenntniß in bloßen Begriffen. Hiergegen möchte sich

sich der Zweifel erheben, daß diese Vernunftkenntniß dann keine unmittelbare mehr sey, denn alle Erkenntniß in Begriffen ist eine vermutete Erkenntniß, über welchen Satz die Philosophie nur zu oft sich getäuscht hat. Soll die Wesenvernehmung nach S. 35. das Wissen, Glauben, Ahnden in sich schliessen, so ist sie nicht mehr eine Erkenntniß aus bloßen Begriffen. Der Vf. nennt in diesem Sinne ganz richtig die Denklehre eine Vermittelungswissenschaft, (S. 43.) und es heist dann die Begründungsart der Grundbegriffe und Grundätze eine *Grundweisung*, (S. 47.) welche Grundweisung das eigentliche Geschäft des Philosophirens ausmacht und worüber die verschiedenen Ansichten der Philosophen sich auszubilden pflegen.

In der Logik zählt der Vf. Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, als verschiedene Grade der Erkenntniß nicht auf gewöhnliche Weise zur Qualität, sondern zur Modalität. Die Qualität wird ihm aus den Arten der Erkenntniß bestimmt, als Erfahrungsbegriff, Größensbegriff und Urgezetbegriff, welche Beschaffenheit ganz unabhängig von dem Grade der Denktätigkeit des Einzelnen sey. Seine Gründe für diese Abänderung verdienen erwogen zu werden. Den Unterschied des Metaphysischen vom Logischen bestimmt er durch den Gegensatz vom Denken und ursprünglicher Erkenntniß, und spricht aus: daß alle Begriffe und Sätze aus unerklärbaren Grundbegriffen und unbeweisbaren Grundsätzen durch Erklärung und Beweis hergeleitet werden müssen (S. 57.). Sein Hauptatz in der ganzen Lehre von der Wahrheit ist die Behauptung: daß die drey verschiedenen Ueberzeugungsweisen von der gegenständlichen Wahrheit; nämlich Wissen, Glauben, und Ahnden durchaus die gleiche Nothwendigkeit und gleiche Gültigkeit haben, und daß nur in ihrer durchgängigen Vereinigung die Eine und volle Wahrheit des Ganzen alles Seyns aufgefaßt werden kann. (S. 64.) Er verwahrt sich gegen den Vorwurf des Mystischen, weil eine Behauptung, für welche kein logischer Beweis und keine logische Erklärung statt findet, keineswegs schon deswegen für mystisch zu halten sey, sonst wäre jeder Grundbegriff und jeder Grundsatz mystisch. Wahr genug, aber nicht hinreichend anerkannt. Die Tabellen sind ausführlich nach dieser angedeuteten Ansicht des Vfs. entworfen.

Die zweyte Schrift bemerkt über den Zweck und Inhalt einer Propädeutik der Philosophie: „Die Vorbereitung zur Philosophie, eine Vorschule für das eigentliche Studium dieser Wissenschaft, ist schon theils das Leben eines jeden Menschen selbst, theils die bildungsmäßige Entwicklung des Geistes durch die in der Geschichte überlieferten Lehren und Forschungen nach Weisheit strebender Menschen. Aber beide Arten der Anregung geben ihren Stoff und die darin enthaltenen Gegenstände für ein tieferes Denken noch ungeordnet und vermisch; Philosophisches mit Empirischem, Historischem, Physischem, Mathematischem, Positiv Politischem und

Theologischem noch eng verbunden. Wissenschaftlich und eine wahre Vorschule der Philosophie wird daher jene Vorbereitung erst dadurch, daß sowohl aus der Fülle von Lebenserfahrungen, als auch aus dem mannichfaltigen Stoff der geschichtlichen Bildung das der Philosophie Angehörige gesammelt, in gegenseitige Beziehung gestellt, und durch eine lebendige Theil und Ganzes beachtende Anordnung für eine tiefer eindringende Forschung zugerichtet wird.“

Was also Leben und Geschichte ungeordnet und vermisch von selber thun, das will der Propädeutiker mit Ordnung und Sichtung thun, ein Itets zu billiger Voratz, wiewohl das Leben und die Geschichte mit ganz andern Kräften auf die Gedanken der Menschen zu wirken pflegen, und vielleicht niemand ganz methodisch zum Philosophen gebildet worden ist. Darum dient eine Propädeutik für denjenigen als eine gute Wegweisung, welcher schon durch sein Leben und die demselben angeflonnen geschichtlichen Kenntniße zum Bedürfniß des Philosophirens gelangte, und er wird sich leichter orientiren, wenn ihm ein Erfahrer über Methodologie, Encyclopädie und Geschichte der Philosophie, als die drey Theile der Propädeutik nach Angabe des Vfs., Auskunft giebt. Wir finden in vorliegendem Hefte die Methodologie. Eine Frage nach Gründen ist der Anfang des Philosophirens, und bezieht sich auf Erkenntniße von dem Seyn außerhalb und von dem Seyn innerhalb des Menschengeistes. Die Wissenschaft von jenen enthält drey Theile: Weltbeschreibung, Sprachkunde und Geschichte; die Wissenschaft der letzteren schließt in sich Selbstlehre, Urgezetlehre, Denklehre. Die Wissenschaft der innern Erkenntniß oder die Wissenschaft von den Gesetzen im Wesen der Dinge und den Mitteln des Bewußtseyns um dieselben ist die sogenannte Philosophie. (S. 16.) Die in der Gesetzgebung für das Geistesleben angewendete allgemeine Gesetzgebung des Seyns muß sich auf dreyfache Weise dem Menschen zeigen: und zwar als *Wahrheit* für das Erkennen, als *Guteit* für das Thun, und als *Schönheit* für das Lieben. Wahrheit ist das Gesetz der Erkenntniß, und enthält die Aufgabe, das Urbild und die Urgezet für alles Erkennen. Sie erscheint in der Geschichte der Menschheit als Begebenheit, Sage, Geschichte, oder Wahrheit der Wirklichkeit, die Wahrheit der Form ist Zeit, Raum und Bewegung, die Wahrheit der Gedanken tritt auf als Vorstellung, Wahrscheinlichkeit, Gesetz; die Wahrheit der Wissenschaft als Thatsache, Gesetz, Bestimmbarkeit, die Wahrheit der Ewigkeit als Zeitlichkeit, Ewigkeit, Wunderbarkeit. In Beziehung der letztern bemerkt der Vf.: „es giebt für den Menschen Unerklärliches und Unbegreifliches. Mit der Behauptung des Gegentheils haben zwar oft Einzelne sich selbst und ihre Schüler getäuscht, hat aber die Menschheit sich noch niemals, ja nicht einmal ein ganzes Volk sich täuschen lassen.“ Dieses das Wissen und die Wissenschaft ergänzende

Erkennen, und die in demselben liegende Ueberzeugung des Menschen führt die Geschichte der Menschheit als den *Glauben* auf. (S. 23.) Es giebt aber auch eine Erscheinung der Wahrheit in der Erfahrung des einzelnen Menschen, als Sinnesvernehmung und Beobachtung, als Größenvernehmung und Berechnung, als Vorstellung und Gedanke, als Ueberzeugung und Wissenschaft, als Glaube.

Gleichegestalt betrachtet der Vf. die Erscheinung der Gutheit zuvörderst in der Geschichte der Menschheit und dann in der Erfahrung des einzelnen Menschen. In jener ist sie Gutheit der sinnlichen Handlung, der verständigen, sittlichen, edlen, andächtigen Handlung; in dieser ist sie das Angenehme, Nützliche, Sittliche, Edle, Andächtige. Die Schönheit erscheint in der Geschichte der Menschheit als Schönheit des Gegenstandes sinnlicher Liebe, verständiger, edler, selbstständiger, andächtiger Liebe; und in der Erfahrung des einzelnen Menschen erscheint das Reizende und Rührende, das Regelmäßige und Geordnete, das Abgemessene oder Verhältnismäßige, die Schönheit des Ausdrucks, und die Erhabenheit und Deutlichkeit. — Die gewählte Eintheilung in Geschichte der Menschheit und Erfahrung des einzelnen Menschen, nach welcher das Erkennen, Thun und Lieben hier zur Uebersicht gebracht werden, hat die Unbequemlichkeit, daß in ihnen Wiederholung statt finden muß, weil die Erfahrung des Einzelnen keine andre seyn wird als solche, die schon in der Geschichte der Menschheit vorgekommen, und diese letztere nichts anders als die Summe der Erfahrungen Einzelner enthalten kann.

Zum Schlusse berührt der Vf. das philosophische Interesse, als ein Streben nach der tiefern Einsicht in die Gesetzgebung und Bedeutung jener Formen des wahren Guten und Schönen, woraus das Grundgesetz für das wissenschaftliche Verfahren in der Ausbildung des Bewusstseyns zur Philosophie besteht, nämlich auszugehen von einer Betrachtung und Darstellung des Verhältnisses der selbstständigen Wesenheit des Geistes zu den Lehren aller Wissenschaften. Diese stehen daher alle in einem Verhältniß zur Philosophie, und diese enthält die verbindende Einheit für alle. Da folglich jede Wissenschaft nothwendig einen philosophischen Theil hat, so entstehen die besondern Richtungen der Philosophie in Philosophie der Geschichte, Philosophie der Natur, der Mathematik, des Rechts, der Tugend, des Schönen u. s. w. Nach den Gesetzen der menschlichen Erkenntnißkraft durchgeht die Entwicklung des Bewusstseyns folgende Stufen: 1) die sinnliche Erkenntniß und

empirische Gewisheit, die Erkenntniß durch Erfahrung; 2) die Größenerkenntniß und *mathematische Gewisheit*, die Erkenntniß durch Messung und Rechnung; 3) die gedachte Erkenntniß und *philosophische Gewisheit*, die Erkenntniß durch Denken im engsten Sinne; welche selbst noch wiederum die zwey Arten in sich schließt: theils die Erkenntniß in Erklärungen, Eintheilungen und Beweisen; theils die Erkenntniß in Grundbegriffen und Grundsätzen, aus welchen jene abgeleitet werden. „Durch dieses Gesetz der Entwicklung des Bewusstseyns wird für das Studium der Philosophie zweyerley bestimmt: erstens nämlich, daß dasselbe nothwendig eine erfahrungsmäßige und geschichtliche Bildung im weitesten Sinne, zu welcher auch vorzüglich die Sprachkunde gehört, und die Kenntniß der Größenswissenschaft voraussetze; und zweitens, daß das Studium des Systems der Philosophie von der Entwicklung der ganz besonders im Denken sich zeigenden Geistesthätigkeit und der Bildung derselben zu einer Kunst und Wissenschaft des höheren Bewusstseyns, zur Logik und Dialectik ausgehen müsse.“

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Serena*. Mittheilungen aus dem Reiche des Komus zur Aufheiterung nach ernstesten Geschäften, von A. Weisern. 1824. 288 S. 8.

Der Leser erhält unter diesem etwas Besseres versprechenden Titel: 1) *Töffels Reiseabenteuer, eine Posse*, der wir das Prädikat *langweilig* geben müssen, weil der Held derselben zu dumm und nicht gutmüthig genug ist, um wahres Interesse zu erregen, und weil die Verlegenheiten in welche er geräth, einander zu ähnlich sind und dadurch ermüden; — 2) *Den Leibkutscher, einen Schwank*, der sich, einige grobe Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, angenehmer liefert als Nr. 1; — 3) *Reimeren*, die weiter nichts sind als das; und — 4) *Anekdoten*, von denen sehr viele schon gedruckt waren. Unter diesen sowohl als unter den Reimeren kommen übrigens Sachen vor, die der Vf. allenfalls der rohen Volksklasse, aber nicht in einem gebildeten Kreise mit Beyfall vortragen wird; Späße, die so plump und gemein sind, daß sie an das berühmte *Vademekum für lustige Leute* erinnern. Auf die *Captatio benevolentiae* dieser plebejischen *Serena* möge daher das Wort *Schillers* zur Antwort dienen:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

STATISTIK.

STUTT GART, b. Steinkopf: *Königl. Württembergisches Hof- und Staats-Handbuch*. 1824. XVI und 678 S. gr. 8. (2 Fl. 36 Kr.)

Nach 9 Jahren ist dies wieder das erste neue Staatshandbuch von Württemberg. Mancherley Veränderungen sind während dieser Zeit vorgegangen, die ganze Staatseinrichtung hat eine andere Gestalt bekommen. Und auch jetzt scheinen noch nicht alle Schwierigkeiten, welche in diesem Wechsel der Formen für ein neues Staatshandbuch liegen, ganz gehoben zu seyn. Manches, was die Organisations-Edicte verordnen, wie z. B. die Notariats-Einrichtung, erscheint in dem gegenwärtigen als noch unausgeführt. Indess war es dringendes Bedürfnis, nach so langer Zeit wieder ein neues Hand- und Adressbuch zu besitzen, und das gegenwärtige erfüllt dieses Bedürfnis auf eine Weise, welche der Redaction Ehre macht. Plan und Ausführung sind gleich lobenswerthe und selbst die typographische Einrichtung ist musterhaft.

Das Werk zerfällt in 5 Hauptabtheilungen: I. *Königliches Haus*, worin die Familienverhältnisse desselben nach allen seinen Zweigen dargestellt werden; II. *Königlicher Hofetat*, worunter A. der Hofstaat des Königs, der Königin und andern im Königreiche sich aufhaltenden Glieder des Königl. Hauses; B. die *Hofdomains-Kammer*, welche die Verwaltung des Königl. Familien-Fidei-Commissguts zu besorgen und die Aufsicht über die Verwaltung der Civil-Liste zu führen hat, begriffen ist; III. *Königl. Orden*: 1) Orden der Würtemb. Krone, 2) Militär-Verdienst-Orden, und zwar a) am blauen, b) am gelben Bande; 3) Orden des goldenen Adlers; 4) Civil-Verdienst-Orden, wozu noch die Adels-Decoration kommt; IV. *Militär-Etat*; V. *Civil-Etat*.

Der Abschnitt: *Hofetat* liefert einen schönen Beweis von der edlen Einfachheit des jetzt regierenden Königs Wilhelm. Die Zahl der Kammerherren beläuft sich zwar noch auf 68; aber der wirklich dienstleistenden Kammerherren sind nicht mehr als 2, und die meisten übrigen rühren noch aus frühern Zeiten her. Herzog Karl hinterließ in seinem kleinen Lande 93, König Friedrich 194 nebst 96 Kammerjunkern. Eine Menge früherer Hofstellen findet man gar nicht mehr, und aus der ganzen Hof-Einrichtung leuchtet überall Ordnung und Zusammenhang.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

hervor. Von den Orden erlöschten bekanntlich die beiden letztern, der Adlerorden und der Civilverdienstorden, ebenso der Militär-Verdienstorden am gelben Bande, nachdem der jetzige König den ersten — den Kronen-Orden neu gestiftet und dem zweyten, dem Militärverdienstorden, eine neue Einrichtung gegeben hat. Die Einrichtung und der Bestand des Militär-Etats ist bekannt. Der Civil-Etat zerfällt in folgende Unterabtheilungen: A. *Geheime Cabinets-Kanzley*; B. *Geheimer Rath*; C. *Central- und Kreisverwaltung nach 5 Ministerial-Departements*; D. *Central- und Kreisverwaltung nach Oberämtern*. Zwischen B und C sind die Landstände eingeschoben, von welchen ein vollständiges Namensverzeichniß gegeben wird. Die Abtheilung D führt wahrscheinlich bloß durch ein Verhehlen ihre Ueberschrift; an ihrer Stelle, S. 139, ist sie „Bezirks- und Orts-Verwaltung“ überschrieben, was sie auch ist. Unter den Staats-Anstalten werden bey dem Departement des Innern und des Kirchen- und Schulwesens auch die drey, von dem jetzigen König gestifteten Vereine — der Handels- und Gewerb-Verein, der Landwirthschaftliche Verein und der Verein für Vaterlandskunde aufgeführt; dazwischen hinein aber ist das Irrenhaus, die Taubstummen- und Blinden-Anstalt gestellt, und man vermißt in diesem Abschnitte überhaupt die folgerechte Ordnung, wodurch sich das Ganze so vortheilhaft auszeichnet. Auf die Bezirks- und Ortsverwaltung folgen: A. „*Verzeichnisse von Aemtern und Beamten*“; B. *Provisorisches Verzeichniß des standesherrlichen und ritterschaftlichen Adels*. Durch die erste Ueberschrift wird man, wegen ihrer Allgemeinheit, im ersten Augenblicke etwas zweifelhaft gemacht, was man darunter zu verstehen habe, da die ganze vorherige Abtheilung meist nichts anderes, als ein Verzeichniß von Aemtern und Beamten liefert; man findet aber bald, daß nur ein Verzeichniß von solchen Aemtern und Beamten gemeint ist, welche abgesondert von der politischen Bezirksverwaltung bestehen, wie die Cameral- und Forstämter, die Kirchenämter u. s. w., und man erhält dadurch vollends eine vollständige Uebersicht über den ganzen Staats-Organismus. Zu bedauern ist, daß das Verzeichniß des standesherrlichen und ritterschaftlichen Adels immer noch ein bloß provisorisches ist. Den Schluß machen: „*Erläuterungs-Noten*“ über den sogenannten Ressort jeder einzelnen Verwaltungsstelle, wie sie in den frühern Handbüchern gemeinlich den

Y (2)

den Stellen vorangeschickt worden, hier, aber mit mehr Schärfe und Genauigkeit gegeben sind. Dafs es bey einer solchen Arbeit nicht ohne *Nachträge* abgehen kann, ist begreiflich; aber dafs diese hier zu einem so bedeutenden Umfang angewachsen sind, ist ein Uebelstand, der hätte vermieden werden sollen durch Beschleunigung des Drucks und der Arbeit.

Wir erlauben uns, noch einige weitere Bemerkung über diese so schätzbare als mühsame und geduldprüfende Arbeit beyzufügen. Es kann dabey nicht die Absicht seyn, auf kleine Unrichtigkeiten, welche bey einer solchen Arbeit fast unvermeidlich sind, aufmerksam zu machen; wir wollen die Redaction auch nicht der Sünde gegen die Verfassung anklagen, deren sie sich wohl in vieler Augen schuldig machte, indem sie wiederholt setzte: „Departement des Innern und des Kirchen- und Schulwesens“ statt: Departement des Innern und *des* des Kirchen- und Schulwesens. Dagegen aber wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf einige allgemeine Punkte richten. — Vergleichen wir das neue Staatshandbuch mit seinen Vorgängern, so finden wir, dafs es sich von diesen hauptsächlich durch seine statistischen Notizen unterscheidet. Was es aber auf der einen Seite giebt, nimmt es auf der andern wieder. Es theilt nämlich von jedem einzelnen Orte die Bevölkerung und von jedem einzelnen Oberamtsbezirke und Kreise ein „*statistisches Ergebnis*“ mit, welches A. die *Zahl der Gemeinden nach ihren drey Klassen* (bey den Kreisen auch der Oberämter), *die Zahl der Städte, Marktstellen, Pfarrdörfer, Dörfer und Weiler, Höfe, Mühlen*; B. eine *Uebersicht der Bevölkerung nebst dem Flächenraum der Oberämter und Kreise* giebt. Was aber alle ältere Staatshandbücher gegeben haben, und eben so wichtig, als jene allgemeine Notizen ist, die Bezeichnung der Gattung oder Eigenschaft eines jeden einzelnen Orts, giebt es nicht. Aus diesem Grunde ist man auch nicht im Stande die Richtigkeit der summarischen Angaben zu beurtheilen, was man um so mehr zu seyn wünschte, als dieselben von frühern Angaben bedeutend abweichen, und als man bey einer nähern Prüfung Ursache findet, etwas mißtrauisch dagegen zu werden. Wenn häufig ein Hof als *Weiler* und umgekehrt ein *Weiler* als *Hof*, ein Pfarrweiler oder ein kleines Oertchen, wo zufällig das Pfarrhaus oder die Pfarrkirche des Kirchspiels steht, *Pfarrdorf*, ein kleiner Weiler auf dessen Wiese ein Jahrmarkt gehalten wird, ein *Marktstellen* heifst, so scheint es, dafs es mit dem Begriffe von den Ortseigenschaften so genau nicht genommen worden sey. Ueberhaupt taugt die angenommene Classification nichts, (und fehlerhaft ist insbesondere, dafs auch die Mühlen (Schlösser dagegen und einzelne Häuser sind weggeblieben) darin aufgenommen sind. Ein Anderes ist der Gesichtspunct der Gewerbe; ein Anderes der Gesichtspunct der Wohnorte; die meisten der aufgezählten Mühlen befinden sich in den Städten und Dörfern oder Weilern selbst, und können also nicht als besondere Wohn-

orte gezählt werden. Bey den Städten ist ausnahmsweise ihre Eigenschaft angegeben. Aber es herrscht dabey manche Ungleichheit: Orte, welche sonst für Städte oder Städtchen galten und auch in den frühern Staatshandbüchern als solche aufgenommen wurden, wie Binsdorf, Zavelstein, Ochsenberg, Jagstberg u. s. w. werden dieser Eigenschaft beraubt, andern dagegen, welchen sie früher nicht beygelegt wurde, wie Spaichingen, wird sie gegeben. Was die Bevölkerung betrifft, so mufs man bedauern, dafs sie nicht immer von jedem einzelnen Orte, sondern nur, wie bey Mössingen, vom ganzen Kirchspiele angegeben ist; überdißs harmonirt die Angabe von der Bevölkerung der einzelnen Orte nicht immer mit der von dem ganzen Oberamt. So macht bey dem Oberamt Reutlingen nach den einzelnen Angaben die Bevölkerung 23,791; in der Hauptsomme aber ist sie zu 23,545 angegeben. Eben so ist auch manchmal, wie gleich in demselben Oberamt bey Gomaringen in der Zusammenzählung der einzelnen Gemeindebestandtheile gefehlt. Am unerwartetsten aber mufs es seyn, in einem Staatshandbuche von 1824 erst die Bevölkerung von 1821 zu finden. Uebrigens verdient die Mittheilung der Bevölkerung mit Unterscheidung der Religionen um so mehr Dank da man, kraft eines Rückschrittes der neuesten Würtemb. Bevölkerungslisten durch diese jene Verhältnisse gar nicht mehr kennen lernt.

Häufig ist auch bemerkt, ob ein Ort ein Bad oder eine Mineralquelle hat. Sobald dies aber Einmal geschah, hätte es auch überall geschehen sollen. Dies ist aber keinesweges der Fall. Bey Reutlingen z. B. steht: *Mineralquelle*, bey Bahlingen hingegen wo doch zugleich, was bey Reutlingen nicht der Fall ist, eine Anstalt mit verbunden ist, fehlt diese Notiz, eben so von der Bade- und Brunnen-Anstalt zu Ueberkingen und mehreren andern Orten. Besser wäre die Notiz, die obnehin nicht in ein Staatshandbuch gehört, überall weggeblieben.

Aus der ganzen Anlage des Buchs geht hervor, dafs man sich überall der möglichsten Kürze beflissen hat. Diese Kürze ist sehr lobenswerth; aber wir finden sie nicht überall nach gleichen und richtigen Grundsätzen durchgeführt. Während bey der lat. Lehranstalt zu Nürtingen nur der erste Lehrer genannt wird, werden bey der gleichen Anstalt zu Reutlingen alle genannt; während bey jedem Orte alle deutschen Schulmeister einer Schule mit Namen aufgeführt werden, bleiben die Collaboratoren und Präceptoren, wo diese noch einen vor sich haben, ungenannt, obgleich sie vielleicht studirte Theologen sind.

Man ist daran gewöhnt, den Staatshandbüchern auch die Eigenschaft einer Rangordnung beyzumessen. Ob sie nun gleich ihrer Natur nach diese Eigenschaft nicht haben können; so scheint doch bey dem unfrigen dieser Zweck vorgesehnt zu haben. Wie billig, ist überall der Pfarrer dem Schultheifsen vorgefetzt; sobald aber einem Oertchen die Eigenschaft Stadt beygelegt ist, wird diese Ordnung umgekehrt und

und der Stadtschultheiße, häufig ein Bauer, dem Stadtpfarrer vorgefetzt, oder dem letztern die Eigenschaft des *Stadt - Pfarrers* gar nicht beygelegt. Wir wollen nicht fragen, aus welchen Gründen dies geschehen ist? aber erhält einmal das Staatshandbuch auf diese Weise den Charakter einer Rangordnung, zu wie vielen andern Fragen wird man dadurch berechtigt?

König *Wilhelm*, in so vielen Stücken Muster, hat einmal, so viel bekannt ist, eine eigene Verordnung gegen den häufigen Gebrauch ausländischer Wörter in der Geschäftssprache ergehen lassen. Wie schwer es aber dem Deutschen fällt, sich derselben ganz zu entschlagen, beweist auch unser Staatshandbuch, das sich übrigens in dieser Beziehung noch sehr vorthellhaft auszeichnet, durch die Ausdrücke *Ressort*, *Etat* und andere Fremdwörter. Den letztern Ausdruck müssen wir um so mehr tadeln, da er bald als *Genus* bald als *Species* gebraucht wird. Das ganze Handbuch theilt sich in „*Hof- und Staatshandbuch*.“ Bey dem Hofe macht der *Hof - Staats* eine Unterabtheilung von *Hof - Etat*, umgekehrt macht bey dem Staats *-Etat* — *Civil-Etat*, *Militär - Etat* — die Unterabtheilung.

Um uns nicht zu weit auszudehnen, erlauben wir uns in Beziehung auf die Erläuterungen nur noch eine einzige Bemerkung, die Nr. 7. betreffend. Dort heist es: „Die Adels-Decoration ist von dem verewigten König Friedrich den adelichen Gütsbesitzern und Familien - Aeltesten des Königreichs verliehen worden.“ Der Sinn dieser Erläuterung ist etwas undeutlich. Allerdings ist König Friedrich der Schöpfer dieser Decoration, aber er ist nicht der einzige Verleiher, und leicht könnte man glauben, daß er sie allen künftigen adeligen Familien - Aeltesten verliehen habe und es keiner besondern Verleihung mehr bedürfe, oder daß sie nach ihm nie mehr verliehen worden wäre; daß aber beides unrichtig ist, beweist die im Staats- und Reg. Bl. 1817. S. 38. bekannt gemachte Verleihung der Decoration von Seiten des jetzigen Königs an den Freyherrn von Stetten.

Dieser Ausstellungen ungeachtet wiederholen wir unser obiges Urtheil, daß die Redaction dieses Staatshandbuches alles Lob verdiene, und wir tragen kein Bedenken, die Arbeit unter die vorzüglichsten ihrer Art zu rechnen.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Hartmann: Dr. *Friedrich Traugott Friedmann's*, Director des Herzogl. Katharinens. Gymnas. zu Braunschweig: *Christenthum und Vernunft* oder dessen Festprogramm von der hohen Uebereinstimmung der Lehre Jesu und der Vernunft in den wesentlichen Punkten der Religion, als der besten Vermittlerin der streitenden evangelischen Parteyen. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen beglei-

tet von *Friedrich Adolph Beck*, des Predigamts Candidaten. 1824. XXXVI und 192 S. 8. (12 Gr.)

Das hier in einer deutschen Uebersetzung dem größeren Publicum mitgetheilte lateinische Festprogramm des Hrn. Fr. ward von demselben 1821 als Einladungsschrift zur jährlichen Reformationsseyer des Wittenb. Lyceums bey Errichtung des Luther zu Wittenberg geweihten Denkmals herausgegeben. Es ist auch nebst den übrigen bey jener Veranlassung erschienenen Schriften in der A. L. Z. (S. Nr. 18. 1822.) von einem andern Rec. bereits mit gebührendem Lobe angezeigt. Diesem stimmt Rec. vollkommen bey, kann sich also hier um so eher auf eine kurze Inhaltsangabe der Schrift beschränken. Sie zeigt, wie eine durch Vernunft geleitete Auffassung der christlichen Lehre am sichersten zur Vereinigung der getrennten protestantischen Religionsparteyen führe. Deshalb werden die verschiedenen Erklärungen des Ausdrucks *Vernunft* aus älterer und neuerer Zeit gewürdigt, und es wird bewiesen, daß sie trotz ihrer Verschiedenheit doch im Wesentlichen übereinstimmen. Hierauf zeigt der Vf., daß die Vernunft, deren Gebrauch man sonst überall zulasse, auch auf die Religion angewendet werden müsse. Das hätten auch die Reformatoren gethan: denn nur in einer wissenschaftlichen Vernunftentwicklung habe ihr Werk Grund und Dauer gefunden, und nur durch eine solche könne es ferner bestehen und vervollkommenet werden. Dazu würde vorzüglich die Eintracht der getrennten protestantischen Confessionen beytragen. Es widerstreite diese aber weder dem Geiste Luthers, was aus dessen Schriften unwiderleglich dargethan wird, noch sey die etwaige Verschiedenheit in Dogmen ein unübersteigliches Hinderniß der äußeren Vereinigung. Zweckmäßiger Jugendunterricht, gleich weit entfernt von starrem Dogmatismus als kränkelnder Mystik, könne sie besonders befördern. Das Zeitgemäße dieser Schrift wird man selbst aus dieser ganz kurzen Angabe ihres Hauptinhalts deutlich erkennen. Wir müssen daher Hrn. Beck danken, daß er sie aus Hochachtung und Dankbarkeit gegen den Vf., seinen ehemaligen Lehrer, übersetzt, und so ihre allgemeine Verbreitung zu einer Zeit möglich gemacht hat, wo man von vielen Seiten her recht ernstlich bemüht ist, die Grundsätze einer aufgeklärten Frömmigkeit verdächtig zu machen, und sie aus dem Leben des Volkes, in welches sie allmählich übergingen, wiederum zu verdrängen. Möge demnach diese Schrift besonders unter gebildeten Ständen, recht viele Leser finden. Wir können sie auch Jünglingen empfehlen, welche willens sind, Theologie zu studiren, vorzüglich dann, wenn sie so unglücklich waren, die Schule verlassen zu müssen, ohne durch ihre Lehrer von dieser Seite auf ihre künftige Bestimmung gehörig vorbereitet zu seyn. In einer Vorrede hat Hr. B. sein Unternehmen gerechtfertigt und sich, der Bestimmung desselben ganz angemessen,

messen, etwas ausführlicher, als in dem Werke selbst geschieht, über den Werth und die Tendenz der verschiedenen theologischen Systeme, besonders auch nach biblischen Grundsätzen und denen der berühmtesten Theologen aus den letzten Jahrhunderten, so wie über die Hindernisse und Fortschritte der Union ausgelassen. Die Uebersetzung ist meist wörtlich treu und überall richtig. Ansprechender aber noch würde sie für das größere Publicum seyn, wenn sie etwas freyer und mehr dem Genius unsrer Sprache angemessen wäre. Doch ist sie auch so für jeden Leser verständlich. Einiges, woran Rec. Anstoß nahm, hätte leicht vermieden werden können. So S. 10. Dafs *dies* aber nicht geschehe, müssen alle Rechtschaffenen mit größter Anstrengung *dies* verhindern." S. 28. findet sich *Unübereinstimmung* für *Nichtübereinstimmung* gebraucht. Die beiden ersten Perioden (S. 30.) sind sehr schwerfällig übersetzt. S. 97. sollte statt *zusammenzufahren* gelesen werden: *zusammenfahren*. Die Anmerkungen des Uebersetzers scheinen fast überall passend und richtiger ausgedrückt, als folgende, S. 99: „Die Stiftung dieser Anstalt (es ist im Texte die Rede vom theol. Prediger-Seminar zu Wittenberg) hat mehre nöthig gemacht. Wie sehr wäre es daher zu wünschen, wenn jede Provinz unsers Staates eine solche lehrreiche und vortreffliche Anstalt, wie die zu Wittenberg ist, die zwar jetzt als eine fromme Bet- und Singeschule *verschrien* (?) wird, hätte! *Vielleicht* wird mit der Zeit *gewiss*, wie sich von unserm geliebten König erwarten läßt, auch dieser Mangel gehoben werden können! Zum Schluß bemerken wir noch einige uns aufgefallene Druckfehler. Im Vorworte S. XXXII in der Anmerkung nach den Worten: „*Sartorius in Marburg*:" die Worte: *eine solche Uebersetzung*." S. 18. Z. 5. v. O. muß es heißen: *Glauben*. S. 25. Z. 5. v. U. *Schoofse*. S. 31. Z. 6. v. U. *verschollen*. S. 49. Z. 12. v. U. *widerrig*. S. 61. Z. 5. v. U. *Witfus*.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. Main, b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr 1823: der Liebe und Freundschaft gewidmet*, herausgegeben von Dr. St. Schütze. 314 S. Dasselbe für das Jahr 1824. 310 S. 12.

Die Erzählungen, welche den größten Theil des Inhalts dieser beiden Jahrgänge ausmachen, sind fast alle von bekannten und gern gelesenen Schriftstellern. Der verstorbene Hoffmann hat für 1823 in der von ihm hervorgerufenen, ihm eigenthümlichen Weise, eine Novelle: *Datura fastuosa*, geliefert, welche erfreulich an den genialen und phantasierichen Meister erinnert, und in der die zum Tragischen hinneigende Verwicklung sich noch glücklich genug löset. Die Braut aus Arkadien von einer weiblichen Hand, Lisa Reinhard, ist leicht und angenehm geschildert, obgleich manches Seltsame und Unwahrscheinliche dabey mitunterläuft. Die Trauren-

den von Fr. Laun im Jahrg. 1823, leiden hier, wie auch sonst in der Welt, oft an einer gewissen Langweiligkeit. Dagegen hat derselbe die *Verdächtigen* im Taschenb. für 1824 leichter und lebendiger dargestellt; nur ist die Hauptfabel zu unzeit für einen Almanach, der ja auch auf die Tische junger unverheiratheter Frauenzimmer kömmt. Das *Versprechen* von C. B. v. Miltitz (1823) hat uns, trotz schöner Stellen, braver Bemerkungen und verständiger Anlage, eben so wenig ganz befriedigt, als desselben *Ferse des Achilles* (1824). Der Vf. ist glücklicher bey Schilderung des Komischen als des Ernsten und Erhabenen. Die *Belagerung von Antwerpen*, erzählt von v. Tromitz, hat Rec. bey dem Lesen mit einer gewissen drückenden Beängstigung erfüllt, obgleich viel Gutes und Gelungenes darin ist. Die Krone gebührt dem wackern Böhren für seine Erzählung: *Wünsche und Erfüllungen*. Ein warmer lebensfrischer Hauch verbreitet sich über reiche und schöne Schilderungen, tiefe Blicke in das liebende Herz und eine treue und edle Charakterdarstellung. Das Wunderbare vermählt sich natürlich und glücklich mit dem Gewöhnlichen. — Siegend tritt die Tugend aus dem Kampfe hervor, und selbst im Unter gange ist das sehnüchtige Herz selig. — Unter den Gedichten, bemerkt Rec. als hervorstechend: Die *Schlangenkönigin* von Langbein, den *fremden Gast* von dem Herausg. (1823) und den *Frohtag* von Prätzel (1824). Zwey Druckfehler entstellen das letztere: Der *Küchengarten* statt des *Kuchengartens* (ein Vergnügungsort in Leipzig) und *Pepus* Heere statt *Pepe's* H. (des Neapolitanischen Generals). — Die Kupfer sind größtentheils brav. Die 12 Monatsvignetten zu dem Jahrg. 1823. veranschaulichen eine dramatische Poesie vom Herausg.: der *Freywerber wider Willen*. Für 1824 sind die Monatsvignetten, 12 Kupferstiche nach merkwürdigen Originalgemälden aus verschiedenen Schulen, die an und für sich recht artig, aber doch zu klein sind, um die Herrlichkeit der Originale zu erkennen zu geben.

BERLIN, b. Schade: *Oratio in solennibus nuptiarum, quibus Fridericus Wilhelmus princeps, regni boruss. herus illustrissimus et Elisa Ludovica regis bavar. filia illustrissima inter se juncti sunt, concelebrandis in paedagogio Züllichaviensi d. II. III. decemb. a. MDCCCXXXIII. habita ab Ernesto G. Ch. Röttig, Doct. phil., in paedagogio Züllichaviensi collega.* 16 S. 4.

Diese Rede zeichnet sich durch ihre Latinität, durch Reichthum und lichtvolle Anordnung der Gedanken, so wie durch einen patriotischen Sinn gleich vorthellhaft aus. Der Vf. zeigt in derselben „*primum bonorum principum rebus secundis bonos cives vehementer gaudere par esse atque aequum; deinde nos imprimis, quum omni regiae nostrae domus prosperitate, tum his maxime nuptiis laetari debere.*“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

PHILOSOPHIE.

MAINZ, b. Kupferberg: *Die Anthropologie als Wissenschaft*, von Joseph Hillebrandt. Dritter Theil, oder *Pragmatische Anthropologie*. —

Auch unter dem Titel:

Pragmatische Anthropologie, oder *anthropologische Kulturlehre*. 1823. 333 S. 8.

Mit diesem Bande schließt das Werk, dessen frühere Theile wir schon zur Anzeige brachten und der Vf. verbreitet sich hier über die Culturfähigkeit des Menschen und deren Bedingungen, so wie über die Geschichte der Menschheit, in wiefern diese Cultur als solche zeigt. Die Ausbildung der natürlichen Anlagen gehört zur menschlichen Natur, und sie muß naturgemäß seyn, weswegen sie voraussetzt, daß sie theils die Zwecksumme der gesamten menschlichen Natur betreffe, theils die gehörige natürlich begründete Unterordnung der Zwecke berücksichtige, somit auch die gegenseitige Verhältnismäßigkeit der ursprünglichen Anlagen beobachte und erhalte, theils endlich durch des Menschen eigne Freythätigkeit, so viel es sonst die Umstände erlauben, sich bewerkstelligen. Dazu ist Entwicklung, Uebung und Anwendung der Anlagen nöthig, und wahre echte Cultur ist die allseitige Vervollkommenung und Ausbildung der menschlichen Natur, den natürlichen Verhältnissen des Daseyns gemäß, mittelst der Freythätigkeit unter der Leitung der Vernunft. Nach diesen Bestimmungen unterscheidet sich die Culturlehre oder pragmatische Anthropologie von einer bloßen Summe von Wahrnehmungen und Erfahrungen, welche die Förderung oder Hemmung der Entwicklung der psychischen Anlagen betreffen, darf nicht verwechselt werden mit bloßer Culturgeschichte, ist keine Philosophie der Weltgeschichte oder der Geschichte überhaupt, unterscheidet sich auch von einer sogenannten Geschichte der Menschheit, obgleich sie mit diesem Allen in Beziehung und Verwandtschaft steht. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen von dem die eine als allgemeine pragmatische Anthropologie die hauptsächlichsten philosophischen Betrachtungen enthält, die andre als besondere pragmatische Anthropologie den historischen Ueberblick des Werdens der Cultur nach seiner Nothwendigkeit; also mit steter Beziehung auf jene allgemeinen philosophischen Ansichten darbietet. (S. 12.)

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Wir wollen Einiges aus diesen Abschnitten hervorheben. Was der Mensch ist und werden kann, ist und wird er theils durch die äußere Natur, theils durch seines Gleichen, theils durch Anknüpfung seines Daseyns an ein Jenseits. Diesem gemäß sind die menschlich möglichen Beziehungen die auf die Natur, auf die Menschheit, auf das Göttliche. In der letztern Beziehung erklärt sich der Vf. dahin, zum Behuf einer richtigen Würdigung des pragmatischen Erscheinens des Menschen sey durchaus nothwendig anzunehmen, daß der Mensch durch seine eigene allerdings ursprünglich göttliche Vernunftkraft unabhängig von jeder positiven unmittelbaren Offenbarung zu Gott kommen, sein Seyn auf das göttliche beziehen und gründen kann (S. 32.). Wir zweifeln daß diese Annahme so durchaus nothwendig sey, weil mit der entgegengesetzten ebenfalls das Werden der Cultur aufzufassen steht, und es nur von einer philosophischen Entscheidung abhängt, welcher Annahme jemand den Vorzug giebt. Etwas wunderbarlich und im Sinne einer Schule, der sonst eben unser Vf. nicht huldigt, lauten folgende Worte: „Die Menschheit besteht allein durch die Kraft der Idee. Hiemit soll gesagt werden, sie ist keine Verbindung der Menschen, welche sich in der Zeitlichkeit durch Zufall, allerley Umstände, durch Absicht, Begriffe, Reflexion u. s. w. bildete zu willkürlich gesetzten Zwecken, oder gar nur eine generische formale Allgemeinheit von Wesen derselben Naturbeschaffenheit; nein die Menschheit besteht gleich ewig nothwendig, selbstständig und innerlich real, wie die Vernunft oder der Geist selbst. Denn sie ist in der That nur die zeitlich objective Darstellung des Geistes, oder die Verwirklichung der Idee der allgemeinen Menschenvernunft in der Form der Allgemeinheit, also in der Form ihrer selbst. Diese Vernunft aber ist ihrem Wesen nach so wie das wahrhaft Freye, so auch das ideell Nothwendige, daher nicht gebildet durch die Zeit und gemeine Gesetzmäßigkeit der Dinge, obwohl in der Zeit allein durch das Gemeinnothwendige der Erscheinung fähig. Sie hat in ihrer Allgemeinheit eine ideale Realität, oder vielmehr sie ist keine Allgemeinheit in empirisch logischem Sinne, welche sich allererst gestaltet durch Ueber- und Unterordnung des Vielen, sondern sie ist eine ursprüngliche Allgemeinheit, d. h. eine Einheit, welche vor aller Vielheit und unabhängig davon besteht und in ihrer Allgemeinheit selbst ihre Realität hat. Sie ist daher kein

kein abstrakt, kein logisch gebildeter Begriff, sondern eine real seyende Allgemeinheit, deren Inhalt die Idee des göttlichen, obwohl nicht das Göttliche selbst ist. Diese Vernunft erscheint nun zunächst allerdings nur in der Form der Subjectivität und zwar nach ihrer höchsten Entwicklung in der Form der persönlichen Subjectivität, dann in der Form der Nationalität, allein sie ist in der Subjectivität real, obwohl beschränkt, eben so in der Nationalität; die einzelnen vernünftigen Subjectivitäten und Nationalitäten sind integrierende Theile der realen allgemeinen Menschenvernunft" (S. 42.) Wer bey diesen Worten an Platonische Ideen dachte, könnte manche Ausdrücke damit in Uebereinstimmung bringen, aber das Integriren der realen allgemeinen Menschenvernunft durch ihre Theile widerstreitet diesem Gedanken und erklärt sich besser aus der Quantität des Umfangs eines Allgemeinbegriffs; hiedurch aber wäre wieder unrichtig aufgefaßt, weil die Menschheit nach dem Vf. kein Abstract, kein logisch gebildeter Begriff seyn soll. Sie ist aber so gut ein Begriff wie jeder andre, und umfaßt Individuen wie Nationen mit logischer Allgemeinheit. Eine unfattliche Vermischung des Sinnes der Platonischen Idee mit dem logisch Allgemeinen bildet die Zwittergeburt jenes Systems, dessen Anklänge wir in der bezeichneten Stelle vernehmen. Gefunder lautet die Aeußerung *Ancillons*, worauf sich unser Vf. bezieht: „Es wäre eine Entadelung der Menschheit, und also ein Verbrechen, wenn man Alles auf Naturnothwendigkeit zurückführen, die uns inwohnende Freyheit verkennen, verleugnen wollte, wenn man wänzte, daß Naturnothwendigkeit und Zufall allein die Handlungen der Menschen herbeyführen, erklären, bestimmen und also rechtfertigen. Erforschen und wissen, was die Nothwendigkeit erheischt oder mit sich bringt, den wahren Umfang und die Gränze der Freyheit auffassen, ist in dem Leben der Staaten so wie im Leben der Einzelnen das Wichtigste.“ Als Hindernisse der Cultur werden genannt der Sensualismus, der Egoismus, der religiös dogmatische und politische Despotismus. Sehr wahr heist es von der Doppelheit des letzteren: „Wehe der Zeit, oder der Nation, gegen welche dieser Bund sich richtet! Kein Flug zum Höhern wird sie emportragen über das gemeine Loos der Endlichkeit, kein Ruhm der Unsterblichkeit ihres Daseyns Grenze umgöden!“ (S. 73.) Es giebt eine intellectuelle und practische Cultur, als deren Verzweigungen die empirisch historische, scientische, religiöse, moralische, politische und ästhetische Cultur erscheinen.

Ueber den Culturgang wird jene doppelte Ansicht erwähnt, wo nach der ersten der Mensch durch eigene Schuld aus dem Zustande seiner Erleuchtung und Glückseligkeit sank und nur durch göttliche Erbarmung wahrhafter Erhebung wieder fähig wird; nach der andern hingegen durch selbstständige Mühe sich herausarbeitet zur Wahrheit, Tugend, zu Recht, Schönheit und Glückseligkeit. Der Vf. entscheidet weder für die eine noch die andre Ansicht, hält aber

alle Bildung des menschlichen Geschlechts für Product eigenen Erwerbs, nur daß dabey keineswegs die Gestalt eines sogenannten rohen durchaus thierischen Naturzustandes vorausgesetzt werden darf. Die absolute Sinnlichkeit kann sich nie und nirgends zur Vernunft entwickeln. Sprache, Staat haben auf die Cultur den stärksten Einfluß. Mit den Staaten bildeten sich gleichzeitig die Gesetze und rechtlichen Verhältnisse. Drey Epochen sind dabey zu unterscheiden: 1) Unmittelbarkeit, wo rechtliche Bestimmungen durch das Gefühl der Gerechtigkeit eintreten und den Charakter der Gewohnheit und Sitte an sich tragen; 2) historische Positivität, welche mit Reflexion ausgesprochne rechtliche Bestimmungen als Gesetze hervorbringt und zu ihrer Vernünftigkeit philosophische Durchbildung voraussetzt; 3) wissenschaftliche Ausbildung, welche aus der Geschichte eines Volks nach ihrer organischen Totalbeziehung und der Philosophie des Rechts hervorgeht. Mit andern sieht der Vf. in der Monogenie etwas auf die gesammte Humanität sehr einflußreich Wirkendes, und eben so in den Staatsverfassungen. „Kein Volk, das einmal zu einer bedeutenden Höhe der Cultur gekommen, ist untergegangen, so lange eine wahre Staatsverfassung seiner Kraft zu wirksamer Thätigkeit vereinte. Der Verfall der Völker, als solcher, ist überall vom Despotismus begleitet worden, so wie das Wiedererheben aus dem Verfall stets nur dann geschehe, wenn der Despotismus gebrochen wurde, und die Staatsform den Charakter der Wahrheit wieder annahm.“ (S. 147.) Außerdem behauptet Religion den größten Einfluß, und zwar nach ihren beiden Hauptformen, der heidnischen und der christlichen, von denen die erste das Göttliche verendlicht und das Ueberweltliche absolut empirisch bestimmt, die zweyte hingegen das Göttliche in seiner göttlichen Urselfständigkeit aufnimmt, die Welt vergöttlicht, d. h. das Endlich Geborne zum Göttlichen hinaufzieht.

Hierauf folgt eine Uebersicht der Geschichte der Menschheit nach den hauptsächlichsten Völkern. Sodasien das Urvaterland menschlicher Cultur, wo Stetigkeit und Gleichförmigkeit, Priesterinfluß, Phantase und Gefühl hervortreten und die Bildung in Beziehung auf die Idee der Menschheit nur eingeleitet wird. Aegypten trägt das Gepräge des Gedrückten, Schwerfälligen, Eingeschlossenen, Beschränkten. Phönizier vermitteln die Cultur durch Handel und Colonien. Araber, auch seit Mohammed, überschreiten mit Priesterherrschaft und Subtilismus nie den Kreis der Mittelmäßigkeit; Griechen werden fortwährend wirksam bleiben als Kern der europäischen Bildung. In Italien zeigen sich Etrusker und Römer. Jene sind zum Theil selbst den Griechen vorangeilt, ihr europäischer Sinn und eine überraschende Humanität sind nicht zu verkennen. Die Römer mit ihrer Grofsartigkeit entbahnen wirklich ideale Höheit, gemeinpractischer Sinn überwiegt; in nationaler Hinsicht überschreitet die römische Cultur nie die Grenze der Barbarey. Es ver-

binden sich antiker Europäismus und Orientalismus durch Philosophie, Germanismus, Christenthum. Das letztere wirkt die unausschließliche Anerkennung der Würde der Menschheit, die Vereinigung des Geschlechts zu einer höhern unsichtbaren Gemeinshaft. Es erzeugt im Mittelalter Schulweisheit und Hierarchie, Verfassungen werden vorbereitet. Universitäten haben ganz eigentlich die Aufrechterhaltung der noch bestehenden Wissenschaftlichkeit, so wie die Vorbereitung und Entwicklung eines neuen Geistes derselben bewirkt. Sie „boten dem Staate zu seinen Aemtern nun auch weltliche Diener an; die Macht des Clerus ward durch sie geschwächt; die Fürsten sandten an ihnen ihre treuesten und festesten Stützen gegen den Uebermuth hierarchischer Gewalt und wußten dafür ihre Mitglieder zu lohnen, zu achten und zu ehren.“ (S. 286.) Mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts beginnt die Periode der männlichen Reife und Vollendung des modernen Europäismus. Europa wandte sich der Wahrheit, mit ihr der Freyheit zu. Oeffentlichkeit des geistigen Lebens, Denkens und Glaubens gestaltete sich, der Geist der Kritik ward geweckt und belebt. Auch das Colonialsystem wirkte kulturhistorisch. Die Rückkehr zu den höhern Ideen des Lebens, allgemeynere Verbreitung der Freyheit des Denkens, die Freywerdung der Colonien in Amerika, in mancher Hinsicht auch nur die endliche Sicherstellung politischer Freyheit der europäischen Nationen, Ausbikung des republikanischen Monarchismus, höhere Begründung des Staatensystems, das Gleichgewicht oder die Ausgleichung der Stände, möchten Behufs der Cultor diejenigen Folgen der französischen Revolution seyn, deren endlicher Entwicklung man nach dem Standpuncte der Gegenwart mit Gewißheit entgegen sehen darf. Im Vergleich mit dem antiken Europäismus charakterisirt den modernen die im Ganzen anerkannte und wirkende Idee der Freyheit und Bürgerlichkeit aller Menschen, die conventionelle Geselligkeit, Sittigung und Verftittlichung, eine vielseitigere und tiefer eingreifende persönliche Charakteristik, Monarchismus, Cabinetpolitik, Kosmopolitismus.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Vols: *Ernesti Platneri etc. Quaestiones Medicinæ Forensis et Medicinæ Studium octo semestribus descriptum. Primo junctim edidit indicem copiosum et vitam Platneri adjecta Ludov. Choulant etc. Accedit effigies Platneri. 1824. VIII u. 494 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)*

Platners Programme, namentlich die, welche sich auf Gegenstände der gerichtlichen Medicin beziehen, sind von einem so allgemein anerkannten Werthe, daß der Wunsch, sie gesammelt zu besitzen, bey Aerzten und Rechtspflegern häufig genug entstehen mußte. Diesen Wunsch sehen wir nun auf eine sehr befriedigende Weise erfüllt und vier und

vierzig jener schätzbaren Gelegenheitschriften, die sich vollständig nur sehr schwer aufstreifen ließen und in ihrer Vereinzelung vielleicht bald ganz verschwunden seyn würden, hier gleichsam ein Ganzes bildend in einen Band gebracht. Zwar erschien vor einigen Jahren eine deutsche Uebersetzung dieser Programme von Dr. Hedrich (Leipzig. 1820.), allein sie enthält mehrere der hier aufgenommenen nicht, und entbehrt, anderer Mängel zu geschweigen, den hohen Schmuck der Einkleidung, welchen Platners Meisterhand seinen Geisteschöpfungen verlieh. Wir meinen hier namentlich die Eleganz und Würde der lateinischen Rede, die Kraft des echt römischen Ausdrucks, welche ihm im Felde der Medicin wie der Philosophie zu Gebote standen, wie nicht leicht einem andern, und die Klarheit und Gediegenheit seines Geistes, wenigstens nach unserer Ansicht, treuer und lebhafter abspiegeln, als die meisten seiner deutsch geschriebenen Werke. Darum heißen wir diese Sammlung doppelt willkommen und zweifeln nicht, daß alle Freunde der Wissenschaft mit uns dem Herausgeber wie dem Verleger zu aufrichtigem Danke verpflichtet seyn werde. Der erste hat sich in der Vorrede über den Zweck dieser Ausgabe und was er für sie in Hinsicht auf Ordnung, Correctur u. s. w. gethan, kurz aber anständig ausgesprochen. Dann folgt mit Angabe der benutzten Quellen von demselben eine kurze Biographie Platners, welche, da sie keine *Memoria Platneri* seyn sollte, freylich die eigentliche Charakteristik des merkwürdigen Mannes nur in flüchtigen Zügen und wenn auch nicht in elegantem, doch in ziemlich schulgerechtem Latein entwirft. Nun folgen in chronologischer Ordnung die Programme, über deren Bedeutung längst wohl nur eine Stimme herrscht. Es sind folgende: *De amentia occulta* (2 Progr.). *De amentia dubia*. — *Melancholiae curatio nunquam tua*. — *De inanibus amentiae probandae argumentis*. — *Eccae violenta epilepticorum, quamvis malefaciendi et ulciscendi consilio suscepta amentiae excusatione non carere*. — *De partu undecimeseri observatio*. — *De ventis aetatis observatio*. — *De excusatione amentiae observatio*. — *De exardescencia furibunda observatio*. — *Vulnere, quae in congressione et conflictu sunt, aestimandorum cautiones*. — *De iudicii medicorum publicorum* (4). — *De excusatione aetatis observatio*. — *De lipothymia parturientium, quantum ad excusationem infanticidii*. — *Amentiae probandae argumenta vere ac falso suspecta (de fatuitate, 3)*. — *An collegiis medicarum non liceat ultra corpus delicti pronuntiare?* — *De veneficio, inprimis per arsenicum, paradoxo quaedam*. — *De veneficio per arsenicum observatio* (2). — *De melancholia sensu occulta observatio*. — *De dubia mortis causa quantum ad infanticidium*. — *De inanibus elementiae erga medicos spiritus excusandae argumentis* (2). — *De vita foetus non animata, quantum ad infanticidium*. — *De amentia violenta*. — *De discrimine laestorum necessitatis et fortuito lethaliu paradoxo quaedam*. — *De excu-*

excusatione fatuitatis praecipue senilis ac puerilis (3). — *Deprecatio pro crimine infanticidii* (5). — *De fatuitate febrili observatio, quantum ad factionem testamenti.* — *De eclampsia parturientium, quantum ad suspicionem infanticidii, narratio quaedam.* — *Publica curandae valetudinis praesidia in civitate jure pleno desiderari ostenditur.* — *Quid differat inter animum et mentem, quantum ad signa amentiae.* An diese vier und vierzig Abhandlungen schliessen sich neun, jetzt auch ziemlich selten gewordene Programme über die Methodologie der Medicin, reich an den geistvollsten und fruchtbarsten Ansichten und Bemerkungen über die einzelnen medicinischen Disciplinen, ihren organischen Zusammenhang, die rechte Studienweise u. s. w. worunter namentlich das über gerichtliche Medicin Gesagte auch jetzt noch sehr beherzigungswerth ist. Eins der letzten Programme P's., *de libertate magno medicorum bono* macht den Beschluss. Angehängt sind noch ein alphabetisches Register und Inhaltsverzeichnis. Von Seiten des Verlegers ist für ein sehr anständiges Aeußere des Buchs gesorgt worden. Das Papier, ist gut, der Druck sauber und sehr korrekt, und das, wie man uns versichert, höchst ähnliche Bildnisse Platne's in einem wohlgerathenen Steindruck gewiss für jeden eine erfreuliche Zugabe. Philosophen, Aerzte und Juristen werden sich beeilen mit diesem Buche ihre Bibliotheken zu schmücken.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Heyse: *Jesus und die Schwestern in Bethanien.* Eine Predigt vor der St. Ansgaril Gemeinde am 15ten Febr. 1824 gehalten, und auf Verlangen herausgegeben von Dr. J. H. B. Dräseke. 28 S. 8.

Die bekannte und schon oft und viel besprochene Scene Luc. 10, 38 — 42. wird von dem würdigen Vf. dieses Vortrages aufs neue in Erwägung gezogen, nachdem derselbe laut S. 9. schon vor etwa sechs Jahren „mit Manchen von seinen Zuhörern“ — wie er sich ausdrückt — „vor eben diesem Textbilde stand, das damals ihm und seinen Zuhörern Anleitung und Ermunterung zum Seelenumgang mit dem Unsrigen gab; diessmal aber (S. 10.) lehren soll: wie Jesus, unter den Seinen, immer die rechte, d. h. die zu der Persönlichkeit eines Jeden passende, Stellung zu nehmen und dadurch *Allen Alles zu seyn* wußte.“ Um diesen allerdings interessanten Hauptsatz auszuführen verfährt Hr. Dr. auf folgende Weise: Er beleuchtet zuvörderst

die gewöhnliche Ansicht, nach welcher in Martha der irdische, in Maria der himmlische Sinn und in den Worten Jesu für Martha ein strafendes und zurechtweisendes, für Maria hingegen ein belobendes und ermunterndes Urtheil sich aussprechen soll. Diese Ansicht wird mit guten, meistens in Fragen eingekleideten Gründen verworfen. Sodann wird im zweyten Theil die im Thema aufgestellte Ansicht als die dem Vf. am richtigsten scheinende aus folgendem Gesichtspunkte entwickelt: „die Menschen; wie überhaupt ungleicher (?) Natur, geben auch in der Art, wie sie lieben, eine groisse Naturverschiedenheit (?) zu erkennen;“ was denn weiter ausgeführt und auf die beiden Schwestern im Text angewandt und darauf gezeigt wird, daß Jesus mit den Worten: Eins ist Noth u. s. w. beider Liebe anerkennt; weder Maria vorzieht, noch Martha zurücksetzt. Es folgt darauf noch ein dritter Theil, worin gezeigt wird, aus der Scene nämlich an Lazarus Grabe und aus der, wo Maria den Erlöser salbt, daß auch diese „gebend und dienend“, Martha hingegen „bedürftend und empfangend“ zu lieben verstand. Endlich im 4ten Theil wird das Muster Jesu als Mensch und als Erzieher bey dieser Gelegenheit empfohlen. Wenn wir nun zwar in der Anordnung dieses Vortrages eine strenge Gedankenfolge vermissen; wenn es uns scheinen will, als trete in dem ganzen Gemälde, welches uns der Vf. hier vor Augen führt, das Bild der beiden Schwestern mehr und lebhafter, als die Schilderung des Verhaltens Jesu hervor; wenn insonderheit der dritte Theil uns als ein eingeschobenes Beywerk erscheint, wodurch der Zusammenhang des Ganzen gewissermaassen gestört wird, und wenn wir eben daher kaum begreifen, wie von diesem dritten Theil der Uebergang zum vierten oder zur Anwendung, die auf das Musterhafte in dem Verhalten Jesu aufmerksam macht, gefunden werden konnte, so hat uns doch in der Ausführung gar Manches Interessante angenehm angesprochen, und wir haben in diesem Vortrage einen neuen Beweis sowohl von der Menschenkenntniß, als von dem Geistesreichthum des achtungswürdigen Vfs. — Zum Druck der Predigt scheint, nach dem kurzen Vorwort zu urtheilen, Veranlassung gegeben zu haben, daß von den Zuhörern Manches nicht, Manches sogar missverstanden war. Wäre diess der Fall, so hätten wir darin einen neuen Beweis, daß dem Zweck der Predigt weniger das ästhetische Gewand, als die klare Anordnung und die deutliche Entwicklung entspreche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

ARZNEYGELEHRTHEIT.

WIEN, b. Gerold: *Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten praktischen Heilkunde, von österreichischen Aerzten.* Herausgegeben von den Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien. Dritter Band. 1823. 469 S. 8.

Dieser Band einer schätzbaren Sammlung von Beobachtungen und Arbeiten im Fache der praktischen Heilkunde enthält dreyzehn lehrreiche Abhandlungen. 1) *Geschichtliche Uebersicht der bisherigen Verhandlungen über die Beweiskraft sowohl, als die Trüglichkeit der Lungenprobe.* Vom Dr. und Prof. Berns. Ein sehr schätzbare Beytrag von Materialien zur Prüfung der Beweiskraft der Lungenprobe. Mit vieler Belesenheit hat der Vf. aus den ältern und neuern Werken gesammelt, was in Beziehung auf die Lungenprobe, in Betreff der Beweiskraft 1) der Farbe, 2) der Festigkeit, 3) des specifischen Gewichtes, 4) des absoluten Gewichtes, 5) des Umfanges der Lungen neugeborner Kinder, 6) der Harn- und Stuhlausleerungen und den Blutunterlaufungen verhandelt worden. Auch diese Zusammenstellung lehrt, dals die Beweiskraft der Lungenprobe, mit allen Hülfsmitteln und Rücksichten, die man bis jetzt vorgeschlagen hat, doch nur als sehr beschränkt angesehen werden kann. 2) *Fortsetzung der medicinisch gerichtlichen Verhandlungen,* vom Dr. und Prof. Berns. Es werden Fundscheine und Gutachten über folgende Fälle mitgetheilt: a) über einen Meuchelmord durch einen Stich in den Unterleib; die Verletzung wurde durch eine tiefe Leberwunde tödtlich. Diese gerichtliche Untersuchung enthält Warnungen in Beziehung auf das Sondiren von Wunden, die zu gerichtlichen Verhandlungen Veranlassung geben können. b) Ueber eine nach Verletzungen des Kopfes gestorbene Mannsperson; c) über eine durch nothwendig tödtliche Verletzung des Kopfes ermordete Brudersgattin; d) über eine nach Mißhandlungen gestorbene Mannsperson; e) über eine in ihrem Bette durch Schnitte in den Hals ermordet gefundene Dienstmagd; f) über eine erhenkt gefundene Mannsperson; g) über eine von der Donau ausgeworfene Mannsperson; sämmtliche Fundscheine sind gründlich abgafast und mehrere Gutachten enthalten scharfsinnige Bemerkungen, die für ge-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

richtliche Aerzte sehr lehrreich seyn werden. 3) *Nachrichten über die medicinische Klinik für Aerzte an der Universität zu Prag, während des Schuljahres 1822, vom Prof. S. B. Höger.* Es wurden in diesem Jahre 112 Kranke aufgenommen, davon 83 geheilt und 5 ungeheilt entlassen, 7 starben und 17 wurden in andere Abtheilungen verlegt. Den klinischen Bemerkungen schickt der Vf. eine Anzeige der allgemeinen Witterungs-Constitution in jenem Jahre voraus. Darauf zieht er Folgerungen aus dieser Constitution auf den allgemeinen Krankheits-Charakter, und fügt Bemerkungen bey über das allgemein mit Nutzen eingeschlagene Heilverfahren gegen die epidemischen Krankheiten, welche in jener Periode geherrscht haben, so wie Krankheitsgeschichten als merkwürdige Belege hinsichtlich der epidemischen Constitution, welche in jedem Monate geherrscht hat, und zur Belehrung über merkwürdige Krankheitsfälle, die sporadisch vorgekommen sind. — Unter den 112 Kranken wurden 79 acute und 33 chronische Krankheitsfälle behandelt. Von den erstern waren 74 an Fiebern und 5 an hitzigen Ausschlägen erkrankt. Von den letztern waren es 9 Neurosen, 7 an überflüssigen Entleerungen oder Verhaltungen gewohnter Ausleerungen Leidende, und 17 an Cachexien aufgenommene Kranke. Unter den 79 acuten Krankheiten waren 32 mit entzündlichen Leiden irgend eines Organs verbunden, und der entzündliche Charakter war überhaupt der vorherrschende, wozu sich im Sommer der gastrische gesellte. Die Heilmethode war im allgemeinen antiphlogistisch, und nach dem Ergriffen seyn einzelner Organe modificirt, einfach und frey vom Systemzwang. Bey einigen *Pleuroperipneumonien* wurde die *Aqua Laurocerasi* nebst *Nitrum* mit Nutzen angewendet. Interessant ist die Heilungsgeschichte eines schnell entwickelten mit Bauchwassersucht verbundenen Wasserkopfes und zweyer von der *Chorea Viti* ergriffenen Mädchen. Bey der Gehirnwassersucht leisteten *Calomel* und *Digitalis* das Meiste. Nach den kalten Begleisungen des Kopfes, nach Currie's Methode, waren in diesem und einem ähnlichen Falle Convulsionen ausgebrochen; es scheint daher dieses Mittel bey der mit allgemeiner Wassersucht verbundenen Gehirnwassersucht nicht empfohlen werden zu können. In dem einen Falle der *Chorea Viti* lagen Würmer, *Lumbrici*, zum Grunde, und die Krankheit wurde nach dem Gebrauche des *Elect. anthelm.*
A (3)

mitici Staerkii bald gehoben. Bey der zweyten Kranken war eine bestimmte Ursache nicht aufzufinden; man wendete zuerst den auflösenden Heilplan fruchtlos an, beseitigte aber die Krankheit bald durch den Gebrauch von Pulver aus Magnesia mit der *Flor. Zinci* und einem Theeaufguss der Pomeranzenblätter. 4) *Beobachtungen über die im Jahre 1820 und 1821 in Prag geherrschten Blattern - Epidemie*, nebst ihrer Behandlung, mit beygefügten Erfahrungen in der Vaccination, vom Dr. F. A. Stelzig, K. Stadt- und Criminal- Wundarzt in Prag. Der vortrefflichen Einrichtungen rücksichtlich der Vaccination in den K. K. österreichischen Staaten ungeachtet, hat sich diese Pocken - Epidemie doch in Prag vom November 1820 bis August 1824 erhalten, es wurden 345 Individuen von derselben befallen, von denen 139, also im Durchschnitt mehr als jedes dritte Kind, gestorben sind. Die Epidemie wurde während der drey ersten Monate ihrer Dauer immer bösartiger, und merkwürdig war es, dass sich ihr Grundcharakter nach der Lage der verschiedenen Stadtbezirke verschiedenartig darstellte. Am bösartigsten waren die Pocken in den höher gelegenen Theilen der Stadt, der obern Neustadt und der Hradschin, gutartiger in den niedriger liegenden, und am gutartigsten in der Judenstadt. Der Grundcharakter der Epidemie liess sich in zwey Ordnungen bringen, nämlich Blattern 1) mit entzündlichem Fieber, und 2) Faulfieber. Da sich aber der entzündliche Charakter manchmal äusserst mässig, ein anderes Mal intensiv, nicht selten in einem Uebergange zum faulicht - nervösen Zustande darstellte, so bringt der Vf. unter die *erste* Ordnung drey Arten, die sehr gutartigen, gutartigen und minder gutartigen Blattern, und die *zweyte* Ordnung in zwey Arten, die sehr bösartigen und bösartigen Blattern, und beschreibt den Verlauf einer jeden dieser Arten, nebst dem Heilplane, welcher sich am meisten bewährt hat, mit lobenswerther Genauigkeit ohne lästige Weiterschweifigkeit. — Die zu andern Zeiten bey eingetretenen Blattern - Epidemien zugleich auch erschienenen sogenannten warzenförmigen Wind-, Wasser- oder Schaafblattern wurden während jener Epidemie nur in einem Falle beobachtet, dagegen kamen die sogenannten Hornblattern vor; es haben dieselben allerdings viele Aehnlichkeit mit den *Horn pox*, welche die Engländer so oft bey echt geimpften Kindern beobachtet haben, und der Vorschlag des Vfs., sie modificirte Menschenblattern, *Variolae modificatae* zu nennen, ist gewiss zu billig. Diese falschen Blattern hatten mit den echten hin und wieder so viele Aehnlichkeit, dass sie selbst von einigen nicht recht genau beobachtenden Aerzten verwechselt wurden. Uebrigens war ihr Verlauf sehr leicht und das Fieber leicht entzündlich. Die Schutzkraft der Vaccine hat sich auch in dieser Epidemie vollständig bewiesen, denn nur zwey Individuen, welche sich mit unabweiselt echten Impfungszeugnissen ausweisen konnten, wurden von den Menschenblattern be-

fallen, und nicht ohne Grund fragt der Vf. auch in Beziehung auf diese beiden Fälle: sollte es unter 20,000 Individuen, die bis zu jener Zeit in Prag geimpft waren, nicht zwey geben können, die ein Zeugniß erhielten, ohne dass der Verlauf der Vaccine vollständig bey ihnen beobachtet wurde? Sehr beachtenswerth ist die Bemerkung, dass die Kinder, welche nur eine Schutzpocke gehabt haben, nicht gesichert zu seyn scheinen, sondern wenn man sie später noch Einmal impft, die Vaccine im vollständigen Verlauf wieder bekommen. Es ist zu wünschen, dass mehrere genaue Beobachtungen darüber gesammelt werden, und sollte sich jene Erfahrung bestätigen, angemessene gesetzliche Vorschriften, die Aerzte zur nochmaligen Impfung in solchen Fällen verpflichten. — Wo sich während des Verlaufes der Schutzpocken auch die Menschenpocken entwickelten, waren letztere doch viel sparsamer und gutartiger, als die Epidemie es sonst mit sich brachte. — Noch immer giebt es mehrere Familien, welche die Impfung der Vaccine hartnäckig verweigern, aber wenn dieses auch nicht mehr der Fall seyn sollte, so giebt es noch Ursachen, welche sich der gänzlichen Ausrottung der Menschenblattern in den Weg stellen, und diese findet der Vf. sehr richtig, in dem Zurückbleiben einer Anzahl von Individuen, bey denen die Impfung nicht gehaftet hat, oder bey welchen, wegen im hohen Grade ausgebildeter chronischer Krankheiten die Impfung nicht vorgenommen werden durfte. Die Vorschläge, welche der Vf. zur Verbesserung des Impfgeschäftes in seinem Vaterlande macht, sind sehr zweckmässig und verdienen auch die Aufmerksamkeit auswärtiger Sanitätscollegien. 5) *Eine bey einer erwachsenen Person beobachtete Erweichung und Zerreißung des Magenumdes*. Nebst physiologisch - pathologischen Bemerkungen, mitgetheilt vom Prof. v. Lenhossék. Die hier mitgetheilte Krankheitsgeschichte ist um so wichtiger, weil sie die Erweichung des Magens bey einer erwachsenen Person von 42 Jahren betrifft, welches man bisher selten beobachtet hat. Der Tod erfolgte unter den Zufällen eines anomalen Fiebers, mit vorzüglichlicher Haut- und Kopf - Affection. In der Leiche fand man ohne Spur einer vorausgegangenen Entzündung, die Häute des Magens erweicht, äusserst mürbe, und an der hintern Wand, am Magenrunde, waren sie zerplatzt, hatten eine drey bis vier Zoll lange Oeffnung. Der durch seine physiologischen Werke rühmlich bekannte Vf. zieht aus dieser Beobachtung folgende Schlussfolgen: 1) dass die Erweichung des Magens keineswegs von der chemischen Auflösungskraft des normal beschaffenen Magensaftes herzuleiten ist; 2) dass die Krankheit, welche dieser Desorganisation vorhergeht, selbige bedingt, ihren Symptomen nach auf ein besonderes Hirnleiden hindeutet, und dass jene Veränderung der Magenhäute in den meisten Fällen der *Hydrocephalus acutus* begleitet oder ihm nachfolgt; 3) dass das Hirnleiden auf den Magen sympathisch hinwirkt, feb

seine Organisation einerseits so verändert, daß sie der auflösenden Kraft der thierischen Säfte nicht mehr widerstehen kann, andererseits aber der *Humor gastricus* und andere Säfte des Nahrungs - Canals mit einer Schärfe und atzenden Kraft begabt, welche wahrscheinlich in einem Ueberflusse von Essigsäure zu suchen ist; 4) daß diese abnorme Secretion eine vicarirende, mit dem Hautorgane in Bezug stehende Absonderung sey. — In der Leiche kann man die gelatinöse Erweichung von den Folgen einer Vergiftung, von dem Scirrhus, Sphacelus u. s. w., durch die Glätte, Dünn- und Durchsichtigkeit der Magenhäute, durch die gleichsam trichterförmige Auflösung der Membrane von innen nach außen, durch die weiche und breyige Beschaffenheit und die zottigen Ränder der etwa vorhandenen Oeffnung im Magen, durch die grünlich - graue oder röthliche Farbe der Magenwände und durch ihre baldige Auflösung im heißen Wasser erkennen. 6) *Geschichte einer Harnruhr*, vom Prof. Dufschmid. Die Harnruhr war nach einer vernachlässigten Nierenentzündung entstanden, und ob der Kranke gleich schon sehr abgezehrt war, so fand der Vf. doch die richtige Indication zu Blutenziehungen, und die Krankheit wurde durch 6 Aderlässe in 14 Tagen angestillt, verbunden mit dem Gebrauche von Abführungsmitteln, gehoben. — 7) *Geschichte eines foetus ex uterino*, von Demselben. Die Frucht wurde unter sehr heftigen und langwierigen Leiden durch den Mastdarm entleert, die Kranke genas vollkommen. 8) *Kürze Uebersicht der mit dem letzten December 1820 im Lazarethe zu Wien befindlichen Seelengestörten*, vom Dr. H. Böhme u. j. Diese Abhandlung enthält mehrere wichtige Lehren über die Behandlung Seelengestörter, und macht den Wunsch rege, daß der versprochenen Erfahrungen im Gebiete der Heilmittel und Curlehre, die er an der Irrenanstalt zu Wien zu machen Gelegenheit hatte, recht bald mittheilen möchte. 9) *Nachtrag zu der im zweyten Bande der Beobachtungen und Abhandlungen S. 458 gelieferten Krankheitsgeschichte des Ballet - Tänzers K. H.* Enthält den Sectionsbericht, welcher die Diagnose bestätigte, es fanden sich seröse Ansammlungen in dem Gehirn. 10) *Krankengeschichte einer Melancholia aus dem K. K. Prager Irrenhause*, vom Dr. Eichenauer, Secundar - Arzte. 11) *Ein kleiner Beytrag zur Würdigung der kalten Waschungen im Scharlachfieber*, vom Dr. Dopfer, K. K. Bezirks - Arzt in der Rossau zu Wien. Der Vf. hat sich aus seinen Erfahrungen über diesen Gegenstand die Regel abstrahirt: im Scharlache, wo der *oculus convulsus* bemerkt wird, ohne den ausdrücklichen Rath der medicinischen Klugheit, die kalten Waschungen nicht anzuwenden. 12) *Bericht über die salpetersauren Bäder, von Ebendenselben*. Der Vf. führt 25 Fälle an, in welchen er die salpetersauren Bäder gegen Rheumatismen und Gicht mit dem besten Erfolge angewendet hat. — Er bediente sich meistens einer Säure, welche auf der Meisner'schen

Scala 1260 zeigte. Gewöhnlich ließe er nur ein, selten zwey und noch seltner drey Pfund der Säure zu einem Bade für einen Erwachsenen nehmen. Es scheinen diese Bäder bey denjenigen Kranken, welche ein schwaches Nervensystem, aber eine gute Vegetation haben, mit Nutzen angewendet werden zu können, hingegen denjenigen schädlich zu seyn, wo die mangelhafte Ernährung eine schwächliche Vegetation unterhält, — das Nervensystem mag wir immer geartet seyn. 13) *Ein Exemplar von einem chronischen Durchfall*, von Ebendenselben. Dieser Fall lehrt, daß man bey langwierigen, hartnäckigen Durchfällen mit aller Genauigkeit zu erforschen suchen müsse, ob keine Entzündung der Gedärme, mit oder ohne Eiterung, kein typhöses Fieber jemals vorhergegangen? wie lange der Stuhl immer flüssig abgehe und ob sich nicht im Mastdarme Desorganisationen finden. Denn bisweilen bleiben nach diesen Krankheiten Verengungen der Gedärme, oder Exerescenzen zurück, welche nur flüssige Excremente durchlassen, so daß der habituelle Durchfall Bedürfnis für den Kranken ist.

KIRCHENGESCHICHTE.

EINSIEDELN, b. B.
Chronik, oder
Wallfahrt zu M.
Wallfahrter. v.
lar und Archiv
312 S. 8.

In dieser Schrift findet der Leser nicht, wie der Titel vermuthen läßt, etwas ganz Neues; vielmehr ist es die, wie die Vorrede zu vernehmen giebt, ehemals dem Volke sehr werthe und seit einigen Jahren neuerdings sehr gesuchte *Einsiedlerische Chronik*, welche in veränderter, der jetzigen Zeit etwas mehr angepaßten Gewande den Freunden der Literatur aus einer an literarischen Erzeugnissen sonst ziemlich armen Gegend vor Augen gelegt wird. Die Wallfahrteenden besonders sollen an dieser Chronik ein Büchlein erhalten, geeignet ihre fromme Wissbegierde in Ansehung des Stiftes Einsiedeln und seiner Kapelle in geschichtlicher Hinsicht und zu ihrer Erbauung zu befriedigen. Für die (l. g.) Gebildeten unter den Pilgrimen hat Hr. Tschudi, durch genauern Aufschluß über die eigentliche Geschichte des Stiftes ebenfalls sorgen wollen. Auch dem Volke von Einsiedeln selbst sollte diese erneuert hervortretende Chronik über die Geschichte seines schweizerischen Vaterlandes, in welche die Schicksale des Klosters vielfältig verschlungen sind, einiges Licht verschaffen. Zwischen seine Erzählungen hat der Vf. hier und da moralische Bemerkungen eingestreut, zur Aushülfe (?) für das gemeine Volk und als Anweisung für den Gebildeten, von den Ereignissen der Vorzeit für Geist und Herz zweckmäßige Nutzenanwendung zu machen. Für den Zweck seiner Arbeit schien es ihm anpassend und unnütz, die ar-

Kund-

kundlichen Belege für die erzählten Thatfachen beyzufügen, was freylich an mehreren Stellen zu Begründung seiner Zuverlässigkeit sehr wünschbar gewesen wäre. Seine vorzüglichsten Quellen im Allgemeinen sind, nebst andern ältern und neuern, die Geschichten des Klosters berührenden Chroniken, die zwar nur sehr mangelhafte und fragmentarische Subsidien darbieten, die Urkunden und Schriften des Stifts-Archives von Einsiedeln; auch *Legenden mußten* (?) zu der ältern Geschichte benutzt werden. An das Geschichtliche der Schrift schließt sich eine Beschreibung der Klostergebäude, besonders der Kirche an; dann folgt die Erzählung „*einigcr Wunder und Gnadenwirkungen, welche Gott auf die Fürbitte Mariä zu Einsiedeln gewirkt hat.*“ Solche Dinge aufzutischen, möchte nach des Vfs. eigenem Dafürhalten für unsere Zeiten freylich etwas zu gewagt scheinen; er tröstet sich aber damit, daß der Vernünftige nicht an der Möglichkeit der Wunder zweifeln könne, der Christ aber, welchen er dem Vernünftigen höchst sonderbarer Weise entgegenstellt, glaube, daß Wunder geschehen seyen. Er will auch, trotz der Ueberschrift dieser Abtheilung seines Werkes, jene Geschichten nicht als eigentliche Wunder aufstellen, immerhin aber seyen sie außerordentliche und sehr auffallende Gnadenwirkungen des Vaters im Himmel. Mit dieser Beschränkung seiner Thesis scheint er es jedoch nicht recht ernstlich zu meynen. Wie würde er sonst, anderer ähnlichen Aeußerungen nicht zu gedenken, S. 293 sagen können: „Eine achthundertjährige Wallfahrt ohne Wunder wäre beynahe ein größeres Wunder in der moralischen Welt, als selbst die Wunder in der Ordnung der Natur.“ ... Den Schluß machen vermischte Bemerkungen über das Wallfahren, in Betreff dessen der Vf., und Rec. mit ihm, wünscht, daß es dazu beytragen möchte, jene Uebungen zu demjenigen zu machen, was sie seyn sollten (und nach der Constellation unserer Tage gerade jetzt am allerwenigsten werden dürften), zu einem *reinen, vernünftigen*, dem Heile der Seelen frommenden Gottesdienste. — Die historische Abtheilung dieser Einsiedlischen Chronik ist der Natur der Sache nach bey weitem die größte. Auf 230 Seiten werden in derselben die sämtlichen Vorsteher und Fürst-Aebte des Klosters, von dem heiligen Meinradus an bis auf den jetzt lebenden Abt Conrad IV. (dessen billiger Weise als eines sehr verständigen und thätigen Mannes, so wie auch als ascetischen Schriftstellers und mehr noch, als eines Beförderers der Verbesserung der Einsiedlischen Klosterschulen seit den Zeiten der Revolution, mit geziemendem Lobe hätte gedacht werden sollen) dem Leser in kurzen Charakteristiken, und, in diese verflochten, die mannigfachen,

zum Theil harten Schicksale der Abtey vor Augen geführt. Es ist bekannt, daß heut zu Tage noch zu Einsiedeln alljährlich im September, zur Erinnerung an die von den Engeln im J. 948 vorgenommene Weihe der dortigen heiligen Kapelle, unter einem Zuströmen zahlloser Pilger von nah und fern das Fest der Engelweihe besonders feyerlich begangen wird. Die Beschreibung dieser Feyerlichkeiten (S. 17 u. 18), die wir aber wegen Beschränktheit des Raumes nicht anführen können, ist besonders geeignet, dem Leser den Geist, in welchem der Vf., obwohl er hier und da einen etwas andern Schild auszuhängen scheint, im Grunde denn doch auftritt, zu bezeichnen. — Von zwanzig erzählten Wundergeschichten, deren die jüngste sich von 1778 datirt, grenzen einige, wie z. B. Nr. 5. nahe ans Komische. Eines dieser Wunder, vermutlich aus den siebziger Jahren, dessen Schauplatz Luzern ist, wird durch einen Arzt und Doctor der Philosophie (!) B. Fr. Lang bekräftigt. In dem Abschnitte von den Wallfahrten bleibt der Vf. bey manchem, keinesweges Vernunftwidrigen das er darüber bemerkt, fortwährend, wie leicht zu erachten, bey seiner Ansicht; doch giebt er zu, daß die geistliche Nutzbarkeit der Wallfahrten nicht immer gehörig gewürdigt und erkannt werde, daß Nebenabsichten, Gewinn- und Zerstreuungsfucht, Verletzung häuslicher Pflichten u. s. w., den Nutzen solcher Fahrten vermindern und vernichten. Dagegen könne man, meint er, zu Hause nicht so andächtig, noch mit solchem Nutzen beten, wie auf der Wallfahrt; auch seyn Wallfahrten keine bloße Volksfache; auch hohe, vornehme und gelehrte (??) Personen unternehmen solche Gänge; Mißbräuche finden freylich, wie überall, so auch hier Statt u. s. w. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Chronik bey dem sich mit jedem Jahre wieder stärker vermehrenden Pilgervolke (1824!!) beträchtlichen Absatz finden werde.

GESCHICHTE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Umriss der Hannöversisch-Braunschweigischen Geschichte*, für Lehrvorträge in Bürger- und Landschulen, von Dr. Karl Venturini. 1823. VI u. 208 S. 8.

Da diese Schrift ein Auszug aus dem größern Werke des Vfs. über die Braunschweigische Geschichte mit deren Fortführung bis auf den jetzigen Zeitpunkt in seiner bekannten Darstellungsweise, lebendiger Einbildungskraft und gemüthlicher Rüstigkeit ist, so können wir es bey der Anzeige des Daseyns dieser Arbeit bewenden lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

April 1824.

TECHNOLOGIE.

Wien, b. Mörschner u. Jasper: Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens in seinem gegenwärtigen Zustande — im Oesterreichischen Kaiserstaate. — Herausgegeben von Stephan-Edlern von Kees, erstem Commissair bey der K. K. Fabriken-Inspection in Wien. Zweyte berichtigte und vermehrte Ausgabe. Erster Theil. 1824. 688 S. Zweyten Theiles Erster Band 658 S. Zweyten Theiles Zweyter Band. 1824. 1027 S. Anhang und Sachregister. 1824. 128 u. 180 S. gr. 8. (12 Thlr.).

Dieses Werk, dessen erste Ausgabe von 1819 bisher nur wenig bekannt geworden, ist ein schätzbare Beytrag zur Beschreibung deutscher Industrie. Vermöge seines Amtes ist der Vf. nicht nur mit allen theoretischen Kenntnissen ausgerüstet, welche dazu gehören, um eine richtige Beschreibung so vieler mannigfaltigen Industriezweige zu liefern, sondern er hatte auch seit vielen Jahren Gelegenheit, den Zustand der Gewerbe in dem ausgedehnten Oesterreichischen Reiche zu beobachten und sich mit den Einzelheiten der dahigen Gewerbe so bekannt zu machen, daß er davon deutliche Begriffe zu geben in den Stand gesetzt wurde. Natürlichere Weise richtet ein solcher Mann seinen Blick auch auf die Gewerbe und Producte anderer Staaten, und kann nicht umhin, Vergleichen mit dem anzustellen, was in seinem Vaterlande und was in der Fremde geschieht und gemacht wird. Das Werk ist in technischer, mercantiler und statistischer Hinsicht, und nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen, mit steter Berücksichtigung der neuesten Erfindungen und Entdeckungen geschrieben.

Als der Vf. im J. 1810 sein Amt bey der Fabriken-Inspection die Stelle des ersten Commissairs erhielt, überzeugte er sich sehr bald, daß es zur Erlangung einer gründlichen Kenntniß der inländischen Industrie nothwendig sey, die Arbeiten sämtlicher Productionszweige in ihrem vollen Umfange und in allen ihren Elementen kennen zu lernen. So entstand in ihm der Gedanke, eine technische Sammlung zu seiner eignen Belehrung anzulegen, welche anfänglich bloß vollendete Fabricate enthielt, später aber, um sie noch lehrreicher zu machen, auch die rohen Stoffe mit allen Formen, die sie durch die Zwischenarbeiten stufenweise bis zu

ihrer Vollendung erhielten, hinzuzufügen. Die anhaltende Arbeit mehrerer Jahre und die Amtsverhältnisse des Vfs. bewirkten, daß er nicht nur das Merkwürdigste der Production Wiens und Nieder-Oesterreichs, als worüber sich die Fabriken-Inspection, bey welcher er angestellt ist, erstreckt, sondern auch der übrigen Provinzen des Oesterreichischen Staates zusammen brachte, und in ein systematisches Ganzes ordnen konnte. So bildete sich ein technologisches Cabinet, welches bloß an rohen Materialien 1300 verschiedene Producte enthält und an Fabricaten an 9000 Numern zählt. — Diese Sammlung erzeugte nun den Gedanken, daß eine auf dieselben Gewerbe das Allgemeine Fabricaleute, Oe-ner höchst sen Betrac seine Entf Auszug zu wir ihnen eine kurze Beschreibung davon geben, damit sie wissen, was sie darin finden können.

Der erste Band beschreibt die rohen Stoffe, welche hauptsächlich in den österreichischen Staaten gefunden, oder doch daselbst zu Fabricaten verarbeitet werden. Unter denselben begreift der Vf. nicht bloß die rohen Materialien in dem Zustande in welchem sie die Natur liefert, sondern auch solche, die zwar schon eine künstliche Veränderung erlitten haben, wodurch sie jedoch nur zu einer künstlichen Fabrication vorbereitet sind; ja selbst solche, die schon als Fabricat betrachtet werden, aber doch in dem Handel für Fabriken gleich andern rohen Stoffen gesucht werden. Auf diese Art werden Salpeter, Alaun, Vitriol unter den rohen Materialien aufgeführt; selbst Sauerklee-salz wird wenigstens in Ansehung Oesterreichs zu den rohen Materialien gerechnet. Eben so Hadern, das halb oder ganz gebleichte Wachs u. s. w. Es werden deshalb auch schon in diesem ersten Theile mehrere künstliche Operationen beschrieben, wodurch mehrere Naturproducte in den Zustand gebracht werden, in welchem sie nachher in die Fabriken kommen und dort als rohe Materialien aufgenommen und weiter in brauchbare Dinge umgewandelt werden. — Die rohen Stoffe sind in diesem Bande nach der Ordnung der drey Reiche der Natur abgehandelt, und

werden mit Bezugnehmung auf des Vfs. Sammlung zwar naturhistorisch, aber doch stets mit Hinsicht auf ihren technologischen Gebrauch beschrieben. Der letztere bestimmt ihn auch öfters, das eine oder andere Material aus dem einen Naturreiche in das andere herüber zu nehmen, und diejenigen zusammen zu stellen, welche zu einem Zwecke dienen. Denn die technologische Rücksicht bleibt doch immer der Hauptgrund bey den Unterabtheilungen. Das Pflanzenreich begreift allein 622 verschiedene Stoffe, welche aber durch den Begriff ihrer Verwendung auf 16 Rubriken gebracht sind: als 1) Hölzer zum Verarbeiten; 2) Torf; 3) Kohlen; 4) Schilf und Rohr; 5) Stroh; 6) Flachs und Hanf; 7) Papier - Materialien; 8) Baumwolle; 9) Gerbe - Materialien; 10) Farbe - Stoffe; 11) Feldfrüchte und Mehl; 12) Oehl - Materialien; 13) Wachs; 14) Zucker - Materialien; 15) Cummi, Harze und Balsame; 16) verschiedene Pflanzenstoffe zu mannigfaltigem Gebrauche. Das Thierreich begreift 276 Stoffe, die in 9 Abtheilungen zergliedert werden, und das Mineralreich 404 Numern in 4 Abtheilungen — Erden, Steine, Metalle und Salze. Von allen diesen Stoffen befinden sich in des Vfs. Sammlung Muster, die daher unter 1302 Numern geordnet sind. Ausserdem aber sind noch viele Stoffe nebenbey beschrieben, so daß dieser erste Theil als eine vollständige Material - Kunde der österreichischen Gewerbe angesehen werden kann. Auch schließt das Werk viele mit dem Hauptinhalte verwebte naturhistorische, neue statistische, geschichtliche und mercantile Notizen in sich.

Wenn nun auch gleich die Eintheilung hier und da noch verbessert werden könnte, wie z. B., wo das Wachs ohne Grund zu dem Pflanzenreiche gezogen ist, so thut dieses doch der Brauchbarkeit des Buches keinen Abbruch, und der Vf. wird bey folgenden Auflagen leicht Gelegenheit finden, ihm auch in logischer Hinsicht eine grössere Vollkommenheit zu geben.

Der zweyte Theil enthält in zwey starken Bänden eine vollständige Technologie, nebst der Beschreibung aller in den Fabriken und Gewerben erzeugten Waaren, der Angabe der Kennzeichen ihrer Güte und Mängel, des Handels damit, ihrer Preise u. s. w. — Daß die Fabricate sich nicht wohl nach dem Ursprunge ihrer rohen Materien eintheilen lassen, haben die Technologen schon längst bemerkt, da viele aus zusammengesetzten Stoffen bestehen. Man ist daher in der systematischen Beschreibung derselben mehr ihrer Bereitungsart oder den Mitteln gefolgt, durch welche sie bereitet werden. Dieser Eintheilung folgt auch der Vf. bey der Abhandlung von den Fabricaten hauptsächlich. Er hätte vielleicht seinem Werke noch eine strengere systematische Ordnung geben können, wenn er diese Eintheilungsart ganz genau befolgt hätte, da alle Kunstbereitungen bald durch mechanische, bald durch chemische, bald durch beide zugleich zu Stande kommen, und die Hauptbereitungsart jedem

Gewerbe seine Stelle am natürlichsten anweist. Hierbey konnten die übrigen Leitungs - und Zusammenstellungsmittel, welche der Vf. gewählt hat, sehr wohl befolgt werden. Denn es kann nicht anders als gebilligt werden, daß der Stoff, welcher bearbeitet wird, der Grund wird, alle Gewerbe, die sich damit beschäftigen, nach der Reihe zu erklären. So werden die Gewerbe, deren Material Leder ist, sämtlich zusammengestellt, eben so folgen die, welche sich mit Hanf, Flachs, Wolle, Seide beschäftigen, hinter einander, als: Spinnereyen, Webereyen, Papiermachereyen, Seilerarbeiten u. s. w. — Unter jeder Rubrik ist beschrieben, was im Lande gemacht wird, welchen Grad der Vollkommenheit das Gewerbe im Lande erreicht hat, ob es zünftig oder frey betrieben wird, ob das Land noch fremde Fabricate oder Materialien dazu bedarf, welches Land die besten Producte dieser Art dem Inlande liefert u. s. w.

Der Anhang enthält Ergänzungen und ein vollständiges Register zu dem ersten und zweyten Theile, wodurch der bequeme Gebrauch des Werks sehr erleichtert wird. Da die Gewerbe im Lande sich continuirlich vermehren oder verändern, auch die Kenntniß der vorhandenen immer zunimmt, so werden Nachträge folgen, welche die Nachrichten über das Oesterreichische Gewerwesen vervollständigen. Man wird aus dieser kurzen Beschreibung dieses Werkes die Wichtigkeit desselben für die Kenntniß des Gewerbezustandes in Deutschland erkennen. Würden die Gewerbe mehrerer Staaten des deutschen Reichs auf ähnliche Weise beschrieben, so würden wir nach und nach zu einer genauen Kenntniß der Betriebsamkeit unseres Vaterlandes gelangen. In dieser Hinsicht ist unsere Literatur noch sehr arm. Wir erinnern uns nur eines einzigen praktischen Werks dieser Art, welches die Beschreibung der Eisen- und Stahlfabriken in der Grafschaft Mark, Nassau und Westphalen größtentheils aus eigener Ansicht enthält, und den geschickten preussischen Bergrath *Eversmann* (nachher in russischen Diensten) zum Vf. hat. Alle übrigen technologischen Schriften enthalten fast nur allgemeine Kenntnisse und sind in dem was das Detail unserer Fabriken betrifft, sehr unzuverlässig. Es sind aber solche Werke, als uns Hr. v. *Kees* hier liefert, auch fast nicht anders möglich, als durch Männer, welche von Amtswegen sich mit dem Zustande der Industrie des Landes bekannt machen müssen, und die zugleich die Geschicklichkeit haben, die Gewerbe gründlich zu beurtheilen und deutlich zu beschreiben, und es wäre daher wohl zu wünschen, daß in jedem Lande dergleichen Fabriken - Commissionen als in Oesterreich errichtet würden, weniger um die Fabriken zu leiten oder zu fördern, als um die Erkenntniß derselben zu erweitern, die schon an sich eine Ursache ist, dieselben aus freyem Antriebe zu vervollkommen. — Wir würden dann auch eher in den Stand gesetzt werden, Deutschlands Industrie mit der der übrigen Länder, beson-

ders Englands und Frankreichs, zu vergleichen, und darin wahrscheinlich ganz andere Resultate finden, als die hypochondrischen Gemüther, welche uns stets mit der trüben Furcht erfüllen wollen, als ob jene fremde Industrie die unsrige gänzlich zu Grunde zu richten strebte. Auch würde man dadurch mehr in den Stand gesetzt werden, zu beurtheilen, welchen Einfluss die Gewerbefreyheit und die Kunstverfassung in ihrer mehr beengten oder erweiterten Form auf die Vervollkommenung der Industrie habe. Wir würden dadurch zu einem viel vollkommnern Werke über Deutschlands Gewerbe gelangen, als was Chaptal und andere über die französische geliefert haben. Auch ist auf diesem Wege allein eine vollkommen wissenschaftliche Technologie zu Stande zu bringen. Zwar gehören die Beschreibungen der gemeinen Handwerker und deren Kunstgriffe nicht in dieselbe, da sie sich hauptsächlich nur mit solchen Künsten beschäftigen muß, deren Betreibung auf wissenschaftlichen Principien beruht. Aber man wird doch jene nicht eher vollständig und praktisch geben können, bevor wir alle die empirischen Operationen vor uns sehen, wodurch Menschen die Summe der Bedürfnisse zu schaffen pflegen, welche das unendliche Reich der menschlichen Genüsse ausmachen.

Und so wünschen wir von Herzen, daß nicht nur der Vf. Aufmunterung und Unterstützung finden möge, seine nützlichen Arbeiten fortzusetzen und zu erweitern, sondern auch, daß sich in andern Ländern Männer finden, welche mit gleichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten uns so vollkommene Beschreibungen von den Industriezweigen derselben liefern, als Hr. v. Kees über Oesterreich bekannt gemacht hat.

GESCHICHTE.

1) PARENTH, b. Zimmermann: *Reise eines deutschen Officiers nach Griechenland, seine dort erlebten Leiden und Schicksale und seine Rückkehr ins Vaterland.* 1823. 35 S. 2.

2) LEIPZIG, im Magazin für Industrie und Literatur: *Schicksale eines dänischen Philhellenen auf seiner Reise von Kopenhagen nach Morea und Constantinopel.* Aus dem Dänischen übersetzt. 1824. 106 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1. ist, dem Vorworte zufolge, ein Hr. v. Kiewewetter aus Meklenburg-Schwerin, und allerdings findet sich auch ein solcher auf der Liste der nach Griechenland gegangenen Deutschen. Das ist aber auch alles, was für ihn spricht, vieles andere spricht gegen ihn. Die Broschüre, so unbedeutend sie überhaupt ist, wird es noch mehr, wenn man die Absicht erwägt, in der sie geschrieben seyn soll, und nun fragt, was der Vf. gethan hat, diese zu erreichen; sie trägt das Anhängelschild: „zur Warnung für deutsche Jünglinge,“ und doch sieht

man nicht ein, wie durch sie, wie sie ist, ein solcher Zweck erreicht werden möchte. Denn daß es nicht hinreichend ist, nach Griechenland zu gehen und dort für eine gute Sache zu sechten, sondern daß noch etwas mehr verlangt wird, um der guten Sache auch zu nützen, ist eine Wahrheit, die hinlänglich bewiesen und allerdings geeignet ist, einen jeden, der nach Griechenland gehen will, vorher zur Selbstprüfung aufzufodern. Bey wem alle Erfordernisse, um in Griechenland zu nützen, sich vorfinden, der wird sich durch solch' eine Warnungstafel, wie Nr. 1. ist, wohl nicht abhalten lassen; er wird aber vorher überlegen, für welches Volk und in welchem Lande er zu sechten ausziehen will. Er wird dann keine übertriebenen und lächerlichen Ansprüche machen, welche die gesunde Vernunft zurückweist. Wovor will denn also der Vf. warnen? will er andere warnen, hinzugehen, deswegen etwa, weil es ihm dort nicht gefallen hat, weil er es dort nicht viel anders gefunden hat, als er es der Natur der Sache nach finden konnte? — Zwar leugnen wir nicht, daß die Griechen selbst einige Schuld bey der Rückkehr so mancher Ehrenmannes haben mögen — aber man

aus! man
it dem Bade
aus! man
lels bey die-
ser Gelegen-
les palst ge-
rade auf v
auch nicht
wenn sie
liche von
it, wie ähn-
doch auch
nicht mit U
n ist, mehr

Thatfachen enthält, die aber keinen großen historischen Werth haben. Der Vf. schiffte sich im Januar 1822 in Livorno ein, landete in Missolonghi im westlichen Griechenland, schiffte von da nach Morea, das er nicht weit von Patras betrat, von wo er über Calavrita nach Corinth ging. Hier werden nun einige allgemeine Betrachtungen über Griechenland und seine Einwohner gemacht, unter denen diese wenigstens, daß der Grieche nicht zur Arbeit aufgelegt sey, durch ihre Neuheit überraschend ist. Ist nicht eben die griechische Marine (S. 24) ein unwiderlegbares Beyspiel der ausgezeichneten Thätigkeit der Griechen? — In Corinth wurden die Ausländer endlich im Mai 1822 angestellt, (K. beyrn Philhellenenbataillon), worauf sie, also nach Maassgabe der Umstände organisiert, sich nach Akarnanien einschifften und von da nach Epirus vordrangen, unter ihnen aber nicht unser Vf., der in Missolonghi zurückblieb, wiewohl er es nicht sagt und man vielmehr glauben muß, daß er das Gescheh bey Cornbotti und das Treffen bey Pets — beide hinlänglich durch frühere Darstellungen, wie die von Lübtow, Voutier u. a., bekannt, mitgemacht habe, weil er sie beschreibt: in Folge des Treffens bey Pets zogen sich die griechischen Streitkräfte zurück, und Hr. v. K. ging wieder nach Europa. Rec. wiederholt schliesslich, daß sich allerdings so Manches gegen die Griechen mit Grund sagen läßt — aber immer bedenke man ihre Verhältnisse und vergesse bey der

der gegenwärtigen Revolution nicht ihre frühern Schicksale!

Nr. 2. hat einen Kopenhagener Studenten, *Strabell*, zum Vf., der sich auch auf der Liste der in Griechenland gewesenen Ausländer findet, und hier in dieser Broschüre als Studenten sich deutlich ausspricht. Er schiffte sich Anfangs Januar 1822 in Marseille ein, landete in Nawarin an der Westküste Morea's, von wo er nach längerem Aufenthalte die Halbinsel durchreiste, die er jedoch bald verließ, um über Konstantinopel nach Hause zurückzukehren. Er bestätigt Manches von dem, was Lieber erzählt, mit dem er nach Griechenland reiste und längere Zeit in Nawarin war; auch leidenschaftliche Invektiven hat er mit diesem gemein. Dafs übrigens unter den nach Griechenland Ziehenden, noch ehe sie dahin kamen, und noch mehr dort selbst, Uneinigkeiten und Intriguen herrschten, wird hier wiederholt bestätigt: und *solche* Menschen wollten den Griechen die Freyheit ersehten helfen? Hatten die Griechen nicht Recht, wenn sie darüber, dafs ihnen solche Menschen, die stahlen, sich betranken (was die Griechen nicht thun!) und dergleichen Laster mehr begingen, als Muster der Nachahmung aufgestellt wurden, nur lachten? und sagten, dafs sie lieber bleiben wollten, was sie wären, als dafs sie so cultivirt würden? — Die Uebersetzung ist nicht vorzüglich und wird ausserdem durch Druckfehler entstellt, die bey Eigennamen besonders störend sind: so wird oft ein gewisser Biring erwähnt, statt dessen es aber von Byern heissen muls.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., in der Hermannschen Buchh.: *Phantasiegemälde*, von Dr. Georg Döring. Für 1824. 1823. 312 S. 8.

Eine Familie aus Vater, Sohn und Tochter bestehend, von vornehmem Stande und ausgezeichnete Bildung, unternimmt eine Reise in die Schweiz und macht gleich im Anfange derselben durch einen Zufall Bekanntschaft mit einer zu demselben Zwecke in Gesellschaft eines Stiefsohns und einer Stieftochter reisenden Dame. Man reiset nun gemeinschaftlich; unerwartet findet sich noch der Freund des einen Sohnes, der eine verlorne Geliebte in der ganzen Welt sucht, dazu; die Verbindung wird immer enger, die reichen Naturschönheiten der Schweiz werden mit einander genossen, an trüben Tagen Geschichten erzählt und recensirt; und zuletzt entsteht eine gekreuzte Verlobung zwischen den Kindern; die Aeltern erkennen sich als leibliche Geschwister, der Freund findet die Geliebte. — Das Ganze verräth Geschmack und reiche geistige Ausbildung des Vfs., so wie Vollendung in Sprache und Stil. Was die Schilderung der merkwürdigsten An- und Ausichten der Schweiz betrifft, welche hier zu finden ist, so hat Rec. nur Eines dabey

zu erinnern. Die beständigen, oft gezwungenen Anspielungen, und die Vergleichen mit der Kunst- und Phantasiewelt vergiften den einfachen und reinen Naturgenuss. Das ist nicht der rechte Sinn, mit welchem man die Werke der Natur anschauen soll, der sich bey den Reisenden dieses Buches zeigt. Da muls der Rheinfall ein alter Greis seyn und die Berge mit einander müssen Liebesbündnisse schliessen, und was dergleichen mehr ist. Das heisst die Verhältnisse des Lebens, denen man doch in der Natur entfliehen will, wieder in dieselben hinein und auf sie übertragen. Die Unterredungen der Reisenden mit einander tragen nicht selten den Charakter der Geschraubtheit, und ihre Aeusserungen sind nicht frey von eitelm Prunk mit Worten. Besonders ist der überspannte und empfindende *Julius* oft unausstehlich. Zum Beweise der zuweilen überaus schwülstigen Sprache diene folgende Stelle: „Das Rauschen des Rheinfalls lockte Julius an das Fenster. Da drang zu ihm herüber aus den Zimmern der neuen Reisegefährten der Gesang einer weiblichen Stimme. Leise und fern, wie erlühend aus den Tiefen der Seele, erhob sich bebend ein einfacher Ton; in langsamen Schwingungen durchzog er das milde Piano, drang im ahnungsvollen Crescendo hinauf zum jubelnden Gipfel des Fortes, und stieg dann wieder schwachend und sehnüchlig hernieder in die *blumige Au*, wo ein leichter Wechsel freundlicher Klänge ihn wieder aufnahm als einen verirrtten Bruder, der vom kühnen Ausfluge zurückkehre zu den Seinen. Aber er vermochte es nicht mehr, lange zu verweilen unter der verwandten Schaar. Er hatte einmal gekostet die Herrlichkeit des Himmelsfluges, und eine grössere Sehnsucht, als die ihn herabgezogen, trieb ihn hinauf in den Aether, wo ihm war, als müsse die Sonne selbst einstimmen in seinen Jubel. Und in mächtigen Behungen drang aufs Neue der einsame Ton hinauf zu der Sonnenburg. Voll und herrlich entfaltete er sich in einer Gewalt, die alle frühere Anstrengung übertraf. Die goldenen Pforten des Himmelschlosses zitterten vor dem Andrango seines Metalls, aber sie wichen nicht. Lange weilte der Ton auf der schwindlichten Höhe. Die Erde lag tief unter ihm; — in sehnüchtiger Verzweiflung klammerte sich der Ton, bereits schwankend in seiner beseligenden Hoffnung an der goldenen Pforte fest, allein eine harte Macht stiess ihn zurück, und er sank langsam und erschöpft wieder herab in den besorgten Kreis der Seinen, — in eine offene Gruft, aus der er sich nicht wieder erhob?“ Der Leser urtheile selbst! Die vorkommenden Geschichten *Arthur* und *schwedische Liebe* hat der Vf. durch die Personen der Haupthandlung beurtheilt, und wie Rec. dünkt, ganz richtig. Er fügt deshalb nichts weiter hinzu und röhmt nur noch die schöne, *The-resens* Brustbild darstellende, Titelvignette und das geschmackvolle Aeußere des Buchs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

GESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Groos: *Historisch - politische Blicke auf mancherley Wirkungen des absolut monarchischen Princips im vormaligen Frankreich.* Von Dr. H. E. G. Baulus.

Auch unter dem Titel:

Historisch - politische Schilderungen und Denkmale. Erstes Bändchen. 1823. 376 S. 8.

„Es scheint an der Zeit zu seyn,“ sagt unser Vf. zu Anfange der Vorrede, „dass nicht ganz vergessen werden sollte, wie das Princip der absolutistischen Alleinherrschaft einfiel, da es allein geltend war, in dem regsamsten Festlandreiche wirkte, dort wo endlich — ebendeshwegen? — desto gewaltfamer die erste eigentliche Thronumwälzung bewirkt worden ist; nachdem in dem isolirten Drey - Insel - land die restaurirte Unbedingtheit durch fanatische Ueberspannung das erste Beispiel, ohne vielen Rumor eine bedingte werden zu müssen, herbeygenöthigt hatte.“ Die Geschichte soll Lehrerin werden der Bildungsfähigen, und um sie lebendig zu sehen und zu hören, begann erst Schiller seine Herausgabe einer doppelten Reihe von ältern und neuern Memoiren, zu welchen letztern Hr. P. die pragmatischen Uebersichten lieferte, wodurch die Kunst zu sehen gefördert werden sollte. Dem Vf. scheinen diese Uebersichten ein nicht ungeüßtes Ganzes auszumachen, das, für sich allein auftretend, wohl noch einmal nicht ohne allen Nutzen für die geschichtliche Seherkunst sein Wort mitreden dürfte.

Der Leser wird hierin beystimmen, und weil die französische Revolutionsgeschichte das Urbild aller demokratisch wilden Revolutionen für unsere Zeiten bleibt, so wird dadurch die frühere französische Monarchie das entgegengesetzte Urbild der Hofregierungen und aristokratischen Parteyfucht; ja Frankreichs Geschichte erhält dadurch mehr pragmatische Beziehung, als die Geschichte anderer Länder, selbst für Deutschland, dessen eigene Geschichte zu verschiedenartige Mischung zeigt, und bey weitem nicht so fasslich jene Doppelbilder zur Erkenntniß bringt. Würde die historische Seherkunst befördert, — für welche gleichsam symbolisch der Vf. seine Vorrede am *Desideriustage* unterzeichnet — man dürfte kaum von Schriften etwas Besseres erwarten. Allein diese Kunst scheint in unserm Zeitalter wenig fortgeschritten, und die Menschen weiß-

fagen lieber nach philosophischen und politischen Träumen, als dass sie unbefangen betrachten, was war und ist. Wie viel auch vom Nutzen der Geschichte geredet worden, lehrt dennoch das Leben, dass sie fast keinen habe, und es wäre ganz angemessen, einmal den Grund zu zeigen, warum dies so seyn müsse, und wohl noch lange so bleiben werde. Bücher wenigstens werden schwerlich dagegen helfen, und doch ist das Sehen der Begebenheiten an Bücher gebunden.

Nach dieser Vorrede über die Vorrede wollen wir kurz den Inhalt des Gesammelten angeben. I. *Die Stiftung der Ligue und die Regierungszerrüttung unter Heinrich III. 1574 — 1585.* „Ein schauerliches Exempel von innerlichen Kriegen (S. 5) in denen die so selten verstandene Religion dem Neide, der Raubgier, dem Trotz des Aufbruchs, die fanatische Brandfackel angezündet haben sollte. Diese ganze Zeitgeschichte kann am besten die Inschrift erhalten. Die Kabale verschlingt sich selbst.“ — II. *Heinrichs IV. Thronbesteigung und Regierungsplan 1594.* Schnell ändert sich der Zustand des Reichs, in Monarchien entscheidet die Persönlichkeit des Fürsten, Schatten und Licht grenzen nahe an einander. III. *Der huguenotische Kriegsanführer Franz de la Noue.* Ein herrlicher Mann, dessen Leben augenscheinlich macht, wie in den schändlichsten Zeiten dennoch edle Charaktere sich bilden können, und wie überhaupt die Kraft des Charakters über die Zeit erhaben ist. — IV. *Regierung Ludwigs XIII. unter Concini d'Ancre und Albert de Luynes. 1610 — 1622.* Erbärmliche Hofwirthschaft bringt Unruhen wieder, und das Ende derselben durch Ministerialdespotismus ist nicht heilsam, denn der Vf. bemerkt: „Erst unsere Tage haben die Sachkundigsten auf die Wahrheit geführt: dass, wenn Richelieu nicht den Geist des Protestantismus in Frankreich erstickt hätte, der Fanatismus nie so empörend geworden seyn und die Staatsmacht jene beiden Extreme der Willkühr und der Kraftlosigkeit nie so ganz erreicht und ultraßirt haben würde, bis endlich, bey der sichtbaren Unmöglichkeit gründlicher Reformen, das Verzweiflungsmittel des Revolutionirens, gleich einem lange in verschlossenen Klüften vorbereiteten Erdbeben, zu einem Ausbruch kommen mußte, dessen Folgen sich immer noch nicht sicher berechnen lassen.“ V. *Leben und Ministerchaft des Cardinals Richelieu. 1624 — 1642.* Furchtbare GröÙe ministerieller Allgewalt, die als Kunst-

Kunststück der neuern Politik den Ministern seitdem oft als das Ziel ihres Strebens vorgeschwebt haben mag, und wofür sie aus der Geschichte gelernt zu haben glaubten. — VI. *Richelieus Staatsmaximen*. Von ihm selbst dargelegt. „Man sieht und erstaunt, wie der abscheulichste Zweck von der Rechtfchaffenheit nicht bloß den Schein, sondern selbst eine ganze Reihe von Hülfsmitteln zu borgen gezwungen ist. Nur durch diese gelingt die Verbindung vieler Kräfte zum gewagten Plane des Verbrechens. Und gerade, weil dieses selbst der Mitwirkung von Recht und Treue nicht entbehren kann, bedarf man auch nur der Zeit, um durch die zum Mittel für das Laster herabgewürdigte Rechtfchaffenheit das Laster vom erstiegenen Gipfel herabgestürzt zu sehen.“ VII. *Geist der Fronde, oder der Schleuderkampf zwischen den Cardinälen Mazarin und Retz*. 1644 — 1653. In kleinlicher Kabale sind hier die früher doch hervortretenden größern Zwecke ganz untergegangen; ungewöhnlicher Geist und dessen Thätigkeit bewegen sich um ein Nichts. Aus den gleichzeitigen Spottliedern, deren fast zu viele angeführt werden, sucht der Vf. die Fronde zu schildern.

Im Allgemeinen leiden historische Ueberflichten an dem Nachtheil, daß man durch sie keine anschauliche Kenntniß der Begebenheiten gewinnt, sondern diese schon besitzen muß, um wirklich zu übersehen, und ein solcher Nachtheil für den Unkundigen ist uns verschiedentlich bey der scharfsinnigen Zusammenstellung des Vfs. aufgefallen. Zugleich möchten wir oft dem Stile mehr Leichtigkeit und Sorgfalt wünschen, unter andern jener Stelle der Vorrede, womit unsere Anzeige begonnen. Wenn S. 57 und S. 78 dasselbe Ereigniß doppelt erzählt wird, halten wir es für einen Uebelstand. Ueber einzelne Ausdrücke — wunderliche Floskeln mancher Historiker — wollen wir nicht weiter rechten, z. B. darüber, daß (S. 26) „die *Lebensart* des allerchristlichsten Königs Zunder gab.“

STAATSWISSENSCHAFTEN.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Sendschreiben an Herrn . . . , Deputirten bey der zweyten Kammer der Landstände in Baiern, über den Entwurf des Gesetzes für landwirthschaftliche Kultur*. Ein Beytrag zur Kulturgeetzgebung im Allgemeinen, vom Staatsrath v. Hazzi, Ritter des O. b. Siz. u. f. w. 1822. 76 S. 8.

Durch diese kleine Schrift hat Hr. Staatsrath v. H. die vielen Verdienste, die er sich bereits um Baiern erworben, noch um ein Großes vermehrt. Bekanntlich wurde der letzten Ständeverammlung von der Regierung der Entwurf eines Gesetzes für landwirthschaftliche Kultur zur Berathung vorgelegt, durch welches die Hindernisse, welche der fortschreitenden Landeskultur noch im Wege standen, entfernt werden sollten. Bey die-

sem Gesetzentwurfe wurde nun als erster Grundsatz: Schoonung jedem wohl erworbenen Rechte! aufgestellt. Dem zufolge sollten die Grundbesitzer, wenn sie ihren Boden in höhere Kultur setzen wollten, die Weidoberechtigten zuvor entschädigen. So menschenfreundlich die Absicht war, welche dabey zum Grunde lag, so widersprach doch diels geradezu einem bereits im J. 1743 gegebenen Gesetze, welches die Weidegänge als willkürliche Anmaassungen aufgehoben hatte. Nächst dem aber sollte der bairische Landmann zwar sein Grundeigenthum nach Gutbefinden benutzen dürfen, dennoch aber der *gesetzlichen Forstaufsicht* und dem *grundherrlichen Einspruch* unterworfen bleiben u. f. w. Diesen ganzen Entwurf geht Hr. Staatsrath v. H. in dieser kleinen Schrift prüfend durch und zeigt mit tiefer Einsicht und Sachkenntniß, welche Fesseln durch das vorgeschlagene Gesetz der Landeskultur angelegt werden, in welche Verwickelungen der Landmann mit dem Grundherrn gerathen, welche langwierige, schwer zu entscheidende Prozesse entstehen würden, und wie sehr es den bisher bestandenen Gesetzen widerspreche. Er ist keinesweges für die Unterdrückung der grundherrlichen Rechte, sondern will, daß diese in Frucht und Geldrenten verwandelt und nach Gemächlichkeit abgelöst werden sollen. Dann habe der Grundherr, was er in seinem Gutsanschlage gekauft und also rechtlich zu fordern habe, und der Bauernhof sey frey, erhalte diejenige freye Bewegung, welche die rationelle Landwirthschaft, oder die wahre höhere Kultur des Landes in Anspruch nehme. — Wer sollte hierin dem Vf. nicht Recht geben! Denn nur bey freyer Benutzung des Eigenthums kann der Landbau emporkommen und blühen. So sehr indessen diese Ablösung der Renten zu wünschen ist, so dürfte sie doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich auszuführen seyn. Gleichwohl sind die, in der dieser Schrift beygefügten dritten Beylage enthaltenen Vorschläge des Hrn. Vfs. der höchsten Beachtung werth, und es ist erfreulich, daß die Ständeverammlung die weitem Verhandlungen über den Gesetzentwurf in Rücksicht auf die so wahren und tief dringenden Bemerkungen des Hrn. Vfs. vertagt hat. Die übrigen zwey Beylagen enthalten die im Großherzogthum Baden gegebenen Gesetze über die Ablösung der Grundgülden, Zinsen und Herren-Frohn, welche andern Staaten als Muster dienen können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SCHLESWIG, Druck u. Verl. des Königl. Taubst. Instituts: *Evangelische Hauspostille*. Das ist: *Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres*. Von Wilhelm Thiefs, Pastor in Arnis, bey Schleswig. 1824. Erster Theil. Enthaltend die Predigten von Adv. bis Esio Mihi.

XXII u. 394 S. Zweyter Theil. Von Inv. bis zweytem Oftertag. IV u. 354 S. gr. 8.

Wenn wir aus der Vorrede S. I — X das Wesentlichste ausheben, und dann, was wir in dieser oder jenen Predigt mit den vom Vf. im Vorwort aufgestellten Grundsätzen Uebereinstimmendes bemerkt haben, hinzufügen: so werden unsere Leser hinlänglich im Stande seyn, über den Vf. und sein Werk ihr eigenes Urtheil zu bestimmen. Die Vorrede nun läßt sich gleich anfangs also vernehmen: All' unser Thun, soll es gedeihen, muß mit Gebet begonnen seyn. Auch diese Vorrede weiß es. Ich bin nachgekommen diesem Worte, und habe vorgelegt dieser Postille ein stilles Gebet, daß der Herr des Segens wolle segnen Alle, nahe und fern, bekannt und unbekant; *gläubig und nicht gläubig*, (mit diesen Bezeichnungen und Unterscheidungen wird zu dieser unserer Zeit bekanntlich gar viel Unfug getrieben). „Alle, in deren Hände diese Postilla kommt, und auch die, in deren Hände sie *nicht* kommt.“ (Das ist sehr christlich gedacht und gesagt). — Der Vf. fährt fort: „was ich sonst als Vorredner zu sagen habe, ist Folgendes:“ Buchanan sagt: „Ein Geistlicher hat nur den mechanischen Theil bey dem priesterlichen Geschäfte, er ist Unterarbeiter, der Oberpriester ist immer Jesus.“ (Dabey wird der Friedensbote von 1822 S. 383 citirt, wie denn eben derselbe hier und wieder in den Predigten selbst von unserm Vf. gleichsam als Hülfsstruppe herbeygerufen wird). „Durchdrungen lebendig von dieser Ansicht des Predigerstandes, die mir, in Demuth, freudigen Muth verleihet bey der Führung meines heiligen Amtes, übergehe ich hier u. s. w.“ Nun folgt, wie gewöhnlich, die *Veranlassung* der Herausgabe; nämlich abermals Aufforderungen von Seiten der Zuhörer, Bitte um die Mittheilung dieses oder jenes Concepts, das denn sehr entstellte und fehlerhaft abgeschrieben wurde u. s. w. Ueber den Zweck der Herausgabe und zugleich über das, was der Leser in dieser Postille zu suchen hat, läßt sich der Vf. S. V. ff. also hören: „Trockene homiletische Vorträge, *Huldigungen des Unglaubens* (in welchen von christlichen Predigern gehaltenen Vorträgen möchten dergleichen vorkommen, wenn der Ausdruck im eigentlichen Sinne genommen wird), „Raisonnements über Klugheitsvorschriften und bloße (ackte) Sittenlehren, kurzum Predigten, welche, mit einigen unwesentlichen Veränderungen, in der Synagoge und in der Moschee hätten gehalten werden können, wird keiner — in dieser Postille suchen. Der Feind, den ich — zu fällen gedanke, ist — der *Unglaube*, der Unglaube in seinen mannigfaltigsten Gestalten. Was scheint ferner zu seyn von Unglaube, als *Aberglaube*. Aber nichts ist in Wahrheit mehr mit einander verwandt. — Wie diese Postille den Unglauben überhaupt bekämpft, so namentlich auch die Art desselben, welche Aberglaube heißt, z. B. der Wahn, „der Glaube könne ohne

Werke bleiben,“ und den: „man könne sich des Blutes Christi und seiner Gerechtigkeit trösten, bey einem fortwährend lasterhaften Leben.“ — Was der Zweck meiner Amtsführung ist, das ist auch der Zweck dieser Postille: „*dem Gekreuzigten die Herzen und die Häuser zu öffnen.*“ — Diesen Zweck suche ich zu erreichen, durch den Hammer des Gesetzes und durch den Balsam des Evangeliums u. s. w.“

Nach diesen, wie der Vf. selbst in S. IX der Vorrede nennt, „Geständnissen und Bekenntnissen“ wissen wir denn allerdings einigermaßen im Voraus, was wir in diesen Predigten zu suchen und nicht zu suchen haben. Der Zweck, „dem Gekreuzigten die Herzen zu öffnen und die Häuser,“ ist ohne Widerrede ein sehr ehrwürdiger. Ob denn aber dieser Zweck wohl irgend einem evangelisch-christlichen Prediger fremd ist? Ob es nur Eine Form, in welcher er zu erreichen steht, giebt und geben kann? Und ob unter allen gedenkbaren Formen die von Hrn. Th. und seinen Geistesverwandten und Glaubensbrüdern erwählte die einzig richtige und zum Ziel führende ist? — Das sind Fragen, die wohl noch eine Discussion zulassen möchten. Hr. Th. ist gen Amtsführung völlig im Klaren. Sonst wäre es I gen des Unglaubens Amtbrüder dal lenden, mit allerley bunten Bildern ausgeschmückten, aber verständlicher Form predigen. Schwerlich hätte er auch diese Postille, so wie sie nun im Druck vorliegt, erscheinen lassen, wenn er sich nicht überzeugt hätte, gerade so und in keiner andern Form dürfe „der Gekreuzigte“ gepredigt werden, um „ihm die Herzen und die Häuser zu öffnen.“ Rec., der sich so ziemlich am späten Abend seines Lebens und am Ende einer sehr langen Amtsführung, aber leider noch immer im Suchen nach der besten Form, die er seinen Vorträgen so herzlich gern geben möchte, befindet, würde dem jungen Manne, der „nach einer noch nicht dreyjährigen Amtsführung“ über alle Schwierigkeiten hinweg zu seyn scheint, von Herzen dazu Glück wünschen, ja ihm fast darum beneiden, wenn es sich nur nicht aus allen Umständen und namentlich aus der kurzen Zeit der Amtsführung fattsam ergäbe, daß die Parrhesie, mit welcher er auftritt, schwerlich sichern Grund genug habe. Zu loben ist allerdings, sowohl daß er dem Unglauben, als daß er dem Aberglauben und besonders den Arten desselben, die oben angegeben sind, entgegen zu arbeiten sucht, mithin nicht zu den Predigern gehört, die durch die Predigt des „Gekreuzigten,“ die Gewissen in einen gefährlichen Schlummer einwiegen, als auch daß er die Motive zur christlichen Tugend aus dem, was die christliche Glaubenslehre dazu an die Hand giebt, am meisten zu schöpfen und die ho-

he Kraft bemerkbar zu machen sucht, die eben das Christenthum zur Vollbringung des Guten verleiht. Nur möchte doch auf der andern Seite zu wünschen seyn, daß z. B. die Warnungen vor gewissen Lastern, wie in der Predigt über den Meineid mehr aus der innern Verwerflichkeit und Schändlichkeit des Unrechts, als von den äußern Folgen, mögen nun diese als bürgerliche oder als göttliche Strafen dargestellt werden, möchten hergenommen seyn. Ob es dann auch gerade dem Zwecke, den sich der Vf. vorgesetzt hat, am förderlichsten seyn möchte, einen und denselben Gedanken unter allerley Wendungen oft zu wiederholen und solche Wiederholung sogar durch mehrere Predigten fortzusetzen, darüber will Rec. nicht entscheiden, eben so wenig darüber, ob es dann auch wirklich gut gethan sey, überall auf das *buchstäbliche* Verstandniß biblischer Redensarten zu dringen und dieses noch dazu auf eine Art zu thun, daß aus diejenigen, die solchen Redensarten einen etwas begreiflichen, aber mit nichten der Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes zu nahe tretenden Sinn unterlegen, wenn auch nicht geradezu, doch verdeckter Weise, als Männer, die es mit der Wahrheit nicht redlich meinen, bezeichnet werden. Zu diesen und ähnlichen — kleinen oder wichtigen? — Bedenklichkeiten hat Rec. sich in den Predigten veranlaßt gefunden, die er mit Aufmerksamkeit hat lesen können. Ohne jedoch hier weiter ins Detail eingehen und über Wahl, Einkleidung und Behandlung der Themen mit dem Vf. im mindesten rechten zu wollen, sey es ihm jedoch erlaubt, wenigstens an Einer Predigt den Versuch zur nähern Darlegung seiner eigentlichen Meinung zu machen. Es sey die dritte, die wir zu dem Ende in nähere Erwägung ziehen. Sie hat zum Thema: *der dritte Advent Christi oder Christus in uns*. Die Theile sind: 1) Erstens fragen wir: wie ist Solches zu verstehen? 2) Zweitens vergleichen wir Christum in uns mit Christo, wie Er lebte im jüdischen Lande. 3) Drittens stellen wir einige Kennzeichen auf, an denen wir abnehmen können, ob Christus in uns ist. Im Th. 1. nun dringt der Vf. darauf, daß der Ausdruck: „Christus in uns“ durchaus *buchstäblich* verstanden werden müsse; und um nun seine Zuhörer und Leser zur Einstimmung zu nöthigen, stellt er zuerst *sich selbst* „der Welt, die den Ausdruck nicht buchstäblich verstehen will“ mit einem: „Ich aber sage euch,“ gegenüber, beruft sich dann auf die in der vorhergehenden Predigt angeführten Zeugnisse der heiligen Schrift (die jedoch genau erwogen, schwerlich für beweisend gelten möchten), und auf die Erfahrung vieler tausend gläubigen Christen (S. *Friedensboten!*

S. 372. 1821), und meint endlich, wer es nicht selbst erfahren habe, könne auch darüber nicht urtheilen. Es sollte uns doch wirklich sehr lieb seyn, wenn der Vf. uns *seine* Erfahrung von einem „*buchstäblich* in sich aufgenommenen Christus“ auch nur einigermaßen, wenn auch nicht deutlich machen, doch beschreiben könnte. Wir gestehen in dieser Hinsicht zu den „Blinden,“ mit welchen sich unser Vf. viel zu schaffen macht, zu gehören, auch durch diesen ganzen ersten Theil dieser Predigt nicht zum Sehen gelangt zu seyn, eben weil wir darin in der Welt nichts weiter erfahren, als *daß* der Ausdruck „*buchstäblich*“ genommen werden soll, über das „warum“ — des „wie“ nicht zu gedenken — aber im Dunkeln, trotz des Hrn. Thieß: „*Ich sage euch,*“ geblieben sind. Nicht viel besser ist es uns mit dem zweyten Theil ergangen, wo der „Christus in uns“ mit dem Christus, „wie er lebte im jüdischen Lande“ in Vergleichung gestellt werden soll. Die ganze Sache läuft auf eine Allegorie hinaus: „Christus ward empfangen von dem heiligen Geist. So auch der Christus in uns, wenn der heilige Geist (der Vf. schreibt: *Gott* der heilige Geist) unser Herz bereitet zu einer Krippe (!) für ihn u. s. w.“ durch die ganze Geschichte hindurch, wie sie von Christus in Judäa erlebt ward. Ob mit solchen Allegorien viel mehr, als höchstens ein Witzspiel gewonnen wird? — darüber wagt Rec. nicht zu urtheilen, weil er auch in dieser Hinsicht leicht zu den „Blinden“ gehören mag. Die „Kennzeichen“ sollen endlich nach dem dritten Theil folgende seyn: Christus, von der Krippe an, bis zur Himmelfahrt *will ergriffen und beherzigt seyn mit dem Herzen* (sic); *sein Blut muß sich kräftig verspüret (!!)* *haben an unserm Herzen*; endlich: *unser Herz muß der Sitz seyn, wo Christus unumschränkt gebietet*. Diese letzte Kennzeichen möchte wohl leicht das einzig annehmbare seyn; nur schwerlich für die „buchstäbliche,“ desto mehr aber für die moralische Einwohnung. Rec. scheidet von dem Vf. mit einer gewissen Wehmuth darüber, daß dieser seine unverkennbaren Anlagen und Talente nicht, wenn man so sagen darf, nüchterner zur Verbreitung der einfachen Bibellehre anzuwenden weiß, jedoch auch mit der Hoffnung, daß derselbe mit dem Fortgang der Jahre wohl noch zu etwas hellern Einsichten gelangen werde, wozu wir ihm denn auch besonders empfehlen wollen, auf das Beyspiel seines verstorbenen Vaters fleißig zu merken, der bey allem „Glauben“ und bey aller „Frömmigkeit,“ die am Ende der Vorrede gerühmt werden, ein Mann von sehr hellem Geist und sehr geläuterten Einsichten war.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

NATURGESCHICHTE.

- 1) REGENSBURG, b. Montag u. Weils: *Denkschriften der Königlich - Baierschen botanischen Gesellschaft in Regensburg. Erste Abtheilung.* 1815. XL und 189 S. 4. Mit 4 illum. Kupfn.
- 2) Ebendaf.: *Zweyte Abtheilung.* 1818. 189 S. 4. Mit 6 Kupft.

Wenige gelehrte Vereine dürfen sich rühmen, mit gleicher Thätigkeit den Zweck ihrer Stiftung zu verfolgen als die Königl. Baiersche botanische Gesellschaft zu Regensburg, deren Geschichte auf eine lehrreiche Weise (S. XI bis XL.) von dem Sekretair Dr. Oppermann vorgetragen wird. Dafs die bekannten Schicksale, die Regensburg in der neuern Zeit erfahren hat, auch ihre verdienstliche mit dem J. 1790 begonnenen Bestrebungen hemmten, war unvermeidlich, desto erfreulicher mufs den Botanikern die Herausgabe der vorliegenden Denkschriften seyn, denen wir mit aufrichtiger Theilnahme, zahlreiche Fortsetzungen wünschen.

Die erste Abtheilung enthält folgende Abhandlungen: 1. Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der botanischen Wissenschaft, und die Nothwendigkeit das Studium derselben zu erleichtern. Von dem Herren Grafen Caspar von Sternberg. Vier mächtige Hindernisse drängen sich Jedem entgegen, der sich dem botanischen Studium widmet, nämlich: a) die Ungewissheit in dem System bey Einreihung der Pflanzen in Klassen und Familien; b) die Unzulänglichkeit bey Bestimmung der Gattungen und Arten; c) die Willkürlichkeit bey den Namensveränderungen der Gattungen und Arten; d) endlich die Unzuverlässigkeit und die endlosen Unrichtigkeiten in den angeführten Synonymen. Diese sehr wahren Behauptungen werden durch treffend gewählte Beispiele belegt. Wie ist dem Uebel und der endlosen Verwirrung zu begegnen? Auf keinem andern Wege, meint der Vf., als — durch einen botanischen Congress. Derselbe würde über die Unbeweglichkeit der Pflanzen in den Klassen und Ordnungen, die Feststellung der Gattungen u. s. w. entscheiden; während eine kritisch bearbeitete Synonymie, die niemals von einem einzelnen Herausgeber einer neuen *Species plantarum* zu erwarten steht, das zweyte Hauptgeschäft bildete. Die daraus entstehende *Bibliotheca critica Synonymorum* wäre allerdings ein unvergängliches Denkmal deutscher Eintracht, deutschen Fleisses und deutscher Beharrlichkeit. —

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Zur Erreichung dieser für die Botanik wichtigsten Zwecke hat der edle Vf. seine Vorschläge mit einer bey der K. B. Gesellschaft niedergelegten Subscriptions - Einlage von 200 Gulden rhein. begleitet, und wir fügen hinzu auch ein wahres Muster einer solchen kritischen Revision in seinem trefflich in der A. L. Z. 1823. Nr. 133. gewürdigten *Catalogus plantarum ad septem varias editiones Commentariorum Mathioli in Dioscoridem* geliefert. — II. *Botanische Beobachtungen von dem Herrn Grafen de Bray*, Präsidenden der Gesellschaft. Es sind eigentlich Beyträge zu einer Flora von Liefland, gesammelt auf verschiedenen bot. Excursionen in dieser Provinz im J. 1812. Das Wichtigste darunter ist die Aufstellung einer *Salix heterophylla, foliis ovato-lanceolatis, ovatis, ellipticis lanceolatisque, utrinque attenuatis, acuminatis, integris aut serratis, serraturis apice glandulosis, supra pilosis, inferne venosis, omnibus albo-seriatis, nitescensibus*. Diese neue prachtvolle Weideart empfiehlt sich zur Verschönerung von Gartenanlagen. — III. *Braya, eine neue Pflanzengattung*. Die Herren Graf Caspar von Sternberg und Professor Dr. Hoppe stellen hier zu Ehren des Präsidenden der Gesellschaft ein neues zur *Tetradynamia filiquosa* gehörendes, zunächst mit *Draba* und *Arabis* verwandtes Genus mit dem Kennzeichen auf: *Calyx claurus. Corolla patentissima. Petala truncata. Stigma planum. Siliquae breves, cylindraceae, corulosae, stilo coronatae. Semina convexiuscula, emarginata, rostellata*. Die Art *Braya alpina* wächst in Kärnthen; da sie zur Zeit die einzige ist, so sehen wir nicht ein, warum die Vff. einen *character specificus* entworfen haben. — IV. *Curtii Sprengel, Professoris Halensis, Symbolae criticae ad Synonymiam Umbelliferarum*. Wichtig für die Synonymie der Schirmpflanzen, doch keines Auszugs fähig. — V. *Botanische Beobachtungen von dem Ritter Edlen von Schrank*. Sie betreffen *Saponaria orientalis, lychnis chalcidonica, Sedum dasphyllum, Sedum reticulatum, Sedum glaucum, Sedum und Sempervivum, Oxalis, Cactus, Mespilus pyracantha, Cistus niloticus, Clematis integrifolia, Teucrium flavum, Teucrium hircanicum, Antirrhinum pelissierianum, Antirrhinum repens, Antirrhinum striatum, Bunias aegyptiaca, Raphanus Raphanistrum, Pelargonium glutinosum, tomentosum, inodorum, grossularioides, fulgidum, acetosum, capitatum, cordatum, inquinans, coccineum, roseum Radula*, so genannt von den vorpringenden scharf anzufühlenden Haken der

D (3)

der Unterfläche der Blätter, die einem Reibeisen (*Radula*) gleichen; *carnosum*, *gibbosum*, *zonale*, *acerifolium*, *quercifolium*, *Pelargonium*, *Pisum* und *Ochrus*, *Scorzonera octangularis*, *Carduus pycnocephalus*, *Cnicus Eristhales*, *Eupatorium maculatum*, *Alcinea perfoliata* Cavan., *Zinnia*. Vielleicht dürfte man nicht mit allen Ansichten des Vfs. einverstanden seyn, so z. B. kann Rec. von der Identität der Gattungen *Sedum* und *Sempervivum* sich nicht überzeugen. Die Vermuthung, daß es eigentlich nur zwey Arten von *Zinnia* gäbe, nämlich *Z. violacea* und *Z. variabilis*, bedarf doch wohl sehr einer nähern Prüfung. — VI. *Einige neue Pflanzen Deutschlands nebst eingestreuten Bemerkungen über die verwandten Arten*. Von dem Vf. des zweyten Aufsatzes. Sie schliessen gleichsam die Acten über *Toffieldia*, deren Bestimmung bekanntlich die Botaniker so sehr beschäftigt hat. Von *Cardamine* wird, unter der Benennung *C. diversifolia*, eine neue auf dem Schneeberge in Oesterreich wachsende Art bestimmt. Darauf folgen Bemerkungen über die unbezweifelt selbstständige *Carex fuliginosa* Schkuhr, *Carex capitata*, die nicht allein in Lappland und Norwegen, sondern auch in Schwaben wächst, *Carex Scopoliiana* Willd., die ganz ausgestrichen werden muß, da sie nichts anderes als *Carex ferruginea* Host. ist. Den Schluss macht die wirklich neue *Mercurialis ovata* aus Steyermark. — VII. *Ueber die Kultur der Alpenpflanzen*. Bey den Schwierigkeiten, denen der Anbau oder die Zucht der Alpenpflanzen unterliegt, werden die Gartenbesitzer dem Herrn Grafen Caspar von Sternberg für die hier gegebenen Winke verpflichtet bleiben. Dieser Gegenstand ist übrigens schon früher und auch später sowohl in der von Sprengel herausgegebenen *Gartenzeitung* als in der botanischen Zeitung mehrfach zur Sprache gebracht worden. — VIII. *Polygalae quatuor novae. Descriptis C. F. Ph. Martius M. D.* Es sind 1. *P. umbrosa: floribus cristatis, racemis axillaribus, foliis oblongis acutiusculis basi attenuatis*. Wächst bey Midnapur in Bengalen, ist mit *P. telephioidea* Willd. verwandt. 2. *P. varians: floribus cristatis, racemis axillaribus foliis inferioribus obcordatis ovatisve, superioribus lanceolatis, caule herbaceo ramoso procumbente pedunculisque hirtis*. Diese Art umfaßt die *P. heterophylla* und *P. procumbens* Rottler. 3. *P. pubescens: pubescens, floribus cristatis, racemis lateralibus, foliis lanceolatis linearibus obtusiusculis, caule procumbente, herbaceo*. Ist *P. tomentosa* Rottler. 4. *P. tranquebarica: floribus cristatis, racemis paucifloris lateralibus, foliis linearibus mucronatis, caule herbaceo ramoso*. Ist Rottler's *P. linearis*. Die drey letzten Arten wachsen auf der Küste von Coromandel. — S. 187. wird eine monographische Bearbeitung der Gattungen *Carduus*, *Cnicus* und *Cirsium* als Preisfrage aufgegeben. Der dafür ausgesetzte Preis beträgt 200 Gulden rheinisch. Abgebildet sind von der Meisterhand unters Jac. Sturm: Tab I. *Braya alpina* Sternb. et Hopp. Tab. II. a—i *Toffieldia al-*

pina Sternb. et Hopp., k—s. *Toffieldia palustris* Hudf., t. *Cardamine diversifolia* Sternb. et Hopp. u. *Cardamine pratensis (uniflora)* L. Tab. III. *Carex fuliginosa* Schkuhr. Tab. IV. *Mercurialis ovata* Sternb. et Hopp.

Die Zweyte Abtheilung liefert nachstehende Aufsätze: I. *Aufzählung einiger Pflanzen aus Labrador*, mit Anmerkungen. Dr Vf. Hr. Ritter von Schrank fand sie im Schreiberischen Herbario. Ein gewisser Kohlmeister, wahrscheinlich einer der Missionarien in den dänischen Besitzungen auf Neu-Grönland, hat sie in Labrador gesammelt, einem Lande das bis jetzt in botanischer Rücksicht, so zu sagen, eine *terra incognita* ist. Unter den hier nach linneischer Ordnung aufgezählten 93 Arten aus den dreyzehn ersten Klassen, wachsen die allermeisten auch in Europa, eine wenn auch nicht auffallende, doch immer bemerkenswerthe Erscheinung. Alle sind bereits bekannt, mit Ausnahme etwa der als neu aufgestellten *Agrostis trichantha*, *Avena flexuosa*, vielleicht nur eine Abart von *A. setacea*; *Avena squarrosa*, *Arundo groenlandica*, *Viola labradorica*, *Epilobium pauciflorum*, *Vaccinium fiscum*, *Stellaria labradorica* und *Lychnis frigida*. Die nähere Untersuchung dieser Gewächse führt den Vf. zu der Aeußerung, daß Labrador die Eigenschaft besitze, Alles zu verkleinern; denn nicht nur die Menschen, sondern auch die Pflanzen die es mit andern Ländern gemeinschaftlich habe, wären dort wahre *Esquimaux*. Daß *Holcus odoratus* Lin. eine Gebirgspflanze der alten Welt sey, wie hier behauptet wird, ist uns mehr als unwahrscheinlich, da es in Ostpreussen so allgemein wächst, daß die Bewohner des platten Landes ihm den Namen *Marien-Gras* beygelegt haben. Loesel hat es in seiner *Flora prussica* unter Nr. 26. *Gramen Mariae Borussorum* abgebildet. II. *Plantae novae et rariores in Livonia observatae a Comite de Bray*. Dieser theilweise in französischer Sprache geschriebene Aufsatz erläutert mehrere schwierige *Salix*-arten und andere bekannte livländischen Gewächse. Als neu werden aufgeführt: *Cornus latifolia*, *Selinum Gmelini*. Das indessen nach einer Auseinanderetzung des Hrn. Grafen von Sternberg einerley ist mit *Ligusticum vaginatum* Spreng., *Salix polyandra* und *Salix lactea*. — III. *Curtii Sprengel, Professoris Halensis, Symbolarum criticarum ad Synonymiam Umbelliferarum continuatio*. — IV. *Aufstellung drey neuer Pflanzenarten*, mit Abbildungen. Von dem Herrn Grafen von Sternberg. Die von dem Vf. in der ersten Abtheilung dieser Denkschrift S. 36. gethane Aeußerung, daß nämlich eine kritische Bearbeitung der ältern botanischen Schriften eine eben so reiche Ausbeute für das Pflanzensystem abwerfen würde als eine ausgedehnte Reise, bestätigt er selbst durch die kritische Auseinanderetzung der von ihm hier beschriebenen Gewächse als: 1) *Ornithogalum Liotardi*, dessen Villars in des *Flore du Dauphiné* beyläufig erwähnt; 2) *Aquilegia montana*. Obgleich schon von *Bauhin* gekannt, ward sie dennoch mit *A. alpina* ver-

verwechfelt, weil man zu der letzten Pflanze fälschlich das Bauhinische Synonym *A. montana magna flore Pinax* 144. zog. 3) *Hieratium sudeticum*, sehr nahe mit *Hir. cydonaeifolium Villars* verwandt. — *V. Ghara capitata*. Diese neue Art von Armleuchtern wird nebst Bemerkungen über die Fruchtheile der Gattung von dem Herrn Dr. C. G. Nees von Esenbeck aufgestellt. Sie findet sich in *Stagnis prope Großlangheim magni ducatus Herbipoliani*. — VI. *Botanische Bemerkungen und Berichtigungen mit vorzüglicher Rücksicht auf Deutschlands Flora*. Von den Herren Grafen von Sternberg und Professor Dr. Hoppe. Kein Bearbeiter der deutschen Flora darf diese reichen Beyträge übersehen; auch sind sie schon von dem Herrn Martens und Koch berücksichtigt worden. — VII. *Pflanzen aus Sarepta* (.) mit Anmerkungen von Fr (anz) v (on) P (aula) Edlen von Schrank. Der Vf. nennt 41 Pflanzen aus dem Schreberschen *Herbario e loco natali*. Er bringt sie zu bekannten Arten und liefert einen kleinen Beytrag zur botanischen Geographie. Als neu betrachtet er *Bromus hirsutus*, dem *Br. squarrosus* sehr ähnlich, und *Triticum supinum*, wozu als Synonym das *Gramen caninum supinum minus Bauhin Pinax* p. 1. und *Pluckenet Phytogr. tab. 33. fig. 4.* gebracht werden. — VIII. *Versuch einiger kritischen Bemerkungen über Gaudin's Agrostologia helvetica* von Dr. G. W. F. Panzer. Zunächst für die Besitzer des Werkes, auf welche diese Bemerkungen sich beziehen. Bey dieser Abtheilung sind abgebildet Tab. I. *Salix polyandra* Bray; Tab. II. *Salix lactea*. Tab. III. *Ornithogalum Liotardi Sternb.* Tab. IV. *Aquilegia montana Sternb.* Tab. V. *Hieracium sudeticum Sternb.* Tab. VI. *Chara capitata Nees*. Die beiden ersten Tafeln sind illuminirt.

PAEDAGOGIK.

KOPENHAGEN, in d. Hofbuchh. Schuboths Verl.: *Historisk Efterretning om den frie adelige Skole Herlufsholm af* (Geschichtliche Nachricht von der freyen adeligen Schule Herlufsholm) von H. B. Melchior, Professor, Doctor der Philos. Oberlehrer bey der genannten Schule. (Mit 6 Kupf. und einer Titelvignette.) 1822. XII und 515 S. gr. 8. (5 Rthlr. 24 fl.)

Eine für die Geschichte des dänischen Schulwesens recht brauchbare Schrift. Möchten wir mehrere in ihrer Art haben; und möchten sich von recht vielen Schulanstalten solche ausführliche, zuverlässige und gehaltvolle Nachrichten mittheilen lassen, als dieses hier durch Hrn. M. von dem wegen seines Alters, seiner Bestimmung und seines bedeutenden Antheils an der wissenschaftlichen Cultur in Dänemark so ehrwürdigen Lehrinstitut zu Herlufsholm geschehen ist! Schon früher hat Rec. eine diese Schule betreffende Schrift desselben Vfs., nämlich: *Kurze Nachrichten von Herluf Trolle und den von Herlufsholm entlassenen Schülern, eine Einladungs-*

Schrift zur Feyer des 300jährigen Geburtstags von H. Trolle, Kopenh. 1816. (S. A. L. Z. 1817. Nr. 28.) angezeigt; auch ist über die erwähnte Feyerlichkeit eine besondere Schrift: *Forhandling ved Jubelfesten paa Herlufsholm d. 23. May 1816.* von den Professoren Brorson und Kornemann zu Kopenhagen 1817. erschienen. Auch sonst fehlt es nicht an Quellen, weder an gedruckten, noch an ungedruckten, woraus der Vf. schöpft und die er, sofern sie die alte Geschichte von Herlufsholm als Kloster, Skov- (Wald-) Kloster genannt, betreffen (S. IV f.) namhaft macht, so weit sie aber die neuere, oder die eigentliche Schulgeschichte des Ortes angehen, in der Schrift selbst allemal da, wo er sich ihrer bediente, nachweist. In den beiden Archiven der kön. Rentkammer und der Dän. Kanzley boten sich dem Vf., von dem J. 1690 an, sämmtliche originale Rechnungen der Stiftung, nebst mehreren wichtigen Commissionsverhandlungen, Pachtcontracten u. andern handschriftlichen Erläuterungen zur Geschichte dieser Schulanstalt dar. Das älteste zur Geschichte des Klosters gehörige Dokument ist eine Rechenschaft über die Einkünfte und Lohnausgaben desselben von den J. 1467 — 1481 in lateinischer Sprache aufgesetzt von dem damaligen Abte des Klosters Jeip, und kann, gehörig benutzt, vielen Aufschluß über die ältere Geschichte des dänischen Landbaues und Geldwesens geben; so wie das älteste Schulprotokoll mit dem J. 1690 anfängt und bis in das J. 1798 ein fortgesetztes Verzeichniß von sämmtlichen Lehrern und Schülern aus diesem Zeitraum enthält. Auch einige neuere Schriftsteller Molbeck, Soldin, Beeken, haben in ihren seeländischen Reisebemerkungen der Herlufsholmer Schule Erwähnung gethan; aber nur gelegentlich und ohne besondere Gewinn für die Geschichte derselben. Der Vf. behandelt nun seinen Gegenstand unter folgenden VI. Hauptabschnitten: I. *Geschichte der Stiftung, als Kloster betrachtet* von dem J. 1135 an bis zur Aufhebung des Klosters und der Einziehung seiner Güter unter die Krone, welche im J. 1560 erfolgte. Des Klosters erste Stiftung, Güter und Privilegien; dessen Bewohner und deren Beschäftigungen; seine verschiedenen Aebte, unter denen obengenanter Jeip, oder Jeppe (Lat. Jacobus), Oluff Persön und Rasmus Daw die bekanntesten sind. Dem letztgenannten, der die Zeit der Reformation erlebte und die Umwandlung voraus sah, welche sie dem Kloster bereiten werde, verdankt man die handschriftliche Sammlung der Privilegien und Schenkungsbriefe des Klosters („*Liber donationum monasterii beati Petri Nestvedienfis*," 1528.), welche noch jetzt die Hauptquelle zur Kenntniß der ältesten Verfassung des Klosters ist. Sie ist eigentlich ein Register über das Archiv des Klosters und enthält im Auszuge alle Documente über die Gerechtsame desselben. II. *Übertragung des Waldklosters an Herloff Trolle. Stiftung und erste Einrichtung der Schule, Charakteristik des Stifters* (S. 44 — 87.). Der Admiral Herloff Trolle tauschte im J. 1560. von K. Friedrich II. gegen zwey ihm gehörige Güter das bis dahin sogenann-

genannte *Waldkloster* bey der Stadt *Nestved* ein, und nannte es *Herloffsholm*, woraus später *Herlufsholm* wurde. Diesem vortrefflichen Manne, mit seiner gleich edlen Gattin *Birgitte Gjæ*, hat die Schule ihre Entstehung, Verfassung und Erhaltung bis in die neueste Zeit hauptsächlich zu verdanken. Es gehörten damals zu diesem im Walde unfern *Nestved* liegenden Kloster nicht weniger, als 126 bewohnte und 5 unbewohnte Höfe, nebst Häusern, Ländereyen, Waldungen, Fischerey u. s. w., welches Alles durch dieses wackere, aber kinderlosen Ehepaars Freygebigkeit das Eigenthum der von 1567 an errichteten Schule wurde. III. *Geschichte der Stiftung von ihrer ersten Einrichtung bis zu ihrer Aufhebung*, d. h. von dem J. 1567 bis 1729 (S. 87 – 197.). Nach *Herloffs* und seiner Gattin Tode war die Stiftung ihrer vornehmsten Stütze und zärtlichsten Fürsorge beraubt. Keiner der Verwandten des Stifters nahm sich ihrer mit gleicher Treue und Thätigkeit an. Die untergebenen Bauern, des unerträglichen Druckes, den sie von dem Schulvorsteher und Vogt zu leiden hatten, mäde, wendeten sich 1715 mit ihren Beschwerden unmittelbar an den König. „Wir haben, sagen sie, u. a., Niemand, dem wir unsere Noth vorstellen können. Zwar war uns vorhin ein Schulherr vorgesetzt: wir haben ihn aber in mehreren Jahren nicht gesehen und er weifs nicht, was wir zu dulden haben. Dagegen hat er uns einen Vogt vorgesetzt“ u. s. w. Der Schulherr selbst, damals *Jörgen Brahe*, hatte, als sich die Bauern mit ihrer Klage über den Vogt an ihn wendeten, sie mit dem Troste abgewiesen: „Er würde sie peinigen lassen, dafs sie schwarz würden.“ Das Institut gerieth allmählich so in Verfall, dafs nach *Brahes* Tode, Niemand mehr das Patronat übernehmen wollte und die Regierung den Beschluß fafste, die Schule für eine Zeitlang aufzuheben, die wenigen noch übrigen Schüler in andere Schulen zu setzen und die angestellten Lehrer anderweitig zu befördern. Der Vf. beschreibt ausführlich die Art des Unterrichts und der Erziehung in diesem Zeitraume (S. 198.), die, abgesehen davon, dafs für die Verköstigung der Zöglinge nur allzugut und reichlich gesorgt war, der damaligen Zeit alle Ehre machte. IV. *Von der Uebertragung der Schuldirektion an die kön. Rentekammer bis zu des Grafen Holstein Tod*, 1729 – 1763. In Vereinigung mit dem Stiftsamtmann *B. Gersdorf* und dem Bischof *Chr. Worm* brachte es das genannte Collegium durch bessere Verwaltung der Stiftsgüter dahin, dahin, dafs die Schule schon im Jul. 1730. wieder mit 4 Schülern und 1 Lehrer eröffnet werden konnte. Durch Ernennung des Grafen *J. L. Holstein* und des *B. Worm* zu Oberaufsehern gewann die Anstalt bald wieder ihren vorigen blühenden Zustand. Die S. 224. ff. abgedruckte *Instruction für die Lehrer* vom 25ten Aug. 1755. ist so, dafs man wünschen muß, manche heutige Schule möchte keine schlechtere Verfassung, als die hier vorgeschriebene haben. Im Vten und Viten Abschn. beschreibt der Vf. die Schicksale und den Zustand der Anstalt von 1763 bis 1822 mit einer Umständ-

lichkeit, welche schwerlich dem grofsen Publikum, aber desto mehr den Freunden und Gönnern dieser trefflichen Stiftung zusagt. Die dem Werke zur Zierde gereichenden Kupfer sind: Grundzeichnung von *Herlufsholm* und dessen Umgebung vom J. 1804. u. 1818. Grundzeichnung vom Hauptgebäude; Prospect desselben und der Rektorwohnung; das Schulgebäude; Prospect der zur Schule gehörigen Forstinspector- und Verwalterwohnungen.

ERDBESCHREIBUNG,

WIEN: *Topographisches Post-Lexicon über die Oesterreichische Monarchie* von L. F. Crusius, Postcontrolleur in Wien, und Ehrenmitglied der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt. *Erster und zweyter Theil*. 1819 bis 1822. gr. 8.

Ein mit ungemeinem Fleisse und mühsamer Ausdauer ausgearbeitetes Buch. Die vorliegenden beiden Theile enthalten indeffen blofs 2 Supplementbände zu dem gröfsern Werke. Für jeden Postbesitzer und Reisenden in der Oesterreichischen Monarchie ist das Werk bey nahe unentbehrlich; doch erstrecken sich diese Bände nur auf die Ortschaften im Herzogthume Salzburg und dem Königreiche Dalmatien nach alphabetischer Ordnung. Als Anhang sind die sämmtlichen Postcours durch alle Provinzen der Oesterreichischen Monarchie beygefügt und zwar nach der neuesten Distanz-Ausmessung, was bisher in den vier Bänden des Postlexicons blofs theilweise nach den einzelnen Provinzen eingeschaltet war, während eines Zeitraums von 20 Jahren aber bedeutende Abänderungen erlitten hat. Der Vf. geht sehr ausführlich, bey nahe etwas zu weitläufig zu Werke, indem er auch nicht den kleinsten Weiler, das unbedeutendste adlige Gut, Jagdschlofs, Gemarkung u. s. w., ja selbst abgelegene, einzelne und zerstreut gelegene Bauerngüter (nach einem Oesterreichischen Provinzialausdrucke *Einöden* genannt) übergeht. Die Entfernungen der Ortschaften, Städte, Städtchen, Schlösser, Dörfer, Kirchen, Güter und Weiler von einander, sind mit vieler Genauigkeit nach Meilen, Stunden und Viertelstunden angegeben. Dafs der Vf. von jedem angeführten Orte, Flecken, Pfarrdörfern, Herrschaft u. s. w., auch die kleinsten Umstände anführt, beweist, dafs er von vielen Seiten her Beiträge fast aller Art erhalten hat. Von den beiden Hauptstädten *Salzburg* und *Zara* werden jedoch nur wenig Nachrichten mitgetheilt. Ein wesentl. Mangel bey einem solchen Werke, das doch ein *topographisches Lexikon* seyn soll, scheint der zu seyn, dafs bey keiner Stadt, bey keinem Marktorte, keinem Dorfe, überhaupt bey keinem Orte, die Zahl der Bewohner und Häuser angegeben ist. Dafs es von Oesterreichischen Provinzialausdrücken nicht ganz frey ist, z. B. *Geische* (Hütte eines Bauern, der kein Land hat), *Kreutztracht*, *Zeichen*, *Schrannen*, *Rügel*, (vielleicht von dem Altdeutschen *Rug*, Gericht) u. a. m., ist in einem Buche, wie dieses, das sich über die geringsten Kleinigkeiten ausbreitet, nicht zu verwundern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

PLAUEn, b. d. Vf.: *Geist der Bibel* für Schule und Haus. Auswahl, Anordnung und Erklärung von *M. Moriz Erdmann Engel*, Senior des geistl. Ministerii und Stadt - Diakon zu Plaue. 1 Theil. 5, 21. Prüfet Alles, und das Gute behaltet. 1824. XII u. 594 S. 8. (16 gGr.).

Nach der Ueberzeugung aller vorurtheilsfreyen Verehrer der heil. Schrift enthält dieselbe allerdings gar Manches, wogegen dieß auch ihre zelotischen Verehrer ableugnen möchten, was nur der gelehrte Theologe richtig verstehen und würdigen kann, was aber der Jugend, wie den Laien, auch unter den gebildetsten Ständen, durchaus dunkel und unverständlich ist; Manches, namentlich im A. T., woran das jugendliche Gemüth nothwendig Anstoß nehmen, wodurch das Ansehen und die Würde der Bibel in seinem Urtheile verlieren muß, ja selbst unrichtige und unwürdige Begriffe von Gott und Jugend, die freylich theils schon im A., noch mehr aber im N. T. berichtigt werden, dessen, was bloß local und temporär ist, was zur Belebung eines frommen Sinnes und Lebens sogar nichts beytragen kann, nicht einmal zu gedenken. Eine zweckmäßige Auswahl von dem zu treffen, was der Christ jetzt in der Bibel suchen und finden soll, was belehrt, bessert, beruhigt, darf man bey ihrem großen Umfange billigermaassen nicht denen überlassen, die sie wenigstens noch nicht so genau kennen, um stets mit leichter Mühe zu finden, was ihr jedesmaliges Bedürfnis zu befriedigen geeignet ist. Gewis ist auch, daß schon dieser Umstand allein gar Manche von der Lesung der Bibel zurückreckt. Deshalb scheinen besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo das Interesse für die Bibel unter Vielen erwacht ist, gute Bibelauszüge ein dringendes Bedürfnis zu seyn. Die bereits vorhandenen konnten aber demselben zum Theil ihrer unvollkommenen Anordnung, oder ihres hohen Preises wegen nicht abhelfen. Um so mehr freut sich Rec., durch das vorliegende Werk seine Wünsche und Anforderungen an einen Auszug aus den biblischen Schriften in jener doppelten Hinsicht beyfallswürdig befriedigt zu sehen, besonders wenn er annimmt, daß der würdige Vf. sich wohl dazu verstehen würde, den schon geringen Preis seiner Schrift bey einer neuen Auflage derselben, noch etwas herabzusetzen.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Ueber die Grundsätze, nach welchen der Vf. verfahren, und denen er nach des Rec. Urtheile überall treu geblieben ist, hat er sich selbst (Vorw. S. IX) folgendermaassen ausgesprochen: „Reym A. T. fiel alles weg, was für Jugend und Volk und unsern Zweck außerwesentlich und mithin überflüssig war, z. B. die jüdischen Zeit- und Geschlechtsregister, Opfer-, Fast- und Tempelanordnungen, unwichtige oder auffallende Geschichtserzählungen, besonders aber alles, woran ein reines Gemüth Anstoß nehmen, oder was zu falschen Vorstellungen Veranlassung geben könnte, z. B. die Aeusserungen über einen zornigen und rachgierigen Gott, die Verwünschungen der Feinde u. s. w.; im N. T. aber konnten die Evangelien zusammengezogen, und von den apostolischen Briefen mußte, mit Beseitigung des bloß Geschichtlichen, Speciellen und Dunkeln, bloß das, was Glauben und Tugend fördert, an den gehörigen Orten beygebracht werden. Hauptsächliches indess, hoffe ich, wird man nicht leicht vermissen, so wie auch das Heilige und Wunderbare der Schrift mit der gebührenden Ehrfurcht und Zartheit behandelt finden. Die Uebersetzung blieb billigermaassen die altherwürdige und noch immer unübertroffene des kräftigen Luther, nur da, wo nöthig, mit einigen kurzen Erklärungen, die ich um so eher gleich in Parenthesen einschalten zu müssen glaubte, als auf diese Weise das Berichtende und Verdeutlichende sogleich vor Augen liegt, während es in Noten unter den Text gestellt, nicht immer beachtet und nachgesehen wird. Da das, was hier gegeben wird, ohnehin schon nur das Verständlichere ist, so konnten die Erklärungen sparsam und kurz seyn; auch habe ich dabey zu fremdem Hilfsmitteln wenig Zuflucht genommen, sondern den Grundtext beachtend, immer das Natürliche und Praktische vorzüglich ins Auge gefaßt.“

Die ganze Schrift zerfällt in vier Hauptabschnitte. Der erste, *biblische Geschichten A und N Testaments*, füllt natürlich die größere Hälfte des Buches, und besteht aus zwey Unterabtheilungen, dem geschichtlichen Theile des A. und dem des N. T. Die einzelnen Erzählungen haben Ueberschriften, welche ihren Inhalt kurz und richtig angeben, und nebenbey die Stelle der Bibel, aus denen sie entnommen sind. Nur die Erzählung No. 8. (p. 8) *Abraham, der treue Gottesfreund* überschrieben, entspricht ihrem Inhalte nicht, sofern nichts darin vorkommt, was den Abraham als einen Freund Got-

E (3)

ter

tes kennen lehrte. Was zuvörderst die Geschichten des A. T. betrifft, so ist in denselben eine sehr glückliche Auswahl getroffen. Rec. würde sich nur hin und wieder etwas kürzer oder länger gefast haben. So würde er (S. 7) in der Geschichte von der Sündfluth die Worte: *Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf u. s. w.* — ausgelassen und so das Ganze verbunden haben: *Und der Herr sprach in seinem Herzen:* So lange die Erde steht, soll nicht aufhören — u. s. w. Auf diese Art umging der Vf., ohne den Zusammenhang zu unterbrechen, die leicht dem Mißverständnisse unterworfenen und im eigentlichen Verstande ganz unwahre Lehre von dem angeborenen Verderben der Menschen. So würde Rec. (S. 113) die Geschichte des Elisa mit Uebergang mancher grausamen Charakterzüge kürzer gefast haben; dagegen hätte er den von vielen Seiten so lehrreichen Charakter Jakobs, besonders im Gegensatz mit dem des Esau, ausführlicher behandelt. Durch einige geringe Zusätze würde auch die Geschichte des Gideon (S. 65) an leichterem Verständnisse gewonnen haben; z. B. hinter den Worten: *da sprachen die Leute zu Joas*, durch den Zusatz: *dem Vater des Gideon*: denn man weiß aus dem Vorigen nicht, wer Joas ist. Ferner: *von dem Tage hieß man ihn Inrus Baal* — deutlicher: (vergl. Richt. 7, 1.) *hieß man den Gideon I. B.* — Er (besser: Gideon) stärkte sich u. s. w.; denn in dem Vorigen ist das Subject: *der Herr*. — *Und ein Jeglicher stand an seinem Orte um das Heer her* — besser: *um das Heer der Feinde her*: denn man weiß aus dem Zusammenhange nicht, welches Heer gemeint sey. Ueberhaupt ist es dem Vf. (aber auch nur in diesem Abschnitte) öfters begegnet, daß er, über dem Streben nur mit den Bibelworten und möglichst kurz zu erzählen, bey der Zusammenziehung mehrerer Sätze in Einen ihre verschiedenen Subjekte übersehen und dadurch Zweideutigkeiten veranlaßt hat. So findet sich (S. 18) folgender Satz: *Und Jakob kam zu seinem Vater Isaak . . . und war 180 Jahre alt und nahm ab und starb . . . und seine Söhne Esau und Jakob begruben ihn*, wo es doch nothwendig heißen mußte: *Und Jakob . . . und Isaak war 180 Jahr alt u. s. w.* So (S. 19) *Indessen sahen sie — die Brüder Josephs — einen Haufen Ismaeliter (Midianiter, Araber) kommen von Gilead mit ihren Kameelen, und zogen hinab in Aegypten*, wo man das Verbum zogen doch nur auf das Subject beziehen kann, da es doch auf das Object bezogen werden soll, und also heißen muß: *welche von Gilead . . . kamen und hinab . . . zogen*. Rec. würde diese geringfügigen Ausstellungen nicht gemacht haben, wenn nicht das Buch für Schulen bestimmt wäre, was, wie er glaubt, die möglichste Correktheit in Konstruktion und Ausdruck nöthig macht. Deshalb kann er es auch nicht billigen, daß der Vf. aus zu großer Vorliebe für das Alterthümliche der lutherischen

Uebersetzung das Pronomen der dritten Person *ihm* und *ihnen* beybehalten hat, wo jetzt ganz allgemein *sich* gebraucht wird. So heißt es (S. 10) in der Geschichte des Lot: *die Männer griffen hinaus und zogen Lot zu ihnen* (für: *zu sich*) ins Haus, und (S. 11) *und Abraham antwortete: Gott wird ihm* (für *sich*) *ersehen ein Schaaf zum Brandopfer*. Endlich muß Rec. aus demselben Grunde tadeln, daß der Vf. sich einige Abweichungen von der gewöhnlichen Orthographie erlaubt hat. So schreibt er *töden*, *getödet*; aber, was doch nicht consequent ist, *todt*. S. 93 steht, jedoch wohl durch einen Druckfehler auch *tod*; so schreibt er: *hiesen*, *Verheißung*, *Strafen*. Den Beschluß dieser Abtheilung macht eine *geschichtliche Ergänzung*, welche 1) die jüdische Geschichte von Johannes Hirkanus bis auf Herodes V. hinabführt; 2) von den jüdischen Glaubenssekten, den Phariseern Sadducäern und Essenern das Nöthige beybringt; und 3) eine kurze Beschreibung von Palästina und Jerusalem enthält. Doch Rec. eilt, den übrigen Inhalt der Schrift anzugeben, wobey er um so kürzer seyn kann, als er hier, außer dem bereits Erwähnten, nur sehr wenig zu erinnern hat.

Weit ausführlicher ist die Geschichte Jesu (187 — 307) behandelt. Unbeschadet der Vollständigkeit hätte wohl (S. 219) die Erzählung *von dem Weibe, das den Blutgang hatte*, weglassen können. In der Geschichte der Apostel (308 — 352) ist Rec. aufgefallen, daß (S. 339) die Abfassungszeit des Briefes an die Galater, welche, wie der Ort, wo Paulus ihn schrieb, ganz unbestimmt ist, gegen die Meinung der meisten Exegeten, die diesen Brief für einen der ältesten halten, in die Zeit versetzt wird, wo der Apostel (Actor. 21, 1 — 35) von Milet nach Jerusalem reiste. In dem Nachtrage (S. 353 — 360) finden sich aus der Tradition geschöpfte Nachrichten über die Schicksale und das Wirken der Apostel, welche Rec., da sie ganz unzuverlässig und zum Theil geradezu erdichtet sind, nicht aufgenommen haben würde. Auch die Geschichte der Zerstörung der Stadt Jerusalem, nach der neuen Sächsischen Kirchenagenda, konnte etwas kürzer seyn.

Der zweyte Hauptabschnitt, *biblische Begeisterung in heiligen Gesängen*, zerfällt in 6 Abtheilungen. 1) *Lob- und Dankgesänge bey Betrachtung der Eigenschaften, Werke . . . Gottes*. 2) *Erweckung zu Religion und Gottesverehrung in Weisheit und Tugend*. 3) *Blicke auf der Guten und Bösen Thun und Loos*. 4) *Klagen über Verschuldung und Bitten um Heiligung und Gnade*. 5) *Tröstungen in Leiden und Trübsal*. 6) *Herzenserhebungen bey besondern Gegenständen und Fällen*. Dieser Abschnitt ist vorzüglich zur häuslichen Erbauung geeignet und enthält die schönsten Stellen aus den Psalmen und andern hierher gehörigen Schriften des A. T. Die nähere Inhaltsangabe der kürzesten 4ten Abtheilung mag davon zum Beweise dienen. *Gebet um Sündenvergebung und Besserung* (Pl. 25). *Ruf nach*

nach Gottes Gnade (Pf. 51). *Trost in Gottes Gnade* (Pf. 130). *Verlangen nach Hülfe zum Guten* (Pf. 143). *Trost im Gefühl der Schuld* (Klagl. Jer. 3). *Rückkehr zu Gott* (Hos. 6. 7. 10. 12. 14. Joel 2).

Der dritte sehr reichhaltige Hauptabschnitt, *biblische Glaubens- und Sittenlehre des A. und N. Test.*, (425 — 578) ist ein förmlicher Katechismus in Sprüchen, die der Vf. mit eben so viel Sorgfalt ausgewählt, als mit großer Mühe so geordnet hat, daß, wo es nur immer möglich war, ein gewisser natürlicher Zusammenhang unter ihnen Statt findet. Bey jeder Lehre werden die Aussprüche des A. und N. Test. besonders aufgeführt. Angehenden Katecheten und Predigern dürfte dieser Abschnitt besonders zu empfehlen seyn: denn er kann süglich die Stelle eines Spruchregisters vertreten, und hat noch den Vorzug vor einem solchen, daß hier die Stellen der Schrift nach den Materien, nicht nach dem Alphabete geordnet sind, also auch von denen leicht gefunden werden können, denen sie noch unbekannt sind. In der *Bibel lehre von Jesus Christus* (449 — 463) hätten die sehr ausführlichen prophetischen Andeutungen auf den Messias aus dem A. T. besser weggelassen seyn sollen, da sie zum Theil ganz irrig angewandt sind; z. B. S. 450: *Jesus wird Mensch geboren. A. T. Prophetische Andeutungen.* — *Siehe eine Jungfrau ist schwanger u. s. w.* (Jesaja 7, 14).

Von dem vierten Abschnitte, *biblische Lebensansichten und Klugheitsregeln* (581 — 594) gilt völlig, was vom dritten erwähnt ist.

Die kurzen Erklärungen des Vfs. verdienen diesen Namen fast ohne Ausnahme. Doch kann Rec. nicht allen beystimmen. So S. 55 (Num. 23, 21.) *Man siehet keine Mühe (Unrecht) und keine Arbeit (Ungemach) in Israel.* Die beiden hebräischen Wörter *לא* und *לא* heißen aber in jenem Zusammenhange offenbar nichts, als: Frevel, Schuld, Unrecht. So möchte auch wohl folgende Erklärung (S. 91) wenigstens theilweise wieder einer Erklärung bedürfen: *Suchet mir ein Weib, die einen Wahrsagergeist hat. (Den Geist Ob — eine Todtenbefragerin).* Leicht könnten noch mehr solcher Stellen angeführt werden, wenn nicht der Raum dazu fehlte. Dagegen verdient es Lob, daß der Vf. die Teufelsbesitzungen so vorurtheilsfrey gewürdigt hat. So heist es (S. 218): *Da ließen ihm entgegen zwey Beseßene (Wahnflinnige)... Und sie schrien (sich für Dämonische haltend)... Und er (sich nach der gemeinen Denkart bequemend) sprach u. s. w.*

Der Druck ist deutlich und correct, fast ohne alle Druckfehler. Das Papier gut bis S. 400, dann wird es, wenigstens in des Rec. Exemplare, schlechter, und somit das Lesen des engen Druckes erschwert. Würde der dritte Hauptabschnitt künftig etwas zusammengezogen, was er süglich kann, so würde es möglich seyn, zu dem ganzen Buche, ohne Erhöhung des Preises, gleich gutes Papier zu nehmen.

JUGENDSCHRIFTEN.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Handbuch zum Unterrichte über Weltkörper, Naturlehre, Naturgeschichte, Erdbeschreibung und deutsche Sprache*, für Bürgerschulen, zunächst aber für die hiesige Töchterschule verfaßt von Karl Theodor Christoph Vibrams, Lehrer der ersten Töchterklasse und Pastor - Collaborator. 1823. X u. 210 S. 8. (12 Gr.).

Der Vf. vermißte als Lehrer an der Töchterschule in Helmstädt, bey seinem Unterrichte in den gemeinnützigen Wissenschaften einen Leitfaden in den Händen seiner Schülerinnen. Dieser Mangel war ihm um so fühlbarer, je mehr der Unterricht dadurch erschwert und den Schülerinnen das notwendige Repetiren unmöglich gemacht wurde. Das zeitraubende Dictiren schien ihm unzweckmäsig zu seyn, und die Einführung einzelner Lehrbücher über die verschiedenen Zweige der Lehrgegenstände setzten sich viele Hindernisse in den Weg. Er entschloß sich daher seine Dictate umgearbeitet nach Anleitung zweckmäßiger Compendien drucken zu lassen. — Wir wollen nun das Alles keinesweges tadeln; ja wir müssen das rege Streben des Vfs. in seinem Lehrerberuf nützlich zu wirken, hoch ehren; ihm auch bezeugen, daß er in mehreren Abschnitten seines Buches mit Umsicht gewählt, und so eine Arbeit geliefert hat, die, bey dem Mangel einer bessern, immer sehr nützlich in den Schulen seyn wird. Nur ganz einverstanden mit dem Vf. ist Rec. nicht, besonders in Rücksicht der Wahl der Materialien. Die doppelte Bestimmung des Buches „für Bürgerschulen — und zunächst für Töchter-schulen“ scheint den Vf. verleitet zu haben. — Der Inhalt seiner Schrift umfaßt folgende Gegenstände: 1) Von den Weltkörpern; 2) die Naturlehre; 3) die Naturgeschichte; 4) die Geographie; 5) die deutsche Sprache. — Aber ganz anders muß wohl die Naturlehre, Naturgeschichte, Geographie und dergl. behandelt werden in einer Schule für Söhne aus den mittlern Bürgerständen; anders in einer Töchterschule, wenn nicht Ver- und Ueberbildung in der letztern und dürftige Kenntnisse in der erstern bewirkt werden sollen. — Beym weiblichen Geschlecht aus den gedachten Ständen beschränkt sich der Unterricht in der Naturlehre wohl mehr auf das, was zur richtigen Einsicht und zur Beurtheilung der Naturerscheinungen dient, um es vor Aberglauben und blinder Anhänglichkeit an das Hergebrachte zu bewahren; in der Naturgeschichte wird der Unterricht mehr auf die täglichen Bedürfnisse auf diejenigen in- und ausländischen Producte, die ein ökonomisches Interesse haben, die im häuslichen Leben in der Küche verarbeitet und gebraucht werden u. s. w., zu achten haben. — Mehr aber bedarf in diesen Schulen der Nothe, wenn er hier zweckmäsig zum künftigen Beruf vorbereitet werden soll. — Doch wir wollen uns an die eigenen Worte des Vfs. „zunächst für Töchter-schu-

schulen" halten, und nach dieser Bestimmung allein sein Buch beurtheilen. — Er spricht im ersten Abschnitt von den Weltkörpern, von Fixsternen, Planeten und Kometen. — Hier sehen wir nicht ein, warum der Vf. mit diesem Abschnitte anfängt und nicht erst seine Schülerinnen in die Natur einführt und mit den Naturgesetzen vertraut macht. Nach unsern Ansichten hatte das hier Gesagte besser im vierten Abschnitte mit der mathematischen Geographie verbunden werden können, besonders da es Kenntniß der mathematischen Erdbeschreibung voraussetzt und der Unterricht von den Weltkörpern wohl am natürlichsten mit unserer Erde anfängt. — Recht nützlich ist es aber gewiss, daß der Vf. in diesem Abschnitte, so wie in der Naturlehre und Naturgeschichte den Lehrer auf Stellen der Bibel, nach Krüßs biblischen Ansichten der Werke und Wege Gottes, hinweist; ja Rec. ist überzeugt, daß die Benutzung biblischer Stellen zu Belehrungen über die Natur in den untern Klassen wohl jedes Lehrbuch entbehrlich machen und daß nur in der obersten, in der Ausbildungsklasse ein Leitfaden nöthig seyn dürfte, um die bereits erworbenen Kenntnisse zu ordnen und zu vervollständigen. — Die Naturlehre folgt im zweyten Abschnitte, und ist auf 16 Seiten abgehandelt. Wir loben diese Kürze, da das Wichtigere nach dem Bedarf des weiblichen Geschlechts ausgewählt ist und der Lehrer so Stoff genug findet, um lehrreiche Unterredungen daran zu knüpfen. — Viel zu umfassend schreibt aber der Vf. hier über die Naturgeschichte. Die auf 94 Seiten gegebene systematische Ordnung, die Aufzählung der Klassen, Ordnungen und so vieler Arten, hat gewiss für Töchter aus den mittlern Bürgerständen keinen großen Werth. Viel konnte hier wegleiben, um Raum für das Wichtigere zu gewinnen; aber gerade das für Mädchen Wichtigere ist oft ungemein kurz und dürftig dargestellt. So hat z. B. der Vf. die einheimischen Nadelhölzer ziemlich ausführlich beschrieben; von ausländischen Bäumen, deren Blüthen, Früchte, Blätter und Rinden gewürzhaltig sind, sagt er S. 78 aber nur: „Der Gewürznelkenbaum, dessen unaufgebrochene Blüthenkospen, Gewürznelken und Gewürzäuglein heißen.“ — „Unser Zimmt oder Kaneel ist die Rinde des Zimmethaums.“ u. f. w. In der Geographie hat der Vf. auf wenig Blättern recht viel gegeben und überall mit besonderer Umsicht das Wichtigste so fleißig beachtet, daß der Lehrer Materialien genug findet. — Nur hier und da sind wir auf kleine Mängel gestoßen. Z. B. wenn er so bestimmt und ohne Beschränkung behauptet: „Afrika ist wasserarm;" — wenn er in Südamerika den Kampf der Völker selbst beendet und versichert: „Neugranada, Carracas, Peru, Chili und Buenos-

Ayres bildeten sonst das spanische Südamerika, jetzt aber sind sie von Spanien unabhängige Republiken.“ — Die in diesem Abschnitte gewählte Ordnung hat uns aber gefallen; denn fängt auch der Vf. nach andern Lehrbüchern mit Portugal, Spanien u. f. f. an, so verweilt er doch länger beym Vaterlande, spricht, so wie es bey dem Unterrichte des weiblichen Geschlechts in diesem Gegenstande wohl nothwendig ist, ausführlicher über Deutschland und Europa, als über die andern Erdtheile, und hätte er noch sorgfältiger die Producte, welche unser Haushalt aus den verschiedenen Erdtheilen erhält, bey den Ländern, die sie erzeugen, angeführt, so würde dieser Abschnitt nichts zu wünschen übrig lassen. — Offenbar kann es dem Mädchen ziemlich gleichgültig seyn, ob z. B. die verschiedenen ostindischen Inseln unter mohamedanischen Fürsten stehen und ob diese mehr oder weniger von den Niederländern und Briten abhängig sind u. f. w.; aber daß dort Kaffee, Zuckerrohr, Ingwer, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Baum-Sago, Reis u. dergl. wächst, das soll es wissen! — Der Vf. hat aber hier nur das Gold bey Sumatra, den Orang-Outang bey Borneo, und der Muskatennüsse bey den Banda-Inseln bemerkt; auch in Südamerika, bey den westindischen Inseln und an ähnlichen Orten, nur die Beherrscher, nicht die Producte genannt. — Er versichert zwar in der Vorrede: er habe die Anführung der Wohnorte der Producte in der Geographie unterlassen, weil es schon in der Naturgeschichte geschehen sey; aber wir finden diese nicht immer bestätigt. — In dem letzten Abschnitte, in der deutschen Sprachlehre, hat der Vf. auf 28 Seiten das Wissenswürdigste zusammengedrängt, und Rec. findet diesen kurzen Abriss recht gut; nur hätte er gewünscht, daß auch die nöthigsten Regeln der deutschen Orthographie, nebst einer kurzen Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen beygefügt wären; denn der Hauptzweck ist wohl auch hier, daß das Mädchen Fertigkeit im orthographischen Schreiben und die Geschicklichkeit erlange, sich in den gewöhnlichen Aufsätzen, Briefen u. dergl., so weit es für das Haus nöthig ist, richtig und verständig auszudrücken. — Uebrigens glauben wir, daß es sehr zweckmäßig gewesen wäre, noch einen Abschnitt beyzufügen, in welchem das Nöthige über die Erhaltung der Gesundheit, über Wartung und Pflege der Kranken, der Kinder, und über ähnliche, dem weiblichen Berufe so nahe liegende Gegenstände gesagt wäre, und wir hoffen, daß der Vf. bey einer neuen Auflage auch diesem Mangel abhelfen wird. — Ein Handbuch würden wir aber diese Schrift nicht genannt haben; es ist nur ein Leitfaden in einigen gemeinnützigen Wissenschaften.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

GESCHICHTE.

MARBURG u. CASSEL, b. Krieger u. C.: *Die Vorzeit. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1824.* (Herausgegeben vom Hrn. Superint. Dr. Justl.) X u. 324 S. 8. (1 Thlr. 12 gGr.).

Die Kupfer und Steindrücke, womit dieses Mal die *Vorzeit* vor dem Publicum erscheint, verdienen eine vorzüglich ehrenvolle Erwähnung; nicht, als ob das Taschenbuch in frühern Jahren etwas Schlechtes oder Mittelmäßiges in dieser Art geliefert hätte: die Ausstattung von Seiten der Kunst war vielmehr gleich Anfangs seiner würdig; doch findet Rec., daß sämtliche, dem gegenwärtigen Jahrgange beygefügte, Abbildungen, was Zeichnung, Stich und Druck betrifft, dem ohnehin so lieblichen Buche zur besondern Zierde gereichen. Sie sind folgende: 1) das *Tütelkupfer*, von G. Böttger gestochen und nach einem von dem Vf. des dazu gehörigen Aufsatzes (S. 99 — 150), Hrn. v. Gersdorf, dem verdienten Herausg. mitgetheilten sehr alten Gemälde gefertigt, stellt den tapfern und heldenmüthigen Heermeister des deutschen Ordens in Liefeland von 1433 — 1435 *Franko von Kersdorf* vor. Es ist ein ungemein schöner Manuskopf, der das lebendigste Gepräge von Muth, Entschlossenheit und Wohlwollen trägt. Die Erzählung ist aus ungedruckten Urkunden des geheimen Archives zu Königsberg in Preussen entlehnt, durch Benutzung vieler gedruckter Hilfsmittel, die allenthalben nachgewiesen sind, erweitert, und dem anziehenden Gegenstande, dessen Leben und Thaten bis zu seinem, an der Schwita in der Mitte seiner Getreuen gefundenen, rühmlichen Heldenod sie beschreibt, in aller Absicht entsprechend. 2) Das *Titelblatt*, gezeichnet von Matthäi und lithographirt von C. F. Müller zu Karlsruhe. Die getreue Abbildung Eines der wenigen Kunst-Denkmäler, die sich aus der Vergangenheit in Kurhessen vorfinden. Sie stellt nämlich das äußerst einfache, 11 Fuß hohe, aus massiven Steinen in der Gestalt eines Kreuzes zusammenge setzte und von einem eisernen Geländer umgebene, Denkmal vor, welches, mit einer schwer zu verstehenden (v. Wiederhold hat sie in den *Hess. Denkwürdigkeiten* zu lösen versucht) Inschrift versehen, man weiß nicht, wann? und von wem? dem am 5ten Jun. 1400 auf der Frankfurter Heerstrasse zwischen den vier hess. Städten Fritzlar, Bor-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ken, Felsberg und Gadensberg, sehr wahrscheinlich auf Anstiften des K. Johann v. Maynz, von den beiden Rittern Friedrich v. Hertingshausen und Kunzmann v. Falkenberg, nach dem blutigsten Kampfe ermordeten H. Friedrich von Braunschweig Wolfenbüttel auf der Stelle, wo die Unthat vollbracht wurde, gesetzt worden ist. Die nähere Beschreibung von J. liest man S. 294 f., nebst Angabe der Schriftsteller, welche von der Begebenheit handeln. Hrn. Hauptmann Matthäi zu Marburg ist die Zeichnung, auf welcher nur die neben dem Denkmale herführende Strasse hätte bemerklich gemacht werden können, sehr wohl gelungen. 3) Eine vortreffliche Abbildung der berühmten *St. Elisabeth - Kirche* zu Marburg, meisterhaft gezeichnet von Moller zu Darmstadt und musterhaft gestochen von Eberhardt daselbst. Sollte Rec. etwas daran aussetzen, so wäre es dies: daß man die Brücke, oder den Gang, welcher beide Hauptthürme oben, etwa in $\frac{1}{4}$ Höhe von dem Fundamente, mit einander verbindet, und den man selbst auf der 1807 von Ritter gefertigten Abbildung von ganz Marburg wahrnimmt, vermißt. Die Beschreibung der Kirche selbst, nebst ihren Kunstdenkmälern von dem würdigen Herausgeber (S. 2 — 58), ist, nach Allem, was bisher schon von ihr im Drucke erschien, unstreitig das Vollständigste, Genaueste und dem interessanten Gegenstande Angemessenste. Besonders werden sie die Besitzer der Darstellung dieser Kirche in 18 verschiedenen Kupfertafeln, welche sich in des Ob. Finanzrath Möllers schätzbarer Sammlung der *Denkmäler deutscher Baukunst*, Th. 2. befindet, dem Vf. Dank wissen. Eines Auszuges ist diese Beschreibung, ohne durch Zerstückelung ihrer Schönheit und Genauigkeit zu nahe zu treten, nicht fähig; auch bedarf es ihrer nicht, da sie kein Kenner und Freund alterthümlicher Kunstwerke ungelesen lassen wird. Aber empfehlen möchte sie Rec. zur vorzüglichsten Beherzigung dem neuesten reisenden Dänen, der sonst auf Geschmack, Beobachtung und Kunstinn so gerechten Anspruch macht, in seinen nicht sparsamen Bemerkungen über *Marburg* sich aber damit begnügt, zu sagen: „Unter den Kirchen in M. fand ich Eine, die größte, gebaut von gehauenen Steinen, mit zwey herrlichen durchbrochenen Thürmen und Spitzen, merkwürdig und schön als gothisches Gebäude, die schönste, welche ich bisher in Deutschland sahe.“ (S. Molbechs Reise gjennem Tydskland 1819. 1820. Bd. 1. S. 124 f.). Mit zu

F (3)

die

dieser Beschreibung gehört auch noch 4) *C. F. Malers* herrlicher Steindruck, welcher eine nach des kürzlich verstorbenen Zeichenmeisters *Kesler* zu Marburg mit seltener Treue und Sorgfalt gearbeitete Zeichnung verfertigte Abbildung des Begräbnisdenkmals der heiligen *Elisabeth* darstellt. Wer das Monument nur Ein Mal im Originale gesehen hat, muß solches hier auf den ersten Blick wieder erkennen. Die ausführliche Beschreibung desselben ist desto willkommener, da sie die neuesten, unserm Zeitalter zur Schande gereichenden, Schicksale dieses kostbaren Denkmals mit verdientem Unwillen aufdeckt. Bekanntlich wurde die Kirche, zur Zeit der königl. westphälischen Regierung, „weil solches die *Zeitmstände* so mit sich brachten,“ mit andern Worten: weil Silber, Gold und Edelgesteine die Lust der Befehlshaber reizten, im J. 1810 dieser ihrer herrlichsten Zierden beraubt und das Begräbnisdenkmahl nach *Cassel* abgeführt. Der Ruf von mehr als 3 Millionen Thaler Werth, den es enthalten sollte, die vielen aus hohem Alterthume stammenden Gemmen und Kameen von griechischer, römischer und orientalischer Arbeit, die 824 Edelsteine, die 59 Perlenmutterplatten, die 2 sehr großen und eine Menge kleinerer köstlicher Perlen, die es wirklich enthielt, schien an dieser Störung der Ruhe der Gebeine von Einer der Edelsten ihres Geschlechtes mehr Theil gehabt zu haben, als etwa das Verlangen nach dem Besitze der Reliquien oder nach dem Anblicke des seltenen Kunstwerkes, welches sie umgab. Das Denkmal kam zu seiner Zeit nach Marburg zurück; aber geschändet, beraubt und geplündert von unheiligen Händen! Doch — der würdige Vf. sagt mit Recht: auch nach dem Verlust von seinem Metall- und Kleinodienwerthe behält das Werk um der schönen Arbeit an den silbernen und reich vergoldeten Figuren und der vielen trefflichen Gemmen und Kameen willen, die ihm übrig geblieben sind, für jeden Freund und Kenner der alterthümlichen Kunst seinen sehr bedeutenden Werth. — 5) und 6) Darstellung der in ältern Zeiten bedeutenden Burg *Blankenstein* in der Nähe des großherzoglich - heßischen Fleckens *Glodenbach*, und zwar die Erste in dem schlechten Zustande, worin sie nach ihrer Zerstörung jetzt erscheint, die 2te in der imponirenden Gestalt, worin sie vor dem sie verwüstenden 30jährigen Kriege sich zeigte. Eine diesem vormaligen Schlosse gewidmete Schrift hat man nicht; um so viel angenehmer ist die zu diesen Steindrucken gehörige Beschreibung desselben (S. 151 — 172) von dem Herausgeber, worin er die kurzen Notizen weiter ausführt, welche er da von in der *Allg. Encyclopädie d. Wissensch. und Künste*, Th. 10. S. 319 f. gegeben hat. 7) Eine Abbildung der *Geros*- oder *Gersdorfs*-Burg bey Quedlinburg, welche, nach *Meiboms* *Rer. German.* T. 11. zu *Karls des Großen* Zeit von des Markgrafen *Geros* Vorfahren schon bewohnt wurde. Eine kurze Geschichte ihrer Schicksale erzählt Hr. v. *Gersdorf* S. 245 f. Von dem übrigen Inhalte dieses Taschen-

buches nennen wir noch: *Etwas über die Regierung und Gesetzgebung des deutschen Ordens in Preussen* (S. 58 f.) von *Rauschnik*. *Die Brunsburg, ein altes sächs. Kostell, unweit Hötter* (S. 79) von *Wigand*. *Das ehemalige kaiserliche und Reichswassergericht in der Wetterau* (S. 199 f.) von *Schazmann*; nebst einigen kleinen historischen Merkwürdigkeiten (S. 220 f.) und *Miscellen* (S. 284 f.). Möge sich die Vorzeit, die dieses Mal durch Mannichfaltigkeit des Inhaltes merklich gewonnen hat, noch recht lange erhalten!

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Von den gemeinschaftlichen Erbauungen in den Häusern. Drey Predigten, gehalten im Herbst 1823 vom Archidiak. Harms in Kiel. 1824. VI u. 66 S., gr. 8.*

Nach der in *Seebode's* krit. Bibliothek Nr. 12. 1823 S. 1145 ff. zu lesenden, alle Gegner zu Grund und Boden schmetternden Schutzschrift sollte man billig Bedenken tragen, über Hr. Harms und dessen Thun und Treiben fernerhin auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Da indessen jene Schutzschrift nur hervorgegangen ist aus einer Eingenommenheit, die Hr. H. durch seine Persönlichkeit dem dortigen Briefsteller einzufloßen gewußt hat, Rec. aber nicht so glücklich gewesen ist, den Mann, wie er auf seiner Reise sich vielen dargestellt hat, nach seinen persönlichen, vielleicht sehr liebenswürdigen, Eigenschaften kennen zu lernen, auch überall gar nicht die Person, sondern nur den Schriftsteller beurtheilt, so bezieht er auch um so weniger auf sich die feinen Komplimente, mit welchen der Apologet in der krit. Bibl. die Gegner seines Helden regaliert. Rec. weiß wenigstens von keinem „Gift,“ womit er Hr. H. sollte „angespion“ haben, auch von keiner „Nichtswürdigkeit,“ die derselbe durch ihn „erlitten“ hätte. Rec. hat ferner nichts dagegen, daß Harms „klare fromme Augen der Liebe, einen weichen Blick, eine gutmüthige und so kluge (sic) Miene, ein einfaches natürliches Wesen“ hat; daß er ferner „geistreich, sanft und milde, voll ruhiger Ueberzeugung und darum fest, voll heiterer Laune und Ironie eines kindlichen Gemüthes,“ sogar „gründlich gelehrt, im Lateinsprechen wohl geübt, in Kiel außerordentlich beliebt; — ein reiner, göttlich gefinnter Mensch“ ist. Sollte der Enthusiasmus auch hier und da einen verschönernden Pinselstrich angebracht haben, wer verzeiht das dem Enthusiasmus nicht gern? Und wenn Harms und sein Apologet und dessen Kinder „in der Scheune zusammen dreihen und auf den Bergen zusammen herumklettern und wie die Kinder um die Wette laufen, um zu versuchen, wer der leiblich Elendeste sey“ — wer kann etwas dagegen einzuwenden haben, als höchstens der Leser und Käufer der krit. Bibliothek, der diese ohne Zweifel sich anschafft, nicht um Apologien für die Persönlichkeit dieses oder jenes Schriftstellers als Menschen, sondern über

Schriften gediegene Urtheile zu lesen. *Persönlich* also mag *Harms* so liebenswürdig seyn, als er es nur immer seyn kann und will, und er mag jährlich einmal auf Reisen gehen und diese Liebenswürdigkeit in verschiedenen Gegenden des lieben deutschen Vaterlandes zur Schau tragen, das geht Rec. im mindesten nicht an. Aber wie dieser liebenswürdige Mann sich in seinen *Schriften* giebt, darüber hat Rec. sich hin und wieder ein freymüthiges, mitunter auch wohl starkes Wort erlaubt, und wird sich, wo er dazu Veranlassung findet, ein solches auch noch ferner erlauben, ohne jedoch von „Gift“ u. dergl. auch nur das Geringste in seinem Herzen zu haben, und ohne zu fürchten, daß er sich dadurch gegen diesen „reinen, göttlich gesinnten Menschen“ im Mindesten einer „Nichtswürdigkeit“ schuldig machen werde. Daß er, was doch schwerlich, wenn Hafs in seinem Gemüthe wäre, der Fall seyn würde, auch wohl loben mag, was *H.* etwa Lobenswürdiges schreibt, glaubt er noch ganz neuerlich bey der Anzeige von dessen „christlichen Wochenbetslegen“ bewiesen zu haben und will es auch jetzt bey der Anzeige dieser vorliegenden „drey Predigten“ in so fern beweisen, als sie eine empfehlungswerthe Seite haben. Diese aber haben sie, wenn man sie nämlich getrennt von dem Vorworte und dem Anhang (wovon hernach) liest, allerdings. Sie handeln ein Thema ab, das es sehr wohl verdient im Kanzelvortrage behandelt zu werden, und sie handeln es in einer Art ab, gegen die, an sich betrachtet, wenig oder gar nichts einzuwenden ist. Die *gemeinschaftlichen Erbauungen in den Häusern der Christen*, oder, was sonst „Haus- oder Familien-Andacht“ kurzweg pflegt genannt zu werden, ist ohne Zweifel ein Gegenstand, über dessen Gehalt und Werth und zweckmäßige Einrichtung man von Zeit zu Zeit die Christen allerdings belehren soll; und gesetzt auch, daß ein ehrlicher Rec. für seine Person, selbst nach den ein anderes Resultat gebenden Belehrungen eines *Harms*, noch einige bescheidene Zweifel gegen die unbedingte Empfehlungswürdigkeit solcher festgesetzten häuslichen Andachten auf seinem Herzen hätte, so würde ihn doch das gar nicht hindern, dasjenige, was Hr. *H.* in diesen Predigten darüber sagt, für recht gut, wenn gleich mitunter etwas affektirt, gesagt zu erklären. In der *ersten* dieser Predigten nun giebt der Vf. 1) die Beschreibung, 2) das Lob der gemeinschaftlichen Erbauungen in den Häusern nach Eph. 5, 18 — 20. Was nun die *Beschreibung* betrifft, so kann sich Rec. kaum überzeugen, daß es völlig so schlimm in der Christenheit stehe, als es *Harms* behauptet, wenn er S. 6 sagt: „zuerst die Beschreibung. Denn Lieben, es ist ja die Wahrheit, diese häuslichen Erbauungen sind dergestalt ungebräuchlich geworden und in Unkenntnis gekommen, daß viele nicht einmal wissen, was darunter verstanden werde; ja, es haben gewiss einige Christen solche Vorstellungen davon, daß sie mit Widerwillen sie werden empfohlen hören.“ Es wäre doch wahrlich sehr schlimm,

wenn es *Viele* geben sollte, die unter „Erbauung“ und „gemeinschaftlicher“ Erbauung und zwar „in den Häusern“ irgend etwas anders sich dächten, als was auch *H.* darunter gedacht wissen will, nämlich die Beschäftigung mit Gottes Wort, auch außer der Kirche, in Gebet und Gesang, Bibellese, Nachdenken über das Gelesene, Auslegung desselben nach Vermögen u. s. w., und zwar so, daß Mehrere sich zu diesem Zwecke mit einander vereinigen, als wodurch sich diese Art von häuslicher Erbauung von der ganz privaten, die jeder für sich allein anzustellen hat, sich unterscheidet. Auch möchten schwerlich *Viele* seyn, die nicht recht gut wüßten, daß es für den Zweck solcher häuslichen Erbauungen sehr gleichgültig sey, zu welcher Zeit, an welchem Ort, wie oft an jedem Tage — der Vf. will, wenigstens zweymal täglich — von wie vielen Theilnehmenden u. s. w. sie anzustellen seyen. Die Beschreibung hätte also füglich weggelassen, oder auf wenige Zeilen zurückgebracht werden können. Gegen das *Lob*, daß nämlich durch solche häusliche Erbauung die öffentliche *Andacht* befördert, die christliche *Tugend* bewahrt, die christliche *Liebe* entzündet werde, ist nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß solche Erbauungen verständig eingerichtet und nicht zu einer bloß mechanischen Gewohnheit werden. In der *zweyten* Predigt werden die häuslichen Erbauungen gegen die Einwürfe *vertheidigt*, daß sie nicht schicklich, nicht thunlich und nicht dienlich seyen. Der Text ist Pf. 92, 2 — 5, von welchem jedoch der Vf. selbst eingesteht, daß er nur nach einer Accomodation der Betrachtung zum Grunde könne gelegt werden. Mit dem, was jenen Ein- und Vorwürfen entgegengesetzt wird, kann man übrigens im Ganzen wohl zufrieden seyn, wenn auch gegen Einzelnes noch manches einzuwenden seyn möchte. „Des christlichen Frauenzimmers“ und der „Vorr. zu der Schrift: Betrachtungen über einzelne Abschnitte d. heil. S. Hamb. 1823“ hätte lieber S. 31 keine Erwähnung geschehen mögen. (S. die Rec. in der A. L. Z. Erg. Bl. Nr. 130. 1823). Die *dritte* Predigt endlich möchte die empfehlungswürdigste von allen seyn. Sie giebt nach Matth. 6, 5 — 8 folgende *drey*, sehr beherzigungswerthe, *Rathschläge in Betracht der gemeinschaftlichen Erbauung*: 1) Sehet mehr auf die Sache selbst, als auf die Form. (Nur kommt doch in der Ausführung die *Form* mehr als die *Sache* zum Vorschein. Der Vf. verfährt im Ganzen bloß negativ, sagend, daß man nicht gerade an die Zeit, an die Personen, die dabey gegenwärtig seyn müssen, an den Gesang, an das Buch, aus welchem gelesen werde u. s. w. sich zu halten habe; was jedoch im Grunde alles schon in der ersten Predigt, da, wo von dem „Außerwesentlichen“ die Rede, vorgekommen ist. Die *Sache*? — Nun freylich, sie besteht nach S. 43: darin, „daß die Herzen zu Gott emporgehoben werden, daß einer vor dem andern *weise* (?), daß jeder ein Wort hört von ernstlichen Dingen u. s. w.“). 2) Wollet nichts erzwingen. 3) Meidet den bösen

Schein; welches letztere wohl noch eine ausführlichere Behandlung verdient hätte, als die ihm hier zu Theil geworden ist.

Hätte nun der Vf. diese Predigten so, wie sie sind, ohne alle weitere Zugabe, nämlich ohne das Vorwort und ohne den Anhang S. 53 — 66 erscheinen lassen, so würden sie kaum irgend einen Widerspruch finden können. Einen um so größern aber werden sie nun finden, da die Tendenz offenbar die ist, das „Conventikelwesen,“ das zu unserer Zeit vielbesprochene und in vielfacher Hinsicht höchstbedenkliche, in Schutz zu nehmen. Im Vorworte nämlich äußert der Vf. sehr unverholen seine Unzufriedenheit mit dem „Harten und Zwangvollen,“ das, laut der Kirchenzeitung „die Zusammenkünfte in mehreren Häusern zur gemeinschaftlichen Erbauung“ jetzt in manchen Ländern und namentlich in „einem gewissen Lande erfahren, wo nicht jedermann die Bibel lesen darf mit Freunden zugleich, und nicht einen Gesang singen darf mit seinen Nachbarn.“ Er nennt solches wiederholt „ein sonderbares Zeitereigniß,“ und die armen Rationalisten, die freylich an allem Unheil in der ganzen Welt schuld sind, müssen hier abermals herhalten, indem ihnen auf den Kopf zugesagt wird, daß sie, „die sonst auch gar kein Band des Glaubens vertragen (!), sondern eine völlige Religions - Gewissens - Lehrfreyheit fordern, vor Andern den religiösen Zusammenkünften abhold zu seyn scheinen und sich (NB.) durch ihr Sprechen und Schreiben wider solche Zusammenkünfte fast (Gottlob! doch nur „fast“) in den Verdacht bringen, als wenn Schelfucht und Mißgunst ihnen (wem? den Rationalisten??) zum Grunde lägen, oder Besorgniß, ihr Ansehen möchte leiden dadurch.“ O des „milden“ Mannes, der einen solchen Verdacht zu erregen sucht! O des „reinen göttlich gesinnten“ Menschen, der seinen Nächsten, wenn auch nur andeutend und wie von einer möglichen Sache redend, und die Beschuldigung durch ein „fast“ beschränkend, unreine Beweggründe unterfährt! Wohl thut es ihm Noth, daß sich der Apologeten mehrere finden, die durch empfindsame Schilderung der lebenswürdigen Persönlichkeit des Mannes den übeln widrigen Eindruck zu verwischen suchen, den seine gallenbittern Ausfälle in seinen Schriften nothwendig hervorbringen. — Im Anhang wird eine Verordnung Königs Christian VI. von Dänemark, datirt Febr. 13, 1741 mitgetheilt, in wie weit die Haltung geistlicher Versammlungen außer dem öffentlichen Gottesdienst, in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, zugelassen oder untersagt seyn solle. Hr. H. ist mit derselben, weil sie die Conventikel nicht gänzlich untersagt, sondern nur und zwar sehr mäßig beschränkt, recht wohl zufrieden, und will sie als ei-

ne vierte Predigt (Vorr. VI.) d. h. in dieser Verbindung wohl als eine Empfehlung der Conventikeln angesehen wissen, die zwar Hr. H. „nicht selbst hält,“ wovon auch der Zeit „in der Gemeinde kaum mehr als Eine und nur eine Spur sich findet,“ die aber doch, wie sich aus dem Ganzen hinlänglich ergibt, nach dem Wunsche des Hrn. H. es recht sehr verdienten, eingeführt zu werden. Rec. fühlt sich nicht berufen, weder, was König Christian VI. 1741 für heilsam erachten mochte, noch was Hr. H. erpfirisch finden mag, zu kritisiren; ist aber vor der Hand der Meinung, daß unsere jetzigen Regierungen, wenn sie andere Maafsregeln ergreifen, dazu wohl auch ihre guten Gründe haben mögen, ohne sich darin durch die Bemerkung von „sonderbaren Zeitereignissen“ stören zu lassen, und daß, wenn Hr. H. seine Gründe haben kann, Conventikel zu wünschen, Andere dagegen Ursach haben können, sich wider dieselben zu erklären, ohne daß im Mindesten „Schelfucht und Mißgunst oder Besorgniß, das Ansehen möge darunter leiden,“ an solcher Erklärung Antheil haben.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

AUGSBURG, b. Wolff: *Grundsätze der politischen Oekonomie*, von N. F. Canard. Aus dem Franz. übersetzt von J. Völk, Oberrechnungs - Commissair der Königl. Bayerischen Regierung des Oberdonaukreises K. d. J. 1824. 209 S. 8.

Obleich das Canard'sche Werk viele grobe Irrthümer in sich schließt, und insbesondere die Haupttendenz desselben gänzlich verfehlt ist, nämlich zu beweisen, daß alle Arten von Abgaben sich am Ende unter alle Gattungen von Einkommen gleich vertheilen, und es daher vollkommen einerley sey, welche Art von Abgaben ein Land habe, wenn sie nur lange dauern, daß nur die Veränderung in denselben Erbschütterungen hervorbringe und daher das beste sey, die alten Abgaben bestehen zu lassen, jede Veränderung derselben aber ein großer Fehler sey; so enthält es doch auch viele scharfsinnige Bemerkungen und neue Ansichten, und in dieser Hinsicht ist es nicht unwürdig, in der deutschen Literatur eine Stelle einzunehmen. Zwar haben wir schon eine Uebersetzung, welche jedoch Rec. nicht gesehen. Hr. V. bemerkt, daß er die seinige unternommen, weil die vorhandene sehr fehlerhaft sey. Die seinige ist, einige Provinzialismen der Sprache abgerechnet, gut, und giebt den Sinn des Vfs. vollkommen und deutlich wieder. Den Werth der Schrift selbst aber scheint der Uebersetzer in der Vorrede zu überschätzen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

OEKONOMIE.

- 1) **BERN**, b. Burgdorfer: *Vorlesung über die Kultur der Kùhalpen*, gehalten in der schweizerischen Gesellschaft für die Naturkunde in Lausanne den 28ten Heumonath 1818. von *Karl Kasthofer*, Oberförster. 35 S. 8.
- 2) **AARAU**, b. Sauerländer: *Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Bernerischen Hochgebirgs*. Ein Beytrag zur Bestimmung der Vegetationsgrenze schweizerischer Holzarten, des Einflusses der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirgs, des Verhältnisses der Forstwirtschaft zur Landwirthschaft und der Bedinge für Verbesserung der Alpenwirthschaft. Von *Karl Kasthofer*, Oberförster. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1818. XVI und 196 S. gr. 8.
- 3) *Ebendas*: *Bemerkungen auf einer Alpen-Reise über den Susten, Gotthard, Bernhardin, und über die Oberalp, Furka und Grimsel*. Mit *Erfahrungen über die Kultur der Alpen* und einer Vergleichung des wirthschaftlichen Ertrags der Bändenchen und Bernischen Alpen. Nebst *Betrachtungen über die Veränderungen in dem Klima des Bernischen Hochgebirgs*. Eine von der Schweizerischen Gesellschaft für die Naturkunde gekrönte Preisschrift. Von *Karl Kasthofer*, Oberförster u. s. w. 1822. 354 S. gr. 8.

Die drey vorliegenden Schriften sichern ihren kenntnißreichen Vf. einen unvergänglichen Namen in seinem Vaterlande; denn alle drey bezwecken die Verbesserung der Alpenwirthschaft, die bekanntlich fast allenthalben noch auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung steht. Zwar haben schon *Dyck*, *Wytenbach*, *Haller*, *Steinmüller*, *Ebel* und vorzüglich *Medicus* die täglich fühlbarer werdenden Mängel der Benutzungen der Alpen beleuchtet, aber ihre Vorschläge blieben unverfucht und ohne Erfolg. Der Gegenstand ist nichts desto weniger für die gesammte Schweiz von der höchsten Wichtigkeit. Ware Hr. K. auch weniger davon durchdrungen, so müßte schon die Theilnahme, welche die Gebildeten diesen seinen Werken geschenkt haben, dafür bürgen, daß er willigeres Gehör bey seinen Landsleuten finden werde als seine Vorgänger. Es läßt

Erganz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

sich dieß um so mehr hoffen als er selbst mitten unter den Oberländern lebt, für die er zunächst schreibt, sein glühender Eifer für das Bessere von Seiten der Regierung alle Unterstützung erhält, sie ihm die Aufsicht über sämtliche Waldungen dieses Landestheils anvertraut hat, er selbst eine zur Versuchs- und Musterwirthschaft sich eignende Alp unweit des von ihm bewohnten Schlosses zu Unterseen besitzt und er endlich die Gründung einer eigenen Lehranstalt für Gebirgsforstwissenschaft und Alpenwirthschaft ankündigt. Möge es seinem Eifer und den Kantonaloberigkeiten gelingen, die Zweifel und Vorurtheile zu besiegen, welche die Aelpler (Hirten) gegen den Nutzen alles Anbaues ihrer Bergtriften seit Jahrhunderten auf ihre Nachkommen forterben! Mit diesem Wunsch wenden wir uns wiederum zu dem oben angegebenen Schriften.

Nr. 1. schildert zuerst die 3500 bis 6500 Fufs über dem Meer sich erhebenden Kùhalpen des bernischen Oberlandes in Beziehung auf ihre natürliche Beschaffenheit und die Art, wie sie benutzt werden. Die älteste und allgemeinste Benutzung dieses Bodens nämlich die Beweidung desselben, gewährt allerdings bedeutende Vortheile, insonderheit milchreichen Graswuchs, fast ohne Kosten zu verursachen. Diese Vortheile können indessen noch beträchtlich erhöht werden und dazu thut der Vf. Vorschläge. Als ganz vorzüglich dazu geeignet hält er: 1) die Einfristungen oder Einschläge. Sie würden die Anlegung zweckmäßiger Stallungen erforderlich machen, die entweder noch ganz fehlen, oder wenigstens weder zur Stallfütterung noch zur Gewinnung des Düngers eingerichtet sind; 2) die Vermehrung des Düngers in den Stallungen durch Anpflanzung passender Holzarten, deren Blätter Streu- und Futterungsmittel geben; 3) die Anwendung trockener Mauern oder lebendiger Hecken von Rothtannen, Lerchentannen, Weissellern, Birken u. s. w., zu den bey erst gedachten Einfristungen; 4) die Einführung eines förmlichen Kulturwechsels. Hierbey wird daran erinnert, daß auf den schweizerischen Alpen die weiße Rübe und die Rutabaga noch 6400 Fufs, der Flachs noch sehr schön 5200 Fufs und die Sommergerste bis 4800 Fufs Höhe gedeihen; 5) die absichtliche Ausrottung der schädlichen Unkräuter und Giftpflanzen, um sie durch gute Futterkräuter zu ersetzen; 6) das Verflächen des Alpenbodens. Darunter wird das Abtragen der Erhöhungen und das

G (3)

das Ausfüllen der Vertiefungen der Oberfläche verstanden, um entweder die Trockenlegung sumpfiger Gründe oder die Bewässerung der allzutrocknen bewirken zu können.

Nr. 2. ist die Umarbeitung eines in der bayerischen Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen abgedruckten Aufsatzes. Sie beginnt mit einer allgemeinen Ansicht der oberländischen Waldungen und Alpen, aus welcher der Schluss gezogen wird, daß in keinem Lande die Bewirthschaftung der Ländereyen und ihre von der steigenden Bevölkerung geforderte Verbesserung so sehr durch die Waldungen bedingt werde als gerade in dem bernerischen Oberlande, worunter der Vf. die Oberämter Interlaken und Oberhasle versteht. Aus diesem Grunde geht eine nähere Betrachtung dieser Wälder der Darstellung der Alpenwirthschaft voraus. Dem zu Folge werden die Baumarten der oberländischen Waldungen einzeln ausführlich abgehandelt und als solche genannt die Arrn (*Pinus Cembra* L.) die Lärchtanne (*Pinus Larix* L.); die Fichte oder Rothtanne (*Pinus Abies* L.); die Weisstanne (*Pinus picea* L.); der Eibenbaum (*Taxus baccata* L.); die Buche (*Fagus sylvatica* L.); der Kastanienbaum (*Fagus Castanea* Lin.); die Winter- und die Sommerleiche, der Bergshorn (*Acer Pseudoplatanus* L.); die Lenne (*Acer platanoides* L.); die Birke (*Betula alba* L.); die nordische oder weisse Eller (*Betula Alnus incana?*); die Esche (*Fraxinus excelsior*); die Ulme (*Ulmus campestris* und *Ulmus sativa*); und der Nussbaum (*Juglans regia* L.). Dieser Abschnitt enthält wichtige Beyträge zu der Lehre von der Pflanzenverbreitung und zu den Höhenbestimmungen von Vegetationsgrenzen der angeführten Holzarten. Die Sach- und Ortskenntniß des Vfs. giebt zu ungemein lehrreichen Vergleichen zwischen seinen eigenen Beobachtungen und den ähnlichen Thatfachen Anlaß, welche die von ihm angezogenen Schriften von Georgi, Wahlenberg, Pallas, Banfi, von Buch, Zschokke, Güldenstädt, Hausmann, Gmelin, Arthur Jung, Niemann u. m. A. erzählen. Die von ihm versuchten Holzkulturen werden für den ausübenden Forstbeamten in Hochwaldungen viel Neues enthalten. Mit gleichem Fleisse wird die allmähliche Ausbildung des Waldeigenthums und der Nutzungsverhältnisse nach den bewährtesten einheimischen Geschichtsforschern und den betreffenden Urkunden erzählt, dann die vormalige Waldverwaltung mit der gegenwärtigen verglichen. Allerdings fällt diese Vergleichung zum Vortheil der letzten aus; denn vor dem achtzehnten Jahrhundert ward nicht einmal gehandelt, daß ausser dem Zwecke der Holznutzung noch ein anderer wichtiger, nämlich die Sicherung und Erhöhung der Kultur der Thäler und Alpen durch Forstpflanze, erreicht werden könnte. Die Forstwirtschaftliche Behandlung dieser oberländischen Wälder ist vielen Hindernissen unterworfen. Als solche erscheinen die Schneelawinen; von deren Entstehung man sich au-

ßerhalb der Schweiz mehrentheils eine unrichtige Vorstellung macht, Steinfälle, Eisfälle, Erdlawinen oder Erdbrüche, Steinrutschen, worunter man die mit Steintrümmern bedeckten Berghalden versteht, die Waldweiden, die Geissen- (oder Ziegen-) zucht, das Laubrechnen, das Moosloharren, das Grasen schneiden und die Mißbräuche in der Holznutzung, was den Vf. zu sagen veranlaßt, daß des Grafen Rumford Entdeckungen die oberländischen Wälder in dieser Beziehung sicherer vor dem Verderben retten würden als alle Oberförster, Forstcompendien und Waldreglemente der ganzen Welt. Wie langsam alles Bessere fortschreitet, sieht man an dem Gemälde der Verwilderung des Hochgebirgs, woraus die nachgewiesene Abnahme der Vegetationskraft nach Verhältniß größerer Erhöhung sich erklären läßt. Die Stellvertreter des Holzes, Torf und Steinkohlen, sind in jenen Gegenden nicht hoch anzuschlagen, und die Waldbenutzung zum Bergbau auch nicht, denn diese Gebirge laufen sehr steil in Nadeln oder schroffe Hörner aus und sind in kurzen Zwischenräumen von Schluchten und Thälern durchschnitten. Wegen ihrer Neuheit werden die Betrachtungen über die Holzpreise jeden Kenner ansprechen. Von S. 128 an folgt die eigentliche Darstellung der Landwirthschaft des Oberlandes, vorzüglich aus dem Standpunct ihres Verhältnisses zu den Wäldern des Hochgebirgs. Verglichen mit der Landwirthschaft in tiefern Gegenden ist freylich die Alpenwirthschaft arm an Erfahrung und sichern Ergebnissen. In Betreff seiner Kulturfähigkeit kann man in dem Oberlande die Thalregion, die Region der Bergvorsäulen, die Region der Kühallen und die Region der Schaafeppen von einander unterscheiden, denn die Tagweiden bilden eben so wenig eine besondere Abtheilung als die sogenannten Wildheumäder. Die erste dieser Regionen reicht bis 1500 Fuß, die zweyte bis 2200, die dritte bis 4500, und die vierte bis 6000 Fuß über den Thunersee. Mit der bey dem vorhergehenden Abschnitte gerühmten umsichtigen Gründlichkeit wird hier, an der Hand der Erfahrung, die oberländische Landwirthschaft durchmustert und es werden ihr vielfältige Gebrechen nachgewiesen. Was von den Allmenden, der Theilung der Ländereyen, ihrem Einflusse auf Bevölkerung und Sittlichkeit, dem Volksaberglauben, der Gesetzgebung und den Mitteln dem fast gänzlichen Mangel an gewerblicher Thätigkeit abzuwehren, gesagt wird, ist eben so tief gedacht als anziehend vorgetragen. Daß übrigens die Einführung landwirthschaftlicher Verbesserungen nur von den in Vorschlag gebrachten Versuch- oder Probe-Alpen erwartet werden darf, davon halten auch wir uns überzeugt.

Nr. 3. Obgleich die Aufschrift der drey verschiedenen Abtheilungen, auf die der Titel deutet, auf keine Uebereinstimmung des Inhalts schließen läßt, so haben doch alle drey die Natur des schweizerischen Hochgebirgs zum Gegenstande und berichten

gen oder erweitern die in Nr. 1 und 2. gelieferten Beyträge. Auf der im Sommer 1821 unternommenen Geschäftsreise ward ein Weg von 160 Stunden in drey Wochen zurückgelegt. Zu umständlichen Untersuchungen fehlte es allerdings an Zeit; dennoch wird man mit Vergnügen die Beschreibung dieser Wanderung lesen; denn der Vf. sorgt für die Unterhaltung des Lesers indem er den Vortrag naturhistorischer und wirthschaftlicher Gegenstände mit historischen Schilderungen und Vergleichen abwechseln läßt. Dabey spricht er im Bewußtseyn ihrer Reinheit seine Empfindungen und Ansichten mit einer sehr seltenen Freymüthigkeit aus. Gern wird man ihm folgen von Interlachen über Gadmen, den Susten, Hospital, den St. Gotthard, Faido, Belenz, Misocco, den Benardin, Thufis, die Bergwerke von Davos, das Prättigau, Chur, die Oberalp, Realp, die Furca und die Grimsel. Wer da glaubt, daß man nichts Neues mehr über die Schweiz schreiben könne, der nehme nur diese Schilderung zur Hand um sich vom Gegentheil zu überzeugen; freylich führt der Weg in die weniger bekannten Kantone Tessin und Bünden. Der zweyte Theil dieser Schrift S. 219 enthält Berichte über die Kulturversuche auf Alpweiden, die der Vf. selbst mit einer beynahe ängstlichen Sorgfalt angestellt hat, und Vergleichen zwischen dem Ertrag der bündenschen und bernischen Alpen nebst Berechnungen über die Bewirthschaftung der letztern. Ohne uns in die Einzelheiten derselben einzulassen, können wir nur die Ideen einer Verbindung der Alpen- und Forstwirtschaft berühren, da sie den Darstellungen und dem Streben des Vfs. zum Grunde liegt. Sie ist an sich so fruchtbar als die verwandte Idee unsers *Cotta* über die Möglichkeit eines Wechsels Forst- und landwirthschaftlicher Kulturen. Beide gehen gleichsam aus einer gewissen innern Nothwendigkeit hervor. Beide können ohnehin nur als Ergebnisse gewisser Erfahrungen und Wahrheiten betrachtet werden. Diese Wahrheiten, mit Beziehung auf die Schweiz, sind folgende: 1) die klimatischen Veränderungen, die in den Gebirgen beobachtet werden und nachtheilig auf die Benutzung der Alpen und der Thalgründe wirken, rühren von der Zerstörung der Alpenwälder her; 2) die Erhaltung der noch vorhandenen Wälder, ihre bessere Pflege und die Anzucht neuer Wälder an die Stelle der zerstörten, kann nur dadurch erlangt werden, daß im Gebirg der Sinn herrschend wird, der in der Liebe für das Gemeinwohl die Kraft und Lust für eigene kleine Entbehrungen findet; 3) diese Sorgfalt der Landleute für die Waldpflege ist durch einen bessern Unterricht in den Volksschulen und die Erweckung des schlummernden Gemeinfinnes bedingt. 4) So lange die Regierungen und die Landleute im Hochgebirge die Wichtigkeit der Wälder nur nach den Geldpreisen des Holzes beurtheilen, und in der Forstwirtschaft nur eine oft unnütze Kunst der Holzzeugung erblicken, so lange kann keine tiefgreifen-

de Forstpflege Platz finden. 5) Die Forstwirtschaft muß daher nicht als ein für sich bestehender Verwaltungs- und Productionszweig, sondern als ein den Rücksichten der Landwirthschaft und der Viehzucht untergeordnetes Fach betrachtet und behandelt werden. 6) Die Wälder im Hochgebirge müssen also Schutzmittel seyn gegen Witterungszufälle, Futterungsmittel für die Viehzucht gewähren können, Streustoffe zur Vermehrung des Düngers liefern, und wo möglich Nahrungsmittel und Stoffe für Fabrikationsgegenstände, deren Absatz sicher ist. 7) Es müssen in den Alpen die Buchen, Weisstannen und Kiefern, wo es thunlich ist, durch Ulmen, Eschen, Ahorn, Weisellern, Birken u. d. m. die Rothtannen durch Arren- und Lärchtannen verdrängt werden. 8) Die Alpen gewähren den Nutzen nicht, den sie gewähren könnten. Die Gemeinweidigkeit derselben ist ein Uebel, wie die Zerstückelung der Ländereyen in den Thalgründen ein Uebel ist. Die künstliche Vermehrung der vorzüglichsten Alpenkräuter, die bisher noch nirgends geschehen, ist überall im Hochgebirge möglich. Der Kartoffelbau, der Flachsbau, der Klee- und Getreidebau würde auf vielen Alpen möglich und für den vaterländischen Wohlstand wichtig seyn. 9) Auf sehr vielen Alpen wären Ansiedelungen möglich und es könnte mithin die verarmte Bevölkerung sich darauf anbauen, anstatt in den brasilianischen Wüsten zu verschmachten. — Die dritte Abhandlung S. 271. ist bereits abgekürzt in den *Zschokkeschen Uebersetzungen* Jahrgang 1820. November und Decemberheften enthalten; hier erscheint sie vollständig. Sie erhielt den von der Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften ausgesetzten Preis auf die beste Beantwortung der Frage: *Ist es wahr, daß die hohen Schweizerischen Alpen seit einer Reihe von Jahren wirklich rauher und kälter geworden sind?* Der Vf. bescheidet sich selbst daß er mehr Beyträge als eine erschöpfende Lösung dieser schwierigen Aufgabe geliefert habe. Das glauben wir auch, denn er zeichnete nur die Resultate einer aufmerksamen zehnjährigen Beobachtung des Berner Hochgebirgs auf, und unterwarf sie der größern Sicherheit wegen, dem Urtheil einer zu diesem Zwecke von ihm ausgeschriebenen Consulta von Gensjägern aus den höchsten Thälern der Berner Alpen. Mit Dank wird man eine Menge bewährter Thatfachen hier aufgezählt finden. Nicht minder schätzbar sind die vielen nützlichen Vorschläge, um der fernern Verwilderung Schranken zu setzen. Bey der Wichtigkeit der aus den Thatfachen gezogenen Schlüsse nicht nur für die Schweiz, sondern selbst für die physikalische Erdkunde überhaupt, können wir es uns nicht versagen, sie Auszugsweise hier mitzutheilen. Sie bestehen wesentlich in Folgendem: 1) Es ist wenig Uebereinstimmung in dem Vorrücken und Zurücktreten der einzelnen Gletschermündungen in die tiefern Thäler. 2) Die Gletscher wachsen nicht nur in Folge schnee-

reicher Jahre und darauf folgender heisser Sommer, sie wachsen auch in Folge der allmählichen Zertrümmerung ihrer Boden und diese Zertrümmerungen sind, nebst der Unregelmässigkeit der Schneeanhäufungen durch Lawinen, die Ursache der unregelmässigen Gletscherbewegungen. 3) Es ist kein Beweis da, daß überhaupt die Gletschermassen seit Jahrtausenden auf den hohen Alpen sich vermehrt haben; aber es ist Thatsache, daß diese Gletschermassen sich tiefer und weiter ausgebreitet haben. Diese Ausbreitung der Gletscher aber beweiset nichts für die Abnahme der Temperatur. 4) Die Schneelinie läßt sich nicht allgemein bestimmen; sie steigt oder fällt durch örtliche Einflüsse. 5) Die Schneelawinen entstehen nie auf Berghalden, die mit Wald bewachsen sind. 6) Der Rasen verschwindet allmählig und nach ihm verwittert die fruchtbare Erde, vorzüglich auf den Alpen, die hoch über der Waldregion liegen. 8) Die Waldungen haben sich vorzeiten überhaupt beträchtlich höher als jetzt, am Alpengebirg hinaufgezogen, und selbst im höchsten Saume der gegenwärtigen Waldregion ist die Abnahme der Vegetationskraft sichtbar. 9) Die Windströmungen sind da heftiger, wo die Waldungen geschwächt oder verschwunden sind, und diese Windströmungen und Windstöße entführen die fruchtbare Erde, die vom Rasen entblößt worden; 10) endlich, es kann nicht bewiesen werden, daß die Temperatur der hohen Alpen niedriger als vormals stehe, selbst da nicht, wo die Vegetationskraft sichtbar schwächer geworden ist. Uebrigens beschränken sich die Hilfsmittel, der Verwilderung des Alpengebirgs und seiner örtlichen Erkältung entgegen zu wirken, auf Erhaltung und Herstellung des Rasens der höchsten Alpenweiden und auf Erhaltung und Bestellung der Alpenwälder wie der Vf. es ausführlich beweiset. Ein so reichhaltiges Buch mußte nothwendiger Weise mit einem Inhaltsverzeichnis versehen seyn. Das S. 350 befindliche ist genau und ganz zweckmässig alphabetisch. Wir hätten gewünscht, daß es gleichzeitig auch auf die unter 1. und 2. namhaft gemachten und in der engsten Verwandtschaft stehenden Schriften sich bezogen hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in d. Cotta'schen Buchh.: *Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1824.* Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, zum Unterricht und Vergnügen, für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute, von

Christian Karl Andre, Königlichem Württemberg. Hofrath und Herausgeber des *Hesperus* und der ökonom. Neuigkeiten u. s. w. *Zweyter* Jahrgang, mit vier Abbildungen. 4.

Wir machen die Leser aufmerksam auf die Fortsetzung eines sehr nützlichen Buches, welches nicht minder reich ist an belehrenden Aufsätzen, Erzählungen, Vorschriften, Anekdoten, Warnungen, Winken u. s. w., als sein Vorgänger, (s. die Anzeige von einem andern Rec. in den Erg. Bl. 1823. Nr. 13.) Ueber den Zweck und Inhalt desselben hat sich der Vf. in der Vorrede zum vorigen Jahrgang erklärt. Den Anfang macht ein *Gedenkbuch* mit Erläuterungen zum Gebrauch 1) des ökonom. Tagebuchs. 2) Der sittlichen Gedächtnistafel. 3) Der Gedächtnishülfe für künftige Geschäfte. 4) Des Correspondenz Journals. 5) Des mnemonischen Magazins. 6) Der Adress-tafel und 7) der Bücher-Erinnerungstafel. Die einzelnen weis gelassenen Blätter sind mit den nöthigen Rubriken, Columnen und Ueberschriften bezeichnet und erleichtern so den Gebrauch ungemein, da sie die schnelle Uebersicht befördern. Darauf folgen eine Menge Mannichfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für die Besitzer des Calenders, unter denen wir nur folgende ihres allgemeinen Nutzens wegen ausheben. *Die Feldmaus und die Mittel zu ihrer Vertilgung.* Aeußerst belehrend und den Gegenstand erschöpfend. *Der merkwürdigste Tag meines Lebens, eine Schiffbruchs-Scene.* Wird niemand ohne die innigste Theilnahme lesen. *Anweisung zur Erbauung und Behandlung Russischer Stubenöfen und zur Erwärmung der Zimmer auf russische Art,* mit Abbildungen. Rec., der selbst 12 Winter in Rußland verlebt hat, darf versichern, daß er noch nichts Deutlicheres, Genaueres und Richtigeres über die russischen Oefen gelesen hat. Er fand hier alles sehr bestimmt wieder, was er selbst an Ort und Stelle darüber beobachtet hat und muß den Nutzen, die Zweckmässigkeit derselben und die große Holzersparung dabey bestätigen. Die Zeichnungen stellen alles ganz richtig, genau und auch bey uns anwendbar vor. Sehr belehrend, zumal für Landleute, ist der Aufsatz: *Wie die Aeltern ihre Kinder in die Schule schicken und den Schulunterricht auch selbst unterstützen und befördern sollen;* so wie der 61ste: *über Feuersbrünste, vorzüglich auf dem Lande,* und der 62ste *einige Vortheile in der Haushaltung.* Wir wünschen diesem wahren Haus- und Volksfreunde recht viele aufmerksame Leser in Städten nicht nur, sondern auch auf dem Lande.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

May 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Philomathie* von Freunden der Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. Ludwig Wachler. — Dritter Band. 1822. 308 S. gr. 8.

Wie die ersten zwey Bände, deren Anzeige jetzt zu spät kommen würde, enthält auch dieser reichhaltige Abhandlungen für Literaturgeschichte sowohl, als für allgemeine Welt und Culturgeschichte. Er beginnt mit einer Untersuchung des Herausgebers unter der Ueberschrift: „*Ueber Johann Jacob Rousseau.* — Bruchstücke von Dr. Ludwig Wachler.“ Sie ist mit dem hier gerade höchst passenden Pindarischen Motto: *εὐκαρίην τ' ἰδέεαι, τ' ἰδέεαι;* *εὐκαρίην ὅρα ἀνδραγαθόν.* i. v. bezeichnet und giebt nicht bloß einen Lebensabriss dieses durch Sonderbarkeiten aller Art so höchst ausgezeichneten Geistes, sondern ihr Hauptzweck ist zugleich eine Schilderung und Würdigung des innern Wesens, und des hieraus allein erklärbaren gesellschaftlichen Betragens, wie der literarischen und politischen, geistigen Wirksamkeit, um so der Herabwürdigung des Namens, die bey der Nachwelt eingetreten zu seyn scheint, entgegen zu arbeiten. Einem in der Beurtheilung der seine Eigenthümlichkeit verkennenden und missdeutenden Menge Gedrückten und Gelästerten sein Recht zu verschaffen, und diese noch unerledigte Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen gegen einen Mann, der das Bild einer höhern sittlichen Welt in sich trug und dabey doch nichts weniger als frey war von der Schwachheit gewöhnlicher Menschen und dem Gifte sinnlicher Lust — diese Gründe bestimmten den wahrheitsliebenden Forscher seine bereits vor zwanzig Jahren begonnenen Untersuchungen über diesen Gegenstand wieder aufzunehmen, und Bruchstücke daraus als Versuche zu ruhiger Prüfung und gerechter Beurtheilung vorzulegen. In acht Abschnitten verfolgt der Vf. die äußern Lebensereignisse und Schicksale Rousseaus, so wie seine literarische Wirksamkeit, insbesondere die wesentlichen Grundzüge von Rousseaus Theologie, Politik und Pädagogik, um so dann erst, wenn diese Punkte genauer betrachtet sind, mit einiger Befugniß seine Stimme zu Gunsten oder zum Nachtheil Rousseaus zu erheben und in das herabsetzende Urtheil der Nachwelt entweder einzustimmen, oder dasselbe als verwerflich

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

und nicht hinreichend begründet, zu beseitigen. Rousseaus Eigenthümlichkeiten, die mehreren, ihrem Wesen nach völlig verschiedenartigen sittlichen Zustände, die wir in dem Innern dieses Mannes nothwendig annehmen müssen, wenn wir unbefangenen den Umriss seines äußern Lebens durchgehen, — legen freylich dem beurtheilenden Biographen und Geschichtsforscher einen ganz eigenthümlichen Maassstab der Beurtheilung auf, und sie sind es auch, von denen der Vf. besonders ausgeht. Auch wird jeder Unbefangene es zugehen müssen, daß bey dem Lebensabriss und der gehörigen Würdigung Rousseaus diese Punkte weit mehr als bey irgend einem andern in welcher Art auch immer ausgezeichneten Geiste in Betracht zu ziehen sind. Mit seiner Auswahl hat der Vf. stets die Hauptstellen aus Rousseaus eigenen Schriften als Belege seiner vertheidigenden Untersuchung mitgetheilt, und dadurch bewiesen, daß er aus den Quellen selber diesen Gegenstand bearbeitet hat. Sehr interessant für den Theologen ist die § 5 gegebene Uebersicht der religiösen Ansichten und Grundsätze Rousseaus, wohey es zwar leicht war, nach dem eignen Geständnisse des Biographen, die betreffenden Hauptpunkte aus mehreren Schriften Rousseaus, seinem *Emil*, dem Sendschreiben an Beaumont, Erzbischof von Paris, und mehreren Briefen zusammenzustellen, desto schwieriger aber, den innern Zusammenhang derselben nachzuweisen und ihren sittlich praktischen Gehalt zu würdigen. Es wird dieser Punkt für Rousseau und für eine billige Würdigung seines Lebens und Wirkens desto bedeutender, als die religiösen Ansichten Rousseaus wohl mehr zu seiner Verfolgung, und den daraus entspringenden Nachtheilen auf sein inneres Wesen — wir meinen jenes Hirnge spinnt des Genfer Philosophen von einer überall gegen ihn ihre Zweige ausbreitenden Verschwörung — beygetragen haben als seine pädagogischen und selbst als seine politischen Ansichten und Grundsätze, deren bedeutenden Einfluß jedoch auf die französische Revolution und die Zertrümmerung des alten Staatsgebäudes, wohl kein Unbefangener in Zweifel ziehen wird. Merkwürdig ist und muß es allerdings bleiben, daß nach den in den genannten Schriften vorkommenden Aeusserungen Rousseau ganz als ein streng rationalistischer Protestant erscheint, der aufs stärkste Allen dem entgegen arbeitet, was er nach seiner religiösen Ueberzeugung für Uberglauben und somit für

H (3)

über.

überflüssig und entbehrlich erachtet; wie denn auch bey Rousseau die aus den Ergebnissen freyer, dem Positiven entgegenstrebender Forschung gestaltete Naturreligion mit seinen Vorstellungen vom Christenthum innig zusammenhängt. Ein Loslassen von allem Aeußern, in der Wirklichkeit Gegebenen, mithin aller positiven Religion tritt als herrschend und durchgreifend hervor; das Streben auf einen höhern, umfassendern und allgemeineren Standpunct sich zu stellen, wird aber auch andererseits nicht verborgen bleiben. Dafs demnach Rousseau keine Offenbarung im eigentlichen Sinne des Worts annehmen konnte, ist ersichtlich, und wir möchten es fast für zu viel gesagt halten, wenn hier (S. 55) behauptet wird, es habe Rousseau eine Offenbarung weder geradezu angenommen, noch dieselbe verworfen; da doch bestimmt in seinen Schriften die Verbindlichkeit, eine solche Offenbarung anzuerkennen, geleugnet wird, als unverträglich mit der göttlichen Gerechtigkeit und die Hindernisse des ewigen Heils eher vermehrend als beseitigend. Wir legen auch darauf deshalb kein so grosses Gewicht, dals Rousseau sich an manchen Stellen seiner Schriften mit aller unzweydeutigen tiefen Achtung für die heilige Schrift, als Offenbarungsquelle ausspricht, und hierin nicht so weit ging, wie freylich in unsern Tagen selbst Theologen zu gehen pflegen; allein er räumte ihr doch am Ende wesentlich nichts ein, wenn er auch dieselbe in Worten noch so ehrerbietig und nicht schmähend behandelte. Was die politischen Ansichten Rousseaus betrifft, so sucht der Vf. dieselben in so fern zu vertheidigen, als sie keine andere sittliche Zurechnung zuliesen, wie die, welche Stimmberechtigte in allen Jahrhunderten für die allseitigste von Platon's Büchern über den Staat erklärt haben, zumal da Rousseau so weit entfernt sey auf Verwirklichung seines Ideals zu dringen, dals er vielmehr unumwunden erklärte, eine die vollkommene Volksfreyheit bezweckende Staatsverfassung eigne sich nicht für Menschen, sondern für Götter. Auch wird deshalb vom Vf. das eigene merkwürdige politische Glaubensbekenntniß Rousseaus, in der Zueignung der Preisschrift über die Ungleichheit unter den Menschen, angeführt, und dabey der Vorwurf, dals R. durch seine Untersuchungen den vorlauten Ton angegeben und Haupt einer politischen Schriftstellerschule geworden, als völlig grundlos zurückzuweisen gesucht. Mehr Beyfall haben Rousseaus Ansichten des Erziehungswesens erhalten; hier wird auch seinen die Veredelung des Menschengeschlechts bezweckenden Grundätzen meistens nicht das gebührende Verdienst bestritten, und allerdings mufs die Darstellung derselben, wie sie nach ihren Hauptpunkten (S. 72—76) gegeben wird, noch mehr für dieselben einnehmen. Den Schluss des Ganzen bildet ein Versuch, den furchtbaren Wahn zu erklären, der Rousseaus Leben vergiftet und die krankhafte Vorstellung einer beabsichtigten Beeinträchtigung seiner Freyheit — die Quelle aller seiner Leiden und alles seines Un-

glücks — verursacht hat. Der Vf. glaubt sie im Allgemeinen in unabsehbare Auffassung der Eigenthümlichkeiten in Rousseaus Leben und Wesen zu finden. Rousseau wurde (heist es am Schluss S. 84) „das Opfer des Sittenverfalls im gesellschaftlichen Leben“! — Aber, fehlte ihm ein wahrer christlicher Glaube, wie konnte er auch je zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen!

Der zweyte Aufsatz von G. Regis giebt: *Bemerkungen über Swift und seine Werke*. Nach einer kurzen Einleitung über Swifts Persönlichkeit, in welcher der Vf. besonders zwey Punkte hervorheben zu müssen glaubt, ein edles, menschenfreundliches Streben bis ins hohe Alter thätig, zunächst für das Volk, dem er angehörte, dann seine sittlich verwandte, dem Namen wie der Form nach satirische Natur, die sich aber in seinen Schriften meistens in dem Gewande der Ironie zu erkennen giebt, geht der Vf. Swifts einzelne Schriften durch und versucht nach diesen im Allgemeinen, wie auch in besonders bemerkten Kennzeichen ihren Charakter merklich zu machen. Einzelne Stellen werden als Belege in einem Anhang S. 118 — 136 wörtlich angeführt, und S. 137 in der Uebersetzung vollständig Swifts Abhandlung im 3ten Band seiner Werke: „Beweisgrund, dals die Abschaffung des Christenthums in England, wie die Sachen jetzt stehen, einige Unbequemlichkeiten mit sich führen, und vielleicht die vielen guten Wirkungen nicht hervorbringen dürfte, die man sich davon verspricht. Geschrieben im Jahr 1708.“ deren Gang S. 92 f. bereits im Kurzen angedeutet war. Da die in den siebenzehn Bänden der Werke Swifts (London b. Bathurst 1765) enthaltenen einzelnen Abhandlungen, Reden wie Gedichte des gemischtesten Inhalts hier sämmtlich nahhaft gemacht, und ihre Hauptpunkte so wie die Veranlassung, der Charakter derselben erfasst wird, so möchte diese Abhandlung als ein dem Literarhistoriker willkommenes Beytrag der Culturgeschichte jener Zeit zu betrachten seyn. Sie giebt manchen Aufschluss über jenen merkwürdigen Mann sowohl im Allgemeinen im Verhältniis zu seiner Zeit und dem damals herrschenden Zeitgeiste, wie auch im Einzelnen über seine Verhältnisse zu andern in irgend einer Art ausgezeichneten und bekannten Männern jener Zeit; so z. B. über seine Verhältnisse zu dem berühmten Philologen Bentley, dessen Swift im Eingang zu seinem „*Discours zur Erweisung des Alterthums der englischen Sprache*“ (wahrscheinlich einer Satire auf etymologische Bestrebungen jener Zeit überhaupt oder doch einzelner Philologen) erwähnt; „es ist“, meint Swift, „seit der (englischen) Revolution kein Mensch gewesen, der die Philologie mit grossem Erfolg betrieben, als unser modernes Glanzgestirn, der Doctor Richard Bentley: mit ihm mufs das Reich der Gelehrsamkeit, wie die Mathematik mit Sir Isaac Newton zu Grabe gehen. Seit meiner frühesten Jugend trieb mich mein Ehrgeiz mehr und mehr vor diesem grossen Sonnenschein mit einem Wachstock herzugehen, der wenig-

nichtens eine kleine Hülfe in jenen kurzen Zwischenzeiten seyn möchte, da er sein Licht zu schenken pflegt, oder damit unter einem Schffel gakt." Ähnliche witzige und satirische Ausfälle, geistreiche Gedanken sind treffend vom Vf. dieser Skizze hervorgehoben, wie z. B. S. 116 die Stelle, wo Swift folgendermaßen von dem Memoirenschreiber der Franzosen urtheilt: „Ein Franzos spricht zweymal mit einem Staatsminister, und mehr begehrt er nicht, um einen Band aufzustutzen." Diese mag als Probe genügen, um zur eigenen Lectüre dieser Abhandlung aufzufordern.

Der dritte Aufsatz von Dr. W. Harnisch handelt über *America's Urböcker* (S. 161 ff.). Er beginnt mit einer Aufzählung der verschiedenen gelehrten Versuche, den Ursprung der Völker America's aus der alten Welt abzuleiten, unter welchen der Versuch, die Bevölkerung America's von den Phöniziern oder Carthagern abzuleiten, als richtig, in Vergleich mit andern abenteuerlichen Meinungen und Ansichten erkannt wird, obschon der Vf. selbst gegen diesen seine gerechten Zweifel und Bedenklichkeiten nicht unterdrückt. Denn daraus, daß die Alten, zunächst die Phönizier, America gekannt, wovon Rec. noch jüngst in Münters Religion der Carthager 2te Auflage S. 10 f. merkwürdige Data zusammengestellt fand, läßt sich doch nicht bestimmt auf eine Colonisirung America's von diesen Ländern und Völkern schließen und manche sonstige Uebereinstimmungen zwischen America und der alten Welt haben einen allgemeinem Grund, der in der ursprünglichen Beschaffenheit des Menschen und seiner weitem Bildung ermangelnden, noch auf der ersten Stufe der Cultur stehenden Natur zu suchen ist. Bekanntlich haben, während die ältern Forscher für jene Ansicht zu streiten suchten, die meisten neuern Forscher sich im Ganzen für die entgegengesetzte Ansicht erklärt, daß nämlich America von Ostasien aus bevölkert worden sey. Die für diese Behauptung vorgebrachten Gründe beweisen jedoch nach Hrn. Harnisch nur die Möglichkeit, höchstens die Wahrscheinlichkeit, keinesweges aber die Wirklichkeit; und bey dieser Möglichkeit, da sie sich weiter ausdehnen lasse, möchte er sich lieber mit Acosta für die Meinung erklären, daß America von allen umgebenden Ländern und Inseln aus bevölkert seyn könne, welche Ansicht alle die aus Ähnlichkeiten der Sitten und der Sprache und Sagen von Wanderung entlehnten entgegengesetzten Gründe in ihrer Allgemeinheit und Unbestimmtheit nicht zu erschüttern vermöchten; wie wir denn überhaupt gar keinen Grund hätten, besonders zu suchen, wie die wilden Völker nach America gewandert, da wir America als einen ureigenen Erdtheil kennen, in dem eben so gut, wie Steine, Pflanzen und Thiere, auch Menschen ureigenhümlich gebildet werden und in einer Besonderheit hervorwachen konnten. Die andere Frage, ob Einwanderer die Bildung nach America den Urböckern gebracht, glaubt der Vf. eher bejahen zu

können, nur dürfe man nicht an *nöthwendige* Einwanderungen denken, und keine andere als *zufällige* Einwanderungen gelten lassen. Man sieht hieraus, daß der Vf. sich mehr für diejenige Ansicht der Natur- und Geschichtsforscher erklärt, die den Menschen auf mehreren Puncten des Weltalls, ohne weitere Verbindung mit einander getrennt entstehen lassen, wie er denn auch S. 175 offen erklärt, daß er sich zu der Meinerschen Ansicht von den fünf Völkerstämmen der Erde bekenne, welche auf eine gewisse Weise den fünf Erdtheilen entsprechen und daß er America Urbewohner zuschreibe, die nicht eingewandert seyen. Den aus den biblischen Quellen gemachten Einwurf glaubt er aus einem Blick auf die Geschichte der Erde selber und ihre allmähliche, noch immer fortdauernde Entwicklung und Bildung beseitigen zu können. Diesen Grundsätzen gemäß, die er durch eine ausführlichere Deduction zu begründen sucht, stellt der Vf. als Hauptergebnis seiner Untersuchung die Sätze auf, daß, obgleich alle Menschen eines Stammes seyen und alle Menschenstämme nur Aesten aus einer gemeinsamen Wurzel gleichen, doch America's Urbewohner keine eigentlichen Einwanderer übers Meer seyen, daß die Bildung, welche man bey Entdeckung America's traf, eine echt americanische, eben so ursprünglich, als die der alten Welt sey; daß America eine jüngere, aber großartigere Schwester der alten Welt sey, darum zwar schwächer, aber doch erhabener; endlich, daß man wohl Meer-Einwanderer bey America nicht wegzuleugnen brauche, daß man aber durchaus nicht Americas Bevölkerung und Bildung als durch sie hervorgebracht, betrachten dürfe. Diese sind die Hauptresultate, welche des Vfs. Untersuchung zu begründen sucht. Schwerlich möchte es jedoch möglich seyn, jetzt schon, wo wir erst anfangen, durch gründliche Forscher zu verlässigere und vollständigere Nachrichten über den Zustand der neuen Welt zu erhalten, über diese und ähnliche Puncte ein entscheidendes Urtheil zu fassen, jetzt, wo für die Kenntniß dieser Welt erst ein günstigerer Zeitpunkt eingetreten und ein helleres Licht aufgegangen zu seyn scheint.

Die nächstfolgende Abhandlung hat eine mehr politische Tendenz, sie betrifft die Frage: „*Worauf ist im Frieden zu sehen, damit ein Volk für den Krieg vorbereitet sey?*“ S. 187 f. Der Vf. Wilhelm von Schmelling berücksichtigt zuerst einige, wenn auch nicht geradezu irrige, doch einseitige Urtheile und Meinungen, wie z. B., daß im Kriege Alles auf die Anführung ankomme, und der Sieg nie fehlen werde, wenn die Anführung gut ist; oder: daß es hauptsächlich nur auf den Geist der Krieger, oder: daß es am Ende nur auf die Masse ankomme. Diese und ähnliche Ansichten sind, ohne geradezu falsch zu seyn, doch an und für sich einseitig, und heben, indem man sie in dieser einseitigen Richtung verfolgt, einander gegenseitig mehr oder weniger auf. Deshalb sucht der Vf. dieselben zusammen zu nehmen und einen Vereinigungspunct für sie, in

ihrer Gesamtheit, aufzufassen, um so zur Wahrheit zu gelangen, die auch hier wohl, wie überall in der Mitte liege. Er durchgeht daher die verschiedenen Forderungen, die man zur Beantwortung des fraglichen Gegenstandes erheben kann, zuvörderst die der möglichsten Ausdehnung und Stärke der bewaffneten Macht, welche nicht sowohl durch eine Vermehrung des gegen den Feind rückenden Kriegsheeres über alle Grenzen hinaus, als vielmehr durch die Fähigkeit, das Heer im Falle der Noth so erweitern zu können, daß alle streitbaren Kräfte — alle streitfähigen Bürger des Volks — darin aufgenommen sind, zu erreichen sey; wie dies durch eine Einrichtung geschehe, welche, wie die preussische alle Männer ohne Ausnahme zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichte und dieselbe zugleich auch schon im Frieden darauf vorbereite, um auf den ersten Wink gerüstet und schlachtfertig zu stehen. Diesen letztern Punkt verfolgt der Vf. zunächst weiter: die Vorbereitung aller der Glieder, aus welchen die bewaffnete Macht zusammengesetzt ist, schon zur Zeit des Friedens. Er knüpft daran noch einige Bemerkungen über den Geist, der diese so gebildete und gerüstete bewaffnete Macht befeelen soll, und findet als dessen einzige wahre Quelle, und somit als Quelle alles wahren kriegerischen Geistes die Vaterlandsliebe. Mit einigen andern Bemerkungen über Anführer im Kriege, ihre Bildung und die erforderlichen Eigenschaften eines Anführers schließt dieser Aufsatz, dessen wesentliche Punkte wir hier angedeutet haben.

(Der Beschlufs folgt.)

NATURGESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Groos: *De formis plantarum leguminosarum, primitivis et derivatis*. Auct. Henr. Georg. Bronn, Phil. Doct. 1822. 140 S. 8.

Eine von der medicin. Facultät zu Heidelberg ertheilte Aufgabe, „*ut exponeretur ordo naturalis plantarum leguminosarum etc.*“ war die Veranlassung zur Inauguraldissertation des Vfs., die er hier zum Theil, und mit einigen Zusätzen vermehrt, wieder giebt. Der Fleiß, mit welchem alle Verhältnisse der Hülsenpflanzen beobachtet, alles Merkwürdige bey ihnen Vorkommende zusammengetragen, und dazu eine tüchtige Zahl botanischer Werke benutzt worden ist, verdient großes Lob; und wenn man auch etwas zu viel Empirie, und keine rechte durchgreifende Beziehung dieser Mannichfaltigkeit auf eine Idee gewahr wird; so ist doch der vom Vf. eingeschlagene Weg immer achtbarer als ein entgegengesetzter, wo man mit bloßem so-

nannten Philosophiren, oder vielmehr oberflächlichem Schwatzen eigenen Fleißs und Gründlichkeit ersetzen will. Der Vf. hat Paragraphenweise alle Eigenheiten zusammengestellt, die sich bey Leguminosen finden, z. B. welche Verschiedenheiten bey den Keimen der Saamen, der Wurzel u. s. w. vorkommen, und dieses auf 105 Seiten bis zur Frucht fortgeführt, so daß man ein wahres botanisch-physiologisches Repertorium darüber hat. Der Vf. theilt die Ansicht, daß bey den Leguminosen das Blatt vorzüglich entwickelt, die Bildung der Fructificationstheile hingegen unterdrückt sey, eine Meinung, der zwar auf den ersten Anblick viel für sich hat, der wir aber, wegen des Relativen, was alle solche Behauptungen enthalten, nicht unbedingt beystimmen können. Denn die Blüten- und Saamenbildung ist doch bey einer großen Menge dieser Pflanzen reichlich und schön (wir wollen bloß *Robinia*, *Cytisus*, *Spartium*, *Ulex*, *Lotus*, *Pisum*, *Hedysarum* etc. nennen); nur die große saftige Frucht und die offene Blume fehlt. Jene ist aber doch nur eine Verschmelzung mehrerer Hölzen, diese um nichts mehr entfaltet, als das *vexillum* jener. Auch andere Betrachtungen, zumal wo sich der Vf. verführen läßt, *Decandolle* zu sehr nachzugehen, grenzen an bloße Phantasiespiele, namentlich im XXI Abschnitt, *Conspectus relativae partium leguminis structurae*. Den Beschluß macht ein recht interessanter *Conspectus tribuum et generum*, worin diese letztern nach einzelnen Gruppen zusammengestellt sind. Die Haupteinteilung wird bestimmt durch *Rectembryae* und *Curvembryae*, die Unterabtheilungen nach dem Namen irgend einer Gattung, wie bey den natürlichen Familien. Wir wünschen, daß diese kleine inhaltreiche Schrift in die Hände vieler Botaniker kommen möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. E. Fleischer: *Liebchen von Waldkron*. Von Friedrich Kind. 1824. kl. 8. Mit einem Titelkupfer.

Diese erfreuliche Musengabe zeichnet sich durch ihren Inhalt und ihr nettes geschmackvolles Aeußere gleich vorthailhaft aus. An eine alte rührende Sage aus dem Mittelalter von *Liebchen von Waldkron*, dessen schönes Bild den Titel ziert, knüpft der geistreiche Vf. einen heitern kleinen Roman aus der gegenwärtigen Zeit an, der jeden fühlenden, und für frische, naturvolle Darstellung empfänglichen Leser freundlich ansprechen wird. Rec. verdankt der Lesung dieses Taschenbuchs einige recht heitere Augenblicke.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Philosophie von Freunden der Wissenschaft und Kunst*. Herausgegeben von Dr. Ludwig Wachler u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unmittelbar an die vorhin zuletzt genannte Abhandlung reiht sich ein, wenn auch gleich seinem Inhalte und seiner streng gelehrten Tendenz nach gänzlich verschiedener, gewichtiger Aufsatz des Hrn. Dr. Dan. von Cölln: *über das Symbol der Theokratie im Hebraismus* (§. 207. ff.). Schon die Ausdehnung und der Umfang dieser Untersuchung zeigt, daß der Vf. seinen Gegenstand nicht oberflächlich, sondern mit Genauigkeit und der dadurch nöthig gewordenen Ausführlichkeit behandelt hat. Der Symboliker, wie der aufmerksame Betrachter der Staatsverfassungen der alten Welt, insbesondere des Orients, vorzüglich aber der Theolog wird des Schätzbaren Viel darin finden und nicht ohne mannichfache Belehrung diesen Abschnitt durchlesen, zumal da, wo, wie in dem letzteren Theile desselben, die Beziehung auf Christenthum und die gehörig begründete Ansicht der Entstehung und Bildung der Missiasidee nachgewiesen ist. Es zeigt sich nämlich wohl bey den meisten Völkern des Alterthums das *Theokratische Symbol* (d. i. nach dem Vf. die symbolische Auffassung der göttlichen Weltordnung unter dem Bilde eines Staates, eines göttlichen Reiches.) und hat auf dieselben seinen Einfluß schon in sofern geäußert, als ja fast alle Staaten des Alterthums auf Religion gegründet erscheinen und alle Unternehmungen im Staat durch Religion und deren Diener befragt und geleitet sind. — ein Punct, welchen selbst Turmann in seiner neuesten Geschichte der griechischen Staatsverfassungen nicht gehörig berücksichtigt zu haben scheint. — Aber es findet sich im Hebräischen Staate Etwas, was bey dieser Gemeinschaft mit den übrigen Staaten des Alterthums, uns doch berechtigt, diesen Staat vorzugsweise als einen Theokratischen zu betrachten. Denn in ihm ist das theokratische Symbol weniger, als bey andern Staaten, in einer partikularistischen Beschränkung gefaßt; im Hebraismus verbindet sich bey allem Particularismus, der sich auch in ihm zeigt, doch mit demselben auf eine merkwürdige Weise ein religiöser Universalismus, der sich besonders darin zu erkennen giebt, daß derselbe Gott, welcher dem Staate

vorsteht, zugleich auch als der allgemeine Weltengott, der Himmel und Erde geschaffen, erscheint, neben welchem alle andere Götter anderer Völker als nichtige, wirkungslose Trugbilder erscheinen, also nicht, wie anderwärts, lediglich als Volks- und Staatsgott gedacht wird, neben welchem andern Göttern von gleicher Wesenheit, die Herrschaft über andere Staaten und Völker in eben dem Maße und der Weise verbleibe. So zeigt sich der hebräische Staat *allein* als wahrhafte Theokratie, weil er *allein* unter der Herrschaft des wahrhaften Gottes steht, und weil auch zugleich in *keinem* Staate dies Symbol so vollständig und alle Theile durchgreifend entwickelt und von bleibenderen Folgen auf die ganze Gestaltung der religiösen Ansichtsweise geworden ist. — Der erste Gesichtspunct, unter welchem der Vf. die Wirklichkeit dieses Symbols auffaßt, betrifft die Art und Weise, wie sich dasselbe mehr äußerlich und politisch, als innerlich, im Staate und in der Kirche gesetzlich darstellen sollte, nach der Gesetzesstelle II Mos. XIX, 5. 6, die den ganzen Umfang des Begriffes der Theokratie vollständig enthalten möchte in den Worten: „Ihr sollt mir ein *Eigenthum* seyn vor allen Völkern; denn *mein* ist die ganze Erde! Und ihr sollt mir ein *Königreich von Priestern* seyn und ein *heiliges Volk*.“ In sofern hier das Anschliessen des Particularismus an den Universalismus recht sichtbar und deutlich zu erkennen ist. Der Vf. entwickelt nun im Einzelnen die Beziehungen, wodurch jenes theokratische Verhältniß sowohl von Seiten des Volkes zu Jehova, als von Seite Jehova's zu dem letztern, als dessen König und Herr er auf mannichfache Weise genannt wird, ausgedrückt wird und zeigt aus Stellen der biblischen Urkunden, wie der Hebraismus bey der partikularistischen Behandlung jenes Bildes nicht stehen geblieben, und den Jehova *nur* als den Vater des Volkes betrachtet, sondern die Keime einer weitern Ausdehnung der symbolischen Bezeichnung, nach welcher Jehova als Vater der Menschen überhaupt betrachtet wird, die Menschen also überhaupt Kinder Gottes, ihres Vaters, die Israeliten es nur vorzugsweise, (die Erstgeborenen, Geliebtesten) sind, bereits angetroffen werden. Nachdem auf diese Weise gezeigt, wie dies theokratische Symbol in der Rede und dem religiösen Vortrag sich dargestellt, werden seine Beziehungen auf das gesammelte bürgerliche und religiöse Leben des Volkes in seinen verschiedenen Richtungen durchgegangen; es wird dasselbe

im öffentlichen Cultus und den kirchlichen Verhältnissen, in dem ganzen Staatsverhältniß und Staatseinrichtung, in der Rechtspflege und endlich selbst in den polizeylichen Anstalten auf das bestimmteste nachgewiesen. Hat man auf diese Weise erkannt, wie das theokratische Symbol die verschiedenen Verhältnisse der Kirche und des Staats durchdrungen und in ihnen sich festgesetzt, so wird wohl die nächste Frage den Einfluß betreffen, der hieraus auf die ganze religiöse Ansichtsweise des Volks und dessen sittliches Verhalten sich äußerte. Es ist dies die *zweyte* Hauptfrage, deren Erörterung den Vf. von S. 229 an beschäftigt; womit zugleich der *dritte* hier zu berücksichtigende Punct gegeben ist, die Frage nach der weiteren Fortbildung der Theokratie in der idealistischen Gestalt, welche man sich von ihrer zukünftigen vollendeten Erscheinung entworfen; als bedingend die Grundzüge, von welchen das Christenthum bey seiner neuen Begründung eines Gottesreiches geleitet wurde. Hier zeigt der Vf., wie man ganz entgegen dem ursprünglichen Zwecke des Stifter der jüdischen Theokratie, der stets das Bild (den Israelitischen Gottesstaat) anknüpfte an die Sache selbst oder an die Vorstellung von einem allgemeinen Gottesreiche, bald im Hebraismus bloß bey dem Zeichen stehn blieb und dies entweder für die Sache selbst nahm, oder doch so auffasste, daß die dadurch bezeichnete Sache nothwendig verdunkelt werden mußte. Er zeigt, wie die Jüdische Theokratie auf diesem Wege keineswegs das, was sie seyn sollte, ein Bild der göttlichen Weltregierung erhielt, sondern eben die *göttliche Weltregierung selbst*; indem Alles, was geschieht, in Beziehung auf diese irdische Theokratie erfolgt, und alle Veränderungen in der Welt auf eine ideale Vollendung des irdischen Gottesstaates hinzielen. Diesen so entstandenen wirklichen Partikularismus, der die göttliche Wirklichkeit auf ein Volk beschränkte und die Weltregierung durch einen kleinen Erdenstaat bedingt seyn ließ, sucht der Vf. nachzuweisen in der Auffassung 1) der göttlichen Attribute, zunächst der Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit, 2) der Weltregierung, 3) des religiösen und sittlichen Verhältnisses zu Gott (— insbesondere die Vorstellung, daß das religiöse Verhältniß eines Bürgers dieser Theokratie nicht sowohl in seinen religiösen Gesinnungen und deren Anwendung als vielmehr in der Beobachtung der heiligen, äußerlichen Handlungen, die das Gesetz in dem vorgeschriebenen Cultus verordnet, dargestellt werde, 4) und hauptsächlich in Auffassung und Behandlung der Vergeltungsidee, deren Grundzüge der Fluch und der Segen des Gesetzes an die Hand giebt, das die Uebertreter der Theokratie (die Sünder) mit Unglück aller Art, als göttlicher Strafe, die treuen Diener derselben aber, (die Frommen) mit mannichfchem Glück — als göttliche Belohnung, sichtbarlich auf Erden überhäuft. Die Widersprüche, zu welchen diese Ansicht, sobald man die wirklichen Erscheinungen des Lebens betrachtete, führte; wo der äußere Zustand nur zu oft

in offenbarem Widerspruche stand mit der Beschaffenheit des sittlichen Verhaltens, diese Widersprüche zu lösen; war ein Hauptgeschäft der Weisen des Volks, dessen Ergebniss aber sehr verschieden ausfiel, und bald wirklich dazu diente, religiöses Vertrauen und Ergebung in den göttlichen Willen festzuhalten, bald aber auch zu Zweifelsucht und Indifferentismus führte, der den unmittelbaren sinnlichen Genuß für das Höchste im Leben erachtete und alles sittliche, edlere, mit Aufopferung verbundene Streben für Thorheit verlachte. Der Vf. weist dies aus einzelnen Ansichten biblischer Schriften und Schriftsteller nach, mit einigen treffenden Bemerkungen über die Sprüche Salomons (wo die Vergeltungsidee sich am deutlichsten mit dem Eudämonismus verbindet), den Prediger Salomons, das Buch Hiob u. s. w. Interessant ist es, nun weiter die Spuren zu verfolgen wie diese Widersprüche in der Theokratie nach ihrer wirklichen Erscheinung endlich auch zur Erwartung einer vollkommeneren, die erst noch erscheinen sollte, hinführten, zu einer idealen Theokratie, in welcher jene Widersprüche gelöst und ein vollständiger Vergeltungszustand auf Erden herbeigeführt werde. Der Vf. verfolgt diese Spuren in dem *dritten* Abschnitte seiner Untersuchung S. 243 ff., wie bereits bemerkt, genauer, er stellt die einzelnen Züge auf, unter welchen dies Ideal der Theokratie von den verschiedenen Dichtern und Propheten nacheinander allmählig in der Zeit entwickelt ward, damit zugleich die Grundzüge, von welchen auf diese Weise das Christenthum bey seiner neuen Begründung eines Gottesreiches geleitet wurde. Dabei zeigt sich; wenn man den Inhalt dieses Ideals und die ihm eigenthümlichen Züge näher betrachtet, ein merkwürdiger Unterschied zwischen Dichtern und Propheten; bey jenen spricht sich die Erwartung nur als Hoffnung und frommer Wunsch aus, bey diesen nimmt sie die Form bestimmter göttlicher Verheißungen an, und wird in Orakelsprüche eingekleidet; bey jenen halten sich die Züge mehr allgemein und unbestimmt, bey diesen erhalten sie größere Bestimmtheit und Gewissheit (vgl. S. 245).

Den Beschluß dieses Bandes macht: VI. *Zur Geschichte der Demagogie in Griechenland*. Von Franz Passow. (S. 267 ff.) Dieser gehaltvolle Aufsatz, gewiss ein wesentlicher Beytrag zur vollständigen Geschichte des Attischen Staats, sucht nicht bloß das Wesen der in Athen mit dem Namen der Demagogie bezeichneten politischen Gestaltung und Verhältnisse und die Folgen derselben zu entwickeln, sondern liefert damit zugleich eine Charakteristik der hauptsächlichsten, mit dem Namen Demagogen bezeichneten und in jenen Verhältnissen thätigen Männer Athens, von ihrem ersten Erscheinen an seit Annahme und Einführung der Solonischen Verfassung, in wie fern sie ein zum Herrschen berufenes Volk angab, bis zu ihrem gänzlichen Verschwinden gleichzeitig mit dem Untergange der unbeschränkten Pöbelherrschaft, obschon die eigentliche Zeit, in welcher Demagogen in der alten echten Bedeutung des Namens

Namens sich finden, auf die Periode zwischen Ol. LXXXVII, 4 — XCII, 1 oder 429 — 411. vor Christo, bestimmt wird. Deshalb mußte der Vf. auch genau den Begriff der Worte Demagogie und Demagog bestimmen, nach ihrer ursprünglichen, echten, in den Schriftstellern jener Zeit selber, und nicht bey spätern (die, wie z. B. Plutarch, diesen Begriff schon weit mehr ausdehnen und eine allgemeinere Bedeutung diesen Worten unterlegen) vorkommenden Bedeutung; was insbesondere S. 275. 276. 283 ff. mit vieler Schärfe geschehen ist, obgleich wir glauben, daß S. 284. der Vf. sich etwas zu stark gegen diese späteren Schriftsteller, Diodor von Sicilien und besonders Plutarch erklärt hat. Reg. gründet sich dabey auf die Nachweisungen, die der Sprachgelehrte Wittenbach zu Plutarch *de audientis poetis* S. 251 f. gegeben hat. Mit einer Fülle von Belegen Plutarchischer Stellen zeigt er, wie *δημαγωγία δημαγωγία* in gutem Sinn (*honesto sensu*) bey Plutarch selten anzutreffen sey, der dafür lieber *ἀγαθὸν τὸν δῆμον* sage, dagegen in den meisten andern Stellen („*plerisque aliis omnibus locis*“) diese Wörter im schlimmen Sinne gebrauchte, in der Bedeutung: *captare popularem auram ac plebis favorem in administranda republica*. Eben so sagt Wittenbach: „*δημαγωγία raro dicitur laudabili significatione pro principatu in imperto populari*“ was durch einige Exempel bewiesen wird; während dem nach S. 286. gerade Plutarch es ist, der dieses Wort ohne allen tadelnden Nebenbegriff von den Gründern und Vollendern der Attischen Volksfreyheit hauptsächlich gebraucht haben soll! Während des ersten wahrhaft großartigen Abschnittes in der demokratischen Verwaltung Athens bis zu Perikles blühendster Zeit sey der Vorstand das geschichtlich echte Wort für das jedesmalige Volkshaupt von Demagogen, aber schwerlich vor dem vollendeten Siege des Volkes über den Adel die Rede gewesen; erst dann scheine jenes Unwesen und einreisende Verderben von Aristophanes und Eupolis zuerst Demagogie benannt worden zu seyn. So also wäre das Wort Demagog eine Erfindung der Komiker, das aber von der Menge so angemessen befunden, daß es bald in den allgemeinsten Umlauf kam. — Mit der Annahme und Einführung der Solonischen Verfassung haben wir bemerkt, beginnt der Vf. daß das Atheniensische Volk den grossen und milden Sinn, die Weisheit der Anordnungen Solons nie verkannt und bey allen Parteystürmen und Zwisten, Solon doch stets und ungetheilt als echten Volksfreund betrachtet, ist eine gewiss richtige Behauptung, die auch ausser den von Vf. S. 272. angeführten Beweisen aus Aristoph. Nubb. vf. 1188 ed. Herm. recht deutlich als Volksansicht zu erkennen ist. Als nach dem Ende der Pisistratidenherrschaft die Solonische Verfassung aufs neue in Leben und Kraft getreten war, traten die in jener Verfassung unsprünglich dem Willen des Gründers gemäß in richtigem Gleichgewicht zu einander gestellten Elemente auseinander und es entwickelte sich zwischen beiden

ein heftiger Kampf, in dem das Entstehen der Demagogie sich hervorbildete. Der Vf. charakterisirt jene beiden Elemente, er schildert ihre Ansprüche und Forderungen, die eine Erschütterung der alten Staatsverfassung und den Verfall des Gemeinwefens bey innerer sittlicher Zerrüttung der Häupter, denen die grosse Menge zu folgen kein Bedenken trug, zur natürlichen Folge hatte. Diese Häupter, deren Einfluß auf die Menge so verderblich wirkte, und die gemeinhin mit dem Namen der Demagogen bezeichnet werden, führt uns dann der Vf. der Reihe nach auf, er erwägt sorgfältig ihre einzelne Schritte und Fehltritte, wie z. B. bey Perikles, ohne uns die gemeinen Triebfedern bey minder edlen und patriotischen Seelen, wie z. B. bey Kleon, zu verhehlen, dessen und seiner Genossen schmutzige niedrige Gesinnung und Handlungsweise der Vf. in kräftiger Sprache darzustellen weis. Einige Blicke auf andere Griechische Staaten in dieser Beziehung, nebst einigen Bemerkungen über die spätern sogenannten Attischen Demagogen, und das Wesen der Demagogie überhaupt beschliessen diese Untersuchung.

Nach diesen Proben möchte es überflüssig seyn, noch ein Weiteres über den Werth und Gehalt des in diesem Bande Enthaltenen beyzufügen, da hierüber unter Einsichtsvollen wohl keine weitere Rede seyn kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

AMSTERDAM, bey Westermann: 1) *Predigt zur Feyer seiner 25jährigen Amtsführung, bey der Evangl. Lutherischen Gemeinde zu Amsterdam. Gehalten am Sonntage Septuagesima, den 3ten Febr. 1822, in der alten Kirche von Christiaan Heinrich Ebersbach, deutschem Prediger der genannten Gemeinde und außerord. Prof. d. Theol. am königl. Seminario für die Luth. Gemeinden in den Niederlanden.* 2) *Leerrede ter Vieringzyner Vijfentwintig jarige Ambtsbediening bij de Ev. Luth. Gemeente te Amsterd. — door G. H. Ebersbach. etc.* Uit het Hochduitsch vertaald door. J. M. L. Roll, Leeraar by geneerde Gemeente. 3) *Aanspraak bij het Graf van wijlen Augusta Louisa Ebersbach en Anna Wilhelmina Ebersbach, gedaen in de Luth. oude Kerk te Amsterd. op d. 30. Jan. 1822, door G. H. Lagens, Ridder d. Orde van den Nederlandsch. Leeuw an Leeraar by de Ev. Luth. Gemeente te Amsterd. zul. 80 S. gr. 8.*

Schon die Umstände, unter welchen die Predigt des Hrn. E. gehalten wurde, müssen dem würdigen Vf. die innigste Theilnahme gewinnen, wenn auch der Vortrag nicht so vorzüglich an sich selber wäre, als er doch wirklich ist. Den Vf. traf das harte Schicksal, am 26ten Jan. 1822, zwey geliebte und erwachsene Töchter, die eine 22, die andere 19 J. alt, beide an einem Tage an den Mätern zu verlieren, und beide am 30ten Jan. zu ihrer Gruft begleitet zu müssen. Es läßt sich denken, in welcher Gemüths-

mühsbewegung der gebeugte Vater wenige Tage darauf die Kanzel zu einer Feyer betreten mochte, auf die er sich schon lange in Voraus gefreuet hatte. Sein Gefühl darüber spricht sich auch lebhaft, doch sehr würdig, gleich beym Auftritt aus, der S. 1 und 2 also anhebt: „Ich betrete heute mit unendlicher Rührung die Kanzel, m. Z. Es sind gerade 25 J., daß ich mein Amt als Lehrer dieser Gemeinde antrat. Damals trat ich vorn in die Zuhörer auf mit Dank gegen Gott und innig. Freude, daß er mich gewürdigt hatte, eine Stelle von der Wichtigkeit zu bekleiden, als die ist, welche ich bis dahin bekleidet habe. Jetzt sind 25 Jahr vorüber, und ich lebe noch; und noch schenkt mir der Allgütige Kraft und Gesundheit, um euch, o G., das Ev. des Lebens zu predigen. Wie ich mich auf diese Predigt gefreuet habe; wie ich, fast möchte ich sagen, mit stolzerem Gefühle, in dieser Stunde vor euch aufzutreten gedachte; wie ich Wochen lang, ja Monate lang, dieser unsrer Versammlung mit Verlangen entgegen sah; wie ich jetzt Freude und nichts als Freude, so rein und ungetrübt als ich sie noch nie genoss, zu schmecken gedachte — das alles weiß mein Gott. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Schon nahe, schon ganz nahe dieser ersehnten Stunde der Freude, ist auf einmal Alles ganz anders geworden. Der Tod ist in meine Wohnung gedrungen; das Vaterherz ist zerrissen; der Mutter Herz zermalmet; der Geschwister Brust ist mit nagendem Jammer erfüllt, und der Freunde Gemüth, ja noch mehr! das Gemüth von euch Allen und noch von Vielen außer euch, hat mitleidvolles Wehklagen ergriffen. Zwey Lieblinge meines Herzens wurden mir an Einem Tage auf das unerwartetste entrissen“ u. s. w. — Die Predigt selbst ist über den wohl gewählten Text Phil. 1, 3—7. gehalten; und hat zum Thema: *Die herrlichen Wohlthaten, deren ich mich bey der Feyer meines 25jährigen Lehramtes in dieser Gemeinde erfreue.* Eben so sehr dem Texte gemäß, als der Gesinnung, die den Prediger befeelen soll, entsprechend, werden von den vielen nur folgende drey Wohlthaten herausgehoben: 1) *ich erfreue mich eines erquickenden frohen Blickes auf die Vergangenheit, in Ansehung einer Gemeinschaft am Ev.* 2) *Ich kann, was diese betrifft, auch ruhig hinausblicken in die Zukunft.* 3) *Gott schenkt mir den Genuß der schönsten festen Ueberzeugung von dem Besitze einer wohlthollenden Liebe zu mir.* Jeder dieser Theile ist trefflich, wir möchten fast sagen, meisterhaft ausgeführt; und Rec. bewundert die Geistesstärke mit welcher der Vf. über sein unter vorbenannten Umständen natürlich sehr angegriffenes Gemüth die Macht gewinnen konnte, so durchaus gründlich und nachdrücklich zu reden, so daß er wahrlich kaum nöthig gehabt hätte, in der Vorrede seine Leser, wie auf der Kanzel selbst in der Einleitung

seine Zuhörer „um Nachsicht“ zu bitten. Einen Beweis, wie beyfällig diese Predigt bey dem dortigen Publikum aufgenommen worden, giebt auch die Uebersetzung derselben von Herrn Roll in die Holl. Sprache, die, so weit Rec. sich darüber ein Urtheil anmaßen darf, sehr wohl gelungen ist. Mit großem Interesse liest sich auch die von Herrn Lagers, einem gebornen Deutschen und wenn Rec. nicht irret, einem *Hamburger*, am Grabe der beiden frühe verbliebenen Töchter *Ebersbachs* gehaltene Standrede. Auch E. ist ein geborner *Hamburger*, und Rec. freuet sich sagen zu können, daß beide Männer E. und L. ihrer Vaterstadt große Ehre machen, so wie er auch der schönen Einigkeit sich freuet, die unter den drey Lehrern einer und derselben Gemeinde statt findet, und insonderheit auch Hrn. Roll, der sich um die Uebersetzung der trefflichen Predigt verdient machte, aufrichtige Achtung zollt. Auch dem Verleger gebührt vorzügliches Lob wegen des schönen Papiers und Drucks.

MATHEMATIK.

GOtha, b. Hennings; *Theoretisch praktische Anweisung zum Plan- und Situationszeichnen, zunächst für Forstmänner, auch für Kameralisten.* Entworfen und auf die Sächs. Zeichenmanier gegründet von J. S. Hausen, Herzogl. Sächsl. Meiningischen Lieutenant und Lehrer an der Forstakademie zu Dreysigacker. Mit 7 theils schwarzen, theils colorirten Kupft. und 62 S. Text. 8. (1 Thlr. 16. Gr.)

Diese das 2te Bändchen des 1ten Theils der von Dr. Bechstein herausgegebenen Forst- und Jagdwissenschaften ausmachende theoretisch-praktische Situationszeichnungslehre liefert Gegenstände, die mehr oder weniger gut, in einer großen Menge anderer Schriften und auf Vorlageblättern, zu Tage gefördert worden. Der Inhaltsanzeige zu Folge handelt der erste Abschnitt von der Theorie des Plan- und Situationszeichnen überhaupt, und vom Zeichenapparat insbesondere; der zweyte Abschnitt hat es mit der Praxis zu thun. — Wenn der Vf. unter Sächs. Zeichenmanier, die Lehmannische Theorie der Bergdarstellung im Grundriffe verstanden wissen will, so wäre es wohl zweckmäßig gewesen, diese irgend wo im Texte deutlich auszusprechen; aus den Bergdarstellungen auf Taf. VI. die an sehr vielen Stellen den Lehmannischen Grundsätzen, nach denen alle Schraffirtriche die horizontalen rechtwinklich schneiden sollen, entgegen gearbeitet sind, ist dieses nicht abzunehmen. Fig. 142 ist eine darsichtige Kopie aus dem Lehmannischen bekannten Werke über Darstellung der Erdoberfläche u. s. w.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

THEOLOGIE.

ROTWEIL, b. Herder: *Sammlung einiger kleinen Aufsätze kathol. und protest. Schriftsteller über Bibelgesellschaften, Bibellefen und biblische Predigten*. Mit einer Vorrede und vielen Anmerkungen. Herausgegeben von einem katholischen Theologen. 1823. XVIII u. 122 S. 8.

In den Streit, ob das Bibellefen verbreitet werden solle, mischt sich allmählich die Maxime ein: Man kann die Sache nicht vollkommen gut machen, also mache man sie lieber gar nicht! Die Bibel wird mißverstanden, sagt man, also gebe man sie nur mit Erklärungen. Aber wer steht uns dafür, daß die Erklärer sie nicht mißverstanden? Oder können sie nicht selbst wieder mißverstanden werden? Und da dies so häufig der Fall ist (man denke vornehmlich an die Apokalypse!) so würde durch dergleichen legitimirte Glossen und Noten das Uebel, als ein privilegiertes, nur desto schlimmer. Was der schlechte Menschenverstand von neunten unter zehn schlecht und recht, so wie es liegt, als ein ins Große gehendes, oft unbestimmtes Bildergemälde ohne specielle Deutung genommen hätte, davon gäbe ihm, es sey Bossuet oder Bengel, eine ausschließende Hindeutung und Auslegung, und beschränkte den geraden Sinn des uneingenommenen Bibellefers. Dieser, bey weitem nicht so kurzichtig, wie sich die gelehrtere Kirchenvormundchaft ihn einbildet, sieht das Dichterische in seiner Allgemeinheit über Himmel und Erde, über Völker und Zeiten dahin schweben. Das mit emporgehobene Gemüth würde dann oft aus dem Dunkeln nur, was es als groß und wahr und erfreulich fassen kann und den mächtigen Gesamteindruck, daß das Christenthum: Gott und alle gute Geister zu Beschützern habe, allgemeinhin in sich aufgenommen haben, wenn ihm nicht die Ausleger Tag und Stunde und Ort und Personen dazwischen gelchoben hätten. Oder sind denn derley oder andere, etwa Pöschelische, Rosenfeldische, Swedenborgische u. s. w. Auslegungen und Sectirereyen je zunächst in dem Volke selbst durch unmittelbares Bibellefen entstanden? Sind es nicht vielmehr die mystischen Ausdeuter und Ausdeuterinnen, welche denen, die nicht selbst und ganz natürlich lasen, ihren Aberwitz einredeten und ihn durch ihre aus dem heil-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

bringenden Ganzen herausgerissene Lappen ins biblische einzuhüllen suchten. Erst wenn mündliches Einschwätzen und alsdann die schriftlichen Erleuchtungen den sonst unbefangenen lesenden Volke bald auf polemische, oder dogmatische, bald auf abenteuerliche Selbstkreuzigungsbegriffe und überirdische Anschauungen die Richtung gegeben haben, liest endlich auch der Nichtgelehrte hinein, was ihm ohne die Porismata und Controversnoten und den Tractätchenkram nicht im Traume eingefallen wäre.

Jede Theologie, welche besorgen muß, daß man ihre Eigenthümlichkeiten nicht allzu leicht in den Bibelworten selbst entdecken, oder daß man sogar nach dem schlichten Sinn hier und da das Gegentheil auffinden möchte, will durchaus nicht Bibeln ohne Deutungen, das heißt aber immer, nicht ohne ihre Deutungsbrille, damit man doch gewiss sähe, was man ohne sie nicht sehen würde; insofern, wie das Breve von 1816 nach Mohilew sagt: *ex unius syllabae ratione quandoque dogmatis veritas dignoscatur*. Welche Kirche am meisten auf Bibeln dringt, die nur mit ihren kirchlich orthodoxen Noten ausgestattet seyn dürften, die muß ja wohl am wenigsten die Hoffnung haben, daß man ihre Eigenthümlichkeiten ohne die von ihr geschliffenen Augengläser gewiss in dem einfachen Texte entdecken werde. Schade nur, daß der Apostel Paulus seinen Brief an die Römerchriften nicht sogleich der Anmerkungen genug untergesetzt hat, die vornehmlich die ganze Theorie des Universal-Episcopats supplirt haben sollten, da der Brief selbst (sonderbarer Weise?) ohne alle Erwähnung des Primat-Episcopus an die Gemeinde allein gerichtet ist und sie so belehrt, wie wenn sie nicht schon den untrüglichen Belehrer an ihrer Spitze hätte.

Uebrigens spricht Rec. nur gegen die Unentbehrlichkeit solcher Noten, welche dem uneingenommenen, einfach verständigen Leser zum Voraus die einseitige Richtung auf irgend eine Partey-Exegese geben könnten. Den sittlichen, gottandächtigen, herzerhebenden, das Rechtswollen erregenden Inhalt der Bibel darf man zuversichtlich sich selbst überlassen, wenn nur nicht vor, bey und nach der Confirmation dem armen Kinderhaufen schon vieles, was dahin nichts frommt, einge-redet worden ist.

K(3)

Von

Von Hunderttausenden würde alsdann z. B. die ganze Bergrede Jesu mit tausendfachen Anwendungen auf ihr Gewissen und ihr Gottesvertrauen tausendmal gelesen werden, ohne daß es wegen der Einen Stelle, die ohne ägyptische Ascetik auch Origenes nie mißverstanden hätte, zum Augausreißen und Händeabscheiden kommen wird. Für die wenigen Stellen dieser Art giebt es dann sogar unter dem ungelehrtesten Volke, wenn es nur nicht sonsther, vornehmlich auch durch Missionen und Conventikel fanatisirt wird, natürlich - verständige Köpfe, welche sagen werden: Augausreißen wäre auf jeden Fall besser, als verdammt werden. Aber ehe du dein Auge ausreisest, kamst und wirst du es doch lieber von dem Gegenstand abwenden, von welchen du sonst selbsttäuschend zu sagen pflegst, daß dir das Wegblicken *ganz unmöglich sey*. Der weise Lehrer sagt dir nicht: schneide dir zum Voraus die Finger ab! aber dies sagt er: wenn du meinst, alle deine Finger strecken sich unwiderstehlich nach fremden Gut aus, wohlan, so entschliesse dich doth lieber zum Fingerabschneiden. Bald wird deine Ausflucht; es ist mir unmöglich, nicht zu stehlen! verschwunden seyn.

Nur das aber, was die ersten Leser der Bibelschriften von selbst wußten, die unentbehrlichen historischen Umstände, ohne welche manches dem Ungelehrten keinen Zusammenhang hat, sollte, etwa in besondern Wortregistern, verdeutlicht seyn. Daß alsdann in Homilien und Katechesen und beym Schulunterricht jeder Religionslehrer soweit, als er durch seine Kirche und für sich selbst gekommen ist, dem Bedürfnis der Hörenden gemäß auch kirchliche Erklärungen, nämlich Nachweisungen, was seine Kirche oder eine andere aus einzelnen Beweisstellen zu folgern pflege, zu geben habe, versteht sich ohnehin. Nur soll das kluge Unterscheiden des Allgemeinwahren und Anwendbaren vom Gelehrten und Besondern, von den Lehrern geübt, und von den Obern sowohl als von der Zeitkenntnis geleitet werden. Mit allgemein verständlichem Vorlesen und Klarmachen des Neuen Testaments im Zusammenhang vor der ganzen Gemeinde begann Zwingli den 1sten Jan. 1519 sein Zürcher Lebramt und Helvetien feyert diesen Tag der begonnenen zusammenhängenden Bibelkenntnis als das eigentliche *Kirchenverbesserungsfest*.

Das Resultat ist: Gebt indeß, was die Hauptsache ist, den zusammenhängenden, sich am besten selbsterklärenden Bibeltext in möglichst wahren, unverkünstelten Uebersetzungen. Denkt, daß nichts Menschliches vollkommen, aber das Gute, nicht um des denkbar Bessern willen, aufzuhalten ist. Vertrauet dem redlich aufmerkenden Menschenverstand. Aber haltet nur ihr, Leiter der Blinden! eure Gewissen rein, gegen das Wort: *Gerade hat Gott den Menschen gemacht. Aber sie suchen viel Künste*. Koheleth 7, 30.

Gewiss in sehr guter Absicht wollte in oben genannter Schrift der seel. v. *Werkmeister* (denn dieser ist bereits als Vf. bekannt) das Bibellefen gegen Machtverbote und Bedenklichkeiten retten und erhalten, aber zugleich so modificiren, daß daraus nichts schlimmes, nichts anderes, als was Er, der gute Freykirch, für das zuträglich hielte, erwachsen sollte. Aber wo ist das beste in und um den Menschen, was zum Voraus durch irgend eine Art polizeylicher Ueberthätigkeit vor aller schiefen und unerwünschten Anwendung gesichert werden könnte? Und wenn etwas nur erst an sich und im Allgemeinen gut und daher im Gange ist, finden sich nicht alsdann, ohne beschränkende, allzu vormundtschaftliche Voranstalten, gegen das im Einzelnen Schädliche, auch die speciellen Nachhülfen? Die Hauptsache aber ist, daß in jeder Sprache vorerst nicht eine lutherische, nicht eine katholisierende, sondern *eine biblische Bibel* allgemein lesbar werde, das heißt, überall eine solche Uebersetzung, welche das, was offener Wortsin ist, als offenbar, und also geoffenbart, das unbestimmtere aber eben so unbestimmt gebe, als es die Worte gelassen haben. Nur, daß was nicht gesagt ist, nicht hineingedeutet werde! ist das Haupterfordernis. Auslegung, Bibelumschreibungen u. s. w. bleiben ausserdem jedem frey; aber, gebe er sie, in welcher Gestalt er kann und will, so gebe er sie nur immer als wohl unterscheidbar von dem, was als biblische Bibel, jedem nach seiner Fassungskraft, zuvörderst zugänglich seyn sollte, um sich vom Uchristenthum, das ist, vom Christusfönn und der Christuslehre, vornämlich aber von dem Leben nach Christus einen anschaulichen, sehnlichst erweckenden Begriff zu machen.

Die gewöhnliche Einwendung, daß — nach der Regula 4. des Index Libror. prohib. — aus dem Lesen der Bibel in der Volkssprache mehr Schaden als Nutzen, *plus detrimenti quam utilitatis*, entstehe, ist nichts als eine nie erweisliche Redensart, sollte aber für Männer, wie Prof. Krug, für alle Folgezeit schon dadurch widerlegt seyn, daß, wenn das Bibellefen von Erlaubnis der Bischöfe abgehangen hätte, keine Reformation entstehen und fortbestehen konnte. Gesezt, daß hier und da ein Schuster oder Schneider, oder Irren - Arzt unmittelbar und einzig aus dem Bibellefen (was gewiss nie der Fall war) auf eine tolle Meinung gekommen wäre, was ist eine solche einzelne Verkehrtheit gegen all' das unübersehbare Gute, welches aus dem unbeschränktern Bibellefen nur allein für die katholische Kirche selbst (ohne der Protestanten zu gedenken) seit der Reformationszeit entstanden ist? Und ist denn nicht aller Mysticismus gewöhnlich unter den Halbgelehrten, denen doch das Bibellefen nicht bischöflich ver sagt werden könnte und die sich auch durch die orthodoxesten Noten aus Concilien und Kirchenvätern nicht von ihrem individuellen Inspira-

rations. Wahn und dessen Mittheilung unter die, welche ohne Denken andächtig seyn mögen, abhalten lassen würden.

Gesammelt ist hier 1) ein kosmopolit. Wort über *Bibelgesellschaften*, von Prof. Krug. (Schon, wenn das Volk durch Bibellefen nichts als lesen, und zwar ganze zusammenhängende Geschichten lesen und zusammendenken lernte, so wäre selbst der bloß weltliche Nutzen davon unübersehlich viel größer, als all' der Schaden, den das meist bloß abgelmackte Mißverstehen des hohen Liedes oder das symbolische Radotiren über die Apokalypse hervorbringen konnten. Hr. Krug und andere wollen eher kurze, fruchtbare Auszüge aus der Bibel. Aber wer bürgt für solche, daß nicht jede Kirchenpartey weglasse, was ihr nicht fruchtbar und bequem genug wäre. Und werden gerade die Wißbegierigen im Volke nicht sodann am meisten nach dem Weggelassenen fragen? Ist das Zutrauen der Layen gegen die Geistlichkeit u. s. w. überall so groß, daß Niemand Verheimlichungen und eigenwillige Gewissensleitung befürchtet? und wozu das Zu- und Abmessen, welche Vorurtheile nicht an das Volk kommen sollten? Sind sie ausgerottet, wenn sie nur verhehlt werden? Sollen sie nicht vielmehr zum Wort kommen, damit man sie löse? Die viel unerkannten Vorurtheile bleiben selbst in jedem Philosophen. Soll das Philosophiren deswegen nur auszugsweise vergönnt werden?) 2) Ueber die bisherige Verbreitung der Bibel unter dem kathol. Volke in Deutschland. (Der ungen. Vf. führt schöne Beispiele davon aus ältern und neuern Zeiten an. Aber immer nur glückliche Zulassungen und Ausnahmen. Sobald die Finsterlinge wollen, stellen sie sich wieder hinter die Reg. 4. des Index, der doch immer insofern von dem Trident. Concil her eine größere Auctorität als ein bloß päpstliches Decret hat, weil das Concil den Papst bestimmt dazu aufgefodert, also was er geben würde, als *Synodus in Spiritu Sancto congregata* zu Voraus ohne Vorbehalt legitimirt hatte. Der Vf. bemerkt S. 57, wie man noch 1794 zu Trier ein Neues Testament von Fischer, als ein „Buch, vornehmlich für den großen Haufen bestimmt,“ von Vicariats wegen empfohlen habe. „Wie ganz anders, als jetzt,“ mußte der Vf. selbst hinzusetzen. Und entscheidet nicht dieses Bekenntniß sofort die ganze Frage: ob nicht unbedingt erlaubt seyn müsse, was sonst so leicht wieder willkürlich genommen werden kann? *Sandbächer* vereinigte 1784 in seiner Schrift: Lesen die ersten Christen die heil. Schrift? nach dem Vf. S. 64 tausend frohe Stimmen, da er ausrief: „Jetzt geht ein Strahl der Hoffnung auf, da dort Joseph — hier Hieronymus (Erzbischof von Salzburg) die Barbarey verschuechen, jenes g. heilige Buch, wo alles, was Religion heißt, enthalten ist, auch den niedern Klassen der Bürger nicht vorenthalten lassen u. s. w.“ Sehr schön. Aber warum mußte S.

seinen tausendstimmigen Freudensausruf erst vom Jetzt datiren? Ja; warum könnte er sein Jetzt schon jetzt und schon lange nicht mehr wiederholen? Wer greift nicht mit Händen, daß alle Wohlthenden auch gegen die Möglichkeit des Verbiethens, ohne sich durch kleinliche Bedenklichkeiten selbst zu stören und den Finsterlingen das Hinterthor zu öffnen, zusammenhalten müßten. Was erst erlaubt werden muß, was überhaupt nur in einem glücklichen Jetzt einmal wahrhaft frey gegeben wird, das wird gar zu leicht in so vielen anders werdenden Jetzt wieder unfrey gemacht! Rec. kennt sich hierin vornehmlich zu den Smalcaldischen Artikeln; s. die Ausgabe von Marheinicke. in 4. S. 30. 57., wo Luthers Kraft und wahre Menschenkenntniß sich über alle halbe Maasregeln wegsetzen lehrt.

3) *Geschichte der vierten dem Index libror. prohibitor. vorgesezten* (tridentisch - päpstlichen) *Regel*. Zur höchsten Noth soll gegen den unleugbaren päpstlichen Sinn heraus oder herein erklärt werden, daß diese Vorschrift wenigstens uns Deutsch-Katholische nicht bejoche. Aber wie? Diese Regula beschränkt die persönliche Erlaubniß des Bibellefens auf das Urtheil des Bischofs oder Inquiritors, der mit dem Beichtvater es zu berathen habe. Warum? Wegen Vermessenheit der Menschen! Ist nun diese Ursache nicht eine fortdauernde? Männer, wie v. *Werkmeister*, v. *Eß*, und die äußerst seltenen ihres Gleichen haben äußerste Mühe, die juridische Subtilität annehmlich zu machen, daß diese, drey Monate nach dem Schluß des Trid. Concils vom Papst promulgirte Regel nicht alle *Formlichkeiten* eines *Kirchengesetzes* habe. (S. 71). Dies ist wahr; und viel Dank mögen ihnen die haben, welche des glücklicher Weise nicht fest genug geknüpften Knotens erst loszuwerden bedürfen. Aber warum fragt man denn nicht den deswegen lebenden authentischen Ausleger zu Rom selbst? Er würde, dies weiß jeder, so antworten, das man ausrufen müßte: wohl denen, welche solche kunstgerechten Distinctionen nicht erst nöthig haben. Denn was helfen sie für die Wirklichkeit, was dem lehrbegierigen deutschen Volke, wenn der Obcurantismus sie nicht zugiebt und dafür auch immer dort, woher, in Ermangelung eines Generalconcils, die interimistische Irrefragabilität canonisch kommt, diese selbst bey weitem für sich hat, und wo sie die feinen Unterscheidungen selbst in den *Index prohibitorum romanus* setzen läßt? Was hilft es, wenn die im Netz gefangenen Löwen selbst das Netz nicht einmal zernagen lassen wollen, und nur vom Netze heraus demonstrieren, daß nebst Frankreich und den Niederlanden, doch auch sogar das geduldvolle Deutschland das Netz nicht (formlich) angenommen habe.

Ist es nicht überhaupt ein höchst räthselhaftes Verhältniß, wenn in einer Kirchenverfassung, die ihre Einheit und Entschiedenheit als ihren höchsten Vor-

Vorzug den Gläubigen vorhält, gegen die Promotionen des Statthalters Christi, die, wenn nicht Gesetze, doch gewiß *statutarisch* wären, die Anwendung gelten sollte: Ein Theil der Unterthanen, besonders einige, obnebin nicht übermäßig orthodoxe, obgleich wahrhaft tiefe Gelehrte (wie du Pia) haben das, was doch S. 73 dem Papst vom Concil hinterlassen und dann von diesem gut geheissen war, — *nicht angenommen*; folglich bindet es nicht. Welch' eine Kircheneinheit, wo es verfassungsmässig wäre, daß die Unterthanen, welche eine Verfassungsordnung nicht annähmen, auch daran nicht gebunden wären, während die Majorität der andern sie gläubigst annahmen? Ueberhaupt weiß man ja nicht einmal gewiß, ob ein Concilium über den Papst wäre. Offenbar aber ist wenigstens die *nichtversammelte* Kirche nicht über den Papst. Keiner der einzelnen Bischöfe, gesetzt auch, daß es nicht streitig wäre, ob sie es eben so unmittelbar aus göttlichem Rechte sind, wie der römische, kann ausser dem Generalconcilium behaupten, daß, was dem heiligen Geiste *und ihm* nicht gefalle, auch dem heiligen Geiste *und dem römischen Primat* nicht habe gefallen dürfen. Wie entschiedene Pius IV. 1564 *auctoritate apostolica* diese Verbotsregeln allgemein gemacht habe, zeigt mit ihren Worten Sophronizon I. II. Heft. S. 255. 256. Und wozu Se. Heiligkeit apostolische Auctorität habe, kann doch kein Mitglied der kathol. Kirche besser wissen wollen, als der *e cathedra* von den Cardinälen, als Kirchenrepräsentanten umgebene oberste Bischof selbst?

S. 61 bemerkt die Note, daß selbst Synoden, die III. zu Mailand und 50 Jahre später die zu Avignon jene 4te Regel angenommen, andere, wie zu Bourges 1584 zu Narbonne 1609 sich dagegen erklärt haben. Allerdings sind also auch hier, wie hundertmal, Provincial-Synoden gegen Prov. Synoden. Aber für welchen Theil ist der, welcher im Namen des heil. Petrus Christi Schaaf und Lämmer (alle?) weiden soll? Soviel wenigstens ist gewiß, daß protestantische Provincialsynoden schwerlich so weit von einander abweichen. Und wenn es wäre, so würden sie wenigstens zugeben, daß dies nicht der beruhigendste Beweis von steter Conformität sey, sie aber auch die Uniformität nicht zum ersten Lob ihrer Kirche und zu einem Kennzeichen machten, daß jeder des Denkens müde unbedenklich dort in die kirchengläubige Ruhe eingehe könne.

Der verst. v. Werkmeister hat in einem besondern Anhang den großen Zweifel wegen der *zwey. Breven Pius VII. gegen die Bibelgesellschaften* zu lösen sich zur Aufgabe gemacht, von denen das an

den Erzbischof von Gnesen vom 29ten Jun. 1816, das an den Erzbischof von Mohilew vom 3ten Sept. datirt. Der Vf. bemerkt, daß sie an einzelne Bischöfe gerichtet seyen, also die andern alle nichts angingen. Bestehen denn aber nicht fast alle Theile des kanonischen Rechts aus Verordnungen an einzelne Bischöfe oder Provinzen? Die beiden Breven drücken sich so allgemein aus, daß, wer sie noch so gern entschuldigen möchte, doch nicht sagen kann, sie betreffen nur Provincialumstände? Ist nicht der Sinn Sr. Heiligkeit offenbar ein allgemeiner gewesen, entscheidet er nicht nur aus allgemeinen Gründen über eine allgemeine Sache? In dem Breve nach Polen (abgedruckt im Sophronizon. I. II. Heft. S. 236 — 242), sagt Pius Papa VII. dem *Venerab. Frater*, daß es *communis salutis* sey, *conspirare ad ea propulsanda, quae in sanctiss. religionis nostrae perniciem ab ejus hostibus parantur* und in diesem allgemeinen Sinn bestätigt das verehrte sichtbare Kirchenhaupt die II. III. IV. Regel des Index, ja überhaupt das *salutare decretum Indicis* den 13ten Jun. 1737, daß nur entweder die vom apostol. Stuhl approbirten, oder mit Noten aus den heil. Kirchenvätern ausgestatteten (also das römisch-päpstliche in der Bibel nachweisenden) Uebersetzungen zu gestatten seyen. Denn die Bibeln *ohne Noten* (Andere geben die Bibelgesellschaften nirgends!) seyen *novum genus zizaniorum, quae inimicus homo superfeminat*. Bibeln ohne Noten, möchte man freylich denken, sind doch *reine* Bibeln, nur daß sie sich eher nach dem Grundtext, als nach der Vulgata richten. Und doch sollen sie Unkraut seyn? Nur also, wenn man das darin findet, was die Noten zu verstehen geben, werden sie guter Weizen?

Dabey ist die Rede davon, daß die Bibelgesellschaften ein *Vaserrimum inventum* seyen, *quo vel ipsa fundamenta religionis labefactantur...* Daß *remedia ad eam pestem curandam et delendam* nöthig wären... Daß man erst zu Rom entdecken müsse, welche Irrthümer *insidiose* in der polnischen Bibelübersetzung des Jakob Wuck versteckt seyen, die von der Bibelgesellschaft ohne Noten ausgegeben wurde. Diese aber war längst von P. Clemens VIII. autorisirt, und dennoch, ungeachtet 10 Millionen katholische Polen sie bedürfen, seit mehr als 200 Jahren nur in 3000 Exemplarien gedruckt, s. des frommthätigen *Pinkertons* Berichte im Sophronizon, I. II. Heft. S. 252, wo noch vieles charakteristische wegen der römischen Bibelscheu, aber auch der Eifer des an die Spitze der Bibelverbreitung getretenen Kaisers von Rußland und vieler Weltlichen nachgelesen zu werden verdient.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

THEOLOGIE.

KOTWIL, b. Herder: *Sammlung einiger kleinen Aufsätze kathol. und protest. Schriftsteller über Bibelgesellschaften* — Herausgegeben von einem katholischen Theologen u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Außerst schwer, muß man wohl sagen, hat das Breve seine Wegerklärung einem Manne gemacht, der, wie der verst. Werkmeister gern, wenigstens nach dem bischöflichen System, Katholik bleiben wollte. Er findet S. 88. zwey Auskunftsmittel.

Das erste ist: das Breve habe nicht ein *Placetum regium* erhalten, vermöge dessen erklärt werde, daß es nichts den Rechten des Staats und der Nationalkirche zuwiderlaufendes enthalte. Ohne ein solches *Placetum* sey ein päpstl. Breve „nach den allgemeinen Grundsätzen des kathol. Kirchenrechts“ für die kathol. Bewohner eines Landes nicht verbindlich. Freylich, fügt v. Werkmeister bey, möchten einige (?) Römlinge das *Placetum reg.* in die afrikanischen Wüsten verwiesen wissen, damit es der *römischen Curie* frey stünde, wie ehemals in jedem Staate nach Willkür einzuwirken, Unruhen anzustiften und im Trüben zu fischen. Allein alle katholische Fürsten, belehrt durch die Geschichte des Mittelalters, haben sich, sagt v. W., gegen die römischen Anmaßungen mit diesem Panzer geschützt. Und wie könnte auch ein Staat sein eigenes Interesse und das Wohl seiner Bürger so hintansetzen, daß es eine fremde Macht in seinem Reiche einwirken ließe, ohne sich über die Art des Einwirkens die möglichst genaue Kenntniß zu verschaffen und sie nur insofern zu gestatten, als das innere Wohl des Staats und — der Kirche (?) nicht dadurch gefährdet wird.“ — So wörtlich v. Werkmeister; was allerdings im vernünftig - staatsrechtlichen und im protestantischen Sinn und Geist sehr richtig wäre. Aber, sind es denn immer nur Einige Römlinge, die dieses „allgemein“ genannte Kirchenrecht nicht anerkennen? Hat denn je der Papst, hat je eines der neuen, so künstlich der Staatsmacht ausweichende und sie doch mehr, wie zuvor, umgarrenden Concordate anerkannt, daß Ausschreiben Sr. Heiligkeit ohne Einwilligung der weltlichen Staatsobrigkeiten nicht verbindlich wären? Und was ist denn in Wahrheit die *römische Curie*, welcher man

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

gewöhnlich mit inconsequenter Verzweiflung allein auflöst, was doch Se. Heiligkeit jedesmal allernächst unter ihren Augen hat, im Verein mit den Cardinälen gutheißt, unterzeichnet und als mit den Formeln von allgemeingültig und unabänderlich (wie die auch gegen das Bibellefen so laut redende Bulle *Unigenitus*) ausgehen läßt? Woran könnten wir, die wir doch nur Weltliche heißen, uns halten, wie irgend consequent seyn, wenn wir in der Parallele unmittelbar von unsern Regenten „nach Anhörung ihrer geheimen Räthe“ unterzeichnete und contrasignirte Verordnungen hätten und nun uns doch herausnehmen wollten oder müßten, erst zu fragen, ob der Sinn annehmbar und von dem ganzen Lande wirklich angenommen sey? um alsdann auf unsere Gefahr den unmittelbar unterzeichneten Befehl nur dem fürstlichen Staatsministerium im Gegensatz gegen den Regenten zuzuschreiben. Und bey Regenten, deren Minister für alles Verfassungswidrige oder Landesverderbliche verantwortlich gemacht sind, wäre diels in gewissen seltenen Fällen noch eher denkbar. Wie aber in einer Kirchenverfassung, welche in dem sichtbaren Oberhaupt, sobald es amtlich und nach den gehörigen Formen (*adhibitis in consilium pro rei gravitate ven. fratribus nostris S. R. C. Cardinalibus*, wie das Breve nach Gnesen versichert), eine Verordnung giebt, den heiligen Geist und alle die apostolische Machtvollkommenheit eines Statthalters Gottes und Jesu Christi als persönliche Weihe voraussetzt? auch ausdrücklich das solcher Macht das Breve zu geben versichert? Ja, kann oder muß nicht Se. Heiligkeit, besonders wo es Bibellefen, wo es Glaubensrichtigkeit der Uebersetzungen und Nachhülfe zu derselben durch päpstlich, d. h. vom Oberhirten, autorisirte Noten betrifft, mit dem größten Schein oder Grunde sagen, daß diels eine rein geistliche Sache sey, wo die layische Obrigkeit kein Urtheil habe, sondern nur wenn die Befolgung als staatsgefährlich erwiesen werden könnte, ein Veto entgegenzusetzen möchte; was aber in einem solchen Falle, weil die Noten doch nicht aus dem Jesuiten Mariana genommen seyn würden, nicht möglich seyn würde.

Der zweyte Grund des verst. v. Werkmeister ist: Nach den allgemeinen (?) Grundsätzen des kathol. Kirchenrechts werde ein päpstl. Breve nur verbindlich, wenn es vom *Diocesambischof* geprüft, für das Wohl seiner Untergebenen angemessen gefunden und daher feyerlich acceptirt sey. Aber wo hat das

L (3)

Sichtbare Oberhaupt der Kirche je dieses nach dem Episkopalsystem (sebronianisch?) geformte Kirchenrecht, welches nicht einmal alle Bischöfe annehmen und auszuüben einstimmig sind, als göltig zugegeben? wo hat die Kirche in einem unbefehlten Concilium es für allgemein erklärt? dafs es auch ein nöthiger Panzer wäre, wissen die freylich, welche eben deswegen nicht katholisch sich nennen, weil sie da, wo der oberste Bischof und alle übrigen Bischöfe über die Hauptsache, über die Grenzen ihrer Entscheidungsmacht äufserst different sind und doch beiderseits vom heil. Geiste geleitet zu seyn behaupten, das Katholische nicht finden, da nach Vincentius Leria kurzer Formel bekanntlich das allein katholisch seyn soll, was im Glauben und in den Pflichten *semper ubique ab omnibus creditum est*. Und gesetzt sogar, es wäre oder würde von einer allgemeinen Kirchenrepräsentation zugestanden, und (was unglaublich zu sagen!) vom päpstlichen Primat confirmirt, dafs päpstliche Verordnungen für jeden Sprengel der Acceptation des Particular-Bischofs bedürften, welche Nichtkatholiciät wäre hiervon zu erwarten!? Der Fall ist gerade in der gegenwärtigen Sache der Bibel und Bibelgesellschaften nicht blofs ein Problem, sondern volle Wirklichkeit. Der Erzbischof von Mohilew, Er, der nach der grofsen Kaiserin Einsetzung dieses Erzbisthums vom 17ten Jan. 1782 der eigentliche alleinige *von aller auswärtigen Macht unabhängig erklärte* Primas aller Katholiken im ganzen russischen Reiche ist, hat auf das vortheilhaftigste Verbreitung des längst von dem Jesuiten Weyeck nach der Vulgata ins Polnische überetzten, von Clemens VIII. gebilligten, schon 1592 ohne Noten gedruckten Neuen Testaments genehmigt; das päpstliche Breve an ihn (welches man in Deutschland aus Schonung der Gewissen weniger bekannt werden liefs) befiehlt nicht nur das Gegentheil, sondern bedroht den Erzbischof, soweit man es irgend wagen konnte, mit kanonischen Strafen: *Vides igitur, venerabilis Frater, quas Nosira deberet esse tecum agendi ratio, si canonicarum Legum severitatem sequi vellemus.. Nos vero, qui sumus in Te caritate* (und weil gegen den Erzbischof in Russland gewifs keine Execution vom Kaiser Alexander zu erhalten war!) *ei rei tantum instimus, a qua, cum Juris divini sit Tibi injungendum, abstinere non possumus, nempe ut scandalum, quod ista Tua agendi ratione praebuisti, de medio tollas*. Der Papst dringt weiter, *per viscera Christi* bittend, dafs der unabhängigste aller Erzbischöfe *debita et celeri emendatione* repariren solle, was er *perperam circa novas Bibliorum versiones* gelehrt und gethan habe. Sogar eine *formalis solennisque Retractatio* möchte Se. Heiligkeit ihm einreden.

Wie nun? Der kathol. Primas aller Katholiken in Russland hat dieses Breve (dafs es nicht auf andern Wege, als durch den gesetzlichen des russischen Cultministeriums (S. 95) an ihn gebracht worden sey, wird der Gläubigste nicht gläublich

machen!) nicht acceptirt. Er hat fortgefahren, für die Verbreitung des nach der Vulgata einst mit päpstlicher Genehmigung überetzten Neuen Testaments zu wirken. Sogleich über der Grenze aber, in Polen, entsteht das laute Gegentheil. Der Erzbischof des mit Russland so nahe verbundenen Polens und mehrere mit ihm einstimmige Bischöfe (eben so auch die Ungarischen und diese schon 1816 auf das Breve nach Mohilew sich berufend, s. den Abdruck im Antibiblion Nr. VIII. S. 121. London bey Hatchard) acceptiren das päpstliche Verboten wohlfeiler oder schenkender Bibelverbreitung ohne Noten mit beiden Händen. Wo sehen wir denn also die Kircheneinheit? dieden Convertiten so anziehend und sicher geschilderte und dem mühsamen Selbstdenken des Protestantismus gegenüber gestellte Hingebung in kirchengläubige Ruhe? Wenn die Verordnungen des heil. Petrus nur da, wo die Successoren der andern zwölf Apostel (den heil. Paulus mit eingerechnet!) sie acceptiren, gelten, so könnte Rec. heute auf der russischen Grenze etwas für echtkatholisch achten, was ihm morgen auf der polnischen für antipetrinisch erklärt und verboten würde. Und dies deswegen, weil ein Grundprincip, wie weit der heil. Petrus gegen andere Apostel entscheidend gelte, von den Nachfolgern des allgemeinen Primas gar viel anders als von den Nachfolgern der Mitapostel verstanden und angewendet wird, also weil über den unmittelbaren Statthalter Jesu Christi noch ein unmittelbarer nöthig wäre, welcher entschiede: ob denn möglicher Weise jemals Se. päpstl. Heiligkeit den Umfang ihrer Rechte nicht wisse und zu weit ausdehne, oder dem übrigen Episkopat die echte Inspiration darüber abgehe? — Wohl dem, der entweder über solche Haupt-Diffonanzen in der alles beschwichtigenden Uniformität lieber gar nicht nachdenkt, wenn er anders nicht durch die (leidige) Veranft darüber schon zum Entschlufs gekommen ist. Denn die Glaubensartikel allein, ohne die umfassendsten Lebensvorschriften, festgestellt zu sehen, könnte doch für die Gewissen schwerlich eine bleibende-Beruhigung seyn. Matth. 12, 26. Und wie kann die Heerde in sorgenloser Hingebung sicher geleitet zu seyn glauben, wenn sie den Oberhirten behaupten hört, dafs er überall gleich sehr der Hirte sey, die andern aber nur, was er nicht sich reservire, durch ihn haben, wogegen die bis zum heiligen Afrikaner-Bischof, Cyprian, noch zurückdenkenden Unterhirten jene Leitung nur, so weit sie ihr beystimmen, für die wahre zu erkennen lehren? oder, mit Tertullianus *de Pudicitia sub int.* ausrufen: *Audito edictum esse propositum, et quidem peremptorium; Pontifex scilicet Maximus, Episcopus episcoporum dicit etc.*, wozu Baluz. ad Agobard. die Note macht: *Tertullianus hic Pontificem rom. fatitio sale destruat*.

In welche Verlegenheit versetzte ein solcher Zwiespalt den Edelmann v. Werkmeisters, der so gern den katholischen Auctoritätsglauben mit dem

dem allgemeingültigen Vernunftglauben zugleich geltend erhalten hätte. „Wenn das Breve nach Mohilew echt ist,“ feufzt er S. 95, so muß das sanfte Herz Pius VII. von seinen Römlingen hintergangen worden seyn. Wer aber rettet den Bischof Roms, seit er überall Episkop seyn will, also überall alles richtiger zu wissen fähig seyn mußte; von solchen Römlingen, das ist, von den Zuträgern zu und nach Rom, welche, was man dort, in der Ferne, nicht wissen kann und doch als Bedingung solcher Universalaufsicht zu wissen scheinen muß, in jene zum Allwalten nothwendige Allwissenheit einchwärzen; von solchen Römlingen, aus deren Klatschereyen eben derselbe Pius VII. unter dem 3ten May 1817 es nahm, daß er vom Castell Gandolfo her den in der Nähe sehenden Badischen Regenten unmittelbar „um des öffentlichen Wohls willen“ vor Ignat. Heintz. von Wessenberg als vor einem Manne warnen zu können und zu müssen meinte, welcher allen Wohldenkenden zum Abscheu sey, (*Quae enim esse potest apud fideles Viri auctoritas, a quo boni omnes abhorrent, quem contemptui habent, quem minime probari Nobis certis et publicis argumentis agnoscunt*, s. Denkschrift über das Verfahren des röm. Hofes bey der Ernennung des Gen. Vicars Fhrn. v. Wessenberg zum Nachfolger im Bistum Constanz. Mit grhzgl. gn. Privileg. Carlsruhe bey Müller, 1818. fol. 4.). Welch ein Kirchenzustand, der durch sein Streben nach Alleingültigkeit (Katholicität) solche Römlinge als Zuträger aus der Ferne, und durch sie solche Breven hervorbringt, von denen sich redlich gläubige Männer, wie Werkmeister, nicht anders als durch den Versuch auf das unglaublichste ihre Unechtheit zu glauben, loszuwinden wissen. Und sind denn nicht dergleichen das Universal-Episkopat. herabwürdigende Römlingstäuschungen der Reihe nach in der Kirchengeschichte von Rom und Avignon nachzuweisen, seitdem Nicolaus I. nach diesen pseudodecretalischen Grundsätzen, überall zu richten und von niemand gerichtet zu werden, im Streite zwischen Erzbischof Himerius zu Rheims und dessen Neffen fernsehend sich zu beweisen wagte. Welche Römlinge es sind, die auch jetzt denen, welche in der Nähe erprobt, zu deutsch-katholischen Erz- und Bischöfen designirt wurden, die ultramontanische Institution verzögerten, wird wohl die Zukunft enthüllen.

Zum Schluss giebt der wohldenkende Vf. noch einen Vorschlag, wie das deutsche Brevier des (auch lange genug von Römlingen verfolgten) *Derefers* benutzt werden könnte, um endlich doch auch die ganze evangelische Geschichte dem Christenvolke (unter der Messe) stückweise laut und mit Nachdruck vorzulesen, und alsdann nicht bloß über Perikopen, sondern zur Verdeutlichung und Anwendung des vorgelesenen Zusammenhanges aus eigenem Bibelstudium, zum Verhüten eines nur vorwitzigen Bibellefers (S. 120) die Predigten zu halten. Kann man anders, als unter mitleidiger Theilnahme, solche Vorschläge erwägen, durch welche redliche

Gemüther in ein System, welches gar zu gern dem Volke alles nur lateinisch vorlesen lassen möchte, die Möglichkeit biblischen, selbstverstandenen Lehrunterrichts hinauszurücken sich (eine, wie lange noch? vergebliche) Mühe geben. Was Zwingli, was Luther seit 1515 — 1517 als erste Befriedigung des allgemeinen deutschen Volksbedürfnisses durchgreifend verwirklichten, eben das ist nach dreihundert Jahren noch in dem von der achtzehnhundertjährigen immer gleichen Ueberlieferung und vom untrüglichen Mittelalter abhängigen Kirchenthum nur erst frommer Wunsch, ungeachtet v. Werkmeister sehr richtig bemerkt, daß die Tradition (aber nur die ältere) dergleichen Bibelhomilien von Chrysostomus u. s. w. zur Nachahmung vorhalte. Das Breve nach Mohilew sagt dagegen: *Romana Ecclesia solum vulgatam editionem ex notissimo Concilio Trident. praescripto suscipiens aliarum linguarum versionem respuit easque tantum permittit, quae cum annotationibus ex Patrum et Catholicorum Doctorum scriptis opportune (!!) depromtis eduntur... ut Ecclesia, toto orbe diffusa, sit labi unius et sermonum eorundem*. Schade, daß der Concipist des Breve nicht einmal so viel exegetischen Sinn hatte, zu bemerken, daß nach Genes. 11, 6 — 9 die Gottheit gerade jenen Zustand der Menschen vor dem Babylonischen Thurmabau als etwas allzu uniformes nicht länger dulden wollte.

(Der Beschlus folgt.)

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Materialien zum Dictiren*, nach einer dreifachen Abstufung vom Leichten zum Schweren geordnet, zur Uebung in der deutschen Orthographie, Grammatik und Interpunction mit fehlerhaften Schemen für den Gebrauch des Zöglings und mit einer kurzen Theorie der Interpunction nach logischen Grundsätzen, von Karl Heinrich Ludwig Politz. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1824. XIV u. 174 S. 8.

Die gegenwärtige Auflage dieses Buches verdient im eigentlichen Verstande eine *vermehrte* und *verbesserte* genannt zu werden. Davon überzeugt man sich durch die flüchtigste Vergleichung mit den früheren Ausgaben, wovon die erste 1801 erschien. Ueberhaupt ist es eine rühmliche Eigenschaft des Hrn. Vfs., dem Publicum für die günstige Aufnahme seiner Schriften dadurch seine Dankbarkeit zu beweisen, daß er unablässig an deren Verbesserung arbeitet.

Der wichtigste Theil des Buches ist die *Theorie der Interpunction*. So viel Scharfsinn auch aus derselben hervorblickt, so ist der Vf. doch zu bescheiden, als daß er sie für vollendet halten sollte. Im Gegentheile giebt er sie für einen bloßen *Versuch* aus, indem er S. 6 sagt: „ich darf zwar bey diesem *Versuche* (denn mehr kann und soll er bey der gegenwärtigen Lage unserer Interpunction nicht seyn)

seyen) keine völlige Uebereinstimmung der Kenner mit meinen Regeln erwarten; allein wünschen kann ich doch, daß man die neu aufgestellte Theorie unparteyisch prüfe."

Um diesen billigen Wunsch nach Kräften zu erfüllen, erlaubt sich Rec. folgende Bemerkungen. Der Vf. stellt §. 2. den Grundsatz auf: „die Regeln der Interpunction hängen zunächst von der Logik ab, weil sie sich nicht sowohl auf die grammatische Folge der Wörter, als vielmehr auf den durch die Wörter dargestellten Sinn nach den logischen Ursachen seiner Verbindung und Trennung beziehen." — Daß sich die Interpunction nicht auf die grammatische Folge der Wörter gründet, wird leicht zugegeben werden; aber nicht so gewiß ist es, daß sie bloß von dem Sinne derselben, nach den logischen Ursachen seiner Verbindung und Trennung, abhängt. Denn die Logik beschäftigt sich bloß mit den Gesetzen des Denkens, nicht aber mit Gemüthsbewegungen und Redeformen, so fern beide durch Verstärkung oder Erhebung der Stimme in der Rede ausgedrückt werden. Wenn wir den Satz betrachten: „ich bin unglücklich!" so zeigt die Logik, daß er ein Urtheil ist; aber die Gemüthsbewegung, mit welcher er vom Redenden ausgesprochen wird, gehört nicht in das Gebiet derselben. Ferner, der Satz: „er ist gestorben?" bezeichnet, bloß logisch genommen, ein Urtheil; aber wenn das letzte Wort desselben mit Erhebung der Stimme ausgesprochen wird, zugleich eine Frage. Nun aber deuten die orthographischen Zeichen nicht bloß die Trennung der Wörter und Sätze nach der logischen Verbindung oder Trennung der durch sie ausgedrückten Begriffe an, sondern auch, und zwar vorzugsweise, eine Gemüthsbewegung, wie das Ausrufungszeichen, oder eine Frage, wie das Fragezeichen u. s. w. Nicht alle orthographische Zeichen also können bloß aus der Logik erklärt werden. — Zweytens, so sehr Rec. das wissenschaftliche Streben des denkenden Vfs. ehrt, so fürchtet er doch, daß der Vf. seine Theorie in einem Buche, welches für Anfänger bestimmt ist, im Ganzen zu gelehrt vorgetragen habe. Dahin rechnet er besonders die §. 8 gemachten Eintheilungen, namentlich deren fremde Benennungen; z. B. *reduplicative, copulative, hypothetische, disjunctive Sätze; combinirte Prädicatsbegriffe; Corollaria, Scholia, Lemmata; die Subordination oder Coordination der Begriffe und Sätze in einem logischen Netze verknüpft dargestellt* u. s. w. — Ferner möchte vielleicht einiges in den Regeln über den Gebrauch der einzelnen orthographischen Zeichen mehr vereinfacht werden können, z. B. §. 9., wo es heisst: das Komma steht: 3) da, wo die Conjunction und

wegfällt, wenn sie zwey Prädicate verbinden sollte, die zu Einem Subjecte gehören; z. B. *der ewige, allgütige Gott*; 4) unmittelbar vor dem Subjecte, nach jedem neuen Prädicate, das entweder von dem vorhergehenden Prädicate unabhängig ist, oder das einen von dem Subjecte verschiedenen Begriff in sich enthält und diesen auf das Subject bezieht; z. B. *das abgelaufene, im Meere der Ewigkeit untergegangene, Jahrhundert*; nicht aber in folgendem: *die neue, ungewohnte Erscheinung*. — Was unter No. 3. steht, ist richtig, und hat No. 4. nach des Rec. Ansicht, enthehrlich gemacht. Denn wenn alle orthographischen Zeichen nichts anders als Merkmale für den Leser sind, welche andeuten sollen, mit welchen Pausen und Veränderungen der Stimme schriftliche Wörter und Sätze mündlich würden vorgetragen worden seyn, so brauchen sie auch nichts weiter anzudeuten, als was dem Redenden auszudrücken möglich ist. Nun aber macht der Redende zwischen zwey Prädicaten, die vor einem zu ihnen gehörigen Subjecte stehen, wenn sie nicht mit und verbunden sind, eine kleine Pause nach dem ersten, nicht aber nach dem letzten. Daher ist das Beispiel unter Nr. 3. richtig abgetheilt: „*der ewige, allgütige Gott*." Ob aber das zweyte Prädicat vom ersten unabhängig ist, d. i. (was das Wort hier nur allein bedeuten kann) einen ganz andern Begriff bezeichnet, als das erste, oder nicht, darauf nimmt der Redende keine Rücksicht. Dazu kommt, daß der vom Vf. angegebene Unterschied jener Prädicate so fein ist, daß die meisten, selbst gebildeten Schreibenden, von denen man doch die richtige Setzung der orthographischen Zeichen verlangt, gar nicht die Fähigkeit haben würden, ihn zu machen, weil dazu eine genaue Zergliederung der Begriffe gehört, und zu dieser theils ein geübteres Denkvermögen, theils eine größere Masse von Kenntnissen erfordert wird, als jenen eigenthümlich ist. Auch steht das richtig abgetheilte Beispiel unter Nr. 3.: „*der ewige, allgütige Gott*" im Widerspruche mit der Regel unter Nr. 4. Denn nach dieser müßte das Wort *allgütige* durch ein Komma vom Subjecte *Gott* getrennt seyn; da es vom vorhergehenden Prädicate *ewig* unabhängig ist, oder einen ganz andern Begriff bezeichnet, als dieses.

Doch diese Bemerkungen sollen bloß die Bereitwilligkeit des Rec. zeigen, dem oben erwähnten Wunsche des Vfs. einiger Maassen zu entsprechen, auf keine Weise aber das Verdienst schmälern, das er auch in diesem Fache schon seit langer Zeit sich erworben hat. — Nur Einen Wunsch noch kann Rec. nicht unterdrücken, nämlich den, daß der Vf. künftig dem *Kolon* keine zu große Aufmerksamkeit widme.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

THEOLOGIE.

ROTWEIL, b. Herder: Sammlung einiger kleinen Aufsätze kathol. und protest. Schriftsteller über Bibelgesellschaften — Herausgegeben von einem katholischen Theologen u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Da Rec. diese Schrift gleichsam als den Schwanengesang eines Mannes, wie v. Werkmeister war, das ist, eines der wenigen, allmählich dahin sterbenden ansehen muß, durch welche vieles in der deutsch - katholischen Kirche besser hätte werden können, so kann er nicht umhin, noch auf das, was gleichsam dessen Glaubensbekenntnis im Artikel von der Kirche, in dem für die Katholicität oben an stehenden Hauptartikel, gewesen ist, aufmerksam zu machen. „Ich wüßte nicht, sagt Er, S. 28, wo die römisch - katholische Kirche den Grundsatz angenommen hätte, daß die Bibel von Layen, besonders von ganz ungebildeten, dem Volke, nicht gelesen werden dürfte, und daß sie daher das Bibellefen im Allgemeinen, wenn gleich nicht unbedingt verboten habe.“ Was erforderte denn aber dieser in den theologischen Schriften der kathol. Kirche gewiß sehr bewanderte Mann, um zu wissen, daß etwas angenommener römisch - katholischer Grundsatz sey? Er macht sich deutlich genug. „Man wird doch unter der römisch - katholischen Kirche nicht die römische Particularkirche oder gar nur die Person des Papstes verstehen, sondern alle katholische Particularkirchen, die mit der römischen durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt verbunden sind. Wo nun diese Gesamtkirche entweder in einem allgemeinen Kirchenrath, oder durch eine allgemeine und überall angenommene Praxis den Grundsatz ausgesprochen hätte, daß die Bibel von Layen nicht gelesen werden soll, und wo sie daher das *Bibellefen im Allgemeinen*, wenn auch nicht unbedingt, verboten habe, das ist mir ganz unbekannt.“ Ueber die besondere Anwendung dieser Regel für die Frage: was ist römisch - katholisch? wollen wir nur erinnern, daß es den nach dem Bibeltext begierigen Ungelehrten wenig hilft, wenn in der Theorie das Bibellefen allgemein (was kein Lainez wagen durfte) katholisch nie verboten wurde, in der Praxis aber nur Uebersetzungen aus der Vulgate, nur durch papistische Noten rectifizierte Texte, und selbst diese nur

denen vergönnt werden, welche der Beichtvater mit dem Bischof oder Inquisitor einverständlich für fähig genug achtet. Die Hauptsache ist, daß jetzt so häufig, wenn im Katholicismus etwas als der Verbesserung sehr bedürftig angeregt wird, nicht bloß den Protestanten, sondern auch denen, welche man in der Kirche zurückhalten will, zugerufen wird: was Ihr tadelt, ist nicht Katholicismus; es ist nur etwa ein Mißbrauch! Welchen Grundsatz aber wird denn der gewissenhafte Katholik zuverlässig als *römisch - katholisch* anzunehmen wissen, wenn er erst wissen soll, ob alle (alle?) kathol. Particularkirchen, die mit der römischen durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt verbunden sind, ihn durch einen allgemeinen Kirchenrath, oder durch überall angenommene Praxis annehmen. Wer kann alle diese Particularkirchen fragen? Durch wen reden sie alle, rechtmäßig, einstimmig? Und meint man je, daß sie zu Basel, oder zu Trident geredet hätten; tritt dann nicht eine französische Nationalkirche zu Bourgos, oder gegen Trident selbst die deutsche dazwischen und zweifelt, bis zu welcher Session hin ein solches Concil allgemein und vom heiligen Geiste geleitet, oder ob es auch nur frey genug gewesen seyn möchte, ungeachtet jedes sich selbst immer als im heiligen Geist versammelt aussprach und nicht für unfrey oder vom römischen Briefpaket abhängig erklärte? ferner, wenn nur die mit der römischen durch das gemeinschaftliche Oberhaupt verbundene Particularkirche alle eine echt - katholische Stimme haben, so erheben sich der Fragen wieder sehr viele. Ist nicht die spanische mit dem römischen Oberhaupt in gar anderem Sinn verbunden, als die französische? Und wie? Als die letztere den vier Artikeln fest anhing, während das gemeinschaftliche Oberhaupt unaufhörlich dagegen arbeitete, gehörte denn damals diese französische, ihre Freyheiten gegen die *romana omnium magistra* vertheidigende Nationalkirche so unter die katholische Allheit, daß, was sie nicht zugeb, nicht katholischer Grundsatz war? Oder wird, wenn je in Frankreich die vier Artikel und was daran hängt, durch eine mit einem *Placetum* versehene Bulle erteigert wurden, die französische Nationalkirche dadurch um so katholischer? Ueberhaupt, erkennt denn das gemeinschaftliche Oberhaupt auch diejenige als genugsam mit ihm verbunden, welche nicht ihn, sobald er förmlich und amtlich spricht, für den Mund der römischen und diese

M (3)

für

für die Sprecherin, ja Meisterin der ganzen Kirche factisch anerkennen? Auch die Praxis endlich kann eben so wenig ein sicheres Kennzeichen eines allgemeinen echt-katholischen Grundsatzes seyn. Wer weiß, ob sie überall ist? Und wenn sie es heute ist, so lange allenfalls eine weltliche Obermacht die Hand über alle halten mag, wer weiß, ob sie morgen eben so seyn wird? Genug, wenn nur das echt-katholische Grundsatz ist, was nicht nur Stimmenmehrheit, sondern sogar Stimmeneinheit aller mit Rom verbundener Particularkirchen dafür anerkennt, so wird der Katholik sowohl als der Protestant noch viel weniger, was in den praktischen, das heißt, in den wichtigsten Grundsätzen echt-katholisch sey, wissen können, als bey den Protestanten, was lutherisch, zwinglisch oder evangelisch. Der einzige Vortheil aber, daß man den Protestanten, wenn sie eine Praxis oder einen Grundsatz, z. B. der deutschen Katholicität, tadeln, den Begriff, daß es zum Katholicismus gehöre, ableugnen kann, wird doch wohl den Schaden nicht aufheben, welcher dadurch entsteht, daß man nach den oben gegebenen Kennzeichen fast nie entscheiden könnte, was denn als echt-katholisch feststehe. Den Protestanten, sagt v. Werkmeister S. 20, daß ihre Bibelgesellschaften Uebersetzungen ohne Noten geben müßten, weil Harms und Funf, Kanne und Ammon, die Conventikel in der Schweiz und die Secte in Pommern nicht zu gleichen Noten sich vereinigen würden. Und so ins Unendliche. Allerdings. Eben deswegen lassen sie, sofern sie bedenken, was ihr alle Stimmenmehrheit in Sachen des Gewissens ausschließender Protestantismus sagen will, einem jeden frey, zu einer nach dem Grundtext verfaßten Bibelübersetzung ohne Noten sich Harmsische oder nichtharmsische (harmlose) Noten, ja, wenn einer will, römische, quesiellische oder paraguayische Noten hinzu zu nehmen. Wenn hingegen, nach Hrn. v. Werkmeister Kriterien, der gewissenhafte Katholik um seines Seelenheils willen nur echt-katholische Noten haben möchte, von denen er gewiß wäre, daß alle, alle Particularkirchen in der durch Se. Heiligkeit mit der römischen Particularkirche geknüpften Verbindung vereint sie für echt-katholisch achten, so wüßte Rec. in Wahrheit nicht, wie er auf diesem Wege zur Zuverlässigkeit kommen könnte. Wenn der Erzbischof von Mohilew mit der kathol. Nationalkirche in Rußland Bibeln ohne Noten für echt-katholisch annimmt, der Papst aber und die Bischöfe von Polen (großentheils) solche Bibelverbreitung für *exclusum consilium* und *usurarium inventum* der Häretiker erklären, wo ist alsdann der echt-katholische Grundsatz über diese wichtige Praxis, oder soll das katholische Volk so lange der Bibeln in Landessprachen entbehren, bis ihm die mit römischen Noten eben so wohlfeil von Sr. Heiligkeit verschafft werden, als die reinen Uebersetzungen der Vulgata durch die *implos novatores*? Soll man überhaupt — denn darin concentrirt sich am Ende

die entscheidende Frage! — soll man, was *echt-katholisch* sey, das heißt, was für Menschen und Christen *allgemeingültig* werden solle, durch Stimmenmehrheit, ja Stimmeneinheit der mit Rom verbundenen, oder soll man es vielmehr durch die aus der Prüfungsfreyheit für die Gleichgefinnten entstehende ungebundene Einsicht der Sachgründe um durch eine nicht bloß etwa factische, sondern auch verständig erprobte Praxis gewissenhaft und ohne den Nothbehelf kanonistischer subtilisirender Distinctionen herausfinden und anerkennen? Oder vermag denn irgend eine Gesamtheit, sey es auch eine Kirche, vor Willkürlichkeit sich zu sichern, wenn sie zugleich die Vormünderin Aller (dem Namen nach) und (in der That) die Bevormundete Weniger ist? Es darf dann nicht einmal noch hinzukommen, daß diese Wenigen großentheils zum Selbstarbeiten zu vornehm sind.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Bonn, b. Weber: *Kirchliche Gebetübungen*. Von G. S. Röger, Doctor der Religionswissenschaften und Probst zur L. Frauen in Magdeburg. Mit dem (sehr gut getroffenen) Bildniß des Vfs. 1824. X u. 176 S. 8. (22 gGr.)

Eine Schrift, die beachtet zu werden verdient. Denn wenn auch die in ihr enthaltenen *Gebetübungen*, in so fern sie zunächst für *Landgemeinden* bestimmt sind, manches, in der Form zu wünschen übrig lassen, und nicht überall ihrer Bestimmung zu entsprechen scheinen, oder für diese ganz geeignet gefunden werden möchten, so ist doch die vorherrschende Idee, unsere Glaubensgenossen mehr zum Beten, zum Herzensgespräch mit Gott, zum Aufblick zu ihm in frommen Sinn christlicher Kindlichkeit, anzuweisen und zu gewöhnen, und dies insbesondere auch durch kirchliche Gebetübungen, und durch Verwandlung manchen Predigtstunden an Wochentagen in eigentliche Betstunden, in der That sehr beachtungsworth. Nur muß man dieses freylich nicht, wie Hr. R. sehr richtig bemerkt, durch ein ewig wiederkehrendes Formelwerk, durch ein mechanisches, nach Zeit und Maas und Wort und Zahl abgemessenes Singen, Sagen, Plappern und Murmeln gewisser Gebete, die auch da, wo Herz und Gemüth nichts damit zu thun haben, noch einen Dienst vor Gott ausmachen sollen, und die nach Judenbegriffen der Gottheit statt Opfer dargebracht werden, bewirken wollen. Gebete müssen, wie bekannt, freyer Herzenserguss seyn, wenn auch gleich leitende Ideen dem Betenden dazu gegeben werden können. Diese wird er leicht in die Gebetsform einkleiden oder umwandeln, wenn er nur einigermaßen daran gewöhnt wird, und sich darin übt. Das Gebet des Herrn besteht ja auch aus solchen leitenden Ideen, die der Betende benutzen und anwenden soll, je nachdem seine Bedürfnisse ihn für die weitere Verfolgung dieser oder jener

Bitte drängen, wenn auch gleich jede derselben für sich ein Ganzes ausmacht; und Hr. Dr. Angulimöchte nicht ganz Unrecht haben, wenn er und mit ihm mehrere glauben, daß jede Bitte der Anfang oder ein Theil den jüdischen Zeitgenossen Jesu nicht unbekannter Gebete gewesen, die von der Christ nach seinen Bedürfnissen und Verhältnissen ausbilden soll. Daher auch einige Liturgen und Liturgiker den Vorschlag gethan haben, dem Prediger nur Gebetsideen zum liturgischen Gebrauch zu geben, und ihm die Ausführung derselben zu überlassen, wobey aber vorausgesetzt wird, daß dieser Geist und Herz zum Beten habe. Auf diese Ansicht gründeten sich auch die *stillen Gebete*, wie Hr. R. sie nennt, die er den liturgischen angehängt hat, und die nur die Gedanken zu Gebeten enthalten, und vornehmlich den Zuhörern nützlich werden sollen. Freylich müssen sich, wie gesagt, diese mehr daran gewöhnen, Gedanken in Gebete übergehen zu lassen. Doch dies ist hier nicht schwer, weil es eine *stille Unterhaltung* mit Gott seyn soll, und der Betor also keine Furcht vor Aussen hat. Auch thut es ja nichts, wenn die Gedanken nicht überall und jedesmal diese Form erhalten, sondern nur mit Einstimmung des Geistes und Herzens gelesen werden. Nur bleibt es immer wahr, für *Landgemeinden* ist nicht überall der rechte Ton getroffen, und Hr. R. denkt sich diese auf einer höhern Stufe der geistigen Bildung, als die sie erstiegen haben, welches auch wohl bey manchen liturgischen Gebeten, die der Prediger spricht, der Fall seyn möchte, und die noch überdies als Gebete zu lang sind. Denn es ist wohl nicht gut möglich, das Gemüth so lange in einer betenden Stimmung zu erhalten. Gebete müssen als Herzensergießungen, wie uns auch Christus durch Wort und That gelehrt hat, kurz seyn. Aber Hr. R. will sie auch nicht als eine wörtlich anzuwendende Agende oder als wörtlich beyzubehaltende Formulare, die nur abgelesen werden sollen, gebraucht wissen. Diesen ist er überhaupt nicht hold, und meint, daß freye Bewegung dem Gottesdienste evangel. Christen so eigenthümlich, so wesentlich sey, daß er aufhöre das zu seyn, was er seyn soll, und als evangelische Gottesverehrung allein seyn kann, wenn Formelwerk jene freyere Bewegung hemmt, als welche Abwechslung fodert, Worfesseln scheut und verächtet, und für die einzelne Einrichtung wohl das Schematisiren, aber nicht das Binden an Formen leidet u. s. w. Uebrigens kann man das Kraftvolle, das den Geist lebende den Gebeten nicht absprechen und selbst die Länge derselben wird entschuldiget, wenn man den Zweck des Vfs. bey ihrer Abfassung berücksichtigt. Sie sollen nämlich einen Betstunden-Gottesdienst bilden helfen. Daher denn auch die Einrichtung: Erst ein Introitus in biblischen Worten, die der Prediger singt und das Chor beantwortet; oder ein Gesang der Gemeinde; dann das Gebet, an welches sich auch wohl, besonders wenn nicht vorher gesungen ist, einige Liederverse anket-

ten; worauf das stille Gebet, wozu Hr. R. die Gedanken angiebt und wozu einige Minuten bestimmt sind, folgt, an welches sich dann, nach einer einfachen Antiphonie eine kurze Nachrede des Predigers, gewöhnlich über einen biblischen Spruch, ketet und ein Liedervers des Ganzen beschließt. Denkende und alle, die es mit der Erbauung ihrer Mitmenschen und der Förderung jener gutmeinen, können dieser Einrichtung und dieser Art des Gottesdienstes ihren Beyfall nicht versagen, und werden gewiß wünschen, daß sie bey und in allen Landgemeinden eingeführt werden möge. Denn es ist doch in der That des Predigers zu viel zu unserer Zeit, ob man gleich nicht den hohen Werth derselben verkennen kann und es für einen Vorzug des evangelischen Gottesdienstes halten muß, daß bey uns mehr, als in der katholischen Kirche, auf das Predigen gehalten wird, worauf auch Luther, da er das große Werk der Reformation begann, so eifrig drang. Daher auch Hr. R. es gar nicht aus unserm sonn- und festtägigen Cultus will verdrängt wissen, so wie er denn auch selbst für seine Wochenbetstunden eine *Nachrede des Predigers*, welche nichts anderes ist, als eine kurze Betrachtung über einen biblischen Spruch, anordnet. Nur mehr soll in diesen, wie es auch schon die Benennung fodert, gebetet werden. Und er hat, wie Rec. schon vorhin bemerkte, Recht. Das Beten wird bey uns oft zu sehr in den Hintergrund gestellt, und nur die bey uns eingeführten mehrere Gesänge, die doch auch Gebete sind, können uns gegen jenen Vorwurf entschuldigen. Auch fürchte man wohl das Plappern und *Barroleyen* und dachte zugleich an die Unfähigkeit so vieler, ihr Gemüth im Gebet zu Gott zu erheben. Doch diese wissen auch nicht viel vom Predigen! — Das Verzeichniß der Gebete ist folgendes: 1) 2) 3) 4) 5) Morgenandachten; 6) Freude an kirchlicher Versammlung; 7) Feyer der Grabruhe Jesu; 8) Feyer der Unsterblichkeit; 9) Vorbereitung zum allgemeinen Bußtage; 10) Morgenandacht am Geburtstage des Königs; 11) bey dem Anfang der Aerate; 12) nach vollendeter Aerate; 13) Vorbereitung zum Todtenfest; 14) vor dem Schluss des Jahres. — Für Denkende und Menschen vom religiösen Gefühl ist alles trefflich gesagt, und diese werden gewiß nicht ohne Erbauung aus einer solchen Betstunde weggehen. Bey unsern gewöhnlichen Betstunden, die in weiter nichts bestehen, als in einem Gesang und in dem Ahlesen eines Kapitels aus der Bibel, möchte dies nicht der Fall seyn! — Noch sind den Gebeten einige *Nachworte des Vfs.* angehängt. Sie betreffen meistens liturgische Gegenstände und wird sich Rec. an einem andern Orte mit Mehreren darüber erklären.

JUGENDSCHRIFTEN.

HALLE, im Waisenhaus: a) *Lehrbuch für die obere Religionsklassen in Gelehrtenschulen.* Von Dr. Aug. Herm. Niemeyer. Dreyzehnte Aufl. 1823. 22 Bogen. 8. (16 gr.)

- b) *Erläuternde Bemerkungen und Zusätze zu dem Buch für u. f. w., nebst einer Abhandlung über die Methodik des Unterrichts.* Zum Gebrauch der Lehrer, herausgegeben von Dr. Aug. Herm. Niemeyer, Königl. Preuss. Oberconsistorialrath u. f. w. Fünfte Ausgabe. 1822. 1 Alphabet. 8. (1 Thlr.).

Da dies Lehrbuch bereits in so viele Gymnasien, sowohl des Preuss. Staats, als des Auslandes, eingeführt ist, so hat der Vf. wohl mit Recht Bedenken getragen, in den schnell aufeinander folgenden Ausgaben bedeutende Veränderungen zu machen, was bey Schulbüchern immer Irrungen veranlaßt. Doch ist keine ohne Verbesserungen und Berichtigungen geblieben. Bey den beiden neuesten vertritt sehr zweckmässig die vorgesetzte Aufschrift an die Mitglieder der obern Klassen, in welchen dies Lehrbuch zum Grunde gelegt wird, die Stelle der Vorrede. Hr. C. N. will durch sie die Jünglinge vor dem bloß historischen Wissen warnen. Möchte sie doch auch von den Lehrern beherzigt werden, die gerade in den obern Klassen gelehrter Schulen so leicht das Praktische über dem Wissenschaftlichen verkümmern, und über diesem jenes hintansetzen. Der Vf., der aus vieljähriger Erfahrung die Gestalt und Mängel des Religionsunterrichtes in diesen Klassen, so wie das Eine, was Noth ist, kennt, sagt sehr wahr in der Aufschrift: „Glaube keiner, daß er schon durch historisches Wissen den Geist und die Kraft des echten christlichen Glaubens und Sinnes überkommen könne. Leicht könnte es ihn darum bringen, wenn er zu hohen Werth darauf setzte. Nur wer Gott und den er gesandt hat immer besser und würdiger erkennen und verehren lernt, das Gefühl der Abhängigkeit von dem, in dem alles Leben wohnt, in sich wach erhält, überall auf die Stimme seines Gewissens hört, den Sinn Christi zu dem seinen macht, die Vorschriften unserer heil. Bücher zur Regel seines Lebens wählt, nur der ist des hohen Namens eines *Christen* werth. Ihm wird der Leichtfinn und die Verführung der Welt seinen Glauben nicht entreißen, ihm wird der Aberglaube und die Schwärmerey des Zeitalters das Licht des Geistes nicht verdunkeln. Seine Religion wird *Wahrheit, Tugend und Liebe*; ihre Frucht *Ruhe, Friede und Seligkeit* seyn. Keinem gewährt diese der Buchstabe eines tothen Wissens; keinem bloße Philosophie und Gelehrsamkeit. Aber in wem der rechte Sinn für das Heilige und Göttliche wohnt, unter dessen Händen wird auch jenes ein Mittel werden, die Herrlichkeit des Christenthums immer mehr zu erkennen.“ Darauf muß nun auch der Lehrer, der dies Lehrbuch braucht, hinzuwirken suchen, da dieses nur Winke und Fingerzeige dazu geben kann, und frey-

lich mehreres enthalten muß, was nicht Religion im eigentlichen, höchsten und wahrsten Sinne ist, ob es gleich mit dieser in irgend einer Verbindung steht, und mehr menschliches Meinen, wissenschaftliche Ansicht und historisches Wissen ist, wohin z. B. gleich Abschnitt I. u. II. gehören, welche die Einleitung in die biblischen Schriften und die Geschichte der Religionen umfassen. Es sollte ja aber auch nicht ein Katechismus, ein Lehrbuch der Religion für Elementarschulen, sondern ein Lehrbuch für die obern Religionsklassen seyn, deren Schüler schon eines reifern Nachdenkens fähig sind, und mit jenem historischen Wissen, mit jenem wissenschaftlichen Ansichten nicht ganz unbekannt bleiben dürfen. Ueber das zu Viel oder zu Wenig in diesem Wissenschaftlichen werden die Stimmen immer getheilt bleiben; genug, daß der Vf. nichts übersehen, nichts unbeachtet gelassen hat, was mit Recht für zweckmässig gehalten werden muß, welches ihm bey seinen umfassenden Kenntnissen, bey seiner gereiften Urtheilskraft, bey seinem Sinn fürs Wahre und Praktische, bey seinem mannichfaltigen hierher gehörigen Erfahrungen, um desto leichter wurde. Daher bleiben sich auch in dieser Hinsicht die neuern Ausgaben ziemlich gleich, wenn auch schon hier und da, wie vorhin bemerkt worden, eine kleine Abänderung statt finden sollte. Auch muß man von diesen spätern Ausgaben eben das rühmen, worauf schon bey den frühern das Bestreben des Vfs. gerichtet war, Mäßigung und Vorsicht in allen Urtheilen über streitige Punkte! Uebrigens unterscheidet der Abdruck einiger Hauptstellen des N. T. in der Grundsprache die neuesten Ausgaben von den ältern, wobey der Vf. wahrscheinlich die Absicht hatte, daß der künftige Jurist oder Mediciner mit der Ursprache des N. T. einigermaßen bekannt werden sollte, welches freylich in früherer Zeit weniger nöthig war, da das N. T. in allen sogenannten griechischen Klassen, wohl gar ausschließungsweise, gelesen wurde, wie dies selbst bey den gelehrten Schulen der Fall war, denen jetzt Hr. Canzler IV. als Director vorsteht. Doch ist der Preis des Buchs durch diese Zugabe nicht erhöht worden.

Die *erläuternden Anmerkungen* u. f. w. haben in der vorliegenden vierten Ausgabe nur einige wenige Zusätze und literarische Nachträge erhalten.

Rec. schließt diese Anzeige mit dem dem Niemeyerischen Schluß der Vorrede nachgebildeten Ausruf: Heil dem Jüngling, der so vorbereitet, diese Religionskenntnisse mit in sein folgendes Leben hinübernimmt, und sie bey sich lebendig und fruchtbar werden läßt! Heil der Anstalt, die durch einen solchen Unterricht ihre Schüler sowohl vor Gleichgültigkeit gegen Religion, als vor religiöser Schwärmerey zu verwahren sucht!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

PHILOSOPHIE.

STUTTGART, in der Metzlerischen Buchh.: *Die Freyheit des menschlichen Willens*, von *Gustav Ferdinand Bockshammer*, Pfarrer in Buttenhausen. 1821. VIII u. 145 S. gr. 8.

Der leider! zu früh verstorbene Vf. stellt hier über diesen, bekanntlich so schwierigen Gegenstand der menschlichen Forschung, Untersuchungen an, die, wenn sie auch nicht in allen Puncten befriedigen, doch sehr lesenswerth sind. Der Vortrag ist klar und lebendig, oft blühend, führt die Hauptgründe zur Vertheidigung der menschlichen Freyheit an, und zeigt überhaupt den Vf. als einen Mann, der sowohl wegen seiner philosophischen Kenntnisse, als auch wegen seines warmen Interesses für Sittlichkeit und Religion, über diesen Gegenstand zu sprechen, Beruf hatte. Wir wollen versuchen, des Vfs. Gedankengang, der in einer Abschnittslosen Darstellung fortläuft, kürzlich anzugeben, und das nach unserer Ansicht etwa Fehlende anzudeuten.

Zuerst vertheidigt der Vf. mit hinreichenden Gründen die Forschungen dieser Art, trotz der so oft misslungenen Versuche, und zeigt, daß die Furcht vor den Resultaten derselben für das practische Leben eitel sey, so wie daß und warum demjenigen, welcher überall nach den letzten Gründen zu fragen gewohnt ist, weder das natürliche Bewußtseyn, noch auch das gewöhnliche Auskunftsmittel, die Sache in der theoretischen Philosophie auf sich beruhen zu lassen und die Freyheit zum Behufe des Handelns bloß zu postuliren, nicht genüge. Er findet, daß wenigstens dem Forscher die *practische* Freyheit nicht genugsam gesichert sey ohne die *transcendentale*, und daß die Frage nach dem Wesen der menschlichen Freyheit, und wie sie mit dem Glauben an Gott und mit der Annahme einer ewigen Ordnung der Dinge zu vereinigen sey, so lange wiederkehren werde und wiederkehren müsse, bis der Widerspruch unter den Begriffen nicht etwa bloß bey Seite geschoben, sondern, aufgehoben sey. Hiemit zugleich die Aufgabe seiner eignen Untersuchung bezeichnend, bahnt er sich den Weg zu diesem seinen Ziele durch die Widerlegung einiger der gangbarsten Definitionen, welche man von dem Begriffe der Freyheit gegeben hat, und will die Freyheit überhaupt weder als die Herrschaft des Geistes über die Luste und Begierden, noch auch als ein Vermögen zum Guten und

Bösen erklärt wissen, sondern negativ, als die *Abwesenheit des Zwangs oder der Nöthigung*, und positiv, als *bewusste Selbstbestimmung*. Zur Rechtfertigung besonders der letztern Begriffsbestimmung beruft sich der Vf. auf den Willen, welchen er seiner Natur nach für eine bewusste Thätigkeit mit selbstständiger Richtung erklärt, und dessen Thatfachen und Gesetze er auch für die einzige Quelle zur Vertheidigung der Sache selbst angesehen wissen will, indem er zeigt, daß der Mensch weder durch die Naturbetrachtung, noch auf dem Wege der Speculation auf die Idee der Freyheit geführt werde, und mithin auch dieselbe, als zu einer speciellen Thätigkeit gehörend, nicht aus allgemeinen Begriffen ableiten oder beweisen könne. Deshalb stellt sich dem Vf. auch als die einzige Methode, die menschliche Freyheit zu vertheidigen, das *Nachweisen* derselben in den Thatfachen und Gesetzen des Willens selbst dar.

Nachdem sich der Vf. durch diese Bemerkungen den Gesichtspunkt und die Methode für seine Untersuchungen festzustellen gesucht hat, hebt er die Thatfachen selbst hervor, welche dem Menschen zur Behauptung seiner Freyheit zur Basis dienen, und findet dieselben theils auf der theoretischen, theils auf practischen Seite des menschlichen Geistes. Dort nämlich in der Reflexion des Geistes auf sich selbst, in den philosophischen Bestrebungen, und in den Werken der Kunst, hier dagegen in dem Bewußtseyn des Handelns, des sittlichen Gesetzes und der Zurechnung. „Ohne die freyste That des Geistes, sagt er S. 29, würde ein Mensch nie zu sich selbst *Ich* gesagt haben, noch sagen können. Nur indem die Seele die Reihe vorübergehender Sensationen, in welcher sie mehr sich verlor, als fand, willkürlich abbrach, (denn für dieses Abbrechen liegt in dem sogenannten Naturlaufe kein Grund) und sich, durch Zurückgehn auf sich selbst, unterschied von den Dingen und den durch dieselben bewirkten oder innerlich entstandenen Eindrücken; fand sie sich selbst, und zwar nicht durch ein Suchen, sondern vermittelt ihrer eigenen, von keiner äußerlich vorgegangenen Bedingung abhängigen That. Schon der Anfang des Selbstbewußtseyns ist also reine Selbstbestimmung, und demnach die Freyheit eine Thatfache, die mit dem Wesen des Ich zusammenfällt. — Daß ferner die Seele sich ihrer Identität, mitten unter den Strömungen der Dinge bewußt bleibt, ist nur dadurch erklärbar, daß sich etwas in ihr

ihm findet, was nicht zu diesen Erscheinungen gehört, sondern, anstatt mit dem Strome zu schwimmen, sich demselben entgegenzusetzen; und wie aus sicherer Höhe darauf herabsehen kann." — Betrachtet man weiter den Zustand des Philosophirenden, so wird man ihn nur dadurch als möglich finden, daß die Seele willkürlich aus der, immer im Forttreiben begriffenen, Reihenfolge der äußerlichen und innerlichen Erscheinungen heraustreten, und mitten im Flusse der Veränderung immer wieder zu dem Bleibenden, als dem Grunde der Erscheinungen zurückkehren kann, oder daß sie zurückzugehen vermag, wozu keine Naturlauf hinreicht, nämlich auf die Gesetze und den Grund ihres eignen Daseyns und Wirkens, so wie des Daseyns und Wirkens der Dinge. So ist also der Wille der rechte Erlöser des Menschen auch in Bezug auf das höhere Erkenntniß vermögen. — Selbst in den Hervorbringungen des Künstlers ist bisher behauptete Unabhängigkeit des Geistes von dem Triebwerke nothwendig in einander greifender Ursachen und Wirkungen nicht zu erkennen; denn die Kunst strebt nach Darstellung dessen, wovon die äußerliche Natur nur Erscheinung ist, nach Darstellung der ursprünglichen Natur, also, oder der Ideen, wodurch dennoch der Künstler eine andere Natur der erscheinenden gegenüberstellt, und in seinen Hervorbringungen sich als wahrhaft frey, d. h. als schöpferisch bewährt. — So wie nun der freye Wille Grundbedingung des höhern Wissens und der Kunst ist, eben so verhält er sich auch zu dem wahren Handeln. Die wahre Handlung ist die, welche mit dem Bewusstseyn der eignen Wirkksamkeit verbunden ist. Das Bewusstseyn der wahren Handlung kann also nur in dem wollenden Geiste entstehen, und zwar nur in dem Falle, wenn er, von sich selbst wissend und sich selbst bestimmend, für etwas Beabsichtigtes sich entschieden hat. Nur vermittelt des freyen Willens wird, was von uns gefordert, zu unserer eignen That, von der eben deswegen die wahre Ursache nur in uns liegt, nämlich in demjenigen, was Jeder sein eignes Selbst nennt, welches, das in dem Menschen ist, was von sich weiß, und aus sich handelt. — Bey jeder wahren Handlung ist aber auch zugleich die Frage nach ihrem sittlichen Werthe unvermeidlich. Jeder soll, er weiß es, seinem Gewissen gemäß handeln; dieß ist aber ein Gebot, welches keineswegs nur ruhige Hingebung in den Lauf der Erscheinungen, sondern vielmehr häufig Widerstand gegen denselben fodert. Ein Sollen dieser Art ist nun entweder ohne Sinn, oder es deutet auf ein Können, oder auf die Kraft des Willens, sich, welches auch sonst der Lauf der Dinge seyn mag, für ein sittliches Ideal zu bestimmen. — Die Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetze, welches mit Nothwendigkeit gebietet, ohne eine Nothwendigkeit einzuschließen, und in jedem Augenblicke übertreten werden kann, diese Uebereinstimmung ist es, welche Würdigkeit giebt, und das wahre Wesen der Sittlichkeit ausmacht, Ohne einen unsträflichen Widerspruch in das Wesen des Men-

schen selbst zu setzen, ohne das Gewissen, an dessen Gewisheit Niemand zweifelt, Lügen zu strafen, kann dennoch nicht angenommen werden, daß, was der Mensch sich und Andern zuzurechnen verbunden und gedrungen ist, doch nicht zurechnungsfähig sey, oder mit andern Worten, die Ueberzeugung von der Freyheit des Willens kann nicht aufgegeben werden."

Rec. gesteht dem Verf. recht gern zu, die Frage nach der menschlichen Freyheit aus dem richtigen Gesichtspuncte gefaßt zu haben; denn auch er ist der Ueberzeugung, daß die Speculation nicht eher eine Construction der Begriffe von den Dingen versuchen und das menschliche Seyn und Wirken einfügen wollen kann in die Ordnung derselben, bevor nicht die Richtigkeit und Wahrheit der das letztere specifisch angehenden Begriffe aus ihrer Quelle im Bewusstseyn selbst sicher gestellt ist. Auch ist Rec. überzeugt, daß die Thatfachen, worauf sich der Vf. beruft, in der Beurtheilung des menschlichen Daseyns so wenig gleichgültige Sachen sind, daß sie vielmehr, zu dem unverwüßlichen Eigenthume der Menschheit gehörend, und ihrem Daseyn nach Gewisheit mit jedem nothwendigen Begriffe theilend, immerfort jeder Philosophie sich entgegenstellen werden, welche auf dem Fluge der Speculation dieselben aus den Augen verliert. Ob aber die Freyheit durch die gegebenen Definitionen richtig bestimmt worden sey, und ob die hervorgehobenen Thatfachen auch diejenige Klarheit und Behandlung von dem Vf. erhalten haben, die erforderlich ist, um die Freyheit in dem Wesen des Geistes wirklich nachzuweisen, daran muß Rec. zweifeln. Denn wenn die Freyheit zuerst negativ erklärt wird als die Abwesenheit des Zwangs oder der Nothigung; so könnte man sich zwar damit begnügen lassen, in sofern man diejenigen, in der Definition nicht angegeben, Elemente des Begriffs, ohne welche aber doch die Sache nicht denkbar ist, nämlich das die Abwesenheit des Zwangs einem Subjecte für eine Thätigkeit zukommt, als leicht hinzuzudenkende ansehen kann. Wenn aber in der hinzugefügten positiven Erklärung und deren weiterer Auseinanderlegung die Freyheit ausschließlich auf den Willen bezogen, und nur für denselben und in denselben gesetzt wird; so ist damit weder die Freyheit überhaupt defnirt, indem es auch eine äußere, bloß auf die Ausführung eines bereits gefaßten Willens sich beziehende Freyheit giebt, noch stimmt auch die Erklärung mit der Thatfache zusammen, worin der Vf. selbst Freyheit anerkannt hat, nämlich mit der Reflexion des Geistes auf sich selbst. Unverkennbar ist es, daß der Mensch ursprünglich sich selbst findet, nicht weil er sich sucht, und daß er sich auf sich selbst reflectirt, und den Gedanken Ich erzeugt, nicht weil er will, oder aus Absicht; es ist dieß vielmehr ein Act, welcher dem wirklichen Wollen vorausgeht, und die Bedingung ausmacht, daß der Mensch sich einen Willen beylege, oder daß eine bewusste Selbstbestimmung in ihm eintreten kann. Entweder nun ist in diesem

Aktuelle Freyheit, oder die Freyheit ist etwas Anderes, als eine bewußte, und aus Bewußtseyn hervorgegangene Selbstbestimmung. So wenig aber die Bestimmung der Grundbegriffe ohne Mangel ist, so wenig befriedigt die Behandlung der Thatfachen, durch welche der Vf. die Freyheit in dem Menschengeiste nachweisen will. Eine eigentliche Analyse des Willensvermögens, welche doch wohl zu diesem Zwecke erforderlich gewesen wäre, giebt der Verf. nicht. Er befaßt sich auf jene Thatfachen mehr nur im Allgemeinen, und zieht weder ihren inneren Zusammenhang in besondere Betrachtung, noch auch den Umstand, daß in jeder derselben eine gewisse Nothwendigkeit, oder etwas für den Menschen Unvermeidliches enthalten ist, von der Reflexion des Geistes auf sich selbst an, bis zur Anerkennung der Schuld oder Unschuld nach einer vollbrachten That. Gewiß war der Vf. auf dem rechten Wege, als er unter den Elementen der menschlichen Freyheit die Reflexion des Geistes auf sich selbst zu oberrückte; aber er giebt diesem Acte des menschlichen Geistes bey weitem nicht die Folgen, welche derselbe hat, und läßt ihn unbeachtet zur Ergründung und Aufklärung der anderweitigen Thatfachen, die auch schon dem natürlichen Verstande die Quelle seines Freyheitsbegriffes ausmachen, obgleich jener Act der eigentliche Anfangspunkt alles wahrhaft geistigen Lebens ist, und alle höhere Theilnahme des Geistes an seinem Daseyn und Ziele begründet, in deren Erhaltung der Freyheitsbegriff in der That seine ganze praktische Bedeutung besitzt. So lange nicht dieser Act des menschlichen Geistes ganz vorzüglich hervorgehoben, und nach dem Einflusse klar gemacht wird, welchen er auf unser gesamtes geistiges Daseyn und auf das practisch und sittliche Bewußtseyn insbesondere ausübt, wird in der Theorie der menschlichen Freyheit der Dunkel fortdauern. Und besonders aus diesem Grunde ermangelt auch der Vf. Darstellung für die folgenden Punkte, so viele geistreiche Bemerkungen sie auch in sich schließt, der rechten Tiefe.

Von S. 44. an wird nämlich die Freyheit betrachtet im Verhältnisse zu den religiösen Ideen, so wie zu den Naturbegriffen, und der Vf. sucht zuvörderst (gegen die Schellingsche Lehre) darzuthun, daß sie nur bey der Annahme eines persönlichen Urgrundes der Dinge bestehen könne, während sie bey jeder Lehre, welche das Bewußtseynlose und Willenslose an die Spitze der Dinge stellt, nothwendig aufgehoben wird. Er zieht sodann die Frage in Untersuchung, wie wohl der Kreatur mit der Freyheit des Willens eine von Gott unabhängige Macht zukommen könne, und beantwortet sie, auf die Art, daß er ein doppeltes Band zwischen Gott und dem Menschen unterscheidet; nämlich das Band der Natur, oder des Lebens, und das Band der Liebe oder des Geistes. Vermöge des erstern findet er die Seele mit Gott in einem nothwendigen und für sie unzerreißbaren Zusammenhange; das zweyte dagegen erklärt er für ein solches, welches durch Liebe, und Er-

kenntniß, als freye Hinkehr zu der entgegenkommenden göttlichen Liebe von Seiten des Menschen geknüpft werden soll, und dessen Knapfung oder Störung allemal anzusehn sey als das Werk der menschlichen Freyheit, oder als des Menschen Verdienst oder Schuld. Indes steht der Vf. das-darüber Gesagte selbst nicht für erschöpfend dar. Auch will er nichts Entscheidendes darüber äußern, ob dem Verstande das Zusammenbestehen der göttlichen Fortsetzung mit der menschlichen Freyheit völlig begreiflich zu machen sey. Nur das bemerkt er, daß das göttliche Erkennen und Denken ohne Zweifel etwas Anderes sey, als diese Worte, von dem Menschen ausdrücken, und weist zugleich nach, daß wirklich Vieles von der Art des menschlichen Willens und Denkens mit der Idee Gottes sich nicht verträgt. Bemerkungen, die v den verdienen, damit man die Frage nicht das bloße Bildlich zur Grundlage mache, und in Schwierigkeiten verwickeltung gäbe, für deren Wahrheit. Doch verfolgt der Vf. bis zur letzten Entscheidung zur Beantwortung der Frage heit, des menschlichen Willens und Gesetzmäßigkeit d stehen könne, und bejaht: daß er hinweist auf Gott, der Naturnothwendigkeit, theils indem er die Freyheit nicht als eine feindselige Macht für die Natur, sondern als das höchste Glied in derselben, wird aber für den letztern Punkt, wo es besonders den Gedanken anzuweilen sucht, daß sich in der ganzen Natur, ein Streben und Ringen nach einem geistigen und freyen Daseyn offenbare, oft so poetisch, daß die reine Wahrheit nicht selten vermischt wird.

Den Bechluß der Betrachtungen macht eine Beurtheilung des Bösen, sowohl nach seinem Ursprunge, als auch nach seiner Uebereinstimmung mit der Idee der göttlichen Heiligkeit und Allweisheit. Die Wurzel des Bösen liegt dem Vf. sehr in der menschlichen Freyheit, ohne daß jedoch dieselbe an sich etwas Böses sey. Das Böse entsteht vielmehr erst, indem sich der Wille den Sollensdationen der Sinnlichkeit hingiebt, und Gott konnte das Böse nicht unmöglich machen, wenn er das Edelste, was es neben ihm giebt, und seine Schöpferkraft am herrlichsten offenbaret, nämlich ein freyes Wesen wollte existiren lassen. Was aber dabey die Allgemeinheit des Bösen in dem menschlichen Geschlechte betrifft; so weiß der Verf. nicht anders zu erklären, als durch eine, in den Sagen der Vorzeit verbürgte, fündhafte That der frühesten Menschheit, wodurch die ursprüngliche Harmonie unter den menschlichen Kräften zerstört worden sey.

RECHTSGELÄHRTHEIT.

NEUSTADT, b. Wagner: *Die Kocheme Waldwä-
rey in der Reufsichen Märkte, oder die Gau-
ner und Gaunerarten im Reufsichen Voig-
lande und der Umgegend, ihre Taktik, ihre
Aufenthaltsorte, und ihre Sprache.* Verfaßt
vom Großherzogl. Sächs. Criminalgerichtsses-
sor Dr. Bischoff in Weida. 1822. X u. 80 S. 8.

Wir geben zwar zu, daß die seit einiger Zeit im-
mer mehr Sitte gewordene Bekanntmachung der
von Criminaljustizbehörden bey ihren Untersuchun-
gen herausgebrachten Notizen über das Gaunerwe-
sen und seine Vervielfältigungen und Verbindungen,
nicht ohne allen Nutzen sey; doch haben wir uns nie
davon recht überzeugen können, daß die Bekannt-
machung dieser Notizen den hohen Werth habe, den
die Herausgeber sich davon versprechen. Was die
wahrhaft furchtbaren Gauner, die listigen Diebe, und
die Anführer von Banden betrifft, so lesen diese wohl
solche Notizensammlungen so gut, und wohl noch
aufmerksamer, als unsere Criminaljustiz- und Poli-
zeybeamten; und lesen sie dieselben, so kann man
wohl mit Grund von ihnen erwarten, daß sie in Zei-
ten die geeigneten Maasregeln ergreifen werden,
um sich durch Künste aller Art, welche ihnen so
leicht zu Gebote stehen, unkenntlich zu machen, und
der Aufmerksamkeit der Criminal- und Polizeybe-
amten zu entgehen. Für den Criminalbeamten aber
haben solche Notizensammlungen, besonders die Gau-
ner- und Räuberlisten doch am Ende keinen
Nutzen; als daß er bey Aufgreifung irgend eines
oder des andern minder schlaun Individuums der
Gaunerkunft Anlaß erhält, dessen Lebenslauf von
Anfang an zu erforschen, die Untersuchung dadurch
recht in die Länge und ins Weite zu spinnen, und
den eingezogenen Verbrecher, während er seinet-
halben in ganz Deutschland und selbst in dem Aus-
lande herum korrespondirt, Monate und Jahre lang
im Gefängnisse sitzen zu lassen; so lange bis er ent-
weder stirbt, oder, was auch nicht selten der Fall ist,
entflieht, und damit der Untersuchung ein Ende
macht. Für den eigentlichen Zweck aller Criminal-
untersuchungen, der *Bestrafung der Verbrecher*,
wird in der Regel dadurch um so weniger etwas er-
sprießliches erlangt, da auf diese Weise eines Theils
so mancher Verbrecher seiner Strafe ganz entgeht,
andern Theils aber die Sitte, die wegen ihrer in un-
serm Lande verschuldeten Verbrecher dafür bey uns
bestraften Verbrecher, nach überstandener Strafe,
den auswärtigen Gerichten, wo solche noch wei-
ter verbrochen haben mögen, zur weitem Unter-
suchung und Zuerkennung der dort verwirkten Strafe
zuzuschicken, doch jenes Umherschreiben am En-

de zwecklos macht. Wobey endlich auch das nicht
zu übersehen ist, daß wenn ein Verbrecher einmahl
bey uns ein Verbrechen bekannt hat, das ihn — wie
dieses bey solchen Streunern meist der Fall ist — zu
lebenslänglicher Einsperrung, sey es in eine Straf-
oder Zwangsarbeitsanstalt, qualificirt, es ein wehr-
haft vergebliches Treiben ist, die ganze Reihe sei-
ner von Jugendauf verübten Verbrechen ausmitteln
zu wollen; indem alle diesfallsige Bemühungen doch
am Ende kein anderes Resultat geben, als das bereits
vorliegende; seine Einsperrung sey rechtlich begrün-
det und nothwendig.

Alles dieses vorausgesetzt, können wir denn auch
auf die Gaunerverfassung, deren Grundzüge uns Hr.
Dr. Bischoff in dem oben angezeigten Werkchen
mittheilt, und auf das Itinerarium dieses Nomaden
Völkchens, das er uns darin vorgezeichnet hat, kei-
nen sonderlichen Werth legen. Wir glauben viel-
mehr, es hätte ohne allen Nachtheil ungedruckt blei-
ben können. Die Gaunerherbergen, welche der
Vf. hier (S. 19 — 25.) andeutet, hätte das Criminal-
gericht Weida den benachbarten Behörden zur Füh-
rung der polizeylichen Aufsicht auf sie und ihre Gä-
ste durch schriftliche Communicationen mittheilen
sollen, — was es auch hoffentlich gethan haben wird, —
die öffentliche Bekanntmachung aber hätte unter-
bleiben können und sollen. Denn wirklich haben
wir diese Bekanntmachung für ganz zweckwidrig.
Sie kann zu weiter nichts dienen, als dazu, daß das
Streunervolk sich jetzt andere Herbergen sucht;
wozu es ihm in jenen Gegenden gar nicht an Gele-
genheit fehlen wird. Uebrigens hätte Hr. Dr. Bischoff
sein Itinerarium (S. 2.), das nur von *Lobenstein*
über *Schleitz*, *Graitz*, *Gera*, *Altenburg* nach *Leip-
zig* und von da wieder über *Pegau*, *Zeitz*, *Gera*,
Neustadt, *Ziegenrück*, zurück nach *Lobenstein* geht,
noch weiter verfolgen können. Uns ist wenigstens be-
kannt, daß die Wanderungen dieser Nomaden schon
lange zwischen den Grenzen des *Coburgischen*, *Wei-
marischen*, *Hildburghausischen*, an der ehemaligen
Würzburgischen, *Eisenachischen* und *Fuldaischen*
Grenze — denn von der Grenze entfernen sich diese
Nomaden nie — bis ins *Hessische* und die Gegend von
Frankfurt und *Mainz* hinziehen. Hätte er den In-
quisten, der ihm die Wanderungen von *Lobenstein*
aus angab, und zugleich (S. 3.) über die weitem
Wanderungen seiner Genossen mit der Antwort abzu-
speisen suchte, „die Kerls kämen draussen herein“
weiter befragt, er würde auch die frühen Züge der
Streuner bis zum gelobten Lande erfahren haben. —
Was von dem gapzen Büchlein etwa hätte gedruckt
werden mögen, ist bloß das *Wörterbuch der Gau-
nersprache* (S. 29 — 81). Die Verfassung der Gau-
ner (S. 6 — 18.) ist eine bekannte Sache.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

SULZBACH, in d. Seidel. Kunst- u. Buchh.: *Der neue Chiron*. Eine Zeitschrift für Wundarzneykunst und Geburtshülfe. In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von Dr. *Kajetan Textor*, öffentlichem ordentlichem Prof. an der Universität zu Würzburg, Oberwundarzt des Juliuspitals daselbst, mehrerer Gesellschaften u. s. w. Mitgl. *Erster Band*. 1823. VI u. 320 S. gr. 8. Mit 8 schwarzen und 1 col. Kpft.

Die chirurgische Schule an der Universität zu Würzburg hat sich schon zu jener Zeit große Verdienste um die Wundarzneykunst in Deutschland erworben, als, Berlin abgerechnet, für den Unterricht und die Vervollkommnung derselben, in unserm Vaterlande noch wenig geschehen war. Hochgefeiert möge immer unter uns der Name der Siebolds bleiben, die durch ihre Thätigkeit und ihren trefflichen Unterricht so manchen geschickten Wundarzt bildeten und Saamen austreuten, der jetzt schon reichliche Früchte getragen hat. Sehr erfreulich war es Rec., Hrn. *Textor* durch mehrere Aufsätze in diesem neuen *Chiron* vorzüglich, als einen Mann kennen zu lernen, der den ausgezeichnet guten Heilanstalten in Würzburg als Wundarzt gewiss mit Würde und großem Nutzen vorstehen wird, und wem kam es wohl mehr zu, diese Zeitschrift der Würzburger Schule zu erhalten, als dem würdigen Nachfolger des leider den Wissenschaften zu früh entrissenen Barthels von Siebold, welcher dieselbe vor 23 Jahren mit so lobenswerthem Eifer begonnen hat. Möge doch der Vf. und Verleger hinlänglich unterstützt werden, um diese Annalen jener höchst achtungswürdigen Anstalt fortsetzen zu können, die durch gehaltreiche Aufsätze sich bleibenden Werth zu sichern sucht, und sich dadurch vor der gewöhnlichen, der Literatur mehr nachtheiligen als förderlichen, jetzt herrschenden Journal-schriftstellerey, rühmlich auszeichnet, wie folgende Inhaltsanzeige beweisen wird. 1) *Ueber die Amputation im Kniegelenke*, vom Herausgeber. Der Vf. theilt zwey Fälle mit, in denen er diese Operation, wie man aus der Beschreibung und den beygefügtten Abbildungen ersehen kann, mit vieler Kunstfertigkeit und glücklichem Erfolge verrichtet hat. Diese Fälle und einige andere, die von andern Wundärzten verrichtet worden sind, beweisen, daß die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Exarticulation im Kniegelenke nicht gefährlicher ist, als die Amputation des Obersehenkels, und daß sie vor dieser Vorzüge hat, wenn es gelingt, einen bequemen Stelzfuß für solche Operirte ausfindig machen. 2) *Ueber die Verengerung des Bruchfackes bey angeborenen Brüchen*, vom Dr. *M. J. Cheilius*, ordentl. Prof. der Chirurgie zu Heidelberg. Der Vf. hatte Gelegenheit, in einem Leichname einen angeborenen Leistenbruch zu zergliedern, dessen Bruchfack an zwey Stellen verengert war, so daß er aus drey verschiedenen Theilen bestand; dieser Fall giebt ihm Gelegenheit, zugleich die verschiedenen Ansichten über die Verengerungen des Bruchfackes, die bey angeborenen Brüchen am häufigsten vorkommen, mitzuthellen. 3) *Ueber das Totalstaphylom der Hornhaut*, vom Dr. *C. J. Beck*, Prof. extraord. an der hohen Schule zu Freyberg. Mit wichtigen Gründen sucht der Vf. die ältern, besonders aber die Ansichten von Beer, v. Walther und Cheus über die Genesis des Staphyloms der Hornhaut zu widerlegen, und stellt dann eine eigene Meinung auf, welche aber wohl schwerlich genügender als die schon bekannten, genannt werden dürfte. — Wichtig ist die Beobachtung, daß ein Staphylom, welches zufällig durch eine Störung bey der Operation gespalten wurde, nach einer darauf folgenden mäßigen Entzündung ganz abgeglattet wurde, so daß die Hornhaut wie durch Eiterung zerstört erschien. 4) *Merkwürdige Steinschnittsgeschichten*, vom Hrn. Dr. *v. Klein*, Medicinalrath in Stuttgart. Sehr lehrreich, wie man es von diesem rühmlich bekannten Wundarzte nicht anders erwarten kann. 5) *Der äußere Schenkelbruch, entdeckt und beschrieben* von Dr. *A. K. Hesselbach*, Professor an der anatomischen Anstalt zu Würzburg. Entdeckt hat zwar der Vf. diesen Bruch nicht, denn Chopard und Desault haben diese Bruchart bereits hinlänglich deutlich bezeichnet; (M. f. der Herren Chopard und Desault Anleitung zur Kenntniß aller chirurgischen Krankheiten, a d. Franz. 2ter Band. Frankf. und Leipzig 1784. S. 263), allein es gebührt ihm doch das Verdienst denselben genauer beschrieben zu haben, als dieses früher geschehen ist; auch hatten einige neuere Wundärzte Zweifel dagegen erhoben, daß sich ein Bruch an der äußern Fläche der Schenkelgefäße bilden könne, ja ganz bestimmt erklärt, es sey ein solcher Bruch gar nicht möglich; diese Herren werden nun, durch jene That-sache belehrt, wohl anderes Sinnes werden.

6) *Beobachtungen über die Heilung der Lymphgeschwülste in ihren letzten Stadien*, von Dr. M. J. Chelius. Rec. kann des Hrn. Ch. Erfahrungen durch Beobachtungen aus seiner eigenen Praxis bestätigen, daß das Aetzmittel andern Heilmethoden bey den Lymphgeschwülsten, vorzuziehen sey.

7) *Ueber die Exarticulation im Ellenbogengelenke, von dem Herausgeber*. Der Vf. giebt ein sehr zweckmäßiges Verfahren an, wie diese Operation verrichtet werden kann, und erzählt zwey Fälle, in welchen dieselbe mit glücklichem Erfolge bey Lebenden unternommen hat.

8) *Geschichte eines ansteckenden Kindbettfiebers*, welches in der Entbindungsanstalt zu Würzburg herrschte. Entworfen von dem königlich bayerischen Medicinalrath und Professor d'Outrepont. Die Natur dieser verderblichen Krankheit, die zum Leidwesen der Directoren von Entbindungsinstituten immer von Zeit zu Zeit epidemisch wirkt, ist noch immer nicht hinlänglich aufgeheilt, und es ist daher eine jede sorgfältige Beschreibung neuer Epidemie derselben willkommen, und um so mehr, wenn sie so geistvolle Bearbeiter, wie Hrn. d'Outrepont, findet. Das Kindbettfieber der hier beschriebenen Epidemie behielt bey den meisten Kranken bis zum Anfange der kritischen Bewegungen den Charakter der Synocha; nur bey sehr ungünstigen Individualitäten nahm es den typhischen Charakter an. Die Krankheit fing bald mit Fieber an, bald mit den örtlichen Symptomen, doch meistens kamen die Schmerzen zuerst, und dann einige Stunden darnach das Fieber. Es liefs dieses Uebel keine seröse und keine Schleimhaut verschont. Das Leiden fing bald als Peritonitis, bald als Metritis an, einige Mal blieb das Uterinsystem ganz verschont. Das aus der Ader gelassene Blut zeigte meistens nur dann eine *Crusta inflammatoria*, wenn die Krankheit die Organe der Brusthöhle mit ergriffen hatte. Die Behauptung von Marcus und Richter, daß das Kindbettfieber ansteckend sey, fand man bestätigt. Die Behandlung mußte eingreifend seyn; Aderlässe leisteten um desto mehr Nutzen, je schneller man sie wiederholen mußte. Die meisten Kranken vertrugen das Nitrum gut; nur dann, wenn die Krankheit sich auf den Darmcanal ausdehnte, durfte man von demselben keinen Gebrauch machen. Calomel erzeugte häufig Durchfälle, und dann schadete es mehr, als es nützte, ein einziges Mal entstand nach seinem Gebrauch Salivation, welche auch kritisch schien. Die Krise machte sich durch sehr reichlichen Schweiß und den Bodensatz im Urine; beide waren notwendig zur Heilung der Krankheit, die Krise durch den Lochienfluß wurde meistens nur dann bemerkt, wenn das Geschlechtsystem heftig litt. Nur einmal machte sich die Krise mittelst des weissen Friesels. Die Genesung war meistens sehr kurz, die meisten befanden sich nach der Vollendung der Krise so wohl, daß sie bald den Austritt aus der Anstalt verlangten; auch Nachkrankheiten und Störungen in den Verrichtungen des Ge-

schlechtsystems hat man nicht bemerkt.

9) *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Italien und die Schweiz*, von Dr. Pagenstecher.

10) *Geschichte einer, wegen einer innern Krankheit, mit glücklichem Erfolge verrichteten Tracheotomie*, mitgetheilt vom Hofrath und Prof. Dr. Chelius in Heidelberg.

11) *Meine Werkzeuge zur Ausrottung der Nasenpolypen*, vom Hofrath Dr. Schreger in Erlangen. Der Vf. beschreibt zwey von ihm verbesserte Polypenzangen, bey welchen sich die Arme nicht kreuzen, und die besonders dann zu empfehlen sind, wenn die Polypen weit hinten in dem engeren Raume der Nasenwurzeln, die Wurzeln sehr umfänglich oder sehr dünn sind.

12) *Eine Elephantiasis der rechten untern Extremität und ihre Behandlung*, vom Hofrath und Prof. Chelius zu Heidelberg. Es erfolgte nach langer Zeit fortgesetzter Hungercur, der methodischen Einwickelung der Extremitäten und dem Gebrauche des Zittmannschen Decoctes, rückfichtlich der sonst großen Hartnäckigkeit jener Krankheit, baldige und anhaltende Besserung. Allein der Kranke starb plötzlich den Tag, nachdem man ihn aus dem Spitale entlassen und betrunken in dasselbe zurückgebracht hatte. Merkwürdig war es, daß man bey der Section keine krankhafte Veränderung eines Organes fand; von welcher man die Entwicklung des frühern Leidens oder des plötzlichen Todes hätte ableiten können.

13) *Von der Zahl derjenigen, welche durch Absetzung größerer Gliedmaassen geheilt worden*, von dem Herausgeber. Traue Uebersichten des Verhältnisses der Genesenen und Gestorbenen nach größern Operationen, wie sie hier der Vf. geliefert hat, können gewiß von Nutzen seyn; um den unerschämten Prahlereyen mancher Wundärzte entgegen zu arbeiten, und wenn sie in großen Summen gesammelt werden können, um die Vorzüge der einen Methode von der andern zu begründen.

14) *Plötzliche Hülfe bey heftigen Convulsionen, von der Durchschneidung des Zahnfleisches*, von Dr. J. F. Oesterlein, Oberamtsarzt zu Kirchheim unter Teck. Heftige, schon 3 Stunden anhaltende Convulsionen, die deutlich von dem erschwerten Durchbruche des linken untern Augenzahnes herbeygeführt wurden, und gegen welche man die kräftigsten Mittel vergeblich angewendet hatte, wurde durch das Durchschneiden des Zahnfleisches augenblicklich gehoben.

15) *Beschreibung einer Mastdarm-Afterverschließung und der dabey vorgenommenen chirurgischen Operation*, von Ebendemselben.

16) *Krankheits- und Sectionsberichte über den vom Herrn Medicinalrath Dr. v. Klein in Stuttgart, am 19ten Aug. 1819 zu Kirchheim unter Teck, am Blasensteine operirten, und am 16ten Nov. daselbst verstorbenen leutigen Gärtner J. M. Maier*, von Ebendemselben.

17) *Ein seltener Fall von Zerreißung des Mittelfleisches bey Entwicklung des Kopfes*, vom Leibwundarzt Dr. Frank in Stuttgart.

18) *Von einer abnormen Erweichung der Synchondrosen des Beckens während der Schwangerschaft*, von Ebendem-

demselben. Die Erweichung der Hüft-Heilbeinvereinigung war so bedeutend, daß die Frau während der letzten Monate der Schwangerschaft fortwährend im Bette liegen oder auf einem Armstuhl sitzen und die Entbindung künstlich vollendet werden mußte. 19) *Ueber den Fungus, die Struma testiculi;* eine Krankheit, die durch die Operation der Castration nicht kann entfernt werden, weil immer darauf die Lumbal- oder Inguinaldrüsen zu ungeheuren Massen anschwellen und das Lebensende des Kranken schnell herbeyführen. Aus Beobachtungen von Dr. M. Gierl, praktischem Arzte in Augsburg. Eine treffliche Abhandlung, welche practischen Wundärzten sehr nützlich werden wird. Der Vf. beschreibt die Desorganisation der Hoden, welche nach der Castration immer die angegebenen traurigen Folgen hat, so genau und der Natur treu, daß Rec. lebhaft an die Fälle dieser Krankheit erinnert wurde, die er selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Man möge sich bey derselben ja nicht durch die schnelle Heilung der Castrationswunde täuschen lassen; der im Hinterhalte lauende Feind tritt bald hervor und beschämt den Voreiligen oder Unerfahrenen. 20) *Ueber Verletzung der Arteria epigastrica und obturatoria bey Bruchschnitten,* vom Herausgeber. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, daß man in neuern Zeiten die Gefahr der Verletzung der beiden genannten Schlagadern bey dem Bruchschnitte übertrieben hat, wenn gleich nicht übersehen werden darf, daß man sich nicht auf die in den Annalen der Chirurgie aufgetragenen Fälle einer tödtlichen Blutung aus jenen Arterien, oder auch neue Verletzung derselben verlassen darf; denn nur wenige Wundärzte sind geneigt, die Operationen mit unglücklichem Ausgange öffentlich bekannt zu machen, und wie viele Operateure haben von jeher von den von ihnen verrichteten Operationen gar keine Nachrichten mitgetheilt. — Der von Trülstedt erwähnte Fall einer Verletzung der *Art. obturatoria*, ist allerdings noch sehr problematisch; Hey hatte einmal das Unglück, die *Art. obturatoria* zu verletzen (dieser Fall scheint dem Vf. entgangen zu seyn), allein die Blutung wurde durch Tamponiren gestillt, und nach Rec. vielfältigen Untersuchungen an Lebenden, nach Schenkelbruchoperationen und in Leichnamen, kommt der gefährliche Lauf der *Art. obturatoria* an der innern Fläche des Bruchfackes, hinter dem sogenannten Gimbernatischen Bande selten vor. — Indessen möge jene Bemerkung die Wundärzte nicht zu sicher machen, sondern sie nur auf den Mittelweg zurückführen. — Daß zur Radicalcur der Brüche der Schnitt der unblutigen Erweiterung vorzuziehen sey, davon ist Rec., durch Erfahrungen belehrt, fest überzeugt. *Castration an sich selbst verrichtet, um sich zu tödten,* vom Medicinalrath und Hofmedicus v. Klein. *Seltene Exstirpation eines Steatoms aus der Augenhöhle, von Ebendemselben.* Eine äußerst beschwerliche Operation, da das Steatom die ganze Augenhöhle ausfüllte, den Augapfel aus sei-

ner Höhle herausdrückte und mit dem Sehnerven so genau zusammen hing. Der erfahrene Operateur überwand aber alle Schwierigkeiten glücklich und die Kranke behielt selbst das Sehvermögen. *Fungus haematodes des Auges, von Ebendemselben.* *Sehr beschwerliche Ausrottung einer Knochen-Speck-Geschwulst aus der untern Kinnlade, von Ebendemselben.* Die nun folgende Reihe von Abhandlungen (21 bis 35) sämmtlich von dem Herausgeber, sind rühmliche Zeugnisse der Thätigkeit desselben und schätzbare Beiträge zur Erweiterung des Wissens im Fache der Chirurgie. — 21) *Ueber das Abfügen des obern Gelenkes des Humerus, (Resectio, Decapitatio ossium).* Zwey Fälle, in denen diese seltene Operation mit glücklichem Erfolge verrichtet wurde. 22) *Rhinoplastik aus der Stirnhaut nach der indischen Methode.* Die Operation gelang, der Abbildung nach zu urtheilen, würde aber eine von Metall geformte künstliche Nase das Gesicht weniger entstellt haben. Die Rhinoplastik dürfte in unsern Zeiten wohl nur wenig Anwendung finden und zu den chirurgischen Kunststücken zu rechnen seyn, die lehren, was Natur und Kunst vermögen. 23) *Leberabscesse in Folge einer Kopfverletzung.* 24) *Ueber eine neue Art, die Hydrocele zu heilen.* Der Vf. fügt der Operationsmethode durch die Exsion das empfehlenswerthe Verfahren der Heilung der Wunde *per primam intentionem*, bey. (Bisher stopfte man, ganz unpassend, die Wunde, wie bey der bloßen Incision, aus). 25) *Aneurysma spurium der Arteria brachialis, durch Compression geheilt, wobey das Lumen der Arterie offen erhalten wurde.* Ein neuer Beleg zur Beantwortung der Streitfrage, ob bey der Heilung des Aneurisma's durch Compression, das Lumen der Arterie offen bleiben könne, wofür schon der frühere im ersten Bande des Chirons vom Obermedicinalrath v. Winter beschriebene merkwürdige Fall sprach, dessen anatomische Beschreibung Hr. v. Walther später in derselben Zeitschrift (III. B. 1. St.) geliefert hat. 26) *Aneurysma spurium Arteriae brachialis, durch die Operation geheilt.* 27) *Aneurysma verum Arteriae popliteae, mit unglücklichem Erfolge operirt.* Es trat Nachblutung aus der durch die Ligatur eingerissenen Arterie ein, welche eine zweyte Operation erforderlich machte, auf welche aber Brand folgte, der das Lebensende der Operirten herbeyführte. 28) *Ueber einen ungewöhnlich großen Blasenstein und über die dabey versuchte Steinschnittsmethode (Sectio rectovesicalis) nach Sanson.* Der Stein war so groß, daß er auch nach der Steinschnittsmethode, welche Sanson empfohlen hat, nicht ausgezogen werden konnte, der Kranke starb, bey der Section fand man überdies noch, daß der Stein mit den Häuten der Harnblase so stark verwachsen, daß er von denselben abgerissen werden mußte. Dieses ist die erste Steinschnittoperation, welche in Deutschland nach Sansons Methode verrichtet worden ist, und sie beweiset gegen *Pacca Berlinghieri*, daß wohl Steine vorkommen können, deren Ausziehung auch

auch bey dieser Methode nicht möglich ist. — Die Angabe (nach Cerutti), daß Dupuytren die Steinschnittoperation nach Sansons Methode funfzehn Mal hinter einander mit glücklichem Erfolge verrichtet hat, scheint sich nicht bestätigt zu haben. — Bey der Durchsägung jenes grossen Steines zeigte sich noch eine merkwürdige Erscheinung; man fand nämlich keinen gewöhnlichen Kern, sondern ein Convolut von Kernen, die aus einer weichen, feuchten Masse bestanden, welche der Vf., so wie Döllinger und Schönbir für Blut hielten, es bestätigt daher dieser Fall die Richtigkeit der Annahme von Blutkernen in den Harnblasensteinen. 29) *Geschichte eines äussern umföhrbenen oder theilweisen Wafserkopfes, (Hydrocephalus externus partialis) (durch die Operation geheilt.* 30) *Merkwürdiger Fall eines widernatürlichen Afters am neunten Tage nach der Operation des Bruchschnittes.* Es bildete sich der künstliche After in der Periode, wo der natürliche Lauf der Excremente bereits wieder hergestellt war und die gefährlichen Symptome der Krankheit bedeutend abgenommen hatten. 31) *Has die Lappenamputation nur unter gewissen Umständen Vortheile und Vorzüge vor der ältern Methode durch den Kreischnitt, oder ist sie dieser letztern in der Regel vorzuziehen?* Der Vf. führt wichtige Gründe zum Beweis für seine Meinung an, daß die Lappenamputation in der Regel den Vorzug vor dem Zirkelschnitte verdiene, und Rec. ist versichert, daß jene Methode nach und nach auch immer mehr Eingang finden werde. 32) *Ueber Exartikulation des Kniees.* Der Vf. hat diese Operation nun fünfmal mit dem besten Erfolge verrichtet. 33) *Merkwürdige Verletzungen ohne gefährliche Folgen.* Einzig in seiner Art ist wohl die Verletzung, welche sich ein Züchtling beybrachte; er nahm eine starke Nähnadel, mit starkem Faden, stach sie durch die linke Seite des Hodensackes, machte sodann eine Schlinge, und riss damit den Hoden aus dem Hodensacke heraus. Ueberzeugt, daß er nun bald sterben würde, erwartete er geduldig den Tod. Allein da dieser nicht eintrat, und die Entzündung, welche sich entwickelt hatte, ihm viel Schmerz verursachte, so suchte er Hülfe. Der Vf. erweiterte die Wunde, brachte den Hoden zurück und der Kranke war nach wenig Tagen wieder vollkommen hergestellt. — Die übrigen Verwundungen, deren der Vf. hier gedenkt, betreffen den *Sinus frontalis*, den Schädel, als Schädeleindruck, die Gegend der *Arteria mammaria interna* und des Herzens durch einen Stich, des Unterleibes mittelst eines Bajonetstichs. 34) *Von der Zahl derjenigen, welche durch Absetzung größerer Gliedmaassen geheilt worden.* Der Vf. hat in sieben Jahren 54 Amputationen an Lebenden verrichtet, von diesen Operirten sind 12 gestorben. 35) *Eine grosse Tabelle, welche ein*

Verzeichniß der Kranken liefert, die der Vf. vom J. 1816 bis 1820 in der chirurgischen Klinik zu Würzburg behandelt und zum Theil operirt hat, die Totalsumme beträgt 1782. — 36) Geschichte einer Wendung auf den Kopf, mitgetheilt von dem Medicinalrath und Prof. D'Ourepont in Würzburg. Der Vf. theilt einen Fall mit, durch welchen die Wendung auf den Kopf von der Wendung auf die Füße in einem höchst vortheilhaften Lichte erscheint und aufs Neue dazu beytragen wird, dieser geburtschafflichen Operation den Beyfall, welchen sie in den letzten Jahren bereits gefunden hat, immer mehr zu sichern.

MATHEMATIK.

MÜNCHEN: *Anleitung zur geradlinigten Trigonometrie und zur Arithmetik der Sinuse, durch die Constructions-methode.* Von Franz von Spaun. 1818. 84 S. 4. Ohne die Vorrede und drey Kupfertafeln.

Der Vf. erwähnt in der Vorrede, daß die Constructions-methode in der Trigonometrie leider bisher ganz vernachlässigt worden sey; ja daß die französischen Mathematiker einen Vorzug darin gesucht hätten, die Figuren von ihren geometrischen Werken ganz auszuschliessen. Die Constructions hätten aber vor der analytischen Methode einen grossen Vorzug: denn mittelst derselben sähe man, wie ein Verhältniß aus dem andern entstehe und es prägten sich dadurch die abgeleiteten Formeln weit fester ins Gedächtniß. Endlich wären auch viele Aufgaben sehr schwer durch die analytische Methode aufzulösen und die gefundenen Formeln schwer zu berechnen. — Dieses alles findet Rec. wohl begründet und beachtet daher die vorliegende Anleitung als eine sehr zweckdienliche Schrift, welche die hierher gehörigen Lehrsätze in 80 Abschnitten bestimmt und deutlich vorträgt und erklärt. — Die zweyte Abtheilung des Werks begreift die Arithmetik der Sinuse. Der Vf. erklärt sich hierüber folgendermaassen: die zu einem Winkel coordinirenden trigonometrischen Grössen können wie andere Grössen addirt, subtrahirt, multiplicirt und dividirt werden; allein diese Operationen werden langweilig und beschwerlich, wenn man ihrer viele zu behandeln hat, weil sie durch Zahlen gegeben sind, die sieben und mehr Decimalstellen haben. Es ist demnach ein grosser Vortheil, Methoden zu haben, wodurch diese Berechnungen mit wenigen Zahlen geführt werden können. Der Inbegriff dieser Methoden wird die Arithmetik der Sinus genannt. — Die Art und Weise, wie der Vf. diese Methode aus gegebenen Bedingungen entwickelt und zu dem erforderlichen abgekürzten Resultate führt, ist sehr sinnerreich und die Darstellung einleuchtend und verständlich.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ÖKONOMIE.

BRÜNN, im eigenen Verlag d. Gesellschaft: *Mittheilungen der K. K. Mährisch - Schlesiſchen Geſellſchaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn. Erſter Band. (July bis December 1821.)* 218. S. 4.

Die Geſellſchaft, deren ſchätzbare Mittheilungen vor uns liegen, entſtand unter der Kaiſerin Maria Thereſia, verlebte ihr erſtes Decennium von 1765 bis 1775, gerieth in Stocken, verband ſich ſpäterhin mit der Mähriſche Agricultur - Geſellſchaft und beſteht gegenwärtig aus einem Curator, dem Grafen Mittrowsky, 34 Ehrenmitgliedern, 18 wirklich beyſitzenden, 271 correſpondirenden, und 7 auſerordentlichen, alſo aus 333 Mitgliedern. Der Gehalt und Werth dieſer ihrer Mittheilungen wird ſich aus einer kurzen Anzeige ihres Inhalts ergeben.

Nr. 1. beginnt nach einem kurzen Vorworte mit einer Abhandlung über die Verdienſte der Klöſter um die Urbarmachung Deutſchlands. Es wird darin gegen die Behauptung des Hammelburger Conſervationslexicons: daß Deutſchland die erſte Cultur des Bodens den Römern und Slaven nicht aber den erſten Klöſtern zu verdanken habe, bemerkt: daß die Germanen als Krieger (von *Ger*, *Guerre*) lieber von Beute als von Feldarbeit gelebt hätten. Indeß ſcheint doch die groſſe Verſchiedenheit der deutſchen Völkerſtämme, worauf das *Minime omnes Germani agriculturæ ſtudent* des Cäſar Lib. VI. c. 29. ſelbſt hindeutet, anzuzeigen, daß die Behauptung nur mit Einſchränkung zu verſtehen ſey. — Aus dem Bülletin der Landwirthſchaftsgeſellſchaft von *Beziere* wurden die Verſuche des Hrn. *Salles*: das Getreide und beſonders Korn vor der gewöhnlichen ſogenannten vollkommenen Reife zu ſchneiden, in Vortrag genommen. Man findet es mit Recht für gut, das Korn zu ſchneiden, wenn das Stroh ſich noch nicht vollkommen gelb ausgefärbt, und das Korn noch mit den Fingern zu einem Teige zuſammengedrückt werden kann: weil nichts an Körnern verloren, für die Aernte mehr Zeit gewonnen wird, das Korn ſich beſſer zu Brod verbacken läßt, mehr Pfunde gewährt und gegen den Kornwurm ſich beſer erhält. —

In Nr. 2. wird ein Bericht über die Verhandlungen der Geſellſchaft mitgetheilt. Da der möglichſte höchſte Ertrag des Bodens die ſorgfältigſte Bearbeitung.

zung deſſelben vorausſetzt; ſo wurde über die Errichtung einer Anſtalt zur Verfertigung vorzüglicher Ackergeräthe verhandelt. Zur Vervollkommnung der Ugaczſchen Säemaschine wurden Preiſe ausgeſetzt. Hr. Prof. *Zemann* gab Nachricht über ſeine Verſuche mit der Ugaczſchen in Vergleichung mit der Fellenbergſchen Säemaschine. Ueber eine neue fruchtbare Weizengattung (*tritium æſtivum fertile*) aus der Mongoley nach Sibirien eingeführt, ertheilte Hr. Baron von *Brefeld* in Wien, und über eine angeblich aus Aegypten zu uns gekommene neue Hafergattung Hr. Dr. *Piatke* in Troppan Nachricht. Hr. Altgraf zu *Salm* berichtete über ein neues Düngmittel — Düngbarnſalz oder *Urate calcaire* genannt — das ſich von Taſſo der Chineſen und der *poudrette* der Franzoſen unterſcheiden ſoll. — Ueber ökonomiſche Gegenſtände gingen Bemerkungen und Abhandlungen verſchiedener Art ein, welche alle von der Nützlichkeit eines gemeinſchaftlichen Zuſammenwirkens einer ſolchen Geſellſchaft zeugen. — In einer Abhandlung über die Abnahme der Dauer des Bauholzes vom Straßenbaudirector *Braumüller* werden ſehr gegründete Bemerkungen mitgetheilt und gezeigt: daß ein und dieſelbe Bauholzgattung nach den verſchiedenen Weltgegenden und Miſchungen des Bodens ſehr verſchieden von Gehalt ſeyn müſſe.

In Nr. 3. wird von Hr. *Jurende* über einen merkwürdigen Inſectenregen in der Nähe des Randenberges in Schleſien binnen 2 Jahren am roten Januar 1818, am 22ſten December 1819, am 30ſten Januar 1820 Nachricht ertheilt. Eben ſo richtete eine Art Käferlarve in außerordentlicher Menge groſſen Schaden in der Winterfaat auf dem Feldern der Staatsherrſchaft Saar im Spätherbſt an, wovon die Urſachen und Mittel dagegen noch nicht angegeben ſind. Nach mehreren kleinen Notizen wird die zuerſt abgebrochene Abhandlung fortgeſetzt: daß nicht die Römer ſondern die Klöſter die erſte Cultur Deutſchlands bewirkt haben, weil nach der *Völkerwanderung* und ihren Verheerungen wenig von Römischer Cultur in Deutſchland übrig geblieben ſey, was mit guten Zeugniſſen belegt wird.

In Nr. 4. wird erzählt, daß ein im Museums-Garten gelegener Thurm auf Hrn. Dr. *Schindlers* Verwenden zu einer Sternwarte eingerichtet iſt. Die Abhandlung über die Dauer des Bauholzes wird fortgeſetzt und gezeigt: daß hygrometriſche und thermometriſche Einflüſſe nothwendig zerſtörend, ſelbſt auf ein lange Jahre hindurch ausgetrocknetes Holz ein-

einwirken, aber noch mehr einwirken müßten, wenn es vor der Verarbeitung nicht aus dem Groben gezimmert worden. — Ueber die *grüne* Düngung im Bezirk von Caux in der Normandie wird bemerkt: daß man die durch Gerste und Hafer erschöpften Acker vor Winters umpflügt, mit Rüben besäet, diesen bis zum März wachsen läßt, und sodann mit Erbsen bestellt. —

In Nr. 5. wird über den Branntwein aus Kartoffeln bemerkt: daß er aus bloßen Erdäpfeln ohne Zusatz wohl erhalten werden kann, daß aber doch das Getreidemalz *bis jetzt* das bekannteste und bequemste Gährungsmittel sey; daß ohnedies eine Branntweinerzeugung im Großen *nur noch* mit Nachtheil geschehen konnte, daß aber ein Branntwein, der wenigstens 20 p. Cent Alkohol enthalte, weder geistlos, noch unhaltbar sey. Die Gesellschaft erhielt Nachricht: daß Hr. Hollfeld eine Maschine erfunden habe, mittelst welcher der Flachs ohne das gewöhnliche Rösten und Dörren bey einer bloßen Sommertrocknung zur zweckdienlichen Verarbeitung gebracht werden könne. — Herr Schwarzer legte Proben einer erfundenen Flachsverfeinerung vor, die in kurzer Zeit und mit wenig Kosten zu bewirken ist. — Der Aufsatz über Deutschlands Urbarmachung durch die Mönche wird fortgesetzt und mit Stellen aus Joh. v. Müllers Schweizer-Geschichte und andern treffend belegt.

Nach Nr. 6. wurden den hohen Behörden Pläne zu Errichtung einer Wollmagazinirungs-Anstalt, zu einer Hagelschaden- und Viehpest-Affecuranz überreicht. — Ueber die Kennzeichen der Fäule, den Lungenwurm und die Egelkrankheit unter den Schaaßen und die Mittel dagegen wurde mitgetheilt was die K. Preussische Regierung in Oppeln erlassen hatte. Eine Abkochung von Gerstenmalz nach der Waldingerischen Methode mit Eisenvitriol geschwängert und mit gestoßenen Wachholderbeeren versetzt, wird als das wirksamste empfohlen. Nach *Biot traité de Physique expérimentale et mathématique Tome 1.* wird noch über Borda's Verfahren des Doppelwägens, gehandelt, wo ein Körper gegen andere Körper z. B. Metall, Sand u. s. w. aufgewogen und dann mit andern justificirten Gewichten verglichen wird, wodurch man nicht bloß das Gewicht, sondern auch sein Volumen in Verhältniß zu andern Körpern erkennen kann.

In Nr. 7. werden die neuen Veränderungen der Gesellschaft und ihres Personals und die Bereicherungen des Franzmuseums mit allerley Natur und Kunstschatzen mitgetheilt, auch die Geschichtserzählung des Anbaues, von Deutschland durch Mönche fortgesetzt.

In Nr. 8. werden die Nachrichten über die Wirksamkeit der Gesellschaft und ihre Verbindung mit andern auswärtigen Gesellschaften fortgeführt, eine Beschreibung des Mährischen *Pikrolith*, eines ziemlich seltenen Fossils mitgetheilt, und auf die Nützlichkeit eines sogenannten Gypskastens, den Hr. Dollschek in Vötau erfand, aufmerksam gemacht.

Er ist 5 Schuh lang, 1 Schuh hoch und breit, unten mit einem Siebe versehen, wird von 2 Menschen an Handhaben getragen, und die Felder können damit auch im Windzuge begypfet werden. — Nach Dr. Flörkes in Rostock Bemerkung soll die feine Wolle der Ziegen, die ihnen im Frühjahr abgekämmt werden kann $\frac{1}{2}$ dünner als die einzelnen Haare der feinsten Merinowolle seyn und sehr schicklich zu Fertigung von Shawls verwandt werden können.

In Nr. 9. liefert Dr. Schön Prof. in Würzburg einen Auszug aus den Untersuchungen über den Magnetismus der Erde von *Christopher Hansteen*, Prof. auf der Norweg. Universität, der in mehreren Nummern fortläuft. (Vrgl. A. L. Z. 1822. Nr. 129.)

In Nr. 10. über die durch Kupfer hervorgebrachte blaue Laßurfarbe im Alterthum sucht Hr. *Keferstein* aus dem Theophrast zu erweisen: daß der *Kyanos* (Cyanos) der alten Aegypter theils ein natürliches theils ein Kunstproduct sey; und daß dasjenige Kupfererz, welches wir Kupferlaßur nennen, wirklich jenes herrliche Blau zeigt, das wir in den Ruinen von Theben bewundern. Das Caeruleum des Vitruv soll der Cyanos der Griechen seyn. —

In Nr. 11. liefert Hr. *Horina* ein Wort zu Gunsten der Stallfütterung, und glaubt, daß es gut seyn dürfte, allenfalls beide Kleehiebe trocken zu nutzen, dadurch die Abräumung der Kleefelder zur Zeit des ausgebildeten Klees, ingleichen mehr und besseres Futter offenbar zu erhalten sey. Wohl wahr, wenn es nur nicht das Bedürfnis der Wirthschaft und die Nässe der Witterung öfters unmöglich machten! — Der Aufsatz des Hrn. *Keferstein*: über die durch Kupfer hervorgebrachte Laßurfarbe im Alterthum, wird fortgesetzt, und aus Chaptal und Descotils chemischen Untersuchungen gezeigt: daß wirklich das Alterthum die schönsten feinen Farben aus einem durch Kupfer blau gefärbten Glase zu bereiten verstand — eine Kunst, die im höchsten Alterthum von den Aegyptern erfunden wurde, zu den Römern überging und dann wieder verloren wurde. —

In Nr. 12. ist zuerst ein Auszug aus den Vorlesungen über Landwirthschaft vom Prof. Don *Ant. Saldado de Arias y Costa* gehalten zu Madrid, die Schafzucht betreffend mitgetheilt, der, obgleich interessant, doch nicht von unmittelbarer Anwendbarkeit seyn dürfte. — Gegen das Auswachsen des Getreides auf dem Halme (Schwaden) wird das öftere Umwenden empfohlen; aber das ist kostspielig und beschwerlich! —

In Nr. 13. wird von Dr. *Burger* von den Eigenschaften des Gypses und seinen Wirkungen auf die Pflanzen gehandelt, und bewiesen: daß nicht sowohl der Kalk als die Schwefelsäure den wirksamen Pflanzen-ernährenden Bestandtheil ausmache, und daß er bey großer Trockenheit und bey einem zu geringen Grad von Feuchtigkeit unwirksam bleibe. — Dieser Aufsatz wird in Nr. 14. der das zweyte Heft eröffnet, fortgesetzt und gezeigt, daß der beste Zeitpunkt zum Gypsen das Frühjahr sey, wenn die Vegetation erwacht; daß Erbsen, Wicken, Bohnen, Lein,

Lein, Röhren gegypst werden können, wenn sie die ersten Blätter entfaltet haben; daß aber das Gypsen im Sommer bey großer Trockenheit selten von gutem Erfolg ist. Obgleich nach Verschiedenheit des Gypses und der Felder die Wirkungen des Gypses sehr verschieden sind; so vermehrt doch nach vorliegender Rechnung der Gyps den Ertrag um das Doppelte. — Aus einer in der *Bibliothèque physico-économique* enthaltenen Nachricht wird der frühere Kornschnitt durch fortgesetzte spätere Beobachtungen empfohlen, weil er mehr und auch weißeres Brod gewährt. — Aus der 16s (6tes H. S. 182.) wird nacherzählt, daß der Pomolog Knight der Gartenbaugesellschaft in London 2 Pfirschen überschiedet hat, welche durch den Blütenstaub von einem Pfirsichbaum auf Süßmandelblüthen gestreut, erzeugt worden; er glaubt, daß der Pfirsichbaum und Süßmandelbaum nur eine Gattung sey.

In Nr. 15. werden die Verhandlungen der Gesellschaft z. B. über Ernennung neuer Mitglieder erzählt, und einige Berichtigungen über Hrn. Hauptmann v. Hönigshofs Ansicht der italienischen Schaffrasen mitgetheilt von Lipp gräfl. Oekonomieinspector zu Monot. Er empfiehlt die Race als eine starke Rasse, die sich leicht acclimatirt, wovon das gemästete Stück auf 150 Pfund leicht gebracht werden kann, und daß es weit mehr und bessere Milch gab, als ein ungerisches Zackelschaf.

In Nr. 16. wird der Bericht über die Verhandlungen des Vereins fortgesetzt. Gegen die Verwüstungen der Blattläuse an Obstkäulen, wird empfohlen, sie mit Wasser zu bespritzen, und dann mit Gyps und Asche zu bepudern; gegen die Raupen sollen Strohkränze, oben am Stamme der Bäume unter der Krone angebracht; gute Dienste leisten, und der Ringschnitt an Obstkäulen und Weinstöcken für den Ansatz und die frühere Zeitigung der Obsterfrüchte und Weintrauben sehr nützlich seyn.

In Nr. 17. wird von den Fortschritten der Obstkäulzucht in Mähren und Schlesien berichtet; mehrere Herrschaften z. B. der Baron von Dallberg und von Schell haben die Gärten ihrer Unterthanen unentgeltlich mit Bäumen aus ihren Baumschulen besetzen lassen, und zur Beruhigung der Bauern in gefertigten gerichtlichen Dokumenten sich aller Ansprüche für die Zukunft begeben. — Ueber den Durchfall der Lämmer, oder die Lämmer-Ruhr wird mit Grund bemerkt: daß nur verdorbenes Futter die Ursache dieser Krankheit sey, weil durch dessen Genuß die Milch der Mütter in einem so hohen Grad schlecht und sauer werde: daß das Lamm den Durchfall bekommen müsse. Bey der Section fand sich bey jedem im Magen ein Stückchen ganz hart gewordener Käse. Vor der Lämmerung wird Kreide mit Salz vermischt; während des Säugens gebrannte Austerschalen und gepulverte Enzianwurzel hinzugesetzt, und für die Lämmer ein Quentchen Magnesia mit Wasser verdünnt, und 2 bis 3mal des Tages gereicht, empfohlen.

Nr. 18. erzählt die Bemühungen des pomologischen Vereins zur Bestimmung der verschiedenen Obstsorten in Mähren und Schlesien; ihre Zahl betrug 602. — Durch eine unentgeltliche Edelreifer-Vertheilung wird sehr zweckmäßig die Verbreitung edlern Obstes befördert. — Von der im Jahr 1820 in der Ostrower Schafheerde ausgebrochene Blatterkrankheit und der dabey angewendeten Pocken-Impfung wird als Resultat gemeldet, daß von natürlich geblättern 24 von hundert, von geimpften aber nur 3 umstanden.

In Nr. 19. wird über die den Weinbau betreffenden Gegenstände berichtet; es sind von mehreren glückliche Versuche mit Pfropfen, von andern mit Copuliren gemacht worden; die weiße Sorte mit einer blauen verbunden, zeigte an den Trauben kein Kennzeichen der Färbung, und so auch umgekehrt; aber gegen die Kälte waren sie mehr empfindlich als die ungepfropften. Der Ringschnitt schützte gegen das Ausreißen der Beeren und förderte die Zeitigung. — Aus einem spanischen Werke des Prof. Don Ant. Sandalio wird über die Ziegenzucht in Spanien manches nützliche gesagt.

In Nr. 20. wird Hn. Rud. Andre's Unterricht über die Wartung des Schafviehes für Schafmeister und ihre Knechte, Brünn 1818 empfohlen, und es werden hier und Nr. 21. lehrreiche meteorologische Beobachtungen mitgetheilt. Es wird bemerkt, daß die Rinde der Bäume und Sträucher analog sey der Haut der Animalien; ein plötzlicher Temperaturwechsel, störe zunächst die Gesundheit in diesen, und sein zerstörender Einfluß auf die zarte Organisation der Blüthen und Früchte werde wahrscheinlich durch den Ringschnitt des Weinstocks unterbrochen und daher seine Schutzkraft gegen den Abfall der Blüthen. — Ob nicht auch der Ringschnitt an fruchttragenden Bäumen und Sträuchern nützlich war? — Nach vorliegenden Beobachtungen steht mit dem Hygrometer das Barometer und Thermometer in keinem Verhältniß. Wenn das Hygrometer auf seiner gotheiligen Skale auf 82 Grad stand, stand das Barometer über und unter seiner Mittelhöhe. Wenn das Thermometer 30 Grad über den Gefrierpunct stand, hielt das Hygrometer nur 22 Grad. — In einem Aufsatz über die Stall- und Hausfütterung und Weiden der Schafe wird von Dr. Teindl zwar der Nutzen der Stallfütterung, aber auch ihr Nachtheil mit treffenden Gründen gezeigt.

Nr. 22. in einem Aufsatz über Getreidekrankheiten wird zwischen Schmierbrand, Kappenbrand, Flugbrand und Rost oder Mehlthau genau unterschieden und im Allgemeinen dagegen, reifes gesundes Saamengetreide und Salzdüngung nach Robertson empfohlen. — In den Bemerkungen über die Pockenimpfung der Schafe wird der May als die beste Jahreszeit dazu genannt; beygefügt sind lehrreiche Cautelen. — Gegen die Bleichsucht oder Egelkrankheit der Schafe, welche im Jahr 1814 zu Großhof Statt fand, soll mit Salz- und Eisenheilen geschwängerten Essig, den Schafen über sechsmal des Tages ein-

gegossen, von dem günstigsten Erfolg gewesen seyn. Auch wird Mehreres zur Naturgeschichte des krebstartigen Kiefenfuß gehörige mitgetheilt, und aus den Acten der zur Beförderung des Gartenbaues in London und Edinburg gestifteten Gesellschaften das Merkwürdigste erzählt.

Nr. 24. enthält den Bericht über den im Jahre 1821 gehaltenen Schafzüchter-Verein; von mehreren Gütern wurden Proben von Schafen und Böcken und ihrem Wollengehalt vorgelegt; sie fielen, vorzüglich die von den Stammherden zu Vafarhel, vortrefflich aus, und der Dollond'sche Wollmesser soll als Wollfeinheits-Messungs-Instrument künftig verkauft werden. — Herr von Nagel aus München erzählt, daß Schweine, welche anfangs erstaunlich gediehen waren, als sie zur Mast aufgestellt wurden, dadurch sehr zurückkamen, daß sie viel Kohlen, die von einem Haufen durch einen Verichlag in den Stall rollten, gefressen hatten.

In Nr. 25. rath Knauff zur Vertilgung der Acker-schnecken, die im J. 1816 so zerstörend für die Getreidefelder waren, sie durch kleingeschnittene Aepfel und gelbe Rüben anzulocken und zu vertilgen. In einer Warnung vor *Lapostolle's* Blitzableitern aus Stroh wird mit guten Gründen erinnert, daß sie kein Ab- sondern Zuleiter sind.

In Nr. 26. Beylage II. wird bemerkt: daß sich die Stallfütterung der Schafe, wie aus den ökonomischen Neuigkeiten erhelle, von Jahr zu Jahr erweitere, daß sie aber doch nur anwendbar sey, wo es an guten Schafweiden gebricht — daß die Stallfütterung mit großer Voricht einzurichten; daß kein junges und kein gebrühtes Grünfutter gereicht werden darf! — Hr. Petri füttert 1 Pfund Häckering, $\frac{1}{2}$ Pfund Wasser, $\frac{1}{2}$ Pfund Erdäpfel à 1 Stück, und auf 100 Schafe nur $\frac{1}{2}$ Pfund Salz. — Zur Förderung der Schaf-Impfung wird es sehr zweckmässig empfohlen: daß die Regierung dafür sorgen soll, daß guter Blatternstoff in jedem Kreis des Landes immer vorhanden sey, und daß die Impfung nach erprobten Vorschriften geschehe. — Nach dem Bericht in Nr. 27. soll die spanische Hinke, nach Hrn. von Tenneckers Meinung, keineswegs eine zurückgetretene Raude, sondern zu heisse oder zu feuchte Witterung, zu trockene oder zu nasse Weiden, und weite Märche auf harten Wegen die eigentliche Ursache ihrer Entstehung seyn. Die Drehkrankheit der Schafe wird nach Herrn Backe nicht vom Stoßen, sondern auf verschiedenen Wegen herbeygeführt; das zweckmässige Füttern der Lämmer bis zur Stoppelweide soll sehr gegen diese gefährliche Krankheit schützen! — Gegen das Aufblähen der Schafe wird von Hrn. Kradochwil das Scorpionöl als das

wirkksamste Mittel gerühmt. Man giebt einem Rinde 10 bis 15 Tropfen; einem Schafe 3 bis 4 Tropfen auf Brod. — Gegen ein Zwangsgesetz für die Heerdenbesitzer, bloß gebildete Schafmeister aufnehmen zu dürfen, erklärte sich der Verein wohl mit allem Recht verneinend. Mit gleichem Recht wird ein mit Bretern versehenes Wollwafsch-Reservoir empfohlen, und der Streit über die Negretti und Eskurial Rasse nach dem Hrn. Staatsrath Thier und Hrn. Grafen von Kalckreuth dahin entschieden: daß derjenige Producent der ein bedeutendes Verhältniß von den Electa-Wollen zu erhalten nicht erwarten darf, besser thue, sich auf einen stärkern, kräftigern und entschieden reichwolligen Stamm zu legen. Das Ganze beschließt mit treffenden Urtheilen der Ausländer über den Wollenhandel, worin der sächsischen Wolle wegen ihrer Eigenthümlichkeit der Preis zuerkannt, und auch für die Zukunft ein guter Markt verheissen wird. Zuletzt sind noch treffende Vorichtsregeln für den Winter 1821—22 beygefügt zur Vermeidung der unter dem Nutz- und Zugvieh zu befürchtenden Krankheiten und Seuchen, weil in dem vorausgegangenen nassen Sommer viel Futter sehr schadhaft eingebracht worden war. —

Das vorliegende Ganze ist ein trefflicher Beweis, wie viel Schönes und Nützlichendes ein Verein kenntnißreicher Männer zu leisten vermag. Möchte doch das gegebene Beyspiel eine Nachahmung in allen Ländern finden! —

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, h. Petri: *Das Pfarrhaus*, ein Gemälde des menschlichen Herzens, von Dr. L. Hoffmann. Ohne Jahrszahl. 311 S. 8.

Ein nicht ganz ungeübter Pinsel hat diese Gemälde entworfen, aber um das des menschlichen Herzens zu seyn, fehlt dem Künstler doch noch die Kenntniß desselben zu sehr, und deshalb steht der Titel ganz mässig; ja auch das Pfarrhaus heisst das Buch nur darum, weil die Handlung in ihren letzten Auftritten in einem solchen vorgeht. Zwar finden sich einige Züge des menschlichen Herzens, die der Wahrheit und darum auch des Anziehenden und Rührenden nicht ermangeln; allein dem Ganzen fehlt doch die Einfachheit, die das Kunstwerk der Natur annähern soll. Es ist gar zu viel Verwirrung und Verwickelung in den Schicksalen der hier auftretenden Personen und diese Schicksale sind an und für sich so seltsam, daß man auf der Einen Seite vergebens sucht, den Faden fest zu halten, und auf der andern durch die gar zu große Unwahrscheinlichkeit an der rechten Theilnahme verhindert wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHLESWIG, im Taub - Stummen - Institute:
W. Blackstone's Handbuch des englischen Rechts,
im Auszuge und mit Hinzufügung der neuern
Gesetze und Entscheidungen von John Gifford,
Esq. Aus dem Englischen von H. F. C. v. Col-
ditz, königl. dänischem Landvogt. Mit einer
Vorrede begleitet von Dr. N. Falck, Prof.
des Rechts in Kiel. Zweyter Band. 1823.
XXIII u. 544 S. 8. Ohne das Register.

Die Uebersetzung ist mit demselben Fleisse und mit derselben Sprach- und Sachkenntniß gearbeitet, welche der erste Band an den Tag legte. (S. Erg. Bl. 1823. Nr. 134.) In Ansehung der Vorrede hingegen waltet ein großer Unterschied zwischen derjenigen zum ersten Bande und der vorliegenden ob. Der Vorredner beginnt damit zu bekennen, „dass in dem Augenblicke, wo ihm die Anzeige zugekommen sey, dass seine Vorrede erwartet werde, es ihm an Zeit gebrochen habe, etwas Ausführliches zu sagen.“ War es denn aber da nicht viel vernünftiger, lieber gar keine Vorrede zu liefern, als eine, welche einen so großen Mangel der Achtung für das Publicum verräth, als darin liegt, wenn man für dasselbe gut genug achtet, was so eben zur Hand ist? So hat es Hr. F. gemacht, indem er einige literarische Notizen aufsucht, die er gerade eingesammelt hatte, und mit wenigen flüchtigen Worten gegen Rogge die alte Ansicht in Schutz nimmt, nach welcher die Geschwornen von den germanischen Schöffen und nicht von den Eidshelfern abstammen sollen. Auch der Uebersetzer scheint dieser Ansicht zu huldigen, indem er (S. 19) den Ausdruck: Richter, in Parenthese durch: Schöffen, erklärt oder erläutert will. Aber Richter und Schöffen sind bey den Germanen so ganz verschiedene Personen und Dinge gewesen, dass bey den Bayern, Allemannen und Burgundern sie sogar einander entgegengesetzt wurden, als statt der Schöffen Richter eingesetzt wurden. Es ist zu verwundern, dass Hr. F., nachdem Feuerbach in seinem neuesten Werke über diesen Gegenstand so wichtige Urkunden bekannt gemacht hat, und nachdem besonders im Hermes, Jahrgang 1822 St. I., die von Rogge verfochtene Meinung ausführlich beleuchtet und erwiesen worden ist, dass die *testes ad discutiendam rem* oder *ad veritatem* Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

tem dicendam, welche in den Capitularen Kaiser Karls vorkommen, den Ursprung der englischen Jury in sich enthalten, noch so etwas behaupten mochte. Ganz wörtlich hat das englische Recht diese Spur bewahrt, indem der Ausspruch der Jury noch bis auf den heutigen Tag ein Verdict (*verdictum*) heisst, was der Uebersetzer recht gut mit Weisung übersetzt, und was weit entfernt ist, die Natur eines Richterspruches oder richterlichen Erkenntnisses an sich zu tragen, vielmehr lediglich eine von den von Alters her üblichen Arten der Beweisführung ist, (S. 170) die dem Richterspruche vorausgeht, und denselben bedingt; daher denn auch die rechtlichen Folgen der Ueberführung vor der Jury und der Verurtheilung von dem Gerichte von einander sehr verschieden sind. (S. 432) Eben desswegen hört die Function der Jury sogleich auf, sobald zwischen den Parteyen über die Thatfachen des Rechtshandels kein Streit ist, sondern nur über die rechtlichen Folgerungen aus dem Thatbestande, (S. 193) obgleich es ausserdem einer von den gangbaren Irrthümern ist, dass die Jury nur über die Thatfrage abzusprechen habe, das Gericht hingegen über den Rechtspunct. Sobald im Gegentheil die Jury in Thätigkeit tritt, urtheilt sie nicht bloß über den Thatbestand, sondern mit gleichem Fuge über den Rechtspunct, sowohl in Civil- als Criminalsachen, d. h. die Jury stellt nicht bloß den Thatbestand fest, sondern auch die rechtliche Beschaffenheit desselben und unter welches Gesetz dasselbe dem zu Folge zu subsumiren ist, bestimmt also die beiden Vordersätze, worauf das richterliche Urtheil gegründet werden muß, überläßt es aber dem Richter, daraus die Conclusion zu ziehen. Gerade darum, weil der Ausspruch der Jury ein Beweismittel ist und es in dem Belieben der Partayen steht, nicht bloß ob sie überhaupt es auf eine Beweisführung ankommen lassen wollen, sondern auch ob sie sich durch eine Art von stillschweigendem Compromisse dem Ausspruche der Jury unterwerfen wollen, kann jede Partey mit Uebergehung derselben die Sache sofort zur richterlichen Entscheidung bringen, wenn sie diese dadurch zu einem bloßen eigentlichen Rechtsstreite macht, dass sie dem Gegner einen Schein des Rechts zugesteht, aber dagegen zerstörende Einreden vorbringt, (S. 162) weil die Bestimmung der Jury lediglich ist, zu begutachten, was bey zweifelhaften Thatumständen für Wahrheit anzunehmen sey. (S. 171) Eben desswegen

gen weil ein jedes Verdict einer Jury ein *Laudum* ist, muß von den Parteyen die Sache ausdrücklich zu ihrer Entscheidung gestellt seyn; (S. 164) und aus demselben Grunde kann in Criminalsachen der Angeklagte nicht vor eine Jury gestellt werden, wenn er sich nicht freywillig ihrem Ausspruche unterworfen hat. (S. 415) Es ist aber ein großer Unterschied, ob der Angeklagte ein Lord ist, oder nicht. Denn jene werden durch Pairs, durch ihre Standesgenossen gerichtet, weil das Oberhaus des Parlaments allein über sie zu Recht sitzt, weil das Parlament in sich die Eigenschaft der alten Wittenagemote und des königlichen Mannengerichtes vereinigt, und weil in den Lehnshöfen die Standesgenossen zu Gericht saßen. Ein Bürgerlicher hingegen kann nur verlangen, durch Gott und seine Heimath gerichtet zu werden, d. h. nach dem gewöhnlichen Ausspruche von rechtlichen Männern derselben Grafschaft, wobey auf Standesgleichheit gar nichts ankommt, weil nach deutschem Rechte Jeder nach den Gesetzen seines Landes gerichtet zu werden verlangen konnte und in England nach dem Einfalle der Dänen die verschiedenen Nationen verschiedene Gegenden vorzugsweise inne hatten. Aus demselben Grunde, weil das Verdict der Geschwornen nur eine Weisung, nur ein Beweismittel ist, kein Urtheil; hat dasselbe auch an sich gar keine Rechtskraft, und der Richter ist nicht daran gebunden. Er darf zwar nicht das Gegentheil festsetzen; aber es hängt lediglich von seiner Ueberzeugung ab, ob er dieser Weisung folgen, oder sie verwerfen und die Sache einer andern Jury vorlegen will, (S. 199) was so weit geht, daß er sogar die Geschwornen wegen pflichtwidrigen Ausspruches zur Rechenschaft und Strafe ziehen kann. Ja selbst bey an sich streitigen Thatsachen ist kein Recurs auf eine Jury statthaft, wo die Sache auf einfachere und zuverlässigere Weise von dem Richter selbst erforscht werden kann, (S. 171) oder andere unzweydeutige Beweismittel vorliegen, wie öffentliche Acten und Register. Allein Privaturkunden und Zeugenaussagen sind keine Beweismittel, welche über alle Einwendungen erhaben sind, sondern es muß immer erst beurtheilt werden, was und wie viel dadurch erwiesen sey, was eben das Geschäft der Geschwornen ist, welche berufen und beidigt werden, *veritatem dicere*. Die Eidesleistung mit Eideshelfern, wodurch die Wahrheit auf eine andere Weise ausgemacht wird, bestand deswegen in England neben der Jury als eine andere Art von Beweisführung, (S. 177) was zugleich über die Natur der Jury vollständigen Aufschluß giebt. Hier zu kommt noch, daß die Geschwornen in keinem Betrachte zu den Richtern gerechnet, auf ganz andere Weise ernannt werden, und, gleich den Zeugen, dem Befehle des Gerichts untergeordnet sind. (S. 183) Da die Jury eine uralte Einrichtung, und das alte Verfahren vor ihr stets beybehalten worden ist, welches in der mündlichen Verhandlung besteht, mithin nur die persönlich gestellten Zeugen,

welche von den Sachwaltern der Parteyen selbst nach alter Sitte examinirt werden, vor ihr vernommen werden können; so haben die Billigkeitsgerichte in diesem, wie in vielen andern Stücken, zu Hülfe kommen müssen, das alte mangelhafte und unvollständige Gerichtsverfahren zu ergänzen, indem sie die Abhörung der nicht persönlich zu stehenden Zeugen bewirken. (S. 223) Ja durch eine erkünstelte Rechtsfiction wird alsdann das Gutachten der Jury über den Ausfall einer solchergestalt erfolgten Beweisaufnahme eingeholt, sobald dem Gerichte solcher zweifelhaft erscheint. (S. 235) Denn darin besteht das Wesen der Jury, daß das Gericht sich nicht mit der Entscheidung illiquider Sachen, wobey was wahr ist, der Richter nicht aus eigener Kenntniß bestimmen kann, befaßt, sondern dieses durch eine Versammlung von vereideten Mitbürgern ausmachen läßt, auf deren Ausspruch zu committiren die Parteyen angehalten werden. (S. 185) Die Entstehung der Eigenthümlichkeit, daß der Ausspruch der englischen Jury unanimiter gefaßt seyn muß, erklärt sich sehr leicht daraus, daß, um Jemanden in Anklagestand zu versetzen, die Majorität der aus 23 Mitgliedern bestehenden Gros-Jury ihn für verdächtig der That erklärt haben muß, woraus denn, wenn auch die Zahl von 23 Großgeschwornen nicht vollzählig gewesen wäre, die Observanz geworden ist, daß wenigstens zwölf Stimmen für die Statthaftigkeit der Anklage übereinstimmt haben müssen. (S. 393) Es mußten daher alle Geschworne der aus 12 Mitgliedern bestehenden kleinen Jury (S. 180) übereinstimmen, um den durch die ersten 12 Geschwornen begründeten Verdacht wiederum zu entkräften, folglich auch im Gegensatze das Schuldig auszusprechen, oder endlich das Bekenntniß abzulegen, daß sie sich aus der Sache gar nicht herausfinden wußten, so weit der Rechtspunct streitig ist. (S. 193) Aus demselben Grunde muß eine Grosjury des *Attaint*, welche über die Unrechtmäßigkeit des Ausspruches einer kleinen Jury absprechen soll, aus 24 Mitgliedern bestehen, die unter einander einig werden müssen. (S. 180) Gerade die Entstehung der Anklagejury, dieses merkwürdigen Institutes, dessen England sich ganz allein erfreut, wovon kein anderes Land, das England nicht nachgeahmt hat, etwas Aehnliches aufweisen kann, welches in Verbindung mit dem *Gaol livery* eigentlich das wahre Palladium der bürgerlichen Freyheit der Engländer ist, und welches gegen die Erweiterung des mit ihm concurrirenden fiskalischen Verfahrens nach Kräften sich zu verwahren allen Britten eine hochwichtige Sache seyn muß, (S. 397) verdiente mehr aufgeklärt zu werden, als bisher geschehen ist. Indessen geht selbst Blackstone hierüber sehr oberflächlich weg, obgleich er sein Werk mit dem wichtigsten Titel beschließt: „Von dem Ursprunge und der allmählichen Ausbildung und Vervollkommnung des englischen Rechts,“ welches eben die Veranlassung enthält, daß diese Recension sich über diesen Zweig des ganzen Buches

ches weiter anläßt. In Betreff der kleinen Jury hingegen erklärt er sich dahin, (S. 460) „dass die Einführung „dieses trefflichen Mittels zur Erforschung der Wahrheit,“ dieses vorzüglichsten Schutzes der Freyheit in öffentlichen, wie in Privatbeziehungen, den alten Sachsen verdankt werde, sie mögen für ihre damaligen Geschwornengerichte nur gerade 12 Personen und Einstimmigkeit erfordert haben oder nicht.“ Die Auctorität dieses großen Rechtskenners hat hingereicht, diese Behauptung oft zu wiederholen und blind nachzubeten, so unrichtig sie an sich ist. Denn nichts ist gewisser, als dass das gerichtliche Verfahren bey den Sachsen zur Zeit ihrer Einwanderung in England von dem bey andern germanischen Völkern im Wesentlichen in Nichts abgewichen ist; dass auch bey den Sachsen es den mit dem Banne beauftragten Obrigkeiten so wenig, als dem römischen Prätor, oblag, streitige Rechtshändel zu instruiren und die Wahrheit der gegenseitigen Behauptungen zu ermitteln, ja nicht einmal das Recht selbst zu kennen und zu finden; dass deshalb *testes ad discutendam rem* und Schöffen *ad jus dicendum* vom Gerichte vernommen und deren Weisungen eingeholt werden mussten; dass aus der Vereinigung dieser beiden, anfänglich verschiedenen, Personen und deren Weisungen, in Folge des in England sich erhaltenen römischen Gerichtsverfahrens und dessen Vermischung mit dem germanischen, die englische Jury in ihrer jetzigen Gestalt hervorgegangen ist; und dass endlich zwischen den Proceduren der alten Britten und der alten Sachsen keine erhebliche Verschiedenheit obwalten konnte, weil ausserdem der bekannte Vergleich *de medietate linguae* gar nicht hätte zu Stande kommen können. Die Verbindung der Jury mit den *nisi prius* Gerichten, die daraus erfolgte Ausbildung der Assisen, (S. 100) das Untergehen der Grafschafts- und der Landgerichte in denselben, (S. 469) endlich die Ausdehnung der königl. Gerichtsbarkeit (S. 472) theils zu Folge der Vindication des von Alters her nur dem Könige gebührenden Blutbannes, theils in Folge des Grundsatzes des Lehnrechtes, dass der niedere Richter in Gegenwart des höhern sich ruhig verhalten müsse, sind lauter Veränderungen, welche nur die Gerichtsbarkeit und den Zustand der Gerichte, keinesweges aber das gerichtliche Verfahren betroffen haben, folglich auch nicht die Beweisführung vermittelt der Jury. Dieser Theil des Processus trägt die Spuren seines hohen Alterthums schon in seiner ganzen Physiognomie; und gerade der Umstand, dass die Rechtsgeschichte von der Ausbildung desselben fast gar keine Nachrichten enthält, ist der beste Beweis, dass darin nichts Bedeutsames verändert oder neu eingeführt worden ist. Denn nur das Neue wird bemerkt und ausgezeichnet; von dem, was bleibt, wie es war, geschieht keine Erwähnung. Auch gesteht Blackstone selbst an andern Orten seines Werks, (S. 179) „dass das Verfahren vor der Jury in England seit undenklichen Zeiten gebräuchlich sey, dass es aus-

frühesten Zeiten herzustammen scheine, und dass sich über dessen Einsetzung und Anwendung in England nichts mit Bestimmtheit sagen lasse.“ Möchte doch jeder bedenken, was Blackstone (S. 453) im Allgemeinen bemerkt, und was eben so wahr, als treffend ist! „Die ganz verschiedenen Völker, welche nach einander in England eindringen und sowohl die Einwohner verdrängen, als auch die Verfassung des Landes zerstören; die Römer, die Pikten, und alle jenesächsischen und dänischen Stämme mussten nothwendig große Verwirrung und Unsicherheit in den rechtlichen Bestimmungen und alten Gewohnheiten des Königsreichs hervorbringen, da sie sich sehr bald mit einander verbanden und vermischten und daher, wie sich denken läßt, hinsichtlich der Rechte des Eigenthums und der Bestrafung der Verbrechen ihre verschiedenen Gewohnheiten unter einander austauschten. Es ist daher ganz unmöglich, gleichsam durch eine chemische Zersetzung der ursprünglichen Bestandtheile einigermaassen mit Genauigkeit zu bestimmen, zu welcher Zeit die verschiedenen Veränderungen des gemeinen Rechts eingetreten sind, oder wo die mannigfaltigen, jetzt als Herkommen geltenden, Rechtswormen ursprünglich herfstammen. Selten können wir sagen, dieses kommt von den alten Britten her, jenes blieb von den Römern zurück, dieses war eine nothwendige Vorsichtsmaassregel gegen die Pikten, jenes ward von den Sachsen eingeführt, von den Dänen abgeschafft, darauf von den Normännern wiederhergestellt u. s. w. Ueberdies folgt die Unmöglichkeit, das Herkommen bis zu seinem ersten Ursprunge zu verfolgen, schon aus der Natur seiner Ueberlieferung, da es, dem Bedürfnisse der Zeit angepasst, sich in der Anwendung stets unmerklich verändert, so dass, wenn man auch deutlich sieht, wie sich das heutige Recht von den vor 500 Jahren geltend gewesenen Grundsätzen unterscheidet, man doch den Zeitpunkt nicht genau angehen kann, wann es anders wurde, so wenig wir die Veränderungen eines Flußbettes anzugeben im Stande sind, wo der Strom unaufhörlich Land abspielt und ansetzt.“ Allmählig, unbemerkbare Ausbildung des Bestehenden, vornehmlich durch Vermischung des früher aus den verschiedensten Weltgegenden nach England Eingeführten ist daher der Hauptcharakter der englischen Rechtsgeschichte. Und diese Vermischung ist durch die Gesetzgebung selbst aus allen Kräften befördert worden, indem die größten Monarchen des Landes, wohl einsehend, dass nur in der Einheit Ruhe, Stärke und Macht sich begründen lasse, sich ein Geschäft daraus gemacht haben, die verschiedenen Rechtsgewohnheiten und Gesetze aller eingewanderten Völker zu sammeln, das Beste daraus auszuwählen und daraus ein einförmiges Gesetzbuch für das ganze Land zusammenzusetzen. Dies ist mehrere Mal geschehen, einmal von Alfred dem Grossen, (S. 455) dann von Edgar und von Eduard dem Bekenner. (S. 457 u. 495) Dadurch haben natürlich die Spuren des Ursprunges der

der einzelnen Einrichtungen ganz verwischt werden müssen.

Uebrigens bewährt Blackstone auch in diesem Bande seinen politischen Charakter als Freund einer gesetzmässigen Freyheit und einer freyen Gesetzsmässigkeit. Von den vielen Stellen, die dafür zum Belag angeführt werden könnten, nur folgende, wo er von der Weisheit der Königin Elisabeth spricht, von den ausgedehnten Vorrechten der Krone nur seltenen Gebrauch zu machen. „Wahrlich, sagt er, die Freyheit der Unterthanen besteht nicht in der Gnade des Souveräns, sondern vielmehr in der Beschränkung seiner Gewalt.“

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG: *Berichte von der königl. anatomischen Anstalt zu Königsberg. — Sechster Bericht. Mit einer Uebersicht von parasitischen und gedoppelten Menschenkörpern. Von Karl Friedrich Burdach. 1823. 96 S. 8.*

Fleißige Sammler und Ordner sind uns in der Wissenschaft eben so nothwendig, als genaue Beobachter; der Vf. der vorliegenden Abhandlung hat sich unter den erstern längst einen ehrenvollen Platz in mehreren Fächern der Medicin gesichert. Auch in der vorliegenden Abhandlung hat derselbe die vorhandenen Beobachtungen über parasitische und Doppel-Mißgeburten mit vielem Fleisse zusammengeleuchtet und geordnet. In der Einleitung entschuldigt er sich, daß er auf Thiermißgeburten keine Rücksicht genommen und tadelt die Anatomen, die aus Modestie die Zootomie zu hoch gestellt und alles Heil der Wissenschaft nur in ihr gesucht. Rec. möchte zweifeln, ob man wirklich oft Gelegenheit habe, Anatomen diesen Vorwurf zu machen; leider trifft man aber wohl noch immer auf anatomische Schriften, deren Vf. den Mangel gründlicher zootomischer Kenntnisse nur zu deutlich verrathen.

Die Klasse der Mißbildungen aus *monströser Verdoppelung* theilt der Vf. in drey Ordnungen: 1) *gedoppelte, überzählige Theile* eines Individuums, wie überzählige Finger, Beine, Herzen u. s. w., die keine strenge Sonderung erlangen, sondern noch mehr oder weniger den Einrichtungen des Individuums, welches sie trägt, dienen; 2) *Schmarotzer*; 3) *wahre Körperverdoppelung*. Die Grenzen der beiden letztern Ordnungen sind nicht scharf zu ziehen. Nur die beiden letzten Ordnungen betrachtet der Vf. in der vorliegenden Abhandlung. — Zuerst handelt er von der Ordnung der *Schmarotzer*; bey diesen ist der eine Körper ein vollkommen entwickeltes Individuum, der andere hat bloß ein Rudiment der Individualität, er lebt mit und von jenem als

seinem Träger. Der Parasit sitzt entweder ausßen auf dem Leibe, oder in dem Leibe des Stammindividuums; die erstern können *aussitzende*, die letztere *nistende* Parasiten heißen. Mit vielem Fleisse werden nun die verschiedenen Ausbildungen dieser Parasiten (S. 16 — 32) angegeben; sodann (S. 33 — 48) die einzelnen Beobachtungen (S. 55) mit genauen Citaten einzeln aufgezählt. Es waren: A) *Köpfe*, diese saßen a) am Gaumen; b) am Halse; c) an der Brust; d) am Unterleibe; e) lose. Köpfe. B) *Rümpfe*: a) Unterleib mit Beinen; b) Rumpf mit Armen und Beinen. C) *Ganze Körper*: a) aussitzende Körper; b) nistende Körper. Von diesen heisst es: „Es kann ein Embryon wohl in den noch offenen Unterleib des andern schlüpfen, an das Buchfell oder Oekröse sich anheften, wie bey einer Bauchschwangerschaft, und von den Gekrösarterien gespeiset werden, wie der an der Herzgrube aussitzende Parasit. Daß sich diese nistenden Embrya als Aftergebilde im Leibe erst erzeugen sollten, ist, wenn man die ähnlichen Verhältnisse der übrigen Parasiten erwägt, sehr unwahrscheinlich.“ Nun ist aber zu bemerken, daß nach neuern dem Vf. noch nicht bekannt gewordenen Beobachtungen, diese nistenden Parasiten keineswegs immer an der angegebenen Stelle, sondern selbst im Parenchym der Organe aussitzen; von dieser Art nistender Parasiten werden wir, wie wir aus Privatmittheilungen wissen, demnächst in einer eigenen Schrift mehrere neue Beobachtungen von einem ausgezeichneten französischen Anatomen erhalten. Zu vergessen ist immer nicht, daß sich von der einfachen Acephalocystis, durch die Haare, Zähne, Knochen u. l. w. enthaltenden Bälge eine Uebergangs-Reihe bis zu diesen nistenden Parasiten fortführen läßt, wie sie sich der Rec. längst zusammengestellt hat, und an ihrem Orte bekannt machen wird. Die hier aufgeführten zehn Fälle sind allgemein bekannt. — Eine zweyte Form dieser Mißgeburten enthält diejenigen, wo die Parasiten in Bälgen am Körper des Trägers enthalten sind, wovon sechs Fälle aufgeführt werden. Sie gehen ganz offenbar in die nistenden Körper über. — Sodann wendet sich der Vf. S. 49 zu den *Doppelkörpern*. Der Charakter der Doppelkörper ist nach dem Vf. ziemlich gleichmässige Entwicklung und Lebendigkeit beider verwachsener Körper. Die Gleichheit macht es wahrscheinlich, daß nicht ein Körper aus dem andern hervorgeproßt ist, sondern daß zwey ursprünglich getrennte Körper mit einander verwachsen sind. Auch diese Mißgeburten werden genau miteinander verglichen und unter mehrere Formen gebracht, die Beobachtungen genau citirt. Die Zahl der verglichenen Beobachtungen beträgt 156. Das Weitere muß in der Schrift selbst nachgelesen werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

1. LEIPZIG, b. Brockhaus: *Reisen der Lady Morgan. II. Italien.* 4 Theile 1822 — 23. 1 — 2 Thl. 1822: 438 u. 416 S., 3. u. 4. Thl. 1823: 377 u. 376 S. 8.
2. WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Italien.* Von Lady Morgan. Aus dem Englischen. 1821. VIII u. 400 S. 8.

Wir verweisen unsere Leser auf die Anzeige des ersten Reifewerks der berühmten Irländerin über Frankreich in der A. L. Z. 1822. Nr. 61. dieser Blätter, worin wir den allgemeinen Charakter der Lady Morgan, als Zeitschriftstellerin, zu entwickeln versucht haben. Diesen Charakter hat sie auch in *Italien* behauptet und ihn nach einigen Richtungen hin noch erweitert und gestärkt. So tritt vorzüglich ihr politischer Liberalismus hier entschiedener und heftiger hervor und überschreitet oft die Grenzen jeder schicklichen und klugen Mäßigung, der Weiblichkeit gar nicht zu gedenken, so weit, daß selbst die liberale Verlagshandlung der ersten Uebersetzung Bodenken getragen hat, die Aeusserungen der Lady über die neuesten Ereignisse in Italien und die jetzige Staatseinrichtung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs deutsch mitzutheilen. Es ist unvermeidlich bey einer solchen mit Leidenschaft geltend gemachten Opposition gegen das in der Kirche und im State Bestehende, einseitig und zweifelhaft zu werden. Denn so unterhaltend es auch auf Reisen seyn mag, einen Begleiter zu haben, der seine eigenthümliche Weltansicht, mag sie der unsrigen zulagen oder widersprechen, bey jedem Gegenstande, der uns begegnet, mit scharfem Witze und lebhafter Theilnahme darlegt, so wollen wir doch nicht beständig einen solchen Tadler hören, der uns zu keinem ruhigen und unbefangenen Beschauen und Geniessen kommen läßt. Und wie besonders *Italien* mehr, als irgend ein anderes Land, durch den individuellen Anstrich einer politischen, religiösen und moralischen Kritik, welche über die Alpen herkommt, entstellt wird, das beweisen genugsam die vielen verzerrten Gemälde, welche namentlich englische und deutsche Reisefschreiber uns von dem Leben und den Sitten desselben geliefert haben. *Italien's* Natur und Kunst wollen mit offenem und freyem Gemüthe empfangen seyn; und die Anlegung fremder kritischer Maßstäbe zerstört den Zauber

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ihres Genusses. Was haben wir in Italien mit den Whigs, Torys und Radikalen zu schaffen? Was sollen uns dort Altdeutlichkeit oder französische Convenienzkunst?

Das Gemälde, welches Lady Morgan uns von *Italien* gegeben hat, ist reich und bunt. Natur, Kunst, Alterthum, Leben, Sitte, Staat, Religion, Wissenschaft und Literatur finden sich in demselben berücksichtigt; jedoch herrscht im Ganzen die Gegenwart des öffentlichen und häuslichen Lebens über die Vergangenheit der Monumente und Kunstwerke vor. Das gesellige Treiben in der höheren Sphäre der italiänischen Welt ist das Element, in welchem Lady Morgan das Talent einer scharfen und feinen Beobachtung am glücklichsten entwickelt, und wie in Frankreich die *Salons*, so sind es hier die *Casini* und *Conversazioni*, wohin wir ihr am liebsten folgen. Freylich aber ist der Geist der vornehmern Gesellschaft weniger charakteristisch für Italien, als für Frankreich, und man lernt die Italiäner jeden Standes unter freyem Himmel besser kennen, als unter glänzenden Deckengemälden. Der politischen Begleitung wird die Lady nirgends los; auf Landstraßen, Märkten, im Theater, in der Kirche, in den Palästen, Kunstsammlungen, Bibliotheken, ja selbst in der freyesten und reinsten Natur steht sie ihr zur Seite, und flüstert ihr witzige, hämische, spöttische oder zornige Einfälle zu. Besonders wichtig greift aber die politisch-religiöse Ansicht der Lady in die geschichtlichen Darstellungen ein, welche sie, als Prologe oder Epiloge zu ihren Gemälden der Lombardey, Venedigs, Roms, Neapels u. s. w., liefert. In diesen wird die ganze Weltgeschichte nach dem Sinne der Irländerin gemodelt und zugeschnitten, und auf ein Paar Verhältnisse gegen historische und chronologische Wahrheit kommt es ihr dabey natürlich nicht an. Ein Muster solcher Historiographie ist z. B. das zwanzigste Kapitel, (Th. III. S. 303.) welches eine Skizze von der Gründung, Erhebung und dem Verfall der Hierarchie giebt. Wenn die Lady auf diese Weise die alte sichere Geschichte nach ihrer Meinung zu drehen und zu wenden versteht, so wird man ihren Nachrichten über die neuesten Zeitverhältnisse um so weniger trauen können, da diese aus unbekannten und wenigstens zum Theil aus unlautern Quellen fliessen, und der Mangel an Uebersicht des Ganzen einer Staatseinrichtung und Regierung jeder Partey Gelegenheit giebt, aus einzelnen Thatfachen und Anekdoten günstige oder un-

R (3)

gü n.

günstige Darstellungen zusammenzuweben. Ohne also der Lady vorzuwerfen, als habe sie die mancherley Beschuldigungen und Vorwürfe gegen die piemontesische, lombardisch-venezianische und neapolitanische Staatsverwaltung, welche ihr Buch enthält, erfunden, und als sey Alles, was sie von belegenden Beyspielen und Anekdoten dazu beybringt, verdreht oder verfälscht, so ist doch deutlich zu bemerken, daß sie darauf ausgeht, nichts als nur Erscheinungen von Mißgriffen, Gebrechen und Verirrungen aufzufuchen; und der Hang der Menge geht freylich auch dahin, lieber von dergleichen zu erzählen und zu lesen, als von dem, was die Regierungen beliebt und geehrt macht. Die kecke Freymüthigkeit, mit welcher die Lady ihre Kritiken der italiänischen Staaten ausdrückt, ist allerdings an und für sich ehrenwerth, und die strengen Verbote gegen die Verbreitung ihres Werkes in Italien zeigen wenigstens von dem Mißtrauen der dortigen Machthaber gegen die öffentliche Meinung, welches seinen Grund niemals in dem Volke allein haben kann. Aber freylich ist diese Freymüthigkeit in England so wenig gefährlich, daß sie dort kein Beweis für wahre Charakterstärke seyn kann. Was die Lady über Kunst und Alterthum erzählt und räsonnirt, ist von geringer Bedeutung: Wiederholung bekannter Dinge, gewürzt durch die pikanten Seitenblicke, welche oft von der Kunst und dem Alterthume abspringen und in Vergleichen und Contrasten auf den Stoff des Gemäldes, das Leben des Künstlers, den neuen Gebrauch oder die Nachbarschaft des alten Monuments u. d. m. übergleiten. Sonach bleibt der Hauptbestand des Werkes ein politisch-religiöses Sittengemälde Italiens.

Die Darstellung des Werks ist zum Theil auch durch die Persönlichkeit der Verfasserin bedingt: glänzend und lebendig, auch wohl heftig und scharf, mit Witz und Spott reichlich ausgestattet, voll schlagender Contraste und gewagter Antithesen, und überall mehr Räsonnement, als Schilderung und Erzählung. Durch diese Form, welche geistreich und eigenthümlich ist, gewinnt die Lektüre des Werkes unser Interesse und unterhält uns, wie ein geistiges Gespräch, dessen origineller Vortrag uns auch das Bekannte in neuer Verbindung und Beleuchtung, ohne zu langweilen, zurückführen darf. So wenig wir also in dem Bisherigen das Werk der Lady Morgan als eine Quelle für die Kenntnisse Italiens haben empfehlen können, so sehr genügt es allen Anforderungen, die wir an eine geistreiche Unterhaltung über Italien machen dürfen.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich von selbst das Urtheil über die beiden Bearbeitungen des englischen Originals. Die erste, eine vollständige Uebersetzung, welche nur aus politischer Bedenklichkeit einige Stellen ausgelassen oder gemildert hat, giebt den eigenthümlichen Reiz des Originals in der Darstellung und im Stil wieder, und empfiehlt sich auch in seiner äußern Gestalt als angenehmes Unterhaltungsbuch des eleganten Publikums. Die zweyte Bearbeitung ist ein Auszug, welcher das Räsonne-

ment der Lady, politisches und religiöses, unübersetzt gelassen hat, und sich darauf beschränkt, nur ihre Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten und Sitten des Landes mitzutheilen, also überhaupt das Material des Buches. Wie wenig Werth aber dieses ohne seine Form hat, wird jeder Leser leicht bemerken, welcher jenen Auszug durchblättert. Und natürlich müssen wir es mit einem Buche auch viel strenger nehmen, welches eben nur Sachinhalt liefern will, während in geistreicher Verarbeitung eine Halbheit, Schiefheit, ja selbst eine kleine Unrichtigkeit uns weniger zu ernster Rüge auffodert. An solchen Anstößen fehlt es aber in dem Werke der Lady Morgan keines Weges. Die Vorrede des Auszugs ist eine Philippica gegen die Verfasserin des Originals, welche wenigstens hier nicht an ihrer rechten Stelle steht. Denn wie will der Uebersetzer der Bemerkungen der Lady uns diese als geistreich verkaufen, während er ihre Meinung und ihr Urtheil als beschränkt und gehässig angreift? Als ob Beobachtung und Meinung in gar keinem Verhältnisse zu einander ständen!

Die Reise der Lady Morgan verbreitet sich über *Piemonte*, die *Lombardey*, namentlich *Mailand*, *Genua*, *Piacenza*, *Parma*, *Modena*, *Bologna*, *Toscana*, *Rom* und dessen Umgebungen und *Neapel*, und schließt mit *Venedig*, wohin der Weg durch die Mark *Ancona* eingeschlagen ist. Der Anhang liefert einen Anlaß des Gemahls der Lady, Sir T. Charles Morgan, M. D.: Ueber den Zustand der Medicin in Italien, mit kurzen Bemerkungen über die dortigen Universitäten und Hospitäler.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Handbuch für Reisende in der Schweiz*, von Robert Glutz Blotzheim. Fünfte, verbesserte Auflage. Mit einer Karte der Schweiz. 1823. VI u. 520 S. 8.

Es gewährt ein eigenes Interesse, Schriften mit einander zu vergleichen, die über einen und denselben Gegenstand in entfernten Zeiträumen gedruckt worden sind. So liegen jetzt dem Rec. der älteste und der jüngste Wegweiser durch die Schweiz vor. Der erste führt den Titel: *Index memorabilium Helvetiae* oder *Zeiger der denkwürdigsten Curiositäten, welche in der Eidgenossenschaft dieser jetzigen Zeit fürnehmlich zu beobachten sind*. Gedruckt zu Zürich, in Verlegung Joh. Heinrich Lindners. 1684. in 18. Hält man den zweyten, nämlich das anzuzeigende Werk dagegen, so wird man allerdings über die Fortschritte der speciellen schweizerischen Länderkunde erstaunen müssen, obgleich der „Zeiger“ wegen mancher einzelnen historischen Notizen und der vielen beygebrachten in der Schweiz entdeckten altrömischen Inschriften, noch immer einigen Werth behält. Der auf dem Titel des Handbuchs befindliche Zusatz „von Robert Glutz Blotzheim“ gilt eigentlich von der A. L. Z. 1819. Erg. Bl. S. 449. ausführlich gewürdigten vierten Auflage des

des Heideggerfchen Werks; denn die vorliegende *funfte* ist, laut Vorrede, von dem Hrn. J. C. Schoch, Pfarrer am Zuchhause in Zürich, besorgt worden, den man bereits die *geographisch - statistische Darstellung der Eidgenossenschaft* verdankt, deren *zweyte* Auflage 1818 in demselben Verlage erschien. Hr. Schoch hat zwar die Arbeit seines zu früh vollendeten Vorgängers der seinigen zum Grunde gelegt, dennoch allenthalben die unentbehrlichen Nachträge eingeschaltet, da im Laufe von fünf Jahren allerdings sich Manches verändert und überdies aus zuverlässigen Quellen dankenswerthe Zusätze und Berichtigungen flossen. Selbst einige von neuem a. O. gegebene Winke sind nicht unbenutzt geblieben, und da wir, nach genauer Prüfung, für Reisende in der Schweiz wirklich kein besseres und zweckmäßigeres Handbuch als das vorliegende kennen, so wird es uns gestattet werden, dasselbe hiermit Jedermann bestens zu empfehlen. Wie müssen es billigen, daß Hr. Schoch manches heftige Urtheil des Hrn. von Glimm entweder gemildert oder ganz beseitigt und das leider That völlig unnutzige Verzeichniß romanischer Redensarten ausgelassen hat, um an dessen Stelle eine „tabellarische Uebersicht der Entfernung der Hauptorte von einander beizufügen. Hätte in dem diesmal besser eingetheilten Verzeichnisse der vorzüglichsten die Schweiz betreffenden Bücher, Kupferstiche und Landkarten nicht bey jedem der aufgeführten Werke genaue der Ort und das Jahr, in welchem es erschienen, angemerkt werden sollen? Allerdings, denn dies allein kann den Reisenden vor etwanigen Nachdrücken und dem Ankauf weniger brauchbarer Auflagen schützen. Warum sind aber Bücher angepriesen, wie z. B. die *Intersehe Flora helvetica*, die selbst in der durch Hegetschweiller besorgten Ausgabe anzuzweifeln ist? Warum wurden manche ältere bisher gehörende Schriften ausgelassen, die durch keine neuere entbehrlich geworden sind. Warum endlich sind in dem Abschnitte der *Münzkunde* (S. 56.) nicht die dem Kantone Freyburg, Waadt- und Neuenburg eigenthümlichen Unterabtheilungen genannt? Ueberhaupt diese sehr wohl auch hier eine zweckmäßige tabellarische Uebersicht anbringen. Nun zu einzelnen wertigen Bemerkungen über den Abschnitt, der die *topographisch - statistische Darstellung der Schweiz und einiger angrenzenden Thäler, Städte u. s. w.* in alphabetischer Ordnung enthält. *Atlas helv.* Ueber den hier befindlichen berühmten englischen Garten heisst man mehrere einzelne Schriften, die indessen nicht, wie es sonst bey andern Artikeln zu geschehen pflegt, mit angeführt wurden. Die neuesten sind unseres Wissens: *Description de la solitude romantique d'Arlesheim*. Porrenburg. 1813. 8. und *Beschreibung der romantischen Anlage des Freyherrn von Andlau - Birseck zu Arlesheim ohnweit Basel*. Freyburg in Breisgau 1814. 8. — *Bellinzona*. „Hier findet der Reisende — auch *Agro di Cedro*.“ Was mag das eigentlich seyn? — *Brenets*, aus, soll *les Brenets* heißen. —

Chaux de Fonds. Das erwähnte Erziehungs-Institut von der menschenfreundlichen Dame *Calas* (soll heißen *Calame*) befindet sich nicht in diesem Ort, sondern in *Loche*. — *Colombier*. Warum kein Wort über die lobenswürdigen Anpflanzungen, die bis an den See führen und deren Ursprung historisch merkwürdig ist? — *Cote, la*. So heisst auch eine der schönsten Landschaften im Kanton Neuenburg, welche die mit Weinbergen umgebenen Dörfer *Peaux, Corcelles, Cormondresche* und *Auvernier* in sich faßt. — *Couvet*, bekannt durch das dort fabricirte *Biscuits d'Abbaye* theilt mit *Fleurier*, das auch in *Val de Travers* liegt, die Ehre der Hauptstadt des Mündels mit Spitzen zu seyn. — *Jacob*, St. Hier würden wir eine ganz artige Schrifft angeführt haben, betitelt: *Die Schlacht bey St. Jacob*, am 16ten Augustmonat 1444 nach allen ihren merkwürdigen Umständen beschrieben von Markus Lutz. Mit einem Kupfer und dem Plan der Schlacht gedr. Basel 1813. 12. — *Kerensien*. Zu dem Wenigen was über diese große gloriose Gemeinde gesagt wird, finden sich reichhaltige Nachträge in *P. Scheitlin's Armenweisen in den Kanton Glarus u. s. w.* St. Gallen 1820. 8. Der Vt., jetzt Professor in St. Gallen, früher Pfarrer in Kerensien selbst, versichert unter andern (S. 127.) daß das Pfarrhaus die schönste Lust unter allen Pfarrhäusern habe. — *Luzern Thal*. In welchem Kanton liegt es? Dieselbe Frage wird den Unkundigen bey den Artikeln *Geltorbinden* und *Dielsdorf* aufgeworfen. — *Marzen* s. *Lauterbrunn*. Wir hätten lieber gesagt: S. 169. den Artikel *Eidgenossenschaft*, aus dem hervorgehet, c

Der Preis dieses Handbuchs mit der beygehefteten kleinen Karte ist 2 Flor. 45 Kr. rhein., mit der grossen Generalkarte von Scheurmann gebunden in Futteral 4 Flor. 30 Kr. rhein. Auch die kleine Karte wird zur allgemeinen Uebersicht hinreichen. Sie ward von Scheurmann nach den besten vorhandenen Hilfsmitteln im J. 1822 gestochen. Jedem Exemplar des Buchs wird beygeheftet: *Catalogue des meilleurs ouvrages, voyages pittoresques, estampes et costumes de la Suisse qu'on trouve chez Orell, Füssli et Compagnie Libraires et marchands d'Estrangers près de la poste aux lettres à Zurich*. 1823. worauf 16 Seiten bald nach Französischem, bald nach Schweizer Franken, was freylich nur verwirrt, die auf dem Titel angedeuteten Gegenstände einzeln verzeichnet werden. Die Preise sind abschreckend hoch gestellt und offenbar auf reiche Reisende berechnet. Von den ältern Werken und Sammlungen

inde 3156
thte Ort-
e. Dieses
am es so-
Tourne
St. Ger-
Champdoi

gen über die Schweiz fallen ohnehin mehrere der wichtigsten.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Vofs. Buchh.: *Der Cavalier*. Ein historischer Roman. Frey nach dem Englischen des Lee Gibbons von L. M. von Wedell. 1822. 1ster Band. 234 S. 2ter Band. 276 S. 8.

Das Uebersetzen englischer Romane ist seit mehreren Jahren in der literarischen Tagesordnung unter uns; und der allgemeine Beyfall der sogenannten Scott'schen Novellen dient zur Empfehlung für die Producte ähnlicher Gattung, welche aus England zu uns übergeführt werden. Es wäre zu wünschen, daß der Geschmack an englischer Waare in der Literatur unsers Vaterlandes nicht so herrschend würde, wie in dem Reiche der Mode. Denn es ist nicht zu verkennen, daß das gewerbfleißige England auch in den redenden Künsten leicht in ein gewisses Fabrikwesen verfällt, wenn irgend ein Artikel schnell und allgemein beliebt wird; und so ist denn jetzt England und durch dasselbe auch Deutschland mit einer Unzahl von Romanen überschwemmt worden, welche das Patent von Gegenständen der Scott'schen an der Stirn tragen. Ja, der berühmte Verfasser von *Waverley* selbst hat angefangen, seinen Nachahmern die Nachahmung dadurch leicht zu machen, daß er mit flüchtiger Fabriksarbeit seine eigenen früheren Meisterwerke nachbildend wiederholt.

Der vorliegende Roman bedarf jener Empfehlung durch die englische Mode nicht, um zu gefallen; und eben so wenig will er sich als eine jener patentirten Nachahmungen der *Waverley-Novellen* geltend machen. Allerdings verräth der Vf. desselben eine mit eigenem Talent verbundene Vorliebe für die Romangattung, welche durch jenen großen Meister ausgebildet und verbreitet worden ist; aber in dieser Gattung haben sich so viele Keime nationaler Anlagen und Geistesformen entwickelt, daß sie nicht billig als das Werk und Eigenthum eines Einzelnen betrachtet werden kann; und der eigene Beruf des Nacharbeitenden hebt den Begriff der sklavischen Nachahmung einer fremden Form auf, wenn diese, wie hier, in dem Charakter der nationalen Kunst gegründet ist.

Der Held des Romans, *der Cavalier*, ist auf dem Titel genannt. Ein junger Ritter aus dem alten Hause der Freyherrn von *Falconbridge*, welcher als Parteygänger für die Sache des Königthums unter Karl I., Cromwell und Karl II., tapfer kämpft und unablässig wirkt, wird mit seinen Thaten und

Schicksalen in den Vordergrund des historischen Gemäldes gestellt, und sein Leben zieht den Faden der Erzählung durch das bunte, wechselvolle und wogende Treiben der Weltscene, die es von allen Seiten umschließt. Die großen Begebenheiten der Zeit, der Kampf der Parteyen, das schwankende Spiel des Glücks, die leidenschaftlichen Bestrebungen der Sieger und der Besiegten, die Stürme und Verheerungen der Bürgerkriege berühren den Faden dieses einen Lebens und werden uns durch ihre Verknüpfung mit demselben in anschaulich malerischer Bestimmtheit nahe geführt, und in einzelnen charakteristischen Bildern nach und nach von allen Seiten bis in das feinste Detail beleuchtet. In diesem Detailiren zeigt der Vf. des *Cavaliers* ganz vorzüglich seine Geistesverwandtschaft mit dem schottischen Novellisten, und nicht minder glücklich, als dieser, ist er in der charakteristischen Behandlung seiner die Scene fallenden Nebenpersonen. Was die Fabel des Romans betrifft, so ist sie so verwickelt, um sie in einer kurzen Inhaltsanzeige erschöpfend darlegen zu können. Sie ist gleichlich angelegt und so durchgeführt, daß das Interesse des Lesers vom Anfang bis zu Ende an den Schicksalen und Unternehmungen des Helden und seiner Anhänger, einer Schaar von Edlen und Oeringern, welche den gemeinschaftlichen Namen der *Cavaliere* angenommen haben, gefesselt bleibt. Der Charakter des *Falconbridge* ist trefflich entworfen und in den wechselvollen Verhältnissen seines Lebens wohl gehalten, so daß er nicht, wie dies öfters in den Scott'schen Novellen der Fall ist, nur dadurch interessant wird, daß seine Stellung in der Mitte wichtiger Begebenheiten und bedeutender Charaktere ihn zum Träger der Hauptfabel macht, ohne daß er selbst viel zur Verwicklung und Lösung derselben beizutragen vermag. Der Held des vorliegenden Romans ist ein interessanter und würdiger Held durch sich selbst, nicht allein durch seine Verhältnisse und Umgebungen.

Was die Uebersetzung betrifft, so können wir sie, in Ermangelung des zu vergleichenden Originals, als solche nicht beurtheilen. Die Sprache an und für sich ist fließend, sollte aber hier und da gehaltener seyn. Störend sind uns eine Menge unnützer ausländischer Wörter gewesen, z. B. *Argumente*, *Monotonie*, *Faktion*, *Infolenz*, *Intervalle* u. d. m., welche durch deutsche so leicht und erschöpfend wiedergegeben werden können. Die Uebersetzung kündigt sich auf dem Titel als eine *freye* an. Soll das heißen, daß der deutsche Bearbeiter die englischen Umständlichkeiten etwas zusammengezogen und gekürzt habe, so ist nicht zu bezweifeln, daß wir dadurch mehr verloren haben, als Worte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Allgemeine Aetiologie der Krankheiten des menschlichen Geschlechts*. Zu academischen Vorlesungen entworfen von C. L. Klose. 1822. XXXII u. 544 S. 8.

Der Titel dieses Buches verspricht sehr viel, um so mehr da, wie der Vf. in der Vorrede selbst bemerkt, dieses Lehrstück früher als ein Theil der allgemeinen und speciellen Pathologie betrachtet, und daher keinesweges systematisch abgehandelt wurde, und man sich in neuern Zeiten mehr mit der speciellen Aetiologie einzelner Krankheiten beschäftigte, wodurch wir nach und nach in den Besitz einer Menge, theils mehr, theils weniger hypothesenreicher Monographien gekommen sind, deren Hauptzweck sehr oft nur Erläuterung der nächsten Ursache beabsichtigt. — Der Vf. hatte bey der Bearbeitung dieses Stoffes vorzüglich die Absicht, ihn öfter, wie es bisher, aus Mangel an guten Handbüchern, geschehen konnte, zum Gegenstande academischer Vorlesungen zu machen; er wollte ferner zur Feststellung eines allgemeinen ätiologischen Systems in der Heilkunde beytragen, und nahm sich zugleich vor, manche bisherige irrige Ansichten und Meinungen zu berichtigen. — Diese Bemühungen sind um so mehr zu schätzen, da kein Arzt verkennen wird, daß gründliche ätiologische Kenntnisse am Krankenbette uns durch eine sichere Diagnose nicht allein zuweilen ein rationelles Heilverfahren für den concreten Fall angeben, sondern uns auch oft als einzige Leiter in dem verwickelten Labyrinth der vom Nervensysteme ausgehenden Krankheitsercheinungen dienen, wo sie dann wieder, wenn nicht Mittel zum Zwecke, doch wenigstens Stützpunkte für den wissenschaftlichen Heilkünstler werden, die ihn vom Versinken in den rohen empirisch - medicinischen Geschäftsgang retten.

In der Einleitung schickt der Vf. zuerst einige Bemerkungen über den Begriff von Krankheit und Gesundheit voraus. Letztere nennt er entweder absolut, idealisch oder relativ; da wir uns dem Idealischen jedoch nur annähern, es aber nie erreichen können, so sehen wir die Gesundheit des Organismus nur als eine relative bestehen und diese nennt der Vf. *nothwendig relativ*, beschränkt durch Alter, Geschlecht und Temperament, welche so auf

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

das vollkommene Gleichgewicht der Organe, Systeme und Verrichtungen einwirken, daß sie zwar die Einheit desselben beeinträchtigen, doch nicht in dem Grade, daß wir uns des Ausdruckes, Krankheit bedienen dürfen, oder *zufällig relativ*, wenn organische Fehler oder solche Unordnungen Statt finden, die zwar mehr als die genannten nothwendigen Einflüsse, dem Begriffe von Vollkommenheit des organischen Lebens widersprechen, aber doch für sich noch keine Krankheit ausmachen. So lange der Organismus, durch seine ihm eigene Kräfte, das durch diese nothwendigen oder zufälligen Einflüsse gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen vermag, bleibt er relativ gesund; so bald aber diess nicht mehr der Fall ist und die dadurch veranlaßten Störungen bleibend werden, tritt er aus dem Zustande relativer Gesundheit in den der Krankheit. (Es wäre zu wünschen, daß Einfachheit und Verständlichkeit dem Begriffe von Krankheit und Gesundheit allgemein zum Grunde gelegt und so die oft verwirrenden und unpassenden Ausdrücke: natürlich, regelmässig, normal, anomal u. s. w. verdrängt würden.) Dann spricht der Vf. über den Begriff der Krankheitsursachen und ihre Eintheilung in Anlage, Gelegenheits- und nächste Ursache. Die Gelegenheitsursachen unterscheidet er, je nachdem sie in einem gesunden Organismus eine Anlage begründen, oder in einem mit dieser bereits verletzten, eine Krankheit bedingen. Im ersten Falle nennt er sie Gelegenheitsursachen der Anlage, und im letztern solche der Krankheit.

Im ersten Buche des ersten Theiles würdigt der Vf. zunächst auf eine scharfsinnige Weise das quantitative und qualitative Verhalten der Gelegenheitsursachen zur Anlage, und umgekehrt, so wie das zur Entstehung der Krankheit nöthige Zusammentreffen derselben. Er geht dann speciell zu den Krankheitsanlagen über, die er 1) in solche des absolut gesunden, 2) des relativ gesunden und 3) des kranken Organismus eintheilt. Im ersten Abschnitte handelt er von den Anlagen des absolut gesunden Organismus, die er als physischer, als belebter und als befeelter Körper besitzt. Im zweyten Abschnitte redet er von den Anlagen des relativ gesunden Organismus und zwar 1) von den *nothwendigen*, die der Unterschied des Lebensalters, so wie die Verschiedenheit der Temperamente (nach Galenscher Eintheilung) bedingen; 2) von den *zufälligen* Anlagen des relativ gesunden Organismus, die vom dem

Verhältnisse seiner mechanischen, physischen und chemischen Kräfte herbeygeführt werden, und endlich von denen, welche auf dem Wechselverhältnisse der lebendigen Kräfte (physischen und psychischen) beruhen. In der Einleitung gesteht der Vf. selbst das Ideale absoluter Gesundheit, und S. 88 §. 40 behauptet er: es unterliege keinem Zweifel, daß nicht bloß concrete Organismen, welche wir gesund zu nennen pflegen, mit Krankheitsanlagen versehen sind; sondern daß auch Individuen, welche sich im Zustande *absoluter Gesundheit* befinden, von dieser Anlage niemals frey seyn können. Hierauf scheint die angeführte Eintheilung der Anlagen des absolut gesunden Organismus sich zu gründen, obgleich der Vf. in den folgenden Paragraphen zu wiederholten Malen ausspricht, daß kein thierischer Körper in diesem Zustande gedacht werden könne. Wenn dieß nun angenommen, und der Ausdruck „absolute Gesundheit“ als idealisch vom Vf. selbst in der Einleitung nur als Gegensatz zu relativer Gesundheit gebraucht ist, so scheint es uns zu weit gegangen, das Imaginäre in die Sphäre der Wirklichkeit zu ziehen, und in einem systematischen Lehrbuche sogar eine Eintheilung darauf zu gründen. Der thierische Körper ist nicht absolut oder ganz vollkommen, weil die Möglichkeit sich gegen seine Bestimmungen abändern zu lassen in ihm liegt. Wenn eine Ausnahme dieser allgemeinen Regel gedacht werden könnte, so würde absolute Gesundheit aufhören ideal zu seyn. Da nun ein absoluter Organismus nicht in der Wirklichkeit besteht, so können wir auch in ätiologischem Sinne ihm nicht Anlagen beymessen, die sich nur auf die Organisation in ihrem unvollkommenen Zustande beziehen und deshalb richtiger zu den *nothwendigen* Anlagen des relativ gesunden Organismus gezählt werden dürften. Unter den *zufälligen* Anlagen des relativ gesunden Organismus hat auch der Vf. diejenigen angeführt, die er als physischer, belebter und belebter Körper haben kann; dieser könnten passend diejenigen Anlagen, die er als unvollkommener Organismus *nothwendig* haben muß, entgegen gestellt werden.

Was die genannten nothwendigen Anlagen insonderheit betrifft, so sind sie gewiß vorzüglich abgehandelt und die jedesmal angeführten Quellen, die der Vf. benutzt hat, sprechen für umsichtsvolle Wahl und Sachkenntnis. — Das nämliche gilt durchgängig vom zweyten Abschnitte, in welchem der Vf. die *zufälligen* Anlagen des relativ gesunden Organismus systematisch geordnet und einzeln wissenschaftlich abgehandelt hat. Unter diesen ist die Idiosyncrasie aufgeführt und ihr ein treffender Platz zwischen der vermehrten Sensibilität, Parästhesie und der verminderten Anästhesie angewiesen; der Vf. betrachtet sie als eine anomale, verstimmte Nervenenthätigkeit. — S. 159 §. 76 wird angenommen, daß Wunden, die nicht bedeutende Störungen im Gleichgewichte der Organisation hervorbringen, Heroien, u. s. w., mehr zu den *zufälligen* Anlagen als Krankheiten zu rechnen seyen. (Dieß scheint

uns jedoch zu gewagt, denn 1) können wir mit Sprengel sagen: *loquendi usus leges sanxit, quas nemo impune negligit*; und wenn wir 2) einen Menschen, der an intermittirenden, selbst periodischen Krankheiten (Epilepsie besonders und manchen Arten des Wahnsinns) leidet, während der freyen Zwischenräume doch nicht für gesund halten, weil wir zugeben, daß das Gleichgewicht der toten oder lebendigen Kräfte, auf eine subjectiv und objectiv unwahrnehmbare Weise beeinträchtigt seyn kann, so müssen wir dieß auch in solchen Fällen glauben, wo größere Verletzungen genannter Art anscheinend keine Störungen in der Verrichtung der Functionen hervorbringen. In solchen Fällen thut man besser, mit Gaub den Zustand eine einfache, oder eine äulser, auf aufgehobener Continuität oder Contignität der Mechanik beruhende, Krankheit zu nennen. — Auch können wir dem Vf. nicht ganz beystimmen, wenn er S. 184 §. 91 gewisse Störungen des Vorstellungsvermögens zu den *zufälligen* Anlagen zu Geisteskrankheiten, die der relativ gesunde Organismus als belebter Körper hat, rechnet. (Wenn man auch zugiebt, daß Störungen dieses Vermögens durch die Sinne, momentane, optische oder akustische Täuschungen seyn können, welche auf einer widernatürlichen Stimmung ihrer Nerven beruhen mögen und dann erst als Krankheit sich aussprechen, wenn sie bleibend, also zum fortdauernden Wahne werden, daß ferner Störungen des Vorstellungsvermögens durchs Gemeingefühl ebenfalls noch als Täuschungen betrachtet werden können, die dem Gesetze der Vernunft unterworfen bleiben, und so wie erstere von vermehrter, verminderter oder abnormer Empfänglichkeit der organischen Nerven abhängen, obgleich solche Störungen sich nicht lange als bloße Täuschung (Anlage im Sinne des Vfs.) auszusprechen, sondern leicht in ein seltes Wahngefühl überzugeben pflegen, wo denn die Grenze oft sehr schwer zu bestimmen ist; so müssen wir doch durchaus solche Täuschungen, die ihren nächsten Grund in einer höhern Geistesfacultät selbst haben, (der Phantasie z. B., einer Modification des Denkvermögens) als Krankheit, Wahndee betrachten und dürfen sie nicht den bloßen Anlagen zurechnen. Denn Täuschung oder Störung setzt hier eine irrige Vorstellung voraus, die, unabhängig von der Körperlichkeit, sich in der Seele selbst bildet und dem Gesetze der Vernunft entzog. Stellt sich der Seele ein Bild dar, was niemals Realität hatte, oder erneuern sich Gegenstände in unserm Vorstellungsvermögen, die nicht mehr real vorhanden sind; so kann ersteres bloß eine natürliche Wirkung der Phantasie, und letzteres eine Wirkung der Erinnerung (einer Stufe des Gedächtnisvermögens nach Crichton) seyn, ohne im geringsten als *gestörtes Vorstellungsvermögen* eine zufällige Anlage zu Geisteskrankheiten darzustellen. — Wäre es nicht passender, wenn man statt der Störungen §. 91 gewisse andere Zustände einzelner Geistesfacultäten als individuell nothwendige oder zufäll-

fallige Anlagen zu psychischen Krankheiten betrachte? die Dummheit z. B., welche entstanden oder angeboren seyn kann, als Anlage zum Blödsinn, sehr lebhaft, exaltirte, oder durch Ausschweifungen befochtene Phantasie, als Anlage zu fortwährenden wahnfinnigen Vorstellungen; große Neigung über unwichtige Dinge zu grübeln, als Anlage zur Melancholie u. s. w.? um so mehr, da wir häufig sehen, daß Menschen, mit solchen Zuständen einzelner Geistesfacultäten behaftet, die man noch nicht Störungen nennen darf, wenn sie geisteskrank werden, in die entsprechenden Arten des Wahnsinns verfallen.

S. 185 — 86 behauptet der Vf., daß keine Krankheitsanlage rein immateriell sey, d. h. allein auf gestörtem Verhältnisse der Kräfte des Organismus beruhen könne. (Wenn dies auch von den somatischen Anlagen gilt, so verhält es sich doch mit den psychischen anders, welches der Vf. (S. 184) ausspricht, indem er das gestörte Vorstellungsvermögen durch irrige Gegenstände, deren Bild die Imagination lediglich allein bedingt, ohne daß sie je in der Realität existirt haben, als Anlage zu Geisteskrankheiten betrachtet. Hier beruht die Anlage doch gewiß nur allein in einem gestörten Kraft- und Thätigkeitsverhältnisse eines Geistesvermögens.)

Im 93 — 96 §. des ersten Buches handelt der Vf. die Anlagen des kranken Organismus ab, wozu er treffend und schön den Metaschematismus, als Anlage zur Verwandlung der Krankheit, Epigenesis, als Anlage zur Verwandlung der Krankheit, Epigenesis, als Anlage zum Hinzutreten einer neuen Krankheit und die *Morbi posthumi*, als Anlage zum Entstehen von Nachkrankheiten, rechnet. Diese Gegenstände sind unleugbar mit vielem Fleiße bearbeitet, vorzüglich aber zeugt die Abhandlung der Epigenesen und Nachkrankheiten, in ihrer ätiologischen Bedeutung von auf Erfahrung am Krankenbette gegründeten Kenntnissen. Das zweyte Buch des ersten Theiles handelt von den schädlichen Einflüssen, Gelegenheitsursachen, insbesondere. Zunächst redet der Vf. von der Atmosphäre und den Atmosphärischen, dann vom Erdkörper, in so fern dessen Bewegungen um sich selbst und um seine Fixsterne, wovon bekanntlich Tages- und Jahreszeiten abhängen, Gelegenheit zu Krankheiten geben können; endlich spricht er vom Klima. Hierauf geht er zu den Producten der Erde über, die dem Menschen zur Erhaltung nothwendig sind, wozu zunächst die große Klasse der Nahrungsmittel gehört, welche der Vf. zuerst in quantitativer und qualitativer Hinsicht und dann nach den verschiedenen Naturreichen, woraus sie entnommen, würdigt; dann zählt er diejenigen Producte des Erdkörpers auf, welche gesunden Menschen an und für sich schaden, als: Gifte, Arzneimitteln, Ansteckungsstoffe und mechanische Potenzen. Es folgen nun die Verrichtungen des menschlichen Körpers selbst, physische und psychische, nebst Erklärung wie sie

durch ein *plus* oder *minus*, oder anderweitige Anordnungen und Unregelmäßigkeiten Veranlassung zu Krankheiten werden können.

Aus der hier nur kurz angegebenen Eintheilung des unendlichen Heeres der Gelegenheitsursachen geht schon genugsam hervor, daß diesem Theile des Werkes besonderer Fleiß gewidmet ist; es sind zugleich die besten Schriften über den Gegenstand benutzt, und das eigentlich Pathologische ist, so viel es sich thun ließe, vom Aetiologischen gesondert. Bey einer solchen genauen Classification kann es durchaus nicht schwer seyn, eine einzelne, nicht namhaft gemachte, schädliche Potenz wenigstens gleich zu ordnen und wissenschaftlich zu würdigen, eine Hauptanforderung an ein allgemeines ätiologisches System, welcher der Vf. unserer Meinung nach vollkommen entsprochen hat.

Im zweyten Theile handelt der Vf. die Lehre von der *nächsten Ursache* der Krankheiten ab. Dieses Kapitel ist seit geraumer Zeit auf eine doppelte Weise bearbeitet worden. Ein großer Theil der Aerzte erklärte nämlich die nächste Ursache auf dynamische Weise, d. h. lediglich als im Verhältnisse der Lebenskräfte begründet, woraus sich ergab, daß außer dieser nächsten Ursache noch ein anderer Zustand der Organisation (die concrete Krankheit) als nächster Grund der bestimmten Krankheits Symptome gedacht werden müsse, während andere, Boerhaave, Reil und Kreyßig an der Spitze, die nächste Ursache, als in einer Umänderung der Form und Mischung gegründet, betrachteten, und deshalb sie für identisch mit der Krankheit hielten. (Wenn wir uns die nächste Ursache als den pathologischen Zustand denken, in welchem unmittelbar der Grund der wesentlichen Krankheitserscheinungen liegt, so ist sie von der Krankheit allerdings nicht verschieden, wenn wir anders nicht diese mit den Symptomen verwechseln wollen, und Krankheit ist dann, wie Reil sagt, eine Ursache, weil sie die Symptome bewirkt; da sie aber entfernte Ursache derselben nicht seyn kann, so muß sie die nächste seyn. In dieser Beziehung wurde auch das bekannte: *cessante causa, cessat effectus* gebraucht, welches sich demnach, gegen die Meinung des Vfs., als anwendbar auf alle Fälle beweisen muß, indem eine verschwundene Krankheit keine Symptome mehr begründen kann.

Denken wir uns hingegen die nächste Ursache als jene pathologische Thätigkeit des Organismus, welche bey vorhandener Anlage und Einwirkung hinreichender Gelegenheitsursachen eintritt, welcher Meinung der Vf. beystimmt; so müssen wir dennoch annehmen, daß eben dieses dynamische pathologische Verhältniß der Lebenskräfte des Organismus, zur Entstehung einer bestimmten Krankheitsform, noch auf dessen materielle Seite rückwirken müsse, indem wir in den meisten Krankheiten eine veränderte Form oder Mischung deutlich nachweisen können. Man kann fragen: ist aber nicht die erwähnte pathologische Thätigkeit schon Krank-

Krankheit? Sie ist es allerdings, in so fern Sie ein gestörtes Gleichgewicht im Organismus voraussetzt; in so fern Sie aber nur dadurch bleibend, zur wirklichen Krankheit werden kann, daß Sie Form und Mischung mit afficirt und so erst eine bestimmte Krankheitsform bedingt, ist Sie nur einseitig, im Kräfteverhältnisse allein begründet und daher fast mit dem zu vergleichen, was ältere Aerzte *Aegritudo* nannten. Auch haben Boerhaave und Reil keinesweges bey Erklärung der nächsten Ursache das Mitwirken der Lebenskräfte gelehrt, wie der Vf. geneigt ist zu glauben, sondern diese vielmehr als vorzüglich thätig bey der Umänderung der Form und Mischung betrachtet; der Vorwurf des einseitigen Materialismus trifft Sie daher nicht. Die beiden Hypothesen sind eigentlich nicht so sehr weit von einander verschieden und die Wahrscheinlichkeit scheint hier, wie so häufig, in der Mitte zu liegen. Der Vf. hat nur zunächst die Gesetze des Consensus und Antagonismus als Bedingungen abgehandelt, welche, bey vorhandener Affection, das Ausbilden einer bestimmten Krankheitsform, oder Complicationen derselben, sehr begünstigen, und stellt dann erhöhte, verminderte und anormale Lebenskräfte als nächste Ursachen von Krankheiten, im obigen Sinne auf, welches sich auch in einem allgemeinen ätiologischen Systeme gut vertheidigen läßt. Sichtbar ist das Werk durchgehends mit Fleiß bearbeitet, vorzüglich aber der Theil desselben, welcher von den Gelegenheitsursachen handelt, deren Aufzählung und systematische Eintheilung allein schon das Buch empfehlungswerth und für academische Vorlesungen brauchbar machen. Ueberdies sind wir dem Vf. noch dafür Dank schuldig, daß er gerade dies uncultivirte Feld bearbeitete, und zeigte, wie nützlich es seyn würde, die allgemeine Aetiologie mit dem jedesmaligen Standpunkte der Wissenschaft möglichst gleichen Schritt halten zu lassen.

PAEDAGOGIK.

AARAU, b. Sauerländer: *Umriss von der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile.* — Von Heinrich Zschokke. Besonderer Abdruck aus den Uebersetzungen zur Geschichte unserer Zeit. 1822. gr. 4. geh. 18 S. (7 Gr.).

Zuerst erzählt der bekannte Vf. kurz die Geschichte der Erfindung dieses gegenseitigen Unterrichts durch den britischen Geistlichen Andreas Bell in Ostindien im Jahre 1790, und die Verpflanzung desselben 8 Jahre später nach London durch den

Quäker Joseph Lancaster. Auffallend ist es ihm, „daß in Deutschland, wo mehr als in irgend einem Lande über Erziehungswesen geschrieben wird, am spätesten versucht wurde, das Gute, welches Bell's Erfindung hat, sich anzu eignen.“ Der Grund liegt aber nicht, wie Hr. Zschokke meint, „in Vorurtheilen derjenigen, welche die Einrichtungen Bell's zwar aus Büchern kannten, aber sie nie in der Wirklichkeit auch nur mittelmäßig ausgeführt erblickt hatten;“ sondern weil Deutschland durch seine trefflichen Pädagogen, Wolke, Campe, Salzmann, Pestalozzi u. l. w. eine für Geist und Gemüth wirksamere Lehrart kennt, als den geistlosen Mechanismus jener Engländer, der für die unglücklichen Fabrikkinder der Briten, in denen Tausende von Kindern um den schönsten Genuß des Lebens, um die Freuden der Kinderjahre, gebracht werden, und für die Steppen- und Küstenländer der nicht europäischen Erdtheile paßten mag. So tief sind wir in unserm Deutschland noch nicht gesunken, und hoffentlich wird auch künftig unser Schutzgeist uns davor bewahren, und unsere menschenfreundlichen Schulen werden auch künftig ihre Gönner und Beförderer unter Hohen und Niedern behalten! Interessant sind die Nachrichten, die der Vf. S. 5 f. über die Fortschritte des gegenseitigen Unterrichtes mittheilt. Von Deutschland weiß Hr. Zschokke (S. 10) auch nicht eine der von ihm angepriesenen Anstalten anzuführen. Wir erinnern uns, daß vor einigen Jahren in Berlin eine Anstalt der Art angekündigt ward; sie ist aber, wenn auch errichtet, doch bald wieder verschwunden. Selbst Plamann, der für sie früher wirken wollte, scheint seine Ansicht geändert zu haben. Möchte aber Hr. Z. doch endlich einmal aufhören, der guten Sache, die er vertheidigen zu müssen glaubt, durch leere Declamationen zu schaden, wie z. B. S. 13: „In jenen freyen naturgemäßen Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft (nämlich in Amerika), wo das, was des Staates ist, streng und vernünftig geschieden ist von dem, was Gottes und der Menschheit ist, kann ungehemmt von den Fesseln alterthümlicher Barbarey, die noch in Europa vom Eigennutze und von der Gewohnheit geheiligt sind, der Mensch sich in allen seinen Vermögen zur Glückseligkeit entfalten; er darf ungestraft vernünftig und unverspottet edelmüthig seyn.“ Durch solche Redensarten wird nichts gebessert, und leicht könnte man dem Vf. beweisen, daß in einem Staate, wo solche Stellen gedruckt und gelesen werden können, die Regierungen vernünftiger und edelmüthiger handeln, als die Schriftsteller, die ungestraft, wenn auch nicht unverspottet solche *inania verba* schreiben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MANNHEIM, b. dem Verf.: *Bilder und Schriften der Vorzeit*, dargestellt von Ulrich Friedrich Kopp aus Hessencassel. Zweyter Band. 1821. X u. 422 S. 8. mit 12 angebundenen farbigen und schwarzen Kupferstichen und Holzschnitten, auch gegen 1500 eingedruckten Holzschnitten. (8½ Thlr.)

Der zweyte Band dieses höchst schätzbaren Werks (vergl. A. L. Z. 1820. Nr. 16.) enthält Abhandlungen über folgende Gegenstände: I. *Fortgesetzte Erklärung der Gemälde des Sachsenrechts*. Aus der Wolfenbüttler Handschrift — bis S. 39. II. *Messingene Taufbecken, und die darauf befindliche unbekannte Schrift* — bis S. 48. III. *Schrift aus Bild*, gegen die Meinung, daß nie Buchstabenschrift aus Bilderschrift entstehen könne — bis 94. IV. *Entwicklung der semitischen Schriften* — bis S. 400. Bey dieser Verchiedenheit ist die Beurtheilung dieses Werks von zwey Mitarbeitern, einem Juristen und einem Orientalisten geliefert.

Was die erste Abhandlung anbetrifft, so schließt sich dieselbe an die musterhafte Arbeit des hochverdienten Verf. über die Gemälde der Heidelberger Handschrift des Sachsenpiegels (Bd. I. Nr. II.) an. Ein glücklicher Zufall wollte nämlich, daß demselben auch die Wolfenbüttler Bilderhandschrift, wiewohl nur auf kurze Zeit in die Hände fiel; und diesem Zufall verdanken wir ebenfoglücklich eine genauere Beschreibung derselben, wie sie früher noch nicht gegeben worden ist, und eine Mittheilung einzelner colorirter Gemälde aus derselben, welche gerade zur Erläuterung mehrerer Heidelberger Gemälde des Sachsenrechts außerordentlich viel beiträgt. Den Anfang dieser Handschrift macht der Reichsabschied von 1235, und der letzte Abschnitt dieses Reichsabschieds wird merkwürdig genug, durch die sogenannte profaische Vorrede des Sachsenpiegels: *Nu vernemet von der herren geburt gebildet*. Die Handschrift selbst enthält den hochdeutschen Text, der jedoch, in Ansehung seiner Richtigkeit von der Heidelberger übertroffen wird. Sie ist lückenhaft. Die erste Lücke findet sich am Ende des ersten Buchs Art. 71., wo die letzten Worte auf der umgekehrten Seite des XXVII Blatts lauten: *Wen der gekorne gougreve odr der belente richter vor deme greven vor verset. gezuget he di* Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

vor vertunge. — Nach jener Lücke fängt das XXVIII. Blatt an, mit den Worten (Buch II. Art. 11): *An gebundenen tagen en muß man nicht dengen*, welche Worte hier den Schluß des 12ten Artikels machen. Die zweyte Lücke ist nach dem XLV Blatt; denn dieses schließt mit den Worten (Buch III. Art. 25): *vorwirke sich mit ungerichte da inne odr vor*, und Bl. XVI fängt an (Art. 39.): *phant vor sin gelt. Swen man vor gerichte*. Die dritte Lücke bemerkt man nach dem Blatt LV, welches mit den Worten des 77sten Art. im dritten Buche schließt: *alse man jeme solde der is us tet. wen*. Worauf das LVI Blatt (Art. 84.) hat: *lip vn ere vn das gut das he vo im hatte u. f. w.* Endlich die vierte findet sich im Lehnrecht Art. L. (Schilter XLVIII.), denn Blatt LXXIV schließt: *vn das im mit des herren boten bewiset wirt*; und Blatt LXX fährt im Art. LXIX (Schilter LXV) fort: *tag. En zeut is der man dar vnder nicht vs alse die jarczale irget. man vorteilt im al ansprache an deme gute*. Die Varianten zu sammeln lag nicht in des Vf. Plane; indessen werden doch mehrere, die ihm in der Kürze der Zeit aufgefallen waren, mitgetheilt, und schon diese sind merkwürdig und dankenswerth genug. Die in der Handschrift befindlichen Bilder sind sorgfältiger behandelt und ausgemalt, als in der Heidelberger, indessen stehen sie, was die Richtigkeit der in ihnen enthaltenen Rechtsymbolik anbetrifft, den Heidelbergern nach. Der Verf. theilt einige derselben mit außerst schätzbaren Erläuterungen mit. Was das Alter der Handschrift anbetrifft, so ist sie von andern in das Ende des XII. Jahrh. gesetzt, welches aber schon durch den vorstehenden Reichsabschied widerlegt wird. Der Verf. beweist vielmehr, theils aus innern, theils aus äußern Gründen, daß sie erst in das 14te Jahrh. zu setzen sey. Auch die Oldenburger Handschrift wird von dem Vf. berührt, und gesagt, daß sie in Hinsicht der Gemälde der Heidelberger und Wolfenbüttler nachstehen. Dieses ist zwar vollkommen richtig, indessen haben die rohen Gemälde der Oldenburger Handschrift, dennoch in Hinsicht der Rechtsymbolik einen viel größern Werth, als die der Wolfenbüttler. Einen interessanten Ueberblick der Oldenburger und Wolfenbüttler Gemälde gewähren die Abdrücke derselben in *Spangenberg „Beyträge zu den teutschen Rechten“* (Halle 1822. 4.) Tab. V bis X, wo diejenigen Gemälde, welche sich auf die Vorrede und die ersten sechs Artikel des Landrechts

rechts beziehen, in ununterbrochener Folge aus der Oldenburger und Wolfenbüttler Handschrift mitgetheilt sind.

Unter den den größten Theil des Bandes (S. 37 — 419) füllenden, die Orientalische Paläographie betreffenden Abhandlungen, liefert besonders die Abhandlung IV. äußerst genaue und scharfsinnige Untersuchungen über die Geschichte der Semitischen Schriften, welche einen bleibenden Werth behaupten werden. Das Eigenthümliche dieser Untersuchungen besteht, nach des Vfs. eigener Erklärung, darin, daß er fast ausschließlich eine graphische Behandlungsart befolgt, das heist, nur auf vorliegende Denkmäler, und auf abstrakte paläographische Regeln baut, hingegen Zeugnissen der Schriftsteller wenig Gewicht einräumt. Die erste der paläographischen Abhandlungen (S. 37 — 48) ist überschrieben: *Ueber eine noch nicht erklärte messingene Taufschüssel*. Dieses Taufbecken befindet sich im Fräuleinstift Steterburg bey Wolfenbüttel, und stellt in einem mittleren Kreise, wie es scheint, den Sündenfall dar; eine Schlange schlingt sich um den Fruchtbaum, auf dessen einer Seite Adam und ein paar Lilien stehen, auf dessen anderer Seite aber Eva und ein kleines Gebäude sich befinden. Den Rand umgiebt eine Inschrift, die verschieden, aber unzuverlässig gelesen worden ist, z. B. *Maria sancta immaculata virgo Christus Jesus Dei filius*. Ähnliche Taufbecken, mit gleicher Inschrift, aber zum Theil mit einem Gemälde, welches die Verkündigung Mariä vorstellt, werden auf der Insel Island und einigen Orten Deutschlands aufbewahrt. Hr. K. nun hält die Inschrift weder für lateinisch, noch für deutsch, sondern für *chaldäisch*, und liest fünfmal wiederholt: *נחש נחש*, und übersetzt: *Respondet, facere apertionem oculorum*; mit Beziehung auf Gen. 3. v. 5. wo die Schlange zur Eva spricht: „denn Gott weiß, daß an dem Tage, da ihr von demselben esset, eure Augen werden geöffnet werden *וְנִפְתָּחוּ עֵינֵיכֶם*“. Die Gründe, auf welche Hr. K. diese Erklärung baut, sind: 1) ein in *Theseus Ambrosius Introductio in chaldaicam linguam*. Papiæ 1539 aufgeführtes angeblich chaldäisches Alphabet, dessen Züge den auf dem Taufbecken befindlichen ähnlich sind; 2) die Uebereinstimmung des von ihm gelesenen *נחש*, als Infinitivus in Pael, mit dem Gen. 3. v. 5. vorkommenden *נחש*. Rec. hat an die Richtigkeit dieser Erklärung nur geringen Glauben; weil, was den ersten Grund betrifft, bekannt genug ist, auch vom Vf. selbst bemerkt wird, daß alte Scribenten aus der Zeit des Theseus Ambrosius öfter Alphabete erfunden, oder falsch überliefert haben, und dieses angeblich chaldäische Alphabet eine gar wunderliche Gestalt hat; und, was den zweyten Grund anlangt, die zwey Worte *נחש נחש* einen abgerissenen, mit dem bey diesen Worten sonst stattfindenden Sprachgebrauche wenig übereinstimmenden Satz bilden. Denn das Verbum *נחש* bedeutet zwar: *öffnen*, aber noch nicht: *Augen öffnen*; soll dieser Begriff ausgedrückt werden, so pflegt auch *נחש* dabey zu stehen, wie Hiob. 14.

v. 3. *נחש עֵינַי*; Hiob 27. v. 19. Auch pflegt, wenn *נחש*, *antworten*, gebraucht wird, ein etwas längerer Satz direkter Rede zu folgen, oder ein einzelnes Wort, welches einen vollständigen Sinn enthält, wie: er antwortete Lüge, Deut. 19. v. 18. *הֵבִיר עֵינָיו*. Aber: *er antwortete Oeffnung*, bleibt immer ein etwas räthselhafter und ungewöhnlicher Spruch. Rec. hält die Schrift auf dem Taufbecken für lateinisch, und die Becken für im Abendlande verfertigt. Auf einem derselben steht der Name: Brügge, eingegraben, welcher die Verfertigung zu Brügge allerdings noch nicht beweiset, jedoch schon wahrscheinlich macht. Die Lilien neben Adam hält Hr. K. für Bezeichnung des Standes der Unschuld, welches sie vielleicht auch wirklich sind; dies Bild aber halten wir eher für abendländisch als für morgenländisch.

Die zweyte Abhandlung (S. 51 — 94) ist überschrieben: *Schrift aus Bild*, und sucht zu erweisen, daß aus einer anfänglichen Bilderschrift oder Hieroglyphenschrift im Verlauf der Zeit sich eine Tonschrift oder Buchstabenschrift bilden könne, und bereits *wirklich gebildet habe*; ungeachtet viele Gelehrte das Gegentheil behauptet haben, und annahmen, zwischen Bilderschrift und Tonschrift sey eine so ungeheure Kluft vorhanden, daß beide als zwey ganz verschiedene und von einander unabhängige Erfindungen angesehen werden müßten, auch sogar die Völker bestimmten, denen jede derselben zuzuschreiben sey, wobey denn die Aegypter mit der Bilderschrift, und die Semiten mit der Tonschrift bedacht zu werden pflegten. Hr. K. hat seinen Satz, wie es uns scheint, hinlänglich begründet, indem er einerseits den Weg nachgewiesen, auf welchem natürlich, und ohne einen zu großen Sprung von der Bilderschrift zur Tonschrift fortgeschritten werden konnte und mußte, andererseits aber faktische Beweise für das wirklich erfolgte Ereigniß beygebracht hat. Die *abbildende* Schrift, welche uns die Gestalt des zu bezeichnenden Gegenstandes hinmalt, scheint diejenige zu seyn, welche zuerst dem Menschen beyfiel; sie verwandelte sich allmählig durch Tachygraphie und andere Ursachen in symbolische Schrift, deren Bilder nicht mehr mit der Gestalt der Dinge übereinstimmen; das Beispiel dieses Ueberganges liegt in der chinesischen Schrift vor Augen. Ueber die Art und Weise, in welcher der Mensch nun noch einen Schritt weiter ging, und so zur Tonschrift gelangte, bemerkt der Vf. S. 79: „da nun selbst bey einer in Zeichen übergegangenen Bilderschrift dennoch so viele Dinge übrig blieben, welche durch Zeichen nicht ausgedrückt werden konnten, so mußte der diesen Mangel fühlende und darüber nachdenkende Mensch sich selbst fragen: Wie kommt es, daß meine *Schrift* den Ausdruck der so nahe mit ihr verwandten *Sprache* nicht erreichen kann? Diese hat für alles Töne, jener fehlt es an Zeichen. Wie, wenn man von ihr Töne borgen, oder abbilden könnte? — So schwer war dieses nicht, als es auf den ersten Augenblick scheinen möchte. Die abgemalten

Töne lagen ja schon in den Bildern oder Zeichen, verbunden mit der längst gewohnten Aussprache. Man brauchte sich nur zum Gesetz zu machen, die ursprüngliche Bedeutung nicht zu achten, sondern sich lediglich an den Ton zu halten.“ Die historischen Beispiele dieser Art zu schreiben sind nun: 1) das Schreiben fremder Namen bey den Chinesen auf diese Weise; 2) die Japanische Schrift. Sie ist Sylbenschrift, und nach Augenschein und Zeugniß der Schriftsteller aus der Chinesischen entlehnt. Die Zeichen, welche bey den Chinesen *Begriffe, Dinge* bezeichnen, gelten den Japanern nur noch als *Sylbenlaute*, mit mannichfaltiger Bedeutung. 3) Eine Schrift auf Corea, die gleichfalls aus der benachbarten Chinesischen entlehnt worden, ward von Hager als Sylbenschrift bezeichnet, ist aber jetzt durch Rémusat sogar als Buchstabenschrift enthaltend nachgewiesen worden. Wir wünschten nur, daß der Vf. über die Natur des Japanischen, und dieses Coreischen Alphabetes sich noch etwas ausführlicher verbreitet hätte, da die Werke, auf welche er sich bezieht, nicht jedem gleich zur Hand sind. Er hält es für das natürlichste, daß man nun bey dem neuen Gebrauche, den man von der Bilderschrift machte, ehemalige Wortzeichen zur Bezeichnung des *ersten Tones* oder Buchstabens des Wortes wählte; daß also das Semitische *Alfa* anfangs einen Ochsen bezeichnet habe, darnach aber den ersten Ton des Wortes Ochs, oder *Alfa*, das ist, das A. Er zeigt, wie die Namen der Semitischen Buchstaben sehr für diese Meinung sprechen, wenn gleich die Uebereinstimmung der Gestalt des Buchstabens mit der Bedeutung seines Namens jetzt oft nicht leicht mehr in die Augen fällt, deswegen weil die ursprüngliche Gestalt des Buchstabens nicht mehr vorhanden ist. Ganz nach dieser Methode hat neuerdings Champollion die Namen Ptolemäischer und Römischer Fürsten in der Hieroglyphenschrift geschrieben finden wollen; indess läßt sich über die Zuverlässigkeit dieser Lesungen noch nicht entscheiden, da die historischen Prämissen, auf welche Champollion baut, zum Theil nicht ganz so beschaffen seyn sollen, wie er sie angegeben hat.

Die dritte Abhandlung (S. 97—419) ist überschrieben: *Entwicklung der Semitischen Schriften*, und zerfällt, nach einer vorangegangenen Einleitung, in drey Theile. In der Einleitung bezeichnet der Vf. den Zweck, welchen er hier zu erreichen suchte, soviel dieses bey einem ersten Versuche dieser Art geschehen konnte, indem er bemerkt, Paläographie müsse, seiner Meinung nach, nicht bloß alte Schriften lesen lehren, sondern auch deren Bestandtheile aus einander setzen, so weit als möglich anwärts die Quelle einer jeden aufsuchen, und abwärts theils die Veränderungen, welche eine und die nämliche Schrift viele Jahrhunderte hindurch erlitten; darstellen, theils diejenigen Abweichungen, welche mehrere verwandte Schriftarten nach der Trennung vom gemeinschaftlichen Schriftstamme gewöhnlich erleiden, nachweisen. Er führt

dann einige allgemeine Grundsätze über die Veränderungen auf, welche die Schriftarten zu erleiden pflegen, und vermöge deren die ursprüngliche Form durch Geschwind(schreiben zur *Uncial*, und dann zur *Cursiv* wird, aus der Cursiv aber wiederum oft eine *alleinstehende* Schrift genommen wird, wie Beispiele des Abendlandes und Morgenlandes zeigen. Die Cursiv wird gebildet dadurch, daß 1) die Feder von einem Buchstaben zum andern fortläuft, ohne abzusetzen; 2) sich nicht damit aufhält, alle Theile in ihrer Vollkommenheit darzustellen; 3) Theile der Buchstaben verlängert oder biegt, um durch einen und den nämlichen Zug auch den folgenden Buchstaben zu erreichen. Auf harten Massen, Stein, Metall, kann keine Cursiv entstehen, da sie kein Geschwind(schreiben zulassen; finden sich auf ihnen einzelne Cursivzüge, so ist dies ein Beweis, daß schon eine Cursiv der nämlichen Schrift sehr gebräuchlich gewesen seyn müsse, da sogar die Steinschrift Formen daraus entlehnte. Der *erste Theil* giebt nun allgemeine Betrachtungen über die Semitischen Schriften, in ihren Theilen, und im Zusammenhange. Nachdem der Vf. gezeigt, daß Semitische Schrift keinesweges Sylbenschrift genannt werden könne, sondern Buchstabenschrift sey, behauptet er, die ursprünglichen 22 Buchstaben Semitischer Schrift seyen nicht bloß Consonanten gewesen, sondern hätte auch Vokalbuchstaben enthalten; da die Zeichen *א, י, ו*, bekanntlich doppelten Werth haben, einmal als Vokale, das andre Mal als Consonanten, so sey anzunehmen, sie wären ursprünglich die Vocale: A, U, I gewesen; wären aber zu den Consonanten H, W, J geworden, weil aus jenen Vocalen diese Consonanten, besonders bey gewissen Tonverbindungen, von selbst hervorgingen, wie aus Mariane leicht Marjane, aus Uater leicht Water wird, nicht aber umgekehrt recht einzusehen sey, wie aus Jod und Wau hätten J und U werden können. Rec. ist von jeher gleichfalls der Meinung gewesen, daß *א, י, ו* ursprünglich Vocalbezeichnungen waren, und keine andre als diese von den Hebräern gebraucht wurden, daß die Hebräer aber nur lange Vocale bezeichneten, und daher auch jene Vokalbuchstaben anfangs nicht viel häufiger schrieben als sie noch jetzt im alttestamentlichen Texte erscheinen. Den angeblich von den Masorethen begangenen fürchterlichen Mord so vieler Tausende von Lesemüthern halten wir für einen Traum. Grade so wie oben erwähnt gebrauchen jetzt die Araber ihre unpunctirte Schrift. Wollen sie schreiben *Kitáb, Sadík, Kulúb*, so bezeichnen sie nur die drei langen Vocale كتاب, صديق, قلوب; niemand wird uns einreden, daß man je geschrieben habe كتاب, صانيق, قلوب. Erscheint im Anfange eines Wortes ein *ي* oder *و*, so werden diese noch jetzt in der lebenden Sprache wie *i* und *u*, nicht wie *j* und *w*, gesprochen. Man spricht *يسمى* nicht *jesir*, sondern *i — e — str*, *هنا* nicht

nicht *wahada*, sondern *u - hada*. Rec. hat dieses oft genug gehört, und kann auch auf Savarys Grammatik verweisen, in welcher die lebende Aussprache überall angegeben ist; Pag. 12: 328. Ebenso lesen die Perser دختر و مادر nicht *Dochter wamader*, sondern *dochter u mader*, Tochter und Mutter. Lange Vocale finden wir auf diese Weise auf den Jüdischen Münzen bald geschrieben, bald weggelassen, *תור* und *תור*; wo aber Vocale geschrieben worden, sind es nur lange, so viel Rec. weiß. Die kurzen schienen den Semiten ursprünglich der Bezeichnung nicht werth, wahrcheinlich weil sie bey ihnen sehr flüchtiger und wechselnder Natur waren; bey uns dürfen *lieben* und *loben* nicht verwechselt werden; die Araber aber können sagen *ischk* und *oschk*, es bleibt immer *Liebe*. Man kann sagen *Katret* und *Kitret*, und *Kutret*, und es bleibt immer *Menge*. Zwar muß man nicht glauben, daß diese Willkürlichkeit bey allen kurzen Vocalen der Araber stattfinde; aber bey vielen findet sie sich. Der Vf. meint, vor einer Schrift ohne Vocale müsse man zurückschauern; daß inzwischen die Vocallosigkeit in der Schrift einer lebenden Sprache bis zu einem hohen Grade statt finden könne, das lehren das Arabische, Persische und Türkische heutiges Tages zur Genüge, in welchen Sprachen so viele tausende von Wörtern ganz ohne Vocale geschrieben werden, und wenn sie auch mit verschiedener Aussprache die verschiedensten Bedeutungen haben. *Pferd* heisst auf Türkisch *At*, und wird geschrieben *ات*; *Fleisch* heisst *Et* und wird geschrieben *ات*; *Hund* heisst *It*, und wird geschrieben *ات*; nicht der geringste Unterschied ist zwischen diesen drey Wörtern der Schreibart nach. *Rose* heisst auf Persisch *Gul*, wird geschrieben *گل*; *Erde* heisst *Gil*, wird geschrieben *گل*; kein Unterschied ist zwischen beiden. Wenn Hieronymus sagt, zu seiner Zeit könnten die geschriebenen hebräischen Wörter ganz verschiedene Bedeutungen haben, je nachdem man sie verschieden ausspreche, so ist dies nicht Folge einer eingerissenen schrecklichen Verwirrung und Verwahrlosung, sondern es war so, weil es nie anders gewesen. Der Vf. klagt auch häufig über ein unwiederbringliches Verlorengehen der alten hebräischen Aussprache, fast als wenn man schlechterdings auch keinen Begriff mehr sich davon machen könnte, wie wohl die Hebräer gesprochen. Die Sache ist unsers Erachtens so arg nicht; folgen wir der durch die Masorethen vorgeschriebenen Aussprache, und nehmen für die Consonanten die entsprechenden arabischen Laute, so wird man von der Wahrheit sich schwerlich weit entfernen; dafür sprechen alle noch vorhandenen Hindeutungen auf die alte Aussprache. So wandel-

bar wie die europäischen Sprachen in Bildung und Aussprache, und Orthographie sind die Semitischen nicht gewesen; so wie vor tausend Jahren im Arabischen conjugirt und declinirt ward, gerade so, und ohne die geringste Aenderung, wird auch jetzt im Arabischen conjugirt und declinirt. Wo können wir in einer lebenden europäischen Sprache etwas Aehnliches nachweisen? Ferner beweiset der Vf. daß *Finalbuchstaben* schon zu Christi Zeit in der Semitischen Schrift vorhanden waren, anstatt daß man behauptet hatte, erst nach vollendeter Worttrennung seyen Finalbuchstaben entstanden. Er erläutert aus dieser Ursache die Palmyrenische Inschrift aus dem Jahre 49, *Chandler marm. Oxon. P. II. tab. 4. Nr. 9. ad pag. 9.* Hierauf handelt der Vf. noch von der *Richtung, der Wortabtheilung und Interpunction* der Semitischen Schriften, und zeigt daß die Worttrennung, wie in alten griechischen und lateinischen Inschriften, ebenso auch in Semitischen schon in den ältesten Zeiten vorkomme, nämlich in Phöniciſchen; wobey er jedoch einräumt, daß dieselbe vielleicht nicht überall gebraucht worden sey.

(Der Beschlus folgt.)

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Schulens Erben: *Supplement-Tafeln zu Joh. Hübner's genealogischen Tabellen*, 3te - 5te Lieferung. Taf. 48 - 126 Querfolio. 1823 und 1824.

Der von uns bey der Anzeige der beiden ersten Lieferungen dieses Werkes (A. L. Z. 1823 Nr. 12 und Erg. Bl. 1823 Nr. 105.) ausgesprochene Wunsch, daß denselben bald mehrere folgen möchten, hat sich erfüllt, gewiß zur Freude Aller, denen das genealogische Studium am Herzen liegt. Die oben genannten drey Lieferungen enthalten: III. Die Genealogie der Regenten von Oesterreich, Bayern, Sachsen; IV. von Preussen, Anspach und Baireuth, Braunschweig, Mecklenburg, Württemberg, Hohenzollern; V. von Hessen, Baden und Anhalt; und wenn dadurch für die Genealogie überhaupt etwas sehr Verdienstliches geleistet worden ist, so muß sie besonders für die Einwohner dieser Staaten, die bekanntlich mit so großer Liebe ihren Regenten anhängen, von um so größerem Interesse seyn, als nach einer seit Anzeige der ersten Lieferung verbreiteten Nachricht die Supplement-Tafeln das Geschenk einer fürstlichen Hand sind. Die Einrichtung der Tabellen ist, wie die bey den beiden ersten Lieferungen bemerkte, Papier und Druck bleiben splendid, und für die Correctheit wird, wie wir vernehmen, so große Sorge getragen, daß Tabellen, auf denen etwas übersehen war, zum Theil ganz umgedruckt worden sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MANNHEIM, b. dem Verf.: *Bilder und Schriften der Vorzeit*, dargestellt von Ulrich Friedrich Kopp u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Theile der Abhandlung geht er nun die einzelnen Semitischen Schriftarten, größtentheils in chronologischer Ordnung, nach einander durch. Er nimmt an, dass in *Babylonien* die Schrift entstanden sey, und von hier aus zuerst einen Hauptstamm getrieben habe, mit folgenden chronologisch geordneten Gliedern, Phöniciſche Schrift, ältere hebräiſche und ſamaritanische, ältere aramäiſche, neuere palmyrenische, hebräiſche Quadratschrift. Von der ältesten babylonischen Schrift giebt er eine Probe, entlehnt von einem babylonischen Backsteine, auf welchem auch Keilschrift vorhanden ist, und der aus den Trümmern der Mauern Babylons aufgraben worden. Hr. K. sagt, seit der Zerstörung des Darius Her. 3. a. E. feyen die Mauern Babylons nie wieder hergestellt worden, und wir hätten hier also eine babylonische Schrift jener Zeit. Sie ist der Phöniciſchen sehr ähnlich, und der Vf. liest die wenigen Buchstaben darauf כח ואלו, die er erklärt: *Veni duratio ad nos*. Die Richtigkeit dieser Erklärung kann freylich manchen Zweifeln unterliegen; indeß, dass die Züge den Phöniciſchen sehr gleichen, und dass diese wirklich eine sehr alte babylonische Schrift sey, bleibt immer sehr wahrscheinlich; wenn gleich auf den Umstand mit den Mauern so viel Gewicht vielleicht nicht zu legen ist, da, so viel uns bekannt, sehr darüber gestritten wird, welches denn eigentlich Ueberbleibsel der Stadtmauern feyen, auch ein theilweises Wiederherstellen wenigstens wohl zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben kann. Der Vf. stellt hierauf die oben erwähnten Schriftarten in einer sehr lehrreichen Tabelle neben einander, und zeigt wie, natürlichen und paläographischen Regeln gemäß, die eine aus der anderen entstanden sey, vorzüglich durch immer flüchtigeres Schreiben, welches zuerst z. B. die anfänglich runden Köpfe vieler Buchstaben nicht mehr schloß, so dass sie nun zwey Ohren bekamen, dann aber auch diese Ohren wegliess, so dass nun oben gerade Striche entstanden, wie z. B. ב, ג, ד, ה sie jetzt haben. Hr. K. zieht hieraus folgende Hauptresultate: 1) Schon

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

wenigstens 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung schrieben die Babylonier mit Buchstaben, welche den phöniciſchen sehr ähnlich waren, und wahrscheinlich die sind, welche die Alten assyrische nennen. 2) Die Phöniciſer fuhren fort sich dieser Schrift zu bedienen, wie Denkmäler von 200 bis 300 Jahren vor unsrer Zeitrechnung, und von 150 nach derselben beweisen. 3) Auch die Hebräer schrieben damit noch 150 Jahre vor Christo, nur dass die Brechung der Schweife z. B. am א, ב, ג, eine schon bey ihnen vorangegangene Curſiv zu verrathen scheint, welches man noch mehr bemerken würde, wenn nicht die Schrift nur auf ihren Münzen zu sehen wäre. 4) Ein Denkmal zu Carpentras, ohne Zeitangabe, und einige Münzen beweisen, dass die Aramäer den Uebergang machten zu der künftigen Quadratschrift. 5) Noch entschiedener ist dieser Uebergang in den palmyrenischen Inschriften des ersten bis dritten Jahrhunderts. 6) Endlich etwa im vierten Jahrhundert entstand aus der Palmyrenischen unsere hebräiſche Quadratschrift. Die bisher für ein höheres Alter der Quadratschrift aufgestellten Gründe, die allerdings unzureichend sind, sucht der Vf. zugleich möglichst zu entfernen. Was die S. 157 gegebene Tabelle betrifft, so hätten wir nur gewünscht, dass der Vf. hier in die Columnne der Quadratschrift nicht, wie es geschehen, Buchstaben aus unsern Druckkasten gesetzt hätte, sondern aus alten Handschriften gezogene; dann würde der Abstand der Quadratschrift von den übrigen Alphabeten nicht ganz so groß erschienen seyn. Die Richtigkeit, oder wenigstens hohe Wahrscheinlichkeit der vom Vf. vorgetragenen Vorstellungen räumen wir im Ganzen ein; dass aber schon durch die babylonische Gefangenſchaft ein Anstoß zur Aenderung der alten Schrift gegeben worden, welcher veranlaßte, dass die spätere Schrift אשורית *Assyrisch* genannt ward, während die Samaritanische im Besitz des Namens עברית *hebräiſch* blieb, dieses scheint uns nichts destoweniger sehr möglich. Denn so viel auch der Vf. gegen Autoritäten der Schriftsteller spricht (die er inzwischen, wo sie zu seinen Gunsten sind, doch auch nicht verschmäht), so bleibt jener Name *Assyrisch* immer ein merkwürdiger Umstand, der eine historische Ursache gehabt haben muß, um so mehr als sonst den späteren Juden alles *Assyrische* ein Gräuel war. Die Veränderung der Schriftzüge ist übrigens auch wohl so unmerklich fortgeschritten, dass darüber, wo Quadratschrift

U (3)

ei-

eigentlich anfangs, gestritten werden kann; Palmyrenisch ist fast schon Quadratschrift. Ferner scheint es uns leicht möglich, daß zu einer Zeit, wo man auf Steine so schrieb, wie die palmyrenischen Inschriften sind, dennoch schon für Bücher eine geläufigere Schrift gebräuchlich war, welche die beiden Ohren der Buchstaben in eine gerade Linie verwandelte, wie es in der Quadratschrift geschieht. Denn unsere jetzige deutsche Currentschrift war schon zu Luthers Zeit gebräuchlich; wollen wir aber nur Steine und Münzen aus Luthers Zeit ansehen, so finden wir auf ihnen nichts von einer solchen Bucherschrift und Brieferschrift, und könnten demnach auch schließen wollen, zu Luthers Zeit sey noch keine deutsche Currentschrift vorhanden gewesen. Es soll dies nur heißen, daß neben einer Steinschrift doch auch eine andre Bucherschrift existiren kann.

Bei der nähern Betrachtung der phöniciſchen Schrift erläutert der Vf. zugleich manche Denkmäler auf denen sie sich findet, Steine und Münzen. Das auf den Münzen von Palermo oder Panormus stehende *נומ* erklärt er für gleichbedeutend mit dem Griechischen *δραχ*, da beide Wörter eine *Scutulo* bezeichnen; das auf den der Insel Gaios bey Malta zugeschriebenen Münzen stehende, nur drey Buchstaben enthaltende Wort liest der Vf. *נמ*, und erklärt es für gleichbedeutend mit dem griechischen *ναυλος*, weil letzteres eine Art Schiffe bezeichnet, und *נמ* von *נ* oder *נמ* Schiff gebildet zu seyn scheint, wie *נמ* von *נמ*, und viele ähnliche Worte. Uns scheint dies eine glückliche Vermuthung zu seyn; mit Recht macht der Vf. darauf aufmerksam, man müsse oft bedenken, daß die Griechen orientalische Namen zu übersetzen pflegten. Gegen den Rostocker Tychsen polemisiert der Vf. sehr stark, und gewiß oft mit Recht; auch dessen Biographen verfolgt er unablässig, wofür denn dieser sich wieder zu rächen gesucht hat, in seinem vor kurzem erschienenen *Wegweiser*. Wie sehr auf den phöniciſchen Münzen im Verlaufe der Zeit die Schrift sich geändert, zeigt der Vf. S. 212 durch eine Tabelle, welche die verschiedenen Gestalten der Wörter *אח* und *אחא* in chronologischer Ordnung auführt. Bei Beschreibung der *Aramäischen* Schrift, untersucht der Vf. von neuem die Inschrift von Carpentras und mehrere Palmyrenische; seine Uebersetzungen sind wohl bisweilen unrichtig, da er nicht genug Bekanntschaft mit der Sprache hat, was er übrigens aber überall selbst einräumt; in der Bestimmung der Buchstaben geht er desto gewissenhafter zu Werke. Der folgende Abschnitt der Abhandlung beschäftigt sich mit der noch weiteren Ausbreitung des semitischen Schriftstammes, und der Vf. zeigt hier einleuchtend, daß mehrere Schriftarten zum semitischen Stamme gerechnet werden müssen, deren semitische Abstammung man bisher entweder bezweifelt, oder gänzlich geleugnet hatte; besonders in Ansehung der Zendschrift und der Aethiopischen. Er betrachtet hier nach einander die ältere und neuere persische Schrift, mit Ausschluss der

Keilschrift, von deren Beschaffenheit wir ungeschaltet der Orotensischen Untersuchungen noch immer fast gar keine sichere Kenntniß haben, die arabische Schrift, *Kufi* und *Neski*, bey deren Bildung Hr. K. auch persischen Einfluss annimmt, die neueren syrischen Schriften, die Sabäische, die Tatarische, von den Nestorianern angeblich entlehnte, die Aethiopische. Dadurch daß Hr. K. diese letztere von dem Vorurtheil, sie sey aus der Griechischen gemacht, befreite, hat er sich wirklich ein Verdienst um sie erworben. Endlich liefert der Vf. noch einige *Phantasien*, wie er es selbst nennt, über die Armenische Schrift, und einige Indische. Er bemerkt nämlich, wie einige Uebereinstimmungen zwischen diesen Alphabeten und dem Semitischen sich zu zeigen scheinen, jedoch im Ganzen eine Verwandtschaft sich noch nicht behaupten lasse. Den indischen Schriften wirft er vor, sie seyen außerordentlich verkünstelt; dies kann Rec. in Ansehung aller nicht gelten lassen, da die Dewanagarschrift ihm fast lauter sehr einfache Züge zu enthalten scheint; was läßt sich einfacheres denken als z. B. ein *Ta*, ein *Na*, ein *Da*, ein *Ga*, im Dewanagari? Die Bengalische unterscheidet sich von der Dewanagari nur dadurch, daß sie eine Currentschrift jener ist, und daher die Züge mehr in einander schlingt; viele indische Alphabete sind als Abkömmlinge der Dewanagari leicht zu erkennen. Die *Granthamschrift* hat ihren Namen wohl nicht von *Palmenblättern*, sondern bedeutet *Bucherschrift*; denn das Verbum *Grantha* bedeutet im Sanskrit: *componere*, und das Substantiv *Grantha*, *compositio*; *liber*, *poema*. Der dritte Theil der Abhandlung giebt noch eine allgemeine Uebersicht der Gestalten eines jeden einzelnen Buchstaben aus den verschiedenen semitischen Alphabeten. Es ist sehr zu wünschen, daß der Vf. seine paläographischen Studien unausgesetzt verfolgen, und uns bald neue Resultate derselben mittheilen möge.

RECHTSGELAHRTHEIT.

DRESDEN, b. Hilscher: *Selecta disceptationum forensium capita*. Tomus tertius et ultimus cum indicibus. Scripsit ac decisiones Sax. Supremi provocationum tribunalis addidit D. Car. Aug. Gottschalk, pot. reg. Sax. a consil. provocationum. 1823. XIV u. 443 S. 8.

Der erste und zweyte Band dieses äußerst schätzbaren Werks sind in den Ergänzungsblättern Jahrg. 1819. Nr. 14. Jahrg. 1820. Nr. 122. mit gebührender Würdigung beurtheilt worden; auch ist daselbst über den Plan, Zweck und die Ausführung desselben die gehörige Rechenschaft gegeben. Rec. bezieht sich daher bey der Anzeige dieses dritten Bandes im Ganzen und Besonders auf sein dort ausgesprochenes Urtheil, und beklagt nur, daß dieser letztere auch in jeder Hinsicht der letzte seyn soll. Die in demselben abgehandelten Rechtsfälle beziehen sich auf folgende Rechtsfragen! Cap. 1. *Legato mobilium num parata pecunia contineatur?* die Frage wird nach

nach römischem Recht bejaht, nach deutschem verneint. Vortreflich sind die Verfügungen des römischen Rechts in dieser schätzbaren Abhandlung zusammengestellt, geprüft und erläutert. Cap. II. *Legatum liberatoris num ademptum censeatur, simulac creditor debitorem de solvendo nomine in iudicio convenierit?* Unter den vorgekommenen Umständen bejahend entschieden. Cap. III. *Legatum vel fideicommissum in diem, de quo, quando exiturus sit, incertum est, relictum, a quonam temporis momento deberi incipiat?* Sorgsam sind die möglichen Fälle unterschieden, und die Frage, auf den Eintritt des einen oder des andern beantwortet. Cap. IV. *Nepotes, an et quatenus in fideicommissis sub liberorum appellatione censeantur comprehensi?* die Frage ward dahin entschieden, daß dieselben in allen Fällen, und ohne Unterschied, ob eine *Successio in linea recta* oder *collaterali* vorliege, unter dem Begriff der Kinder verstanden werden, insofern es darauf ankömmt, daß sie einen Vortheil aus der testamentarischen Verfügung erhalten sollen. Cap. V. *Nam heres successoris in fideicommissio familiae aes alienum praedio restitutioni obnoxio inherens a pristinis eius possessoribus contractum et ab hoc solutum a successore in fideicommissio repetere queat?* bejaht. Cap. VI. *Iure Saxonico num iustitiaro liceat in testamento coram ipso condito uxori eius, ex cuius mandato jurisdictionem exercet, quidquam adscribere?* Rein provinciell. Cap. VII. *Actus iurisdictionis mere voluntariae coram magistratu extra fines jurisdictionis celebrati, num iure Saxonico auctoritate polleant?* desgleichen. Cap. VIII. *De lucro successionis sponso sponsaere ob aliterius contumaciam, qua nuptiae impeditae sunt, loco ejus, quod interest, tribuendo.* Es wird angenommen, daß, wenn der Verlobte zur Vollziehung der Ehe verurtheilt worden ist, und *consumax* bleibt, dem andern Theile die *portio futurarum* zugesprochen werden kann. Cap. IX. *De usu exceptionis congressus cum pluribus ex legibus ac moribus Saxonice rite aestimando.* Cap. X. *Liberi extra matrimonium nati, num alimenta a matre ipsis praestita tanquam ejus heredes a patre possint repetere?* Die Frage wird bejaht, vorzüglich nach sächsischem Recht. Cap. XI. *De non usu per tempus legibus definitum continuo, quo servitutes rusticae perimuntur.* Bey ländlichen Servituten kömmt es lediglich darauf an, ob der Berechtigte seine Gerechtsame nach freyer Willkür ausüben konnte, oder nicht, sondern daran verhindert war. Im erstern Falle erlischt die Servitut durch den bloßen Ablauf der gesetzlichen Zeit; im letztern nicht. Cap. XII. *Qui sub conditione aut in diem debere dicitur, num creditorem, antequam hujus actio nata est, ex lege diffamari ad agendum provocare possit?* Als Regel wird zwar angenommen, daß die Meinung derjenigen die richtige sey, welche die *Provocatio* auch dann zulassen, wenn die *Obligatio* in eine noch nicht eingetretene Bedingung geknüpft ist, oder an einen noch nicht fällig gewordenen Termin; indessen wird gezeigt, daß es dem

richterslichen Erpessen frey stehen müsse, Ausnahmen von dieser Regel eintreten zu lassen. Provinziell sind die folgenden 5 Capitel: Cap. XIII. *Qui de articulis eum in casum adversario juramentum detulit, si documentum ad fidem ipsi conciliandum indussum haud editum fuerit, num praeterlapso fatali ab usu documenti se abdicare ac pure juramenti delationem adhibere possit?* Cap. XIV. *Pecunia mutua num jure Saxonico a Iudaeo Christiano etiam tum in iudicio dari debent, cum creditor cretens tantum cum debitore de eadem contrahat?* Cap. XV. *Foeminae num jure Saxonico ob aes alienum potens creditore carceri publico a iudice mancipari possint?* Cap. XVI. *De vi et effectu consensus a domino directo in hypothecam feudalem reservatam ad dimidiam usque pretii partem interpositi.* Cap. XVII. *De iustis limitibus, quibus reparatio damni a iudice consensus in hypothecam ultra legitimum modum interponente creditori pignoratitio illati circumscriptur.* Cap. XVIII. *Fructus in fundo oppignurato nati num creditori simul obligati censeantur?* Die Frage wird im allgemeinen bejaht, und sowohl auf die vertragsmäßigen als gesetzlichen Pfandrechte bezogen. Cap. XIX. *De praerogativa reservato rustico, quod hypotheca munitum est, in concursu creditorum tribuenda.* Provinziell. Cap. XX. *Creditor, qui tacta hypotheca gaudet, num jure Saxonico in iudicio concursus neglecto termino liquidationis intra annum crediti solutionem petere adhuc possit?* desgleichen. Cap. XXI. *Pecunia ex venditione fundi dotalis redacta, quomam jure fruatur in concursu mariti?* desgleichen. Cap. XXII. *De legitima ex bonis maternis, quae maritus ob adulterium uxoris luoratus est, liberis viva adhuc matre ex concursu patris defuncti praestanda.* Cap. XXIII. *De usuris ex deposito irregulari propter pecunias usum depositario concessum haudquaquam praestandis.* Vorzüglich schätzbar wegen der Auseinandersetzung des Begriffs und des Umfangs des *depositi irregularis*. Ausgeführt wird, daß wegen des bloßen Gebrauchs desselben keine Zinsen verlangt werden können, sondern nur z. B. *ex mora restituendi*. Provinziell sind wiederum die folgenden Capitel bis zu Ende; Cap. XXIV. *De auctoritate matriculis ecclesiasticis jure Saxonico tribuenda.* Cap. XXV. *Rationum codicibus ab opificibus concinnatis, num in Saxonia eadem fides vindicanda sit, qua libri mercatorum fruuntur?* Cap. XXVI. *Iure Saxonico num propter exceptionem non adimpleti contractus iudicium cambiale differendum sit?* Cap. XXVII. *Probabilia de differentiis, quae jure Saxonico inter pactum de futura cambii transacti acceptance contractum ac ipsam ejus acceptance intercedunt.* Cap. XXVIII. *Iure Saxonico, num auctor cambii transacti, cujus solutionem transactus detraxit, indoffante praetermissa ad solutionem nominis cum omni causa praestandam adigi possit?* Cap. XXIX. *Remissionis aut indoffatarius num exactione nominis cambialis dilata aut protestatione vel omissa, vel cum campfore aut indoffante iusto tempore haud communicata pecuniam*

nam hinc solutum cum omni causa ab eodem repetere queas? Cap. XXX. *Per rescriptum de debitore cambiali in carcerem deducendo impetratum, num praescriptio cambii extinctiva interrumpatur?* Cap. XXXI. *Num dolo emptoris contractui causam dante domini translatio ita impediatur, ut venditori rem venditam a tertio bonae fidei possessore vindicare liceat?* Cap. XXXII. *Usurae ultra modum legitimum solutae, num reddita forte a debitore possint condici?* — Ein sehr gut eingerichtetes Register über alle drey Bände macht den Beschluß dieses schätzbaren Werks.

HALLE, b. Anton: *Francisci Caroli Conradt Icti et Antecess. quondam Helmstad. Scripta minora, cum praefatione et singularum commentationum epicrisi edita a Ludovico Pernice, Profess. Halens.* Volumen primum. 1823. XLIII u. 395 S. gr. 8.

Der Herausgeber hat einen oft schon geäußerten Wunsch erfüllt. Der verstorbene Conradt gehörte unstreitig zu den Coryphäen der Rechtswissenschaft; seine kleinern Abhandlungen waren immer sehr geschätzt und gesucht, dagegen aber auch ausnehmend selten geworden, so daß nur wenige sich des Glücks erfreuen konnten, sie sämmtlich zu besitzen. Um so größern Dank ist man dem Herausgeber für diese Sammlung schuldig. Außerdem hat aber derselbe alles gethan, um dieselbe brauchbarer, und in einer würdigen Gestalt, erscheinen zu lassen. Mit vieler Sorgfalt hat er Druckfehler und die Allegate des Vfs. berichtigt; eigene kleinere Anmerkungen, und die sogenannten Epikrisen, welche auf dem Titel versprochen sind, und worin der Herausgeber, nach *Haubold's* Muster in der neuen Ausgabe der Antiquitäten des Heineccius, die Fortschritte der Erkenntniß einiger von dem Vf. berührten Gegenstände, so wie die neuern Entdeckungen über dieselben darlegen wird, sollen nun einen eigenen Band bilden, weil der Verleger von der bestimmten Bogenzahl dieses Bandes nicht abgehen wollte. Conradt's Abhandlungen selbst sollen zwar der Zeitfolge nach, aber doch auch insofern dem Inhalte nach, geliefert werden, daß zuerst diejenigen erscheinen sollen, welche das römische Recht betreffen, dann diejenigen, welche sich auf das teutsche und das Lehnrecht beziehen. Diefemzufolge enthält der vorliegende Band folgende Abhandlungen: I. *Ius provocationum ex antiquitate Romana erutum.* pag. 1 — 86. II. *de dñs hereditibus ex testamento apud Romanos.* p. 87 — 142. III. *Ad Iulii Pauli ex libro singulari de jure singulari reliqua.* p. 143 — 176. IV. *de pacto fiduciae exercitationes duae.* p. 177 — 254. V. *de fecialibus et jure feciali populi Romani.* pag.

255 — 384. — Die Vorrede des Herausgebers enthält überdies eine genaue Literarnotiz über Conradt's Leben und Schriften: wobey sich jedoch S. XLII ein arger, doch leicht zu verbessernder Druckfehler eingeschlichen hat. Die Sammlung ist dem verdienten Rechtsgelehrten Hrn. O. L. Ger. R. Dr. Zepernik am Tage seines Dr. Jubilaeums (am 18. Oct. 1823) zugeeignet.

MATHEMATIK.

DRESDEN, b. Hilscher: *Anfangsgründe der Statik und Dynamik fester Körper*, als Lehrbuch zum ersten Unterrichte für Bau- und andere Schulen, wie zum Selbstunterrichte für angehende Architekten, entworfen von G. U. Hilscher, Prof. der Mathematik des königl. sächs. Cadettencorps. 1822. 81 u. 258 S. (2 Thlr.)

Der als öffentlicher Lehrer und als Schriftsteller längst rühmlich bekannte Vf. dieses Werks hat dasselbe zwar nur für die Bedürfnisse des königl. sächs. Cadettencorps, so wie für die mit der Dresdner Kunstacademie verbundene Bauschule abgefaßt; es wird aber gewiß in den Händen eines jeden, der der angewandten Mechanik bedarf, ein sehr schätzbares Lehrbuch seyn, besonders da durchgehends, ein leicht falscher Vortrag, ausgeführte Formeln und möglichste Beseitigung höherer analytischer Beweise, die Schrift charakterisirt. Der Vf. ist, was gewiß von jedem Sachkundigen beyfällig bemerkt werden wird, im Allgemeinen Eytelweins Handbuche der Statik und Mechanik gefolgt, und er bezweckt dadurch zu gleicher Zeit eine Vorschule für die practischen Werke jenes gelehrten Architecten, was einem Schüler der Baukunst, der sein Fachernstlich studiert, von großem Werthe seyn muß.

Es würde überflüssig seyn, hier die einzelnen abgehandelten Gegenstände, deren Benennungen in jedem Lehrbuche der Statik und Mechanik vorkommen, aufzuführen; und es mag genügen, wenn Rec. die Versicherung ertheilt, daß in vorliegendem Werke sämmtliche Begriffe dieses Theils der angewandten Mathematik erklärt, die hierin einschlagenden Lehrsätze und Aufgaben systematisch aufgeführt und bewiesen, und durch zweckmäßige Fragen und erläuternde Beyspiele falschlich gemacht werden.

Nebenbey giebt das Buch zu gleicher Zeit eine Andeutung von dem hohen Standpuncte, auf welchem sich die beiden Unterrichtsanstalten, für die der Vf. zunächst sein Werk bearbeitet hat, befinden; da er als ein an Erfahrungen reicher Lehrer seine Schüler reif genug für ein solches Buch findet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HEIDELBERG, b. Groos: *Entwurf einer allgemeinen Arzneymittel - Taxe nach Grundsätzen, durch welche ein zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen immer gleichbleibender Gewinn für alle Arzneymittel bestimmt wird, von Franz Joseph Razen. 1821. 228 S. 8.*

Dem Vf. dieser Schrift, der in den J. 1813 — 15. als Oberapotheker und Vorsteher des chemischen Laboratoriums bey der Central - Hospitalverwaltung für Deutschland angestellt war, wurde als solchem auch die Revision der sämmtlichen Arzneyrechnungen aus den verschiedenen Provinzen Deutschlands übertragen; welches ihn nöthigte sich mit allen bestehenden Arzneymittel - Taxen genau bekannt zu machen. Die auffallende Verschiedenheit der in den einzelnen Taxen angeetzten Verkaufspreise der Arzneyen bewog ihn über die Ursache derselben nachzuforschen, und er fand sie bald in dem Mangel, bald in der Unrichtigkeit der Grundsätze, welche den Taxen zu Grunde gelegt waren. Er überzeugte sich, daß eine allgemeine Arzneymittel - Taxe ein wahres Bedürfnis und eine Wohlthat sowohl für die Apotheker als für das Publicum sey, und sein eigenes Interesse als Apotheker im Badenschen bestimmte ihn, vorzüglich die Grundsätze, welche der Badenschen Arzneymittel - Taxe zu Grunde liegen, seiner Beurtheilung zu unterwerfen.

Im J. 1809 entwarf der Geheime - Hofrath und Regierungs - Medicinalreferent Dr. Flacksland in Karlsruhe eine Arzneymittel - Taxe, deren Hauptgrundsatz dahin ging, dem Apotheker einen immer gleichbleibenden und sicheren Gewinn bey dem Verkaufe der rohen, und eine fest bestimmte Vergütung für die Bearbeitung aller zubereiteten Arzneymittel zuzusichern. Der Gewinn des Apothekers wurde darin bey den rohen Arzneykörpern zu 40 Procent im niedrigsten und 80 Procent im höchsten Falle festgesetzt. Im J. 1812 wurde diese Taxe im Badenschen gesetzlich eingeführt. Da auf diese Art der Gewinn des Apothekers von dem Preise der rohen Waare abhängig wurde, so ist es leicht erklärlich, warum in den drey ersten Jahren der Einführung dieser Taxe sich keine Klagen gegen dieselben erhoben, die später um so häufiger, und nach Rec. Meinung sehr wohl begründet, erschienen. In den J. 1812 und 1813

nämlich standen wegen der Continentsperre die ausländischen Arzneymittel in einem unerhört hohen Preise, von welchem sie, vorzüglich nach geendigtem Seekriege, schnell herabsanken, und zwar manche derselben in einem solchen Grade, daß ihr Preis selbst unter denjenigen fiel, den sie in den ruhigsten Zeiten des vorigen Jahrhunderts gehabt hatten. Konnten nun die Badenschen Apotheker 1812 bey der damaligen Höhe der Arzneypreise mit den ihnen bewilligten 40 bis 80 Procenten recht gut auskommen, so wird doch ein Jeder, der die Kostbarkeit der Unterhaltung einer Apotheke kennt, mit dem Rec. darin übereinstimmen, daß dieses 3 bis 4 Jahre später nicht mehr der Fall seyn konnte. Denn dieselbe Quantität Arzneywaaren welche im J. 1812, nach Hrn. Razen 1873 Fl. 44 Kr. nach der Taxe kostete, galt im J. 1819 nach derselben Taxe nur noch 857 Fl. 36 Kr., und da der Gewinn des Apothekers sich nach jener Taxe nach dem Werthe des Arzneymittels richtet, so verdiente der Apotheker an derselben Menge von Arzneymitteln im J. 1812 nur 625 Fl., im J. 1819 hingegen nur noch 286 Fl., obgleich er das eine wie das anderemal dieselbe Mühe bey der Zubereitung und dem Verkaufe derselben hatte, ebensoviel Leute zur Verfertigung derselben halten mußte, u. s. w.

Die bis jetzt noch im Allgemeinen gültige Preussische Apothekertaxe wurde im J. 1815 entworfen. Bey den damals schon bedeutend gesunkenen Preisen der Arzneymittel sahen die Verfasser derselben wohl ein, daß die Apotheker mit einem Gewinne von 40 bis 80 Procent, wie im Badenschen angenommen war, nicht auskommen könnten, und setzten daher im Allgemeinen das Verhältniß von 2 des Einkaufs gegen 5 des Verkaufs fest. In den ersten 2 Jahren des Bestehens dieser Taxe war unstreitig hiernach der Preis der Arzneymittel etwas zu hoch, und es zeigte sich dieses auch bald, durch das verhältnißmäßig gegen andere Grundstücke, viel zu hohe Steigen der Preise der Apotheken. Da jedoch die Preise der rohen Arzneymittel seit 1815 noch beträchtlich gesunken sind, so möchte jetzt wohl ein ziemlich richtiges Verhältniß der Arzneypreise im preussischen statt finden. Auf jeden Fall ist dieses aber nur zufällig, und so wie, wenn die Preise der rohen Arzneymittel noch tiefer fallen sollten, der Apotheker durch jene Taxe beeinträchtigt werden würde, ebenso würde er einen zu hohen und unbilligen Gewinn genießen,

wenn durch irgend eine Conjunctur die Preise der rohen Arzneymittel wieder auf die Höhe des Jahres 1812 steigen sollten.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich wohl hinlänglich, daß weder die Badensche noch die Preussische Apothekertaxe auf richtigen Grundsätzen beruht, und dem Apotheker nach den verschiedenen Zeitumständen bald einen zu hohen, bald einen zu niedrigen Gewinn gewähren. Soll dieses schwankende und aus vielen Rücksichten sehr schädliche Verhältniß aufhören, so muß man nach Rec. Meinung durchaus die Apothekertaxe auf andere Grundsätze bauen, zuvörderst den Gewinn und die Verarbeitungskosten feststellen, welche der Apotheker von jeder Classe der Arzneymittel erhalten soll, und diesen dann den Preis des rohen Materials, nebst dem Werthe des durch die Verarbeitung hervorgehenden Verlustes hinzufügen. Die beiden ersten Sätze nämlich der Gewinn und die Verarbeitungskosten bleiben stets unverändert, und nur die beiden letzteren, nämlich der Preis des rohen Materials so wie der Werth des Verlusts, ändern sich nach dem jedesmaligen Steigen oder Fallen der rohen Arzneymittel im Handel, und kann bey der jährlichen Revision der Taxe leicht berichtigt werden. Nur auf diese Weise hat der Apotheker stets von gleicher Mühe auch stets einen gleichen Gewinn zu erwarten, und die nach den verschiedenen Zeitumständen bald von Seiten des Publikums, bald von der den Apotheken geführten gerechten Klagen über unverhältnißmäßig zu hohe oder zu niedrige Taxansätze, werden wegfallen. Wie gerecht diese Klagen bisher gewesen sind, geht auch aus der Berechnung des Vfs. hervor, nach welcher dieselben Arzneymittel von der nämlichen Qualität im Badenschen 22 Fl. 33 Kr., im Darmstädtischen 29 Fl. 20 Kr., in Frankfurt 38 Fl. 25 Kr., im Hannöverschen 49 Fl. 33 Kr. und im Preussischen 49 Fl. 15 Kr. kosten, also in dem einen Staate mehr als doppelt so viel als in den anderen.

Hr. R. hat nun in dem vorstehenden Werke die rohen Arzneymittel nach ihrem zwölfjährigen Durchschnitts-Ankaufspreise in neun Classen vertheilt, und vorzugsweise nach Maafsgabe desselben den Gewinn des Apothekers festgesetzt, welchen er von einem bestimmten Gewichte eines Arzneymittels haben soll. Es würde zu weitläufig seyn, diese Classen hier einzeln aufzuführen, die nach dem Urtheile des Rec. mit Umsicht und Sachkenntnis entworfen, und mit Billigkeit ausgeführt worden sind, so daß ihrer Annahme nichts Bedeutsames im Wege steht. Auf eine gleiche billige Weise findet man auch die Präparate berechnet, deren Preis auf die Art ausgemittelt ist, daß die dazu nothwendigen rohen Stoffe nach der Verkaufstaxe berechnet, die Bereitungskosten hinzugefügt, und beide auf die Menge des erhaltenen Products vertheilt werden. Da der Gewinn des Apothekers schon in dem Ansätze der rohen Materialien mit enthalten ist, so ist

nichts weiter in dieser Hinsicht ausgeworfen worden. Das Ergebniß dieser Taxe hält ungefähr das Mittel zwischen den bisher vorhandenen, und die Menge von Arzneymitteln welche nach der oben mitgetheilten Berechnung im Badenschen 22 Fl. 33 Kr. und im Hannöverschen 49 Fl. 33 Kr. kosten würde, kostet nach diesem Entwurfe 39 Fl. 2 Kr.

Bey Berechnung der Präparate hat der Vf. auch hin und wieder Anmerkungen mitgetheilt, die eine Verbesserung der bisherigen Vorschrift bezwecken. Rec. stimmt jedoch nur mit einigen derselben überein, die meisten hält er für verfehlt. So ist es z. B. der Vorschlag den Bleyessig durch eine bloße Lösung des Bleyzuckers darzustellen; denn der letztere hat ein anderes Verhältniß der Bestandtheile wie der erstere, und wird erst zu solchem, wenn er von Neuem mit Bleyoxyd gekocht wird. Der Vorschlag bey Bereitung des *Cupri aluminati* statt des schwefelsauren Kupfers Grünspan anzuwenden, ist deshalb verwerflich, weil jenes Präparat am häufigsten im gelösten Zustande angewendet wird, und die Löslichkeit durch Anwendung des Grünspans sich vermindern würde. Daß das schwefelsaure Eisenoxydul gegen alle Gesetze der Chemie der Theriaklatwerge beygemischt sey, und zuerst aus diesem Mittel verbannt werden müßte, ist ebenfalls unrichtig. Die Verfasser dieser Vorschrift haben gewiß recht gut gewußt, daß das schwefelsaure Eisenoxydul durch den zusammenziehenden Stoff mehrerer in dieser Latwerge vorhandenen Ingredienzen versetzt werde, aber dessen ungeachtet befindet sich darin noch immer das Eisen in einem Zustande, in welchem es von dem thierischen Körper leicht aufgenommen werden kann.

Wenn nun auch jenen Anmerkungen Rec. keinen bedeutenden Werth beylegen kann, so erkennt er doch um so mehr das Verdienst an, welches der Vf. sich rücksichtlich der besseren Entwerfung einer Apothekertaxe erworben, und zählt dieses Werk zu den vorzüglichsten über diesen Gegenstand.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Reimer; *Dramatische Ausstellungen* von K. B. Trinius. Erste Sammlung. 1820. 268 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der Vf. übergiebt, hier zum erstenmal auftretend, der Welt unter obigem Titel drey Dichtungen, überschrieben: *Eine Woche am Meer; Wilhelms-Schlucht; eine Theestunde*. Kein Zusatz bezeichnet die Klasse der dramatischen Dichtung, welcher diese Erzeugnisse angehören; möge der Leser selbst entscheiden, wofür er sie gelten lassen will. Wir können, wenn wir auch den Ausdruck Drama in der weitesten Bedeutung verstehen, doch nur die zweyte dieser Dichtungen, *Wilhelms-Schlucht*, für eine dramatische annehmen. Sie ist in Prose geschrieben und gleicht so ziemlich einem bürgerlichen Trau-

Truerspiel. Julie von Eiben, eine junge Wittwe von stillem, in sich selbst zurückgezogenem Charakter, die ihrem verstorbenen Gemahl, dem sie mehr Freundin und Krankenpflegerin, als eigentliche Gattin war, ein bedeutendes Vermögen verdankt, hat ihre Hand dem Baron Ludwig von Lillenthal zugefagt, der sie, als Welt- und Hofmann, wenn auch nicht von der schlimmsten Klasse, mit einer gewissen kühlen Berechnung der Umstände und also nicht ohne Nebenabsichten liebt. Während dieser künftige Gemahl noch auf Reisen andere, politische, Zwecke verfolgt, hat sein jüngerer Bruder Wilhelm, an Charakter ganz das Gegentheil von ihm, leidenschaftlich, stürmisch, gährend, von ungeschwächter Naturkraft und ohne Sinn für Weltleben und Convenienz, eine heftige Neigung für Julien gefaßt. Der ältere Bruder, der Weltton, Gewandtheit, den Kammerherrnschlüssel und vermögendes dessen die Achtung seiner Familie und seiner Umgebungen besitzt, erscheint, um auch die Braut in Empfang zu nehmen, und der jüngere, dem alles Genannte fehlt und der sich dem Bruder gegenüber sehr klein fühlt, tröstet sich anfangs damit, daß er doch wenigstens ein Dichter sey. Da aber der Schillersche Musenalmanach ohne die von ihm eingeschickten Verse, und sogar mit einem demüthigenden Brieflein nicht Schiller's selber, sondern der Verlagshandlung, ankommt, so erträgt er sein Unglück nicht mehr, sondern springt an eben dem Abend, wo sein Bruder sich mit Julien feyerlich verlobt, ins Wasser, oder fällt in der Geistesabwesenheit unversehends hinein; denn der Vf. läßt den eigentlichen Hergang der Sache zweifelhaft. Er wird indeß glücklich herausgezogen und in die Residenz zu einem trefflichen Arzt geschafft, der ihm zu seiner Heilung die Lectüre von Heine's Ardinghello Portionen weise verordnet, welche Seelenarney denn auch eine überraschende Wirkung thut. Wilhelm schreitet wacker in der Genesung vor, aber unglücklicherweise läßt er sich durch das Gefühl der Gesundheit verleiten, allzufrüh einen Besuch bey Julien zu machen, wo er in die alte Krankheit zurückfällt, um so mehr, da Julie, der ihre eigene Gefühle seitdem klar geworden, ihre Gegenliebe nicht zu verbergen im Stande ist. Sie gesteht ihm vielmehr dieselbe in einer unwillkürlichen Aufwallung der Leidenschaft, heisst ihn dann aber sich entfernen und flüchtet sich, tief beschämt über ihre Schwachheit und Wortbrüchigkeit gegen den Verlobten, aus der Residenz auf ihr einsames Landgut zurück. Ehe sie hier noch im Stande gewesen ist, sich zu sammeln, erscheint ihr Verlobter, mit einer herrschüftigen adelftolzen Verwandtin ihres ersten Mannes, die, einzig um das Urtheil der Welt besorgt und jedem andern Gefühl verschlossen, alles anwendend, um Julien in den Banden festzuhalten, welche diese jetzt mehr als den Tod fürchtet. Julie entfernt sich und wird bald an der nämlichen Stelle, wo einst Wilhelm, aus dem Wasser gezogen, aber

todt. Der Vf. läßt es auch hier wieder zweifelhaft, ob sie vorsätzlich oder nur zufällig ihr Leben verloren habe. Wäre Julie wirklich das Opfer einer grossen Leidenschaft, so möchte dieses Schwanken leicht noch tadelhafter erscheinen; sie ist aber offenbar nur das Opfer der Convenienz und mehr noch ihrer Schwäche und Unentschlossenheit. Daß man einem vermeintlich Geliebten, mit dem man sich bereits verlobt hat, wieder entsage, zu Gunsten eines andern, mag freylich sein Unangenehmes haben, doch sollte man nicht glauben, daß es zum Selbstmord führen müsse. Bey einiger Entschlossenheit des Charakters stand der Liebe Juliens kein Hinderniß als ihre Verlobung entgegen, sie erscheint für ihre Person als frey, zwar etwas von Verwandten bemüßigt, doch nicht von ihnen abhängig; ihr Geliebter war nicht minder frey und sie war seiner Liebe versichert. Was konnte sie also zum Selbstmorde führen, als allzu ängstliches Halten an einem übereilt, in Unbekanntschaft mit den Umständen, ja mit ihren eigenen Neigungen gegebenes Versprechen, alzu dienstbaren Rücksicht auf das Urtheil gewisser Menschen und Menschenklassen; folglich Charakterchwäche. Anders und tragischer ist das Loos derer, die einer unbezwinglichen Leidenschaft nicht ohne Verbrechen oder gänzliche Zertrümmerung ihres äußern Glücks nachgeben können. Der Vf. scheint selbst gefühlt zu haben, daß hier zum Selbstmorde kein ausreichender Grund vorhanden war, und ist dadurch wahrscheinlich zu jenem schwankenden Ausgange des Stücks geführt worden. Der Ausgang ist aber nicht das Einzige, was in dem Drama schwankt, das zwar zum Theil mit kühner und selbst kecker Hand ausgeführt, aber nicht mit festem und sicherem Tact entworfen ist. Gleich von Anfang und fast durch das ganze Stück erscheint Wilhelm als die Hauptperson, um die sich alles dreht; erst gegen das Ende hin ändert sich das Verhältniß, Julie tritt in den Vordergrund, Wilhelm verschwindet aus den Blicken und wir sehen am Schluß bloß, daß er um Julien trauert, wie die übrigen Alle. Das ganze Gewebe des Stücks ist sehr lose und dabey sehr weit angelegt; beständiger Ort- und Scenenwechsel, oft ganz ohne Zweck und Nutzen, müßige Personen, angespannene Fäden, die wieder abgerissen werden, Scenen, die mit der Haupthandlung kaum in einer entfernten Verbindung stehen, und grell unter sich contrastiren, beständige Sprünge, plötzliches Abbrechen, wo die Handlung noch hätte fortgeführt werden sollen und umgekehrt allzu weite Andeutung müßiger Scenen begegnen uns hier. Um die einfache, fast dürftige Handlung ist ein weites Prunkgerüst errichtet. Manche Einzelheiten, z. B. die Conversations- und Repräsentationscenen sind mit sicherer Hand gezeichnet, frisch und lebendig; an andern Orten, besonders im Anfang, herrscht lebenslose Breite, auch begegnet man seltsamen Auswüchsen, wohin man wohl die Verzweiflung Wilhelms über die Nichtaufnahme der Almanachspoesien und

Ausdrücke, (wie S. 161. oben) rechnen darf. Ein solcher jährlicher, sich selbst nicht klarer, und dabey so wenig gehaltvoller Charakter, als Wilhelm, eignet sich überhaupt nicht für die Bühne, und es ist vorthier zu sehn, daß dieses Drama auf den Brethern kein Glück machen werde, wenn es je aufgeführt werden sollte.

Was den übrigen Inhalt dieses Bandes betrifft, so scheint eine *Woche am Meer* durch Göthe's bekanntes Gedicht: „*verschiedene Empfindungen auf einer Stelle*“ veranlaßt worden zu seyn. Es sind Dialogen und Monologen verschiedener Personen in einem Seebade gehalten, auf das Meer und seine Erscheinungen bezüglich und unter den Rubriken der sieben Wochentage leicht aneinander gereiht. Nur durch die Einheit des Ortes und wenn man will, der Zeit, wird das Ganze lose zusammengehalten; die dritte, allein nothwendige Einheit der Handlung fehlt, so wie eine Handlung überhaupt; von einem Drama kann daher hier keine Rede seyn. Selbst die Folge der Tage ist zum Theil ohne Bedeutung, denn Vieles könnte eben so gut gleichzeitig gesagt werden. Es fehlt auch hier nicht an gelungenen Einzelheiten, Manches aber ist gedehnt oder unklar, und das Ganze ohne festes Ziel in das Leere hinaustrebend.

Die *Theestunde* ist ein Gespräch in Hexametern, zwischen den vier männlichen und zwey weiblichen Theilnehmern eines Theecirkels. Die Hexameter dienen mehrern kleinern Gedichten, meist Romanzen, zur Einfassung, die von den einzelnen Gästen vorgetragen werden. Diese Gedichte verdienen fast durchaus Lob; besonders zart und sinnig ist die Blumenklage am Schluss. In dem Ganzen ist die geistreiche Vielseitigkeit und leichte Beweglichkeit der gesellschaftlichen Unterhaltung recht glücklich wiedergegeben, die Charaktere sind nur flüchtig gezeichnet und selbst das theilweis Leblose und Erkältende unserer modischen Zirkel findet man in dieser Nachahmung wieder.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Orangenblüthen von Karl Borromäus von Miltitz. Erste und zweyte Sammlung.* 1822. 272 u. 244 S. 8.

Unter diesem Titel, der wenigstens insofern sich rechtfertigt, als die Sammlung nur Blüten giebt, — und zwar zum Theil wirklich aus dem Boden, wo die Citrone und Goldorange blüht, so wie wir ihnen denn auch den aromatischen Duft nicht absprechen, — hat der Vf. einzelne flüchtig, aber oft mit kecker Hand entworfene Skiz-

zen vereinigt, die Rec. sich erinnert schon früher in Tageblättern und Almanachen, wenigstens dem größern Theil nach, gelesen zu haben, ohne daß eine Vorrede darüber Auskunft giebt. Die meisten sind, mitunter tief ergreifende Schauergemälde, in welchen sich des Vfs. Phantasie am meisten zu gefallen scheint, und diese, da sie nur sehr selten, ja in der zweyten Sammlung gar nicht von Zügen heiterer Art, unterbrochen werden, wie in der Skizze *Menechella*, (die in der ersten Sammlung gar artig, nur etwas romanhaft in der Verwechslung von Gold- und Kupferplatten, welche die Auflösung herbeyführt, durchgeführt ist), bringt eine gewisse Monotonie ins Ganze. Wahnsinn, der sich wehmüthig oder humoristisch darstellt, ist ein Lieblingsthema des Vfs. — Oft findet man das Gräßliche unnöthig gehäuft, wie in der letzten weniger romantischen als hochromantischen Skizze der zweyten Sammlung: *Die Statue*, in welcher der Vf., wahrscheinlich um nicht zu gewöhnlich zu endigen, sogar entstellende Blättern zu Hülfe ruft, um die gepeinigten Liebenden bey der Möglichkeit einer endlichen Vereinigung doch noch schmerzhaft, ja selbst widerlich, zu trennen. — Die Situationen sind zum Theil erzwungen, so gelungen auch die meisten sind. — Viel Phantasie, nur wie gesagt etwas düsterer Art, eine blühende Darstellung, lebendige Schilderung besonders in Naturgemälden, eine sehr gebildete edle Sprache, (in welcher man nur selten auf Flecken stößt wie S. 11. 1. S. wegen einem Manne, S. 193. frug, S. 70. 2. S. Ludwig stand lang an, verstümmeln darf man die Wörter nicht, um einen Hiatus zu vermeiden, — S. 125. Gelegenheitsmacher, — wo die Ableitungssylbe *heist*, so wie *keist*, *schaft*, *thum* und *ling* immer das Einverleibungs-*s* verlangt, trotz der mißverstandenen Neuerung, die unser würdiger Jean Paul uns empfehlen möchte), ergreifende Situationen, gute Charakteristik, diese in unserer gewöhnlichen Unterhaltungs-Literatur nicht gewöhnlichen Vorzüge machen diese Sammlung anziehend, und lesenswerth. — Die erste Sammlung enthält acht Skizzen, unter welchen Rec. am meisten angesprochen haben: *Die Catacomben* (von Neapel, in welche ein fremder Maler durch einen eifersüchtigen Nebenbuhler wahrhaft teuflisch zum Verderben gelockt wird), *die Geschichte einer calabressischen Tanne*, die schon erwähnte *Menechella*, und dann vorzüglich: *Die heilige Rosa von Viterbo*. Die zweyte Sammlung enthält sieben Skizzen, und darunter zeichnet sich: *Don Giuseppe*, durch Fülle einer wilden humoristischen Phantasie aus.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Longman, Hurst, Rees u. f. w.: *Travels in the Interior of Southern Africa, by William J. Burchell Esq.* Vol. II. 1824. 599 S. 4. Mit einem zweyfachen Register über beide Theile und mehreren theils illuminirten, theils schwarzen Kupferstichen. (4 L. 14 S.)

Der Vf. dieses Werks, dessen ersten Theil wir (A. L. Z. 1823. Nr. 14.) angezeigt haben, fährt in dem vorliegenden zweyten Theile fort, sein mit vielem Fleiß, richtigem Urtheil und reinem Geschmack ausgearbeitetes Tagebuch dem Publicum mitzutheilen. Nachdem Hr. Burchell den damals entferntesten Missions - Posten außerhalb der Colonie, nämlich Klaarwater, glücklich erreicht hatte, fehlte es an Leuten, die sich in seinen Dienst begeben, und mit ihm die Reise weiter fortsetzen wollten. Diefs veranlaßte den Entschluß, in die Colonie zurückzureisen, weil es zu erwarten war, daß sich unter den in der Colonie lebenden, zu solchen Zügen, als der Vf. vorhatte, geneigten und auch brauchbaren Hottentotten die erforderliche Mannschaft zur weitem Begleitung würde aufzufinden lassen. Um aber von Klaarwater nach Graaf - Reinet, einem Distrikt der Cap - Colonie mit einem Droßtamte und Kirchdorfe gleiches Namens, zu kommen, schlug Hr. B. einen bis dahin noch nie versuchten, durch einen völlig unbekannten, von Buschmännern bewohnten Landstrich führenden Weg ein, liefs Wagen und Gepäck zurück und wurde bloß von 6 Hottentotten begleitet, von welchen jeder einen Trag - oder Packochsen, der auch zum Reiten diente, mit sich führte; Hr. B. aber war zu Pferde. Wie es mit diesem von Vielen, nach einer Anmerkung am Ende des ersten Theils, für abenteuerlich, ja für tollkühn gehaltenen Unternehmen ausfiel, das berichtet der Vf. in den vier ersten Kapiteln dieses zweyten Theils seiner Reise. Der ganze Landstrich vom Orange - Fluß bis an das Schneegebirge im Distrikt Graaf - Reinet wird als eine steinichte, öde, baum- und wasserlose Wüste vom Vf. beschrieben, und scheint sich allmählig gegen das Schneegebirge zu erheben. Einen großen Theil des Weges diente ein Flüschen, das sich von Süden oder Südosten her in den Orangefluß oder den Gariep ergießt, und „the friendly river“ von dem Vf. genannt wird, zu einem

Pfado, auf welchem die Reisenden in der nach dem Compass, den Gestirnen und der Landkarte von Hr. B. gewählten Richtung, fortkommen konnten. Bald stellten sich auch Buschmänner bey ihnen ein, die sich aber, was gerade nichts Ungewöhnliches ist, an die friedlich scheinenden Reisenden vertraulich angeschlossen, und ihnen nützlich wurden, wogegen sie denn auf die Freygebigkeit derselben rechneten. Es wurden einige Kraale oder Wohnplätze dieser Wilden besucht, und überall fand der Vf. die freundlichste Aufnahme: denn ein Reisender, der Tabak — wären es auch nur getrocknete Hanfblätter — austheilen und größeres Wild erlegen, dadurch aber Tage des Schmausens für seine Wirthe bereiten kann, ist zuverlässig immer willkommen. Von den Leuten des Vfs. wurden zwey Nashörner erlegt, und diese gaben eine Zeitlang Lebensmittel in Ueberfluß für die Wirthe, wie für die Gäste; denn diese Buschmänner von Kaabi's Kraal hatten doch wenigstens Hütten, in denen sie die Reisenden zu Zeiten aufnehmen, auch einiges zahme Vieh, wovon sie ihnen anbieten konnten. Nach einigen Aeußerungen des Vfs. möchte man schließen, daß er sich ziemlich behaglich unter dieser Horde von Buschmännern fühlte. Er schildert diese Menschen, besonders die jüngern Mädchen (S. 59) als ganz einnehmend, und schreibt ihnen Antworten auf seine Fragen und sonstige Aeußerungen zu, die gesitteten Menschen Ehre machen würden. Der Belustigung des Tanzes sind diese Buschmänner sehr ergeben, doch tanzen sie nicht mit einander, sondern ein einziger fast ganz unbekleideter Tänzer macht der in einer Hütte zusammenstehenden Versammlung seine seltsamen Sprünge vor, wobey er selbst beständig *wa wa koo* schreyt, die Zuschauer aber *aye o aye o* taktmäßig und in ziemlicher Harmonie der Stimmen ausrufen; auch wird eine Art von Trommel dazu geschlagen. Damit es aber an Geräusch nicht fehle, führt der Tänzer überdies noch eine Klapper, nicht in den Händen, sondern um die Knöchel der Füße. Die, welche Hr. B. sah, bestand aus vier Rehbockohren, die an den Enden zusammengeknüpft waren, und kleine Stückchen Eyerschale, nämlich vom Straußeney, enthielten. Jeder Tänzer, so wie er auftrat, — doch aufrecht zu stehen erlaubte die niedrige Hütte selbst einem Buschmann nicht — bediente sich eben desselben Paares der obigen Fußrassel, welches der Vorgänger gehabt hatte. Drey Wochen brachte Hr. B.

Y (3)

auf

auf der Reise von Klaarwater bis Graaf - Reinet zu und erlag am Ende beynahe unter den Mühseligkeiten und Entbehrungen, die er zu ertragen hatte. In dem Dorfe Graaf - Reinet hatte das Gericht von der Annäherung eines Reisenden auf einem zuvor von Europäern noch nie betretenen Wege die seltsamsten Gerüchte, und sogar ernstliche Vorkehrungen gegen einen Ueberfall von feindseligen Wilden veranlaßt. Die Colonisten hatten damals Krieg mit den Kaffern am großen Fischfluß, der Landdrost von Graaf - Reinet, Hr. Stockenström (gebürtig aus Upsala in Schweden) war von einem Haufen jener Wilden verräthlicher Weise ermordet worden. — Die Colonisten in den entfernten Distrikten waren also wirklich vor Ueberfällen nicht sicher; um so eher fanden beunruhigende Gerüchte und übertriebene oder ganz falsche Angaben bey Leichtgläubigen Eingang. — Hr. B. wurde aber beschrien als der Anführer eines Haufens von 300 bewaffneten Hottentotten aus der Gegend von Klaarwater, und man darf sich nicht wundern, daß er eben desswegen, wie er erzählt, bey seinem Eintritt in die Colonie als eine verdächtige Person angesehen und selbst von obrigkeitlichen Behörden ausgefragt wurde. Endlich aber wurde er von dem englischen Arzt zu Graaf - Reinet Dr. Menzies und von dem Sohn des ermordeten Landdrost Stockenström, in der von ihm eingenommenen verfallenen Hütte am Fusse des Schneegebirges aufgesucht, und sobald diese das Wahre erfuhren, eilten sie zur Aufnahme des beynahe gänzlich erschöpften Reisenden Anstalt zu machen. Die Gastfreundschaft, welche der Vf. darauf in dem durch seine Lage, am Zondag rivier, umgeben von hohen grünbewachsenen Gebirgen, durch regelmäßige Bauart, durch eine Orangen- und Citronen - Allee, wie durch schnelle Vergroßerung ausgezeichneten Dorfe Graaf - Reinet, besonders bey dem damals dort stehenden Prediger Hr. Kicherer fand, wird dankbar von ihm gerühmt. (S. 143 ff. S. 166 ff.). Es gelang Hr. B., doch nur mit Mühe, während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes zu Graaf - Reinet, den eigentlichen Zweck seiner Reise zu erreichen. Neun Hottentotten, oder Leute von Hottentottischer Abkunft (denn einer von ihnen hatte sogar die Tochter eines holländischen Colonisten zur Mutter, welches als etwas äußerst Seltenes bemerkt wird (S. 155), ein anderer war der vormals von Hr. Kicherer als ein Bekehrter aus den Hottentotten mit nach England hinübergeführte Jan van Royen (oder Englisch John) und schwerlich ein ganz unvermischter Hottentott) traten in des Vfs. Dienste. Es zeigte sich zwar in der Folge, daß Hr. B. eben nicht Ursache hatte, sich dieser seiner farbigen Dienerschaft besonders zu rühmen, oder den Getauften und Bekehrten unter ihnen, die sich doch zu größern Ansprüchen berechtigt hielten als die übrigen, den Vorzug vor diesen zu geben, doch zeichnete sich ein ehemaliger Dienstmann des würdigen Landdrost Stockenström, ein Halb - Hottentott, mit Namen Juli, der nebst

seiner Frau Treu und ihrem Kinde Windvogel, in des Vfs. Dienste trat, vor allen Andern aus; und gewann das ganze Vertrauen des Reisenden, der auch eine Abbildung dieses trefflichen Menschen seinem Werke einverleibt hat.

Am 24ten May kam der Vf. wieder in Klaarwater an, hatte aber eben nicht Ursache, aus dem Empfang auf einige Theilnahme an dem glücklich vollbrachten Unternehmen zu schließen, weshalb er eilte, die weitere Reise sobald als möglich anzutreten. Diefes geschah zu Anfang Junius; und ungeachtet man unter dem 29sten Grad der Breite eher lästige Wärme als Kälte erwarten möchte, so fand doch der Vf. die Witterung in der damaligen Jahreszeit so nahe dem Wendekreise, recht empfindlich kalt — er sah Schnee fallen und mehrmals das Gras, so wie die Rücken der Zugochsen mit Rauheis überzogen. Der Weg von Klaarwater nach Litakun, oder wie der Vf. zu sagen pflegt, durch das Transgaripeinische, führt indessen nicht eigentlich über hohe Gebirge, sondern vielmehr, besonders je näher man der eben genannten Stadt kommt, durch weite Ebenen. Diese werden als sandig, aber doch als bewachsen beschrieben, und erreichen die hier am häufigsten vorkommenden Grasarten die Höhe von 3 Fuß (S. 266) und stehen dicht wie ein Kornfeld, durch welches der Reisende sich den Weg bahnen muß (S. 340).

Die Ankunft eines Reisenden ist den Einwohnern von Litakun (denn so schreibt der Vf., und nicht wie Campbell, Lattakoo, aus Gründen, die er S. 307 angiebt) nicht mehr etwas ganz Neues. Der Ort wird nämlich von den Kora - Hottentotten oder sogenannten Korana des Handels wegen besucht. Gegen Tabak und Korallen wird Vieh und Elfenbein eingetauscht, und die fremden schließen mit den Litakuenfern sogar Handelsverbindungen, um sich dadurch ihr Geschäft zu erleichtern (S. 466. 455.). Außerdem sind nun auch schon mehrmals Reisegesellschaften aus der Capstadt in Litakun eingetroffen, und seit mehreren Jahren sind englische Missionäre daselbst wohnhaft. Dennoch erregt es immer einen nicht geringen Auflauf, wenn ein Europäer die volkreiche Stadt besucht — denn Alle hoffen auf Geschenke, wenigstens auf Tabak — wie denn auch der Vf. sich beynahe nie öffentlich sehen lassen konnte, ohne ziemlich dringend um *Muchûke*, d. i. Tabak, angesprochen zu werden. Der König Mattivi zeigte sich sehr freundlich, und der Reisende stellte ihm seine Ankunft, durch einen Dolmetscher, als einen Besuch vor, den er ihm schon lange zu machen die Absicht gehabt habe — auch fand gewissermaassen ein öffentlicher Empfang des Reisenden Statt. (S. 365 ff.). Doch sagte Mattivi sehr wenig, und alles Ceremoniel fiel gänzlich weg; denn es war kaum einmal möglich, den König durch irgend ein äußeres Merkmal von dem übrigen Volk, unter welches er sich gemischt hatte, zu unterscheiden. Es kostete Hr. B. Mühe, sich sowohl bey seinen eigenen Leuten, die zum Theil von gro-

iser Furcht ergriffen wurden, als auch bey den zu dringlichen, immer bettelnden, auch wohl zum Stehlen aufgelegten Bachapin (so heist der Kafferstamm, der Litakun bewohnt) in Ansehen zu setzen und darin zu behaupten; — es gelang ihm aber doch durch seine Festigkeit und sein gerechtes Verfahren, und es begegnete ihm nichts Widriges während seines Aufenthaltes zu Litakun, wo ihm ein *Moosei*, d. i. eine Umzäunung, wie sie die Einwohner theils vor ihren Hütten, theils für ihr Vieh, wie auch zu öffentlichen Zusammenkünften angelegt haben, gleichsam zu seinem Aufenthalte eingeräumt wurde. Hier blieb denn auch Hr. B. in seinem Wagen so ziemlich sein eigener Herr, empfing zuweilen den König Mattivi und dessen Bruder Molemmi als Gäste, und setzte ihnen außer Fleisch auch Reis und getrocknete Pflirschen vor, und nach der Mahlzeit Thee, aber weder Wein noch Branntwein. Der Vf. verheimlichte es vor den Batchapin, das er dergleichen bey sich führe, dagegen suchte er sie zum Anbau der Kartoffel und auch der Pflirschen zu ermuntern, und theilte deshalb Pflirschensteine und auch etwas Kartoffeln mit (S. 488. 588.). Durch den glücklichen Gedanken, an jedem Sonntage die englische Flagge von seiner Wohnung, nämlich von seinem Wagen wehen zu lassen, und zugleich die Vorhänge desselben rund umher zuziehen, verschaffte sich der Vf. an diesem Tage erwünschte Ruhe, hielt die zudringlichen Belucher ab, und gab den Eingebornen, bey denen sonst alle Tage gleich sind, einen Eindruck von der Heiligkeit eines Tages unter sieben, wie auch von der Zweckmäßigkeit einer regelmässigen Zeittheilung (S. 426). Weil Hr. B. sich mit Zugvieh für die weitere Reise zu versehen nöthig fand, so liess er sich einmal verleiten, eine Art von Tauschhandel mit den Litakunfern anzufangen, hatte aber bald Ursache, diesen Plan aufzugeben, seine Waaren wieder einzupacken und auf Handelspeculationen zu verzichten; denn es war nicht zu vermeiden, bey und durch den Handel in Streitigkeiten zu gerathen, indem die Kinder der Natur, mit denen Hr. B. hier zu thun hatte, sich eben nicht überehrlich gegen ihn zeigten. Mit den Geschenken, die Hr. B. theilte, kam er ziemlich gut zu recht. Gefärbte Glaskorallen waren immer das Beste, was er geben konnte, und für Alles, was er sich von den Eingebornen zu verschaffen wünschte, mußte etwas gegeben werden, „Nichts war zu haben für Nichts,“ wie einer von seinen Hottentotten sagte. Dem König Mattivi mußte Hr. B., nach langer Weigerung und vielen Ausreden, die zwar der König gelten zu lassen schien, ohne jedoch seinen Zweck aus den Augen zu verlieren, eins seiner Gewehre überlassen. Eigentlich sollte, der Abrede gemäß, die Ablieferung des Gewehrs erst erfolgen, wenn der Vf. von seiner weiteren Reise zurückgekehrt seyn würde — im Grunde dachte der Vf. damals aber nicht zurückzukehren — doch Mattivi überlistete ihn; — denn als er eines Tages den Reisenden beredet hat-

te, das ihm bestimmte Gewehr einmal in seiner Gegenwart abfeuern zu lassen, als ihm darauf auch nicht abgeschlagen wurde, daß einer seiner Leute das Gewehr einmal möchte loschießen dürfen, liess er dasselbe, sobald es abgefeuert worden war, sogleich in seine Wohnung tragen, anstatt es dem Hottentotten des Hrn. B. wieder zurückzugeben (S. 405). Hr. B. stellte dem König das Unredliche dieses Benchmens vor, wagte es aber doch nicht, weiter zu gehen, sondern schenkte ihm in der Folge auch noch etwas Pulver und Bley (S. 405).

Hr. B. hat sich sehr angelegentlich erkundigt nach dem, was man in dem Lande der Butschuana oder der Batichapin von dem Schicksal der durch den ehemaligen Gouverneur der Cap-Colonie Lord Caledon ausgeschickten, aber nie zurückgekehrten Expedition unter Dr. Cowan und Capitän Donavon, wissen oder behaupten möchte. Nichts mehr aber hat er erfahren, als was auch schon Hr. Campbell hörte, daß nämlich jene Reisenden im Lande der Wanketten, oder, wie der Vf. schreibt, Nuakketi umgebracht und ausgeplündert worden wären. Hr. B. zeigt aber fast unwidersprechlich, daß diese Angaben erdichtet sind und von den Batichapin bloß desweges wiederholt und für Wahrheit ausgegeben werden, um die Nuakketi bey den Engländern verhasst zu machen (S. 496 ff.). Was also aus der vorhin erwähnten wohl ausgerüsteten Expedition, welche zunächst eine Verbindung der Colonie mit den portugiesischen Besitzungen an der Ostküste bezweckte, geworden seyn möge, bleibt noch immer ein Räthsel.

In den beiden letzten Kapiteln dieses zweyten Theils von S. 511 an, trägt der Vf. Alles zusammen, was er über den Stamm der Batichapin in Erfahrung hat bringen können. Ihre Hauptstadt liegt gerade in der Mitte zwischen den Küsten des indischen und des atlantischen Meeres, welche das südliche Afrika umgeben, und ist etwa 700 engl. Meilen von jeder dieser Küsten entfernt. Die Stadt kann als eine Versammlung kleiner Dörfer angesehen werden: denn man bemerkt in der Anlage derselben keine Spur von Regelmässigkeit. Die schönen Acacia- (Mimosa) Bäume, die sonst den Ort beschatteten, wo jetzt die Stadt steht, sind fast alle weggehauen worden, und nur der Stumpf steht noch. Die benachbarten Anhöhen sind aber nicht oder nicht mehr bewachsen, denn das grösste dort noch übrige Gesträuch ist *Vangueria infausta*, wovon die Eingebornen glauben, es bringe Unglück über den, der es zur Feuerung brauchen würde, und es eben deshalb stehen lassen. Die einzelnen Abtheilungen der Einwohner, die sich zusammenhalten und neben einander bauen, stehen jede unter einem eigenen Oberhaupte — *Kófi* genannt — von welchem auch die Erlaubniß sich anbauen zu dürfen, erlangt werden muß. Der Vf. bemerkte 30 bis 40 Häusergruppen, und berechnet die Zahl der Wohnhäuser außer den

den Nebengebäuden, auf etwa 800, die Zahl der Einwohner aber auf wenigstens 5000. Der Weg von dem südlichen Theile der Stadt bis zum nördlichen war eine halbe Stunde lang, von Osten nach Westen war die Entfernung noch etwas beträchtlicher. Die Häuser selbst, die bekanntlich von den Weibern aufgebauet werden, und ihrer Einrichtung nach schon von frühern Reisenden beschrieben sind, zeichnen sich durchgängig durch Reinlichkeit und Nettigkeit aus; sonst aber wird eben nicht auf Reinlichkeit gehalten, am wenigsten auf persönliche. Merkwürdig schien dem Vf., das alle Gebäude ohne Ausnahme eine runde Form haben, als ob man wisse, das die Figur des Kreises den größten Raum einschliesse, und das sich die Wohnung des Königs oder Oberhauptes in Nichts von den übrigen Hütten unterschied; ja weniger geräumig war, als die mancher anderer Einwohner von Litakun. Die Einzäunungen oder Gehäge, in welchen das Vieh bey Nachtzeit zusammengehalten und verwahrt wird, sind dicht neben den Wohnungen, und diese unbedeckten Viehställe oder Hürden, dienen auch gewöhnlich zu Grabstätten. Nie sah indessen der Vf., das ein Grab irgend bezeichnet worden wäre; doch schien dem Gehäge, in welchem die Leiche des Königs Mulihaban drey Monate vor des Vfs. Ankunft war beerdigt worden, und worin das Zugvieh des Vfs. getrieben wurde, eine gewisse Heiligkeit zugeschrieben zu werden, weil Niemand anders als mit entblößten Füßen, ohne die Fellschuhe, in dieses Mooti treten durfte. — Hornvieh wird fast ausschließlich von den Batschapin, wie von allen Kaffern überhaupt, gehalten, Schafe und Ziegen sieht man selten — Pferde und Schweine gar nicht, auch wird von dem Vf. kein Federvieh als hier einheimisch angeführt. Milch ist das Hauptnahrungsmittel — eine Art Hirse, Kafferkorn, wird auch häufig genossen, und auf den Anbau derselben, nebst einigen Arten Bohnen und Kürbisse oder eigentlich Wassermelonen (*Angurien*?) beschränkt sich der Ackerbau. Durch die Jagd, welche gewöhnlich in Gesellschaft angestellt wird, und ein grosses Treibjagen ist, wird der Mangel nützlicher Hausthiere einigermaßen ersetzt. Wenn andere Reisende bemerken, das diese Kafferstämme sich nur äußerst selten und ungern entschliessen, einen Ochsen oder eine Kuh zu schlachten, so erwähnt Hr. B., das täglich mehrere Ochsen zum Schlachten von den Weideplätzen in die Stadt getrieben werden (S. 324.). Die Milch wird gleichfalls ein oder zwey Mal die Woche in ledernen Schläuchen von den Vieh- oder Weideplätzen an die Eigenthümer der Heerden in der Stadt geschickt — kommt aber begreiflicher Weise, von Ochsen getragen, als dicke oder saure Milch, oder als Buttermilch dort an — sonst weiß man nichts vom Buttermachen,

als was bey diesem Transport von selbst zufällig Statt findet.

(Der Beschluss folgt.)

ERFURT, b. Keyser: *Lehrbuch der neuesten Erdbeschreibung nach natürlicher Ordnung und Eintheilung der Staaten.* Für Gymnasien, Handlungs- und Militärschulen, so wie für den Privatunterricht. Von *Karl Gottfried Richter*, Diaconus zu Waltershausen bey Gotha. 1822. VI u. 367 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Die große Zahl der in jeder Messe erscheinenden geographischen Lehrbücher vermehrte auch Hr. Richter. Sein Hauptbestreben war, so viel als möglich eine schnelle und leichte Uebersicht von jedem Lande und dessen Theilen zu geben, und deshalb suchte er überall feste Punkte (Gebirge, Flüsse u. s. w.), um das Auffuchen der Orte zu erleichtern. Leicht erkennen unsere Leser hieraus, das der Vf. nichts Eigenthümliches hat; denn auch auf diesem Wege sind ihm *Homeyer*, *Zeune* u. a. schon längst vorausgegangen, nur mit dem Unterschied, das diese Männer ihre Ansichten consequent durchführten, der Vf. aber die politische Eintheilung fest hielt und die Ortlichkeiten nur nach den Flüssen zusammenstellte, was auch schon *Olshausen* ohne Gewinn für die Jugend gethan hatte. Bey seinem Bestreben nach Kürze ist der Vf. oft unendlich, und ohne andere Hilfsmittel wird der Leser seines Buchs viele Stellen nicht verstehen; z. B. S. 4, wo er „Passatwinde, Monsuns, Samum, Chamie (ein nicht angezeigter Druckfehler statt *Chamün*), Haomattan“ nennt, ohne diese Wörter zu erklären. Bey Thal - Ehrenbreitstein S. 130 setzt Hr. Richter: „ehemalige Reichsfestung auf einem hohen Felsen.“ Sollte ihm unbekannt seyn, das seit mehreren Jahren an der Wiederherstellung der Festung gearbeitet worden, das sie ihrer Vollendung sich nähert, und das sie keine Bundesfestung ist? Auch in den nicht europäischen Erdtheilen findet man nicht selten veraltete Nachrichten. So ist Cochín S. 199 nicht mehr niederländisch, sondern schon 1814 gegen Banca an die englische Handelsgesellschaft abgetreten. Bey den ehemaligen spanischen Besitzungen in Nordamerika S. 271 f. ist nicht einmal angedeutet (wie doch S. 279 bey dem spanischen Südamerika gesehen ist), das die Herrschaft des Mutterlandes schon seit Jahren aufgehört hat, und das sich hier neue Freystaaten gebildet haben, deren Unterjochung Spanien in seinen jetzigen Verhältnissen wohl unmöglich seyn dürfte. Endlich vermisst man die zum Theil schon im 16ten Jahrhunderte entdeckten Inseln im Süden von Südamerika, an die sich die 1819 vom Capitän *Smith* aufgefundene Insel Neu - Süd - Shetland anreihet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Longman, Hurst, Rees: *Travels in the Interior of Southern Africa*, by William J. Burchell Esq. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber den Ursprung der Batschapin so wie der Kafferstämme überhaupt, weiß der Vf. begreiflich, nichts Zuverlässiges zu sagen; nur zweifelt er ihre Abstammung von den Arabern, theils wegen ihres Wollhaars, theils aber auch deswegen, weil sie unbekleidet gehen, da man doch kein Volk finde, welches die einmal angenommene bessere und vollständigere Bekleidung wieder abgelegt habe, und in diesem Puncte rückwärts gegangen sey, wie doch, wenn die Kaffern von den Arabern abstammten, bey ihnen geschehen seyn müßte (S. 373). Die Sprache meint der Vf., würde hier vielleicht noch einmal näheren Aufschluss geben können. Sie hat manches Eigenthümliche, und der Vf. bemerkt unter andern, daß sie sich der Sylben *li*, *ma*, und *ba* als Präfixe bedient und dadurch den Sinn der Wörter verändert. So soll *Li-takun* der *pluralis* seyn von *takun*, welches eine Viehhürde bedeutet, — *ma* hingegen macht den *pluralis* bey belebten Dingen wie *makuwa* Männer von *kwa* Mann — sie sollen nicht über 10 (welches *Sumi* oder *Schumi* (*Shumi*) heisst) hinaus zählen können, und bezeichnen eine größere

Anzahl durch den Ausdruck *intsintsi* — oder auch *intsintsi lisum* eine Menge von Zehnen (S. 307. 359.).

Dem Oberhaupte schreibt Hr. B. große Macht und hohes Ansehen zu. Im Aeußerlichen unterscheidet sich zwar der König auf keine Weise von den geringsten seiner Unterthanen, seinen Befehlen soll aber unbedingter Gehorsam geleistet werden. — Dieß wird wohl nichts anders seyn, als daß die Leute in den wenigen Fällen wo gemeinschaftlich gehandelt werden muß, oder wo allgemeine Maafsregeln ergriffen werden sollen, sich nicht weigern zu thun, was sie ihrem eigenen Interesse gemäß halten, oder wobey sie fühlen, sie würden zu Nichts kommen, wenn nicht Einer da wäre, der sie in Bewegung setzte und sagte was geschehen sollte. — Was der Vf. noch über die Religion oder vielmehr den gänzlichen Mangel an bestimmten Religionsbegriffen bey übrigen herrschenden Aberglauben, ferner über die geistigen Anlagen, die Kleidung, die Gestalt, die Lebensweise und andre Eigenthümlichkeiten der Batschapin

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

in den beiden letzten Kapiteln anführt, ist theils nicht neu, theils aber auch, nach des Vfs. eignem Urtheil, zu unvollständig als daß es ganz befriedigen könnte.

Daß aber Hr. B. auch in diesem 2ten Th. seiner Reise die schätzbarsten Beyträge zur Bereicherung der Zoologie und der Botanik liefere, läßt sich nach dem Inhalt des ersten Theils, nicht anders erwarten. Es sind vier neue Arten Antilopen von ihm entdeckt und bestimmt worden, mehrere Vögel und eine Menge Pflanzen hat Hr. B. zuerst genauer beobachtet und beschrieben. Unter den Pflanzen ist ganz neu: *Triaspis hypericoides*, welche neue Gattung zu der Ordnung der Malpighiaceen gehört und der Gattung *Hiraea* nahe verwandt ist (S. 280. u. 290). Ferner führt der Vf. an 4 neue Arten *Asparagus*, einen *Rumex Scandens* vom Orangeßuß der 15 Fuß hoch wird, *Sophora sylvatica* ein Blütenbaum dem *Laburnum* ähnlich, bis 30 Fuß hoch — *Salix Gariepina* — *Croton gratissimum* *Ocimum fruticulosum*, beide äußerst wohlriechend aus dem Transgariepinischen. Recht befriedigt wird indessen der Leser nicht durch diese kurzen Notizen, welche sich in dem Buche zerstreut finden, und recht angelegentlich müssen die Freunde der Zoologie und der Botanik wünschen, daß es dem Vf. nicht an Aufmunterung fehlen möge, das für die Aufnahme seiner naturhistorischen Entdeckungen besonders bestimmte Werk — auf welches er sich öfters bezieht, recht bald erscheinen zu lassen. Schwerlich hätte man auch erwartet, daß der Vf. die Mittheilungen aus seinem Tagebuche schließen würde ehe der Leser noch erfährt, wie und auf welchem Wege er aus dem Lande der Batschapin zurückgekehrt seyn möge? Jetzt endigt sich das Tagebuch gerade da, wo die Frage: ob der Vf. seine Leute würde bewegen können ihm bis an die Westküste zu folgen, oder nicht, sich entscheiden mußte — wie sie sich aber entschieden habe, sagt der Vf. nicht! So viel weiß man indessen, der Vf. war genöthigt seinen Plan aufzugeben, und kehrte wieder nach der Capstadt zurück, doch auf einem andern Wege als den er zuerst genommen hatte, und besuchte auf diesem Wege nun auch die östlich gelegenen Distrikte der Colonie, die sich zum Theil durch ihre Waldungen auszeichnen, um auch hier die Pflanzenkunde durch seine Beobachtungen zu erweitern. Mochte es auch die Bescheidenheit des Vfs. nicht zulassen, die Aufmerksamkeit der Leser und selbst die Zahlungsfähigkeit auch seiner reichen Landsleute noch für

Z (3)

mehr

mehr als 2 Quart. Bände mit illuminirten Kupfern, sogleich in Anspruch zu nehmen; so hätte sich doch vielleicht durch eine etwas zusammengezogene Erzählung des Wissenswürdigsten der allen seinen Lesern gewiss natürliche Wunsch, den Vf. bis ans Ende seiner interessanten Reise begleiten zu dürfen, befriedigen lassen. Doch vielleicht darf Hr. B. einer seine Verdienste ehrenden Aufforderung, das Ganze seines Tagebuchs nach und nach mitzutheilen, um so mehr entgegensehen, je weniger es bey diesem Schriftsteller auf das Büchermachen angelegt ist, und durch ihn doch auch in so vieler Hinsicht das alte Sprichwort bestätigt wird: *Semper aliquid novi ex Africa.*

TECHNOLOGIE.

JENA, b. Schmid: *Zur Gährungs-Chemie und Anleitung zur Darstellung verschiedener Arten künstlicher Weine, Biere u. s. w.* von J. W. Doeberiner. 1822. 80 S. kl. 8.

Der rühmlichst bekannte Vf. hat diese kleine höchst wichtige Schrift allen Wein-, Bier- und Essigfabrikanten Deutschlands gewidmet, und diese müssen sich ihm dafür innigst verpflichtet fühlen; denn er hat in derselben die Dunkelheiten, in welche der Gährungsprocess bisher noch gehüllt war, gänzlich zerstreut, die Verhältnisse, in welchen Alkohol und Kohlensäure aus dem Zucker in der Gährung hervorgehen, ausgemittelt und bestimmt, und die ganze Theorie derselben auf eine so feste Grundlage gebracht, daß sich nun alle Fabrikanten dadurch in den Stand gesetzt sehen, über den wahren Werth der Dinge, welche zur Darstellung ihrer Fabrikate verwendet werden sollen, sicher zu entscheiden.

Die Schrift zerfällt in 2 Theile, den vorbereitenden oder theoretischen und den angewandten oder practischen, und jeder derselben ist wieder in verschiedene Abschnitte getheilt. In dem *ersten Abschnitte* handelt der Vf. von der Weingährung, und theilt die von ihm angestellten Versuche nebst den daraus sich ergebenden Resultaten mit. Sie lehren, daß der Zucker im Proceß der Gährung stets eine bestimmte, unveränderliche Menge Kohlensäure ausgiebt, und weiter fortgesetzte Versuche ergaben aus 200 Gran Zucker, 101 Gran wasserfreyen Alkohol, womit nachherige (stöchiometrische) Berechnung der Verhältnisse der Bestandtheile des Zuckers, des Alkohols und der Kohlensäure sehr gut zusammenstimmt. Den Fabrikanten wird hierauf Anleitung zur Anwendung der Resultate gegeben. Eben so verfährt der Vf. im *zweiten Abschnitte* von der Essiggährung. Mehrere Versuche bestätigten die von ihm längst geäußerte Vermuthung, daß ein positiv electrischer Zustand des Alkohols diesen zur Säuerung bestimmen, also positive Electricität die erste Ursache der Essiggährung seyn möchte. Im *dritten Abschnitte* hat er die *Erzeugung des Zuckers aus Holz und Stärke* gelehrt. Aus Holz kann die Darstellung des Zuckers noch nicht mit Vortheil ausgeübt werden, weil diese Substanz mehr als

ihr Gewicht concentrirte Schwefelsäure fodert, um aufgelöst zu werden, das Verfahren aber aus Stärke Zucker zu bereiten, ist genau beschrieben. Im *vierten Abschnitte* theilt der Vf. einige Bemerkungen über die Stärke und ihr Verhalten gegen Wasser und andere Substanzen mit, wovon wir nur folgende ausheben: „Beym Extrahiren des gemalzten Getreides wird nicht nur die Stärke und der aus ihr entstehende Zucker, sondern auch ein grosser Theil des Klebers, welcher noch vorhanden ist, mit aufgelöst. Wird nun der Extract — die Würze — noch einige Stunden lang erhitzt, so wird der grösste Theil der noch unveränderten Stärke vollends in Malzzucker verwandelt und die Würze wird daher immer süßser. Und wollte man das Erhitzen der Würze ungefähr 12 Stunden lang fortsetzen, so würde man dadurch alle Stärke in Zucker verwandeln und nachher durch Gährung der Flüssigkeit ein Getränk gewinnen; welches nicht nur geistreicher, sondern auch haltbarer als das auf gewöhnliche Weise dargestellte Bier seyn würde. Ich rede hier aus eigener Erfahrung und bitte alle Bierbrauer, diesen meinen Wink nicht unbeachtet zu lassen.“ Die folgenden höchst interessanten Versuche und Beobachtungen über das Stärkemehl sind für Bierbrauer von grosser Wichtigkeit, indem sie die Eigenschaften desselben näher bestimmen. — Der *fünfte Abschnitt* ist dem *Gährungsstoffe* oder *Ferment* gewidmet. Auch hier findet man eine Reihe mit ungemeinem Scharfsinn angestellter Versuche, aus welchen erhellt: 1) daß Hefen durch Behandlung mit Weingeist getödtet, d. h. unfähig gemacht wird, Gährung zu erzeugen; ein Umstand, der den Arzt mit einem Mittel bekannt macht, die schädliche Wirkung der Hefen, welche häufig durch Trinken unausgegohrnen Bieres, gährenden Mostes u. s. w. empfunden wird, zu ersticken; 2) daß Hefen kein infusorielles Erzeugniß ist; 3) daß Hefenhydrat gepulverten Zucker liquid macht, und sich mit diesem zu einer honigartigen Masse verbindet, welche für sich nicht in Gährung übergeht, wohl aber, wenn sie mit Wasser verdünnt worden. Branntweinbrenner, Bierbrauer und Bäcker finden demnach in dem Zucker ein Mittel, ihre Hefen durch denselben sicherer als durch Weingeist vor dem Verderben zu schützen. Am Schlusse dieses Abschnittes hat der Vf. noch bemerkt: er habe die Entdeckung gemacht, daß der Gährungstoff auch durch Essigsäure getödtet, oder vielmehr unfähig gemacht werde, ferner den Zucker in Gährung überzuführen. Wenige Tropfen dieser Säure reichen hin, eine große Masse von Hefen unthätig zu machen.

Der *zweite* oder *praktische* Theil hat 3 Abschnitte. Im *ersten* wird vom Bierbrauen gehandelt. Der Vf. giebt keine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Operationen der Bierbereitung, sondern theilt zuvörderst einige sehr beherzigungswerthe Bemerkungen mit, und macht auf mancherley Gebrechen und Mängel des deutschen Brauwesens aufmerksam. Wer wird ihm nicht

nicht beystimmen, wenn er S. 56. sagt: „Die Bierbrauer in Deutschland sind zum Theil noch gar sehr unwissend, und wenn unsere Regierungen nicht das Gesetz geben: das nur solche Leute als Brauer angestellt werden dürfen, welche die ganze Kunst des Bierbrauens nicht allein practisch, sondern auch wissenschaftlich und gründlich erlernt haben, so wird es mit dem Brauwesen in Deutschland noch lange nicht besser werden. Aber es müssen, ehe dieses Gesetz gegeben werden kann, besondere Unterrichtsanstalten für Bierbrauer errichtet, und diese mit Lehrern besetzt werden, welche selbst wissenschaftlich gebildet, besonders aber mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet und fähig sind, angehenden Brauern in allen Zweigen der Kunst einen gründlichen Unterricht zu erteilen. Da die Brauer in der Regel gut, ja oft besser als manche Staatsbeamten besoldet sind; so kann der Staat auch verlangen, das diejenigen, welche sich der Kunst der Bierbrauerey in der Absicht widmen wollen, um in der Folge als Braumeister zu dienen, die ersten Schulkenntnisse besitzen, und erst nachweisen, ob sie auch mit diesen begabt und fähig sind, die Lehren der Meister zu fassen und anzuwenden.“ — Unter den Zusätzen, welche besonders in England dem Biere zugemischt werden, sind auch Capsicum, Kockelskörner u. dergl. angeführt, gegen welche aber, als giftig gewarnt wird. Es wird hierauf gezeigt, wie aus Weizen- und Gerstenmalzsyrop künstliche Biere bereitet werden könnten, und verschiedene Mischungen sowohl zu Dünn- als Tafel- und Doppelbieren angegeben. Den in Deutschland aus Kartoffeln, Queckenwurzeln und Runkelrübenfaß bereiteten Bieren scheint der Vf. keinen Beyfall zu geben; doch sagt er am Schlusse: „Wollte man die Queckenwurzel ferner zur Darstellung eines geistigen Getränkes anwenden; so möchte ich vorschlagen, den wässerigen Absud derselben nicht durch Hopfen, sondern durch Calamuswurzel, welche ebenfalls Zucker und einen sehr gesunden aromatischen Stoff enthält, zu würzen. Man würde dann durch nachherige Gährung der Flüssigkeit ein sehr haltbares, liebliches und gesundes Getränk für die arbeitende ärmere Volksklasse gewinnen, — ein Getränk, welches besonders solchen Menschen sehr zuträglich seyn würde, die sich im Freyen bey nasser Witterung oder im Wasser selbst arbeitend beschäftigen müssen.“

Im zweyten Abschnitte kommt der Vf. auf die *Bereitung künstlicher Weine*, und theilt, nachdem er das Verfahren im Allgemeinen beschrieben, specielle Vorschriften zur Bereitung des Johannis- und Stachelbeerweins, des Englischen Champagners, des Holunder- Hollunderblut- Morellen- Kirschpfrsch- und Aprikosenweins, des Gemischten-Quitten- Birken- Pommeranzen- Ingwer- Pastinak- künstlichen Cypernweins, des Meth, Schlüsselblumen- Maulbeer- Himbeer- Pflaumenweins, des tatarischen Koumiss, und des Rosinen- und Traubenweins mit. Liebhaber dieser geistigen Getränke werden es dem Vf. Dank wissen, das er sie

durch diese Sammlung von Recepten in den Stand gesetzt hat, die Bedürfnisse ihres Gaumens auf so mannichfaltige Art zu befriedigen.

Im dritten Abschnitte bezieht sich der Vf. hinsichtlich der *Bereitung des Effigs* auf seine bereits vor mehreren Jahren über diesen Gegenstand herausgegebene Schrift, ohne die neue (S. 14 und 15. angedeutete) Fabrikationsmethode näher zu beschreiben. Der Name des Vfs. ist übrigens schon eine hinlängliche Empfehlung für diese Schrift.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Mein Torsch-Bruchstück aus Peter Paul Zwyzke's Leben und Erfahrungen in und ausserhalb Zschikewitzsch.* Von ihm selber beschrieben und zwar unter der Weltherrschaft Napoleon des Großen. — Vorläufig in vier Duzend ungleichen Gaben. 1823. XVIII u. 830 S. 8.

Wenn Herr Pastor Pustkuchen nicht der Vf. dieses Romans ist, so darf er es doch nicht übel nehmen, das er dafür gehalten wird. — Mit Göthe wird nicht schmeichelhaft, aber doch auch nicht unanständig umgegangen. Die Prediger, einen ausgenommen, stehen in offener Gunst, auch werden Predigten berührt, wie die Herren zu thun pflegen, und vieles ist predigtmäsig, selbst hebräisch kommt vor. Die Weise der literarischen Anklänge ist wie in den falschen Wilhelm Meister's Wanderjahren, aber leichter und reicher. Die Geläufigkeit des Wortmachens und die dialectische Manier sind sich ähnlich. Am nächsten läßt sich dieser Roman wohl mit einer Bilderflamme aus der niederländischen Schule vergleichen, und der Vf. hat es wohl selbst gefühlt, da er den einzigen Mann von wahrer Bildung, den Gutsbesitzer Vermeulen zum Niederländer macht. Er zeichnet nach der Natur mit lebendigen Farben, aber zu bunt, fehlt auch nicht selten gegen den guten Geschmack, es glückt ihm Witz und Laune, oft hascht er indess vergebens darnach. Wie treffend er indess von allen Arten der Hofcavaliere und Hofdamen, geadelte Maitressen, inbegriffen, von der wirklichen und titulären Dienerschaft, von Landjunkern und ihrer Umgebung bis zum Dorfhirten herab, das Konterfey giebt, so ermüdet doch schon ihre zu natürliche, d. h. müßig durcheinander sich treibende Menge; wenn auch die 13 lieben Kinder des Oberförsters, als welchen sich der Vf. giebt — nicht in Lebensgröße vorgestellt wären. Ueberdies sind der Zerrbilder viel zu viele; das Landfräulein Gustchen wird erst am Ende ein tüchtiges herzensgutes Landmädchen, nach dem Vorbilde der Töchter von Vermeulen, welche im Hintergrunde bey dem Kartoffelroden und Buttermachen bleiben. Der brave Oberförster ist oft langweilig und nicht genug forstmännisch. Die Späße bey den ernsthaftesten Sachen werden widerlich, und sind nicht einmahl unterdrückt, als der unglückliche Neger Bubu durch Spiesruthen gemordet wird. Es soll nicht behauptet werden, das der Vf. einen Mann

von gediegener Bildung nicht darzustellen vermöge, aber die Vermuthung scheint er wieder sich zu haben, sowohl wenn es auf das Denken als auf das Handeln ankommt; denn es ist doch wohl nur eine Nothhülfe, obgleich eine gute, daß der Prediger Himmels gänzlich schweigt, als zwey Professoren sich über Mysticismus und Idealismus streiten, und daß nicht er selbst, sondern sein Wein als der Dritte zwischen ihnen erscheint. Vermeulen weiß auch die Vorzüge der deutschen Literatur vor der französischen nicht besser geltend zu machen, als durch Racine's Reim von *Flamme* auf *Madame*. Von seiner gerühmten Landwirthschaft erfährt man nichts, und seine patriarchalischen Einrichtungen äußern sich dadurch, daß er mit seinem Gefinde ist, (durchaus unprätensios) daß er die Armen, zwar nicht an seinem Tisch, aber doch täglich speist (welches nicht angeht, wenn er selbst etwas behalten will) u. s. w. Am Ende verleiht der reiche Bürgerliche dem verarmten Edelmann Obdach, und gedenkt seinen Sohn mit dessen Tochter zu verheirathen. So haben wir denn nur einen Roman von dem veralteten und jetzt unzeitigen Schlage vor uns. Wir fragen den Vf., ob der Adel in seiner Nachbarchaft einen Rückfall in den alten Müßiggang, das leere Prunkwesen, das tolle Verschwenden befürchten läßt, oder ob er auf seinen Gütern tüchtig und rüstig wirthschaftet, Dienstgeschäfte und Wissenschaften mit großem Ernste, die Künste des Erwerbes und der Staatsbenutzungen vielleicht nur zu emsig treibt, und zum großen Nachtheil des Arbeitsstandes und Geldumlaufs Einschränkungen und Ersparungen macht? Wenn er sich nun überdies in sich selbst desto mehr zurückzieht, und zusammenhalten sollte, je empfindlicher ihm das Andenken an die Neckereyen der Schriftsteller vor dem Kriege die Geldabhängigkeit von den Bürgerlichen, und auch wohl der Beamtenhudeleyen in dem Kriege, wäre, und je gunstvoller sich für ihn die Zeitumstände gestalteten, könnte es dann wohl gerathen seyn, die alten Neckereyen wider ihn zu erneuern, und ihn noch mehr zu reizen? Hätte der Vf. aber die Hauptstädte gesehen, so würde er an der Spitze der Geschäfte mächtige Erbgeschlechter des Reichs, die historischen Familien nennt man sie in Frankreich, in dem Dienst und der Gesellschaft aber Adlige und Bürgerliche ohne weitere Unterscheidung, wenigstens den Reichthum in höherer Gestalt als die Geburt gefunden haben. Man mag in dem Lande und den Hauptstädten viel Hochmüthiges und Gehässiges treiben, aber für die läppischen, lächerlichen Dinge, die er beschreibt, ist man durch den Krieg zu ernsthaft geworden. Nach dem Anfange der Schrift schien sie die Erbärmlichkeiten vor dem Kriege zur Folie zu machen, um das Echte und Rechte sich desto glänzender aus der dunkeln französischen Umgebung erheben zu lassen, so daß sich unsere damaligen Zustände, die Abweichung der deutschen und französischen Bildung und Verwaltung, die Mißverständnisse

und Verständigungen, die Uebergänge der Grundgefühle zum Wollen und Handeln abgespiegelt hätten. Wie wenn der verdienstvolle, bürgerliche Geheime Rath, welcher nur erscheint, um zur Diskussion über seine Einladung zum Abendzirkel am Hofe Anlaß zu geben, mit einem franz. Intendanten zusammengekommen, und nach mancherley Mißhelligkeiten in Geschäften, Formen und Benehmen befreundet worden wäre, weil sie sich beide gegen ihre alten Fürsten treu befunden hätten? (Johannes Müller hatte wirklich einen solchen Fall mit einem Staatsminister Ludwigs XVIII.) Der franzöf. General der so lecker ist (man ist zwar nicht immer so gut, aber doch recht viel sogar Braten von mehreren Kälbern auf einmahl: Kälberbraten statt Kalbsbraten, bey dem Vf. (obgleich er vor der Revolution nur Schäferknecht gewesen) welches kein Vorwurf ist, und am wenigsten hier seyn sollte) konnte zu jener Rotte gehören, die sich nicht durch Eyd sondern durch das Geständniß ihrer Schandthaten verschworen und durch die Gemeinschaft von Verbrechen verbunden hatten, welche das Leben und die Welt für Lug- und Trugwerk hielten, das nichts als etwas Sinnenkitzel gewähren könnte. Dadurch wäre die schreckliche Lage der Besiegten klar geworden; der gemeine Unfug hätte wegbleiben können, vor allen der Nothzuchtsversuch, da die Schrift sich sonst mit dem Liederlichen nicht befasse. Die Geschichten, womit ein Student Bürger und Bauern zur Nutzenanwendung wider die Franzosen unterhält, sind nicht übel; er kommt aber selbst nicht weiter zum Vorschein, und er hätte sich doch so vorthellhaft mit einem der jungen franz. Ehrenmänner zusammenbringen lassen, die sich unter die Fahnen, besonders von Moreau geßüchtet hatten; und beide konnten dann über Literatur ganz anders sprechen, als Vermeulen mit der albernen Baronin. Doch, über das Possierliche, und Komische hat der Vf. sich nicht erheben wollen, wenn er es konnte. Wollte er es nicht, so ist es für die Leser freylich nicht schmeichelhaft, daß er ihnen die besseren Gaben vorenthält, und sie mit den schlechteren vorlieb nehmen läßt, sie haben indeß kein Recht mehr zu verlangen. Genug, wenn er sie lachen läßt, und sie können es auch nicht übelnehmen, daß er sie der Reihe nach über einander und also alle über sich selbst lachen ließe; denn das wäre, wie es in guter Gesellschaft zugeht. Nur darin fehlt er, daß er es als ein schlechter Gesellschafter macht, der die einen vorzieht, die andern zurücksetzt, lächerlich macht, und alles verstimmt. Wir haben jetziger Zeit eigentlich keine Ursach zum Weinen, so Vieles uns auch nicht recht ist; und da das Lachen von jeher zum Recht werden vieler Dinge und oft mehr als das Weinen geholfen hat, auch sich nicht so wie das Schreyen verbieten läßt; so könnte es uns sehr nützlich werden, wenn man es anzufangen weiß, daß die, welche gemeint sind, selbst mit lachen müssen, und nicht aufgereizt und erbittert werden, wovor man sich nicht genug in Acht nehmen kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR • ZEITUNG

Junius 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen.* — Zweyter Theil. *Altes Testament.* Poetisch - prophetische Bücher und Apokryphen. *Zweyte*, verbesserte Ausgabe. 1823. XVI u. 812 S. gr. 8.

Mit Bezug auf unser bereits früher über die durch Hrn. von Meyer berichtigte Uebersetzung des N. T. und über den ersten Theil seiner Uebersetzung des A. T. mit Anmerkungen (A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 1 — 2 u. 12.) ausgesprochenes Urtheil können wir uns über diesen noch rückständigen Theil des Meyer'schen Bibelwerkes nunmehr ganz kurz fassen, da dieselben Fehler, welche wir rügten, auch hier sich finden und also das dort Gesagte auch von diesem Theile gilt. Aus der nun schon bekannten Ansicht des Vfs. von den biblischen Schriftstellern werden unsere Leser selber abstrahiren können, was derselbe über den *Prophetismus* denke und wie er die Orakel aufzufassen pflege. In einer „kurzen Einleitung“ verbreitet er sich darüber, handelt auch über die Poesie der Hebräer, das Wesen und die eigentliche Beschaffenheit derselben, ohne jedoch über alles klar gedacht zu haben oder auch nur sich deutlich auszusprechen. S. IV. bemerkt er: „Gewisse Erfahrungen unserer Tage, obwohl an sich geringerer Natur und mehrentheils nur als irdische Schatten haben uns über die Möglichkeit jenes höchsten Hellsehens (der alten hebräischen Propheten nämlich) nach Gottes Willen so viel gelehrt, daß ein beharrlicher Zweifel an der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift nun für veraltet (?) gelten müßte, wenn das ganze Reich ungewöhnlicher Erscheinungen am Menschen uns nicht schon früher sollte gezeigt haben, daß es Zustände außer dem Sinnenleben giebt. Wir gedenken hier dieser Sache ausdrücklich, weil wir zu erinnern haben, daß Gott Wunder und Halbwunder geschehen läßt, nicht für die Glaubigen, sondern für die Unglaubigen, und weil wir daneben zu bitten haben, daß man die Eigenschaften der Dinge nicht verwechseln wolle.“ Wahrscheinlich findet Hr. v. M. also in dem betrügerischen Spiele verblendeter oder täuschender Magnetiseurs einen Beweis für die Inspiration: *habeat sibi*. Wohl er aber mit den Wundern und Halbwundern zielt, de-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ren er gedenkt, ob ebenfalls auf die angeblichen hohen Wirkungen an und in den Somnambulen, oder gar auf die mit größter Geschäftigkeit ausposaunten, jetzt fast ganz verschollenen Wunderkuren des neuen Thaumaturgen *Hohenlohe*, können wir nicht verrathen; wir hoffen jedoch zu seiner Ehre, daß er in seiner Verirrung doch nicht bereits so weit fortgerückt seyn werde, daß er letztere für Wunder halte. Er leugnet nach S. VI nicht, daß auch die Heiden ihre Propheten hatten und die Dichter derselben der Begeisterung fähig und theilhaftig waren; aber die Vergleichung derselben mit den hebräischen nennt er nur „äußerlich vollkommen passend“, fügt aber hinzu: „dieser Umstand ist erklärend, nicht maassgebend (?), und vermag nicht so viel, daß die unmittelbare Einsprache des höchsten Geistes in Israel der Begeisterung heidnischer Dichter müßte gleichgeschätzt werden.“ Es versteht sich demnach von selbst, daß die sogenannten messianischen Stellen, mögen sie solche seyn oder nicht, auf Christus bezogen werden, und in der Regel jede andere Ansicht davon, wahrscheinlich bloß aus christlicher Liebe, als eine ungläubige bezeichnet wird (vergl. S. 284. Anm. V.), — daß die historisch-kritischen Untersuchungen über ganze Bücher oder einzelne Theile derselben, besonders der Orakel, als „grundlose Vermuthungen, wodurch gegen das Zeugniß des Alterthums nur Verwirrung angerichtet werde,“ (S. X) sogleich über Bord geworfen werden; — daß *Daniel* (S. XI) „der Seher der Geschichte, als ein Stern eigener Art schimmert, und daß auch die Echtheit der bezweifelten Kapitel (in demselben) durch kräftige Gründe unterstützt wird;“ — daß noch kein genügender Beweis (S. VII) für die Annahme geführt ist, mehrere Psalmen, welche nach der Ueberschrift dem David beygelegt werden, seyen nicht von ihm u. s. w. Wo in der Einleitung zu den biblischen Büchern über die Inhaltsanzeige hinausgegangen wird, da findet sich des Wunderlichen genug, zum Theil auch in barocker oder in süßlich-mystischer Form. Die von Stil und Sprache hergenommenen Zweifel gegen den salomonischen Ursprung des *Predigers* sind nach Hr. v. M. am unbedeutendsten, „da sie nicht von der Natur, sondern von der Wahl des Schriftstellers abhängen;“ dieses Buch ist ein launig-philosophisches Trost- und Strafbuch höherer Ordnung, welches den Leser in Schlingen der Widersprüche verwickelt, um ihn endlich zu der lebhaften

ten Erkenntniß hinzugängeln, es sey unter der Sonne Alles eitel, aufser dem Frieden einer gottergebenen Seele, welche die Dinge hienieden bloß nach ihrem wahren Werth gebraucht, und in reinweiblicher Stille auf den Ausgang barrt, den die endlose, ermüdende Cirkelbewegung nach Gottes Gnade hier oder dort für sie und mitfühlende Wesen nehmen will. *Auf diese Verwandlung des menschlichen Innern in die Weiblichkeit — deutet auch, der feminine Titel des Buchs: Kohéleth, eigentlich die Predigerin (Versammlungsrednerin);* worin auch noch der Sinn liegt, daß Salomo mit der *jungfräulichen Mutter (?) Weisheit als Eins (ihr im Schooße)* gedacht wird." O des vielsinnigen und sinnlichen Unsinnes! Aehnliche Süßlichkeiten und Sonderbarkeiten find S. IX über das *Hohelied* zu lesen. „Es gleicht einem seligen Traum vom Finden und Schwinden, vom Scheiden und Umfassen; es ist mit einem roßigen Duft umschleiert und windet sich fort wie ein zartes Waholeben (?), worin die Seele verlangend genießt. Seine Süßigkeit ist ohne Gleichen; eben so tief aber auch sein Sinn, ohne dessen Würdigung die Väter, welche vor uns gedacht haben (wahrscheinlich meint Hr. v. M., auch für uns, so daß wir uns bey dem von ihnen Aufgefundenen beruhigen müßten!) es dem heil. Kanon nicht hätten einverleiben können. Es giebt mehr denn eine Liebe der Geschlechter. Eine ist die irdische Minne; indem diese sich zu hohem Flug und auch Reinheit zu erheben fähig ist, findet auch dann ihre Sehnsucht sich umspannen von den leiblichen Formen (!), in welchen diese Welt liegt und welche das geistige Verhältniß abschatten. Ihr gegenüber steht ein Zug und eine Vereinigung, worin der geschaffene Himmel sich mit untern Gegenständen (?) vermählt und die allgemeine Natur als Mann und Weib sich begegnet; jedes Jahr zeigt ihr Brautfeß und ihrer Ehe Segen; diese Liebe vergleicht sich der menschlichen, und wenn weise Männer diesen Sinn dem Hohenlied beylegen, der sich auch in der bildlichen Weisheit anderer Völker äußert, so kann ihnen um so weniger geradezu widersprochen werden, als es fast unmöglich ist, daß ein hebräischer Dichter nur Eins mit Einem sollte sagen wollen. (Diese grundfalsche Ansicht des Vfs. haben wir schon früher beleuchtet.) Aber hoch erhaben schwebt über allem niedern Leben und Sehnen jene himmlische Zärtlichkeit, womit ein göttlicher Bräutigam (!) sich der Seele nähert, aller Liebe Urbild und Ersatz, und der Gipfel des innern Lebens, die ihre Ausdrücke und Symbole gleichwohl nicht wahrer, als aus den verwandten Gestalten der Sinnenwelt schöpfen kann. Sollte letztere nicht keusch erscheinen, so ist doch nicht so wohl der Gegenstand, als die falsche Begierde darnach das Unkeusche. Zudem sind die Bilder vom Braut und Bräutigam, Gatte und Gattin, auf König und Staat bezogen dem Orientalismus, und auf Christus und die Gemeine bezogen, der Bibel so eigen, daß über das Daseyn dieses bildlichen Begrif-

fes keine Frage seyn kann. Dieses sey genug, um vor beschränkter Ansicht zu warnen und vor dem noch schlimmern Irrthum, welchem nach Manche da Unrichtigkeiten sehen, wo nur das eigene unreine Herz wie in einem unschuldigen Wasser sich zu erblähen Gelegenheit hat. Wir halten es mit der ältern Kirche (wahrscheinlich weil diese vor und für uns gedacht hat!) für ein Buch von großen geistlichen Beziehungen." Doch schon mehr als genug, um zu zeigen, daß Hr. v. M. auch in diesem zweyten Theile seiner Uebersetzung des A. T., was seine Grundsätze bey der Bibelerklärung betrifft, sich vollkommen treu gehalten sey. Wir haben demnach nur noch *zweyerley* zu thun übrig, einmal nämlich dasselbe von seinen in den Anmerkungen gegebenen Erklärungen durch Induction zu erweisen, dann aber ein allgemeines Urtheil über die ganze Uebersetzung des A. T., welches wir uns bey der Anzeige des ersten Theiles noch vorbehalten, abzugeben und durch eine Vergleichung mit *Luther's* Uebersetzung zu motiviren.

Zuvörderst also über die Anmerkungen. Wir wählen die berühmte Stelle Jes. 52, 13 — 53, 12. zu *Knecht Gottes* heist es: „der Messias. Fälschlich beziehen Ungläubige (?) dieses Kap. auf den Propheten oder auf das Volk an sich; siehe dagegen Ag. 8, 34. 35;" zugleich wird auf die Anmerkung zu 49, 1 verwiesen. Diese lautet also: „der Berufene und Erwählte, welcher hier spricht, ist Christus. Doch paßt Mehreres auch auf den Propheten, der von Christi Geist erfüllt redet, und andere Diener Gottes, als des Menschensohnes Glieder und auf Israel, dessen Leib; wie auch anderwärts. Vergl. Pf. 80, 18. 1 Joh. 4, 17." Man sieht wohl, der fromme Commentator ist hier auf der einen Seite der alten, von ihm aufs neue aufgewärmten Ansicht zugethan, auf der andern aber spielt ihm sein Verstand den Pöffen, daß er die Meynung der „Ungläubigen“ doch zugleich mit annimmt. Es ist also bloß der Unterschied, daß dieser *Gläubige* beide, freylich entgegengesetzte Erklärungen zu amalgamiren weiß. Ueberhaupt versteht dieser Held im Glauben die heterogensten Ansichten zu verschmelzen und mit einer seltenen Dreistigkeit dieses Conglomerat seinen Gästen vorzusetzen, unbekümmert um das Widerstreben der zu verbindenden Elemente; findet auch mehr als einen Sinn in manchen Stellen, uneingedenk des wahren, schon von *Melanchthon* geltend gemachten Grundsatzes: *unus aliquis et simplex scripturae sensus est*. So lesen wir zu Jes. 7, 14 ff.: *Siehe, eine Jungfrau ist schwanger u. s. w., folgendes.* „Diese Weissagung geht schließlic auf Christum Matth. 1, 23, vergl. auch unten 66, 7 (wo aber nichts hierher Gehörendes steht!) Off. 12, 1. 14. Der nächste Verstand aber für Ahas war dieser: Wenn jetzt ein Mädchen heirathete, schwanger würde und einen Sohn gebäre, so mag sie (die Mutter pflegte den Namen zu geben, 1 Mos. 29, 32 ff.) ihn Gottmituns (Gotthelf) nennen (denn Gott wird zu dessen Zeit mit uns seyn). Zwar wird Er und An-

Andere in seiner Kindheit von Erzeugnissen der Wüste leben müssen (weil der Ackerbau durch den Krieg gestört seyn wird), welche jedoch in Menge vorhanden seyn werden, sobald das Land frey ist; v. 21 ff. denn (oder aber), ehe er 3 bis 4 Jahr alt ist, wird Juda erlöst, Syrien und Israel erobert seyn. Vergl. Kap. 8, 1 — 8." Ähnliches Schwanken trifft man auch z. B. in den Anmerkungen zu Hiob 19, 25 ff. Doch wir kehren zu Jes. 52 und 53 zurück. 52, 13 zu „wird weislich thun“ heisst die Note: „das ist zugleich Gelingen haben.“ Offenbar für den Leser unverständlich; dann *weislich thun und gelingen* (Glück) *haben* ist doch wohl nicht einerley; das hebräische *יָשָׁה* bedeutet beides, und wenn diese doppelte Auffassungsweise des hebr. Wortes ausgedrückt werden sollte, mußte Hr. v. M. deutlicher schreiben. — Zu v. 14: *weil seine Gestalt hässlicher ist*, bemerkt der Commentator: „eigentlich so sehr ist seine Gestalt verderbt (zugleich gefalbt),“ meint also *קָשָׁה* nicht bloß von *קָשָׁה* *etwas Entstelltes*, sondern auch von *קָשָׁה* *Salbung* ableiten zu dürfen. Aber abgesehen davon, daß dies ein ekelhaftes Bild gäbe, denn darnach hiesse ja die Worte: *seine* (des Knechtes von Jehova) *Gestalt sey stärker mit Oel bestrichen*, als die anderer Menschen, paßt es nicht in den Zusammenhang. Dieser ist ja: der Knecht Jehovas soll endlich triumphiren (v. 13), obgleich er in den Augen der Menschen gering geachtet ist (v. 14); *salben* bezeichnet aber sonst durchaus nichts Verächtliches. Ausserdem bezeichnet *קָשָׁה* die *Handlung* des Salbens, nicht aber einen *Gegenstand*, welcher gefalbt worden. — V. 15 werden die Worte *וְיִשְׁפֹּט בְּיָמָיו* übersetzt: *also wird er viel Heiden besprengen*, und in der Anmerkung hinzugefügt: „als Hoherpriester mit seinem eignen Opferblut heiligen, Hebr. 12, 24. Andere in Verwunderung setzen, Andere anders.“ Allein diese Erklärung von *יָשָׁה* läßt den Gegensatz von *קָשָׁה* verschwinden (v. 14), der doch offenbar im Sinne des Schriftstellers lag. — Kap. 53, 2: *denn er schießt auf vor ihm wie ein Reis*; in der Anmerkung heisst es: „der Messias vor dem unglaublichen Volke, Andere: vor Gott.“ Auch hier ist das Unerwiesene dem Richtigen vorgezogen; das *יָשָׁה* kann nur auf Jehova bezogen werden. Das Wort *Reis* erklärt die Note folgendermaßen: „unscheinbarer Sprössling. Sonst ein Säugling.“ Im hebräischen Texte steht *שָׁרֵשׁ* *Wurzel*, *Wurzelschössling*, darauf geht also die gelehrte Bemerkung *sonst ein Säugling* nicht; aber was soll sie denn anzeigen? Wahrscheinlich soll sie uns die tiefe Weisheit verkünden, daß der Mensch nach seiner Geburt zunächst ein Säugling wird, und daß hier *Reis* als bildlicher Ausdruck für Säugling stehe. Aber das erste weis ja jedes Kind, und das zweyte ist falsch; denn das Bild *Sprössling* führt sonst nicht auf *Säugling*, sondern auf *Nachkomme*, *Sohn* überhaupt. — V. 3. *Unwertheste* in Anmerk. „zugleich Schwächste, Hinfälligste, zugleich verlassen von Menschen.“ Gleichfalls undeutlich; es

soll dadurch die doppelte Erklärung von *יָשָׁה* angedeutet werden. Offenbar ist die Erklärung, welche sich näher an den hebräischen Sprachgebrauch anschließt, wieder in den Hintergrund gestellt. Derselbe Tadel der Undeutlichkeit trifft viele Anmerkungen; überhaupt wäre es von größern Nutzen, wenn der Vf. statt die mannichfachen Uebersetzungen anzuführen und oft ohne Urtheil neben einander zu stellen, die einmal vorgezogene hätte erläutern wollen. — V. 7: „*da er gequälet und gemartert ward*“ für das hebr. *נָשָׂה וְנָשָׂה* und in der Anmerk.: „eigentlich gedrängt und gebeugt. Andere und zugleich: da die (Schuld) eingefodert und er gedemüthigt ward.“ — V. 8: *wer will seines Lebens Länge ausreden?* wird erläutert: „seine nunmehrige unendliche Lebensdauer aussprechen Röm. 6, 9, zugleich sein Geschlecht, v. 10: zugleich seine Wohnung, Aufenthalt. Andere: von seinen Zeitgenossen, wer hätte gedacht, daß er u. s. w.“ Wie schwankend wiederum; ist es nicht, als wolle der Vf. alle Bedeutungen ängstlich angeben, welche die Lexica dem Worte *יָשָׁה* beylegen. — V. 9: *und man gab ihm — — seinen Hügel bey den Reichen* sagt die Anmerk. zuerst richtig: „also so viel als Gottlosen, Räubern, vergl. Hiob 21, 28. Kap. 27, 19.“ Dann aber, um ja nicht zu viel Verständiges zu geben, wird hinzugefügt: „zugleich im buchstäblichen Sinn der Erfüllung: aber man gab ihm wirklich, er erhielt, eine edlere Grabstätte (Grabhöhe) bey dem, auch bey einem Reichen, Matth. 27, 57 ff. Das folgende *וְיִשְׁפֹּט* wird *diuweil* übersetzt, und also der gute *Luther*, welcher *wiewohl* hat, durch *Johann Ballhorn* verbessert. Denn wenn auch die Anmerk. hinzusetzt: „während, wiewohl, und darum weil; siehe die vorige Anmerk., so ist dadurch die Uebersetzung nicht gerechtfertigt, welche den Zusammenhang und die Verknüpfung der Gedanken völlig zerstört.“ — V. 10: *so wird er Saamen haben* wird erklärt: „eigentlich sehen.“ Eine Menge Kinder (Christen) Pl. 22, 31. — V. 11: *und durch sein Erkennen* (warum nicht *seine*?) *wird er — — Viele gerecht machen*; die Note erklärt dies: „Glaubensweisheit, Erkennt werden als Heiland, und siehe zu 1 Cor. 8, 3 ff.“ Warum soll denn dies *נָשָׂה* *passivisch* gefaßt werden? — V. 12 wird der Ausdruck: „und er vieler Sünden getragen hat“ völlig willkürlich in der Anmerkung beschränkt, indem zu *er* unten bemerkt wird *allein*. Doch wir brechen ab, da durch diese Musterung die Unzweckmäßigkeit und Falschheit der Erklärungen schon hinlänglich dargethan worden.

(Der Beschlufs folgt.)

DEUTSCHE SPRACHKUNDE

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Lehrbuch des deutschen Stiles* nach einem neuen und einfachen Systeme entworfen. Von Ludw. Aurbacher, Prof. der Rhet. und Poet. am königl. Baier. Cadeten-

ten - Korps. *Erste* und *zweyte* Abtheilung. *Zweyte* verbesserte Aufl. M. M. 1822. 8.

Die *erste* Abtheilung auch unter dem besondern Titel: *Grundlinien der Stilistik*. X u. 160 S. Die *zweyte*: *Grundlinien der Rhythmik der deutschen Sprache*. XII u. 128 S. (Jede Abtheilung 12 Gr.).

Ein Buch, das sowohl deswegen, weil es die rechte Mitte zwischen der nöthigen Ausführlichkeit und der beym Schulunterricht unerlässlichen Kürze hält, als auch wegen seiner planmäßigen Ordnung und lichtvollen Darstellung dem Zwecke eines Lehrbuchs völlig entspricht, und eben darum vorzüglich Lehrern in Schulen empfohlen zu werden verdient. Auch spricht schon die trotz dem, daß das Buch bey seinem ersten Erscheinen nicht allgemeinh bekannt worden ist, bald nöthig gewordene zweyte Auflage für die Angemessenheit zu jenem Bedürfnis; und es wird hinreichen, nur den Hauptinhalt anzugeben, um jeden, der in diesem Fache Unterricht zu ertheilen hat, darauf aufmerksam zu machen, was er hier Alles für seinen Zweck Passendes und Brauchbares findet. Voraus gehen auf 32 Seiten *Vorbegriffe*. Dahin gehören: Rede, Stil, Redeformen, Wörter, Sätze, Perioden, Eintheilung der Sätze (nach den logischen Categorien), Figuren und zwar ebenfalls Figuren der Qualität, Quantität und Relation, und Variationen. Die *Stilistik* selbst zerfällt in eine allgemeine und besondere. Die erstere hat zum Inhalt die *Richtigkeit*, die letztere die *Angemessenheit*. Jene erscheint in Hinsicht der Qualität als Wahrheit, Bestimmtheit und Ueblichkeit, in Hinsicht auf Quantität als Vollständigkeit, Kürze und Kraft und in Hinsicht auf Relation als Ordnung, Zusammenhang und Maass; diese durchgehend als Modalität und zwar als Modalität rückfichtlich des Gegenstandes der Vorstellung, (des Inhaltes der Rede), des Zustandes der Vorstellungskraft, (der Absicht des Redners), und des ob. und subjectiven Standpunctes, (des Bildungsgrades des Zuhörers oder Lesers). Die Modalität begründet in der ersten Rücksicht die historische, didaktische und philosophische, in der zweyten die prosaische, poetische und ästhetische, und in der dritten die populäre, scholastische und klassische Schreibart. Darauf folgt noch ein Anhang über witzige und komische Schreibart und zuletzt stehen drey ausführliche, sehr zweckmässig gewählte Beyspiele mit guten kritischen Anmerkungen (S. 99 — 160).

Wenn sich mit dem Vf. schon über seine allgemeine wissenschaftliche Systematik und Methodik, die er besonders in der Vorrede auseinandersetzt, noch rechten läßt; so ist dies noch mehr hier der Fall, wo jeder von selbst sieht, daß den Vf. ein zu großes Streben nach Trennung und Classification, zumal in der besondern Stilistik, nicht selten irre geleitet hat. Allein wie dort sein richtiges Grundprincip, daß der Gedanke eher seyn müsse, als das Wort, ihn auch in methodischer Hinsicht, wo er zu pädagogischen Zwecken

das Wort eher erscheinen lassen will, vor Mißgriffen in der Ausführung gesichert hat; so hat ihn auch hier sein klarer Verstand im Einzelnen so ziemlich das Rechte treffen lassen. Nur die besondere Stilistik dürfte am meisten bey einer zugroßen Trennung gelitten haben, besonders deshalb, weil der Vf. dabey nicht faßsam auf den Unterschied zwischen Form und Materie der Darstellung Rücksicht nahm. Auch sind hier die sonst passend gewählten Beyspiele, durch welche das Buch sich besonders empfiehlt, oft am unrechten Ort und nicht passend genug.

In der zweyten Abtheilung hat der Vf. die quantitativen Gesetze der Metrik, die man aus den alten Sprachen in die deutsche herübergetragen hatte, was sehr zu loben ist, geradezu aufgegeben; denn unsere Sprache ist einmal keine quantifizierende, sondern eine accentuirte, d. h., sie mißt die Sylben nicht nach Länge und Kürze (Quantität), sondern wägt sie nach ihrem, vom Sinne abhängigen Gewichte und Tone. Daher auch der passende Name *Rhythmik*, der sowohl auf den Numerus der ungebundenen Rede, als auf den Versbau der gebundenen paßt. Die auf 16 Seiten enthaltenen *Vorbegriffe* erklären sich über Rhythmus der Sprache, die Principien der Rhythmik, die rhythmischen Formen: Tonwörter, Tonsätze und Tonperioden, über die Kategorien des Rhythmus: Tongröße, Tonart und Tonverhältniß, und über die Eintheilung der Rhythmik sehr befriedigend, und namentlich bey dem letzten Paragraph auch sehr gut über den Unterschied von gebundener und ungebundener Rede, von Prosa und Poesie. Der erste Abschnitt handelt sodann die Rhythmik der freyen ungebundenen Rede ab, in 3 Paragraphen, von dem Tonmaasse, der Tonart und Tonfolge; und der zweyte die Rhythmik der gebundenen Rede in eben soviel Kapiteln. Ein Anhang handelt von Vers- und Reimspielen, und von S. 64 an folgt endlich noch eine Beyspielsammlung, die zum Behuf der Rhythmik ausreichend und mit guten Anmerkungen versehen, aber als Mustersammlung für die Poetik, wozu sie zugleich dienen soll, viel zu dürftig ist.

Den Stilistiker dürfen wir wohl bey seinem übrigen klaren und lebendigen Stile auf einige Verstöße gegen die Richtigkeit des Ausdruckes mit Recht aufmerksam machen. S. IX oder aber. S. 5 die Eigenschaften... kann. S. 10 um der Schönheit wegen. Die fehlerhafte doppelte Negation S. 26 keine Frucht nirgends. S. 39 *angesehener Verstand*, wofür man gerade weit eher *ansehnlicher* Verstand sagt. S. 42 *ist sich klagen* z. B. krank, ganz richtig. Das Wort *unleidentlich* ist offenbar falsch gebildet für *unleidlich*. S. 67 kann nach *gefährlich* das Zeitwort *sind* nicht fehlen. Orthographisch falsch aber ist S. 38 *bath* von bitte, S. 86 *klotzte* statt glotzte, S. 97 Silberborten, nachdem S. 95 bordirt gestanden, Ahnden und Ahndung für Ahnung, Schwätzen st. Schwatzen S. 135 Und „an dem st. an das zu halten.“ In der zweyten Abtheilung S. X anbelangt st. anlangt, S. 2 Tacte st. Tacte, S. 26 *verlässig* st. zuverlässig, und S. 35 in der Anmerk. das Minutiöse st. Kleinliche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius. 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Uebersetzung des A. T. vom Herrn v. Meyer zu der wir uns zuletzt wenden, steht etwa in denselben Verhältnisse zur lutherischen, wie die des N. T. Aenderungen hätten weit öfter gemacht werden müssen, wenn einmal Luther in berichtigter Gestalt erscheinen sollte. In vielen Stellen hat sich der Vf. durch Vorurtheile geblendet, besonders von gewissen dogmatischen Ansichten eingenommen, zu Aenderungen verleiten lassen, welche wir nur Verschlechterungen nennen können. Vergleichen wir z. B. die Uebersetzung Luthers u. Hr. v. M. von Jes. 52, 13 — 53. so ist v. 13. *erhaben seyn* in *erhaben werden* verändert; ganz unbedeutend, hier hätten müssen drey Worte gewählt werden, wie im Hebräischen, um das *Höhe*, *Erhabene* und *Verherrlichte* auszudrücken. — V. 14. hat Luther: *dass sich viel über dir ärgern werden*, dagegen Hr. v. M. besser: *gleichwie sich viele über dir entsetzen werden*. Allein er hätte hier noch einen Schritt weiter gehen sollen und statt des dunkeln, den ungebildeten Leser leicht verwirrenden *über dir* sagen sollen *vor ihm*; denn es ist hier, wie bey den hebräischen Dichtern und Prosaikern öfters, incorrecter Wechsel der Personen und *וְיָרִיב* ist in diesem Zusammenhange ganz bestimmt so viel als *וְיָרִיב* vergl. die vollständige Zusammenstellung aller im A. T. sich findenden Beyspiele von dieser Enallage der Person in *Hoffmann's Comment. in Deut. XXXIII. P. I et II. pag. 33 ff.* — v. 15. beginnt Luther: *Aber also*, H. v. M. bloß *also*. Das sprachwidrige: *gegen ihm* ist unverbessert beybehalten; Luthers: *dieselben werdens mit Lust sehen* ist mit: *dieselben werdens sehen* vertauscht. Diese Aenderung ist nach dem Context gerade nicht nöthig, das *וְיָרִיב* kann allerdings heißen: *mit Lust sehen*, und es kommt nur darauf an, wie man den vorhergehenden Ausdruck versteht: „vor ihm werden Könige den Mund verschließen. Nähme man dies als Gestus des Beschämten und Neidischen, so würden die Worte *mit Lust* zu streichen seyn. Hält man es aber, was uns wegen des ersten Gliedes besser gefällt, für Bezeichnung des ehrfurchtsvollen Schweigens, so giebt der Ausdruck: mit freudiger

-Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Theilnahme (mit Lust) sehen sie, was sie sich nie als möglich dachten, nämlich Israels Wiederherstellung und den Triumph der Jehovahsreligion, einen trefflichen Sinn. — Jes. 53, 1. Luther: *offenbar*, v. M. aber: *offenbar*. — v. 2. Luther: *denn er scheuſt auf vor ihm*, dagegen v. M.: *denn er schießt u. s. w.*; Luther: *aber da war keine Gestalt*, v. M.: *kein Ansehen*. — v. 3. hat Luther: *voller Schmerzen und Krankheit*, v. M. geziert: *ein Mann der Schmerzen und mit Krankheit gezeichnet*. Er wollte wohl das hebräische *וְיָרִיב* wörtlicher geben, aber der lutherische Ausdruck ist besser, dagegen ist *וְיָרִיב* von Hr. v. M. genauer wiedergegeben. — v. 4. ist bloß statt: „wir aber hielten ihn für den“ gesetzt worden: *für einen*. — v. 5. *unserer Sünde*, v. M.: *Sünden*. Luther: *die Strafe liegt*, v. M.: *lag auf ihm*. — v. 6. ist unverändert. — v. 7. Luther: *da er gestraft und gemartert ward*; v. M. aber: *da er gequälet u. s. w.* — v. 8. Luther: *aus der Angst und Gerichte*, v. M. dagegen: *aus Angst und Gericht*. — v. 9. ist der Anfang etwas geändert:

Luther: Und er ist begraben wie die Goullosen, und gestorben wie ein Reicher; wiewohl er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist.	v. M.: Und man gab ihm sein Grab unter den Goullosen und seinen Hügel bey den Reichen. Dieweil er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in seinem Munde gewesen ist.
---	--

Allerdings ist der Parallelismus nach Hr. v. M.'s Uebersetzung genauer beachtet, auch spricht für diese Auffassung die Variante *וְיָרִיב*, allein nach den Punkten der *lectio vulgaris* *וְיָרִיב* hat man *in mortibus*, bey oder nach seinem Tode zu übersetzen, und diese Ansicht hatte Luther wohl bey seiner Uebersetzung im Auge. Dafs übrigens *dieweil* falsch, und Luthers *wiewohl* richtig sey, ist bereits oben erinnert. Auch hätte wohl das Anstößige in dem für die Menge nicht ganz deutlichen Ausdrucke: *bey den Reichen* hinweggenommen und ohne Weiteres übersetzt werden sollen: *bey Frevlern* oder durch ein andres Synonymum von *Gottlosen*. Denn *וְיָרִיב* reich ist hier ganz gleich dem vorhergehenden *וְיָרִיב*, sofern nach der Moral der Hebräer *Reichthum* und *Frevel* eben so unzertrennbar sind, als *Armuth* und *Frömmigkeit*. — v. 10 bis 12 ist bey beiden Uebersetzern völlig gleich.

Nachdem, was wir nunmehr über das ganze Bibelwerk des Herrn von Meyer unsern Lesern mitgetheilt haben, bestimmt sich nun der Werth oder Unwerth desselben, wir möchten fast sagen von selbst.

B (4)

selbst. Ist nämlich die Uebersetzung nicht einmal von der Art, daß sie uns in der Verbesserung von Luthers Werke um ein Bedeutendes gefördert hat, sondern sich meistens begnügt, unbedeutende Aenderungen, welche oft jeder andere eben so gut und noch besser zu machen verstanden hätte, so ist das Lösungswort bey den Anmerkungen: *retrosum*. Außerdem sind sie in einer völlig ungehekkten Form abgefaßt; so daß nicht selten eine Bemerkung in die andere hineingeschachtelt wird, vielleicht um Platz zu ersparen. Dadurch wird der Gebrauch für ungebildete Leser mannichfach erschwert; Gelehrte aber können sich unmöglich aus diesem unkritischen und armeligen Speicher von Stoppeln Raths erholen wollen, obgleich der Vf. in seinem Dünkel es wähen mag. Wir können also aufrichtig gestanden an dem ganzen Buche nichts auffinden, womit sich das, von gewissen Seiten recht eifrig betriebene, Ausposaunen desselben auch nur entschuldigen ließe. Möge immerhin die Uebersetzung, wenn sie nicht mit dem Ballast der Anmerkungen beschwert ist, neben der lutherischen gebraucht werden: dagegen haben wir nichts; uns ist jedoch die lutherische lieber. Denn wir sind ja bey der sogenannten berichtigten Uebersetzung immer der Gefahr ausgesetzt, Träumereyen ihres Vfs., der kein gründlicher Kenner der Sprachen A. und N. T. ist, statt der wahren Meinung des biblischen Schriftstellers zu finden. Bey Luthern ist der Fall ein ganz anderer; er hat viele Fehler; aber er kannte doch die Sprachen und sah seine Uebersetzung, wie sie aus seiner Feder floß, nicht sogleich für fehlerfrey an, wie es unser Berichtiger trotz seiner frommen Demuth zu wähen scheint. Man vergleiche z. B. Luthers Uebersetzung des Jeremias in dem Manuscripte, welches auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha sich befindet, und man wird staunen über den großen Fleiß, mit welchem der große Reformator sein Werk zu vervollkommen strebte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DÜSSELDORF u. ELBERFELD, b. Schaub: *Weihgeschenk. Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einsegnung und der ersten Abendmahlsfeyer gebildeter junger Christen*, von J. P. Hundeiker. Eigenes und Fremdes. 1823. XII S. Vorbericht. VIII S. Einleitung. u. 348 S. 8.

Hr. Hundeiker ist bereits rühmlichst bekannt durch seine *häuslichen Gottesverehrungen*, welche mehrere Ausgaben erlebt haben, und durch sein *häusliches Festbuch für gebildete Genossen des heil. Nachtmahls*, und hat sich in seinem *Weihgeschenke* aufs neue als einen Mann bethätigt, der durch eine fast funfzigjährige ununterbrochene Beschäftigung mit der Erziehung und dem Unterrichte von Kindern und Jünglingen gebildeter Stände und durch sorgfältigen und gewissenhaften Religionsunterricht, welchen er als Vorsteher der Erziehungsanstalt zu *Vechede* bey Braunschweig, in den letzten 20 Jahren seines pädä-

gogischen Wirkens zur Vorbereitung von Jünglingen auf die kirchliche Einsegnung und erste Abendmahlsfeyer ertheilte, Gelegenheit genug gehabt hat, die religiösen Bedürfnisse der Jugend *unserer* Zeit ganz in der Nähe und recht genau kennen zu lernen. Da er bemerkte, daß manche der Confirmanten nach Vollendung des Religionsunterrichtes in den Tagen der religiösen Weihe sich gern in stiller Einsamkeit in religiöser Hinsicht unterhalten wollten, gab er ihnen zwar das in die Hände, was zu diesem Zweck geeignet schien, ohne jedoch weder ihnen, noch sich selber dabey genüge leisten zu können. Diese Bemerkung gab ihm daher Veranlassung, eine Schrift zu entwerfen, welche dem Zöglinge der Religion in jenen heiligen Tagen eine wirklich religiöse Unterhaltung gewähren könnte, ohne jedoch ein eigentliches Erbauungs- oder Andachtsbuch zu seyn. Die verschiedenartigen Geschäfte jedoch, welche seine Thätigkeit mannichfach in Anspruch nahmen, nöthigten ihn, es bey dem Entschlusse bewenden zu lassen; jetzt endlich am Spätabend seines Lebens ist es ihm möglich geworden, den Plan aufs neue aufzunehmen und trefflich auszuführen. „Nur *erwecken, ermuntern* zur Andacht und zum Gebet — *anregen zum eignen Nachdenken* des jungen Christen über die hohe Wichtigkeit seines Eintritts in den Bund Christi — *nur das ist es*, was der Verf. beabsichtigt, und was er durch dasselbe zu bewirken, so angelegentlich wünscht!“ Sein Plan ist also etwa derselbe, den Hr. *Hesekiel* in Halle, in seinem „*Gottlieb-Sonntag*“ für das höhere Jünglingsalter, namentlich den studirenden Jüngling, mit so herrlichem Erfolge sich gesteckt hat; auch ist seine ganze Art und Weise der Behandlung *Hesekiel's* sehr ähnlich. In beiden herrscht dieselbe klare, vernünftige, von keinem Mysticismus getrübte Religionsansicht; beide belehren und erwärmen zugleich für das Wahre und Gute, und führen auf ein Höheres hin, als diese Welt zu geben vermag.

Hr. *Hundeikers* Werk hat 2 Theile, welchen einige einleitende allgemeine Betrachtungen über die Feyerlichkeit der Confirmation vorangeschickt sind. In diesen zeigt sich schon der treffliche Geist, welcher durch das ganze Buch weht. Der erste Theil zerfällt in 3 Abtheilungen; die erste enthält Erweckungen nach vollendetem Religionsunterrichte (S. 1—34), die zweyte (S. 35—114) Erweckungen am Confirmationstage und zwar S. 35—61 vor der Einsegnung und S. 62—114 nach der Confirmation. Die dritte endlich (S. 115—200) Erweckungen vor und nach der ersten Fei der heil. Nachtmahls. Der zweyte Haupttheil (S. 201—348), welchen der Vf. nur als *Beygabe* betrachtet, enthält zum Theil *Gebetsformeln*; obgleich das Buch kein eigentliches Gebetbuch seyn sollte, glaubte der Verf. es doch darin mancher junger Leser und Leserinnen wegen an solchen nicht ganz fehlen lassen zu dürfen. Sie stehen im ersten Nachtrage S. 201—248. Der zweyte Nachtrag (S. 249—322) umfaßt Erweckungen in den Tagen der Trennung von dem älterlichen Hause; der

der dritte Nachtrag endlich (S. 323 bis Ende) einige Lieder, welche auf die Einsegnung, die erste Abendmahlfeyer u. s. w. Bezug haben. Dafs der Vf. nicht immer Eigenes liefere, sondern auch das Fremde, was ihm passend schien, in seine Sammlung aufnahm, hat der Vf. auf dem Titel und in dem Vorwort angegeben, und ist gewifs nicht zu tadeln. Einige Aufsätze sind von einer jungen, in ihrem ländlichen Wirkungskreise, thätigen Landwirthin mitgetheilt worden, welche der Verbindung mit den übrigen vollkommen werth waren und aus einer so geläuterten, herrlichen Religionsansicht hervorgegangen sind, dafs diese Landwirthin einen grossen Theil unsrer heutigen Theologen dadurch beschämen dürfte, welche hinter dunkeln und unverständlichen Gefühlen oder in dem Geplapper veralteter Formeln das wahre Christenthum suchen; dabey sind diese Aufsätze angehaucht von einem wahren religiösen und sittlichen Gefühl und tragen auch in der Darstellung einen seltenen Grad von Bildung an sich, so dafs wir es dem Hrn. Vf. recht sehr Dank wissen, uns diese Ergüsse dieses schönen weiblichen Gemüthes nicht vorenthalten zu haben. Vor allem uns der Dialog: *Gefühl und Vernunft* S. 20ff. abgezogen, woraus diese treffliche Aeusserung der Mutter gegen ihre etwas schwärmerische Tochter hier stehen möge. „Die Religion, mein Kind, soll in unserm Herzen Wurzel fassen, sie soll antwortende Stimmen in unserer Empfindung finden; aber wir sollen für sie das Licht der Vernunft nicht scheuen, sie soll unsere Stütze seyn, wenn Schmerz oder Freude, Liebe oder Haß unsere Empfindungen erwärmen oder verdunkeln. Das Herz aber mit seinen lebendigen hohen und schönen Gefühlen und Ahnungen soll uns da erheben, wo die Vernunft allein nicht ausreicht. Im Herzen wohnt der festeste Glaube, die himmlische Liebe, — in der Hand der Vernunft aber schauen wir das schöne, reine Licht, mit welchem wir Alles prüfen sollen, um das Beste zu behalten, auf sie stützt sich die selige Hoffnung eines dereinstigen höhern und hellern Lebens. So entsteht durch die innigste Vereinigung der Vernunft mit dem Herzen jene schöne, heitere Frömmigkeit, welche die echte Religiosität immer hervorbringen mufs. Nach ihr ringe mein gutes Kind, blicke auf zu deinem himmlischen Heilande, er wird auch hierin dein treuer Lehrer und Meister seyn, und du wirst vor allem alten und neuen Mysticismus und eitler täuschender Frömmigkeit lebenslang verwahrt bleiben.“ Ganz im Einklange damit ist es, wenn der Vf. S. 50 einen Lehrer an seinen Schüler also schreiben läßt: „Nie gefelle dich zu den Frömmern, mein Fr.; aber ein Frommer, im Geist und Sinne der Religion Jesu, sey stets von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe — das wirst Du seyn, wenn Du auch entfernt von uns, das schöne Beyspiel Deiner Dich so innig liebenden Aeltern vor Augen behältst. Werde nie ein Andächtler, wohl aber ein redlicher Anbeter Gottes, im Geist und in der Wahrheit, denn Gott will auch haben, die ihn also anbeten. Wir bedür-

fen keiner Mund- und Lippenreligion; aber einer Religion in der Wahrheit und Liebe, wie sie unser Herr und Meister, Jesus Christus, der Welt gegeben hat. — Ja, mein Fr., das *Christenthum ist Liebe*, heilige, kräftige, kein Opfer scheuende, durch keine Anstrengung, durch keinen Widerstand, selbst durch keinen Haß zu ermüdende Liebe — Liebe, wie sie sein göttlicher Stifter selbst im Augenblicke schauerlicher und schmälicher Hinrichtung noch lehrte und übte. Seine erhabene Lehre und sein grosses Beyspiel spricht es deutlich genug aus, dafs sich diese Liebe zeigen soll als Nachsicht, als Verfühlichkeit, als Wohlthätigkeit, als Treue, als Gerechtigkeit, — im Ernste des Lebens und in den Hallen des Vergnügens, überall soll sie die leitende Triebfeder unsers Thuns und Lassens seyn. — Diese Liebe im Christenthum ist daher *kein müßiges Getändel mit schmeichelnden Gefühlen und Wünschen*. Sie ist ein lebendiges Bewegen in heiligen Gekinnungen, ein Sinnen und Trachten nach Verwirklichung des angestrebten höchsten Guts, ein Aufstehen zu wirklichen Thaten in Gott gethan. Sie zeigt sich in einem Leben ohne Falsch und ohne Groll, ohne Selbstsucht und ohne Ungerechtigkeit, ohne Lüste und ohne Gemeinheit; in einem Leben in Wahrheit und Wohlwollen, und Mildthätigkeit, in Großmuth und Aufopferung, in Gewissenhaftigkeit und edelmüthigen Thaten.“ Aehnliche treffliche Stellen finden sich fast auf jedem Blatte. Ueber das Abendmahl, seine Natur, seinen Zweck und seine Bedeutung zeigen sich durchgängig die richtigen und reinen Grundsätze; nicht selten hat der Vf. die eindringlichsten Belehrungen und Ermahnungen auf eine neue überraschende Weise anzuknüpfen gewußt; vergl. z. B. S. 140 ff. Die Gebete sind einfach, adel und dem Zwecke völlig entsprechend; dasselbe gilt auch von den Liedern. Bey der Schilderung der Gefahren, welche dem Jünglinge und der Jungfrau, welche aus dem älterlichen Hause scheiden, zu drohen pflegen, ist besonders die Umsicht zu loben, welche nicht nur vom Vf., sondern auch von der oben schon erwähnten jungen Landwirthin bewiesen worden. Darin wird leider nur gar zu oft gefehlt, und statt abzuschrecken vom Laster, wird öfters dazu angelockt, indem nämlich die Uebertreibung und die gar zu schwarze Farbe, mit der das Laster gemahlt worden, sich bey den Versuchungen nicht darbietet, und der Gewarnte an dem Lehrer irre wird. Die Darstellung ist, wie aus den mitgetheilten Proben einem Jedem klar seyn wird, in jeder Hinsicht ausgezeichnet zu nennen und dem gebildeten Kreise, welchen der Vf. im Auge hatte, vollkommen angemessen. Auch für die äussere Ausstattung des Buches ist durch weisses Papier und angenehmen Druck gesorgt.

STRASBURG, b. Treuttel u. Würtz: *Predigten und Homilien* von D. *Izaak Hassner*, Professor der Theol. u. s. w. 1823, 496 S. gr. 8.

Rec. nahm mit grossen Erwartungen vorliegende 27 Predigten und Homilien des berühmten Vfs. in

in die Hand, und fand sich auch keinesweges getäuscht. Ohne sich streng an den Text zu halten und aus demselben die Haupttheile seines Vortrags zu entwickeln, knüpft der Vf. diesen nur zuweilen an jenen an (vergl. die Pr. I. *Woran können wir wahrnehmen, das Gottes Reich wirklich in uns sey*, über Luc. XVII, 20. 21.); ohne stets einer streng logischen Disposition zu folgen, nähern sich auch manche *Predigten* den Homilien (Pr. IV. *Eins ist Noth* — über Luc. XVI, 38 — 42.); aber nichts desto weniger ist überall das Ganze unter Einem Hauptgedanken, ohne künstlichen Zwang zusammengefaßt, und auch die einzelnen Theile stehen in einem leicht übersehbaren Zusammenhange. Man sieht es diesen Vorträgen überhaupt an, das ihr Vf. sich, ohne einem fremden Vorbilde zu folgen, nach seiner Individualität ausgebildet hat; und dieser bleibt er auch da treu, wo er, wie z. B. in der Vten Pr. — *von dem Wege durch's Leben*, über Joh. XVI, 16 — 23. mit einer fremden Disposition, hier einer Reinehardischen, zusammenrifft. Daher bewegt sich überall in ihnen ein frisches, kräftiges Leben, welches die große Mannigfaltigkeit und der seltene Gedankenreichthum ihres Inhalts noch mehr erhöht. Dazu kommt, das der Vf. die wichtigsten Momente des echt christlichen, moralisch religiösen Sinnes tief aufgefaßt hat, und nach ihnen die Erscheinungen seiner Zeit im öffentlichen und häuslichen Leben der niedrigen, hohen und höchsten Stände würdigt, wobey er, nach des Rec. Meinung, was dem Alter so leicht begegnet, nur hin und wieder etwas zu sehr den *laudator temporis acti* macht. (z. B. S. 354). Desto mehr verdient die Freymüthigkeit des Vfs. gerühmt zu werden, welche der Religion nichts vergiebt, sondern deren unveräußerliche Rechte auch da geltend macht, wo man sie ihr fognern abstreiten möchte. (Vgl. die Homilien: *Ueber die Hinrichtung Johanns des Täufers*, Mar. VI, 17 — 29. und: *die Hohenpriester und Phariseer*. Joh. XI, 46 — 53. besonders S. 220f. über falschen Patriotismus und Politik.)

Die Homilien verdienen noch in höherem Grade beachtet zu werden, als die eigentlichen Predigten, nicht, weil sie überhaupt gelungener wären, als diese, sondern weil unsre homiletische Literatur, in Vergleichung mit ihrem großen Ueberflusse an vorzüglichen Predigten, an jenen noch Mangel leidet, und weil sie mit vollem Recht als Muster zur Nachahmung aufgestellt werden können. Man lese ausser den bereits angeführten Homilien: *Judas, Petrus, Herodes, Pilatus, die Gemahlin des Pilatus* — und man wird überall eine durchaus wahre und kräftige Charakterschilderung der Personen, mit der gelungensten Auffassung ihrer Individualitäten und praktischen Benutzung derselben antreffen. Bey allen Vorzügen indeß, welche diese Vorträge so rühmlich auszeichnen, hat Rec. ungern wahrgenommen, das der Vf. in ihnen zuweilen mit unduldsamem Ei-

fer freyere Meynungen bekämpft, welche er in seinen früheren Schriften selbst begünstigt hat. Das zeigt sich besonders in den Predigten über die christlichen Feste, (S. 347 — 456) vorzüglich in der Predigt am Himmelfahrtsfeste (S. 383 f.). Möge der Vf. immerhin nach seiner dermaligen Ueberzeugung von dem buchstäblichen Glauben an solche, nicht einmal von Augenzeugen mitgetheilte Erzählungen den Glauben an das Christenthum ausschliesslich abhängig machen wollen (denn andere Gründe dafür aus seinem Inhalte genommen, werden in dieser Verbindung nur sehr beiläufig erwähnt). Nur möge er dabey das *αληθαινον εν αγαπη* nicht vergessen, nicht mit Unduldsamkeit dabey nur immer von Leichtfinn, von Spott, von grobem Vernunftstolze sprechen und Alle jener Fehler bezüchtigen, welche nicht seiner Ansicht folgen? Der gelehrte Vf. muß ja aus eigener Erfahrung wissen, das eine nicht unbelebende Anzahl höchst achtbarer Männer, denen man, ohne ungerecht zu seyn, jene Vorwürfe nicht machen darf, aus Gründen, welche der Vf. ganz unberücksichtigt gelassen, sich bewogen fühlen, zur Beurtheilung der historischen Momente aus dem Leben Jesu einen andern Maassstab, als den seinigen, anzulegen. Rec. muß dies Verfahren des Vfs. um so mehr misbilligen, da derselbe als academischer Lehrer auch unter seinen kirchlichen Zuhörern solche Männer in nicht geringer Anzahl haben wird, auf welche sein Beyspiel als Kanzelredner höchst nachtheilig einwirken kann, oder welche bey eigener Kenntniß von der Schwäche solcher Waffen, deren der Vf. sich bedient, durch seine Vorträge dieser Art mehr abgestoßen, als erbaut werden müssen. Das der Vf. übrigens selbst nicht überall consequent bleibt, und von dem eigentlichen Sinne der N. Testamentl. Worte abweicht, zeigt unter andern die Willkür, mit welcher er Joh. XX, 17. erklärt, und wie er die Versuchungsgeschichte (S. 116 — 132) behandelt.

NEUE AUFLAGE.

WIEN, b. Gerold: *Vorschläge zur Verbesserung der körperlichen Kindererziehung in den ersten Lebensperioden*, mit Warnungen vor tückischen und schnell tödtenden Krankheiten, schädlichen Gewohnheiten und Gebräuchen, und verderblichen Kleidungsstücken. Angehenden Müttern gewidmet von Dr. Leopold Anton Gölis, K. K. Sanitätsrath, Sr. Durchl. des Herzogs von Reichstadt Leibarzte, des Kinder-Kranken-Instituts Director, der medicinisch-chirurgischen Josephsakademie, der österr. Kaiserl. Landwirthschafts-Gesellschaft u. s. w. u. s. w. Mitglied. Zweyte vermehrte und verbesserte Aufl. Mit drey Kupfertafeln. 1823. XI und 149 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.) (M. f. die Recens. A. L. Z. 1811. Nr. 197.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Pherecydis fragmenta, e variis scriptoribus collegit, commentationem de Pherecyde utroque et philosopho et historico praemittit, denique fragmenta Acusilai et indices adiecit Frid. Guhl. Sturz.* Editio altera aucta et emendata. 1824. XXVI u. 245 S. 8.

Es würde eine eben so vergebliche als ungehörige Arbeit seyn, vorliegende Fragmentensammlung, welche im J. 1789 erschienen, (Vergl. A. L. Z. 1790. No. 122.) jedem Freunde des griechischen Alterthums nicht nur bekannt, sondern nach ihren Tugenden und Mängeln hinlänglich gewürdigt worden, einer neuen ausführlichen Prüfung zu unterwerfen. Der mannigfache Nutzen, welchen dieselbe seit ihrem ersten Erscheinen gestiftet hat, indem sie nicht nur die Kenntniß des Alterthums erweitert, sondern was vielleicht noch höher anzuschlagen, zugleich mit andern ähnlichen Schriften des würdigen Veteranen dazu beygetragen hat, die Aufmerksamkeit Anderer auf Anlegung ähnlicher Sammlungen zu lenken, macht die Nothwendigkeit einer neuen Auflage hinlänglich begreiflich, die wir dem Vf. glücklicherweise noch selbst zu verdanken haben. Denn was im J. 1798 unter dem Namen *Editio altera* erschienen ist, war gar keine neue Auflage, sondern die erste, und der abgeänderte Titel, mit dem Zusatz *editio altera*, war bloß eine Täuschung, die der Buchhändler Hammer in Gera sich erlaubte, als er den Verlag dieser und anderer Bücher von dem Buchhändler Roth erkaufte. Indem sich Rec., wie schon gesagt, lossagen muß von einer Prüfung des ganzen Werks, dessen er sich deswegen überhoben zu seyn glaubt, weil die alte Auflage in die neue ganz aufgenommen, und durch nöthige Zusätze und Erweiterung nur als Vervollständigung der alten Auflage anzusehen ist, bleibt ihm nur übrig, von dem Verhältniß Rechenschaft abzugeben, in welchem diese zweyte rechtmäßige Auflage des Vfs. zur frühern steht. Eine nur oberflächliche Vergleichung der beiden Volumina würde schon jedem leicht die Erweiterung und Vervollständigung der neuen Auflage erkennen lassen, wie sich dieselbe bey einer genauern Ansicht auch genügend ergibt. Wir erhalten nämlich in der neuen Auflage die ganze alte, mit den gelehrten Zusätzen und Nachträgen bereichert, die der Feder des Vfs.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

in dem Verlauf eines Zeitraums von 35 Jahren wohl von selbst zugeflossen seyn müßten. Die Anordnung der alten Ausgabe und vornehmlich die einmal gewählte Reihfolge der Fragmente wurde beybehalten, welches letztere wir auch dann noch loben, wenn selbst die neue von Matthiä versuchte, von der Sturzfischen durchaus abweichende Anordnung der Fragmente des Pherekydes Wahrscheinlichkeit für sich gewinnen sollte. Denn wenn wir auf Matthiä's neu versuchte Distribution der einzelnen Fragmente in ihre Bücher in Wolfs Litt. Annal. 1, 2. (welche Abhandlung Hr. Sturz fast ganz in seiner Vorrede mit widerlegenden Bemerkungen begleitet wieder hat abdrucken lassen), die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, daß er in einzelnen Fällen wohl dem einen oder dem andern Fragmente seine wahrscheinlich richtigere Stelle in den verschiedenen Büchern des Pherekydischen Werkes ausgemittelt haben dürfte, so gilt dieses, wie gesagt, nur von einzelnen, aber immer noch dem Zweifel unterworfenen Fällen, während der übrige Theil der neuen Ordnungstheorie als meistens auf Textveränderungen beruhend als ganz schwankend und ungewiß anzusehen ist, so daß Rec. das Urtheil unterschreibt, welches Hr. Sturz über Matthiä's Versuch also fällt S. XXV. „*Vides illum non pauca protulisse satis speciosa: vix vero tibi placebunt eae disputationis ejus partes, ubi hypothese suae, serviens numerum librorum Pherecydis ab antiquis Grammaticis indicatum mutare contra omnes Codices manu scriptos ausus est. Ita enim operae suae fidem omnem ipse derogavit, et omnia fecit etiam magis, quam antea essent, incerta. Quum igitur nihil certi de fragmentorum Pherecydis ordine possit constitui, maluit ordinem in priore editione adscitum etiam in hac altera servare, quam reus agitationis temerariae.*“ Ausserdem weist auch Hr. Sturz den ihm von Matthiä gemachten Vorwurf, elf Fragmente ganz übersehen zu haben, zum Theil durch die Bemerkung zurück, daß es nur drey wären, welcher Umstand dem Sammler in der That eher zum Lob als zum Tadel gereichen dürfte, selbst wenn Rec. noch eins oder das andere hinzufügen hätte. Allein das Verfahren des Hrn. Sturz, durch welches er sich gegen einige ihm von Matthiä erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen sucht, daß nämlich einige Fragmente deswegen abichtlich übergangen worden, weil sie schon in der Fragmentensammlung des Hellanikos behandelt worden,

wird niemand billigen: auch scheint dieses Hr. St. selbst eingesehen zu haben, indem er in der neuen Auflage nun doch wenigstens bey jedem einzelnen dergleichen Fragmente auf den Hellanikos gewöhnlich verweist. Vermist haben wir jedoch in dieser Hinsicht die Aufführung von Hellanikos S. 154 fragm. CXXXIV. Noch mehr dürfte aber zu rügen seyn, daß Hr. St. zwey andere Fragmente in der neuen Auflage nachzutragen übersehen hat, die zwar in erst kürzlich erschienenen Schriften enthalten, aber von dem Herausgeber eines Werks, meist mythologischen Inhalts, wie die Bücher des Pherekydes sind, leicht bemerkt werden konnten, da jene Schriften eben einen ähnlichen Gegenstand behandeln. Das eine findet sich in einem noch ungedruckten Scholiasen zum Aristides, von welchem Creuzer Melet. I. S. 20 folgende Bruchstücke mittheilt: *ἐνεργαστὴν Φησι τὸν Διόνυσον, καὶ δοῦναι (τὴν ἄμπελον) ἀνδράποισ· δηλοῖ δὲ καὶ Φερικύδης καὶ ἐπ' ἐκεῖνον Ἀντίοχος, λέγοντας καὶ διὰ τοῦτο καλεῖσθαι Διόνυσον, ὡς δὴ (so zum Theil nach Wyttenbach) Διὸς εἰς νύσας βέοντα· νύσας γὰρ Φησι ἐκάλουν τὰ δένδρα.* Diesem Bruchstücke scheint seine Stelle im fünften Buche da angewiesen werden zu müssen, wo von den Hyaden, die den Dionysos erzogen, und von letzterers Geburt und Benennung die Rede ist. Das andere Bruchstück verdanken wir demselben Scholiasen und der Bemühung desselben Gelehrten, welcher es Symbolik Th. 2. S. 693 bekannt gemacht hat. Die Worte, welche kritischer Nachhülfe noch sehr bedürftig sind, handelt vom Palladium und würden mit fragm. LVII. S. 194 ff. zusammenzustellen seyn. Wie in dem oben ausgezeichneten Bruchstücke, so wird auch hier neben dem Pherekydes ein Antiochos als Gewehrsmann angeführt, wahrscheinlich derselbe, von dessen *ισορίας* das neunte Buch bey Klemens Alex. Cohort. ad gentes. S. 29 A. ed. Sylb. angeführt wird. Ferner haben wir einige Fragmente vergebens gesucht, welche sich in den von Heyne Obs. in Iliadem unter den *Supplementis et Emendandis* angeführten Excerpten aus Scholiasen zur Ilias erwähnt finden. Hierher gehört das Bd. 6. S. 625 zu Ilias, 266 mitgetheilte Bruchstück: „*ἦντι ζήτησις· προσιπών, ἐν Θασσαλίᾳ κατοικῶν τὸν Ἀμύντορα, δι' ὃν Φησι Φοῖνιξ. Φαῦγον ἔπειτ' ἀπάνευθε δι' Ἑλλάδος (1, 474) ἐνθάδε πῶς ἐν Ἑλαῶνι τῆς Βοιωτίας αὐτὸν Φησι οἰκεῖν; ἢ δὲ λυσις βᾶδία· ἢ μὲν γὰρ ὁμωνυμία τοῦ Φοῖνικος· Φερικύδης δὲ Βοιωτὸν τὸν Ἀμύντορα Φησι· καὶ γὰρ ὁ ποιητὴς οὐκ ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος Φησι Φαῦγον τὸν Φοῖνικα· δύναται δὲ καὶ ἐν Ἑλλάδι οὕτω τις προσαγορευέσθαι τέτος Ἑλαῶν.*“ Ferner Schol. Victor. zu v. 661 ebendaf. S. 648. *Φερικύδης οὕτως γυναικολογᾷ· ἀπὸ Μελάμπεδος μάντιον· οὐ Κλεῖτον, οὐ Κεῖρανον, οὐ Πολύιδον· εἶτα Πολυίδος, Φησι, γαμὰ Εὐρυδάμειαν, τὴν Φυλῆως τοῦ Αὐγέου· τῷ δὲ (τῷδε?) γίνονται Εὐχάρην καὶ Κλεῖνα· οἱ Θήβας εἶλον σὺν τοῖς Επιογόνοις· ἔπειτα εἰς Τροίην ἔρχονται σὺν Ἀγαμέμνονι, καὶ θνήσκει Εὐχάρην ὑπὸ Ἀλεξάνδρου.* Weiter hin zu o. 336 findet sich bey demselben Scholiasen ein anderes unbemerkt gebliebenes Fragment des Pherekydes in Bezug auf die Mutter des Aias Oileus; worüber zu vergl. Heyne a. a. O. S. 649. Dieses Bruchstück dürfte seine Stelle in Fragm. V. S. 84 finden. Rec. nimmt hiervon Veranlassung, einen Blick auf ein von Sturz Nr. LXI. S. 200 angeführtes Fragment zu werfen, wo unter den Gemahlinnen des Theseus auch die Meliboia, Mutter des Telesmonischen Aias aufgeführt wird. Dasselbe heisst es: *Φερικύδης δὲ προστίθῃσι καὶ Φερέβοιαν*, wobey der Herausgeber bemerkt: „*de hac Phereboea nihil mihi constat.*“ Rec. kennt diese Phereboia eben so wenig, er ist aber überzeugt, daß von Seiten des Athenaios, welcher das Fragment aufbewahrt hat, eine Confusion vorgegangen, indem er nämlich sagt, Pherekydes füge den genannten Weibern des Theseus die Phereboia hinzu, da er hätte sagen sollen, statt der genannten Meliboia führe Pherekydes die *Periboia* auf. So glauben wir nämlich, daß statt *Φερέβοιαν* gelesen werden müsse, da die Mutter des Aias, von welcher der Mythos noch ausserdem berichtet, daß sie unter den Atheniensischen Jungfrauen den Theseus als Kindertribut nach Kreta begleitet habe, bald *Periboia*, *Eriboia*, bald *Meliboia* von verschiedenen Schriftstellern genannt wird. Siehe Ofana über des Sophokles Aias S. 54 ff. Doch wir kommen auf andere Bruchstücke zurück, die wir bey Hrn. Sturz vergeblich gesucht haben. Von dieser Art ist das vom Schol. Victor. zu Ilias π, 718 bey Heyne Th. 7. S. 789 erwähnte, die Abstammung der Hekabe betreffend: *αὐτὸ πατρίνητος Ἐκάβης. Δύμαντος καὶ Εὐδόκης νόμφης, ὡς Φερικύδης.* Hierdurch wird das Sturzsche Nr. LXXIII. b. erst vervollständigt. Ferner derselbe Scholiast zu Ψ, 297 bey Heyne Th. 8. S. 415: *Φερικύδης ἐν τῷ Γ. Κλεώνυμος δὲ ὁ Πέλοπος ἦναι Κλεώναισι, κατασιήσαντος Ἀτρώος· τοῦ δὲ γίνεσθαι Ἀγχίσης· τοῦ δὲ Ἐχέκωλος.* Den letzten Beytrag aus diesen Scholien liefert die Stelle α, 617 bey Heyne S. 728. *Φερικύδης δὲ ἐν ἤ. ἢ δὲ Νιόβη ὑπὸ τοῦ ἄχρεος ἀναχωρεῖ εἰς Σίτυλον, καὶ ὄρεϊ τὴν πόλιν ἀνεστραμμένην καὶ Ταντάλῳ λῆθον ἐπιτραμμένον· ἀρᾷται δὲ τῷ Διὶ λῆθος γενέσθαι· βεῖται δὲ ἐξ αὐτῆς δάκρυα· καὶ πρὸς ἄρπτον ὄρεϊ.* Dieses Bruchstück durfte um so weniger übergangen werden, als schon Heyne ihm seine Stelle in der Sturzschen Sammlung angewiesen hatte, welche aber nach der bestimmten Angabe ἐν ἤ doch wohl eine Veränderung leiden dürfte, sammt dem von Heyne bezeichneten Fragmente, in der neuen Ausgabe S. 13x. (Beyläufig ist zu erwähnen, daß bey diesem Fragmente sich Sturz oder Matthiä zu Schol. Eurip. Phoen. 159, wo sich das Fragment erhalten hat, oder vielleicht lieber beide die Nachlässigkeit haben zu Schulden kommen lassen, daß Sturz c, Matthiä ἐξ liest, ohne daß einer von beiden dieser Variante Erwähnung thut). So wie wir ferner bey Fragm. LXXXI die Note Heyne's zu Ilias η, 135 (Th. 5. S. 333) ungern unbenutzt gelassen haben, die der Erklärung des Fragmentes reichlichen Stoff liefert, so vermessen wir bey einer andern Stelle die Anführung einer Notiz des Scholiasen zu Platons Politeia S.

rektydes in Bezug auf die Mutter des Aias Oileus; worüber zu vergl. Heyne a. a. O. S. 649. Dieses Bruchstück dürfte seine Stelle in Fragm. V. S. 84 finden. Rec. nimmt hiervon Veranlassung, einen Blick auf ein von Sturz Nr. LXI. S. 200 angeführtes Fragment zu werfen, wo unter den Gemahlinnen des Theseus auch die Meliboia, Mutter des Telesmonischen Aias aufgeführt wird. Dasselbe heisst es: *Φερικύδης δὲ προστίθῃσι καὶ Φερέβοιαν*, wobey der Herausgeber bemerkt: „*de hac Phereboea nihil mihi constat.*“ Rec. kennt diese Phereboia eben so wenig, er ist aber überzeugt, daß von Seiten des Athenaios, welcher das Fragment aufbewahrt hat, eine Confusion vorgegangen, indem er nämlich sagt, Pherekydes füge den genannten Weibern des Theseus die Phereboia hinzu, da er hätte sagen sollen, statt der genannten Meliboia führe Pherekydes die *Periboia* auf. So glauben wir nämlich, daß statt *Φερέβοιαν* gelesen werden müsse, da die Mutter des Aias, von welcher der Mythos noch ausserdem berichtet, daß sie unter den Atheniensischen Jungfrauen den Theseus als Kindertribut nach Kreta begleitet habe, bald *Periboia*, *Eriboia*, bald *Meliboia* von verschiedenen Schriftstellern genannt wird. Siehe Ofana über des Sophokles Aias S. 54 ff. Doch wir kommen auf andere Bruchstücke zurück, die wir bey Hrn. Sturz vergeblich gesucht haben. Von dieser Art ist das vom Schol. Victor. zu Ilias π, 718 bey Heyne Th. 7. S. 789 erwähnte, die Abstammung der Hekabe betreffend: *αὐτὸ πατρίνητος Ἐκάβης. Δύμαντος καὶ Εὐδόκης νόμφης, ὡς Φερικύδης.* Hierdurch wird das Sturzsche Nr. LXXIII. b. erst vervollständigt. Ferner derselbe Scholiast zu Ψ, 297 bey Heyne Th. 8. S. 415: *Φερικύδης ἐν τῷ Γ. Κλεώνυμος δὲ ὁ Πέλοπος ἦναι Κλεώναισι, κατασιήσαντος Ἀτρώος· τοῦ δὲ γίνεσθαι Ἀγχίσης· τοῦ δὲ Ἐχέκωλος.* Den letzten Beytrag aus diesen Scholien liefert die Stelle α, 617 bey Heyne S. 728. *Φερικύδης δὲ ἐν ἤ. ἢ δὲ Νιόβη ὑπὸ τοῦ ἄχρεος ἀναχωρεῖ εἰς Σίτυλον, καὶ ὄρεϊ τὴν πόλιν ἀνεστραμμένην καὶ Ταντάλῳ λῆθον ἐπιτραμμένον· ἀρᾷται δὲ τῷ Διὶ λῆθος γενέσθαι· βεῖται δὲ ἐξ αὐτῆς δάκρυα· καὶ πρὸς ἄρπτον ὄρεϊ.* Dieses Bruchstück durfte um so weniger übergangen werden, als schon Heyne ihm seine Stelle in der Sturzschen Sammlung angewiesen hatte, welche aber nach der bestimmten Angabe ἐν ἤ doch wohl eine Veränderung leiden dürfte, sammt dem von Heyne bezeichneten Fragmente, in der neuen Ausgabe S. 13x. (Beyläufig ist zu erwähnen, daß bey diesem Fragmente sich Sturz oder Matthiä zu Schol. Eurip. Phoen. 159, wo sich das Fragment erhalten hat, oder vielleicht lieber beide die Nachlässigkeit haben zu Schulden kommen lassen, daß Sturz c, Matthiä ἐξ liest, ohne daß einer von beiden dieser Variante Erwähnung thut). So wie wir ferner bey Fragm. LXXXI die Note Heyne's zu Ilias η, 135 (Th. 5. S. 333) ungern unbenutzt gelassen haben, die der Erklärung des Fragmentes reichlichen Stoff liefert, so vermessen wir bey einer andern Stelle die Anführung einer Notiz des Scholiasen zu Platons Politeia S.

S. 420. ed. Bekker. Diese Nachträge schliessen wir endlich mit der Bemerkung, dass die Autorität des Eustathios, nach welchem der Syrische Pherekydes den Zeus Ζην genannt habe, nun sich die ältere und gewichtigere des Herodianos hinzugefügt, die aus Diadorfi Gramm. Graeci Th. 1. S. 6. hinzukommt.

Nachdem in dem Bisherigen versucht worden, die Sturz'sche Sammlung durch einige Beyträge zu vervollständigen, schliessen wir in Bezug auf das Verhältniss der beiden Auflagen die Bemerkung an, dass die Zusätze, welche die neue Auflage erhalten, zum Theil als solche in den Noten ausdrücklich, wie S. 28, oder ohne weitere Andeutung, wie das Epigramm aus Diogenes S. 16, nachgetragen worden, oder endlich zum Theil, wenn es der Zusammenhang des Gegenstandes erforderte, geradezu dem Texte einverleibt worden, wie z. B. S. 64 und 69 geschehen, wo was dort von den Worten „quodsi solum Etymologici“ hier von „quamquam enim alio“ bis ans Ende des Paragraphen steht, alles neu hinzugekommen ist. Endlich ist in Bezug auf die am Ende angehängten Fragmente des Akeilaos zu bemerken, dass diese bey der neuen Bearbeitung keine andere Veränderung als die Vermehrung von drey Fragmenten erfahren haben. Es hätte aber noch ein viertes hinzugefügt werden sollen aus den oben leider ganz übersehenen Schol. Victor. zur Ilias. Dasselbst zu Ψ, 297 bey Heyne Th. 8. S. 415 heisst es: Ἀκουσίλαος δὲ τῶν Γαλαλογίων ἤκουσε τὸ, Ἐχέτωλος, οὐτως Κλεινύμου δ' Ἀγχίστης τοῦ δε, Ἐχέτωλος. Hr. Sturz giebt zwar in der Vorrede S. XXV zu verstehen, dass es ihm auf eine vollständige Sammlung der Fragmente des Akeilaos nicht angekommen sey: allein schwerlich dürfte dieses Geständniss dem Sammler jemand zum Lobe anrechnen.

Das Aeusere des Buches ist gut, und es würde auch der Druck zu loben seyn, wenn dieser nicht durch eine grosse Anzahl Druckfehler entstellt würde, welche in dem angehängten Verzeichnisse keinesweges sämmtlich aufgezählt werden. Rec. schliesst diese Anzeige mit dem Wunsche, dass man Hrn. Sturz doch auch bald eine neue Bearbeitung der Fragmente des Helanikos zu danken haben möchte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HEIDELBERG, b. Mohr: *Archiv für die civilistische Praxis*. Herausgegeben von Dr. C. von Löhr, Geh. Reg. R. und Prof. zu Gießen, Dr. C. J. A. Mittermaier, Geh. Hofrath u. Prof. zu Heidelberg, Dr. A. Thibaut, Geh. Hofrath u. Prof. ebendaf. Sechster Band. 1823. IV u. 440 S. 8.

Den vorliegenden Band eröffnen geistreiche Bemerkungen über die neuesten Fortschritte der Civilprocess-Gesetzgebung, von Mittermaier, welche zugleich eine Analyse und einen Auszug des Baierschen

Hypothekengesetzes; der Nassauischen Processordnung vom 23ten April 1822, und der neuen Processordnung für den Canton Genf, nebst scharffionigen Beurtheilungen enthalten. Dann folgen: II. *Vertheidigung der Regel: dies interpellat pro homine*, von Thibaut gegen Neustetel im civil. Archiv. Bd. V. H. 2. Nr. VIII., mit welcher gewiss jeder übereinstimmen wird. III. *Von dem Verkauf mangelhafter Sachen*, vom Prof. Unterholzner in Breslau. IV. *Bemerkungen über den Begriff der justa causa bey der Tradition*, vom Prof. Warnkönig in Lüttich; worin auf eine bündige Weise ausgeführt wird, dass das Eigenthum einer Sache bey der Tradition auf den Empfänger übergeht, wenn der Tradent die Absicht zu veräußern hatte, und beurkundete, mag eine auf das Eigenthum gerichtete Forderung, oder ein auf Veräußerung gehendes gültiges Rechtsgeschäft vorhanden gewesen seyn oder nicht. V. *Das Pfandrecht an einer eigenen Sache*, vom Hofr. v. Wenig - Ingenheim zu Landshut. Dargethan wird, dass solches ausnahmsweise in folgenden Fällen statt finde: 1) Erwirbt ein Creditor das Eigenthum des Pfandes von dem Schuldner, so besteht die Wirksamkeit seines Pfandrechts rückichtlich der übrigen Creditoren fort; 2) erhält jemand neben dem Eigenthum das Pfandrecht eines durch ihn abgefundenen Creditors, dann dauert auch letzteres in gleicher Art fort; 3) geben die Gesetze einigen Personen Eigenthum, und ausserdem zur vollen Sicherheit noch das Pfandrecht, so kann auch dieses vollkommen wirksam gemacht werden. VI. *Noch einige Worte über das öffentliche Pfandrecht nach römischen Rechte*, von Löhr. Nach der Ansicht des Vf. wird durch die bekannte Verordnung von Leo eine wesentliche Neuerung begründet, und zwar nicht allein für die conventionalen, sondern für alle Pfandrechte überhaupt. Ein öffentliches Pfandrecht ist demselben, wie auch Böhmer annimmt, ein jedes, wo das Factum, durch welches das Pfandrecht entstanden ist, durch eine wirkliche, oder gleichsam öffentliche Urkunde erwiesen werden kann. Ferner nimmt der Vf. mit Thibaut an, dass ein solches öffentliches Pfandrecht den Vorzug vor jedem Privatpfande habe, dennoch aber den privilegierten, wenn gleich, nicht öffentlichen Pfändern, nachstehe. VII. *Sollen Beweiserkenntnisse, mit oder ohne Fähigkeit zur Rechtskraft noch ferner statt finden?* Vom Prof. Götz in Nürnberg. Aus Gründen der Processpolitik empfiehlt der Vf., die Beweisinterlocute ganz abzuschaffen, und statt derselben den Parteyen bloß einen peremptorischen Termin zur Antretung des Beweises vorzuschreiben, mithin ihnen, so wie es bey der Anticipation des Beweises geschieht, die Bestimmung des Beweises lediglich freyzulassen. VIII. *Ueber das Forum rei sitae bey petitorischem Erbschaftsklagen*. Vom Prof. Bayer in Landshut. Der Vf. nimmt drey Fälle an. Entweder klagt man 1) bloß auf Einsetzung in den Besitz einer Erbschaft; dann hält er das *Forum rei sitae* begründet;

det; 2) oder man will mit einer *hereditatis petitio* (sey sie von welcher Art sie wolle) auftreten; dann sey das *Forum domicilii* das competente, es wäre denn, daß sich der Beklagte eben an dem Orte aufhielte, wo die Erbschaft liege. Oder endlich 3) man will bloß ein *Singularfideicommiss* gerichtlich verfolgen; dann sey, aber auch nur der Regel nach, die Klage bey dem Gerichte desjenigen Bezirks anzubringen, in welchem der größere Theil der Erbschaft sich befinde. IX. *Beyträge zur Erörterung der Frage: ob die Eideszuschreibung mit andern Beweismitteln eventuell verbunden werden könne?* Vom Prof. Linde zu Gießen. X. *Aus welchen Peculien und unter welchen besondern Voraussetzungen kann der filius familias Schenkungen auf den Todesfall machen?* Von Dr. Fritz in Gießen. XI. *Ueber die Zeugenverhöre nach römischem Rechte.* Vom Hofrath Spangenberg zu Celle. Aus einer von Marini bekannt gemachten Urkunde wird das römische Verfahren bey den Zeugenverhören anschaulich gemacht. Die Zeugen wurden in Gegenwart beider Parteyen eidlich vernommen; die Parteyen hatten das Recht, unmittelbar Fragen an die Zeugen zu richten. Die Aussagen wurden in zusammenhängender Rede und *stilo directo*, wie noch jetzt im Preussischen, niedergeschrieben. XII. *Ueber Testamente der Schriftunkundigen*, von Thibaut. Auf eine überzeugende Art wird dargelegt, wie es nicht erforderlich sey, daß ein solches *testamentum judicii oblatum*, von dem Richter dem Testator vorgelesen, und von demselben genehmigt werden müsse. XIII. *Die Verwerfung des verdächtigen Richters durch einen streitenden Theil, besonders vom juramento perhorrescentiae.* Vom Prof. Gesterding zu Greifswald. Der Vf. zeigt, daß zwey Mittel vorhanden seyen: *recusatio judicis suspecti*, mit Anführung von Gründen und Beweis; das *juramentum perhorrescentiae*, ohne Angabe oder Beweis von Gründen. Letzteres ist bloß durch den *Ufus fori* entstanden, weder aus dem römischen, noch aus dem canonischen Rechte. XIV u. XIX. *Noch einige Bemerkungen über actio in rem und actio in personam, jus in re und obligatio.* Vom Hofrath Du Roi zu Wolfenbüttel. Eine Ergänzung und Berichtigung der frühern Schrift des Vfs. *Specimen observationum de jure in re.* Heidelb. 1812. Unstreitig eine der trefflichsten Abhandlungen, in welcher viel Neues gesagt worden ist. Der Hauptgedanke ist der: *In rem actio* ist kein Gattungsbegriff, sondern bloß die Klage über das Eigenthum einer körperlichen Sache und die Ausdehnungen dieser Klage. *Rei vindicatio* ist kein Kunstwort für die Klage aus dem Eigenthum einer körperlichen Sache allein, sondern ganz einerley mit *vindicatio* schlechtweg, oder mit *in rem actio*. XV. *Ueber den Beweis der Eigenthumsklage.* Von Thibaut. Der Vf. erklärt sich für die niedere Theorie, daß der Kläger nur schuldig sey, seinen rechtsgültigen Beweis des Eigenthums nachzuweisen. XVI. *Bedarf es bey uns zur Gültigkeit eines feyerlichen*

schriftlichen Privattestaments der subscriptio und superscriptio? Von Löhr. Verneinend beantwortet. XVII. *Beyträge zur Lehre vom Gegenbeweise.* Von Mittermaier. XVIII. *Ueber die Verjährung der actio judicati.* Vom Hofr. Spangenberg in Celle.

Dieses möge hinreichend seyn, auf den reichen Inhalt auch dieses Bandes der trefflichen Zeitschrift, aufmerksam zu machen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Erzählungen und kleine Romane*, von Friedrich Kind. Drittes Bändchen. 1823. 306 S. 8.

Bekanntlich theilt der Vf., einer unserer geistreichsten und gemüthlichsten Erzähler, in dieser Sammlung (f. Erg. Bl. 1823. Nr. 2.) theils frühere Arbeiten von neuem durchgesehen und verbessert, theils bisher noch ungedruckte Aufsätze mit. Dieses Bändchen enthält nur drey, aber sehr anziehende Erzählungen. I. *Anadyomene*. Rec. las diese, zuerst im Beckerschen Taschenbuche, unter der Aufschrift: *der Liebe Wahn*, mitgetheilte Erzählung von neuem mit Interesse. Daß der dort vorkommende, zum Tone des Ganzen nicht völlig passende Schluss hier weggeblieben ist, ist zu billigen. Dagegen scheint uns die frühere Ueberschrift bezeichnender, als die neue, zu seyn. Der Wahn eines sonst edeln und vielseitig gebildeten jungen Engländers, der sich in ein schönes weibliches Porträt verliebte, und nur durch Auffindung des Urbildes glücklich zu werden hoffte, den das lange vergebliche Suchen desselben schwermüthig machte, und der endlich sein Ideal (in der Enkelin jenes wunderschönen Bildes) verwirklicht fand und von seinem Trübfinne völlig geheilt wurde, gab dem Dichter den Stoff zu mancher anziehenden Scene. II. *Karlo*. Ein kleiner interessanter Roman, geschrieben im J. 1800, dessen Inhalt wir den Lesern, die ihn hier zum erstenmale lesen, nicht vorrathen wollen. Schilderungen der schönen und grossen Natur, gelungene Charaktergemälde, wie unter andern *Serena's*, *Wilibald's*, *Girolamo's*, das sädliche Kolorit des Ganzen, und die zum Theil überraschende Verschlingung der Ereignisse zeichnen diesen kleinen Roman sehr vorthelhaft aus. Nur einige Personen, wie *Laurette*, treten bald zu sehr in den Hintergrund, auch würde vielleicht *Karlo* durch etwas mehr Charakterfestigkeit in den Augen der Leser gewonnen haben. S. 160 kommt der auffallende Druckfehler: *wenn* für *wann* zweymal vor. Eben so heisst es S. 181 nach der Frage: — „was wäre ohne *Geselligkeit* das Leben des Sterblichen?“ „und was ist es mit *ihm*?“ wo es wohl: „mit *thr*“ heissen muß. III. *Der Bräutigam aus Brabant*. Nach mündlicher Ueberlieferung und gerichtlichen Urkunden. Nur der Anfang einer Geschichte, deren Fortsetzung wir mit Verlangen entgegen sehen. Möge uns der Vf. recht bald mit einer Fortsetzung dieser Erzählungen und kleinen Romane erfreuen!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Perthes und Besser: *Archiv für das Handelsrecht*. Herausgegeben von Hamburgischen Rechtsgelehrten. Zweyten Bandes Erstes bis Viertes Heft. 1820—1821. XVI u. 605 S. 8.

Nach einer Vorrede, worin die Herausgeber das Archiv im allgemeinen gegen die in diesen Blättern (A. L. Z. 1819. Nr. 146) enthaltene Kritik des ersten Bandes zu rechtfertigen suchen, ohne sich jedoch auf das Besondere einzulassen, werden folgende Fälle vorgetragen: *Erstes Heft*. I. *Einige Rechtsfälle von Wechseln mit angeblich unrichtigen Indossamenten*. In dem ersten hier vorgetragenen Fall hatte E. H. einen Wechsel *in blanco* indossirt, welcher in die Hände von J. L. gekommen war (auf welche Weise erhellt nicht aus den Verhandlungen der Parteyen, wahrscheinlich war er diesem von jenem übergeben worden, um ihn discountiren zu lassen). J. L. indossirte den Wechsel auf A. J. und Co. — E. H., welchem der Werth dieses Wechsels nicht zu gut gekommen, vindicirte denselben von A. J. und Co. Mit dieser Klage wurde der Kläger abgewiesen, sofern Beklagte zu beweisen im Stande wären, daß sie sich mit J. L. oder einem Dritten wegen der *valuta* dieses Wechsels berechnet hätten, aus dem Grunde, weil Kläger, durch sein darauf gesetztes Blanco Indossament dessen Verkauf genehmigt habe. — In dem zweyten Fall hatte J. N. mehrere Wechsel auf O. und E. an die Ordre von J. P. ausgestellt. Das erste Indossament auf allen diesen Wechseln lautete: für mich an die Ordre von A. L. Werth erhalten. B. den 2. Febr. 1817. unterzeichnet J. P. Als nun die Wechsel zum Verfall kamen, weigerten die Acceptanten auf Veranlassung des J. P. Zahlung, weil das erste Indossament falsch sey, nicht von J. P. herrühre. Allein sie wurden in drey Instanzen condemnirt, weil das Indossament an keiner sichtbaren Unrichtigkeit leide. Einige Aeußerungen des Hrn. T. veranlassen Rec. zu folgenden Bemerkungen. Das Wechselrecht ist ein specielles Recht, welches von dem allgemeinen oder generellen Recht nur durch ausdrückliche Bestimmungen oder durch nothwendige Folgerungen aus der Natur des Wechsel-Instituts abweicht. Wechsel nun sind keine *billets au porteur*, sie sind nicht zahlbar an den Inhaber, sondern an den, auf dessen Namen sie lauten. Dem Inhaber eines mit einem Blanco In-

dossament versehenen Wechsels kann daher mit vollem Recht, auch nach der Hamb. W. O. Art. 41 die Einrede der fehlenden Legitimation zur Sache entgegengesetzt werden. Dazu bedarf es keines ausdrücklichen Verbots der Blanco Indossamente; die Natur der Sache verbietet sie. Es kann daher nicht die Frage seyn, ob Blanco Indossamente verboten sind? sondern ob eine ausdrückliche gesetzliche Disposition gebiete, daß bey Blanco Indossamenten die Einrede der fehlenden Legitimation zur Sache nicht beachtet werden solle? Kann aber ein Gesetzgeber dies gebieten, ohne den Wechsel in ein *billet au porteur* zu verwandeln? — Es giebt allerdings viele sehr reiche Leute in Hamburg, die in einem Tage sehr viele Wechsel discountiren, allein gewiß nicht so viele, daß sie nicht sollten dafür Sorge tragen können, daß die *giri* der von ihnen discountirten Wechsel gehörig ergänzt würden. Der Rechtsgelehrte muß nie Unregelmäßigkeiten das Wort reden, die sich ohnehin nur allzuleicht einschleichen. II. *Zwey Rechtsfälle über die Frage: Hafften die Lizenbrüder für die glückliche Ankunft der Waare an dem Orte, wohin sie diese zu befördern übernommen hatten?* Die Lizenbrüder treiben in Hamburg das Geschäft der Güterbestäter, welche für die Kaufleute, die Waaren zu Lande versenden wollen, die nöthigen Wagen miethen und für die schleunige Ladung und Abfahrt derselben, gegen einen gewissen Lohn, Sorge tragen. Rec. ist mit Hn. K. darin einverstanden, daß das zwischen den Lizenbrüdern und denen, welche sich ihrer zu jenem Zweck bedienen, bestehende rechtliche Verhältniß, gemeinrechtlich kein andres sey, als die *locatio conductio operarum*. Die Grundsätze des *Tituli Pandectarum Nautae, caupones, stabularii ut recepta resituant* sind auf Privatfuhrleute nicht anwendbar (Thibaut P. H. §. 913) und folglich auch nicht auf die Lizenbrüder, welche doch nur für jene einzutreten verbindlich gemacht werden können. III. *Ein Fall über die Frage: Ob ein Kaufmann eine, ohne seine Genehmigung an ihn abgesandte und nicht für seine Rechnung anerkannte Waare, zur Sicherheit des Absenders, versichern zu lassen verpflichtet sey?* Diese Frage wird im allgemeinen und ohne daß besondere Gründe der Verbindlichkeit hinzukommen, mit Recht verneint: das, in diesem Sinn vom Obergericht reformirte Handelsgerichtliche Erkenntniß, war nach Rec. Dafürhalten durchaus unhaltbar. IV. *Drey Rechtsfälle, insbesondre über den Begriff*

von Strandung in der Clausel: Frey von Beschädigung außer im Strandungsfall. Bey Waaren, welche innerem Verderb ausgesetzt sind, pflegen die Versicherer sich nur zu einer Versicherung unter der Clausel: Frey von Beschädigung oder Frey von Beschädigung unter gewissen Procenten, zu verstehen. Zu Gunsten der Versicherten pflegt jedoch dieser Clausel die Limitation hinzugefügt zu werden: außer im Strandungsfall, indem in einem solchen Fall die dringende Vermuthung vorhanden ist, daß die Beschädigung durch den See-Unfall der Strandung verursacht sey. Allein nun kommt alles auf den Begriff der Strandung an. In den hier erzählten drey Rechtsfällen sind Parteyen und Richter von sehr abweichenden Definitionen ausgegangen. Hr. H. dringt daher mit Recht darauf, daß sämtliche Hamburgische Asscuranzcompagnien sich über den Begriff von Strandung verstehen, und das Vereinbarte ihren Bedingungen zum Grund legen möchten. Bis dahin haben nur zwey der dortigen Asscuranzcompagnien sich in ihren Bedingungen über den Begriff von Strandung erklärt. Rec. scheint die Bestimmung sehr angemessen, welche in den Bedingungen vom 1sten Januar 1818 enthalten ist, nach welchen die Asscuranzcompagnien in Bremen zeichnen. Es heist daselbst nämlich §. 9.: „Versichern die Compagnien auf Güter, mit der Clausel: Frey von Beschädigung außer im Strandungsfall, so bezahlen sie, wenn das Schiff strandet, zwar die Beschädigung an den versicherten Gütern, doch mit der Bestimmung, daß der Versicherte die ersten zehn Procent der Beschädigung selbst trägt. Unter Stranden verstehen die Compagnien nur, wenn ein Schiff auf einen Strand, eine Sandbank oder eine Klippe geräth; und zwar so, daß es entweder gar nicht oder nur mittelst Entlassung der Ladung durch fremde Hülfe wieder abgebracht werden kann. Kein Strandungsfall ist es also, wenn z. B. ein Schiff auf den Wellen oder wo es sonst sey, bey niedrigem Wasser oder Ebbe, auf den Grund kommt, wovon es bey höherem Wasser durch die Fluth oder sonstige Umstände wieder frey gemacht wird.“ V. Ein Rechtsfall über die Frage, was zum Begriff der Frachtsachen gehöre, namentlich in Beziehung auf fahrende Posten. Lediglich nach Hamburgischen Gesetzen sehr richtig beurtheilt und entschieden, außerhalb Hamburgs aber von keinem Interesse. VI. Ein Fall über die Frage: ob der Wechselinhaber wegen, durch höhere Gewalt gehinderte Protestlevirung seinen Regress gegen den Trassanten und seinen Indossanten behalte, so wie über die Frage, was in solchen Fällen unter höherer Gewalt zu verstehen sey? Das Handelsgesetz sowohl wie das Obergericht haben den Grundsatz aufgestellt, daß der Wechselinhaber seinen Regress gegen den Trassanten und seinen Indossanten nicht verliere, wenn er durch höhere Gewalt gehindert worden, den zu Sicherung seiner Rechte erforderlichen Protest zu leviren. Nach den Entscheidungsgründen des Handelsgesetzlichen Erkenntnisses haben nicht nur die

Hamburgischen Gerichte zur Zeit der Belagerung Lyons, so wie bey unzähligen während des Revolutionskrieges häufig eingetretenen Vorfällen, sondern auch Preussische Gerichte bey ähnlichen Gelegenheiten, diesen Grundsatz als richtig anerkannt. — Hr. K. glaubt nun, daß der Einrede, der durch höhere Gewalt gehinderten Protestlevirung, nicht hätte Statt gegeben werden müssen; allein nach Rec. Das Verhalten mit Unrecht. Der Remittent erwirkt zwar von dem Trassanten das Recht, eine gewisse Summe von einer bestimmten Person einzufordern, allein er übernimmt zugleich die Verbindlichkeit, diese Einforderung zu einer bestimmten Zeit vorzunehmen. Dieser Verbindlichkeit entspricht ein vollkommenes Recht des Trassanten gegen den Remittenten auf Erfüllung derselben. Wird nun der Remittent durch höhere Gewalt gehindert, dieser Verbindlichkeit Genüge zu leisten, so kann vermöge des Grundsatzes, *casum sentit is, cui res debetur*, dieser Zufall doch nur den Trassanten als Eigenthümer des Rechts treffen, welchem jene Verbindlichkeit des Remittenten entspricht. In einem solchen Fall kann auch nicht von einer Verjährung des Wechsels als solchen, die Rede seyn; *nam valenti non agere, non currit praescriptio*. Der Beweis der höheren Gewalt wird aber in den meisten Fällen viele Schwierigkeit haben, wie denn auch in dem hier erzählten Fall der Kläger in demselben unterlag.

Zweytes Heft. VII. Ein Fall über die Frage: Ob eine stillschweigende Annahme allemal darin liege, wenn der Trassat einen Wechsel eine Nacht bey sich im Hause behält? Ein nach der Hamburgischen W. O. Art. 7. entschiedener Fall. Im allgemeinen und ohne ein bestimmtes Gesetz ist diese Frage sicher zu verneinen. VIII. Ein Fall über die Frage: Ob und in wie weit eine in einem fremden Hafen, nach fremden Gesetzen aufgemachte Dispache, die gültige Norm für die Regulirung des von dem Versicherer zu bezahlenden Schadens abgebe? Die Hamburgischen Dispacheurs hatten in einem, ihnen vom Handelsgericht abgeforderten Gutachten erklärt: Daß, wenn an dem Orte der Löschung, die Havarie grobse durch eine besonders dazu angestellte Person oder Behörde aufgemacht worden, eine solchergestalt aufgemachte Havarie grobse, bey der in Hamburg zu formirenden Particulär-Dispache allemal zur unabänderlichen Grundlage selbst auch dann diene, wenn selbige auch von den in Hamburg geltenden Gesetzen und Usanzen wesentlich abweiche. Diesem gemäß war denn auch vom Handelsgericht und Obergericht erkannt worden. IX. Ein Fall über die Frage: Ob der Art. 14. der Hamb. W. O., der das Verhalten des Inhabers bey der Präsentation zur Zahlung vorschreibt, durch ein Gewohnheitsrecht außer Kraft gesetzt sey? Ein Fall, der bloß locales Interesse hat, indem dabey hauptsächlich die Manipulation der Geschäfte unter den Hamburgischen Kaufleuten in Betrachtung kommt. Nach Rec. Ansicht hatte das Handelsgesetz hier wieder viel zu leicht eine

eine Observanz, ein Gewohnheitsrecht angenommen, das Obergerichtliche Erkenntnis ist dagegen der Lage der Sache durchaus angemessen. Hr. H. giebt der Ansicht des Hrn. G. den Vorzug; allein er bedenkt nicht, daß es nöthwendig zu einer großen Unsicherheit des Rechts führen müsse, wenn das Daseyn eines Gewohnheitsrechts, ohne den überzeugendsten Beweis aller Charaktere desselben angenommen wird. Dies um so viel mehr, wenn man, wie Hr. H. der Meinung beyrtritt, daß ein Gewohnheitsrecht Sätze einführen und geltend machen könne, von denen ein geschriebenes Gesetz das Gegentheil bestimmt. Eine der wesentlichsten Bedingungen einer Observanz eines Gewohnheitsrechts, ist aber die *opinio necessitatis* in den Handelnden.

X. Drey Fälle über die Frage: Kann ein Kaufmann an einer ihm für Rechnung seines Schuldners von einem Dritten zugesandten Waare, auch alsdann ein Retentionsrecht ausüben, wenn der Orderbrief zugleich den Auftrag enthielt, die nach Maßgabe des Werths der Waare, auf ihn für Rechnung jenes Schuldners entnommene Tratte zu acceptiren, und er dieselbe nicht angenommen hat? Im allgemeinen wird diese Frage mit Recht verneint; in den speciellen Fällen entsteht die Schwierigkeit der Entscheidung bloß daher, daß der Ablader sich selten bestimmt genug erklärt, wie der Spediteur nur dann die Waare für den Destinatar in Empfang zu nehmen berechtigt seyn solle, wenn er die dagegen gezogenen Wechsel acceptire. Hier sind denn die Ansichten der Gerichte, wie auch in den erzählten drey Fällen sehr verschieden. S. 217 sucht Hn. T. die für die angebliche Tradition durch Connossemente gebrauchte Bezeichnung *symbolische Tradition* gegen den in diesen Blättern (1819 A. L. Z. Nr. 147) geäußerten Tadel, zu rechtfertigen. Rec. hofft Hn. T. zu überzeugen, daß im allgemeinen und ohne besondere gesetzliche Bestimmungen, durch Einfendung der Connossemente überall keine, also auch keine *symbolische* Tradition der Waaren, von denen sie reden, vorgenommen werden könne. Wenn nämlich Waaren verschifft werden, so hat entweder der Empfänger oder der Ablader das Schiff zum Transport der Waaren angenommen. Ist ersteres der Fall (z. B. ein Hamburgisches Haus schickt ein Schiff nach Teneriffa, um dort für seine Rechnung eine Ladung Wein abzuholen), so ist die Waare für tradirt zu achten, sobald sie dem Schiffer, welcher hier offenbar als Mandatar des Empfängers erscheint, übergeben worden. Durch Einfendung des Connossements tradirt der Ablader dem Empfänger die Waare nicht, sondern er liefert ihm eine Urkunde über die an seinen (des Empfängers) Mandatar geschehene Tradition. Im zweyten Fall muß man nothwendig annehmen, daß der Schiffer, welcher das zwischen dem Ablader und Empfänger bestehende Rechtsverhältniß nicht kennt, die ihm zum Transport übergebene Waare für den Ablader besitzt, bis er sie dem Empfänger übergiebt. Durch Einfendung des Connossements legitimirt der Ab-

der den Destinatar zur Empfangnahme, und autorisirt den Schiffer zur Tradition. Wenn nun besondere Gesetze bestimmen, daß im Fall eines das Eigenthum übertragenden Rechtsgeschäfts, durch Einfendung des Connossements die Waare für tradirt geachtet werden sollte, so kann man wohl von einer *gesetzlich angenommenen*, aber genau genommen (und der Jurist muß es doch mit seinen Bezeichnungen genau nehmen) nicht von einer *symbolischen* Tradition reden. Wenn ein Savigny in der angeführten Stelle darthut, daß, wie zu jeder Tradition, so auch zu der *symbolischen* die Gegenwart der zu tradirenden Sache erforderlich sey; so war er gewiß sehr richtig angeführt, um zu beweisen, daß auch die symbolische Tradition, die Gegenwart der zu tradirenden Sache heische. Das deutsche Recht kennt freylich wohl die symbolische Tradition durch Uebergabe eines, sey es auch noch so kleinen, Theils der zu tradirenden Sache, wie z. B. eines Baumzweiges, eines Spans u. s. w., aber nicht durch Uebergabe einer Schrift, wodurch Jemand bekennt, eine Sache zum Transport an den Destinatar empfangen zu haben. XI. Ein Fall über die Frage: Ob derjenige Ungenannte, in dessen Auftrag ein Anderer, ohne ihn zu nennen, durch einen Dritten eine Versicherung besorgen läßt, gegen diesen Dritten ein Klagrecht habe? Die Frage ist in zwey conformen Sentenzen mit Recht verneint worden. Hr. H. ist damit nicht zufrieden; allein er zeigt in seinem Raisonnement, daß er die Natur des Römischen Rechts in dieser Materie durchaus verkennt. So sagt er unter andern: Nach älterm römischem Recht habe der Mandans aus einem von seinem Mandatar für ihn geschlossenem Rechtsgeschäft, gegen den andern Contrahenten nicht in *eignem* Namen klagen können, sondern habe sich von seinem Mandatar die Klage müssen abtreten lassen: nach neuem römischem Recht könne nun freylich der Mandans aus einem von seinem Mandatar für ihn geschlossenem Rechtsgeschäft *actione utili* gegen den andern Contrahenten klagen; allein da diese *actis utilis* ein Surrogat der früheren Cession sey; so müsse sich der Mandans auch, wenn er *actione utili* klage, alle Einreden gefallen lassen, welche seinem Mandatar entgegen stehen würden. Hier überieht Hr. H. offenbar, daß das neuere römische Recht ja gerade zu dem Ende die *actionem utilem* eingeführt habe, um die Rechte des Mandanten von den Verhältnissen des Mandatars unabhängig zu machen, *arg. L. 1518 D de exercitoria actione L. 1 in fine L. 2 D de infitoria actione*. XII. Zwey Fälle über die Frage: Muß eine von einem nachherigen Falliten gekaufte Waare schon vor Eintritt des materiellen Concursses gekauft und empfangen seyn, um von den Käufer aus der Masse vindicirt werden zu können? Mit Recht bejahend entschieden. XIII. Ein Fall über die Frage: Muß der Inhaber einen acceptirten Wechsel bey Verlust des Regresses schon am Versalltage zur Zahlung präsentiren, oder kann er, gleichwie mit dem Proteste, ebenfalls mit der Präsentation bis zum letzten Re-

Respittage warten? Von dem H. G. aus sehr überzeugenden Gründen nach der Hamburgischen W. O. in einem, auch vom Obergericht bestätigten Erkenntniß dahin entschieden, daß der Inhaber eines Wechsels, wie mit dem Protest also auch mit der Präsentation des Wechsels bis zum letzten Respittage warten könne. S. 270 stellt Hr. T. einen, nach Rec. Ansicht, durchaus unhaltbaren Satz auf. Er behauptet nämlich, die Absicht des Art. 17. der Hamburgischen W. O. gehe zwar dahin, die Discretionstage dem Acceptanten und dem Wechselinhaber keinesweges aber dem Trassanten und Indossanten zu gute kommen zu lassen: gegen diese sey der Inhaber berechtigt, mit dem Wechsel und einem selbst schon am ersten Respittage levirten Protest in der Hand, seine Regreßklage anzustellen. Trassant und Indossanten haben das Recht vom Acceptanten zu verlangen, daß er am Verfalltage oder doch spätestens am letzten Respittage Zahlung leiste. Dem Wechselinhaber ist nun dieses Recht — nicht mehr und nicht weniger — übertragen, und es ist nicht abzusehen, wie, ohne eine besondere dieserhalb übernommene Verbindlichkeit, Trassant und Indossanten dem Wechselinhaber dafür einzustehen verbunden geachtet werden können, daß der Wechsel genau am Verfalltage und nicht erst an einem der Respittage bezahlt werde. Auch kann für des Hrn. T. Behauptung nicht angeführt werden, daß es dem Wechselinhaber nach dem Art. 17. der Hamburgischen W. O. frey gelassen sey, vor Ablauf der Respittage einen Protest zu leviren; denn durch Proteste werden zwar bestehende Rechte gesichert, aber keine neue begründet.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, in der Arnoldschen Buchhandlung: *Encyclopädie und Methodologie der practischen Staatslehre nach den neuesten Ansichten der berühmtesten Schriftsteller dargestellt und ergänzt*, von dem Freyherrn von Kronburg. 1821. VIII und 550 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Ueber die eigentliche Bestimmung und den Zweck dieses Werks hat sich der Vf. nirgends ausgesprochen. Gewöhnlich aber sind solche Werke zu Leitfaden zum academischen Vortrage bestimmt. Doch die ganze Form und Behandlungsweise des gewählten Stoffes zeigt, daß dieses die Absicht des Vf. nicht sey. Allerdings fehlt auch seinem Werke die zu einer Bestimmung nothwendige compendiarische Kürze und Bestimmtheit des

Vortrags. Wir müssen also annehmen, daß es ein Handbuch zum Selbststudium der hier behandelten Wissenschaft für den angehenden Geschäftsmann seyn soll. Aber auch für diesen Zweck können wir es keinesweges als brauchbar anerkennen. Der Geschäftsmann fordert mehr, als eine bloße Einleitung, die doch der Vf. eigentlich hier nur giebt, und auf jeden Fall verlangt er mehr Gründlichkeit, als in der hier angezeigten Encyclopädie herrscht, deren Haupteigenthümlichkeit sich in einer unerfreulichen Breite ausdrückt, die ohne eigentlich zu unterrichten doch die Hauptpunkte der Wissenschaft, in einen ermüdenden Schwall von Worten gehüllt, eigentlich nur andeutet, und doch genau betrachtet weiter nichts ist, als ein breit gezogenes Fächerwerk ohne die gewünschte und erwartete Ausfüllung. Das Ganze zerfällt nach einer kurzen *Einleitung* (S. 1 — 6) in zwey Theile, den sogenannten *theoretischen*, die *reine Staatslehre* (S. 6 — 270) und den *practischen*, die *angewandte Staatslehre* (S. 270 — 550), und jeder hat wieder mehrere Bücher, in welchen der Vf. immer zuerst einen Umriss des in ihm behandelten einzelnen staatswissenschaftlichen Zweigs, dann eine kurze Geschichte desselben, und die Namen der vorzüglichsten Bearbeiter desselben, jedoch nicht einmal die Titel ihrer Schriften giebt. In dem *ersten Theile* folgen in dieser Manier bearbeitet, die *Staatsverfassungslehre* (S. 6 — 42), die *Rechtswissenschaft* (S. 42 — 130), die *Policey* (S. 130 — 158), die *Finanzwissenschaft* (S. 159 — 199), die *Diplomatik* (S. 199 — 233), und die *Kriegswissenschaft* (S. 233 — 270) auf einander. In dem *zweyten Theile* aber giebt der Verf. zuerst (S. 270 — 363) einen allgemeinen Umriss der *Staatsregierungs-wissenschaft*, und dann (363 — 550) einen ähnlichen Umriss der *Staatsgeschäftslehre*. Was der Vf. von einer Darstellung der Staatslehre nach den Ansichten der berühmtesten Schriftsteller, und von einer Ergänzung der von diesen noch gelassenen Lücken, auf dem Titel sagt, hat Rec. nirgends gefunden.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. Hayn: *Beyspielsammlung zur Uebung der wichtigsten syntaktischen Regeln der lateinischen Grammatik für Anfänger*. Herausgegeben von Dr. Karl Friedrich August Brohm, Director des Königl. Gymnasiums zu Thorn. Dritte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1823. IV und 108 S. 8. (6 gr.) M. f. die Recens. Ergänzungs-Blätter 1813 Nr. 88.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

RECHTSGELEHRTHEIT.

HAMBURG, b. Perthes und Besser: *Archiv für das Handelsrecht*. Herausgegeben von Hamburgischen Rechtsgelehrten u. s. w.

(Beschlusse der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Drittes Heft. XIV. Ein Fall über die Frage: Ob nach gemeinen und Hamburgischen Rechten ein auf Lieferung geschlossener Kauf durch das Fallissement des Käufers ohne weiteres rescindirt werde? Die Frage wurde vom Handelsgericht bejaht, dagegen in der Appellations- und Revisionsinstanz, wie Rec. dünkt, mit Recht verneint. Die vom H. G. in Bezug genommenen Art. 22, 25 und 62 der N. F. O. sind auf die speciellen Fälle, von denen sie reden, zu beschränken, und leiden keine ausdehnende Erklärung. XV. Befreit den Versicherer die unabsichtliche falsche Angabe der Abfahrt eines versicherten Schiffs von seiner Verbindlichkeit, wenn das Schiff nachher verunglückt? Bey der Aufgabe der Versicherung eines Schiffs, war dasselbe als am 21sten November seegelfertig liegend, angegeben worden; hernach fand sich aber aus der Verklarung, daß es bereits am 20ten geseegelt war. Als nun das Schiff am 23ten verunglückte, und der Versicherer wegen jener unrichtigen Aufgabe, sich weigerte das versicherte Quantum zu bezahlen, so kam die Sache zur gerichtlichen Entscheidung, die in zwey Instanzen gegen den Versicherer ausfiel. Rep. ist damit durchaus nicht einverstanden. Der Gegenstand des Affecuranzvertrags ist Uebernahme einer durch Raum und Zeit bedingten Gefahr. Raum und Zeit (diese letztere in Rücksicht auf Anfang und Ende entweder absolut oder relativ bestimmt) sind also *essentialia* des Contracts; ein Irrthum in Ansehung eines *essentialis* des Contracts macht aber das Geschäft jeder Zeit ungültig. Die Ansicht der S. 718 angeführten Schriftsteller Benecke, Weslett und Park ist daher allerdings die richtigere. Nimmt man an, daß in vorliegendem Fall die Versicherung, ungeachtet der unrichtigen Aufgabe, gültig sey, so ist kein Grund, warum sie nicht gültig seyn sollte, wenn das Schiff auch 8 oder 14 Tage früher geseegelt wäre als angegeben worden. Wo sollte da die Grenze seyn? Die oben bereits angeführten Bedingungen der Bremischen Affecuranzcompagnien haben daher auch §. 18. folgende sehr zweckmäßige

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Bestimmung: „Auch ist bey der Versicherung bestimmt aufzugeben, ob das Schiff an dem Orte, wo es geladen hat, oder wo es ladet, noch liege, oder ob und wann es von da abgegangen sey, oder an welchem Ort es liege. Wird davon nichts erwähnt, so nehmen die Compagnien an, daß nach den jüngsten Nachrichten, die der Versicherte zur Zeit der Versicherung haben konnte, das Schiff wirklich noch an dem Ladungsorte gelegen habe. Findet sich nachher das Gegentheil, so ist die Versicherung ungültig (also noch um soviel mehr, wenn das Schiff als noch am Ladungsort liegend aufgegeben wird, ungeachtet es wirklich schon abgeseegelt ist) die Prämie aber gleichwohl zu bezahlen.“ Bey der Beurtheilung der Frage, ob der in der Mitte liegende Schaden innerhalb der Grenzen der geschlossenen Affecuranz liege, ob diese den vorliegenden Thatfachen nach gültig oder ungültig sey, hat der Richter sich lediglich an den Buchstaben des Contracts zu halten. Ist aber dieser Punct zu Gunsten des Versicherten ausgemittelt, so ist bey Bestimmung der Größe des zu ersetzenden Schadens dem richterlichen Ermessen allerdings viel überlassen und es kann dabey ein richterliches Durchgreifen (in dem Sinn von Puchta, Ueber die Grenzen des Richteramtes §. 31.) eintreten. Vergl. Emerigon *Traité des assurances* (Marselle 1783) Tom. I. Ch. I. Sect. 5. *La nouvelle Valin* (Paris 1809) p. 355 et 469. Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten, Th. 2. Tit. 8. §. 2094 und 2095. XVI. Ueber die Vindicationsbefugniß des Absenders einer Waare gegen den dritten Inhaber eines Connossements. Ein lediglich nach Hamburgischem Particularrecht beurtheilter Fall, der also in dieser Hinsicht kein allgemeines Interesse hat, wiewohl er gut vorgetragen ist. XVII. Ob und in wie fern ist ein Versicherer in Ueberseeglungsfällen verpflichtet, für seinen Versicherer gegen die Rheder und Befrachter des erhaltenen Schiffs Klage zu erheben? Auch bey diesem Fall kommt vorzüglich das Hamburgische Particularrecht in Betracht. Der Versicherer ist verbunden, dem Versicherten den dispachirten Schaden sofort zu bezahlen, dieser aber, für seinen Versicherer und auf dessen Kosten, den Betrag des Schadens gegen Rheder und Befrachter des überseegelten Schiffs einzuklagen. XVIII. Was für ein Contract ist vorhanden, wenn Jemand einem Andern durch einen Dritten Geld in der Bank zuschreiben läßt? Hier werden zwey Fälle vorgetragen,

E (4)

gen, die, da sie sich auf das Eigenthümliche der Hamburgischen Bank beziehen, allerdings interessant sind. Vorausgeschickt wird eine kurze Uebersicht der Bankverfassung, bey welcher wir nur auszuheben finden, daß S. 361 gesagt wird, die Bank sey eine Niederlage von baarem *Gelde*. Da unter *Geld* gewöhnlich gemünztes Metall (Adelungs Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart Th. 2. *voce Geld* vergl. jedoch Klübers öffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten § 337. verstanden wird; so ist diese Definition nicht geeignet dem Nidhthamburger einen klaren Begriff von diesem trefflichen Institut mitzutheilen, das ganze Deutschland theuer seyn muß, indem es der sicherste Regulator seines gesammten Münzwesens ist. Nach der seit dem Ende des siebenjährigen Krieges bestehenden Verfassung, besteht der Bankfonds nicht in gemünztem Metall, sondern in Silberbarren von der Feinheit von 15 Loth 12 Grän, also in Silber das nur $\frac{2}{3}$ Zusatz hat (Büschs Zusätze zu seiner Darstellung der Handlung Bd. 1. S. 51 folg. Die Bankvaluta hat auf die Weise einen unwandelbar festen innern Gehalt. Wer, als Ausnahme von der Regel, gemünztes Silber in die Bank bringt, bekommt auf sein Conto so viel gut geschrieben, als diese Münzen nach jenem Maasstab inneren Gehalt haben. Uebrigens hing die Entscheidung beider Fälle von dem Rechtsverhältniß, ab, in welchem die Hamburgischen Geldwechsler zu denen stehen, für welche sie Bankposten unter sich haben. Rec. ist mit Hrh. K. den angeführten Thatfachen nach, völlig einverstanden, daß es für ein *depositum irregulare* zu achten sey, folglich auch die mit dieser Ansicht zusammenhängenden rechtlichen Folgen eintreten müssen. Uebrigens ist die Entscheidung der ersten Kammer ohne Zweifel die richtigere; Vergl. Römischrechtliche Untersuchungen für Wissenschaft und Ausübung von Neustätel und Zimmern (Heidelberg 1821.) Bd. 1. Abh. 1. XIX. *Muß eine Anweisung so gut wie ein Wechsel protestirt werden, wenn die Regressklage Statt finden soll?* In drey Instanzen mit Recht verneinend entschieden und vielmehr der Grundsatz aufgestellt: daß der Inhaber einer Anweisung keines am Verfalltag zu levirenden Protestes, sondern bloß eines Beweises darüber, daß der Assignat die Bezahlung verweigert habe, bedarf, um sich den Regress gegen den Assignanten offen zu halten. XX. *Ueber die rechtliche Wirkung des Indossaments eines Bürgen.* A. der Hauptschuldner, hatte einen Solawechsel ausgestellt, an die Ordre von B und C, die Bürgen; diese indossiren den Wechsel auf D, mit der Clausel „Werth empfangen in übernommener Garantie für A.“ Als nun A sich insolvent erklärte, und D seine Indossanten auf den Belauf des Wechsels in Anspruch nahm, entstand unter andern die Frage, ob diese jenem die Einrede des *beneficium excussionis* entgegen setzen könnten? Das Handelsgericht verwarf diese Einrede, weil die Bürgen, dadurch, daß sie den Wechsel indossirt, *implicite* auf

diese Einrede verzichtet hätten. Mit dieser Entscheidung ist Hr. T. nicht zufrieden und Rec. gesteht gerne, daß die von ihm angeführten Gründe seine Ansicht rechtfertigen. Dagegen stellt er S. 415 einen durchaus unhaltbaren Satz auf. Es hat zwar seine ungezweifelte Richtigkeit, daß der Acceptant, welcher nicht am Verfalltag, sondern innerhalb der Respittage Zahlung leistet, Verzugszinsen vergüten müsse; allein durchaus unrichtig ist es, daß er dazu selbst dann verbunden sey, wenn der Wechsel durch einen *Zufall* nach dem Verfalltage präsentirt würde. *Casum sentitis, cui res debetur* ist ein unbestreitbarer Rechtsatz, nach welchem der Inhaber, nicht der Acceptant die Folgen der zufällig verspäteten Präsentation zu tragen hat. Hr. T. wird bey näherer Prüfung das Gehaltlose seiner Gründe selbst einsehen. XXI. *Kann derjenige, welcher einem Andern für Rechnung eines genannten Dritten den Auftrag erteilt, eine Affecuranz zu besorgen, von diesem Andern Rechnungsablage und Auslieferung der Polize fordern?* (Oben unter No. X. war von einer Versicherung für Rechnung eines Ungenannten die Rede) In zwey gleichförmigen Erkenntnissen wurde der Grundsatz aufgestellt: Daß derjenige, welcher einem Andern ausdrücklich in Auftrag und für Rechnung eines Dritten eine Versicherung zu besorgen, aufgetragen hat, keine Klage in eigenem Namen gegen den Mandatar auf Auslieferung der Polize und Rechnungsablage wegen etwaniger darauf eincassirter Gelder, zustehe.

Viertes Heft. XXII. *Prüfung einiger bey dem Beweise durch Handlungsbücher aufstossender erheblicher Zweifel, veranlaßt durch einen interessanten Rechtsfall.* Verschiedene zweckmäßige Bemerkungen über diese Materie. — XXIII. *Ein Fall über die Frage: Ob derjenige, der von seinem Gläubiger angewiesen wird, die Schuld nicht an ihn, sondern an einen dritten auszuzahlen, und welcher dem dritten irrthümlich mehr, als die Schuld beträgt, auszahlt, diesen Ueberschuss zurückfordern kann, wenn der dritte bis auf die ganze empfangene Summe von dem Gläubiger zu fordern hat?* Von dem Handelsgericht verneinend entschieden. Die Gründe, womit das Urtheil hier gerechtfertigt wird, sind durchaus überzeugend. — XXIV. *Ein Fall über die Frage: Kann die auf monatlichen Lohn angenommene Mannschaft eines unterwegs gesunkenen Schiffs den Lohn für die ganze Reise fordern oder nicht?* Vom Obergericht zu Hamburg in letzter Instanz dem Grundsatz gemäß entschieden: — daß die Verpflichtung des Rheders eines gesunkenen Schiffs zur Bezahlung von Volkshauer sich nur auf den Werth desjenigen, was von dem Schiffe gerettet worden, erstrecke. XXV. *Ueber die Verbindlichkeiten der Schiffs- und Ladungseigenthümer gegen die Schiffsleute, welche im Dienste des Schiffs verwundet und verstümmelt werden.* Nur wenn bey Vertheidigung des Schiffs und der Ladung einer von

von der Equipage seine Gesundheit einbüßt, ist er berechtigt, lebenslängliche Alimentation von dem Rheder zu fordern; wird er aber durch andere Unfälle bey dem Schiffsdienst verstümmelt oder verwundet, so beschränkt sich die Verbindlichkeit des Rheders auf die Kosten der Heilung. — Diesem gemäß ist von dem Handelsgesicht und Obergericht zu Hamburg nach Maafgabe des Hamburgischen Particularrechts erkannt worden. — Hr. K. jedoch glaubt aus allerdings nicht unerheblichen Gründen, daß die Equipage, wenn sie auch anderwärts im Schiffsdienst zur Gewinnung ihres Fortkommens untauglich wird, wie im Fall der Vertheidigung des Schiffs und der Ladung, gleiche Ansprüche gegen den Rheder hat. XXVI. *Ein Rechtsfall über die Verbindlichkeit eines Rückversicherers, die nähern Umstände des versicherten Gegenstands dem Reasscuradeur bey Schließung des Contracts anzuzeigen.* Hier wird ein Rechtsfall im Betreff einer Reasscuranz unter ausführlicher Mittheilung der Verhandlungen der Parteyen in drey Instanzen, vorgetragen. Recensent kann demselben das Interesse nicht abgewinnen, welches ihm beigelegt wird. — XXVI. *Ein Rechtsfall über die Frage: Ob und wie weit der Commis seinen Principal durch ohne speciellen Auftrag unternommene Handlungen verpflichtet? In besonderer Beziehung auf den Gehülfen eines Maklers.* Die in der ersten Instanz und in *contrarestitutio* ergangenen Erkenntnisse waren allerdings der Sache angemessen; indem der Mandatar seinen Mandanten nur insofern verpflichtet, als er, innerhalb der Grenzen des ihm ausdrücklich oder stillschweigend erteilten Mandats handelt. Die Verpflichtung, welche im vorliegenden Fall der Makler-Gehülfe Namens seines Principals übernommen hatte, erheischte offenbar ein specielles Mandat, ohne welches sie durchaus für den Principalen nicht verbindlich geachtet werden konnte. — Uebrigens war hier diese ausführliche Mittheilung der Verhandlungen der Parteyen sehr überflüssig. — XXVII. *Ein Fall über die Frage: Ob die gehörige Präsentation zur Protestation der Prima eines Wechsels hinlänglich sey, um die Regressklage zu saluiren, wenn auch die Präsentation und Protestation der girirten Wechselcopie oder Secunda verspätet ist?* Diese Frage ist von dem Handelsgesicht verneint, vom Obergericht aber in diesem speciellen Fall bejaht worden. Das letztere Erkenntniß scheint Rec. der Lage dieser Sache am angemessensten zu seyn. — XXVIII. *Ein Fall über die Frage: Muß ein Schiffer wegen die Fautfracht protestiren?* Hier werden zwey Aufsätze geliefert, aus welchen sich folgendes Resultat ergibt: Die Hamburgischen Gerichte betrachten die Levanz eines Protelles wegen Fautfracht nicht als nothwendig zur Sicherung der Rechte gegen Ablader und Empfänger wegen Fautfracht; heischen jedoch die *Usancen* des Abladungs- oder Bestimmungsorts einen solchen Protest, so ist derselbe allerdings zu leviren. — XXIX. *Ein Fall über den*

Einfluss einer Abweichung von der versicherten Reise auf die Rescission des Versicherungsvertrags, mit besonderer Beziehung auf den Art. 5. Tit. VII. der Hamburgischen Affecuranzordnung. Durch ein handelsgerichtliches und obergerichtliches Erkenntniß ist der Grundsatz ausgesprochen, daß durch eine Abweichung von der versicherten Reise der Versicherte seine Ansprüche auf Schadenserfatz verliere. XXX. *Nachträglicher Rechtsfall über die Bedeutung des Wortes Strandung in der Clausel: Frey von Beschädigung ausser im Strandungsfalle.* Dieser Rechtsfall enthält eine Bestätigung der Ansicht des Rec. ad IV; jedoch konnte hier auch nicht mit dem mindesten Scheine eine Strandung von dem Versicherten vorgeschützt werden. — XXXI. *Ein Rechtsfall über einige interessante Umstände bey dem Zuckerhandel, zunächst über die Fragen: Involvirt Nachstechen und Auszeichnen den Empfang, und ist der Käufer Refactie anzunehmen schuldig?* Ein Fall, bey dem die in Hamburg übliche Manipulation des Zuckerhandels in Betracht kommt, und hier keine nähere Erwähnung verdient. — XXXII. *Ein Fall über das Recht eines Commissionärs, der im Namen seines Committenten Waaren verkauft hat, den Kaufpreis einzusaffiren.* Die erste Kammer des Handelsgesichts hat dies Recht nicht, die zweyte Kammer aber in *restitutio* solches anerkannt. Jenes Erkenntniß scheint Rec. den Grundsätzen des Römischen Rechts am angemessensten zu seyn. — XXXIII. *Einige Notizen und Präjudicate über die Verjährung der Affecuranzklagen nach Hamburgischem Particularrecht.* Vorzüglich von localem Interesse.

Wenn gleich der in diesem Band enthaltenen Aufsätze größten Theils sorgfältiger ausgearbeitet sind, als dies im ersten Band der Fall war; so läßt sich doch von diesem Archiv in seiner jetzigen Beschaffenheit keine sonderliche Ausbeute für die Wissenschaft erwarten. Sehr zu wünschen aber wäre, daß der als vormaliger Rechtslehrer in Heidelberg und Göttingen hochverehrte nunmehrige Präsident des Oberappellationsgerichts für die freyen Städte eine ähnliche Zeitschrift veranstalten möchte, um der Gesetzgebung in dem Gebiet des Handelsrechts vorzuarbeiten. — Dies Oberappellationsgericht hat zwar in einem speciellen Fall durch vorgefaßte Meynung verleitet, sich einem großen Mißgriff zu Schulden kommen lassen, welcher auch von der gefährdeten Partey in einer eigenen Druckschrift „*Beleuchtung eines am Oberappellationsgericht zu Lübeck abgegebenen Urtheils in einer ein Lieferungs-geschäft betreffenden Handelsache.*“ Von einem Kaufmann: Heidelberg 1822, gerügt worden ist; allein dieses einzelnen Fehltritts ungeachtet, kann man doch mit Wahrheit behaupten, daß seine Aussprüche in den 4 freyen Städten allgemein geschätzt werden.

KÖLN, b. Bachem: *Handbuch der poltzeylichen Rechtspflege*. Von Joh. Matth. Bender, Friedens- und Polizeyrichter zu Köln. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1823. 291 S. 8. (1 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses Handbuches ist uns nicht zu Gesicht gekommen; wir können darum auch darüber nichts sagen, welche Vorzüge die zweyte oben angezeigte von jener hat. Auf jeden Fall aber verdient der Vf. für sein Werk den Dank seines Publikums. Zwar wird derjenige, der mit der französischen Gesetzgebung über die den Friedensrichtern und Bürgermeistern, als Polizeyrichtern, zur Untersuchung und Bestrafung zugewiesenen einfachen Polizeyvergehen (*Contraventions de police*) einiger Maassen bekannt ist, in dem Werke des Vfs. nicht viel neues finden; doch für den grössern Theil der Beamten, für welche sein Handbuch bestimmt ist, ist es gewiss nicht ohne Nutzen. Man findet hier nicht bloß die Bestimmungen des französischen Strafgesetzbuches; und der ältern noch geltenden Polizeyordnungen, besonders über die Untersuchung und Bestrafung der Feld-, Forst- und Jagdfrevel, hier ganz vollständig und in einer guten natürlichen Ordnung zusammengestellt, sondern der Vf. hat diese Bestimmungen auch mit steter Hinweisung auf die Beschlüsse des Cassationshofes, und die neuesten Preussischen Verordnungen, namentlich die über die Competenz der Friedensgerichte vom 7ten Junius 1821, möglichst umfassend zu erläutern gesucht. Das Ganze zerfällt übrigens in zwey Theile; 1) von den *Zu widerhandlungen und den darauf gesetzten Strafen* (S. 1 — 136); und 2) von der *gerichtlichen Verfolgung der Zu widerhandlungen* (S. 137 — 254), und zur Beförderung der möglichsten Brauchbarkeit des Buches, sind noch *Muster von Arten* (S. 255 — 276) und ein ziemlich vollständiges Register angehängt. — Das Einzige was uns an dem Buche nicht gefällt, ist die Beybehaltung des freylich bey allen Gerichten jenseits des Rheins herrschenden, französisch-juristischen Kauderwälsch der Sprache, und die reinwörtliche, oft ganz sinnlose Uebersetzung der französischen technischen Ausdrücke ins Deutsche. Von *Polizeyzu widerhandlungen* kann bloß nur ein oberrheinischer Jurist sprechen, der den Ausdruck *Contraventions de police* nicht anders als steif wörtlich zu übersetzen vermag. Ein deutscher Jurist aber würde, wie das bayerische Strafgesetzbuch (Art. 2.), nur von *Polizeyübertretungen*, oder noch richtiger von *bloßen Polizeyvergehen* sprechen; und die *Tribunaux en matière correctionnelle* würde eben so wohl keiner mit den oberrheinischen deutschfranzösischen Juristen *Zuchtpolizeygerichte* nennen, sondern gleichfalls mit der Baierschen Gesetzgebung (a. a. O. Th. II. Art. 12.) *Civilstrafgerichte*; und dergl. mehr.

PAEDAGOGIK.

HANNOVER, b. Hahn: *Ueber Schulpflichtigkeit und Schulzwang*, nebst einer kurzen Geschichte des Schulwesens, zunächst in Absicht der Hannoverischen Lande. Von Johann Carl Fürchtegott Schlegel, Rath und Consistorialsecretär. 1824. XVI u. 150 S. gr. 8.

Der Vf., bereits rühmlichst bekannt durch sein „Hannoverisches Kirchenrecht“ (fünf Bände), so wie durch andere historisch-philosophische und kirchenrechtliche Schriften, hat zunächst in diesem Werke, seine in dem Buche über das Kirchenrecht vorgetragene Ansicht über Schulpflichtigkeit und Schulzwang nach den Hannoverischen Landesgesetzen, zu rechtfertigen, und eine entgegengesetzte Ansicht in des Canzleydirectors Hagemann praktischen Erörterungen. Bd. VI. Nr. 70. zu widerlegen gesucht. Während nämlich der letztere angenommen hat, daß die in dem Königreiche Hannover vorhandenen Schulordnungen und Gesetze nur auf Bauern und solche Personen, welche zur Classe derselben gezählt werden könnten, zu deuten seyen; daß es dagegen den gebildeten Ständen frey stehe, durch häuslichen Unterricht für eine zweckmäßige Bildung ihrer Kinder zu sorgen, ohne verpflichtet zu seyn, den Schullehrer ihrer Gemeinde oder des Schulprengels derselben, durch Erlegung des ihm sonst gebührenden Schulgeldes zu entschädigen; während derselbe behauptet hat, daß es auch den Bauern frey stehe, ihre Kinder einer andern Schule, die ihnen vielleicht bequemer liege, zum Unterricht anzuvertrauen, wenn sie nur dem Lehrer der ihnen angewiesenen Schule das gebührende Schulgeld entrichten; so beweist der Vf., daß die Hannoverischen Landesgesetze eine unbedingte Schulpflichtigkeit und Schulzwang aussprechen, und, wenn solcher gleich insofern wegfallen könne, daß es den Aeltern frey stehe, ihren Kindern Privatunterricht erteilen zu lassen, oder sie in eine andere Volksschule, als die ihrer Gemeinde zu senden, solches doch nicht anders, als mit Vorwissen und Erlaubniß des Predigers der Gemeinde, als Aufsehers der Schule, und unter der Verpflichtung, daß dem Schullehrer der Gemeinde, das ihm sonst gebührende Schulgeld zu bezahlen, geschehen dürfe. Von der Richtigkeit dieses Satzes ist Rec. vollkommen überzeugt worden; auch wird derselbe durch den Vf. durch ein Ministerialrescript vom 27ten Febr. d. J., welches dieselben Grundsätze ausspricht, belegt. Interessant ist die kurze Geschichte des Schulwesens, welche hier um so mehr an ihrem Orte stand, da sie darlegt, auf welche Art und aus welchen Gründen jene verfassungsmäßige allgemeine Schulpflichtigkeit und Schulzwang entstanden sey; und überhaupt die ganze Angelegenheit so gründlich behandelt, wie man es bey dem sehr kenntnißreichen Vf. gewohnt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜLLICHAU, in d. Darmmannschen Buchh.: *Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz's sämtlichen Schriften.* Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben. In sechs Bänden. *Erster* Band mit dem Bildnisse des Verfassers. 1821. 325 S. *Zweiter* Band 1821. 394 S. *Dritter* Band. 1821. 389 S. *Vierter* Band. 1822. 406 S. *Fünfter* Band. 1822. 422 S. *Sechster* Band. 1822. 317 S. gr. 8.

Friedrich Rochlitz ist in unserer ästhetisch-darstellenden Literatur ein Name von so gutem Klange, daß es unnöthig ist noch erst zu sagen, wie sehr der Freund einer anziehenden gehalt- und geistreichen Unterhaltung dem würdigen Vf. sich verpflichtet achten müsse für diese höchst sorgfältige Auswahl aus seinen Schriften. Gewiss, diese sechs Bände sollten in keiner bedeutenden Bibliothek fehlen; denn sie gewähren auch in ihrer Abwechslung in Hinsicht auf Inhalt, Darstellung und Tendenz eine Mannichfaltigkeit, nicht gerade schwelgender, aber sanfter und um so öfter zu erneuernder Genüsse, und können unbedenklich in ihrer Reinheit vor jede Phantasia gebracht werden, die für ästhetische Darstellungen, besonders im Fache der Romane und Novellen, denen die meisten Arbeiten des Vfs. angehören, reif genug ist. Uebrigens zeigt sich der Vf. hier auch höchst achtungswürdig als dramatischer und als lyrischer, besonders aber als musikalischer Dichter, so wie als humoristischer, zuweilen an unsern grossen Humoristen *Jean Paul*, aber ohne Nachahmung oder wohl gar Hoffmannische Uebertreibung streifend; dann aber auch als historischer Darsteller auf einer bedeutenden Stufe. —

Den *ersten* Band eröffnen, ausser dem von Schnorr gemalten und von Böhm gestochenen schönen und anziehenden geistreichen Bildnisse des würdigen Vfs., zwey Weihungstropfen für die Freunde der Muse desselben, von denen die erste zwar in Reinheit und Klarheit nicht untadelig ist, die zweyte aber wehmüthig herzlich anspricht, besonders durch den Schluss:

So hört mich hier! mein Abend senkt sich nieder:
Auf dieser Bahn reißt ihr mich schwerlich wieder.

Nun, *schwerlich* raubt doch nicht alle Hoffnung, die man nur ungern aufgeben möchte, denn die jüngst. *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1824.

gern Mittheilungen in diesen sechs Bänden, — die jüngste ist von 1821, — geben an Frische den ältern, — die älteste ist von 1798, — nichts nach. — Den Reiben eröffnet ein dramatisches Märchen in 4 Acten vom J. 1804: *Parisade und Brahman*, oder *die Zwillinge*, dem ein Vorspiel: *Khosru, Schach von Persien* zur Einleitung dient, und von dem im Ganzen, eine edle Sprache, gute Führung, dramatisches Interesse, häufig östlicher Blumenduft zu rühmen ist, in gut gebauten mit lyrischen Strophen und Prosa vermischten Jamben, wenn Rec. auch Abbrechungen in Versen wie S. 32.

„Zwey wunder schöne und neu-
Geborne Kindlein“ — —

und manche Hexameter in dem Spruche des im Vorspiele auftretenden Schicksals nicht in Schutz nehmen will. Während erscheint die Liebe der Zwillingesgeschwister, welche, Kinder des Schachs, von einer durch Eifersucht und Mißgunst verhärteten Mutter Schwester dem Tode in den Fluten geweiht, von den mitleidigen Wogen zu einem einsamen Gärtnerpaare gerettet werden, hier fern von der Welt in Liebe zu einander aufwachsen und sich gern für einander aufopfern; und ein feiner psychologischer Zug ist, daß die Schwester dies in reinerer Hingebung thut, und in dieser mit größerer Beharrlichkeit. — Es herrscht Opern-Phantasia in diesem dramatischen Märchen und es ist zu bedauern, daß der Vf. sein unverkennbares Talent dazu nicht unserer lyrischen Bühne mehr zugewendet hat; so würde sie weniger unter der Schmach gelitten haben, die übrigens bey den Verhältnissen unserer Bühne während der letzten Decennien sehr erklärbar ist. Darauf folgt: *Faustina Haffe*, Portrait v. J. 1805, eine sehr geistreiche biographische Skizze der als Sängerin hochberühmten Gattin des berühmten Tonkünstlers Haffe, den sie als einen hoffnungsvollen Jüngling in Venedig, durch sein geistreiches Spiel entzückt, zum Gatten erkor, dann mit ihm an den Hof des üppigen August III. nach Dresden ging, wo er Kapellmeister, sie erste Sängerin wurde, hier sich verleiten liefs, die große Zahl der Buhlerinnen des Königs zu vermehren, während der Gatte nach Italien gesandt wurde und dort sieben Jahre verweilen mußte, sich aber klüglich zurückzog, ehe ihre Reize alle Macht verloren hatten und sich dann wieder, — es thut uns um den redlichen Haffe bitter leid, — mit dem gutmüthigen Gemahl vereinigte und als Freundin den Abend eines

Lebens zu verschönern suchte, dessen Mittag sie so unedel getrübt hatte. Ungern bemerkte Rec. einige Weichlichkeit der Verschleierung in diesem Portraite. Die Schilderung der Sängerin ist übrigens vortreflich; man erkennt darin den Eingeweihten und in dieser Hinsicht ist diese Skizze wohl um der goldenen Worte willen, die hier über ihre Kunst gefagt werden, unfern Sängern zu empfehlen. — *Die Pfänder*, v. J. 1803. Novelle: gespenstisch bestrafter Verrath weiblichen unedlen Leichtsinnes, voll italienischer Glut, vielleicht selbst etwas fengend. — *Blätter eines Hypochondristen*, v. J. 1814: wohl durch Thümmel angeregt. Ein Arzt sendet seinen Freund einen Hypochondristen aufs Land zu einem Pfarrer, der eine hübsche Tochter hat. Diese, eine Margot in etwas höherer Potenz, zeigt sich äußerst besorgt um ihn mit dem Wunsche ihm zu gefallen. Er mißversteht dies und fühlt sein Herz angeregt; da erklärt ihm sein Freund, daß er selbst das Mädchen liebe, und daß er ihn nur als einen „uneingemommenen Freund benutzt habe, der an Ort und Stelle wäre, genau beobachten könnte und treu berichten möchte,“ und bey dem „ein Ritzchen von Amors Pfeilen wie ein Vificatorium wirken könnte.“ — *Skizzen, erstes Heft*: sieben kleine Seelengemälde, die ungemein anziehend und mit Meisterhand hingeworfen sind, zum Theil humoristisch im echten Sinne, so daß man mit Thränen im Auge laut auflacht. Sie stellen den Menschen mit Schwächen, aber von der edlern Seite dar und gewähren oft wirkliche Erbauung: Das erste: *Elwina an ihre Mutter*, v. J. 1806, ist der Bericht einer Tochter, welcher die Mutter vorgeworfen hat, sie habe ihr etwas verheimlicht und sich unbesonnen verliebt, und der sie nun beweiset, wie Unrecht sie ihr thue, indem sie ihr haarklein erzählen kann, wie alles gekommen ist, welches sie denn auch mit der echten Naivetät eines reinen Herzens thut. — *Morgenbetrachtung der Frau Anna Barbara Methfessel*, v. J. 1809, — während des Kaffeesiedens angesetzt, voll humoristischer Laune. — *Leben und Leben lassen*, v. J. 1816; eine Scene aus dem Leben zweyer sehr glücklichen Eheleute, die jedem, besonders jungen Ehepaare eine goldene Regel geben: „Wills und seine Frau nehmen alles das, was man sonst, lateinisch nämlich, die menschlichen Dinge im Leben und allen seinen Erscheinungen zu nennen pflegte, sie nehmen diese mithin auch an einander, wo nicht leicht, doch gar nicht schwer; vornehmlich aber lassen sie einander ungeplagt um das, was man jetzt mit dem Namen: kleine Besonderheiten, Eigenheiten, Individualität, Manier — bezeichnen will. Dies wird in einem anmuthigen Beyspiele anschaulich, wie nämlich die Frau den Mann zu einer bereits seit zehn Jahren projectirten Reise ins Bad zu bewegen sucht, indem sie als Motive seine Eigenheiten ins Spiel setzt, zuletzt aber zu ihrer Beschämung erfährt, daß alles, was sie so künstlich bewirkt zu haben glaubt, bereits vorher schon von ihm beschloffen und angeordnet war. — *Das Erbgut*, v. J. 1818, die rührende Erzählung ei-

nes wackern Oberamtmanns von altem Schrot und Korn, wie er gegen seinen jungen Herrn und ehemaligen Zögling, einen reichsfreyherrlichen Grafen der einem Maier, dessen Erbgut seiner projectirten Parkanlage im Wege ist, diese unter nichtigen, in den Händen eines Rabulisten aber unschwer geltend zu machenden Vorwänden, abpressen will, das Urtheil fällt und zugleich um seinen Abschied anhält; dadurch aber den Grafen zur Besinnung bringt und in seiner Achtung steigt. — *Cidli's Lebensgeschichte*, v. J. 1809, eine artige Mystification nicht ohne satirisches Salz, die sich zuletzt als die Geschichte eines Canarienvogels aufklärt. — *Schreiben des alten Abraham Blechschmidt an den Redacteur der musikalischen Zeitung von seinem Sterbebette gesandt*, v. J. 1815: der seinen Tod auf den letzten August, seinen Glückstag, ankündigt und sich dazu ein Plätzchen in der musikalischen Zeitung erbittet, welche er sechzehn Jahre lang alle Woche bey den Herrn vom Orchester herum getragen habe. „Sein Plätzchen in der Zeitung verdient aber der alte Blechschmidt, dächte ich, wohl: hat er doch seit bald 42 Jahren bloß in der lieben Musik gearbeitet, nämlich als Orchesterdiener, und wie er dies wurde und wie's ihm darin mit seiner flinken, hübschen aber auch wackern Frau erging, dies ist der rührende Inhalt. — *Das kleinste aller Reiseabenteuer*, v. J. 1805. Der Erzähler wird von einem ihm unbekannten neu verheiratheten jungen Schauspielerpaar auf der Landstrasse mystificirt, um ihn dahin zu bringen, daß er sie mit einiger Unbequemlichkeit für sich, in seinem Wagen mitnehme. —

Der zweyte Band beginnt mit einem Trauerspiele in drey Abtheilungen *Antigone*, nach Sophokles, (zuerst aufgeführt in Weimar 1809, zum Geburtsfeste der Frau Großherzogin), in größtentheils gut gebauten Jamben und schönen lyrischen Strophen des Chors, aber ohne dramatisches Interesse und ohne Haltung in Kreons Charakter. — Darauf folgt die im ältern Tone brav durchgeführte interessante Biographie des berühmten Malers *Joachim von Sandrart*, der 1606 zu Frankfurt am Main geboren wurde und bereits in früher Kindheit ausgezeichnete Anlagen zeigte, v. J. 1815. „Der Stoff dieser Biographie“, sagt eine Anmerkung, „ist aus den eigenen Werken Sandrarts und seiner Zeitgenossen gesammelt: die Darstellungsart so versucht worden, wie man sie in jener Zeit möchte erwähnt haben.“ — *Reinhold Graf zu Dohna*. Volksmärchen, das den Helden selbst in die Hölle führt, um die Handschrift seiner Mutter wieder zu erlangen, welche sie einem Schwächling von Teufel ausstellte, und nach mehreren unfruchtbaren Jahren Mutter zu werden, v. J. 1804: das Ganze ist nicht ausgeführt, viele Anstalten sind da, die nichts bewirken, offenbar ist des Vfs. Züchtigkeit diesem Stoffe nicht gewachsen. — *Das Jawort*, zwey Erzählungen v. J. 1803. aus zwey verschiedenen Sphären des Lebens, die eine aus dem Kreise des wackern Bürgerstandes, in

in welchem der Sohn eines reichen Mannes ein armes Mädchen heirathen möchte, die ihm der Vater nicht geben will und die ihm ohne des Vaters Einwilligung ihre Hand verweigert. — Jünglingen erzählt zum Theil von einem Jünglinge als Beweis, wie wenig Hoffnung da sey, einen eigen sinnigen Alten für eine Liebe zu gewinnen, die er nicht billigt, und dann beendigt von dem etwas unsanft behandelten Alten, der zufällig und unerkant die Erzählung anhört, und die Jünglinge über ihr voreiliges Urtheil beschämt; die zweyte besonders lebendig dargestellt aus der Erzählung einer jungen Welt dame in der Residenz, welche dem Vater ihres Gatten das Jawort abdringt, indem sie des Genußsüchtigen Aufmerksamkeit auf einem Maskenballe, wo er sie nicht vermuthet, auf sich zieht und ihn dann durch ihre Entlarvung, die Rec. etwas unart dunkt, beschämt, und das Jawort ihres eigenen Vaters durch die Intrigue gewinnt, die sie mit einer jungen Wittve spielt, um den Vater zu fesseln. Rec. bewundert den Muth ihres Bräutigams, der eine so gewandte Schöne zu seiner Frau macht. Nach dem Vf. geht's aber in der Ehe vortreflich. — *Skizzen*, zweytes Heft: *Aus den Papieren eines alten Müßiggängers*, v. J. 1817 und 1818. Ein pensionirter Staatsdiener widmet sich jetzt bloß reinmenschlichen Interessen und schreibt sich auf, was ihm merkwürdiges aufstößt. Nach einer Schilderung seiner selbst „*Der Müßiggänger*“ überschrieben, folgt: „*Der Herbsttag*“, an welchem im J. 1816 bey einem Spaziergange in einem Dorfe ein Zwist unter nahen Blutsfreunden in Herzlichkeit und Wohlthun sich auflöste. — *Mieze*, eine von tiefer psychologischen Einsicht zeugende Charakteristik eines ländlichen Humoristen, der unter dem Namen: der närrische Mieze, Dorfbote ist. — *Die Kindwärtlerin* führt die artige Idee aus, daß ein angehender Greis auf den Einfall kommt, in ein Dörfchen zu wandern, welches in seiner Kindheit der Punct war, wohin er bey den höchst seltenen, aber um so beglückendern Ausflügen mit der Mutter und den Geschwistern ging, und wohin er nun seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht gekommen war. Hier findet er von allen die er gekannt, keinen am Leben, als — seine alte Kindwärtlerin, die in ihrem ein und achtzigsten Jahre und stockblind hier bey ihrer verheiratheten Tochter lebt, die ihn auf's zärtlichste geliebt hat, und der er noch immer als Knabe vorschwebt. — *Die Studentenwirthschaft*, lehrt uns zwey arme Teufel von Studenten, mit welchen der alte Müßiggänger zufällig zusammen trifft, auf eine ergetzliche und charakteristische Weise als zwey junge Männer von Gemüth und Geist kennen. Die Schilderung ist trefflich. — *Die Wanderer*, auswandernde Württemberger, die ausziehen, nicht aus Unzufriedenheit mit ihrer bürgerlichen Lage, sondern: „weil des fündigen Wefens in ihrem Lande und unter ihrer Freundschaft zuviel geworden sey, und weil der Herr es ihnen durch das Aufschlagen eines unschuldigen Kindes in der Bibel geheissen habe“ — eine sich wohl auf eine Thatfache gründende Skizze voll herrlicher

Milde und anregend zu Betrachtungen. — *Das Testament*. Ein redlicher Sachwalter läßt sich in der besten Absicht zu Schulden kommen durch Zögerung die letzte Willensbestimmung eines alten reichen Stiftsfräuleins zu hintertreiben, hat aber Ursache diese Pflichtverletzung zu bereuen; sie bricht ihm das Herz. — *Die Neuvermählten*, Lustspiel in 1 Act, v. J. 1806: französische Idee, nicht ganz durchgeführt, es mangelt an Klarheit, der Stoff ist nicht recht zusammengehalten. — *Das Blumenmädchen*, ländliches Zwischenspiel mit Gesang, v. J. 1802, ein Beweis mehr für das Bedauern, daß der Vf. sich nicht mehr der Operndichtung zugewendet hat. —

Dritter Band. Victors Reisen, v. J. 1798., die älteste Erzählung dieser Sammlung und die längste; Rec. gesteht aber aufrichtig, so spannend sie für ihn auch war, so vorzüglich die Darstellung, so wahr die Schilderung, besonders des Lebens eines liefländischen Edelmanns, die er aus eigener Anschauung zu beurtheilen vermag, und der Denkweise eines solchen, so wie die Charakterzeichnung überhaupt auch ist, so dünkt ihm die auch in der Erzählung des zweyten Bandes „das Testament, dargestellte Idee: der Mensch, welcher in seinem Berufe oder außer demselben den Gang schlechter Handlungen zu wenden sucht, bringt oft mehr Böses als Gutes hervor, wie in der erwähnten Erzählung, oder er wird selbst zermalmt, wie in dieser, eine so trostlose, wenn auch, wie das denn in einer Welt, wie sie nun einmal ist, nicht anders seyn kann, oft bestätigte, daß er ihre künstlerische Durchführung für unästhetisch hält; so wie denn auch hier der Gesamteindruck höchst unästhetisch ist, nämlich bloß zerreißend ohne irgend verführend, noch weniger erhebend zu seyn, wie dies immer seyn sollte, wenn die Unschuld und Tugend im Kampfe mit der Verdorbenheit und dem Laster unterliegend dargestellt wird. — Die Details dieser Erzählungen, wovon ein Auszug hier zu weit führen würde, — so charakteristisch sie auch sind, und so sehr sie von Menschenkenntniß zeugen, dienen doch nur in der Lebendigkeit der Schilderung den zermalmenden Eindruck zu verstärken. — *Vermischte Gedichte*, unter diesen zeigt die sehr geschmeidig verfertigte geistreiche Epistel von Talent für diese in jüngerer Zeit wenig kultivirte Gattung: aus dem Gedicht „Rückkehr“ wäre wohl der letzte Vers mit seinen unreinen Reimen *Wäthen — Süden, Wiesen — genießten*, anders zu wünschen; recht leer ist Hans Sachs „der Ritter und sein Hund“, nacherzählt. — *Cölestine*, v. J. 1806, zum Theil nach Florian im echten Novellenton und stark romantisch; die Wiedervereinigung bey ihrer Flucht durch einen schrecklichen Irrthum getrennter Liebender, von denen die Geliebte als Stellvertreter des Alkade in einem Dorfe der Apuxares getroffen wird. — *Das Schicksal und die weichgeschaffenen Seelen*, nach „Taufend und ein Tag“, — Die Ehegeschichten zweyer Freunde, in welchen die Nemesis auf eine wunderbare

bare Weise, aber ergötzlich genug waltet. — *Skizzen, drittes Heft. Amtsbericht des Pfarrers zu Eichengrün*, v. J. 1805. Die Frau des Gutsbesitzers kommt zum Erstenmal nach Eichengrün. Sie lebt mit ihrem Manne in einer kinderlosen Ehe nicht glücklich, liebt aber den kaltfinnigen Mann mit Leidenschaft. Ein Spaziergang führt sie auf den Kirchhof. Sie setzt sich auf ein kleines grünes Grab, hinter welchem ein weißer Stein in die Mauer eingelassen ist. Sie wendet sich die Inschrift zu lesen und liest: Hier ruhet in Gott das unglückliche Knäblein, dem seine eigene Mutter, *Maria Müllerin*, den Tod gegeben hat. Ein Schrey des Entsetzens, und sie erkrankt. Die Aeufserungen gegen den Geistlichen, welchen sie rufen läßt, verrathen ein mit geheimer fürchterlicher Schuld belastetes Gemüth. Die Marie Müller war von dem Guts Herrn verführt, wurde Mutter ohne den Vater des Kindes zu entdecken, und eines Morgens wurde das Kind in ihrem Bette ermordet und ein Stilet im Stroh verborgen gefunden. Sie wurde hingerichtet, obgleich nur die Folter ihr ein nachmals selbst wiederrufnes Bekenntniß ausgepreßt hatte. — *Das Lotterieloos*, v. J. 1805. Die Darstellung in dieser Erzählung, in welcher zwey Jugendfreunde sich an Grobsmuth gegen einander überbieten, ist nicht ganz ungezwungen. — *Der Deserteur*, v. J. 1799. Der Besuch eines Obersten in einem Irrenhause, wo sich einer der Irren mit Angabe vieler zutreffender Umstände für einen vor Jahren von dem Obersten auf Leben und Tod zu Spiessruthen verurtheilten und auch darunter erlegenen Deserteur ausgiebt, dessen Unschuld dabey an den Tag kommt, und damit andere Umstände vermischt, die ihn als den Bruder des Obersten außer der Ehe erscheinen läßt. Der Aufseher, welcher war abgerufen worden, ehe der Oberst zu diesem Irren gelangte, beruhigt den bestürzten Obersten darüber, daß dieser Irre jenem Deserteur sehr ähnlich gesehen und daher dessen Rolle als Kranker in dem Spital während dessen Entfernung gespielt, sich dann aber in das unglückliche Schicksal seines Freundes so hineingedacht habe, daß er sich nun wirklich für ihn halte; aus Hochmuth aber sich eine vornehme Abkunft beylege. Als Thatfache wäre dieß psychologisch interessant. — *H — L.*, so heist eine Erzählung v. J. 1808. nach der Chiffer zweyer Liebenden, der Tochter eines reichen Kaufmanns und seines Commis, des Sohnes eines wackern Landmannes. Diese Chiffern vereinigen sich bey einem Feuerwerke, welches der Kaufmann an seinem Empfangsfeste, als die Familie von einer Reise zurückkehrt, veranstaltet und werden auf mancherley Weise, nach den Wünschen der einzelnen Anwesenden von jedem ausgelegt, bis ihre wahre Deutung nach manchen Prüfungen der jungen

Leute an den Tag kommt. — *Musicalische Reise von Großmierzchen nach Lämmel*, v. J. 1814. — Zwey Wanderungen, von denen die erste in Jean-Paulisch - Fibelscher Manier den gutmüthigen Dänkel eines Dorffhulmeisters feyert, den der Amts-Rents-Verwalter, wie ihn der Gevatter Schulmeister nennt, bey dem Raupen trifft, und der durch Herausgabe von Zwischenpielen auf der Orgel sich berühmt zu machen gedenkt. „Es ist mein einziges bischen Freude, sagte er, wenn ich so sinne und sinne, und hernach eins habe, so ein Zwischenpielchen mein' ich, und es ordentlich aufschreibe, wie sich's gehört. — — — Aber wollen Sie erlauben, wie sie aussehen, meine Choräle? — So! du lieber Gott! — Er zog eilig, und vor lauter Freude in Aerger, daß es nicht noch viel eiliger ging, die Capfel eines Gesangbuches heraus, in welcher sauber liniirte Blätter groß numerirt staken. Auf den ersten sieben und dreyßig standen denn die schön abgezeichneten Choräle, an der Ecke eines jeden das Datum der Vollendung, und unten ganz klein mit Rabenfeder: *Deo juvante, Weifshunius, L. M.* Das Werk war recht gut, besonders in so weit es Note für Note das Hillersche Choralbuch abgeschrieben enthielt; in der Zuthat von des Gevatters Hand aber hatte die Phantasie freylich keinen höhern Schwung gewonnen, als etwa bey einem tyroler Dudeldum. Doch — o wie wär's mir möglich gewesen, dir, redlicher Weifshuhn, dieses dein müh-*selig* angepflanztes Paradiesgärtlein mit der kritischen Sonde zu durchstochern, oder gar mit dem Eiswasser des Spottes zu begießen! Nur fleißig so fort, redlicher Gevatter, sagte ich, indem ich die Blätter säuberlich in die Kapfel zurückschob: *etwas* kommt immer dabey heraus, das Freude und Nutzen gewährt, wem es auch sey! — Meinen Sie? meinen Sie wirklich? unterbrach er mich, und seine Augen funkelten.“ In der zweyten Wanderung trifft der Amts-Rents-Verwalter auf eine zur Messe wandernde Virtuofin, die ihn interessirt, und der er, verleitet durch menschenfeindliche Vorurtheile, nachmals ein großes Unrecht abzubitten hat.

(Der Beschlufs folgt.)

NEUE AUFLAGE.

BERLIN und POSEN, bey Mittler: *Der Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter*. Ein Schul- und Familienbuch. Von *Theodor Heinsius*. Erster Theil. Mit zwey allegorischen Kupfern. Vierte, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1823. XVIII und 424 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) (M. f. die Recension der ersten und dritten Auflage A. L. Z. 1811. Nr. 343. und Ergänz. Bl. 1821. Nr. 22.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜLLICHAU, in d. Darnmannschen Buchh.: *Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz's sämtlichen Schriften* u. s. w.

(Befehle der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vierter Band. *Brutus*, v. J. 1809; eine höchst darstellende und trefflich ausgeführte Biographie des großen, wenn gleich missleiteten Römers, dem ein trefflicher *Umriss eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60 bis 44 v. Chr.* vorhergeht, um das Verständniß des Helden und seiner Schicksale aus seiner Zeit zu erläutern. Umsichtige Benutzung der Quellen, Unparteylichkeit, Objectivität, Anschaulichkeit der Thatfachen, kräftige Darstellung, edle Sprache im echthistorischen Stil; — gewiss in dieser Hinsicht kann diese Biographie und der Umriss unsern historischen Schriftstellern zum Muster dienen. — *Lyrische Gedächtnisse*, 15 an der Zahl von verschiedenen Jahren, unter welchen der *Wanderer* nebst der kleinen lieblichen Serenade: *An die Laute* Rec. am meisten angesprochen hat; am wenigsten die Ballade *August*, die weit hinter der durch Herder bekannten herrlichen *Ballade*: *Eduard!* welcher sie nachgebildet ist, zurückbleibt, und die der Vf. nachmals im 5ten Bande anwendet, wo sie in der Situation, in welcher sie eintritt, nicht ohne Wirkung ist, daher sie hier isolirt stehend füglich hätte wegblassen können. — *Der Roman meines Jugend*. Aus den Papieren der heitern *Großmama*, v. J. 1803. — Die geheime Herzensgeschichte der frühern Jahre als Jungfrau, nun von der Matrone dargestellt, gehört mit zu dem Schönsten und Herzlichsten der Sammlung. Darstellung, Charakteristik, Erfindung, Ausführung, alles ist gleich lobenswürdig, und der psychologischen Bemerkungen und Entwicklungen sind viele und recht interessante. — *Skizzen: Viertes Heft. Erinnerungen. Aus einem Reisejournal*, v. J. 1812. 1) Die Geschichte *Bally's*, des Sohnes jenes berühmten Opfers der Revolution der sich nach dem schrecklichen Tode seines Vaters und Oheims, bey welchem er war erzogen worden, in die Ruinen des von der Frau seines Oheims in der Geistesverwirrung der Verzweiflung selbst angezündeten Landhauses am Rhein flüchtete um in seinem ehemaligen Zimmer, dem einzigen noch nicht ganz zerstörten, sein Leben gewaltsam zu enden, hier als Spion festgenommen, von dem Besitzer eines andern Landhauses erkannt und gerettet, und nachmals mit dessen Tochter vermählt wurde; 2) der Tod der ehrwürdigen *Marshallin Byron*, welche der Wuth eines Robespierre muthvoll fiel: beide Erzählungen höchst erschütternd. — Mit sanfter Wehmuth erfüllt dagegen die folgende Erzählung: *Der Treue*, v. J. 1809, welche die schöne Idee durchführt, daß ein gutgearteter junger Burfche, der in einem Hause zum Diensthoten erzogen wurde, eine stille Neigung für eine der Töchter faßt, diese treu bewahrt, und sich durch die unermüdlige Pflege der Kinder und besonders der ältesten Tochter der Geliebten, welche der Mutter am ähnlichsten ist und von einem böartigen Scharlachfieber, vor dem jeder floh, auch angesteckt wurde, dem Tode weicht, unter dem Vorgeben, er habe die Krankheit bereits gehabt. — *Bedrängnisse eines Recensenten der allgemeinen musikalischen Zeitung*: wenn wirklich statt gefunden, daß die Hälfte einer zerrissenen musikalischen Recension einen vollständigen verfänglichen Sinn giebt, der den Rec. in den Verdacht politischer Umtriebe bringt, interessant. — *Dora und Alonzo*, eine artige leicht hingeworfene Novelle v. J. 1814, von zwey spanischen Pamphletschreibern im spanischen Successions - Kriege. — *Vorrede ohne Buch*, v. J. 1820; in Jean-Paul'schen Humor.

Fünfter Band. *Camilla Caffarelli*, v. J. 1805, die unglückliche Verchwörung der Pazzi gegen die Medici und die Ermordung Guilianos durch Francesco Pazzi aus Eifersucht über die schöne Camilla, welche hier als die wirkliche, aber heimliche Gemahlin Guilianos aufgeführt wird. Die Darstellung ist meisterhaft. — *Sami*, ein artiges Märchen, v. J. 1808, sehr gewandt erzählt. — *Die Carmelitarinnen zu Eppersheim*, v. J. 1808, in der Darstellung vorzüglich: die Geschichte einer unglücklichen Tochter, die von ihrer Mutter als eine Räuberin ihrer Reize gehaßt und dann einem ausschweifenden Bruder, der noch dazu die Frucht einer verbrecherischen Verbindung ist, geopfert werden und den Schleier nehmen soll. Sie entflieht aus dem Kloster mit Hilfe des Bruders einer Jugendfreundin, den sie liebt, und der durch ein unglückliches zufälliges Duell verhindert wird, sich an der verabredeten Stelle einzufinden (eine Situation, welche schon früher in der Novelle „*Cölestine*“, vom Vf. benutzt wurde). Die Unglückliche irrt angstvoll und verfolgt umher, gelangt aber doch in Verkleidung zu dem Schlosse ihrer Freundin, erfährt hier den unglück-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

G (4)

glück-

klichen Zusammenhang des Auffenbleibens und Todes ihres Geliebten und wählt nun freywillig Schleyer bey den Carmeliterinnen zu Eppersen. Von hier aus schreibt sie ihrer Mutter, die die Ausschweifungen ihres Sohnes gänzlich Grunde gerichtet ist. Diese begiebt sich zu ihr umgewandten Herzen und hat den Schmerz, nun geliebte Tochter, ihre treue Stütze, ins Bett zu sehen, in welches sie ihm zweyten reuiger Büßungen folgt. — *Legende der heiligen Cäcilia*, v. J. 1804, sehr gut erzählt. — *Gedichte für musikalische Compositionen*, von verschiedenen Jahren. Ob der Satz Algarotti's: „Das musikalische Gedicht, das ohne Musik befriedigt, ist so wenig ein gutes, als seine Musik eine gute wäre, bedingte sie ohne das Gedicht,“ welchen der Dichter diesen Gedichten vorausgehen läßt, wirklich so immer geltend ist, als Algarotti ihn aufstellt, so noch wohl zu unterfuchen, wenn von andern Dichtern als von der Oper die Rede ist. So sind meistens der vom Vf. hier mitgetheilten Gedichte. z. B. gleich das erste: *Der erste Ton*, in seiner reinen Begeisterung als Gedicht befriedigend, obwohl die Wirkung durch eine würdige musikalische Führung gesteigert werden möchte. — *Das Ende des Gerechten*. Oratorium in zwey Theilen (von Jesu) ist voll tiefen Gefühls. — *Kirchencantaten nach Worten der Schrift*: in der zweyten, *Friede*, Rec. die Vernachlässigung der Sprachformen bey ihm sonst so correcten Schriftsteller in dem ersten Theile S. 232. „Vor meinen Augen lag ein großes Feld,“ sehr auf, besonders in einem musikalischen Gedicht. — *Christliche Kirchenlieder*, v. J. 1801: Das 2. *Der Heiland*, nach der Mel. „Sollt meinen Gott nicht singen,“ und 3) *Am Grabe*, nach der Mel. „O wie selig seyd ihr doch ihr Frommen,“ reihen sich den vorzüglichern unserer Kirchenlieder an. — *Die Opfer*, v. J. 1808, eine Aufe, in welcher die Widerlegung des oft leichtsinnig und als Axiom angestellten Satzes: „Wüstlinge, in sie ausgetobt haben, werden die besten Ehemänner,“ eindringlich und wahr in einem Beyspiele durchgeführt wird. — *Aus dem Leben eines Tonkünstlers*, v. J. 1802. Fragment in der bekannten Form, die Hoffmann fast bis zur Caricatur steigerte, voll schöner Gedanken über die Kunst und besonders anziehend durch eine tiefgefühlte Analyse des Händelschen Messias; aber auch höchst merkwürdig durch die Mystification in einem alten Saker. Hieher gehört die früher erwähnte *Ballette*: August. — *Die Freunde*, Schauspiel in 1. Act, v. J. 1820: der Wettkampf des Edelmonds zwey Freunde, die einander die Geliebte opfern wollen, bis Emilie sich, nach Weiberart, wie sie selbst, für den Jovialen entscheidet. — Diese Emilie ist aber etwas unklar da.

Sechster Band. Der Besuch im Irrenhause, v. J. 1820. Ein psychologischer Versuch, den musikalischen Wahn eines Jünglings zu erklären, welcher ein unglückliches Opfer der Herzlosigkeit sei-

ner Aeltern war; höchst interessant wenn es wahre Thatsache, wenn erfunden für Rec. wenigstens von keinem weitem Interesse, da solche eingebildete Aufgaben nichts beweisen und bloß als eine Art psychologisch-rechenexempel erscheinen. Als Novelle bearbeitet hätte der Stoff interessant werden können. — *Die Belagerung von Aubigny*, v. J. 1808, die muthvolle hochherzige Vertheidigung von Aubigny durch Clementine von Antraigues, die Mutter des heldenmüthigen jungen Grafen von Aubigny, für Heinrich IV., darin verflochten die Liebe des jungen Grafen für Rosalie, die Tochter des Liguristen *Claude de la Chartre*, Marschalls von Frankreich; wohl mit einiger Breite, aber doch anziehend dargestellt. — *Lebensdag des Tonkünstlers*, v. J. 1804: von diesem Gedicht berichtet der Vf., daß ihm sey nachgesagt worden, es zeige keine durchgehende Idee und keinen verständlichen Inhalt, und giebt nun die Erklärung dessen, was er sich dabey gedacht habe, nämlich: der Gedanken- und Gefühlsgang eines Künstlers unmittelbar vor und bey der Schaffung seiner Werke sollte bezeichnet werden, wie er am Morgen in dem Eindruck der äußern Natur Melodie, Harmonie und Rhythmus entdeckt und sich lebendig angeregt fühlt, was sein Herz erfüllt in Tönen auszusprechen; am Mittag componirt er eine Symphonie und am Abend einen Psalm. „Das stehet,“ sagt der Vf., „im Gedichte; ob es aber wie es seyn soll, dargestellt sey, haben Andere zu beurtheilen. Einer fand, es sey geschehn: Herder.“ — Darf nun Rec. nach einem solchen Beurtheiler ein Wörtchen wagen, so gesteht er, daß nach wiederholter aufmerklicher Leseung er in größtentheils sehr melodischen und charakteristischen Versen diese Idee gefunden hat, wie sie sich darstellen kann, wenn bloß lyrische Stimmungen etwas schildern sollen, ohne alle historische Angabe; daß eine solche Schilderung ihm aber wie ein Malen in bloßen Tönen vorkommt, in welchem immer der Gegenstand nur geahnet, nie positiv erkannt werden kann, besonders wenn das darin als positiv angenommene etwas in sich zufälliges ist, wie die Composition einer Symphonie am Mittag und eines Psalms am Abend. Deswegen bleibt dem Gedichte doch als lyrische Schilderung ein hoher Werth; und es zeigt den musikalischen Dichter. — *Die Ehescheidung*, v. J. 1800: zwey treffliche sich zärtlich liebende Gatten stehen in Gefahr auf immer von einander getrennt zu werden, — weil sie aus übel verstandenen Zartgefühl etwas verheimlichen, was sie nothwendig einander hätten anvertrauen sollen. Der so wahre Gedanke ist trefflich durchgeführt. — Würdige beschließt diese Sammlung der schöne Aufsatz: *Tage der Gefahr*, v. J. 1813, der mit siegender Wahrheit Bericht abstattet von dem, was der Vf. in den Schreckenstagen der Völkerschlacht bey Leipzig erlebte, fühlte, dachte. Er wurde während der Tage selbst für einen Freund verfaßt und von Stunde zu Stunde niedergeschrieben; eine Schilderung, wie wir deren nicht viele aufzuweisen haben; reich an erbeben-

dem Patriotismus ohne Einseitigkeit und an der lebendigsten Anschaulichkeit. Wie lernt man darin die Napoleonischen Franzosen kennen, und wie sticht dagegen der neuerlich sich hier und dort wieder für Deutsche ungeziemend erhebende Napoleonismus in seiner empörenden Frechheit ab, der dem Deutschen ein sehr schwaches Gedächtniß zutrauen muß. Dank dem würdigen Vf., daß er durch die Aufnahme in diese Sammlung diesen trefflichen Aufsatz vor der Vergessenheit bewahrt hat.

MAGDEBURG, b. Creutz: *Bunte Reitha*. Sammlung kleiner Erzählungen von der Verfasserin von *Juliens Briefen*. Erster Band. 1823. 366 S. 8.

Einige gefühlvolle Strophen, einer verklärten Freundin geweiht, stehen dieser Sammlung gemischter Erzählungen voran, womit die geistreiche Vfn. von *Juliens Briefen* uns beschenkt hat. Die erste Erzählung: *Die lebendige Todte und todte Lebende*, soll sich auf eine der Vfn. von einem glaubwürdigen Ausländer erzählte, durchaus wahre Begebenheit gründen, und weckt ganz eigene Gefühle in dem Gemüthe des Lesers. Ein junger gelehrter, geistreicher, aber etwas schwärmerischer Arzt hat den schönen Körper seiner Inniggeliebten der Verwesung abgetrotzt, und die heisseste Liebe hat dem Tode gleichsam sein Macht geraubt. Die seltene Kunst des Arztes hatte den Leichnam seiner Geliebten in seiner Schönheit erhalten. „Das schöne dunkelblonde Haar lag in reichen Locken der zarten Stirne an, die Wangen waren frisch gerundet, und der Mund so frisch und purpurroth und sanft geschlossen, als würden eben jetzt die zarten Lippen sich öffnen zu seelenvollen Tönen und Worten. Alle Züge athmeten ein mildes freundliches Leben.“ Nur in der Nähe des geliebten Leichnams und in der Wehmuth der Erinnerung fühlte der, außerdem nur für die Rettung der leidenden Menschheit lebende junge Mann sich glücklich. Alle näheren Umstände verdienen in dem Buche selbst nachgelesen zu werden. Der Rec. kann, wenn er gleich die Erzählung mit großem Interesse las, doch theils seine Zweifel an der Möglichkeit einer solchen Erhaltung eines Leichnams nicht unterdrücken, und andertheils kann ihn auch die Idee eines solchen *toten Lebenden* und *lebendig-Todten* nicht ansprechen. Auch ist es die Frage, ob dem zartfühlenden Menschen dadurch ein reeller Trost zuwachsen, wenn diese problematische Kunst allgemeiner werden sollte. Für uns hat der Gedanke, seine Hülle einst dem allgemeinen Naturgesetze der Verwesung und Verwandelung unterworfen zu wissen, nichts Abschreckendes; dagegen widersteht unserm Gefühle alles Mumienwesen, alle Jahrhunderte lange Aufbewahrung der Leichname in künstlichen Gruften, die der Zerstörung des vergänglichen Theils nun einen langsamern Gang vorschreibt; wir stimmen vielmehr mit

freudiger Hoffnung in die Worte unsers edlen Dichters *Jacobi* ein:

Aber Erde wird zur Erde,
daß der Geist verherrlicht werde!

Al-Nadir, Schach von Persien. Eine morgenländische Erzählung. Nach einer ältern Erzählung von der Vfn. neu bearbeitet. Der längste Aufsatz der ganzen Sammlung, der anziehend durch den Wechsel der erzählten Ereignisse, durch seine sittliche Tendenz und durch lebhaften Vortrag. Wären *Ben Ali's* und *Hassans* Grundsätze und Handlungsweise allgemeiner, und ruhte *Nureh's* und *Kaphira's* Geist auf allen Jungfrauen, gelangten alle Selbstherrscher zu *Al-Nadir's* weiser Besonnenheit, Selbstbefiegung und edlem Wohlwollen, und lernten alle Großen so verächtliche Höflinge und Verräther, wie *Abdallah* war, *früh genug* in ihrer wahren hässlichen Gestalt kennen, dann — würde es gut um die Menschheit stehen! Wie wahr ist es, was *Al-Nadir's* Schutzgeist von dem Helden sagt, der sich selbst zu besiegen weiß, und der alles der *Wahrheit* und dem *Rechte* opfert: „So nur kann der Fürst ein Volk beglücken, er muß das Schwerste vollbringen lernen, um als glänzendes Beyspiel seinen Unterthanen vorzugehen, und — soviel es dem Sterblichen erlaubt ist, — göttlicher Natur seyn!“ Nur bei einigen Ausdrücken dieses Aufsatzes stießen wir an, z. B. *prächtiges Herz* (S. 53.), *eine auflebende Flamme höher beleben*, (S. 55.) *des Ephau*. (S. 114.) Warum wird auch *Kufens* nicht weiter erwähnt, da sie doch, abgesehen von ihren weiblichen Schwächen, die erste Retterin *Al-Nadir's* wurde? — der Ausdruck (S. 169.) „denn wer *Tugend Poffen*“, ist wahrlich nur ein Druckfehler, wie denn dieser Aufsatz durch viele Druckfehler, wie *strubig* (S. 175. u. a. m.), entstellt ist. Statt „Muster aller *sterblichen Vortrefflichkeit*“ soll es wohl heißen: „Muster der Vortrefflichkeit aller Sterblichen.“ *Der Brief. Wahre Begebenheit*. Rec. las diesen kleinen, lebhaft geschriebenen Aufsatz mit ungetheiltem Interesse, und dankt der Dichterin für die angehängten gehaltvollen poetischen Zeilen. *Der Hypochonder*. Ein verirrer, hypochondrischer Jüngling, sonst von edlen Anlagen, dem Selbstmord nahe, wird durch einen frommen und braven Bettler gerettet, und der Natur, dem thätigen Leben und der Tugend wiedergegeben, und findet in einer frommen und sittsamen Gattin eine holde Lebensgefährtin. Das Ereigniß selbst ist, nach der Versicherung der Verfasserin, wörtlich wahr, aber rühmen müssen wir die rührende und anziehende Form der Einkleidung. Dieser Aufsatz gehört zu den vorzüglichsten dieser Sammlung. *Das Balkleid*. Auch diese kleine Erzählung, die den weiblichen Charakter so wahr darstellt, haben wir mit Vergnügen gelesen. *Die Reise ins Bad*. Diese kleine Erzählung ist angenehm unterhaltend, und enthält manche Züge, die von dem zarten Sinne und der Menschenkenntniß der Vfn. zeugen. — Möge sie uns recht bald mit einer Fortsetzung dieser Sammlung erfreuen!

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

- 1) BERLIN, b. Trautwein, u. CÖLN a. R. b. Vf.: *Der kleine kaufmännische Schreibmeister*, oder Calligraph. Uebungsblätter für junge Kaufleute und Comptoiristen. Deutsch und Englisch, von J. Heinrichs. (Ohne Jahrzahl; 16 Blätter quer Octav) (1 Thlr.)
- 2) CÖLN, b. Bachem: *Elementar-Vorschrift für Stadt- und Landschulen*. (Von Renard. Ohne Jahrzahl; ein Blatt quer Folio) (2 Gr.)

Rüstig fährt Hr. H. fort, seine in der That und Wahrheit mit immer größerm Recht kalligraphisch zu nennenden Vorschriften, in allen Größen und Formaten zu ediren. Kaum ist das 3te Heft seiner prachtvollen, und *fast übergroßen* „Musterblätter“ den Freunden seiner Kunst zu Händen gekommen, und schon folgt demselben, so zu sagen, auf dem Fusse, der vorliegende „*kleine kaufmännische Schreibmeister*.“ Jenes 3te Heft der „Musterblätter“ haben wir besonders anzuzeigen für überflüssig gehalten, weil wir nicht zweifeln, der wohlbegründete Ruf seiner beiden Vorgänger, denen es sich auf eine würdige Weise anschließt, werde ihm, auch ohne unser Zuthun, seinen Weg wohl gebahnt haben; diesen neuen „Schreibmeister“ aber können wir nicht so in die Welt gehen lassen, ohne ihm ein paar freundliche Worte nachzurufen, denn das Werkchen, welches, beyläufig gesagt, mit diesem einen Hefte geschlossen zu seyn scheint, verdient in der That einen Platz auf dem Schreibtische jedes jungen Kaufmanns, um ihm als Muster zu dienen.

Hrn. H's. Leistungen nähern sich immer mehr dem schönen Ideale, welches uns von der deutschen und englischen Currentschrift vorschwebt; wir glauben, uns schmeicheln zu dürfen, daß unsere Bemerkungen über einige seiner frühern Werke von ihm nicht ganz unbeachtet gelassen sind, und sehen im Geiste ihn bald diejenige Stufe in der Schönschreibekunst ersteigen, wo wir ihn auffordern können, ein vollständiges, von den ersten Anfangsgründen bis zu der höhern Kunstschrift systematisch fortschreitendes Werk zu unternehmen, welches alsdenn, in seiner Vollendung, wenigstens auf lange Zeit, in ganz Deutschland als Grundlage des Schreibunterrichts angenommen zu werden verdienen würde. Dieser Zeitpunkt könnte selbst jetzt schon da seyn, wenn Hr. H. sich entschloße, seine Schrift noch mehr, als er bisher schon gethan, von mancherley müßigen, und mitunter wirklich verunstaltenden Verzierungs-Auswüchsen zu säubern. Dabin gehören z. B. an dem mit großer englischer Schrift, übrigens untadelhaft ausgeführten Worte „*Waarenlager*“, des 3ten Blattes, 1) der das *W* quer durchschneidende Zug, 2) der Zug am *l*, wel-

cher, obgleich er selbst bey den bessern englischen Kalligraphen nicht ohne Beispiel ist, doch immer als unnatürlich, und folglich unschön, betrachtet werden muß; und 3) das kleinliche Schwänzchen des *Punctes* am Schluß des Worte. Wir enthalten uns, die übrigen Blätter auf gleich spezielle Weise durchzugehen, und bemerken nur noch, daß selbst auf denjenigen, welche, den Unterschriften zufolge, aus Butterworths und Tomkins englischen Vorschriften genommen sind, sich einige Zug-Anhängsel finden, welche schwerlich die Anerkennung dieser Männer erhalten möchten. — Die *deutsche* Currentschrift (welche freylich etwas tiefväterlich behandelt ist, indem ihr von den vorhandenen 16 Blättern nur drey zu Theil geworden sind) stellt sich in dieser Hinsicht schon weit reiner dar, als die *englische*, und nur das Häkchen am Fusse des *d*, in der 4ten Zeile des 8ten Blattes, müssen wir unbedingt verwerfen; doch können wir uns auch, was das kleine *d* im Allgemeinen betrifft, mit der bereits früher gerügten, von Hr. H. aber noch nicht aufgegebenen, abweichenden Stellung des Fusses desselben nicht befremden.

Der Vf. von Nr. 2., an dem wir einen Schüler des Hr. H. zu erkennen glauben, und der, wenn unsere Vermuthung richtig ist, seinem Lehrer allerdings keine Schande mache, hat doch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, den Schultaub noch nicht abgeschüttelt, indem seiner Schrift alle jene Steifheit und Aengstlichkeit noch anklebt, welche selbst den fähigsten Schüler nicht zu verlassen pflegt, so lange er, als solcher, gezwungen ist, gleichsam auf fremder Strafe zu wandeln, und nicht selbstständig dem eigenen Genie folgen darf. Wenn daher diese „*Elementar-Vorschrift*“, im Vergleich mit vielen andern sogenannten kalligraphischen Werken, welche die neuere Zeit gleich *Pfaffen* hervorgebracht hat, immer noch ihren großen Werth haben mag, so können wir doch, zumal in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo unser Auge durch die anhaltende Betrachtung der schönen Schrift, auf Nr. 1. sich verwöhnt hat, uns zu einer besondern Empfehlung derselben nicht entschließen, geben aber Hr. R. den wohlgemeinten Rath, sich, obgleich der Schule entwachsen, doch noch nicht für ganz mündig zu halten, und vielmehr, zu seiner fernern Ausbildung, nun auch die *neuern* Kunsterzeugnisse seines muthmaßlichen vormaligen Lehrers fleißig zu studieren, ohne jedoch gerade eine *knechtische* Nachahmung, die in keinem Fache taugt, zum Ziele seiner Bestrebungen zu machen. — Schließlich noch die Bemerkung, daß in dem (Schillerischen) Distichon, am Ende des vorliegenden Blattes, dem Pentameter ein halber Fuß zu viel (*streuest*, statt *streu'st*) aufgedrungen worden ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Bailliére: *Du siège et de la nature des maladies*, ou nouvelles considérations touchant la véritable action du système absorbant dans les phénomènes de l'économie animale; par M. Alard. D. M. P. chevalier de la légion d'honneur, médecin en chef-adjoint de la maison royale de St. Denis etc. Tom. I. 367 S. Tom. II. 577 S. 1821. 8.

Der Vf. geht von dem unerwiesenen Satz aus, daß das lymphatische System die Grundlage unseres Körpers sey, um zu beweisen, daß in demselben auch der Hauptheerd aller Lebenserscheinungen gesucht werden müsse. Zu diesem Entzweck beschäftigt er sich im ersten Theile seines Werkes durch dreyzehn Kapitel mit der Untersuchung der physiologischen Phänomene. Die hier gewonnenen Resultate sucht er dann im zweyten Bande, in acht Kapiteln auf die krankhaften Lebensäußerungen anzuwenden. Die Grundidee ist, wie jeder Leser leicht einseht, nicht nur unerwiesen, sondern auch geradezu falsch, daher denn auch die eigentliche Absicht des Vf. nicht erreicht worden ist. Doch wird es niemand gereuen, das Werk aufmerksam zu studiren. Man wird vielen Stoff zum weitem Nachdenken und manche geistreiche Ansicht in demselben vorfinden. Außerdem ist die Arbeit sehr, man möchte fast sagen zu gründlich und durch eine bey Franzosen höchst seltene Kenntniß ausländischer, selbst Deutscher, wiewohl nur älterer Literatur ausgezeichnet. Rec. wird sich bemühen, hier die Hauptsätze des Werkes in einem kurzen Auszuge folgen zu lassen.

Eine Masse von ins Unendliche zertheilten Kanälen bildet die Grundlagen (*la base*) des Körpers und eine so weit wie möglich fortgesetzte Zerlegung weist sie in allen Theilen nach. Diese Kanäle stehen alle miteinander in Communication und werden im Leben nur durch unsichere Grenzen von einander getrennt, welche eine sehr veränderliche und bewegliche Sensibilität zwischen ihnen aufrichtet. Die Verschiedenheit im Bau und in den Verrichtungen dieser Kanäle bedingt drey Arten von Gefäßen, nämlich 1) die Arterien, welche das Blut vom Herzen nach allen Theilen des Körpers führen und zwar weniger vermittelt einer von ihrer Sensibilität abhängenden Kraft, als durch den Stoß des Herzens: 2) die Blutadern, welche mit den Pulsadern zusammenmün-

den und das Blut zum Herzen vermittelt des fortwährenden Impulses dieses Organs, und mit Hilfe einer undeutlich entwickelten Tonicität und eigenthümlicher Klappen zurückführen; und 3) die absorbirenden Gefäße, mit bedeutender Sensibilität und Irritabilität, vermöge deren sie sich selbstständig anfüllen und ausleeren. Sie bereiten die Flüssigkeiten außerhalb des Kreislaufs, und ihre einsaugenden und aushauchenden Mündungen bedecken alle Flächen des Körpers. Sie allein machen die thätige Grundlage des Capillarsystems und des Parenchyms aller Organe aus. Sie sind im Embryo thätig, ehe noch Arterien und Venen gebildet sind, und bleiben es am Ende des Lebens, wenn schon alle Bewegung in jenen aufgehört hat. Dieses absorbirende System, ohne ein Analogon des Herzens, ohne Verbindung in seinen einzelnen Abtheilungen, besteht eigentlich aus so vielen Stücken, als es einzelne Organe giebt, die sich jedoch alle auf drey Hauptabtheilungen zurückführen lassen, von denen die eine die Materialien um Wachsthum und zur Ernährung aus dem arteriellen Blute schöpft, die andere den Abgang des organischen Stoffs und die Producte der Verdauung zu dem Venenblut führt, welches einer neuen Umänderung in den Lungen entgegensteht und von denen endlich die letzte alles dasjenige zu den Venenenden und zu den Aussonderungsorganen bringt, was nicht mehr zum Ersatz des arteriellen Blutes tauglich ist. Außerdem bildet das absorbirende System vermittelt bedeutender Netze, welche einen großen Theil des Haut-, Zellgewebe- und Schleimsystems ausmachen, eine Art von allgemeinem Capillarsystem, dessen Sensibilität von allen innern Theilen aus afficirt werden kann. Daher haben unregelmäßige Bewegungen derselben ein Ab- und Zufließen aller Säfte zur Folge. Wie diese Gefäße nur alle tropfbaren Flüssigkeiten im Körper absondern, so ist dies auch mit den gasartigen und mit dem Wärmestoffe der Fall und ihrer Eigenthümlichkeit ist es zuzuschreiben, daß die Temperatur des thierischen Körpers unter den verschiedenartigsten Verhältnissen immer auf einer ziemlich gleichmäßigen Höhe stehen bleibt.

Wenn wir die verschiedenen Lebensperioden betrachten, so finden wir, daß es wiederum die im absorbirenden Systeme ungleichmäßig vertheilte Sensibilität ist, welche die Lebenskräfte in der frühesten Jugend gegen denjenigen Theil der absorbirenden lymphatischen Gefäße richtet, welcher der Affi-

milation, dem Wachsthum, dem Wiedereersatz des Blutes vorsteht. Im Jünglingsalter sind die arteriellen absorbirenden Gefäße vorzüglich thätig, welche die Blutbereitung vollenden und aus dem rothen Blute die Zeugungsstoffe und diejenigen Stoffe ausscheiden müssen, welche die Cylinder der lebendigen dessen Theile ausfüllen sollen. Im reifen Alter fixiren sich die Lebenskräfte in den venösen absorbirenden Gefäßen, welche die Wiederaufsaugung und vermöge dieser die Abnahme vermitteln und die letzte Scene vorbereiten.

Was nun die Krankheiten betrifft, so finden wir, daß sich dieselben Abtheilungen des absorbirenden Systems bemerklich machen und die Krankheiten, wie die verschiedenen Temperamente bestimmen. Jeder Abtheilung kommen wesentlich eigenthümliche Phänomene zu, die übrigen Verhältnisse mögen seyn, wie sie wollen. Ergreift der Reiz die arteriellen absorbirenden Gefäße, so hat dies unter allen Umständen einen vermehrten Zufluß von arteriellem Blute zur Folge und die Krankheit, welche dadurch entsteht, möge sie einen Namen haben, welchen sie wolle, wird immer nur den verdünnenden, schleimigen, blutentleerenden, mit einem Worte den atonischen Mitteln weichen. Eben so werden alle Krankheiten aus einer Neigung des venösen Theils der absorbirenden Gefäße nur von den tonischen und excitirenden Mitteln besiegt werden; welche die schlummernde Thätigkeit der arteriellen absorbirenden Gefäße erwecken, das Gleichgewicht wieder herstellen und die bösen Wirkungen des venösen Blutes und der statt gefundenen krankhaften Thätigkeit zerstören, oder wenigstens bey brandigen Entzündungen den schon abgestorbenen Theil einhüllen und abstoßen. Ergreift die Reizung besonders die lymphatischen absorbirenden Gefäße, so entstehen immer, im Gegenfatze zu den vorigen, langsam verlaufende Krankheiten, die unter jeder Form bey einem und demselben Heilverfahren verschwinden.

Unter diese drey Klassen kann man jede Krankheit bringen. Höchstens kann eine Krankheit mit Symptomen auftreten, welche einigen jener Abtheilungen des absorbirenden Systems gemeinsam sind. Sogar Wunden sind nur bestimmende Ursachen, als deren Wirkung sich stets ein entzündlicher Zustand in den arteriellen, oder venösen, oder lymphatischen, absorbirenden Gefäßen entwickelt, je nachdem die Umstände obwalten.

So kommt denn endlich der Vf. zu dem Schlusse, das thierische Leben zeige in jeder Hinsicht dafür, daß eine und dieselbe Art der Thätigkeit alle krankhaften Bewegungen hervorbringe und daß die Verschiedenheit der Krankheiten auch von dem verschiedenen Sitze der Neigung abhängt, was auch schon Hippocrates mit folgenden Worten (offenbar aber in einem andern Sinne. Rec.) sagte: *Morborum omnium unus et idem modus est, locus vero ipse eorum differentiam facit.*

Dies zur allgemeinen Uebersicht des Werkes. Rec. erlaubt sich, nun noch einige speciellere in dem-

selben auseinandergesetzte Gegenstände anzuführen um so die Charakteristik des Ganzen möglichst zu vollenden und Einiges mehr zu erläutern, was im Obigen vielleicht noch etwas dunkel geblieben seyn könnte, da Rec. sich bemühte, das Meiste mit den eigenen Worten des Vf. wiederzugeben. Ein solches Verfahren schien ihm bey der nicht selten etwas unbestimmten Art des Ausdrucks um so nöthiger, je leichter es sonst geworden wäre, dem Vf. Unrecht zu thun.

Die Sensibilität allein enthält den Grund der Säftevertheilung und sie verbietet jede bey der mechanischen Beschaffenheit der Gefäße so leicht möglichen Unordnung. Das Herz ist die große Quelle der Blutbewegung, es wirkt überall, bis wieder auf sich selbst zurück, gleichmäßig hin. Ungeachtet nun die große Masse des Blutes immer in seiner gewöhnlichen Bewegung bleiben muß, so können doch die Säfte in den zahllosen kleinen Haargefäßen und in den parenchymatösen Geweben des Körpers, je nach den verschiedenen Richtungen verlaufen. Mit den Gesetzen dieser Erscheinung muß sich der Arzt genau bekannt machen; dagegen kann er den Blutumlauf in den größern Gefäßen mehr als eine in die Physik, als in die Heilkunde einschlagende Sache betrachten. Der Kreislauf in den großen Gefäßen wäre für die Erhaltung des Lebens ganz zwecklos, wenn nicht aus den Arterien kleine, durchsichtige Kanäle entsprängen, welche die zum Ersatz der festen Theile bestimmten Stoffe aufnehmen. Dem absorbirenden Systeme kommen folgende Eigenschaften zu: 1) die Kraft verschiedene Flüssigkeiten nach unendlich verschiedener Sensibilität in sich aufzunehmen. (Saugkraft, Absorption, daher der Name.) Diese Kraft fehlt den Venen durchaus. 2) Die absorbirenden Gefäße können, den Umständen nach, thätig und unthätig seyn. Die Schnelligkeit, mit welcher die aufgelösten Flüssigkeiten bewegt werden, ist von einem Augenblicke zum andern sehr verschieden. 3) Charakteristisch ist ferner die Unregelmäßigkeit in der Richtung der bewegten Flüssigkeiten, die sogar eine rückgängige werden kann. 4) Die absorbirenden Gefäße sind abwechselnd gefüllt und leer, daher sie bald sichtbar, bald unsichtbar werden. 5) Sie besitzen eine bedeutendere Irritabilität und Sensibilität, der Arterien und Venen. Deshalb sind sie sehr zur Entzündung geneigt, ihre Neigung offenbart sich ganz eigenthümlich immer durch Schauer. 6) Die Lymphgefäße können sich verlängern und verkürzen und in benachbarte Gewebe verzweigen, wie es gerade das Bedürfnis der Natur mit sich bringt. 7) Endlich entspringt das Lymphsystem mit unzähligen, kaum durch das Microscop entdeckbaren Wurzeln von allen äußern und innern Flächen und also auch, was vorzüglich bemerkt werden muß, von den Wänden der Arterien. Das aushauchende und Zellsystem sind nur Anhänge des lymphatischen.

Da im Gefäßvermögen der einzige Grund der Erscheinungen aller thierischen Existenz liegt und dieses nur den festen Theilen zukommt, so können auch alle Verschiedenheiten zwischen den Menschen nur in diesen begründet seyn und von ihnen wieder, um nur im lymphatischen Systeme. Die oben angegebenen Eigenschaften desselben sprechen für diese Behauptung. Schon Pöjel meint, daß die Mehrzahl der Fiebersymptome auf ein Uebergewicht des abforbirenden über das Blutgefäßsystem hindeuten und dieser Meinung pflichtet auch unser Vf. bey, indem er die Anhänger der Lehre, daß der ursprüngliche Sitz des Fiebers im Blutgefäßsystem und namentlich in den Pulsadern zu suchen sey, zu erklären auffordert, wie es denn unter diesen Verhältnissen, bey einerley Beschaffenheit des Pulses und bey gleicher Regelmäßigkeit des Blutlaufs verschiedenartige Fieberzustände möglich werden, und wie der Puls bey sonst gleichen Fieberzuständen wesentlich verschiedene seyn könne. Die Erklärung der Krisen Metastasen u. l. w. sey unmöglich, sobald man das Blutgefäßsystem als den Sitz der Fieber überhaupt, oder auch nur eines einzigen annehme, dagegen werde sie leicht, wenn man annehme, daß das Lymphsystem ursprünglich leide. Fieber ist also Reizung, Steigerung der Lebenskraft der abforbirenden Gefäße. Es besteht aus mehreren Elementen, nämlich dem entzündlichen, dem adynamischen, dem galligen, dem schleimigen und aus dem ataxischen oder nervösen, welche man zwar in jedem einzelnen Fieberfalle, doch selten ganz rein findet.

Der Vf. bemühet sich sehr, das Fieber von der Entzündung zu unterscheiden, gesteht aber endlich selbst ganz unerwartet ein, daß genaue Grenzen in der Natur nirgends existirten, doch könne man annehmen, daß Fieber und Entzündung in einem und demselben Systeme, dem lymphatischen, ihre Wurzel schlugen und sich nur durch Ausbreitung (Umfang) Heftigkeit und Concentration unterschieden. — Nirgends soll eine Complication der Symptome der Entzündung mit denen des Fiebers auffallender Statt finden, als bey fieberhaften contagiösen Krankheiten, deren Betrachtung ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Diese Complication verleitete die Nosologen, die ganze Krankheitsklasse bald unter die Entzündungen, bald unter die Fieber zu setzen. Ueber das uns bisher noch Unbekannte in der Lehre von den Contagien fand Rec. auch hier keinen Aufschluß.

Die krankhaften Aussonderungen zerfallen in die unmittelbaren, zu welchen die activen, oder arteriellen, die passiven, oder die venösen Blutungen und die *Phlegmatorrhagien* gehören. Beide haben ihren Sitz im Lymphgefäßsystem und zwar die activen Blutungen in demjenigen Theile desselben, welcher der Blutbereitung und Ernährung vorsteht. Sie entstehen durch zu große Thätigkeit, oder durch eine eigenthümliche Modification der Sensibilität, die zufolge eine größere Menge nährender

Stoffe unvollkommen in Blut umgewandelt und in allen Theilen des Körpers so lange hin und her getrieben werden, bis endlich an der äußern Oberfläche eine mehr oder weniger bedeutende Menge hervorstößt. — Als Hauptgründe für die Annahme des Sitzes der activen Blutflüsse im Lymphgefäßsystem, führt der Vf. außer der Unmöglichkeit, die Erscheinungen mit den gleichzeitigen Veränderungen im Blutgefäßsysteme zusammen zu reimen, noch die Verminderung beynahe aller Secretionen vor und während der Blutflüsse an und bemerkt nach Stahl, daß man neben, und mit den Blutflüssen abwechselnd, Erguß oder Congestion lymphatischer Flüssigkeiten häufig beobachte, daß unvollkommene Blutflüsse rund um den Ort ihres Erscheinens Geschwülste, Drüsenanschwellungen, zurücklassen und daß die Blutflüsse überhaupt auffallende Beziehungen zu Gicht und Rheumatismus haben, welchen letzterm offenbar ein Leiden der Lymphgefäße zum Grunde liege. — Als Hauptcharakter der passiven Bildungen stellt der Vf. den Mangel aller vorgängigen allgemeinen oder örtlichen Aufregung, aller Congestion auf. Die vielfachen Beziehungen zwischen diesen Blutflüssen und den Krankheiten, welche erwiesen ihren Sitz in demjenigen Theile des Lymphsystems haben, welcher mit dem Namen unmittelbar zusammenhängt, lassen keinen Zweifel über ihre Natur aufkommen. Zu einer tiefen „*exhaustion*“ der arteriellen Lymphgefäße gesellt sich eine Reizung der venösen, welche jene bestimmt, sich des Venenblutes zu bemächtigen und dasselbe mittelst der ausbauchenden Zweige aus dem Körper zu schaffen. Passivität, im gewöhnlichen Sinne, ist gar nicht vorhanden und sie erklärt auch nichts. — Wenn auf eine ähnliche Art, wie bey den Blutflüssen Blut, lymphatische Flüssigkeiten plötzlich und übermäßig ausgesondert werden, so bezeichnet unser Vf. diesen Zustand der Lymphgefäße mit dem Namen *Phlegmatorrhagie*. Eben so, wie sich Entzündungen in plethorischen Subjecten in blutige Aussonderungen umwandeln können, eben so häufig, und noch öfter sieht man, daß sie sich bey Phlegmatischen und lymphatische Aussonderungen umgestalten.

Die zweyte Hauptabtheilung der Aussonderungen umfaßt die mittelbaren, d. h. diejenigen, bey welchen, im Gegensatze mit den unmittelbaren, die ausgeschiedenen Flüssigkeiten nicht fast ganz eben so ausgeleert werden, wie sie im Körper kreisen, sondern als Producte einer mehr zusammengesetzten Thätigkeit. Die Bearbeitung des Bluts wird hier fehlerhaft und giebt zum Uebermaasse, sonst aber auch im gesunden Zustande bereiteter Bestandtheile Veranlassung. Hierher gehören die serösen Ergießungen und Wasserfuchten, die Fettschwitzung und die Luftabsonderung. Eine von dieser Krankheitsgattung abweichende begreift die krankhaften und verdorbenen (*dépravées*) Aussonderungen in sich. Sie entstehen, wenn die Lymphgefäße in Folge einer krankhaft veränderten Lebens-thätigkeit krankhafte Säfte bereiten, und sind ent-

weder ursprüngliche, (wie jene bedeutenden Umwandlungen, wodurch gewisse Organe andere, ihnen sonst durchaus unähnlichen, ähnlich werden z. B. Muskeln zu Fett) oder secundäre, welche sich dadurch charakterisiren, daß die verdorbenen, ausgefonderten Säfte auf die Schleimflächen geworfen werden, und die Organisation durch ungeheurer Colliquationen erschöpfen.

Es ließe sich leicht erwarten, daß die Krankheiten des Nervensystems den Ansichten des Vf. am schwierigsten anzupassen seyn würden. Er fängt, um seinen Zweck zu erreichen, im eigentlichsten Sinne *ab ovo* an. Der eben belebte Organismus besteht aus einem zarten, durchsichtigen Zellgewebe, dessen Anfangs zerstreute Fasern sich bald zu Bündeln vereinigen und die Gestalt eines kleinen Wurms annehmen. Dieser zeigt sich nach kurzer Zeit in zwey Hälften getheilt, deren obere das Gehirn, die untere das Rückenmark bildet. Aus beiden entstehen die Rudimente der Nerven, Gefäße, des Herzens, der Gliedmaßen und überhaupt aller Organe. Nun vergesse man nicht, daß das noch formlose Zellgewebe aus lauter kleinen, nicht bemerkbaren (schlimm!) Cylindern zusammengesetzt ist, welche sich schon die nahrhaften Stoffe aus den mit ihren Mündungen in Berührung kommenden Flüssigkeiten aneignen und somit beweisen, daß sie Gefühlsvermögen und Thätigkeit besitzen, sich zusammen ziehen und aufsaugen können, also daß ihnen das Wesen der lebendigen, festen, organischen Masse und der absorbirenden Gefäße zukomme, welche letztern ja auch nichts sind, als jene lebendige Masse in unendlich kleine und zahlreiche Cylinder zertheilt.

Beide Hälften des ersten Keims entwickeln eine unzählbare Menge durchsichtiger, unter einander auf das Mannigfaltigste gewundener Cylinder, hüllen sich nach und nach in Häute, deren einige zur Ernährung jener ädäralischen Cylinder, andere zum Schutze derselben bestimmt scheinen. Einige jener Cylinderbündel vereinigen sich inniger, umgeben sich mit einem ähnlichen Hautapparat, und verbreiten sich von den Centraltheilen in alle Theile des Organismus, verlassen dort ihre Scheiden, zertheilen sich in's Unendliche, verwandeln sich in Zellgewebe und bilden so das Grundgewebe aller Organe. In diesem Zustand der größten Verbreitung bieten die Cylinder sehr verschiedenartige Modificationen von Sensibilität dar, vermöge welcher sie der Ernährung vorzustehen im Stande sind. Sobald die Kanäle ihre Scheiden verlassen haben, unterliegen sie allen Reizen, welche in ihnen jene mehr oder we-

niger unordentliche Bewegungen und somit Krankheiten hervorbringen.

Wie nun das Nervensystem in Hinsicht seiner Grundbeschaffenheit von den übrigen Theilen des Organismus keinesweges abweicht, so unterscheiden sich auch die Krankheiten desselben von den Krankheiten anderer Systeme nur durch ihren verschiedenen Sitz. Nur die Heftigkeit der Hirnkrankheiten, welche meistens (?) in ihrer ersten Periode den Tod herbeiführen, die Weichheit und der lockere Zusammenhang des Hirngewebes, die Verwickelung und die geheimnißvollen Beziehungen aller seiner Theile, die genaue Nebeneinanderlagerung der Nervenbündel, die unvollkommene Art der anatomischen Untersuchung und die geringe Aufmerksamkeit, welche man bey Leichenöffnungen gewöhnlich dem Zustande des Nervensystems widmet, sind eben so viele Ursachen unserer geringen Bekanntschaft mit den Nervenkrankheiten, die wir zum großen Theile noch immer, wie unsere in der Anatomie schlecht bewanderten Vorfahren, als Krankheiten ohne Materie betrachten.

Rec. hält es für überflüssig, noch dasjenige anzuführen, was der Vf. über den Antheil der Lymphgefäße an dem Heilungsproceß aufstellt. Uebrigens ist das vorliegende Werk ein neuer trauriger Beweis, wie schwer selbst tüchtige Männer von einer einmal gefassten Lieblingsmeinung zurückgebracht werden können. Dazu war bey unserm Vf. nicht einmal funfzehnjährige Beschäftigung mit seinem Gegenstande hinreichend; denn nach seiner eigenen Versicherung (und Rec. hat keinen Grund an ihrer Wahrhaftigkeit zu zweifeln) wurde die Untersuchung über das Lymphsystem schon im Jahre 1806 begonnen und seitdem fleißig fortgesetzt.

SCHÖNE KÜNSTE.

LIEGNITZ, b. Kuhlmei: *Weltfinn und Gemüth*, eine Erzählung von *Arminia*. 1823. 154 S. 8.

Die pseudonyme Vfn. dieser Erzählung ermanget nicht der Welt- und Menschenkenntniß, und eben so wenig der Gewandtheit und Darstellungsgabe. Sie zeigt sich von einem feinen Gefühle für das Sittliche belebt, und scheint durch diese Geschichte nicht bloß unterhalten, sondern auch einen Beytrag zur sittlichen Bildung des weiblichen Herzens geben zu wollen. Dieß verdient Anerkennung und Lob, wenn wir auch den geschilderten Charakteren die Tiefe, den dargestellten Begebenheiten die Neuheit abprechen müssen, wodurch der Verstand vollkommen befriedigt und das Herz bleibend ergriffen wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, im Verl. d. Schulbuchh.: *Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche* nach der Zeitfolge, seit dem Anfange der Reformation bis auf die neueste Zeit, von Dr. Johann Severin Vater; zur Ergänzung der beiden ersten Bände des Henke'schen Werkes, nebst ausführlichem Register über alle Jahrhunderte. 1823. XVIII. XVIII und 598 S. 8.

Auch unter dem falschen Nebentitel:

Allg. Geschichte der christl. Kirche nach der Zeitf., von Dr. Heinrich Philipp Konrad Henke. Neunter Theil.

Die Henke'sche Kirchengeschichte sollte nach ihrem ursprünglichen Plan nur drey Bände umfassen. Vom dem dritten Bande an, mit welchem die Reformations-Geschichte begann, erweiterte aber der Verf. seinen Plan, weil die Reichhaltigkeit des Stoffs das Zusammendrängen der Begebenheiten und ihrer Stellung nach Zeitverwandtschaft und Analogie sehr mühsam machte. So ging Band III. vom J. 1517 bis 1648, Band IV. v. J. 1649 bis 1700. Nun fand aber Hr. H. noch so manches, was der Bemerkung andrer entgangen war, daß er selbst bey der sehr haushälterischen Einschränkung des zusammengebrachten Vorraths, der Versuchung nicht widerstehen konnte, mehr zu geben, als er planmäßig wollte. Er fügte noch einen fünften und sechsten Band hinzu und gab ihnen den Nebentitel: *Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts erster und zweyter Band*. Diese enthielten die Geschichte der katholischen Kirche bis 1770. Als er nun (durch den Tod abgerufen wurde, so vollendete Hr. D. Vater das ganze Werk mit den siebenten und achten Bände, wovon der siebente die Gesch. der kathol. Kirche bis 1820, der achte aber die der evangel. Kirche von 1700 — 1820 enthält. Diese Ungleichmäßigkeit der Bearbeitung störte die Einheit und innere Harmonie des Werkes, den leichten Ueberblick und das sichere Urtheil. Hätte H. seinen ursprünglichen Plan verfolgt und die Kirchengeschichte in drey Bänden vollendet, so würde er jüngeren Theologen sehr nützlich geworden seyn und ihnen die Anschaffung des ganzen Werks sehr erleichtert haben. Es war deshalb ein sehr glücklicher

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

licher Gedanke des Hrn. Dr. Vater, die neuere Kirchengeschichte seit der Reformation in einen Band zusammenzudrängen und so zusammen mit den beiden ersten Bänden des des Henke'schen Werkes, die bis zum Jahre 1516 gehn, ein Ganzes zu liefern, dessen einzelne Theile unter sich fester zusammenhängen und durch höhere Zweckmäßigkeit jungen Theologen eine feste Grundlage zum weiteren Studium der Kirchengeschichte geben kann. Ein gemeinschaftliches Register über alle drey Theile vereinigt sie zu einem Werke, das nach der neuesten Bearbeitung der beiden ersten Bände durch denselben Vf. auch nach seinem inneren Gehalte besser zusammenstimmt. Es ist also dieses Werk nicht, wie es auf dem Nebentitel heist, ein Neunter Theil des Henke'schen Werks. Hr. V. hat sich im Journal für Prediger und anderwärts öffentlich dagegen erklärt.

Hr. Dr. Vater giebt hier nicht einen umgearbeiteten Auszug aus den sechs letzten Bänden der Henke'schen Kirchengeschichte, sondern eine Darstellung der letzten drey Jahrhunderte nach seiner eigenen Ansicht und Einsicht, die er sich durch vieljähriges gründliches Forschen und durch oft wiederholte akademische Vorträge angeeignet hat. Es sind nicht wenige Umstände von Neuem nach den Quellen erforscht und über manches, bisher dunkel Gebliebene ist ein neues Licht verbreitet. Vieles konnte freylich nur angedeutet werden. Statt Erläuterungen sind oft nur Winke gegeben; aber sie machen aufmerksam, regen an, und führen zu weiteren Forschungen. Jedoch hätte die Wichtigkeit manches Gegenstandes wohl eine weitere Ausführung verlangt, wie z. B. die Geschichte der Tridentiner Kirchenversammlung, der Jesuiten, der Socinianer, der Protestanten in Ungern, der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London. Dagegen finden wir Anderes tiefer erforscht und genauer erörtert, als es in früheren Lehr- und Handbüchern der neueren Kirchengeschichte geschehen war, z. B. die innere Befestigung und Erweiterung der russischen Kirche und ihr Verhältniß zur römisch-katholischen, der synkretistische Streit der Heilstädter, die Unionsversuche in der evangelischen Kirche (wobey nur auch der Versuche hätte gedacht werden sollen, die Verfassung und Liturgie der bischöflichen Kirche von England in Deutschland, und besonders im Königreiche Preussen, einzuführen. (S. August's Erinnerungen aus

I (4)

der

der deutschen Reform. Gesch. 2tes Heft. S. 219 u. f.), Bedrückung der Evangelischen in Salzburg, die Umwälzung des Religionswesens in Frankreich bey und nach der Revolution u. s. w.

Wenn manche dem Henkeschen Werke den Vorwurf gemacht haben, daß es nicht *sine ira et studio* geschrieben sey, daß eine gewisse Bitterkeit gegen das Christenthum durchscheine, daß die unglückliche Fertigkeit, mehr das Böse, als das Gute zu bemerken, einen Zorneifer erweckt habe, der auch die Besseren nicht verschont, daß er mitten in einem Zeitalter der Geringschätzung des Christenthums, der Bibel und der Symbole, die Christolatrie und Bibliolatrie dem wahren Lichte der Religion als gefährlich und nachtheilig schildert; so muß man Hrn. V. eine große Besonnenheit, ein ruhiges, wohlgeprüftes Urtheil, ein gewissenhaftes Streben nach Gerechtigkeit und eine hohe Achtung gegen das Christenthum nachrühmen. Er erhält sich frey von Parteylichkeit, läßt dem Guten, wo er es findet, Gerechtigkeit widerfahren, deutet hin auf den Gewinn für Wahrheit und echtes Christenthum, der aus jedem redlichen Kampf des Glaubens hervorgeht und verschweigt den Nachtheil nicht, den heftiger Meinungsstreit und falscher Religionseifer der christlichen Kirche gebracht haben. Wenn er sich dabey als ein guter Protestant bewährt, der den Anmaßungen der Hierarchie und der Unverschämtheit des Glaubenszwanges sich entschlossen entgegenstellt, so gereicht ihm dies nur zur Ehre und dem Werke zum Gewinn; denn wir finden die Meinung sehr ungemein gebührlieh, als dürfe der Geschichtschreiber, um sich ganz parteylos zu erhalten, kein Herz für das haben, was er als recht und wahr erkannt hat. — Darum ist uns des Vfs. innere feste Ueberzeugung so achtbar und erfreulich, um so mehr, da er seine Zeit zu würdigen weiß und einzelne seltsame und betrübende Erscheinungen derselben ihn nicht beunruhigen und verwirren. „Wir leben in einer hochwichtigen Zeit (sagt er in der Vorrede S. IV u. folg.). Die Verhältnisse der christlichen Kirche gegen einander gestalten sich immer mehr, der vorgeschrittenen besseren Denkart, der neuern Staatseinrichtungen und dem Geiste des Zeitalters gemäß. Gerade dabey muß es von Neuem zusammenstoßen und Reibungen geben. Auch zu neuen Versuchen der Römischen Curie muß es kommen, ihren angemaßten Wirkungskreis wieder herzustellen, die Gebrechen des Religionswesens im Mittelalter, wo möglich, zu verewigen, und jeden günstigen Umstand zu benutzen zu Vorpiegelungen von alter oder neuer Erfindung, da die sonstigen nicht mehr blenden, sondern die Maafsregeln monarchischer Papstgewalt anerkannt unverträglich mit den Zwecken der Religion und der Staaten sind. Die päpstliche Universal-Monarchie in der Kirche mit unabänderlichem Willen und ihren, unter dem trüglichen Schein von Consequenz, eingeführten und vertheidigten Maafsregeln, führt nicht zur Erreichung der Zwecke des Weltheilandes; führt nicht zu Jesu Christi heiligem

Gottesreiche, dem Reiche der Frömmigkeit und Tugend, und der Eintracht des christlichen Brudersinns; sondern höchstens zu erzwungener Gleichförmigkeit. Nur dahin hat sie einst über Trümmern des Staatenwohls und zertretenen Rechten der Wissenschaftsfreyheit und der Gemüthsreligion (?) geführt, welche jetzt den Fürsten und ihren Völkern theurer, als jemals, sind.“ — Für die protestantische Kirche läßt sich aber, mit Hilfe frommer Fürsten, eben so gewiß erwarten, daß sie aus dem traurigen Zustande der Willkür und Regelloßigkeit erlöset, eine Verfassung erhalten werde, die ihre wohlverworbenen Rechte und Freyheiten sichert, ihre Angelegenheiten nach weisen, allgemein göltigen Gesetzen ordnet, das Verhältniß der Kirche zum Staate feststellt und das Fortschreiten des Menschengeschlechts im Geiste des echten Christenthums nach allen Richtungen hin fördert. „Es wird jetzt, in der evangelischen Kirche, (sagt der Vf. Vorr. S. VI und VII.) mehr, als sonst, über ihre Regierungsweise verhandelt, und darüber, was davon der Staatsgewalt, und was den christlichen Gemeinden zugehöre, und zwar in diesen den Geistlichen allein, nach ihrer Kenntniß der Geschichte und der Bedürfnisse der Kirche und der Religion, ohne daß sie eingeräumte Rechte missbrauchen können, oder denselben mit Zuziehung anderer religiöser Gemeinglieder. Die Fürsten und ihre Völker wollen Erhaltung und Wachsthum christlicher Religiosität. Soll nirgends, bloß um des Regierens willen, sondern überall eigentlicht für Menschenwohl regiert werden: am wenigsten darf dieser letztere Zweck alles unsers Strebens auch nur für einen Augenblick aus dem Auge verloren seyn, wo es der heiligen Sache der Religion und Moralität gilt. Mit Flammenschrift sey und bleibe in jedes Herz das herrliche, ewig wahre Wort des Apostels eingeschrieben: *Πάσα πρὸς εὐδοκίαν*!“ — Die Kirchengeschichte, in einem solchen Geiste geschrieben, wird am sichersten zur Mäßigung und Duldsamkeit, zur Achtung der Menschenrechte und zur Ehrfurcht gegen die Wege Gottes führen, und vor einseitigen, herrischen und gewaltsamen Maafsregeln im Gebiete des Glaubens behüten.

Der Vf. hat, wie Henke, die Geschichte der kathol. und protestant. Kirche von einander getrennt; und das mit Recht! wenn gleich neuerdings gefordert wurde, daß die Geschichte der christlichen Kirche seit der Reformation zur pragmatischen Uebersicht der Begebenheiten und Veränderungen in derselben synchronistisch erzählt werden sollte. Wir halten es zwar nicht für unmöglich, daß bey großer historischer Kunst, bey strenger Auswahl der Begebenheiten und Gegenstände, und in gedrängter, gedankenvoller Kürze eine pragmatisch-synchronistische Darstellung der Kirchengeschichte in den letzten drey Jahrhunderten geschrieben werden könnte: aber störende Zerstückelung, öftere Wiederholungen und Unterbrechungen, Vermischung heterogener Theile würden doch kaum zu vermeiden seyn, besonders wenn man etwas ins Einzelne gehen und manche

manche Nebendinge berühren wollte, die doch zu einem vollendeten Gemälde nicht fehlen dürfen.

Der geschichtliche Stoff ist in *sieben Abschnitte* vertheilt. 1) Geschichte der Reformation bis zum Religionsfrieden 1555. 2) Geschichte der Römisch-kathol. und Griechischen Kirche, von der Tridentinischen Synode bis zum Ausbruche der Janenistischen Streitigkeiten. Folgen der erstern. Jesuiten. Paul Sarpi. Der dreißigjährige Krieg. 3) Gesch. der evangelischen Kirche vom deutschen Religionsfrieden bis zum westphälischen, 1648. (Genf und Calvin. Englische Kirchen. Lutheranische Concordienformel. Edict von Nantes. Unitarier in Polen. Arminianer in Holland; Dortrechter Synode und Hugo Grotius. Georg Calixt.) 4) Geschichte der kathol. Kirche vom Ausbruche der janenist. Streitigkeiten bis zu denen über die Constitution Unigenitus von 1640 bis 1713. (Französl. Kirchenrecht. Aufhebung des Edicts von Nantes. Missionshandel der Jesuiten. Quietisten. Peter der Große. Richard Simon.) 5) Gesch. der evangel. Kirchen vom Westphäl. Frieden bis zum Utrechter und dem Einflusse der Wolfischen Philosophie. Von 1648 bis nach 1713. (Synkretistische und pietistische Streitigkeiten in Deutschland. Quäker und Deisten in England. Georg Calixtus, Spener, Thomasius, Bayle, Leibnitz.) 6) Röm. katholische und griechische Kirchen von der Constitutionsstreitigkeit bis auf die neueste Zeit. (Appellanten. Salzburger Auswanderung. Druck und Verfolgung der Evangelischen. Erfolgreiche Versuche innerer Verbesserungen. Staatsumwälzung in Frankreich; Kirchliche Veränderungen daselbst und in den Umländern. Muratori und Mauriner. Caurayer, Gnanonne. Benedict. XIV. Affemann. Dahlberg. Hug.) 7) Geschichte der evangel. Kirchen, von dem Einflusse der Wolf. Philos. bis auf die gegenwärtige Zeit. (Fortdauer der Streitigkeiten mit der Halle'schen Schule. Schwärmer und Deisten. Die Brüdergemeinde und Methodisten. Gedehnen theologischer Gelehrsamkeit unter den Lutherischen und weitere große Fortschritte derselben. Mosheim, Baumgarten, Ernesti, Semler, Griesbach. Neue kritische Untersuchungen. Kälte und Unglaube. Mysticismus. Einwirkung neuerer Philosophien. Vereinigung der evangel. Kirchen. Ausbreitung derselben und der Bibel.)

Diese Abschnitte sind gut gewählt und gewähren bey dem großen Reichthum der verschiedensten Materien eine gute Uebersicht und einen pragmatischen Zusammenhang. Doch würden wir die Perioden, Eintheilung, nach welcher die Geschichte der protestantischen Kirche abgehandelt zu werden pflegt, lieber beybehalten haben, weil dadurch das innere Leben und die allmähliche Ausbildung der evangel. Kirche und Lehre anschaulicher gemacht wird. Diese ist nämlich: 1) vom Beginn der Reformation bis zum Ausbruch des Religionskrieges; von 1517 bis 1546; das Zeitalter Luthers, Melancthons, Zwingli's, Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen, die Periode der Kraft und Erhebung, des neu-

en geistigen und religiösen Lebens. Das Jahr 1546 macht hier einen wichtigen Abschnitt, weil am 28ten Februar Luther starb, einige Monate vorher die Tridentiner Synode eröffnet worden war und im Juny der Religionskrieg ausbrach. 2) Vom Religionskriege bis zur Concordienformel, von 1546 bis 1580; die Periode der innern Zwietracht bis zur friedlichen Annäherung der Parteyen. Verfall des geistigen Lebens, Streit um Worte und dogmatische Begriffe, heftige Fehde und scheinbare Befänftigung; 3) von der Concordienformel bis zum Westphälischen Frieden, von 1580 bis 1648. Die Zeit der äußern Gefahr bis zur Beruhigung Europas und Sicherung der protestantischen Kirche. Das geistige Leben bedroht durch wilden Streit um die bürgerliche Existenz und um Behauptung der theuer erworbenen Freyheit. Ermattung, die nach langem Streit Ruhe gebietet. Jedoch haben endlich Lutheraner und Reformirte mit den Katholiken völlig gleiche Rechte in Deutschland. 4) Vom westphäl. Frieden bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die Bildung der protestantischen Kirche unter den synkretistischen Händeln und pietistischen Streitigkeiten bis zur großen theologischen Revolution. Die Religion in den Fesseln der alten Scholastik und einer schulgerechten Theologie, bis ihr durch Spener und A. H. Franke ein neues Leben gegeben und einer gründlichen Gelehrsamkeit die Bahn gebrochen wurde. Dabey die große Wirksamkeit des Bened. Carpzov, Christian Thomasius und Christian Wolf. Sieg der Halle'schen Theologen über die Hamburger, Wittenberger und Leipziger. 5) Von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die jetzige Zeit. Die Theologie, durch Kritik und Sprachstudium, durch Geschichte und Philosophie gründlich und wissenschaftlich bearbeitet. Baumgarten, Bengel, Ernesti, Semler, Teller, Spalding bringen eine wissenschaftliche Regsamkeit hervor, die in der allgem. deutschen Bibliothek einen reichen Sammelplatz fand. Durch Verbreitung deistischer, naturalistischer und atheistischer Schriften ward auch der Unglaube bis zur Erstarrung und Ertödtung alles geistigen und sittlichen Lebens ausgebildet. Die lange Reihe von Cherbury, Spinoza, Hobbes, Gr. von Rochester; Shaftsbury, Bolingbroke, Hume, Voltaire, Rousseau und ihrer Genossen beschloß die Wolfenbüttelschen Fragmente. Kant und die französische Revolution. Die große Zeit der Erhebung und des Glaubens nach einem Decennium der Knechtschaft und Frivolität. Scheinbare Abspannung und Ermattung. — Mit diesen Zeitabschnitten in der Geschichte der protestant. Kirche fallen auch wichtige Ereignisse in der kathol. Kirche zusammen. Vieles ist beiden gemeinschaftlich.

Bey einem Werke, in dem so vieler gelehrter und geschichtlicher Stoff in gedrängter Kürze verarbeitet werden mußte, wird im Einzelnen manches zu ergänzen und zu berichtigen seyn, was dem Ganzen entbehrlich ist und nur dem, mit der Wissenschaft Vertrauten bemerklich wird. Und so hatte sich

sich Rec. beym Durchlesen vorliegender Schrift vieles angemerkt, wovon er nur Einiges dieser Anzei-ge hinzufügen will. — Bey dem, was die Reformation einleitete, hätte das Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien, die Bildung des Bürgerthums in Deutschland, die Erfindung der Buchdrucker-kunst, das Zusammenwirken der besseren Köpfe, die sich nach mehr Licht und Freyheit lehnten, die große Versunkenheit des geistlichen Standes, die Liederlichkeit mehrerer Päpste, die im Volke verbreitete Ueberzeugung von der Entartung des Christenthums und der Widerwille der Fürsten gegen die Anmaaßungen und Erpressungen der Hierarchie, nicht vergessen werden sollen. Auch hätten wir gern etwas Näheres über das Leben und den Charakter der Reformatoren gelesen, da ihre Persönlichkeit so wesentlich in die Ereignisse der Zeit ein-griff. — (Zu S. 9.) Eine zwar nicht kritische, aber doch ziemlich vollständige Angabe der älteren Bio-graphen Luthers findet man in J. A. W. (Johann Abrah. Wimmer) *de scriptoribus Lutheri vitam illust-stantibus* (Witteb. 1723. 4.), und der neueren in *Ukerts* Leben Luthers 1ter Th. S. 17 — 30. — An-fang und Fortgang der Reformation ist sehr gut, in einem inneren Zusammenhang und zur anschauli-chen Erkenntniß der Thatfachen erzählt. (S. 34.) Gegen den Vorwurf der Grobheit und zu heftiger Schreibart ist Luther von *Schütze* in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Luthers Briefen (1ter Th. S. 1 und f.) und neuerdings von *Franz Horn* im ersten Theil seiner Schrift: die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, §. 30 u. f. vollkommen gerechtfertigt worden, wenn auch der freyherzige Mann sich darüber nicht selbst so befriedigend geäußert hätte. S. Luth. W. Hall. Ausg. XVI. 2121. u. f.; XIX. 515. XIV. 190. und seine Antwort und Erbiethen an Fried- rich den Weifen wegen seiner harten Schreibart. XV. 2609 u. f. Wenn gleich *Bramus*, der zögernde und behutame, der immer leise auftritt, 1518 an den Rector der Universität Erfurt schreibt: „*Utinam ci- villius admonisset! Plures haberet et fautores et propugnatores, et uberiores mensem demeteret Christo;*“ so hat doch der Erfolg das Gegentheil ge-lehrt. Es ist sehr wahr, was der Vf. sagt: „Ohne Feuer des Affects werden nie so große Veränderun-gen bewirkt, als damals für die Welt Noth war.“ — S. 37. *Ulrich von Hutten* nach seinem Leben, sei-nem Charakter und seinen Schriften, geschildert von C. J. *Wagenfeil* (Nürnberg 1823.) konnte der Vf. nicht kennen; doch hätten *Hutten's Klagen ge-gen Loetz von Mohnike* (Greifsw. 1816. 2 Bde.) an-geführt werden sollen. *Münch's* bis zum 4ten Bd. gediehene Ausgabe der Werke Ulrichs von Hutten enthält viele interessante literarische und geschicht-liche Erläuterungen; warnen aber müssen wir vor der unwürdigen Schrift: „Der Streit zwischen Ulr. v. H. und Erasmus von Rotterd.; ein Beytrag zur Charakteristik Ulr. v. H's und seiner literar.

Zeitgenossen. Aus Original-Urkunden und Brie-fen ins Deutsche übersetzt und mit literar. und histo-rischen Bemerkungen herausgegeben von *Karl Kie-fer*, Pfarrer in *Heckfeldt* (Mainz 1823.); — eine Schrift, die dem freysinnigen Ritter nicht Arges und Schändliches genug nachlagen kann und die ihm die schlechteste Genügnung und die gräulichsten Tha-ten zur Last legt. Uebrigens ist die Fabrik, welche das liebe Deutschland in unermüdlicher Geschäftig-keit mit so schlechter Waare versieht, bekannt ge-nug. — Hr. Dr. *V.* billigt (S. 46.) Luthers kühne That, die Baumballe, die päpstlichen Kirchengesetze und einige Schriften Eck's und Emser's öffent-lich und feyerlich zu verbrennen. Mehrere haben darin mit dem ehrwürdigen *Planck* (Gesch. des pro-test. Lehrbegr. I. 354.) und mit *Heinrich* (deutsche Reichsgesch. V. 73.) einen unzeitigen Ausbruch der Rache gesehen, welcher der guten Sache sehr schadete. *Pflaum* (Lebensgesch. Luthers I. 173.) und Andere sprachen das nach, und neuere Wider-sacher bauen daraus dem furchtlosen Glaubenshelden Scheiterhaufen der Verdammniß. Diese That aber ist so groß, so kühn und entscheidend, daß einer unserer vorzüglichsten Gottesgelehrten an dieselbe das eigentliche Jubelfest der Reformation geknüpft wissen wollte. Uebrigens beziehen sich die Worte Luthers: *Quia sanctum domini conturbasti contur-bet te ignis aeternus!* auf die Worte Josuas, die er zu Achan (Josua 7, 25.) sprach. — (S. 50.) Lu-thers Worte: „Wenn so viel Tausel zu Worms wä-ren, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein!“ finden sich in einem Schreiben desselben aus Oppenheim an Spalatin, der ihn warnte, nicht nach Worms zu kommen (L. W. XV. 2174.). Be-reits aus Frankfurt hatte er diesem treuen Freunde geschrieben: *Instrabimus Wormatiam invitis omni-bus portis inferni et potestatibus aëris.* (Tom. I. epp. 314.). Er wiederholte dasselbe von der Wart-burg aus in dem berühmten Schreiben an seinen Chur-fürst, der die Freudigkeit seines Glaubens und die Kraft seines Willens in ein so herrliches Licht stellt (L. W. XV. 2380.)

(Der Beschlufs folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

GLOGAU, b. Günther: *Wegweiser für Reisende durch das Riesengebirge*, mit einer Karte des Riesengebirges und einer Post- und Reisekarte von Schlessien. 1821. 26 S. 12.

Da dieses Büchelchen nichts weiter enthält als ein bloßes Namenverzeichnis der Ortschaften mit Hin-weisung auf die Karte, so werden es wenige als *Wegweiser* brauchbar finden, zumal da auch meh-rere Namen unrichtig angegeben sind. Angehängt sind einige Regeln für Sudetenwanderer, entnom-men aus Dr. *Schmidts* brauchbarem Werke, betitelt das Riesengebirge 1817.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, im Verl. d. Schulbuchh.: *Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche* — von Dr. Johann Severin Vater u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber Luthers Aufenthalt auf der Wartburg hätten wohl einige Worte gesagt werden sollen, da derselbe für den Fortgang der Reformation, besonders durch den Beginn der Bibelübersetzung, so wichtig wurde. Luther schrieb von hier aus an seinen Freund Lange, von dem er gehört hatte, daß er ebenfalls an diesem wichtigen Werke arbeitete: *Fide, ut Evangelii partes foveas, defendas: ego hic latebo usque ad Pascha: interim Postillas conscribam, novum Test. vrnacula donaturus, in qua (re) et te audio laborare: perge ut coepisti. Utinam oppida singula interpretem suum haberent: et solus hic liber omnium lingua, manu, oculis, auribus, cordibus versaretur!* (Epist. I. 295. b.). Im Vorbeygehen hätte auch des heiteren Auftritts gedacht werden können, den L. im schwarzen Bär zu Jena mit Johannes Kessler und Joh. Rautiner hatte, und der die Größe seiner Seele und die Heiterkeit seines Geistes in einer so bedenklichen Lage in ein recht helles Licht setzt. Der Bericht über diesen Auftritt von Joh. Kessler selbst wurde aus dem Manuscript zuerst in dem Schweizerischen Museum 1784, 5tes Stück abgedruckt, dann hier und da nachgezählt, und neuerdings vom Dr. Marheineke seiner kleinen Schrift: *Das Brod im heil. Abendmahl* (Berlin 1817. S. 32 f.) angehängt. Urprünglich befindet sich diese Erzählung in einer Handchriftlichen Chronik von St. Gallen (der Geburtsstadt Kesslers), die der Berichterstatter unter dem Namen *Sabbatha* geschrieben hatte, weil er nur am Samstagen daran arbeiten konnte. Es liegen in dieser Chronik (die nur stellenweise in Almanachen und Flugschriften abgedruckt ist) manche herrliche Beyträge zur Charakteristik jener Zeit und ihrer Sitten, und sie ist in einer biederherzigen, einfachen und lebendigen, oft recht naiven Sprache geschrieben. — (S. 64.). Den Orten, welche den reisenden Gottesdienst einführten und zur evangel. Lehre sich bekannten, kann noch hinzugefügt werden: *Bremen*, die erste Stadt in Niedersachsen, welche der Reformation zufließt (*Pratje's Bremen'sche und Verdbiblioth. I. Band 2tes Stück S. 1 u. f.*); *Köthen*, wo

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

der Fürst Wolfgang der Fromme den einstimmigen Wunsch seiner Unterthanen erfüllte, indem er den evangel. Gottesdienst in seiner Residenzstadt einführte (*Bertrams Geschichte des Hauses Anhalt. II. 266*); *Gernrode*, wo die anhaltische Prinzessin Elisabeth, Aebtissin des dortigen Klosters, die in einer Rede an das widerstrebende Kapitel den Papst als Antichrist schilderte, und Stephan Molitor (Möller), den sie von Wittenberg kommen ließ, als evangelischen Prediger einsetzte (*Beckmanns Anhalt. Chron. III. 182 und VI. 38*); *Nassau*, wo Gerh. Lorich, Prediger zu Hadamar, den von Luthern aufgestellten Grundsätzen 1524 zuerst folgte, bis der Graf Wilhelm die Messe und andre päpstliche Gebräuche abschaffte, wobey ihm der Hofkaplan *Hellmann Crombach* und der Pfarrer zu Siegen *Leonhard Wagner*, behülflich waren (Kirchen- und Reform. Gesch. der Oranien — Nassauischen Lande von *Steubing*, Hadamar 1804.); in *Basel* predigte *Wilhelm Röhling* von Rotenburg am Neckar, Leutpriester zu St. Alban bereits 1521 wider die Messe, das Fegefeuer, die Anrufung der Heiligen und die abgöttischen Ceremonien. Obgleich viele sich ihm günstig zeigten, ward er doch aus der Stadt verwiesen (Gesch. der Stadt und Landschaft Basel von *Peter Ochs*, 5ter B. S. 37.); *Biberach*, wo bereits 1524 die Reform. allgemeinen Eingang gefunden hatte (Gesch. der Reform. zu Biberach. Ulm 1817. S. 13.); *Christian II.* von Dänemark verlangte von seinem Oheim, Friedrich dem Weisen bereits 1519 einen evangelischen Prediger und empfahl der Universität zu Kopenhagen recht dringend das Lesen der Lutherischen Schriften (*Jo. Grammit diff. de reform. Danica a Christiæno tentata in Script. societ. sciens. Hafn. Tom. III. p. 1.* und in der deutschen Uebersetzung derselben von *Helms* III. 227 f.). — S. 69. Zu der Erzählung des Bauernkrieges sey es erlaubt Luthers Worte aus der Erklärung der ersten Epistel Johannis Kap. 2, 19. (L. W. IX. 961.) hier anzuführen, die vielleicht zeitgemäß sind, da man den Protestanten jetzt wieder alle Unruhen der Zeit zur Last legen will. „Das ist zu bejammern und kläglich, jedoch aber tröstlich. Der Weizen ist nicht schuld daran, daß Unkraut hervorwächst; und die Wahrheit ist nicht Ursache an so vielem Unglück. Heut zu Tage wird uns alles Unglück beygemessen, das in der Welt geschieht, und wir leiden daher die allerempfindlichste Schmach und Vorwurf: Hätte er das Papstthum zufrieden gelassen, sprechen sie, so wären vielleicht nicht so viele

K (4)

viele Ketzer aufgestanden, vielleicht wäre auch nicht der Bauernaufstand geschehen. Aber an wem liegt die Schuld? Nicht an der Wahrheit oder am Lichte; sondern am Irrthum und an der Finsterniß. Nicht derjenige, der vor der Finsterniß flieht, sondern der in der Finsterniß bleibt, ist der Widerchrist. Wenn sie von uns ausgehen, so gehet es niemals ohne Tumult ab. *Thomas Münzer* war unter uns. Da er aber wollte klug seyn und von uns ausging, so wurde er ein Anstifter des Aufbruchs, und seine Spiessgesellen kamen in die Stadt und setzten alles in Unruhe. Wenn die Buben mit einem neuen Evangelio kommen, so muß solch Unglück daraus folgen. Ich sehe dieses Unglück und seufze darüber. Und ich habe öfters bey mir gedacht: *ob man nicht lieber hätte das Papstthum beybehalten sollen, als so viel Aufstand und Unruhe sehen?* Aber es ist besser, einige aus dem Rachen des Teufels herausreißen, als daß Alle verloren gehen. Der Tag wird es offenbar machen, welche von uns gewesen und von dem Evangelio der Wahrheit gezeuget, und welche es nicht gewesen." — (S. 73.) Luthers bitterer Unwille, in allen seinen Streitschriften gegen *Zwingli* mit solcher Heftigkeit ausgesprochen, ist nach dem Briefe desselben an den großen Reformator vom April 1527, den uns neuerdings *Verdenmeyer* (Literargesch. der Briefsammlungen Luthers, Berlin 1821. S. 194 u. f.) mitgetheilt hat, nicht zu verwundern. *Zwingli* schreibt zwar darin mit großer Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, aber auch mit ungemeiner Bitterkeit und Heftigkeit. — (S. 91.) Bey der Angabe der Literatur über die Geschichte der Augsb. Confession hätte auf die reiche und möglichst vollständige Literaturgesch. dieses Reichstages und des evangelischen Glaubensbekenntnisses in *Ukerts* Leben Luthers I. 227—293. verwiesen werden sollen.

Bey der Unterredung, die der päpstliche Nuntius *Pea. Paul Vergerius* am 7ten November 1533 mit Luther zu Wittenberg hatte, würden wir (bey S. 102.) auf dessen derbe und freymüthige Antwort L. W. XVI. 2294. verwiesen haben. — Bey S. 103. muß bemerkt werden, daß aus den Untersuchungen, die *Marheake* bey seiner neuen Ausgabe des Schmalkaldischen Artikel, aus den verlorenen und wieder gewonnenen Schätzen der Heidelb. Bibliothek, angestellt hat, zur Genüge hervorgeht, wie Melancthon die Artikel nicht erst zu Schmalkalden, sondern schon zu Wittenberg unterschrieben und dafelbst auch seinen berühmten Vorbehalt hinzugefügt habe. — Der Streit mit den Schweizer Reformatoren, durch Bucers edelmüthige Bemühung zum friedfertigen Verständniß beider Parteyen geleitet, ist gut erzählt. Luthers herrliche Worte aus seinem Briefe vom 1sten December 1537. (L. W. XVII. 2307.) „Wo wir aber hierin einander nicht ganz verstanden, so ist jetzt das Beste, daß wir gegen einander freundlich seyn und uns immer das Beste zu einander verstehen, bis alles trübe Wasser sich völlig gesetzt hat“ — hätten in einer Anmerkung hinzugefügt

und auf seine friedfertige Aeußerung XVII. 2617. hingewiesen werden sollen. Wenn er dabey nicht beharrte, so bedenke man, wie laut und heftig er durch die Vorrede und Apologie der lateinischen Auflage von *Zwingli's* Werken herausgesendet wurde, und er war nicht der Art, dem Fehdehandschuh liegen zu lassen. Man ist gewohnt, Luther'n bey diesem Bruch alle Schuld beyzulegen, aber *peccatur intra et extra*. — Des Herzogs *Moriz* Charakter ist (S. 127.) richtig dargestellt. Wenn man ihn erglittiger Politik beschuldigt, so bedenke man, daß an Karls Hofe nichts als List und Betrug wohnte und daß einer darin den andern immer zu überbieten suchte, daß mit Philipps aufbrausender Hitze eben so wenig, als mit Johann Friedrichs träger Unentschlossenheit ein sicheres Bündniß zu schließen war. Wenn sich also auch Moriz anfangs als Werkzeug der Unterdrückung der protestantischen Freyheit mißbrauchen ließe, so würde er doch in der Zeit drohender Gefahr durch ein rasches mutiges Handeln ihr ruhmvollster Retter, und legte den Grundstein zum Augsburgischen Religionsfrieden. — Ueber *Calvin* (S. 141 und 209.) eilt der Vf. zu rasch hinweg. Sein Einfluß auf die reformirte Kirche und Lehre war so groß und wichtig, daß vieles darin dunkel bleiben muß, wenn sein Leben und Wirken nicht in das gehörige Licht gestellt wird.

Der Vf. der bey Zeitangaben so genau und zuverlässig ist, und in seinen kirchengeschichtlichen Tabellen dabey einen musterhaften Fleiß bewiesen hat, hätte bey wichtigen Begebenheiten den Monatstag nicht sollen fehlen lassen. Dieser ist auch bey dem Tridentiner Concilium (des in der päpstlichen Botschafts-Bulle vom 22sten May, aber erst bekannt gemacht unterm 29sten Juny 1542, auf den 1sten November ausgeschrieben war) nicht angegeben. Die Geschichte dieser merkwürdigen Synode hätten wir vollständiger gewünscht, besonders in Bezeichnung des Geistes, in welchem gehandelt wurde und in Darstellung der Folgen, welche sie für die katholische und protestantische Kirche hatte. *Planck* hat beides gründlich und vollständig in der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs (Neue Aufl. 3ten Bandes 2ter Thl. S. 240 u. f.) gethan. — Bey der Geschichte der Jesuiten (S. 148 u. f.) ist der 1720 bey Brockhaus erschienene *Catechismo de Gesù* (Leipz. 688 S.) zwar angeführt, aber nicht benutzt. Diese merkwürdige Schrift (unstreitig von einem der angesehensten Geistlichen der katholischen Kirche in Frankreich von der ehemaligen jansenistischen Partey, dem die Einsicht der Originalakten und Dokumente, welche sich nur in den Archiven des Vatikans und der römischen Propaganda befinden, und welche mit der päpstlichen Kanzley im J. 1798 nach Paris transportirt wurden, gestattet war) enthielt das innere Leben und die Tendenz dieser gefährlichen Gesellschaft auf eine recht gründliche und anschauliche Weise. Einen furchtbareren Ankläger hat der Orden noch nie gehabt. Mit solcher

solcher Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit, mit solcher Kraft und Würde, mit solcher tiefen und umfassenden Kenntniß des Ordens und aller seiner Angelegenheiten, ist noch kein Anderer zu Werke gegangen. Es ist unbegreiflich, wie diese so zeitgemäße Schrift keinen tieferen Eindruck zurückgelassen hat. — (S. 256.) Bey den *Dan. Hofmannschen* Streitigkeiten hätte können erwähnt werden, daß schon damals die Frage: ob der Vernunft in Sachen der Theologie und Religion ein Stimmrecht gebühre? durch ein Gutachten der theologischen Fakultät zu Wittenberg gründlich geprüft und bejahend bestätigt worden ist. Ueberhaupt hat das nähere Detail jener Streitigkeiten, von denen aus *Arnold* (Kirchen- und Ketzergeschichte 17ter Bd. 2ter Th. S. 947 u. f.) *Brucker* (*hist. crit. philosophiae Th. IV. Pars. I. p. 778 f.*) und *Schröckh* (Kirchengesch. seit der Reform. 3ter Band S. 159 f.) genügende Auskunft geben, sehr viel Anziehendes und Zeitgemäses. — (S. 355.) Unter den Beförderern christlicher Religiosität, welche wie *Jo. Arnd*, *Jac. Spener* und *A. H. Francke* in Predigten und Schriften auf ein thätiges Christenthum drangen und mit dem Schwerte des Geistes, wie ein zweyter Luther, mit Kraft und Muth gegen die Maul- und Heuchelchristen kämpften, durfte *Dr. Heinrich Müller*, Professor der Theologie und Pfarrer zu Rostock (geb. d. 18ten Octob. 1631. und gest. den 23ten Septbr.) nicht fehlen. Eine Lebensgeschichte von ihm mit Angabe seiner zahlreichen Schriften von *Joh. Georg Rujswurm* findet man vor der neuerdings erschienenen Ausgabe der geistlichen Erquickstunden (Ratzeburg 1822). — (S. 485.) *Joh. Alphons Turretin* (geb. d. 24ten Aug. 1671. gest. d. 1ten May 1727) hat außer der *Nubes testium* noch mehrere treffliche theologische Schriften herausgegeben (*Bouginé* Handbuch 3ter Band S. 362.), unter welchen das Werk: *De veritate religionis christianae*, welches *Vernet* ins Französische übersetzt hat, einen bleibenden Werth behalten wird. In der Geschichte der reformirten Kirche behauptet er einen ehrenvollen Platz und zeichnet sich durch gründliche Gelehrsamkeit, durch Freymüthigkeit und Friedliebende Gesinnungen aus. Er führte die Theologie zur Religion zurück, reichte brüderlich den Lutheranern die Hand der Versöhnung und erklärte sich unerschrocken für die allgemeine Gnade Gottes. Er beschließt gleichsam mit *Sam. Werenfels*, dessen der Vf. gar nicht gedenkt (geb. den 1sten März 1657 zu Basel, und gest. den 1sten Juny 1740), und dessen *opusc. theolog., philosoph. et philologica* doch dem Inhalt und der Sprache nach wahrhaft klassisch zu nennen sind, die Reihe der ausgezeichneten Theologen, welche die reformirte Kirche in ihrer schönsten, thatenvollsten Periode (auf welche die Zeit der Abspannung und des Schloßes folgte) aufzuweisen hat. (Sein Leben von *Vernet* steht in der *Biblioth. raisonnée* Tom. XXI. P. 3. S. 434 u. f. —). Bey Erwähnung der griechisch-kirchlichen Sekte der *Raskolniki* (S. 286. 433 und 478.),

die eine gar seltsame Entstehung und bis auf *Katharina II.* so harte Verfolgungen zu erdulden hatte, finden wir die Hauptschrift nicht angeführt: *Palaoje Istoriceskoje izvestije o drevnich Strigolnikach i novych Raskolnikach* u. s. w. Vollständige historische Nachricht von den alten Strigolniken, oder den neuen Raskolniken oder sogenannten Starobriadzi (d. i. von der alten Oblavanz); von *A. drej Iwanow*, Prota-Jerej bey der heil. Geistkirche. 2te verb. Aufl. St. Petersburg. 1795. 4 Theile 2. mit Kpfrq. Der Vf. war vormem selbst Raskolnik, und zwar von der strengsten Art, kehrte aber nachher zur herrschenden Kirche zurück. Er hat aus der sogenannten geheimen Tradition, aus den Schriften und geschichtlichen Verhandlungen dieser Sekte geschöpft und theilt viel Neues, bis dahin außer Rußland völlig Unbekanntes mit. — Bey der Geschichte der Verfolgungen und Bedrückungen der Protestanten in Ungarn (S. 299 und 406.) konnte der Vf. die interessantesten Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn, von *Gregor von Berseniczky* (Leipzig. 1822.) noch nicht benutzen. Es geht eine gründliche und vollständige Geschichte der Protestanten in Ungarn voran. — S. 534. hätte der großen Verbreitung der Methodisten in Amerika gedacht werden sollen; denn nach den Berichten des Bischofs der Methodisten-Gemeinden in Amerika, *D. Aschbury*, macht diese Sekte den siebenten Theil der ganzen Bevölkerung der vereinigten Staaten aus, und hat 400 wandernde und 3000 fixirte Prediger. — Der Vf. führt bey den verstorbenen Theologen der neueren Zeit ihre Biographien an, hat diels aber bey mehreren unterlassen, wie z. B. bey *Walch*, *Storr*, *Spitzler*, *Löffler*, *Hermes* und *Hanstein*; (in den Zeitgenossen), bey *Koppe* (die 1791 in Leipzig bey Grönius erschienene Skizze) bey *Semler* (dessen seiner Selbstbiographie. Die Nachrichten von *Nimmeyer*, *Wipf* und *O. Thiele*) bey *Hanke* (die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben von *Weyff* und *Bollmann*), *Koppe*, *Spalding*, (die von seinem Sohne zu Berlin 1804 herausgegebene Lebensgesch.), *Aug. Fr. Wilhelm Sack* (die von seinem Sohne *Friedr. Sam. Gottfr.* in 2 starken Octav-Bänden, Berlin 1799. herausgegebene Lebensgesch.), *J. G. Rosenmüller* (von Ditz Leipzig. 1816.), *Fr. V. Reinhard* (wo die Biographie von *Büttiger* fehlt), *Herder* (von *Döring*). — Man kann mit Recht behaupten, daß seit dem apostolischen Zeitalter kein so lebendiger und wachsender Eifer für die Ausbreitung des Christenthums gewesen ist, als in dem gegenwärtigen. Darin sind die Missionsanstalten und die Bibelgesellschaften für die neuere Kirchengeschichte sehr wichtig, und verdienen eine besondere Beachtung. Aber Vf. hat oben S. 337 bis 340 nur einen kurzen Paragr. gewidmet. Die Missionsgesellschaften zu Frankfurt a. M., zu Dresden, Berlin, Königsberg, Halle, Kopenhagen und Kiel, durften nicht ungenannt bleiben, (es sind bloß die zu Basel und Leipzig angeführt), da von dem Erfolg ihrer Bemühungen Jahresberichte ge-

gedruckt werden und sie von den großen Wirkungen, welche die lebendige Predigt der evangelischen Lehre in allen Weltgegenden hervorbringt, erfreuliche Nachrichten geben. Auch die *Society for promoting christian Knowledge* in London, welche 13,300 Mitglieder zählt und eine jährliche Einnahme von 55000 bis 60000 Pf. hat, dürfte nicht vergessen werden. Auch verdiente bey dem Bibelfellschaften die Kantsteinische Bibelanstalt einer Erwähnung.

Wir schließen diese Anzeige mit der Bitte, daß der gelehrte Vf. über seine Sprachforschungen die Kirchengeschichte nicht verabsäumen, sondern sie durch fortgesetzte Studien bereichern, aufklären und vervollständigen wolle. — Das Papier des Buches ist gut und der Druck ziemlich korrekt, obgleich nur der kleinste Theil der Druckfehler angegeben ist. Wir bemerken dies wegen einer strengen Rüge des schlechten grauen Papiers der letzten Bände des Henkelchen Werks, welche ein Unbekannter im deutschen Anzeiger neuerdings aussprach, die wir aber bey unserm Exemplare nicht begründet finden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HEIDELBERG, b. Oswald; *Sophronizon oder unparteyisch freymüthige Beyträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen*, herausgegeben von Dr. H. E. G. Paulus, Geh. Kirchenrath u. s. w. Fünfter Jahrgang oder fünfter Band, sechstes Heft. 1823. 127 S. Sechster Jahrg. oder sechster Band erstes Heft. 1824. 155 S. gr. 8.

Zwar ist bey einer so geschätzten, vortreflichen Zeitschrift genug, daß das Daseyn ihrer Fortsetzungen angezeigt werde. Aber wenn auch noch so vieles Gehaltige in derselben seit ihrem Beginnen gegeben ist: so möchten wir doch behaupten, daß besonders das erste der oben genannten Hefte an Reichhaltigkeit und Tiefe des Gehalts alle bisherigen noch übertreffe. Die *Stimmen und Ansichten über den Zeitgeist vornehmlich in Beziehung auf Kirche und Geistesbildung* werden mit einem höchst interessanten, ungedruckten Programm des verstorb. Würzburger Professors *Franz Berg* eröffnet: *Die religiösen Neuerungen unserer Tage* (für die dritte Jubelfeyer der Reformation 1817 bestimmt.). Nur einiges Wenige daraus zum Fingerzeig auf das Uebrige: „Bey unsern Philosophen neigt sich die pseudoplatonische Seite, wie zur Zeit der tiefen Verfunkenheit unter dem militairischen Druck der römischen Despoten (vgl. in *Meiners* Zugabe zu *Gibbon*: das Zeit-

alter des Urchristenthums und Episkopalchristenthums). Dem idealistischen Pantheismus, der's mit dem Verstande ganz verdorben hat, kehrt man eben so den Rücken, als dem besonnenen Kant, der das Wesen der Vernunft ganz verkannt haben soll. Jacobi, von dem man glaubt, er halte wie ein Inspirirter, zwischen beiden die glückliche Mitte wird von einer ansehnlichen, ästhetisch philosophirenden Parthey begünstigt.“ S. 7. „wenn andere sogenannten Protestanten nicht nur den Offenbarungsglauben, sondern die ganze alte Dogmatik, nicht bloß die lutherische oder calvinische, sondern auch die der *Formula concordiae* oder des mit Anathemas beweisenden Athanasianischen Symbolums zurückwünschen und, wo sie nur dadurch Priester-Ansehen und Bischofs-Insuln erhielten, sich selbst der tridentinischen anzubequemen verstanden: so haben sie das beste Mittel dazu in der Hierarchy, der sie sich nähern. Gelingt ihnen diese: so wird's auch mit den Dogmen gehen. Ueber Dogmen war Gregor VII. ziemlich freymüthig; der beste Beweis ist Berengar. Das Gebäude der Hierarchy auf seine höchste Höhe zu sichern, schien allein sein Augenmerk: veräußert war darum nichts. Innocenz III. hohlte es schon nach. Die heilige Inquisition hütete mit Schwert und Flammen die Dogmen und den Stuhl des heil. Petrus.“ — Sollen wir die trefflichen *Paulus'schen* Bemerkungen über Kirche und Staat und der Evangelischen Stände Protestation 1529 zu Speyer gegen Entscheidung nach Stimmenmehrheit in Religionsfachen, den Zusammenhang des unprotestantischen Streits über die Altonaer Bibelausgabe mit andern als Evangelisch-protestantischen Selbstüberzeugungsrecht gefährdenden Zeitercheinungen hervorheben? sie empfehlen sich selbst. Aber besonders neu sind viele genau beurkundete Data in S. 63 ff. Kampf der Finsterniß mit dem Lichte nach historischen Wirklichkeiten nach *Moris von der Weser* (Düsseldorf, 1822. 328 S. 8.). An die *Desideria* der Evangel. Landeskirche in Baiern schließt sich im ersten Hefte des neuen Jahrgangs (S. 59 bis 128.) der Presbyterialstreit in Baiern an. Vorbergehen: *Neumann* von handschriftlichen Quellen zur Geschichte der Päpste, besonders auch über die *detestabilla scelera* Alexanders VI., wovon die Fortsetzung folgen wird, und: Bemerkungen über geschworne Gerichte; und wer nicht schon genau die neuesten, nun beygelegten Hamburgischen Vorfälle kennt: der findet hier davon, und in des verdienstvollen philologisch und historisch gründlichen Theologen *Gurlitts* Erklärung über neuen Mysticismus, nicht unvernünftigen Bibलगlauben und symbolische Bücher.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

MATHEMATIK.

- 1) DESSAU, b. Ackermann: *Anfangsgründe der Algebra*, nebst einer Sammlung von Beyspielen zusammengesetzter Aufgaben aus der praktischen Rechenkunst zur Uebung der algebraischen Auflösungskunst, zum Gebrauche für Lehrer und zum Selbstunterrichte für Schüler, die mit der gewöhnlichen Rechenkunst vertraut sind, von J. A. L. Richter, Conrector an der Herzogl. Hauptschule in Dessau. *Erster Theil*. 1822. VIII u. 445 S. in 8.
- 2) HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Lehrbuch der Buchstabenrechnung und Algebra* für Schulen von Dr. C. Garthe, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Rinteln u. f. w. 1822. 20 Bog. in 8.
- 3) WIEN, b. Heubner in Comm.: *Lehrbuch der Rechenkunst und Algebra* zum öffentlichen Gebrauche für Individuen, welche sich dem Forstfache, der Mels- und Baukunst widmen, so wie zum Selbstunterrichte für jeden Liebhaber dieser Wissenschaft, bearbeitet von Geo. Winkler, Professor der Mathematik an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn bey Wien. *Zweyte*, ganz umgearbeitete Aufl. 1823. 27 Bog. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Es muß jedem Lehrer einer Wissenschaft unbenommen bleiben, nach seinem eigenen Plane und nach einem selbstentworfenen Lehrbuche vorzutragen; ob aber ein solches Lehrbuch darum auch an sich einen Werth habe, ob es auch Andern, als den Schülern des Vfs., zu empfehlen sey, ist eine andere Frage und nur diese ist es, welche unsere A. L. Z. bey neuererscheinenden Lehrbüchern zu beantworten hat. Uebrigens kann es wohl seyn, daß selbst ein sehr mangelhaftes Compendium in der Hand eines eifrigen Lehrers, der für die Wissenschaft, welche er vorträgt, seine Schüler einzunehmen weiß, so daß diese nachher durch eigenes Studium das falsch Aufgefaßte verbessern und die Lücken ihrer Erkenntniß ausfüllen, von größerem Nutzen sey, als ein weit vollkommneres Lehrbuch, in dessen Gedankengang sich der Lehrer nicht finden kann. Dies beruht aber dann auf der Persönlichkeit des Lehrers, welche bey Beurtheilung einer Druckschrift weder beachtet werden kann noch darf. Rec. glaubt, da er es hier mit den Schriften dreier

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

öffentlichen Lehrer zu thun hat, diese Bemerkung voraus schicken zu müssen, damit nicht, wie es leider zu oft geschieht, die Leistungen dieser Männer bloß nach dem, was sich über ihre Schriften sagen läßt, beurtheilt werden mögen.

Nr. 1. soll „für den fähigen Schüler, wie für den angehenden Lehrer ohne Beyhülfe mündlicher Anleitung verständlich seyn.“ Der Vf. ist dem Gange gefolgt, welchen *Vieth* in seinen Lehrbüchern nimmt. Sein Vortrag ist im Allgemeinen klar, nur oft zu weit schweifig. Sein Werk besteht eigentlich aus zwey Theilen, obgleich das Titelblatt nur einen angiebt. *Erster Theil*. Vorerinnerungen aus der allgemeinen Arithmetik. *Erster Abschnitt*. Ueber Buchstabenrechnung und entgegengesetzte Größen. Die Anzahl der Grundsätze in Cap. 2. sollte nicht so groß seyn; denn es ist Regel für jede Wissenschaft, so wenig als möglich Axiome aufzustellen und dagegen so viel als möglich Alles zu beweisen. Zugeden also, daß die meisten Sätze, welche hier als Grundsätze aufgestellt sind, sehr leicht dem Verstande klar werden, so dürfen sie doch nur dann unter den Grundsätzen stehen, wenn sie aus keinen andern noch einfacheren Sätzen abgeleitet werden können; aber eine solche Zurückführung auf einfachere Principien ist bey vielen dieser Sätze möglich, z. B., um nur einen anzuführen, bey dem Satze „wenn das Gleiche durch das Ungleiche dividirt wird, so kommt da, wo der größere Divisor ist, der kleinere Quotient.“ Dieser Vorwurf der zu großen Vervielfältigung der Axiome trifft auch die Winke Nr. 2. u. 3. — Daß $a \times b = b \times a$ wird hier ohne Beweis angenommen. — Die Regel für das Vorzeichen eines Productes kann viel einleuchtender, als es (§. 27) geschehen ist, aus der richtigen Erklärung der Multiplication hergeleitet werden. Daß $m(a + c - d)$, für jeden ganzen oder gebrochenen Werth von m , $= ma + mc - md$ sey, bedarf auch eines Beweises, welcher hier fehlt. — Die Erklärung der Division (§. 27) ist nicht allgemein. Eine negative Zahl ist in einer positiven gar nicht enthalten, wie auch der Vf. selbst sagt. Die Rechtfertigung für die Division ungleich bezeichneter Zahlen in einander: „das wirklich Vorhandene kann in dem Fehlenden nicht stecken, sondern nur sein Entgegengesetztes u. f. w.“ ermangelt der Evidenz. Viel leichter und klarer deducirt sich die Regel für das Vorzeichen des Quotienten aus der eigentlichen allgemeinen Erklärung der Division: Zu zwey gegebenen Zahlen eine drit-

L (4)

te finden, welche mit der einen gegebenen multiplicirt ein, der andern gegebenen gleiches, Product giebt. — Dafs es erlaubt sey, jedes Divisorexempel als einen Bruch zu schreiben, dessen Zähler der Dividendus und dessen Nenner der Divisor ist, hätte nicht so schlechthin gesagt, sondern bewiesen werden sollen, so wie auch die Richtigkeit des gewöhnlichen Verfahrens bey der Division mit einer mehrnamigen Gröfse eines Beweises bedarf, der hier, wie in den Werken Nr. 2. und 3. fehlt. — Die Regeln der Bruchrechnung sind hier alle ohne Beweise hingestellt. — *Zweyter Abschnitt.* Lehre von den Potenzen. — Die Regeln für die Multiplication u. s. w. mehrziffriger gemeiner Zahlen sind hier besser, als in vielen andern Lehrbüchern begründet; dagegen vermißt Rec. den Beweis dafür, dafs aus unvollkommenen Quadraten die Quadratwurzeln und aus unvollkommenen Cubis die Cubikwurzeln niemals genau gefunden werden können. — Das vorliegende Werk geht wie alle andern dem Rec. bis jetzt bekannt gewordenen Lehrbücher von der Ausziehung der Wurzeln aus gemeinen Zahlen zur Wurzelausziehung aus allgemeinen Zahlen über; sicher wäre es aber systematischer und auch kürzer den umgekehrten Weg zu nehmen. — Aus dem, was über die Bezeichnung der Wurzelgrößen als Potenzen mit gebrochenen Exponenten gesagt wird, sieht man noch nicht, warum sich auf solche Potenzen nun auch die für andere Potenzen geltenden Rechnungsregeln ausdehnen lassen. — Das genauere Verfahren aus Brüchen, deren Nenner kein vollkommenes Quadrat oder vollkommener Cubus ist, und die sich auch nicht genau in Decimalbrüche verwandeln lassen, die Quadrat- oder Cubikwurzeln annähernd zu finden, indem man erst dadurch, dafs man Zähler und Nenner mit einerley Zahl multiplicirt, den Nenner zu einem vollkommenen Quadrat oder Cubus macht, hat der Vf. nicht gelehrt. — *Dritter Abschnitt.* Lehre von Verhältnissen, Combinationen, figurirten Zahlen und Logarithmen. — Von dem Lehrsatze, hier, wohl nur aus Versehen, Erklärung genannt (§. 112), dafs in einer geometrischen Proportion das Product der Mittelglieder gleich dem Producte der äufsern Glieder ist, wird die Umkehrung zwar bewiesen (§. 115), aber schon vorher (§. 114) wird dieselbe als erwiesener Satz gebraucht. — Was über die sogenannte verkehrte Regel de tri gesagt ist, möchte nicht zureichen, dem Schüler einen richtigen Ansatz der Art machen zu lehren. — In §. 119 setzt der Vf. die Proportion an $3937 \text{ fl.} : 3985 \text{ Thlr.} = 112 \text{ Ctr. } 58 \text{ fl.} : x \text{ Thlr.}$, wodurch er offenbar gegen den Grundatz verstößt, dafs nur gleichartige Größen ein Verhältnifs zu einander haben. Indefs kann man allerdings in jeder Zahlenproportion die Mittelglieder verwechseln, weil man, nachdem die Glieder eines Verhältnisses, auf einen einzigen Namen gebracht sind, diesen Namen ganz weglassen kann, da sich zwey Vielfache oder Brüche von einerley Gröfse zu einander verhalten, wie ihre Coefficienten, z. B. $35 \text{ Ctr. } 87 \text{ fl.}$

$112 \text{ Ctr. } 58 \text{ fl.} = 35 \frac{87}{100} : 112 \frac{18}{100}$. Kosten nun $35 \text{ Ctr. } 87 \text{ fl. } 3985 \text{ Thlr.}$, so ist die Proportion $35 \frac{87}{100} : 112 \frac{18}{100} = 3985 \text{ Thlr.} : x \text{ Thlr.}$ oder $3937 : 12478 = 3985 : x$, daher durch Verwechselung $3937 : 3985 = 12378 : x$, wo man dann den unbenannten Gliedern von einerley Verhältnifs wieder jeden beliebigen Namen, hier natürlich den Namen der Gröfse, welche man sucht, also Thaler, geben kann, daher $3937 : 3985 = 12378 \text{ Thlr.} : x \text{ Thlr.}$ Dafs in dem einen Verhältniffe die Namen weggelassen werden, ist nothwendig, weil sich zwey benannte Zahlen nicht mit einander multipliciren lassen; es gewährt aber auch oft einen bedeutenden Rechnungsvortheil z. B. die Aufgabe: 1 fl. kostet 12 Groschen, was 3 fl. 20 Loth? giebt den Ansatz $1 \text{ fl.} : 3 \frac{2}{3} \text{ fl.} = \frac{1}{2} \text{ Thlr.} : x \text{ Thlr.}$, daraus wird $1 : 3 \frac{2}{3} = \frac{1}{2} : x$ und daraus $1 \text{ Thlr.} : 3 \text{ Thlr. } 15 \text{ Groschen} = \frac{1}{2} : x$ daher $x = \frac{1}{2} (3 \text{ Thlr. } 15 \text{ Groschen}) = 1 \text{ Thlr. } 19 \text{ Gr. } 6 \text{ Pf.}$ Einige Uebung lehrt Jeden bald finden, wo eine solche Vertauschung der Namen von Nutzen ist. — Von den Progressionen ist im vorliegenden Werke sehr wenig mitgetheilt worden, weil an der Stelle, wo sie vorkommen, noch nichts über die Auflösung der Gleichungen gesagt worden ist. Was über die unendlichen geometrischen Reihen vorgetragen wird, ist sehr weit-schweifig, und hätte, wenn von dem für die ganze Arithmetik so wichtigen Substituiren Gebrauch gemacht worden wäre, viel kürzer abgefaßt werden können. Rec. glaubt, dafs man schon den Anfänger recht früh in dem, an sich so leichten, Substituiren üben müsse. — Die syntaktische Operation, welche man gewöhnlich *Variation* nennt, bezeichnet Hr. R. mit dem Namen *weitläufige Combination*; dagegen versteht er unter *mittlerer Combination* das, was man gewöhnlich Combination mit Wiederholungen nennt, und unter *strenger Combination* das, was man sonst Combination ohne Wiederholung nennt. Dem Rec. scheint durch Abänderung des eingeführten Sprachgebrauchs nichts gewonnen zu werden. Uebrigens sind von diesen syntaktischen Operationen wie von allen in diesem Abschnitte behandelten Gegenständen nur die ersten Anfangsgründe hier vorgetragen. Der Vf. verwechselt in §. 189 die Begriffe von figurirten Zahlen und arithmetischen Reihen höherer Ordnungen. Was er darüber sagt, ist bey aller Weitläufigkeit doch nicht hinreichend klar. Eben so hätten die Regeln über die Rechnung mit Logarithmen kürzer entwickelt werden können, da sie so unmittelbar aus der Rechnung mit Potenzen folgen. Die Anweisung zum Gebrauche der Tafeln ist deutlich und mit Recht nicht zu gedrängt. — *Zweyter Theil.* Rechnung mit algebraischen Gleichungen. Ist im Ganzen gut abgehandelt, nur hätte sich wieder Manches, der Deutlichkeit unbeschadet, kürzer fassen lassen, z. B. S. 231 wo $(a - \sqrt{x})^3$ durch Multiplication entwickelt wird, während es vortheilhafter ist, den Schüler überall an die Anwendung einmal bewiesener Formeln, wie die für $(a+b)^3$, zu gewöhnen. Der Vf. hätte, in Bezug auf die Eliminationen der Wurzelgrößen, we-

stems historisch bemerken sollen, daß sein Verfahren, die Wurzelzeichen aus einer Gleichung wegzuschaffen (das bekannte Cartesische), nicht überall ausreicht. — Die ausführliche Auflösung einiger Beyspiele und Anweisung bey veränderten Datis, die Auflösung zu modificiren, kann für den Anfänger recht nützlich seyn; nur scheint es dem Rec., daß im vorliegenden Werke oft zu viele specielle Fälle unterschieden werden, deren Aufindung man dem Nachdenken eines irgend für die Mathematik tüchtigen Kopfes selbst überlassen muß, wenn man nicht seine Geduld ermüden will. Die Aufzählung der Fälle, wo aus dem Einkaufspreise einer Waare und dem Gewinn oder Verlust an derselben ihre Menge berechnet werden kann, nimmt hier allein 10 Seiten ein, und nachher sind über 100 Seiten bloß mit Beyspielen über diese Art von Aufgaben angefüllt.

Nr. 2. besteht aus zwey mit besondern Titeln und Vorreden versehenen Abtheilungen. Langsdorfs und Schmidts Anfangsgründe der Mathematik haben dem Vf. zum Muster gedient. *Erste Abtheilung.* Lehrbuch der Buchstabenrechnung für Schulen. Der Vf. irrt, wenn er (§. 4) meint, erst seit dem 16ten Jahrhunderte seyen die Buchstaben zur Bezeichnung allgemeiner Zahlen gebraucht worden. Schon Euklid gebraucht sie häufig so, obgleich er immer durch Punkte oder Linien angedeutete gemeine Zahlen, aber nur als Beyspiele, daneben setzt, s. dessen Elemente Buch 7—9. Kästner sagt an dem vom Vf. angeführten Orte (Gesch. d. Math. B. i. S. 161) nur, es sey ihm bey *Cardan* nicht eher eine Bezeichnung der unbekannten GröÙe durch Buchstaben vorgekommen als bey Auflösung der Aufgabe: die Zahl 8 in zwey solche Theile zu theilen, daß das Quadrat des größern Theils die mittlere Proportionalzahl zwischen dem Quadrate des kleinern und dem Producte aus dem Ganzen in den größern werde. — Hr. G. setzt Vieles als in der gemeinen Arithmetik erwiesen voraus; ein Verfahren, welches nach unserer Ansicht nicht streng wissenschaftlich ist, da die allgemeine Arithmetik gerade die Gründe aller Rechnungsregeln anzugeben hat, indem sich diese Regeln erst in ihr allgemein erweisen lassen. — Von den entgegengesetzten GröÙen wird das Gewöhnliche ziemlich klar vorgetragen; Manches hätte aber wohl noch kürzer und doch einleuchtender dargestellt werden können. Der Satz, daß $a - (-b) = a + b$ ist, wird (§. 22) durch Richtungen, also geometrisch, deducirt, ein, wie Rec. meint, jetzt mit Recht veraltetes Verfahren, da $+$ und $-$ sich ja gar nicht immer auf Richtungen bezieht; außerdem ist zwar auch noch (§. 46) durch das Beyspiel von Vermögen und Schuld diese Regel erläutert; sie läßt sich aber viel leichter und allgemeiner ableiten. — Daß mehrere Factoren mit einander multiplicirt dasselbe Product geben, in welcher Ordaung man sie auch multipliciren mag, zeigt der Vf. bloß an einem Beyspiele, beweist es aber nicht allgemein. Auch ist die Erklärung vom Multipliciren und Dividiren durchaus nicht deutlich und allgemein genug; denn

wie soll man es z. B. machen, wenn 3 durch 100 dividirt werden soll, um 100 aus 3 so oft wegzunehmen, als es angeht? Daß jeder Quotient durch einen Bruch dargestellt werden könne, wird hier, wie in Nr. 1. ohne Beweis angenommen. — In dem Beweise des Satzes, daß zwey Zahlen von gleichen Vorzeichen mit einander multiplicirt ein positives, zwey Factoren von ungleichen Vorzeichen, ein negatives Product geben (§. 50) verkennt Rec. nicht ein lobenswerthes Streben nach Gründlichkeit; nur könnte und sollte dieser Beweis kürzer gefaßt seyn. — Die Richtigkeit des gewöhnlichen Verfahrens bey der Division mit einem mehrnamigen Divisor hätte wohl noch nähere Erörterung verdient. — Ueber die Zerfällung eines zusammengesetzten Ausdrucks in Factoren, sagt der Vf. (§. 55) bey Gelegenheit des Aufhebens der Brüche, ließen sich keine allgemeine Regeln angeben. Rec. dachte doch, daß sich deren mehrere angeben ließen, von denen wenigstens einige ganz elementarisch sind, und daher auch hier recht gut hätten beygebracht werden können. Alle vom Vf. angeführte Beyspiele lassen sich unter solche leichte Regeln bringen. Wie der Vf. in dem Beyspiele Nr. 12. verfahren sey, ist dem Rec. nicht klar geworden; dieß Beyspiel steht buchstäblich so gedruckt

$$\frac{\frac{1}{2}ax^2 - \frac{1}{2}bx^2 + \frac{1}{2}abx}{\frac{1}{2}ax - \frac{1}{2}bx + ab} = \frac{(\frac{1}{2}ax - \frac{1}{2}bx + \frac{1}{2}ab)x}{\frac{1}{2}ax - \frac{1}{2}bx + ab} = \left\{ \frac{1}{2} : \frac{1}{2} - \frac{1}{2} : \frac{1}{2} + \frac{1}{2} \right\} x = \left\{ \frac{1}{2} - \frac{1}{2} + \frac{1}{2} \right\} x = \frac{1}{2}x.$$

Das Resultat $\frac{1}{2}x$ ist richtig, wie man sich leicht durch gewöhnliche Division mit dem Nenner des gegebenen Bruchs in den Zähler desselben überzeugen kann; aber was sollen die in

$\left\{ \right\}$ eingeschlossenen Operationen des Vf. bedeuten? doch nicht etwa Division einzelner Glieder in einander? das wäre ein Fehler, welchen Rec. keinem Schüler, den er einige Wochen in der allgem. Arithmetik unterrichtet hätte, verzeihen würde; und dennoch scheint der Vf. so etwas vorgenommen zu haben. Kleine Verstöße gegen die Methode z. B. daß S. 60, 62 u. f. schon Wurzelgrößen mit in die Rechnung kommen, ehe noch erklärt worden ist, was solche bedeuten; will Rec. übersehen, so wie er auch die nicht geringe Anzahl von Druckfehlern entschuldigt. — Ueber das Auffuchen des kleinsten gemeinen Dividui gegebener zusammengesetzter Ausdrücke hätte Rec., bey Gelegenheit der Aufsuchung des kleinsten Generalnenners gegebener Brüche, wohl etwas mehr erwartet, da dieß gewöhnlich dem Schüler Anfangs ein wenig schwer wird. Der Vf. findet hier den Leser mit einer kurzen Verweisung auf die gemeine Arithmetik ab, wogegen sich Rec. schon oben erklärt hat. — Gemischte Zahlen (der Vf. nennt sie „gemischte Brüche“) schreibt

Hr. Garthe so: $a\frac{b}{c}$ statt $a + \frac{b}{c}$. Bey gemeinen Zahlen ist jene Schreibart freylich erlaubt, bey all-

gemeinen aber nicht, da ohne Vorzeichen neben einander gesetzte Buchstaben Producte, nicht Summen, bedeuten. — Die Potenzen erklärt der Vf., wie es gewöhnlich geschieht, (§. 68) als Producte, welche dadurch entstehen, daß man eine Zahl mehrmals mit sich selbst multiplicirt, spricht aber unmittelbar darauf (§. 70) von Potenzen mit gebrochenen und negativen Exponenten; was soll nun der Schüler sich unter solchen jetzt schon vorstellen? Wie der Vf. (S. 87) $a^n b^{-1} a^{-2} b^{-m} = a^{-2n} b^{1-m}$ finden könne, ist dem Rec. unbegreiflich. — §. 94.

erfährt man erst, daß a^2 bedeute a solle zur dritten Potenz erhoben und daraus die vierte Wurzel gezogen werden, und doch wird schon in §. 92. der freylich sehr ungenügende Beweis geführt, daß jede Wurzelgröße durch eine Potenz mit gebrochenem Exponenten ausgedrückt werden könne. Eine ähnliche Inconsequenz begeht der Vf., wenn er erst in §. 107 und 108 die Regeln vorträgt, nach welchen man aus Producten und Brüchen die Wurzeln zieht. Nachdem er schon oft vorher diese Regeln bey der Reduction von Wurzelgrößen angewendet hat. — Wie kann

der Vf. (S. 107) $\sqrt{b} + 3\sqrt{b} - 14\sqrt{b} = 13\sqrt{b}$ finden? — Die oft so vortheilhafte Methode, den Nenner eines Bruchs durch Multiplication des Zählers und Nenners mit einerley Zahl rational zu machen, ist (§. 118) bloß an einem Beyspiele gezeigt, da sich doch so leicht eine Regel geben läßt, welche die am häufigsten vorkommenden Fälle der Art unter sich begreift. — S. 124 lehrt der Vf. $\sqrt{-a} \times \sqrt{-a} \text{ sey} = \sqrt{-ab}$, statt daß es heißen sollte $-\sqrt{ab}$. In solche Irrthümer wäre er nicht verfallen, wenn er die imaginären Wurzelgrößen auf die für die Rechnung weit bequemere Form \sqrt{a} . $\sqrt{-1}$ und $\sqrt{b} \cdot \sqrt{-1}$ gebracht und gehörig beachtet hätte, daß $(\sqrt{-1})^2 = -1$ seyn muß. Alle über die Multiplication und Division imaginärer Wurzelgrößen von Hrn. G. beygebrachten Exempel sind falsch aufgelöst. — *Zweyte Abtheilung.* Lehrbuch der Algebra für Schulen inen weit besser gerathen als die Auflösung der einfachen mit mehreren unbekannten, so wie die zur Gleichungen dienenden, meistens recht gut bewiesen, und durch viele nicht übel gewählte Beyspiele, deren Auflösung alle Mal vollständig angegeben ist, erläutert. Auch das, was über die unbestimmte Analytik beygebracht wird, mag für den Anfänger hinreichend seyn; nur ein paar kurze Bemerkungen kann Rec. nicht unterdrücken. In §. 6. sagt der Vf. „man unterscheidet die Gleichungen nach dem Gra-

de der Potenz“ es solle heißen „nach dem Grade der höchsten Potenz, welche darin vorkommt.“ — Die Eintheilung der Gleichungen in bestimmte und unbestimmte, reine und unreine, vollständige und unvollständige, ist (§. 9.), vielleicht nach Schmidt oder einem andern Vorgänger, gut angegeben; wie kann aber nun der Vf. (§. 10.) behaupten, daß alle reine und unreine, vollständige und unvollständige Gleichungen zugleich bestimmte Gleichungen seyen, und daß eine unreine Gleichung zugleich eine unvollständige genannt werden könne? —

(Der Beschlufs folgt.)

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

BAMBERG, b. Schmidt: *Innere Einrichtung, Verfahrungs-Methode und Stufengang des, mit Genehmigung der k. Baier. Regierung des Obermainkreises errichteten, Handlungs-Lehr-Instituts zu Bamberg.* Dargestellt durch den Gründer und Vorsteher desselben Georg Wolfrum. 1822. 18 S. 4. u. 1 Tabelle in Folio.

Vor einem Jahrzehnt errichteten einige wohl unterrichtete, zum Theil aber verunglückte, junge Handelsmänner und andere Lehrer ein Handlungs-Lehr-Institut zu Windsheim im Rezatkreise. Theils Mangel an Zöglingen, theils Unfrieden trennten die Unternehmer nach wenigen Jahren wieder, und einer derselben, Wolfrum aus Hof, verpflanzte ein Filial-Institut nach Bamberg, wo es um so nothwendiger war, als die meisten bisherigen Kaufleute weder in entfernten Comptoirs praktisch gebildet, noch zu Haus wissenschaftlich, oder auch nur in einer Sprache oder in der Buchführung theoretisch unterrichtet waren, und höchstens einige Fertigkeit in den ersten Elementen der Rechenkunst erlernt hatten. Das neue Handlungs-Lehr-Institut fand daher bald Zuspruch von eingebornen und benachbarten Jünglingen, weswegen auch die k. Regierung darauf aufmerksam wurde. Die Lehrgegenstände sind: Kalligraphie, Orthographie, kaufmännische Arithmetik, Handels-Geschichte, kaufm. Geographie, Münz-, Maas- und Gewichtskunde, kaufm. Terminologie, Correspondenz, französische, ital. u. engl. Sprache, Buchhaltung, höhere Wissenschaften des Handels, Waarenkunde, Chemie, Zeichen, Musik u. s. w. Lassen sich die Jünglinge in Kost, Quartier und Unterricht zugleich nehmen, so ist der jährliche Betrag 330 fl. — Der Unterricht allein kostet monatlich 11 fl. auf 2 — 3 Jahre, je nachdem die Vorkenntnisse des 15jährigen Kandidaten sind. Die vorgeschriebene Haus- und Tagesordnung ist lobenswerth. Die vorliegender Schrift angehängte Tabelle liefert die Stunden-Eintheilung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

MATHEMATIK.

- 1) DESSAU, b. Ackermann: *Anfangsgründe der Algebra* — von J. A. L. Richter u. f. w.
- 2) HANNOVER, in d. Hahn'schen Hofbuchh.: *Lehrbuch der Buchstabenrechnung und Algebra* für Schulen von Dr. C. Garthe u. f. w.
- 3) WIEN, b. Heubner in Comm.: *Lehrbuch der Rechenkunst und Algebra* — von Geo. Winkler u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nr. 3. **D**ie erste Auflage dieses Lehrbuchs ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen; es wird dies aber um so weniger schaden, da das vorliegende Werk als ein ganz neues anzusehen ist; denn der Vf. sagt in der Vorrede, er habe „um des erhaltenen Beyfalls sich nicht ganz unwürdig zu zeigen“ eine gänzliche Umarbeitung seines Werks für nöthig gefunden. Wir knüpfen wie bey den vorigen Werken an die Angabe des Inhaltes der einzelnen Abschnitte unser Urtheil über dieselben. — S. 1—8 logische Vorbegriffe. — Gut; aber unrichtig ist es, dass in einen Begriff immer nur wesentliche Merkmale aufgenommen würden. — S. 9. Anfangsgründe der Rechenkunst. In §. 19. und 20. erörtert der Vf. den Begriff GröÙe, hätte aber hier genauer unterscheiden sollen, zwischen der Grundbedeutung dieses Worts, wonach dasselbe eine bloÙe Eigenschaft der Dinge, nämlich die, dass man von ihnen etwas Gleichartiges hinwegdenken kann, bezeichnet, und zwischen der abgeleiteten wissenschaftlichen Bedeutung, wonach unter GröÙe das Ding selbst verstanden wird, dem jene Eigenschaft zukommt, etwa wie wir das Wort Farbe in doppelter Bedeutung gebrauchen. — §. 21. steht die gewöhnliche ungenaue Erklärung von einer Zahl; aber eine Menge gleichartiger Dinge z. B. ein Haufen Sandkörner ist noch keine Zahl, sondern wird es erst dadurch, dass man diese Menge als ein Vielfaches eines Dinges betrachtet. §. 22. hat der Vf. nicht Rücksicht auf incommensurable GröÙen genommen; nicht alle GröÙen lassen sich als Vielfache oder als Brüche einer angenommenen ihnen gleichartigen Einheit ausdrücken. — In §. 29. nimmt der Vf. die Begriffe Mathematik und Messkunst für gleichbedeutend, wogegen sich Rec. wie auch gegen die, bey den alten Mathematikern nicht, Statt findende Ver-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

wechselung der Arithmetik und Rechenkunst, schon darum erklären muss, weil die Mathematik keine Kunst, sondern eine Wissenschaft ist, zwey Begriffe, die im Deutschen immer streng von einander unterschieden werden sollten. Ein ähnlicher Irrthum ist es, wenn §. 30. die Baukunst, Markscheidekunst u. f. w. mit den mathematischen Theorien dieser Künste verwechselt werden; letztere sind es, nicht die Künste selbst, welche man zuweilen unter den Namen technische Mathematik begreift. — Was §. 34. über die Möglichkeit unzähliger Zahlensysteme gesagt wird, möchte dem Anfänger schwerlich recht klar werden. Rec. glaubt überhaupt, dass in einem wissenschaftlichen Lehrgebäude der Arithmetik die ganze Lehre von den Zahlensystemen erst nach dem Cap. von den Potenzen folgen dürfe, weil jede nach einem regelmässigen Zahlensysteme ausgesprochene Zahl als eine nach Potenzen der Grundzahl des Systems geordnete Reihe, anzusehen ist. — Die in §. 37. gegebenen Erklärungen der Grundoperationen des Rechnens (der sogenannten Species) sind nicht allgemein genug; denn Addition ist nicht immer „Zusammenzählung zweyer oder mehrerer ungleichen GröÙen von einerley Art und Bedeutung,“ Subtrahiren nicht immer „eine GröÙe in zwey ungleiche Theile theilen u. f. w.“ — §. 40. meint der Vf. die synthetische Methode sey die wahre Erfindungsmethode. Ohne der synthetischen Methode den Werth, welchen sie besonders in systematischer Hinsicht hat, im Geringsten schmälern zu wollen, ist Rec. doch überzeugt, dass die analytische Methode die eigentliche Erfindungsmethode sey, daher sie auch dem Schüler frühzeitig bekannt gemacht werden muss, wenn schon es nicht thunlich seyn würde, durchaus streng analytisch bey dem Unterrichte zu verfahren und man auch bey analytisch gefundenen Beweisen und Auflösungen nicht unterlassen darf, dieselben von dem Schüler in die weit leichter zu übersehende synthetische Form umsetzen zu lassen. — *Erstes Hauptstück.* Von den Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen GröÙen oder Zahlen. *Abchnitt 1.* Von den Rechnungsarten mit gleichnamigen ganzen GröÙen oder Zahlen. — Rec. findet schon an diesen Ueberschriften etwas auszusetzen, man kann nämlich immer nur mit Zahlen, nie mit GröÙen überhaupt rechnen. Auch die sogenannte Buchstabenrechnung ist eine Rechnung mit Zahlen, deren Werthe man nur nicht bestimmen kann oder will, und die man eben deshalb bloÙ

M (4)

allgemein durch Buchstaben bezeichnet, so wie man zuweilen Personen, die man nicht nennen kann oder will, mit *A*, *B* u. f. w. bezeichnet. Diese Bemerkung geht auch die Vff. von Nr. 1 u. 2. an. Hr. *W.* hat die irrige Vorstellung von einer Rechnung mit Gröſſen überhaupt ſogar verleitet (S. 37 Anm.) von der Multiplication einer Fläche mit einer Linie zu reden, ein Ausdruck, deſſen man ſich in einem ſtrengwiſſenſchaftlichen Lehrbuche jetzt durchaus nicht mehr bedienen ſollte, wenigſtens nicht ohne die eigentliche Bedeutung deſſelben, die nur eine Zahlenoperation iſt, anzugeben. Bey Hr. *W.* fällt der Irrthum um ſo mehr auf, da er (§. 60) ſelbſt ſagt, daſs bey jeder Multiplication wenigſtens der eine Factor eine unbenannte Zahl ſeyn müſſe. — Die in dieſem Abſchnitte angegebenen Rechnungsvortheile ſind alle recht gut und brauchbar, wenn ſchon nicht neu. — *Abſchnitt 2.* Von den bisherigen vier Rechnungsarten mit ganzen Gröſſen, die ſich auf verſchiedene Einheiten beziehen, jedoch auf einerley Einheit oder auf gleiche Namen gebracht werden können. — Der Vf. beſchränkt ſich auf die in der Provinz Oeſtreich üblichen Münzen, Maäſe und Gewichte. — *Abſchn. 3.* Von den Rechnungsarten mit gleichnamigen gebrochenen Gröſſen oder Zahlen. — Die Regeln zur Auffindung des gröſten gemeinen Maäſes und kleinſten gemeinen Dividui gegebener Zahlen werden auch hier (§. 97 u. ff.) ohne Beweiſe ihrer allgemeinen Gültigkeit vorgetragen und bloß an Beyſpielen erläutert. — *Abſchn. 4.* Von den bisherigen vier Rechnungsarten mit gebrochenen Gröſſen oder Zahlen, die ſich auf verſchiedene Einheiten beziehen, jedoch auf einerley Einheit gebracht werden können. — Etwas weitſchweifig. — *Abſchn. 5.* Von den Decimalbrüchen. Das ganz Gewöhnliche. — *Abſchn. 6.* Von den zuſammenhängenden oder Kettenbrüchen. — Weniges ganz Elementariſche über Auffindung der Näherungswerthe ſolcher Brüche, deren Zähler und Nenner Primzahlen zu einander ſind. — *Zweytes Hauptſtück.* Von der allgemeinen Rechenkunſt oder Algebra. *Abſchn. 1.* Einleitung in die Algebra. — Ueber die Unrichtigkeit deſs auch hier immer gebrauchten Ausdrucks: Buchſtabenrechenkunſt hat ſich ſchon ausgeſprochen. Was der Vf. über entgegengeſetzte Gröſſen ſagt, hätte ſich kürzer und doch wenigſtens eben ſo beſtimmt ſagen laſſen. *Abſchn. 2.* Von den bisherigen vier Rechnungsarten der algebraiſchen Gröſſen; — Auch hier gilt die eben gemachte Bemerkung. — Den Ausdruck $-A \times -3$ findet der Vf. (S. 123) ungereimt; allein, wenn man nur die Multiplication richtig erklärt, ſo iſt dieſer Ausdruck gar nicht ungereimt. Er ſagt nämlich aus, daſs aus $-A$ eine neue Gröſſe ſo gebildet werden ſoll, wie -3 aus dem primitiven $+1$ entſtanden iſt, d. i. durch drey Mal wiederholte Subtraction von 0; aber $0 - (-A - A - A) = +3A$. Eben ſo iſt auch der Ausdruck $-A : -5$ nicht, wie der Vf. (S. 129) meint, ungereimt, ſondern wird ſogleich klar, wenn man die Diviſion als Aufſuchung einer Gröſſe an-

ſieht, welche mit dem Diviſor multiplicirt zum Product den Dividendus giebt. — *Abſchn. 3.* Von den bisherigen vier Rechnungsarten mit algebraiſchen gebrochenen Gröſſen. — *Drittes Hauptſtück.* Von den Potenzen und Wurzeln. *Abſchn. 1.* Von den Potenzen. Unbegreiflich iſt uns wie der Vf. $-3 - 3 - 3 = -3 \cdot (-3) = +9$ und $+9 + 9 + 9 = +9 \cdot (-3) = -27$ finden könne. Auch ſieht man nicht ein, warum der Vf. erſt hier erklärt, was Potenz heiſſe, da er doch ſchon vorher mit Ausdrücken wie $a^m b^n$ und dergl. rechnen gelehrt hat. Ganz gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch iſt es, wenn der Vf. §. 174. ſagt: „Solche Zahlen, aus welchen ſich die Wurzeln genau angeben laſſen, werden rationale Zahlen genannt.“ Bekanntlich heiſſen dergleichen Zahlen vielmehr *vollkommene* Quadrate, *vollkommene* Cubi u. f. w., Ausdrücke, deren der Vf. ſich auch ſelbſt ſpäterhin zuweilen bedient, z. B. S. 161 und 163. Dagegen ſchlägt Herr *W.* (§. 176.) vor, Producte wie $+a \times -a$ unvollkommene Potenzen zu nennen, und hält ſich dadurch für berechtigt $\sqrt{-a^2} = +a$ und $-a$ zu ſetzen (§. 177.). — Daß jede Potenz eines eigentlichen Bruchs (d. h. eines ſolchen, deſſen Nenner nicht in dem Zähler aufgeht) wieder ein eigentlicher Bruch ſey, wird §. 181. nicht ſtreng genug erwieſen, ein Vorwurf, der die Werke Nr. 2 und 3, wie wir hier nachträglich erinnern wollen, gleichfalls trifft. — *Abſchn. 2.* Von der Beſtimmung der Wurzeln aus gegebenen Potenzen. — Das Gewöhnliche ſehr weitſchweifig, aber ohne hinreichende Allgemeinheit und Gründlichkeit. — *Abſchn. 3.* Von den Rechnungsarten mit Wurzelgröſſen. — Daß die für Potenzen mit ganzen Exponenten geltenden Rechnungsregeln auch für Potenzen mit gebrochenen Exponenten gelten, wird auch hier nicht bewieſen. — *Viertes Hauptſtück.* — Von den Gleichungen und ihrer Anwendung auf die Auflöſung verſchiedener Aufgaben. — *Abſchn. 1.* Von den Gleichungen und ihrer Auflöſung. Der Vf. nennt Theile einer Gleichung (S. 194) was man ſonſt gewöhnlich Seiten derſelben nennt; eine höhere Gleichung iſt nach dem Vf. (§. 223.) eine ſolche „worin die daraus zu beſtimmende Gröſſe in verſchiedenen Potenzen vorkommt.“ Wie wird der Anfänger dieſs damit vereinigen, wenn es gleich darauf heiſt „eine höhere Gleichung heiſt rein, wenn die zu beſtimmende Gröſſe nur in einer einzigen Potenz in der Gleichung erſcheint?“ — Unwahr iſt, was der Vf. (§. 231.) ſagt, „wenn bey einer geordneten quadratiſchen Gleichung der zweyte Theil derſelben negativ iſt, ſo muß in jeder ſolchen Gleichung die zweyte Potenz der unbekannten Gröſſe negativ ſeyn. Auch iſt es völlig falſch, daß die Wurzeln der Gleichung $x^2 + 3x = -18$ ſeyen $x = +6$ und $x = -3$, da ſie vielmehr beide imaginär ſind. Freylich hat Hr. *W.* bis dahin von imaginären Gröſſen noch gar nichts ſagt, und hat ſehr Unrecht, wenn er (§. 232. S. 206) behauptet, daß imaginäre Gröſſen keiner ferneren Rechnung unterzogen werden können, und daß es daher auch nicht nö-

nöthig sey, eigene Rechnungsarten dafür aufzustellen. — Der Vf. handelt übrigens nur von der Auflösung der Gleichungen vom ersten Grade mit einer und mit mehreren unbekannten Größen, von der Auflösung der reinen und gemischten (wie er es nennt, verwinkelten) quadratischen und von der Auflösung der reinen höhern Gleichungen; von letztern sagt er sehr wenig. *Abchn. 2.* Von den algebraischen Aufgaben und ihrer Auflösung durch Anwendung der Gleichungen. — *Fünftes Hauptstück.* Von den Verhältnissen, Proportionen und ihrer Anwendung. — *Abchn. 1.* Von den Verhältnissen. — *Abchn. 2.* Von den Proportionen. — Die arithmetischen und geometrischen Verhältnisse und Proportionen werden in diesem Werke, wie es gewöhnlich geschieht, nur in so fern betrachtet, als sie in Zahlen ausgedrückt werden können, womit freylich Enklid nicht zufrieden seyn würde. *Abchn. 3.* Von der Regel de tri. Was es heiße zwey Dinge stehen in geradem oder verkehrtem Verhältnisse zweyer andern, wird hier recht gut aus einander gesetzt, nur drückt sich der Vf., wie manche andere Schriftsteller, fehlerhaft aus, wenn er z. B. sagt: die Zahl der Arbeiter stehe mit der Dauer der Arbeit in verkehrtem Verhältnisse, statt zweyerley Anzahlen gleichthätiger Arbeiter bey gleichgroßer Arbeit sind im umgekehrten Verhältnisse der Dauer ihrer Arbeit. Nicht recht klar macht Hr. W. den Grund, warum man bey einer Proportion in benannten Zahlen doch stets das vierte Glied durch Division des Productes der Mittelglieder mit dem ersten Gliede finden kann. Der Grund ist ganz kurz der, daß sich zwey Vielfache oder Brüche von einerley GröÙe A zu einander verhalten wie ihre Coefficienten, daß man daher in dem ersten Verhältnisse den Namen A ganz weglassen und bloß das Verhältniß der Coefficienten setzen kann, wodurch die Schwierigkeit der Multiplication zweyer benannten Zahlen mit einander ganz wegfällt, vergl. die darüber bey Nr. 1. gemachte Bemerkung. Im Allgemeinen gehört jedoch dieser Abschnitt zu den am sorgfältigsten ausgearbeiteten dieses Buches. Er enthält auch Vergleichungstafeln der bekanntesten Maasse u. s. w. *Abchn. 4.* Von der Gesellschafts- oder Theilungsrechnung. Das Gewöhnliche, zwar nicht nach ganz strenger Methode aber sehr fälschlich für Forstleveen vorgetragen. — *Sechstes Hauptstück.* — Von den Reihen, Logarithmen und ihrer Anwendung. *Abchnitt 1.* Von den arithmetischen und geometrischen Reihen. Der Vf. sagt, (§. 301.) „Reihen sind nichts anders als zusammenhängende gleiche Verhältnisse; es giebt daher nur zweyerley, nämlich arithmetische und geometrische Reihen.“ Wenn auch in den Elementen der allgemeinen Arithmetik nur von diesen beiden Arten der Reihen die Rede zu seyn braucht, so könnte und sollte der Begriff von einer Reihe doch gleich allgemeiner gefaßt werden; oder meint Hr. W. wirklich, daß es nur die beiden von ihm angegebenen Arten von Reihen gebe? — Uebrigens werden hier die bekannten Formeln für das

letzte Glied, für die Summe u. s. w. der genannten Reihen wie gewöhnlich mitgetheilt. *Abchn. 2.* Vorläufige Begriffe von den unendlich großen und unendlich kleinen Größen, nebst Summirung einiger unendlichen Reihen. Ueber das Unendliche wenig Klares, was freylich bey einer Materie, worin ein Euler, eben so wenig zur völligen Klarheit gelangt, sehr verzeihlich ist. Die unendlichen Reihen, von welchen hier Etwas vorkommt, sind fallende geometrische Reihen. *Abchn. 3.* Von den Logarithmen und ihrem Gebrauche. Rec. stimmt dem Vf. darin bey, daß es nicht in den Vortrag der Elemente der allgemeinen Arithmetik gehöre, zu zeigen, durch welche Hülfsmittel man gegenwärtig im Stande sey die Logarithmen leicht zu berechnen; allein Das darf, nach des Rec. Urtheil, doch auch bey dem Vortrage der Elemente nicht unterlassen werden, zu zeigen, wie es möglich sey für jede natürliche Zahl den Briggs'schen Logarithmus wenigstens näherungsweise zu finden, sollte auch diejenige Berechnungsmethode, welche sich dem Anfänger am deutlichsten machen läßt, bey der wirklichen Ausführung die beschwerlichste seyn. Auch schon der Anfänger in der Mathematik muß nach unserm Erachten die Tafeln gebrauchen, von denen er nicht einseht, wie sie construirt werden konnten, wenn sie auch nicht wirklich so construirt worden sind. *Abchn. 4.* Anwendung der arithmetischen, geometrischen und unendlichen Reihen, so wie der Logarithmen, auf die verchiedenen Zins- und Zuwachsrechnungen. — Diese Ueberschrift verstößt gegen die Regeln der Logik, da unendliche Reihen ja auch arithmetische und geometrische seyn können, und sogar alle vom Vf. betrachteten unendlichen Reihen geometrische sind. — Die Gründe der einfachen und zusammengesetzten Zinsrechnung und der darauf beruhenden Rentenrechnung werden hier recht gut entwickelt, und die Anwendung, welche der Forstmann von diesen Rechnungen zu machen hat, wird mit Benutzung der bisher gehörigen Schriften des K. Sächs. Oberforstsraths von Cotta deutlich gemacht.

SCHÖNE KÜNSTE.

HIRSCHBERG, b. Lachmann: *der goldne Schleier, oder Irmgard und Hugo; eine Sage aus dem Riesengebirge*, erzählt von Arminia. 1821. 130 S. 8.

In heittrer Badegesellschaft zu Flinsberg wurden der geistreichen Verfasserin als Text zu einer romantischen Erzählung die Worte aufgegeben: „Laute. Rübenzahl. Wildes Schwein. Aberglaube. Schleier. Herkules. Spiegel. Gefühl. Schlange. Beichtstuhl. Seelengröße. Giftmischeria.“ Sie benutzte dieselben meisterhaft, um eine Reihe von Volksagen der Riesengebirge in ein Ganzes zu vereinigen; wie folgende Inhaltsangabe beweiset.

Fräulein Kunigunde; die bekannte Männerfeindin und Amazone, Herrin des Kynästs, hat Irmgard, eine verwaisete Muhme zu sich genommen, ein Mädchen

chen, dessen edler Charakter den Mangel körperlicher Schönheit ersetzt. Sittig und eingezogen lebt sie im stillen Gemach, ergetzt sich am Lautenspiel von ihrer Silberstimme begleitet, nimmt keinen Theil an Kunigundens wilder Jagd und schleicht bloß darum aus der Burg ins Thal, um Kranke oder Dürstige nach Vermögen zu erquicken und zu unterstützen, wozu sie sich von Kunigunden, wenn diese bey guter Laune ist, Beyträge erschmeichelt. — Einst finden sich Gäste auf dem Kynast ein und äußern Verlangen das hohe Gebirge, namentlich die Wasserfälle zu besuchen. Kunigunde, die an solchen Naturschönheiten keinen Geschmack findet, giebt Irmgard auf, Begleiterin zu seyn. Nach kleiner Wanderung gelangt die Gesellschaft, worunter zwey junge Ritter und ein Fräulein Jutta sich befinden, Abends an den Kochlfall. Hier wird Imbis genommen, geplaudert und dabey auch Rübenzahl gedacht. Jutta schäkert über dessen Daseyn und wünscht einen seiner Schwänke zu vernehmen. Da rennt plötzlich aus dem Dickicht ein angeschossener Eber unter die Frohen, die höchst erschrocken sich allerseits hinter Felsenblöcken oder Bäumen zu verstecken suchen. In dieser Angst tritt aus dem Gebüsch ein gerüsteter Ritter, zieht das Schwert und erlegt das schäumende Wild. Dankvoll begrüssen alle ihren Retter, Hugo, der sich als Reisender ankündigt, und eben hatte das Gespräch wieder eine heitere Wendung genommen, als unfern im Walde Klage töne verlauten. Irmgard eilt sogleich hin und der fremde Ritter nach. Blutend liegt auf dem Boden ein Jäger und versichert von einem durch Pfeilschuß verwundeten wilden Schwein in diesen Zustand versetzt zu seyn. Irmgard kniet neben den Verwundeten und verbindet ihn mit ihrem Schleier, wobey Hugo treulich hilft. Aber lachend springt der Jäger auf, nimmt den Eber auf den Rücken, rauf ihm ein paar Hände voll Borsten aus, wirft diese über Irmgards Kopf und sie verwandelt sich in einen goldenen Schleier. Bewähre zur rechten Stunde deine Kraft! ruft der Jäger und verschwindet. Das war ein Rübenzahlstückchen, flüsterte sich die Gesellschaft zu und kehrte schüchtern heim. Auch Hugo setzt seine Reise fort, stürzt aber unterwegs in eine Schlucht, verliert sein Ross und den Beschädigten nimmt ein Eremit in Heilpflege. Nach erlangter Genesung begiebt er sich nach Hirschberg ein andres Ross zu kaufen, besucht bey der Gelegenheit die Kirche St. Pankraz und lernt hier die schöne Kunigunde kennen, welche aus dem Beichtstuhl tritt. Sie macht zwar auf ihn großen Eindruck, allein er überwindet sich und verlebt den Winter am Kaiserhofe. Unterdeffen hat Irmgard das Unglück, bey der Rückkehr von einem Krankenbesuche durch

die Reifigen der mit Kunigunden in Fehde begriffenen Praxedis, Burgfrau des Hausberges, aufgefangen und im Thurm eingekerkert zu werden. Zufällig kommt Hugo aus Wien zurückkehrend Nachts vor die Burg, erkennt am Lautenspiel und Sang Irmgard, begehrt Einlaß und Tages darauf der Gefangnen Entlassung. Praxedis will zwar anfangs nicht einwilligen; als jedoch der Ritter sich näher erklärt und seine Verwandschaft mit dem Falkensteinern Burgherrn kund thut, giebt sie nach und Hugo geleitet die befreite Irmgard persönlich auf den Kynast. Hier aber entspinnt sich bald ein Liebesverständniß zwischen ihm und Kunigunden, das Irmgard, die den Ritter liebgewonnen, mit tiefem Schmerzgefühl bemerkt; denn der halsbrechende Ritt um die Mauer mußte ja der Verlobung und Hochzeit vorangehen. Da besucht die Trauernde jener Jäger am Kochlfall, spricht ihr Trost zu und überreicht ein Fläschchen mit Gift, Kunigunden aus der Welt zu schaffen. Mit Abscheu verwirft Irmgard diesen Antrag, schleudert nach des Jägers Entfernung das Fläschchen in den Brunnen und nimmt zärtlichen Abschied von Hugo, der Morgens darauf den gefährlichen Ritt beginnt. Leider trifft ihn das Loos seiner Vorgänger; denn Ross und Mann stürzen in den Höllengrund, und Irmgard eilt zitternd nach des Geliebten Leichnam aufzunehmen. Doch Hugo ist nicht zerstückt und liegt in sanftem Schlummer versunken auf dem Rasen; sein Ross graset. Während Irmgard den Schläfer betrachtet, erscheint der wohlbekannte Jäger, hält ihr einen Spiegel vor, worin sie eine gänzliche Umwandlung ihrer Gesichtsbildung gewahrt, lobt ihren Edelmuth in Betreff der abgelehnten Vergiftung Kunigundens und verschwindet. Hugo erwacht, freut sich des Lebens und geleitet zu Rosse Irmgard, über deren Schönheit er erstaunt, nach dem Kynast. Kunigunde giebt das Hochzeitmahl und Hugo führt sein junges Weib ins Brandenburger Land. Indessen kaum ein Jahr hat er dort in väterlicher Burg gehaust, da kömmt ein Bote vom Kynast mit der Nachricht, daß ein vornehmer Rittersmann aus fernem Lande den Mauerritt glücklich bestanden, aber Kunigundens Hand ausgeschlagen habe. Diese sey demnach entschlossen ihre Tage im Kloster zu verleben, und übergebe ihrer Muhme den Kynast erb. und eigenthümlich. Irmgard beweint zwar das Mißgeschick ihrer Base, freut sich aber auch dabey über ihren frommen Entschluß und reist sofort nebst dem Gemahl nach Schlesien, die ererbte Burg in Besitz zu nehmen.

Das ist der Inhalt dieser Erzählung die durch gefälligen Vortrag Unterhaltung gewährt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

Julius 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Predigten in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien gehalten von Dr. Johann Friedrich Röhr, Großherzogl. S. Weimarischem Oberhofprediger, Kirchen- und Oberconsistorial-Rath und General-Superintendenten. Zweyter Band. 1823. VI u. 346 S. gr. 8.*

Der erste Band dieser Predigten ist bereits in unserer A. L. Z. (Erg. Bl. Jahrgang 1822, Nr. 61.) von einem andern Rec. angezeigt worden, auf dessen Urtheil der gegenwärtige seine Leser hiermit zurück verweist. Der hochverdiente und ausgebreitete Ruhm, den sich ihr Vf. nicht nur als geistlicher Redner, sondern als Theolog überhaupt, erworben hat, machen eine weitere Empfehlung dieser Kanzelvorträge vollkommen überflüssig. Es genüge also an der Versicherung, daß auch die hier mitgetheilten 22 Predigten den echten, vorurtheilsfreyen Glauben an das Göttliche im Christenthum deutlich aussprechen; daß nur religiöse Wahrheiten in ihnen abgehandelt werden, welche auf christliche Gesinnung und That Einfluß haben können; daß dieselben überall mit den Bedürfnissen der Zeit, mit ihren wichtigsten, erfreulichen und bedenklichen Erscheinungen, wie es bey jeder Predigt seyn sollte, in der innigsten Verbindung stehen, und daher durch ihre praktische Tendenz, die reiche Quelle von religiöser Lebensweisheit, welche in ihnen fließt, durch den, nach Verschiedenheit der Materien, meisterhaft gehaltenen, bald ruhig belehrenden, bald sanft ermahrenden, bald feurig ermunternden, bald mildtröstenden, bald mächtig erschütternden Ton sich zu einem Erbauungsbuche für christliche Familien nicht minder eignen, als sie in dieser Rücksicht sowohl, wie auch wegen der in unsrer Zeit immer seltener werdenden Deutlichkeit, schlichten Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, wegen der richtigen, fast überall leicht behaltbaren Dispositionen und der trefflichen Benutzung der Bibel, die man in jeder Predigt findet, Candidaten und Predigern überhaupt als wahre Muster geistlicher Beredamkeit empfohlen zu werden verdienen. Eine nähere Inhaltsanzeige einzelner Predigten, mit einigen ausgezogenen Stellen, welche der Raum nur sparsam bezubringen gestattet, möge denjenigen obiges Urtheil ergänzen. Bl. zur A. L. Z. 1824.

theil bestätigen, welchen die frühern Predigten des Vf. noch etwa unbekannt seyn sollten; die andern aber einladen, sich den herrlichen Genuß zu verschaffen, welchen ihnen auch dieser Band sicher gewähren wird. In der 4ten Predigt über Luc. 18, 31—43 — wird die Frage beantwortet: *Was giebt dem Menschen in bedenklichen Lagen des Lebens größten Muth?* 1) der Besitz eines reinen und schuldlosen Herzens. 2) ein deutliches Bewußtseyn unsrer irdischen Bestimmung. 3) ein starker und fester Glaube an Gott, und 4) der Himmelsstab der Hoffnung. Im 3ten Th. heißt es unter andern: (S. 52 etc.) „Redet selbst, treue Gottesfreunde, ihr, die ihr voll Vertrauen und Glauben an den Herrn seyd, welcher euer und der Welten Schicksal leitet, denket und sprecht ihr nicht auch, wie dieser *Anfänger und Vollender eueres Glaubens*, wenn euch hienieden Plagen des Lebens treffen. Findet nicht auch ihr in diesem Glauben und Vertrauen den unerschöpflichen Quell, aus welchem euch Muth und Heiterkeit fließet, wenn sich zu Zeiten alles vereinigt, um auch Wunden zu schlagen und euch den Kelch der Leiden leeren zu lassen? *Mein Vater in der Höhe*, saget ihr, *weis zu allen Sachen Rath*, wenn euch häusliche Sorgen am Herzen nagen, und werfet sie in diesem Glauben von euch. Der Herr, sagt ihr, *verläßt die Seinigen nicht*, wenn euch schwere Drangsale auf Jahre hinaus in eurem Wohlstande zurücksetzen, und findet in dieser Zuversicht euren guten Muth wieder. *Seine Gedanken*, saget ihr, *sind nicht unsre Gedanken, und seine Wege sind nicht unsre Wege*, wenn er euch Kinder vom Herzen nimmt, welche eure Stütze werden sollten, und statt der Thränen glänzt bey dieser Ueberzeugung die Heiterkeit ruhiger Ergebung in euren Augen. *Er hat gegeben*, saget ihr, *er hat genommen*, wenn eure Habe zur Beute grausender Unglücksfälle wird, und überschauet bey dieser Ansicht euren Verlust mit gefasster Seele. Der, saget ihr, *der die Blumen kleidet und die Vögel nährt*, giebt auch uns des Leibes Nothdurft, wenn euch die Sorge darum ängstigt; und fühlet euch in diesem Glauben getrost und heiter. Kurz, euer treues Halten an ihm, an seinem Beystande, euer unverrücktes Vertrauen auf die Nähe seines Helferarmes, er hält euch aufrecht, wo ihr sinken, stärket euch, wo ihr schwach werden, tröstet euch, wo ihr verzweifeln, beruhigt euch, wo ihr in Jammer und Klagen ausbrechen wollet, und läßt es euch, auch in der tiefsten

N (4)

ten

sten Noth, nicht an getrostem Sinne fehlen." Diese Stelle kann zugleich zeigen, wie der Vf. die Bibel zu benutzen versteht. Die 5te Pred. — Matth. 15, 21 — 28. — beantwortet die Frage: *Wie haben Aeltern ihre Kinder anzusehen, um die Last ihrer Erziehung leicht zu finden?* — 1) als die ergetzlichste und süßeste Gesellschaft, welche ihnen auf Erden werden kann; 2) als die Freude und Hoffnung ihres Lebens; 3) als ihre einstigen Stellvertreter auf Erden; 4) als die Stütze und den Trost ihrer letzten Tage. Rec. führt die Schlußworte der Predigt an, weil sie ihm, ohne daß der Vf. solches beabsichtigte, einen Umstand zu berühren scheinen, der allein schon jedem Unbefangenen deutlich zeigt, wie selbst um der Gemeinen willen, das eheliche Leben der Geistlichen den Vorzug vor dem Cölibate verdient, das man in neuerer Zeit sogar protestantischen Predigern hat anpreisen hören. S. 68 heisst es: So haltet euch denn an diese Worte, ihr, denen Gott Kinder anvertraute, und richtet euch mit ihnen auf, wenn euch die Sorge für dieselben ängstigt und wisset, daß sie aus einem Herzen kamen, welches diese Sorge so wie ihren Lohn aus Erfahrung kennet und sich an eben der Freude und Hoffnung labet, welche euch in Kindern gegeben ist! Lasset uns nur leisten, was treuen Aeltern gebührt, und es wird uns nicht an der Vergeltung fehlen, welche der große Vater aller Menschenkinder mit Aelternsorge verknüpfte, und wenn sie um uns stehen, die Pfinglinge unsrer Hände, wohlgerathen und hoffnungsvoll, eine Ehre unsrer Häuser, eine Krone unsrer Häupter, eine Stütze unsers Alters und eine Zierde unsers Geschlechts! Dann lasset uns bekennen, daß der Höchste unsere Vater- und Mutterarbeit reichlich belohnt, und daß er seine Verheißung nicht unerfüllt läßt: *Das Geschlecht der Frommen wird gesegnet seyn!* — Die 6te Predigt am Charfreitage, als dem ersten Bußtage des Jahres, behandelt nach 1. Petri 2, 24. — das Thema: *Wie sehr die rechte Feyer des Todestages unsers Herrn von einer richtigen Ansicht seines Todes selbst abhängt.* Es wird gezeigt, wie 1) diese Feyer wärmer und inniger wird, wenn wir nicht nur den Tod, welchen er duldete, sondern auch das ganze Leben und Wirken desselben für ein hohes Verdienst um die Welt und die Menschheit halten; 2) wie sie reiner und lauter wird, wenn wir die Absicht seines Todes nicht nach grundlosen Menschenfatzungen, sondern nach den schlichten Belehrungen der Schrift beurtheilen; 3) wie sie erspriesslicher und segensreicher für uns wird, wenn wir den Tod desselben nicht bloß zur Beruhigung unsers schuldbeladenen Gewissens, sondern auch zur Besserung unsers sündigen Lebens anwenden. Gern führte Rec. mehreres aus dieser Predigt an, welche einen der wichtigsten Gegenstände des christlichen Glaubens in echt biblischem Geiste abhandelt, und besonders der Materie wegen zu den vorzüglichsten der ganzen Sammlung gehört. Doch möge wenigstens eine Stelle des 2. Thls. hier Platz finden. „Zu einem Vater,

heisst es S. 79 u. f. w., blicken wir dann heute empor, welcher uns aus mildem Erbarmen einen Retter sandte: nicht aber zu einem zornigen Rächer, welcher nur durch Blut befänftigt und versöhnt werden konnte. Vor einem Lenker des Schicksals beugen wir unsre Kniee, welcher, höherer Zwecke halber, die Unschuld für den Augenblick der Bosheit preisgab und sie zuletzt mit herrlichem Siege krönte: nicht aber zu einem rauen, aller Gerechtigkeit entfremdeten Herrscher, welcher einen Gerechten leiden läßt, was Ungerechte verschuldet haben; und in dem Dulder selber, welcher am Kreuze blutet, schwebet uns kein für Verbrecher bestrafter Heiliger vor Augen, sondern ein Groß- und Edelsinniger, welcher mit bedachter Freiheit und von Begeisterung für einen hohen herrlichen Zweck getrieben, sein Leben für seine Brüder dahingibt, um, was er groß begonnen, auch groß zu vollenden. Statt Grauen und Schrecken über Veranstaltungen zum Heile der Menschen, welche allen Begriffen von Gerechtigkeit und Recht entgegen laufen, regt sich dann das kindliche Gefühl des Dankes gegen Gott, welcher seinen Sohn zu unserm Besten dahingab, in unserm Herzen und ehrerbietige Bewunderung des himmlischen Dulders, welcher als ein *guter Hirte sein Leben für die Schaafe lieft*, und die Ermahnung seiner Apostel, auch, wie er, *das Leben für die Brüder zu lassen* und das persönliche Wohl der Pflicht zum Opfer zu bringen, erhält nun ihren Sinn und ihre volle Bedeutung." Am Sonntage Cantate — Joh. 16, 5 — 13. — ist das Thema: *Tröstliche Gedanken bey dem Hingange der Unfrigen.* Es sind dieses folgende: 1) daß sie auf Gottes Geheiß von uns scheiden; 2) daß sie zum Vater gingen; 3) daß ihr Hingang auch uns Segen bereitet; 4) daß unsre Abgeschiedenen ein zartes und heiliges Band zwischen uns und dem Himmel knüpfen. Die Predigt, welche nebst vielen andern des Vf. den noch immer wiederholten Vorwurf in seiner Nichtigkeit darstellt, als könne der Geistliche bey vernunftgemäßer Auffassung und Behandlung religiöser Gegenstände nicht auf Geist und Gemüth seiner Zuhörer im erforderlichen Maasse einwirken, zeigt auch, wie geschickt der Vf. die Veranstaltungen zu benutzen weiß, um den höheren Ständen ans Herz zu legen, was ihnen zur Zeit noth thut. S. 106 lesen wir nämlich: ... „leicht gehet er (der Trost, daß die Unfrigen auf Gottes Geheiß von uns scheiden) verloren in Zeiten, wo Witz und Dichtung ihren ganzen Zauber anbieten, um ein blindes Schicksal an die Stelle eines heiligen Gotteswillens zu setzen und Alles, was dem Menschen vom ersten bis zum letzten Hauche begegnet, nicht von *dem*, dessen *Bürger und Pilger wir sind*, wie alle unsre Väter, sondern nach echter Heidenweise von einer unabänderlichen Bestimmung und einer eisernen Nothwendigkeit herzuleiten. O, flieheth diese trostlose Weisheit, wenn ihr in den Stunden banger Trauer nicht unterliegen wollet! Am Grabe der Eurigen kommt euch nur der Gedanke tröstend entgegen: daß

dafs sie auf Gottes Geheifs von euch schieden, und dafs der Herr, der mit bedachtem Rathe Jeden kommen und gehen heifst, wie er es gut findet, auch ihnen ihre letzte irdische Stunde bestimmt." Eine der vorzüglichsten Predigten, welche die ganze Beachtung der Zeitgenossen verdient, ist die am Bußstage 1822 über Röm. 12, 2. gehaltene: *Ernstes Nachdenken über die sittlichen Gebrechen unserer Zeit*. Zu diesen werden gezählt: 1) ungezähmte Genußsucht im geselligen Leben; 2) Mangel an Eintracht und Launigkeit in dem ehelichen Leben; 3) kühn anstrengende Ungebundenheit in dem bürgerlichen Leben; 4) Kälte und Launigkeit im religiösen und kirchlichen Leben. Auch die Predigt am 25. Sonnt. p. Tr. über Matth. 24, 15 — 28. gehört zu den allergeeignetsten. Sie stellt *den Untergang einst blühender Völker* dar: 1) als höchst traurig und jammervoll; 2) als höchst begreiflich und natürlich; und 3) als verherrlichend für Gottes Weltregierung. Nur eine Stelle des 2. Theiles finde hier Platz. „Wie Häuser und Familien, heifst es S. 286, sich durch Tugend erheben und durch Laster sinken, wie entartete Kinder wackerer Väter um das schöne Erbe der Ehre, des Ansehens, der bürgerlichen Giltigkeit und eines festen Wohlstandes kommen; wie sich ein Jeder, welcher Recht und Sitte, und die Frömmigkeit und Gottesfurcht verläßt, zu welcher ihn treue Aelternhände erzogen, dem sicheren Untergange weihet, so dafs, wer Zeuge desselben ist, nichts Unbegreifliches darin findet, sondern spricht: *wie die Arbeit, so der Lohn und was der Mensch säet, das wird er ernten*: so ist es auch mit ganzen Völkern! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken, wenn das Maafs ihrer Sünden voll ist, wenn für ihre Missethaten die Stunde der Vergeltung schlägt, wenn sie sittlich so weit abgestorben sind, dafs es nur Eines Stofses unserer Stürme bedarf, um den Baum ihrer Herrlichkeit auf immer zu entblättern.“ Reo. beschließt diese Anzeige mit der Angabe noch einiger Predigten dieses Bandes, welche ihn vor andern ausgesprochen haben: Am 1. Sonnt. nach d. Erschei. *Ein religiöser Sinn ist der größte Schatz, welchen Aeltern Kindern gewähren können*. Hier hat ihm der Ausdruck einen Schatz gewähren nicht ganz passend geschienen. Am 2. Sonnt. n. d. Erschei. *Unser Familienleben als eine Erziehungsschule der Menschen zu allem Guten*. Am 9. Sonnt. n. Trinit. *Das heilige Gefühl der Schaam in seinen verderblichen Verirrungen*. Am 12. Sonnt. nach Trinit. *Es ist ein Großes, dafs der Mensch sprechen kann*. Am 13. Sonnt. nach Trinit. *Die Menschenliebe unserer Zeit*. Am 23. Sonnt. nach Trinit. *Die Erfahrung, wie geflissentlich man bey bösem Thun sich einen guten Schein zu geben bemüht ist*. Möge es dem verehrten Vf. gefallen, uns recht bald wiederum mit einem Bande seiner Kanzelvorträge zu beschenken. Vielleicht läßt uns die gute Aufnahme, welche dieselben so allgemein finden, hoffen, dafs er es nicht bey der Herausgabe eines Jahrganges, wie der

1. Band dieser Predigten sie ankündigte, bewenden lassen wird.

DRESDEN, in Comm. d. Arnold. Buchhandl. u. b. Vf.: *Herzensergüsse in vier Predigten von J. D. Wengler*, Pastor in Kesselsdorf, bisherigem P. in Grofsferkmannsdorf. 1824. 64 S. 8.

Der Titel, „Herzensergüsse“ liefs Reo. vermuthen, hier Predigten neuester Art und neuesten Stils zu finden. In diesen nicht sehr einladenden Glauben ging er ungern ans Werk. Zueignungsschrift und Vorwort jedoch, wenn gleich das letzte in etwas gezielter Sprache, flößten schon eine bessere Meinung ein, und die Predigten selbst hat Rec. mit Wohlgefallen gelesen, die erste am 4. Adv. 1823. in einer benachbarten Gemeinde über die gewöhnliche Perikope Joh. 1, 19 — 28. handelt den Satz ab: „*was dazu beytrage, dafs Jeder sich gern in seiner wahren Gestalt zeige, und sich für nichts mehr gebe, als er wirklich ist*.“ Der Vf. rechnet dazu 1) ein öfteres Vorhalten solcher Personen, die hierin als Muster und Vorbild gelten; 2) Wahrheitsliebe; 3) Bruderliebe; 4) ein gutes Gewissen. Aber, nicht zu gedenken, dafs Thema und erster Haupttheil sehr schwerfällig ausgedrückt sind, möchte der Gegenstand wohl kaum mit dem, was hier darüber gesagt worden, hinlänglich erörtert seyn, wiewohl das Gesagte allerdings zur Sache gehört und auch in der Ausführung größtentheils gut gesagt ist. Am meisten hat in dieser Predigt, die übrigens nicht gerade die vorzüglichste in dieser kleinen Sammlung ist, das gefallen, dafs der Vf. seinen Text, wie es seyn soll, zu benutzen weiß und wirklich benutzt. Es folgt eine Neujaarspredigt gleichfalls über das gewöhnliche Evang. über die Frage: *mit welchen Hoffnungen wir dies neue Jahr be- (an) treten?* Mit der Hoffnung 1) es mit den Unfrigen fröh und gesund zu durchwandeln, 2) an Weisheit, Tugend und Gottesfurcht schönen Zuwachs zu erhalten; 3) viel Segen zu stiften und viel Segen zu finden. Es ist zwar recht sehr erfreulich, wenn ein Prediger es seiner Gemeinde zutrauen darf, dafs sie solche Hoffnungen, wie die unter 2 u. 3. ausgesprochenen, beym Antritt eines neuen Jahres vorzüglich unterhalte, aber, da sich dies doch nicht immer, wenigstens nicht bey allen Gemeindegliedern voraussetzen läßt, so möchte das Thema wohl zweckmäßiger lauten mögen: *welche Hoffnungen darf und soll der Christ beym Antritt eines neuen Jahres in sich aufnehmen*, oder auf ähnliche, die Belehrung, Anleitung, Ermunterung ausdrückende Weise. Die beiden letzten Predigten hat der Vf. beym Abschiede und beym Anzuge in seiner vormaligen und jetzigen Gemeinde, jene über Apostelg. 20, 32. diese über 1. Tim. 4, 12 — 16. gehalten. In der Regel pflegen solche Predigten zu mißrathen; hier das Gegentheil. Der Vf. weiß das rechte Maafs sowohl im Röhren und Bewegen der Gemüther bey der Trennung, als im Versprechen beym Anknüpfen ei-

einer neuen Verbindung zu halten. Grade zu diesen beiden Vorträgen mag auch wohl der oben angegebene allgemeine Titel: „Herzensergüsse“ am meisten passen; denn wirklich redet in ihnen das Herz des Vfs. mit, und da nun mit dem Herzen zugleich Einsicht und Talent sich paart, so wird es keinen Freund der vernünftigen Erbauung gereuen, mit Hrn. W. und dessen Vorträgen Bekanntschaft gemacht zu haben.

MATHEMATIK.

HALBERSTADT, b. Vogler: *Der Conifector*, ein Instrument, die Kegelschnitte zu verzeichnen, erfunden und beschrieben von K. A. Martens, Superintendent und Oberprediger zu Halberstadt. 1821. 60 S. 8. m. 3 Kupft.

Der Erfinder des genannten Instrumentes, als Schriftsteller im mathematischen Fache hinreichend bekannt, übergibt dem Publicum durch diese kleine Schrift die Construction desselben, welche eben so sinnreich und einfach ist, als sie zugleich den Erfinder als einen Mann darstellt, der die täglichen Erscheinungen mit dem Auge des Forschers betrachtet. Hr. M. erzählt (S. 2—6) die Veranlassung zu dieser Erfindung. Es heist hier (S. 4): „Der Schirm meiner Studierlampe hat oben eine kreisrunde Oeffnung. Einst fiel mir, da die Lampe an einer Wand stand, die sonderbare Gestalt des Schattens auf, welchen dieser oben geöffnete Schirm auf die Wand warf, und ich fragte bey mir selbst, nach der Natur der Linie, welche von der Schattengrenze bezeichnet wurde. Es leuchtete mir sehr bald ein, da von der Lampenflamme ein Lichtkegel durch die Schirmöffnung aufstieg, welcher durch die nahe Wand geschnitten ward, es müsse der Schatten, je nach der senkrechten oder geneigten Lage der Wand irgend einen Kegelschnitt bilden.“ Die Hauptidee, auf welche die Einrichtung des Conifectors sich gründet, wird §. 1—3 angegeben und ist kurz gefasst folgende: Man denke sich eine Kreisscheibe, durch deren Mittelpunkt gehe ein Staab, welcher mit der Axe dieser Kreisscheibe einen Winkel bilde. Drehet man nun diese Scheibe um ihre Axe, so beschreibt dieser Staab einen Kegel. Ist die Kreisscheibe mit einer zweyten Fläche — Bodenfläche genannt — parallel, so wird das Ende des Stabes des Kegels Grundfläche, und wenn man will, auch die Fläche des mit der Grundfläche parallel gehenden Schnittes, d. h. den Kreis geben. Ist aber die Kreisscheibe mit der Bodenfläche nicht parallel, so erhellet die Möglichkeit leicht, daß der Schnitt eine Parabel, *Ellipse* oder Hyperbel geben muß. In der mechanischen Construction ist, wie sich schon von selbst versteht, auch darauf Rücksicht genommen, daß verschiedene Kegelschnitte selbst auch so gezeichnet werden können, daß sie einen gegebenen Parameter und Axe in sich fassen. Hr. M. setzt den halben Winkel an der Spitze des Kegels = φ ; den perpendicularen Abstand der Kreisscheibe von der

Bodenfläche — die Scheibenhöhe — = E ; den Winkel, welchen die Axe der Kreisscheibe mit der Scheibenhöhe macht, = γ . Hr. M. beweist §. 16—19, daß wenn der Parameter durch P , die Axe durch A bezeichnet wird, $P = 2 E \cdot \operatorname{tg} \varphi$ und $A = \frac{2 E (\operatorname{tg} \gamma^2 + 1) \operatorname{tg} \varphi}{1 - \operatorname{tg} \gamma^2 \cdot \operatorname{tg} \varphi^2}$

Es unterscheidet sich diese Schrift von andern ihrer Art auch noch dadurch, daß durchgängig Alles streng bewiesen und mit hinreichender Klarheit dargestellt ist. Wir empfehlen daher diese Schrift allen technischen Mathematikern, indem in ihren Fächern der Conifector nicht allein eine mannichfache Anwendung finden, sondern auch mit Vortheil angewandt werden dürfte. — Wenn übrigens Hr. M. den Conifector noch zu vervollständigen gedenkt, so dürfte zu empfehlen seyn, daß er dabey *De la Hire's Machine pour faire sur le tour toutes sortes de Polygones* (*Histoire de l. Acad. roy. de sc. Année 1719. Paris 1721. 4to pag. 320—325*) berücksichtige. Für Schulen kann der Conifector nur empfohlen werden, wenn er als ein, zu einem vollständigen mathematischen Apparate gehöriges Stück angesehen wird. Bey dem Unterrichte, wo man in unsern Tagen gewöhnlich Biots Methode zu befolgen pflegt, scheinen die Formeln, welche zur Verzeichnung der Kegelschnitte aufgestellt werden, dem Gegenstande angemessener zu seyn. Es ist zwar richtig daß auf diese Art die Kegelschnitte nie so genau, als es durch Hülfe des Conifectors geschieht, gezeichnet werden können; allein der Unterricht soll nicht das Zeichnen der Kegelschnitte, vielmehr die Theorie derselben lehren, und dies ist unabhängig von jenem. Wenn nun Hr. M. §. 37. sagt: „Das Instrument gewährt für Schulen den Vortheil, daß es manche Eigenschaften der Kegelschnitte anschaulich macht; z. B. wie der entgegengesetzte Theil der Hyperbel am andern Ende der Axe entsteht,“ so sind wir der entgegengesetzten Meinung. Es wird dies, wo nicht anschaulicher doch eben so anschaulich gemacht, wenn man den Schüler auf das Nichtparallelseyn der schneidenden Ebene und des Kegels zweyter Seite, auf deren *Convergenz* gegen die Seite des Doppelkegels aufmerksam macht. Eben so einfach kann man dies aus der Gleichung

$$y^2 = p x \cdot \frac{p x^2}{a} = \frac{p x}{a} (a + x)$$

wenn man $x \gamma a$ und negativ nimmt, ableiten. Alles was zum Verstehen erforderlich ist, muß dem Schüler aus der Stereometrie bekannt seyn. Uebrigens scheint es durch die Erfahrung bewiesen zu seyn, daß dergleichen Maschine oder andere Modelle, welche bey dem Unterrichte in der Mathematik gebraucht werden, leicht einen Nachtheil für den Schüler herbeiführen, weil es gewöhnlich der Fall ist, daß die Schüler in der durch die Maschine gemachten Zeichnung, oder in dem Modelle das suchen, was nur in der reinen Abstraction liegt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in der Hinrichs. Buchh.: *Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitz u. s. w. Dritter Theil. Geschichte des Europäischen Staaten-Systems aus dem Standpuncte der Politik.* 1824. XVIII u. 499 S. 8.

So wie der Staat überhaupt ein Werk des menschlichen Willens ist: so wird auch das Verhältniß und der Zusammenhang der Staaten unter einander durch den Willen der Staaten bestimmt und modificirt. Wie nun die Staaten auf eine Verbindung unter einander hingewirkt, was sie dabey für Zwecke und Maximen befolgt, und wie aus diesem Zusammenwirken und Einwirken auf einander ein System der Staaten entstanden, dieses ist unstreitig eine höchst interessante geschichtliche Aufgabe für den Staatsmann, deren Lösung sich unmittelbar an den theoretischen Vortrag der Staatswissenschaften anschließen muß. Denn wenn die äußere Politik gelehrt hat, welche Zwecke die Staaten durch einander erreichen sollen, und wie sie diese am besten erreichen; so wird der Politiker begierig seyn zu erfahren, wie die Staaten in der Wirklichkeit diese Zwecke zu realisiren gesucht haben, ob sie den Zwecken, welche die Theorie vorschreibt, wirklich gefolgt sind, oder ob sie vielleicht ganz andere im Sinne hatten und mehr ein Verfahren beobachtet haben, was sie von dem Ziele das die Vernunft den Staaten vorschreibt mehr oder weniger abführte, und wie sie sich demselben bald mehr bald weniger wieder näherten. Dieses heißt unstreitig, die Handlungsweise der Staaten gegen einander aus dem Gesichtspuncte der Politik betrachten. Ein solches geschichtliches Werk in diesem dritten Theile seiner Staatswissenschaften zu liefern, war die Absicht des Vfs., und es ist offenbar, daß derselbe sich in sehr fruchtbarem Zusammenhange an die beiden ersten Bände der Staatswissenschaften (f. A. L. Z. 1823. Nr. 132, u. Ergänz. Bl. Nr. 127.), welche die Theorie derselben enthalten, anschließt. Der Vf. ist schon als Geschichtsforscher rühmlichst bekannt, und hatte deshalb hinreichenden Beruf ein Werk dieser Art zu unternehmen, dessen Aufgabe allerdings nicht leicht war, da es keinen Vorgänger hat, der in seinem Sinne die Geschichte bearbeitet hätte, außer etwa Koch, und das nicht nur eine vertraute Be-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

kanntschaft mit den Hauptereignissen der Völkergeschichte, sondern auch eine scharfe Urtheilskraft voraussetzt, um nur solche Thatfachen auszuheben und gehörig zu ordnen, welche wirklich auf die Hervorbringung oder die Vernichtung eines Staaten-Systems hingewirkt haben: so daß ihr Einfluß auf diesen Zweck aus der Darstellung klar und deutlich hervorgehet. Die Arbeit des Vfs. macht einen glücklichen Anfang zu einem solchen Werke, und es leidet keinen Zweifel, daß fortgesetztes Nachdenken dasselbe bey wiederholten Auflagen noch immer mehr vervollkommen werde. Der Plan desselben ist folgender. Die Einleitung (S. 21) entwickelt die Idee einer solchen Geschichte des Staatensystems. Die Geschichte desselben fängt er erst mit der Entdeckung des vierten Welttheils an; wo freylich dieselbe für unsere Zeit erst fruchtbar zu werden anfängt, und sich die Principien der jetzigen Politik für unser Staatensystem entwickeln. Unterdeß würde es nicht uninteressant gewesen seyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, auch die Spuren dieser Idee unter den alten Völkern aufzufuchen, wozu sich insbesondere in der griechischen Geschichte interessante Materialien würden gefunden haben, so wie die römische Herrschaft wieder kein System der Staaten, sondern Vereinigung aller Staaten in oder unter Einen zu beabsichtigen schien. — Das Mittelalter betrachtet er nur als Vorzeit der Entwicklung des Staatensystems. Im Grunde folgen die Staaten unter einander sehr bald den Ideen, welche ihr Inneres regieren, und die Principien, wonach sich die kleineren Gesellschaften und Individuen innerlich vereinen, dienen auch den Staaten zur Analogie bey ihrer Verbindung unter einander. Mit Recht betrachtet daher der Vf. die Entwicklung des Lehnsystems in den Staaten deutschen Ursammes und der Hierarchie, welche beide im Mittelalter Individuen und Gesellschaften zusammen banden, als die merkwürdigsten Erscheinungen jener Vorzeit, da sie auch sehr bald ihren Einfluß auf die Verbindung der Staaten zeigten, und dahin wirkten auch Staatensysteme nach denselben Principien hervorzubringen. Warum die Wirkung beider nicht sehr groß seyn konnte, und wie andere Ereignisse ihnen entgegen traten, ist (S. 29 — 36) sehr gut entwickelt.

Hierauf wird die Geschichte des Staatensystems selbst in zwey Zeiträume getheilt, wovon der erste
O (4)

von

von der Entdeckung von Amerika bis zur französischen Revolution, und der andere von da bis auf unsere Zeit geht. Jeder dieser Zeiträume enthält wieder drey Zeitabschnitte unter sich.

Der erste Abschnitt des ersten Zeitraums geht bis zum Westphälischen Frieden. Die Entdeckung der neuen Seewege nach Ostindien und Amerika war ein Ereigniß das nothwendig eine ganz andere Politik der Staaten gegen ein ander erzeugen mußte; die Ursachen, welche dieses bewirkten, so wie der Einfluß der Reformation auf die Veränderung des politischen Staatensystems, die Wirkungen, welche Schweden durch seine Verbindung mit den Protestanten hervorbrachte, und wie durch den Westphälischen Frieden die Interessen der verschiedenen Staaten als eine Folge der vorhergehenden Ereignisse anders geordnet wurden, alles dieses wird (S. 37 bis 138) vortreflich entwickelt, und bey allen Erzählungen der einzelnen in diesem Abschnitt vorkommenden Begebenheiten ist die Tendenz derselben auf die Veränderung der Verhältnisse der Staaten gegen einander hervorgehoben. Aus demselben Gesichtspunct werden die besondern Geschichten der einzelnen Staaten — von Deutschland, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, den Niederlanden — England u. s. w. betrachtet.

Der zweyte Abschnitt geht von dem Westphälischen Frieden bis aufs J. 1740. Wie Preussen sich, da Schwedens Einfluß nachläßt, zum Schutzherrn des protestantischen Interesse erhebt und sich zu einer Hauptmacht emporbildet, wie Frankreich nach dem Principate in Europa strebt; wie die Begierde der einzelnen Regenten ihre Staaten durch äußern Zuwachs zu vergrößern immer mehr wächst, wie Ludwig 14, Peter I. und andere sich durch Eroberungen, durch Familienverträge u. s. w. zu vergrößern suchen, und alle Fürsten diesem Beyspiele mehr oder weniger folgen, wie der spanische Erbfolgekrieg das Gleichgewicht der Macht in Europa aufhebt, und wie sich das Streben der übrigen Mächte entwickelt, um Frankreichs Dictatur entgegen zu wirken, wie die innere Schwäche von Spanien und Deutschland Ludwigs Pläne begünstigen und wie es dennoch England, den Niederlanden und Brandenburg gelingt die Wirkungen jener Pläne zu zerstören, was für günstige und ungünstige Umstände dabey vorkommen, diese Zwecke zu befördern oder zu hindern — die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswick, Utrecht und Baden: Alles dieses wird erstlich aus der allgemeinen und zweytens aus der speciellen Geschichte der einzelnen in dieser Epoche herrschenden Staaten lehrreich erklärt.

Der dritte Zeitabschnitt dieses ersten Zeitraums erstreckt sich von 1740 bis 1789. Das Jahr 1740 erscheint für viele Europäische Staaten ein Wendepunct, sowohl ihrer innern Cultur als ihrer äußern Verhältnisse. Insbesondere fängt Deutschland an sich wieder zu erheben. Seine Sprache, seine classische Litteratur, seine Philosophie gewann große Fortschritte, und da zum Glück Regenten an die

Spitze kamen, welche diesen Anstoß der Cultur begünstigten; so wurde die deutsche Cultur dadurch vorzüglich beschleunigt. Friedrichs des zweyten Einfluß hebt der Vf. hauptsächlich heraus und sich nicht kehrend an die Ansichten einiger neuern frommelader Schriftsteller, würdigt er den Einfluß desselben auf die geistige Bildung der Deutschen und die Zerbrechung der Fesseln des Aberglaubens, wie es das Wirken dieses großen Mannes verdient. Außerdem steigt Englands Macht in dieser Epoche und bildet sich für die bedeutendste Stelle in der Europäischen Republik, ob es gleich die Nordamerikanischen Colonien verliert. Eine der folgenreichsten Begebenheiten in diesen Jahren ist aber Polens Theilung, und Rußlands Erweiterung seines sonst schon unermesslichen Ländergebiets. Die Hauptbegebenheiten und einzelnen Ereignisse in den verschiedenen besondern Staaten, welche jene Resultate hervorbringen werden ausführlich erzählt, und dabey sind die Gährungstoffe, welche die französische Revolution vorbereiteten, und die sich in den Jahren 1787 bis 1789 vorzüglich entwickelten, nicht übergangen. S. 248 beginnt der zweyte Zeitraum, in welchem 1) die französische Revolution, 2) die Auflösung des deutschen Reichs, und 3) die neue Formation des letztern durch den Wiener Congress fällt; welche als die wichtigsten Ereignisse, die auf das Europäische Staatensystem gewirkt haben, auch zur Untereintheilung dieser Periode in drey Abschnitte dienen. Durch die französische Revolution fiel das Lehnssystem in einem Reiche von 25 Millionen Menschen, welches seit der Völkerwanderung die Grundlage des ganzen bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens bey allen Völkern deutscher Abkunft gebildet hatte; so wie das System der Hierarchie, die Unterlage des religiösen und kirchlichen Lebens seit dem 11ten Jahrhundert bis auf die Zeit der Reformation ausmachte. So wie nun die Hierarchie durch die Reformation erschüttert und auf immer gestürzt wurde; so ward das Gebäude des Feudalismus durch die französische Revolution zerbrochen, und es mußte ein anderer Grund des Staatsvertrages ausfindig gemacht werden, welcher kein anderer als eine *Verfassung seyn konnte*.

Aus der Geschichte stellt nun der Vf. in diesem Abschnitte die Begebenheiten mit vieler Umsicht dar, welche auf die Hervorbringung der Resultate die unsre Zeit geboren hat, hinwirkten, und wie sie zur Hervorbringung eines neuen Staatensystems beitrugen. Ausführlich wird die französische Revolution beschrieben, wie sie mit Vernichtung des Feudal-systems anfang und was für Reactionen daraus folgten, wie sich die Revolutions-Ideen ändern Staaten mittheilten, und mit welchen Bemühungen die europäischen Mächte sie zu dämpfen suchten, die Kriege der coalisirten Mächte gegen Frankreich, das Gelingen Frankreichs, Deutschland zu zerreißen, und dessen Verfassung aufzulösen. Wie wenig anfangs Rußland gethan, um die Fortschritte der Revolution aufzuhalten; mit welcher Anstrengung England sich seit

seit 1793 der Ausdehnung der Herrschaft Frankreichs entgegengesetzt, und wie es die völlige Oberherrschaft zur See behauptet, welchen Einfluß Bonaparte auf die Revolution gewinnt, und wie sie sich endlich so gestaltet, daß das revolutionirte Frankreich in dem Staatensystem eine Stelle ruhig einnehmen kann; welchen Einfluß die durch die Revolution verbreiteten politischen Ideen auch in andern Staaten gewinnen, und wie alles vereint zu Einführung constitutioneller Einrichtungen hinarbeitet: Alles dieses gehet aus den hier dargestellten und zusammen geordneten Begebenheiten hervor.

Die Anordnung ist, wie in den vorigen Abschnitten nämlich: A. Eine allgemeine Uebersicht dieser Zeit; B. die Hauptbegebenheiten in derselben, wozu gerechnet wird: 1) die französische Revolution bis zum Kriege im Jahre 1792; 2) die gleichzeitigen Europäischen Zwiste, welche insonderheit die Aufmerksamkeit von dem was in Frankreich vorgieng, abzogen, oder sie bey weitem in ihrem Anfange nicht so beachten ließen, als es nöthig gewesen wäre, wenn sie hätten unterdrückt werden sollen. Oesterreich und Rußland waren mit der Pforte; Schweden mit Rußland beschäftigt. Die Pillnitzer Convention war ohne gehörige Kraft, und die europäischen Hauptmächte überhaupt nicht einverstanden über die zu ergreifenden Maasregeln; 3) Stellung der Europäischen Mächte gegen Frankreich; 4) der Revolutionskampf von 1792 — 1795. Der Krieg von Seiten der Allirten erreicht sein Ziel nicht und die Verbindung zwischen Oesterreich und Preussen erkaltet, so daß selbst der wüthendste Bürgerkrieg in Frankreich, des letztern glückliche Erfolge nicht hindert. — Der Baseler Friede, welcher ganz zu Frankreichs Vortheil ausfiel. 5) die zweyte und dritte Theilung Polens 1793 und 1797. 6) Revolutionskampf von 1795 — 1797 — Einwilligung Oesterreichs in die Abtretung des linken Rheinufers. — Siege Englands zur See; 7) die politischen Ereignisse vom Frieden von Campo Formio bis zur Erneuerung des Krieges 1797 — 1799. — Congreß von Raasdorf, Republicanismen in Italien. — Zerstörung der alten Verfassung in der Schweiz. — Eroberung von Aegypten durch Bonaparte. — Sieg der Engländer bey Abu-kir und Folgen davon. 8) Vom Kriege im J. 1799 bis zum Frieden von Amiens 1802, die deutschen Interessen spalteten sich, indem das südliche den Krieg, das nördliche die Neutralität wollte. — Oesterreich und Rußland treten gegen Frankreich auf; die Uneinigkeit der Heerführer und die verschiedenen Ansichten der Höfe selbst spaltet das Interesse und lähmt den Eifer. — Und so bleiben die Franzosen im Vortheile. — Der achtzehnte Brümair, und Folge der verschiedenen Verfassungen in Frankreich. — 9) Die Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens nebst den Friedensschlüssen mit andern Mächten fielen ganz zu Frankreichs Vortheil aus. Sogar einen Friedensschluss mit England brachte Frankreich 1802 zu Stande: 10) die wichtigen politischen Er-

gebnisse von 1802 — 1805. In diesen Perioden fällt das Entschädigungsgeschäft für die deutschen Fürsten, welche durch den letzten Frieden verloren hatten, worüber sich aber im J. 1805 wieder ein neuer Krieg mit Frankreich entspann, dessen Chef im J. 1804 den Kaisertitel angenommen hatte, nachdem er schon längst das Übergewicht unter den Mächten des Continents gewonnen, und diese fast zwang sich nach seinem Willen zu fügen. Der Krieg mit Oesterreich 1805 vergrößerte nun sein Ansehen, und die völlige Auflösung des deutschen Reichs war die natürliche Folge der bisherigen Ereignisse.

Der zweyte und dritte Zeitabschnitt dieses Zeitraums verfolgen die Begebenheiten in derselben Ordnung. Noch nie hat die Politik so bestimmt und deutlich ihre Verpflichtung zur Moral und Rechtsbeobachtung ausgesprochen; als in dem heiligen Bunde 1815 und in dem Congresse zu Aachen 1818; welche Erklärungen daher auch S. 441 u. 442 als höchst merkwürdig für die Geschichte der Politik angeführt werden. In jenem erklärten zuerst drey der mächtigsten Monarchen, daß so wohl in ihrer innern als äußeren Politik sie nichts als die wahre Christus-Religion, Liebe zum Frieden und zur Gerechtigkeit gegen alle leiten solle, und alle europäischen Monarchen traten dieser Erklärung bey, wenn gleich einige sie nicht formell als Vertrag unterzeichneten. Auch konnte in der That die Unterzeichnung sie nicht mehr binden, als die innere Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit dieser Pflicht. Auf dem Congresse zu Aachen, wo auch Frankreich unter die Hauptmächte aufgenommen wurde, erklärten alle fünf Mächte durch ihre Minister an alle übrigen europäischen Mächte feyerlich, daß die verbündeten Souveraine sich nie, weder in ihren Verhältnissen zu sich noch zu andern Staaten von der genauesten Befolgung der Grundsätze des Völkerrechts entfernen würden. Solche Erklärungen sind immer etwas und zeugen von der Macht der moralischen und religiösen Begriffe, welche sie in unserm Zeitalter gewonnen haben. Eine solche Erklärung ist um so wichtiger, da sich darin die Einheit in der Anerkennung der Pflicht- und Rechtsprincipien ausspricht. — Das Vertrauen zu demselben wird noch mehr verstärkt werden, wenn sich die heilige Beobachtung der Vorsätze, eine längere Zeit bewährt und mehrere Reize sie zu brechen, überwunden hat. Dann wird auch das gegenseitige Vertrauen der Souveraine unter einander und der Völker gegen sie, so groß werden; daß die Völker unbedenklich von den großen Anstalten zum Kriege ablassen, welche allerdings mit so trefflichen Vorsätzen etwas seltsam contrastiren und wovon man nicht begreifen kann, warum sie bey ernstlichen Vorsätzen den Frieden durchaus nicht zu brechen fort dauern, da alle Staaten der Verminderung der Lasten so sehr bedürfen; dann wird auch der Verdacht geheimer Artikel, den jetzt die alten Politiker noch immer nicht ablegen wollen, als ganz ungegründet erscheinen. Die Con-

stitutionen als Wirkung der neuen politischen Ideen, sind S. 443 nachgewiesen.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, in Comm. b. Schrag: *Die Nürnbergerischen Künstler, geschildert nach ihrem Leben und ihren Werken*. Herausgegeben von dem *Verein nürnbergischer Künstler und Kunstfreunde*. Erstes Heft 1822. Zweytes Heft. 1823. Jenes enthält 51 S. Text, zwey Kupfertafeln und eine Vignette, dieses 104 S. Text, zwey Bildnisse und zwey Kupferbeylagen. 4.

Durch Biographien schweizerischer Künstler, welche die in Zürich bestehende Künstlergesellschaft seit einer Reihe von Jahren herausgibt, findet sich der nürnbergische Verein von Künstlern und Kunstfreunden bewogen etwas ähnliches zu unternehmen, und will daher in diesem Werk, welches Heftweise in einer nicht an feste Zeittermine gebundenen Folge erscheinen soll, abwechselnd Biographien früherer und späterer nürnbergischer Künstler mittheilen.

Dieses Vorhaben nun ist allerdings löblich und Vortheile versprechend sowohl für das Studium der Kunst wie für ihre Geschichte, denn die treffliche Stadt Nürnberg hat vor andern in Deutschland ehrenwerthe Meister in jedem Fach hervorgebracht. Möge demnach das begonnene Werk gedeihlichen Fortgang haben!

In dem ersten Hefte findet sich die Lebensbeschreibung, des wackern Bildhauers *Adam Kraft*, das Verzeichniß seiner Arbeiten und deren Würdigung. Kraft war thätig zu Nürnberg gegen das Ende des XV. Jahrhunderts und soll 1507 oder 1508 zu Schwabach im Hospital gestorben seyn. Gegen das Ganze ist überhaupt nichts einzuwenden, die Kupfertafeln sind sauber gearbeitet und enthalten Nachbildungen von drey verschiedenen Werken des alten Künstlers.

Das zweyte Heft unterrichtet die Leser über Herkunft und Lebensereignisse der Brüder — *Karl Guttenberg* und *Heinrich Guttenberg*, Kupferstecher; jener im J. 1743, dieser 1749 geboren, beide bildeten sich in ihrer Kunst zu Paris aus, und ihre bessern Arbeiten haben allerdings viele Verdienste; einige sind sogar vorzüglich zu nennen. *Karl Guttenberg* starb zu Paris 1792 im Spätjahr. *Heinrich* unternahm 1791 eine Reise nach Italien, kam 1793 nach Nürnberg zurück; ging sodann 1803 abermals nach Paris und kehrte 1816 wieder nach Hause, wo er den 16. Jan. 1818 gestorben ist. — Die Herausgeber fügten den Lebensbeschreibungen noch ein ausführliches Verzeichniß aller, auch selbst der unbedeu-

tenden von beiden Brüdern gestochenen Blätter bey, wo bey jedem Blatt die Gröfse und der Inhalt umständlich angegeben sind. 87 Blätter von *Karl Guttenberg* und 180 von *Heinrich*, welches einigen wenigen Sammlern ganzer Werke der Kupferstecher angenehm seyn kann, übrigens aber das Heft unnöthig anschwellt. Die Bildnisse der beiden Brüder, zierlich von *Fleischmann* und *Reindel* gestochen, sind schätzbar und behaupten entschieden den Vorzug vor dem dritten und vierten Blatt dieses Hefts, welche zwar von *Heinrich Guttenbergs* eigner Hand herrühren, jedoch nicht als gute Arbeiten von ihm können betrachtet werden. Eines derselben stellt den sogenannten Janusbogen zu Rom, das andere eine Pariser Revolutionscene dar.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HIRSCHBERG, b. Krahn: *Die Ruinen des Kynasts*, dargestellt von *Schmidt*. 1824. VIII und 63 S. 12. mit 2 Kupfern.

Keine der schlesischen Burgruinen wird in den Sommermonaten so häufig besucht, als die des Kynasts. Polen und Preußen, Brandenburger und Sachsen, weilen hier der Gesundheit oder des Vergnügens wegen in den Bädern Warmbrunn, besteigen Einmal wenigstens den 1812 P. F. hohen, von Granitblöcken aufgethürmten und mit Nadelholz bewaldeten Berg, welcher die Trümmern jener Veste trägt, und ergetzen sich an der reichen genussvollen Aussicht in die umliegende Gegend. Da aber ein unter dem scherzhaften Titel: *Commandant*, im Sommer oben weilender Weber, Reisende in den Ruinen herumführt und mit imponirendem Betragen alle abfertigt, die seine Erzählungen etwa bezweifeln, so hat der Vf. durch diese kleine Schrift sich den Dank des Publikums erworben. Sie enthält nach kurzer Einleitung zuvörderst die Geschichte und Beschreibung der Burg seit ihrer Erbauung bis zum Brande 1675, begleitet durch eine gut gezeichnete Abbildung. Eine andere stellt sie dar in heutiger Gestalt, und nächst derselben folgt eine Uebersicht aller Gegenstände, welche von ihren Zinnen herab sich meilenweit dem bewaffneten und unbewaffneten Auge darstellen. — Nun folgen die Sagen: *Kunigunde*, oder der Ritt um die Mauer, zwey Gedichte von verschiedenen Verfassern. Der Sprung vom Kynast, Erzählung in Prosa. Der Gefangne im Thurm, oder das eiserne Gitter, Gedicht. Der Wolf und das Lamm, in Prosa. Druck und Papier machen dem Verleger Ehre.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Duncker und Humblot: *Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preussen. 1823. Zweyten Jahrgangs dritte bis sechste Lieferung. 4. m. Kpf. (3 Thlr.)*

(Vgl. A. L. Z. 1824. Nr. 28.)

Wenn es auch Rec. hat scheinen wollen, als ständen diese Lieferungen den vorangegangenen an allgemeinem Interesse und Gemeinnützigkeit nach, so findet sich doch auch in diesen Manches, was der allgemeinen Beachtung werth ist. In der ersten derselben ist der Aufsatz des Hrn. ORR. *Kunsth: Einiges zur Geschichte des Seidenbaues und Seidenhandels, besonders zur Altern*, für die meisten Leser das Anziehendste, und Rec. kann sich's nicht verlagern, einen kurzen Auszug davon mitzutheilen. China, und zwar der nördliche Theil desselben, das Land Serica der Alten, wird als das wahrscheinliche Vaterland der Seide angenommen, und demselben das Verdienst ihrer frühesten Kultur und Verarbeitung zugeschrieben. Von Serica hat die Seide bey den Griechen und Römern den Namen. Er bedeutet in der tibetischen Sprache Gold; in der griechischen die Seidenraupe; und goldfarbig ist das Gespinnst, worin eine Art oder Abart des Insekts sich ihr Grab bereitet. Vielleicht stammen auch unsere *Seide*, das franz. *soie*, das ital. *seta* und das engl. *silk* davon ab. China war schon im Anfang unserer Zeitrechnung mit Maulbeerbäumen bedeckt, noch im vorigen Jahrhundert bezeichnete eine Inschrift im kaiserlichen Pallaste zu Peking den Ort, wo ehemals die Kaiserinnen sich mit dem Seidenbau beschäftigten, und Dübald sagt: China scheint an Seide unerschöpflich zu seyn, denn es versorgt mehrere Nationen Asiens und Europa's damit, und der Kaiser, alle Großen, ja alle Chinesen, die sich einiges Wohlstandes erfreuen, sind in seidenen Atlas oder Damast gekleidet. Derselbe Schriftsteller bewundert die Einfachheit der Instrumente, mit welchen die Chinesen die vortrefflichsten Zeuche verfertigen. Ihre Mühlen bestehen aus 2 oder 3 schlechten Haspeln von Bambus mit einem Rade. Serische Kaufleute durchzogen fast die ganze Breite Asiens und brachten verarbeitete Seide auf die Meisen zu Nisibis in alten Mesopotamien (jetzt ein Dorf Ives) und von da wurde sie durch Phöniciern oder

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

persische Kaufleute den Osteuropäern zugeführt. Auch in Persien (Medien und Babylonien) gehen Seidenbau und Fabrikation in hohes Alterthum hinauf, doch fehlt es jetzt noch an zuverlässigen Nachrichten über die Gewinnung und Verarbeitung der sehr verschiedenen Seidenarten im innern Asien und in China. Nicht alle Seide, die Asien erzeugt und benutzt, ist das Product der Seidenraupe, wenigstens ist sie gröber und härter, wenn das Insekt sich selbst überlassen bleibt, feiner und zarter, wenn der Fleiß der Menschen zu Hülfe kommt. Andre Phalänenarten verfertigen ebenfalls in Asien (und Europa) ein Gespinnst, das als Webstoff dienen kann, und dort dient. Man unterscheidet in China den wilden und gepflegt Maulbeerbaum. Auf jenen setzt man die in den Häusern ausgebrüteten Seidenwürmer bloß aus, und sie ernähren sich hier, ohne weitere Wartung, als das man die Vögel, Schlangen und andere Feinde der Würmer verschreckt. Das Gespinnst wird zu weniger zarten Zeuchen verwebt und zu musikalisch Saiten angewendet. — Der Name Bombyr, Seidenraupe und Seide, ist griechischen Ursprungs, von Bombos, Geräusch, Geschwirr, wie es der Schmetterling hören läßt. Die Griechen kennen zweyerley Bombyx, den kaischen, das Gespinnst der Raupe einer kleinen Art haariger Schmetterlinge, welches auf der Insel Kos gewonnen und verarbeitet wurde und den syrischen, assyrischen, überhaupt asiatischen — die eigentliche Seide. — Durch alte Handelsverbindungen mit Phöniciern können seidne Zeuche möglicherweise sehr früh bey den Juden bekannt geworden seyn, welches einige Stellen in Ezechiel zu beweisen scheinen, doch sprechen Manche den Hebräerinnen, selbst in der blühendsten Zeit des Staats, den Gebrauch der wirklichen Seide völlig ab. — Die ältern Griechen und Römer, jene ohne Zweifel schon seit Alexanders Kriegszügen, kannten ebenfalls nur die Zeuche (wahrscheinlich nur halbseiden) nicht die Seide selbst. Unter halbseidenen Gezelten, sagt Joh. Müller, schwelgte (v. Chr. 189.) Antiochus von Syrien. Gegen diese halbseidene Zeuche ward unter Tiber (n. Chr. 17.) verordnet: kein seidenes Zeuch soll fortan römische Männer entehren. Auch unter Marcus Aurelius (J. 173.) wurden seidene Kleider nur von Frauen des höchsten Ranges getragen. Ganz seidene trug zuerst der syrische Wollüstling Heliogabal (J. 218.), aber Aurelian (J. 270.) verweigerte seiner Gemahlin Severina, ein seidenes Kleid von Purpurfarbe.

P (4)

Fern

Fern sey es, sagte er, Gespinnste mit Gold aufzuwiegen. Damals noch ward ein Pfund verarbeiteter Seide einem Pfunde Goldes gleich geschätzt. — Im oströmischen Reiche ward unter Justinian I. (J. 527 bis 565.) der Seidenhandel ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Regierung. Durch den Einfluß der übelberichtigten Theodora, des Kaisers Gemahlin, erlangte Petrus Beranes, ein Wechsler, nachmals Oberhaupt der Leibwache, das Monopol der Seide, welche noch auf dem alten Wege durch Persien kam, und nur für ihn verarbeitet werden durfte. Er soll eine Elle seidener Zeuche in gewöhnlichen Farben für mehr als 12 Thlr., purpurfarbige für mehr als 50 Thlr. verkauft haben. Wahrscheinlich theilte er den Gewinn mit dem Fiskus. Justinian mißgönnte den Persern den Handel mit Seide und seidenen Waaren. Daher lud er die Könige von Aethiopien und Abyssinien durch eine besondere Gefandtschaft ein, diesen Handel sich zuzueignen, indem sie die Seide unmittelbar aus Indien zögen, und sie auf dem Nil nach Alexandrien gehen ließen; dies würde ihnen großen Vortheil bringen, und als christliche Fürsten dürften sie nicht gestatten, daß des Kaisers abgöttische Feinde sich länger auf Kosten seiner Unterthanen bereicherten. Diese Aufforderung hatte keinen Erfolg, aber ein günstiger Zufall erfüllte seine Wünsche. Zwey christliche Mönche aus Persien oder Indien erschienen zu Konstantinopel, welche auf ihren Missionsreisen in China die Kunst des Seidenbaus erlernt hatten und sie dem Kaiser anboten, der sie sogleich durch reichliche Geschenke und noch größere Versprechungen zu einer zweyten Reise bewog, von welcher sie im J. 552. zurückkehrten, und in ihren ausgehöhlten Wanderstäben den Saamen der Seidenraupe glücklich nach Konstantinopel brachten. Es wird erzählt, man habe die Eyer in Fröhjahre durch Wärme (in Mist) beleben lassen, und die Würmer mit den Blättern des Maulbeerbaums ernährt, welcher schon früher, nach Plinius, Virgil und Ovid, bekannt war. Nun verbreitete sich die Kunst der Kultur und Verarbeitung der Seide schnell im oströmischen Reiche, und schon unter Justinians Nachfolger, Justin II. erkannten Gefandten aus Sogdiana, wenn schon vielleicht mit einiger Schmeicheley, daß die Römer in beiden den Chinesen nicht nachständen. Im Jahr 1095 liefs der griechische Kaiser Alexius I. vor einer Schlacht mit den Scythen (Russen) den Unbewaffneten seines Heeres Rüstungen austheilen, und da die eisernen nicht zurüchten, so liefs er das Fehlende durch seidene Helme und Harnische von eisenfarbigem Ansehen ersetzen. Jetzt sollen in und um Adrianopel allein 300 Seidenmühlen im Gange seyn.

Portugal und *Spanien* verdanken auch die Seidenkultur und Fabrication den Arabern, die schon vor Karl den Gr. (J. 768.) die Lehrer der Franken in der Weberey waren und den vornehmsten Seidenhandel auf der Messe zu Bagdad trieben. — *Italien* empfing die Seidenweberey aus Griechenland erst im Jahr 1146, zu welcher Zeit Roger I., König von

Sicilien und Neapel viele Inseln und Städte Griechenlands eroberte, und unter den vielen nach Sicilien geführten Gefangenen die Seidenarbeiter mit vorzüglicher Achtung behandelte. Der Hauptstz eines grossen Seidengewerbes war Palermo. In *Oberitalien*, namentlich in der Lombardey, wurden erst im 16ten Jahrh. Maulbeerbäume gepflanzt. Besonders beförderte Emanuel Philibert, Herzog vom Savoyen und Piemont, um das Jahr 1550 nebst dem Oelbau die Seidengewinnung und Verarbeitung, und jetzt liefern fast alle Länder Italiens Seidenstoff in grossen Massen. — Nach *England* kam chinesische Seide zuerst unter Heinrich II. im J. 1180. Gekannt und beliebt waren seidene Zeuche der morgenländischen, später der italienischen Fabriken im Mittelalter auch im übrigen Europa. Selbst Karl der Gr., so einfach er sonst in seiner Kleidung war, trug über seinem linnenen Wams und Unterkleid eine seidene Leibbinde. Die Prachtmäntel, so wie die kurzen Waffenröcke, welche die Ritter über der Rüstung anzogen, bestanden aus Gold und Silberstoff, Sammet und Seide. Heinrich III. von England liefs bey der Vermählung seiner Tochter mit dem Könige von Schottland (J. 1251) tausend engl. Ritter in Seide gekleidet erscheinen. Karl VI. von Frankreich (J. 1422) trug einen Waffenrock von schwarzen Sammet und einen scharlachrothen Hut in der grössten Sonnehitze, welcher Gewohnheit man den Ursprung seines Wahnsinnes hat zuschreiben wollen. Sein Nachfolger Karl VII. trug einen Filzhut, den ältesten, von dem man Nachricht hat, mit Sammet gefüttert bey seinem Einzug in Rouen (J. 1449). In den Aufwandsgesetzen für den deutschen Adel (1485) wurde den Frauen verboten, mehr als vier mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kleider zu zeigen, und ganze Kleider von Goldstoff zu tragen. Dagegen nahm Kaiser Karl V. seinen kleinen, mit Sammet überzogenen Hut bey einer Musterung der Armee (1547) ab, damit er vom Regen nicht naß würde. In *Frankreich* entstanden oder hoben sich Seidenbau und Fabrication, trotz Sully's Widerprüchen, erst unter Heinrich IV. Unter Ludwig XIV. wurde die Seidenkultur, namentlich durch Colbert sehr vermehrt und verbessert.

Nun giebt der Vf. Bruchstücke über die jährliche Erzeugung der Seide in Asien und Europa. — Für *Persien* berechnete vor mehr als 100 Jahren Chardin beynahe 6 Millionen Pfund. Jetzt soll man das Zehnfache annehmen müssen. — *Portugal* besitzt Maulbeerbäume in Menge, gewinnt aber wenig Seide. — Von *Spanien* giebt Poppe 2 Millionen Pfund an, wovon nur ein Viertel im Lande verarbeitet, das Uebrige aber ausgeführt werden soll. — Könnten die statistischen Berichte Glauben verdienen, welche sich Napoleon von seinen Ministern erstatten liefs, so hatte Frankreich im J. 1812 für 70 Millionen Franken Seide erzeugt. Dies gäbe, das Pfund im Durchschnitt zu 24. Franken gerechnet, beynahe 3 Millionen Pfunde. Doch war da Savoyen und Sicilien mit zu Frankreich gerechnet. Nach

Poppe führt Frankreich jährlich gegen 10,000 Centnen Seide aus andern Ländern ein. In Italien soll *Sicilien* allein gegen 950,000 Pfund Seide gewinnen, eine Angabe, die unstreitig übertrieben ist. Ungefähr 1 Million Pfund soll das Königreich *Neapel* hervorbringen. Zu 6 bis 700,000 Pf. wird die Ausfuhr der Herzogthümer *Parma* und *Piacenza*, und zu 200,000 Pf. der Gewinn der Grafschaft *Nizza* geschätzt. In *Preussen* wurden selbst in einem der glücklichsten Jahre höchstens 13,000 Pf. reiner Seide, die jedoch nicht schlechter als die lombardische war, und für besser, feiner und fester, als die aus heißen Ländern gehalten wurde, gewonnen. Die Einfuhr an roher Seide zur Verarbeitung betrug im Durchschnitt von 3 Jahren auf ein Jahr 598,656 Pf., die Wiederausfuhr etwas über 30,000 Pf. In den letzten Jahren wurde mehr verarbeitet, als in den vorigen. An vollendeten Fabrikaten wurden in den letzten Jahren im Durchschnitt jährlich 207,065 Pf. und von diesen zum innern Verbrauch 49,903 Pf. eingeführt. Zum Schlusse bekennt der Vf., daß die Ausgabe des Landes für rohe Seide und Seidenwaren sich jährlich auf mehr als 3 Millionen Thaler belaufe, und ruft nach seinen schon früher in diesen Verhandlungen geäußerten Grundätzen aus: und doch sind wir nicht verarmt! Dennoch kann man immer der Nation Glück wünschen, welche ihr baares Vermögen so wenig als möglich dem Auslande Preis giebt.

Die zweite Abh. ist von Hrn. Wagenmann: *über die allgemeinen Erscheinungen des Verbrennens*, in besonderer Beziehung auf Heizung und Erleuchtung betrachtet, an welche sich die dritte von Hn. Weber reihet: *über die Verbesserung der Stubenöfen* und die neuesten Sparöfen des Hrn. Feilner zu Berlin, welche sich durch Deutlichkeit und geschichtliche Notizen empfiehlt und die 5 aufgestellten Fragen so gut beantwortet, als es der beschränkte Raum erlaubt und die Absicht des Vf. erforderte. Die beygefügte Kupfertafel giebt eine deutliche Ansicht des empfohlenen Ofens.

Der in der vierten Lief. enthaltenen Abh. des Hrn. Prof. Völker: *über eine einfache Methode, Essig und andere im Handel vorkommende saure Flüssigkeiten auf ihren quantitativen Gehalt an Säure zu prüfen*, ist ein Gutachten des Hrn. OMR. Hermbstadt beygefügt, welches sagt: diese Methode den Säuregehalt der Essige durch *Kalkwasser* zu bestimmen, würde sicherer, als irgend ein anderes Mittel, zu gleichem Behuf seyn, sobald man überzeugt ist, daß die Säure des Essigs auch wirklich in Essigsäure besteht, daß dieselbe nicht durch Schwefel, Salbeter oder Salzsäure auf eine betrügerische Weise geschärft worden ist. Jene Prüfungsart setzt aber stets Sachkenntnis und Uebung voraus, und wird schwerlich weder bey denjenigen, welche Essig kaufen, um ihn zum technischen Gebrauch zu benutzen, noch bey denjenigen, welche ihn als diätetisches Mittel in der Haushaltung anwenden wollen, vorausgesetzt werden können.

Ueber die von demselben Vf. herrührende Beschreibung einer *Vorrichtung*, durch welche bey der *Branntheindestillation* das zweckwidrige *Entweichen von geistigen Dünsten* und die Erzeugung des Grünspons in dem Destillirapparate *verhütet* werden kann, schließt der angehängte Bericht mit den Worten: es dürfte Hrn. P. Völkers vorgeschlagener Apparat nur für schlecht construirte Brenngeräthschaften nutzbar seyn.

Unter den Mittheilungen fremder Entdeckungen wird gewiß jeder Leser durch den Aufsatz: *über die Benutzung der Kräfte der Gefangenen in den Strafanstalten und Zuchthäusern*, die Beschreibung der in England eingeführten *Trittmühle* enthaltend, befriedigt werden; aber auch dem Hrn. Behrner beystimmen, welcher in dem hinzugefügten Urtheile auf das Kostspielige der Errichtung einer solchen Mühle aufmerksam macht, und mit Recht behauptet: bey allen Beschäftigungen und Strafarbeiten der Züchtlinge komme es vorzüglich auf moralische Besserung an, ein pekuniärer Gewinn bey ihren Arbeiten bleibe Nebenache.

In der fünften Lief. wird man durch die Ueberschrift der Abh. des Hrn. Niederstetter: *über den Handel zwischen Europa und China*, mit besonderer Rücksicht auf den Absatz europäischer Wollenwaren, nebst einem historischen Abriss des Handelsverkehrs zwischen Rußland und China, überrascht und namentlich zu der Frage veranlaßt: wie diese Abhandlung hieher komme? Aber das — aus zuverlässigen Quellen Gegebene befriedigt und gleich der Anfang der Abh. giebt die Absicht des Vfs. an. Er sagt: China steht mit Europa nur auf zwey Punkten in Handelsverbindung. Südlich und seewärts über Canton, nördlich und landwärts über Kiächta, also auf zwey Punkten, welche 27 Breitengrade (über 400 Meilen) von einander entfernt sind. In Canton wird der Handel fast ausschließlich von der britisch-ostindischen Compagnie und den Nordamerikanern betrieben; der Antheil, den die Portugiesen über Macao und demnächst die Niederländer, Schweden und Dänen hin und wieder daran nehmen, ist von geringer Bedeutung. Hauptgegenstand der Einfuhren sind britische Wollenwaren, wozu die ostindische Compagnie, zufolge ihres Freybriefs, verpflichtet ist. *Preussen* ist bey diesem Handel bis jetzt, auch selbst mittelbar, unberührt geblieben; dagegen aber bey dem Handelszuge über Kiächta in sofern wesentlich interessirt, als es, bis zur Erscheinung des russischen Zollgesetzes, vom 1sten März 1822, den russischen Kaufleuten erster Gilde erlaubt war, preussische grobe wollene Tücher für jenen Markt zu beziehen, wo sie eins der bedeutendsten und gewinnreichsten Tauschmittel ausmachten. Da nun die russische Regierung ihren Unterthanen die Beziehung dieser Tücher aus den diesseitigen Provinzen nicht mehr gestattet, so wird die Frage, ob den preussischen Wollenwaren seewärts über Canton ein vortheilhafter Absatz zu verschaffen seyn möchte? von besonderer praetischer Wichtigkeit.

keit. Ob nun gleich der Vf. selbst zugiebt, daß darüber jetzt keine Gewißheit gegeben werden könne, und daß die preussischen Fabrikate, trotz ihrer größeren Wohlfeilheit, wenn man sie mit den britischen zusammenstellt, wegen des kostspieligen Landtransports auf der 1500 Meilen langen Landstrecke, und der eigenthümlichen Zollverfassung von China, noch in keine Concurrrenz hätten treten können; — so behauptet er doch die Möglichkeit der Anknüpfung der Handelsverbindung, durch die Amerikaner als Zwischenhändler, rath den preussischen Fabrikanten zu größerer Bereitwilligkeit und Gewandheit, sich in fremde Muster und Anforderungen wegen Beschaffenheit der Tächer, zu finden, wobey er ihnen die Engländer zum Beyspiele aufstellt und ermuntert, stets rüstig und wach zu bleiben und eine neue Bahn zu brechen, wenn die alten Wege verfallen, da es im Handel nichts Bleibendes giebt. Wenn nun diese Winke vorzüglich beachtungswerth sind, so enthält auch der Aufsatz noch ausserdem mehrere interessante Notizen.

Die in dieser Lief. fortgesetzte Mittheilung über das *Entfärben vegetabilischer Substanzen durch die Kohle* muß Rec. den Sachverständigen zu lesen überlassen. Die zweyte Mittheilung: *über die Flachsbereitung ohne Röste* beweist, daß es vortheilhafter sey, den Röstprocess beizubehalten, denn 1) Garn aus ungeröstetem Flachs falle im Ganzen gröber, härter, glanzloser aus, als das aus geröstetem und nur dann finde hinsichtlich der Feinheit eine Ausnahme Statt, wenn man den ungerösteten Flachs mit großem Aufwande zweymal mit Seife und Lauge behandelt habe; 2) halte sich solches Garn bey dem Weben viel schlechter; 3) das Bleichen der Fabrikate aus geröstetem Flachsle erfordert weniger Zeit und Materialien; (so muß der Satz heißen, welcher in der Abh. gerade umgekehrt ausgedrückt ist) als das der Fabrikate aus ungeröstetem Flachsle; 4) gewinne man aus ungeröstetem Flachsle nicht mehr gebleichte Faser, als aus geröstetem; 5) die Festigkeit des Garnes aus ungeröstetem Flachsle sey weder vor, noch nach der Bleiche grösser, als die des Garnes aus geröstetem, und 6) die Bearbeitung des gerösteten Flachses erfordert bedeutend weniger Zeit und Kosten, als die des ungerösteten. — Eine dritte Mittheilung, *über die vereinigte Wirkung der Wärme und des Drucks auf gewisse Flüssigkeiten*, wird gewiss von denjenigen, welche sich mit der Anwendung von Dampfmaschinen beschäftigen, in unserer Zeit nicht unberücksichtigt bleiben.

Die *sechste* Lief. enthält ein nur bedingt befähigtes Gutachten über den von Hrn. Lortzing ver-

fertigten *Carmin*. Unter den Mittheilungen fremder Entdeckungen ist lesenswerth, was über die Bereitung und Veredlung des Weins gesagt wird, interessant, was über die Taucherglocke in Port-Patrik, ihre Beschaffenheit und die Wirkung auf diejenigen, welche sich ihrer eine Stunde lang bedienen, erzählt ist, und beachtungswerth, was über die Anwendung der Kartoffeln zur Verhütung der Erzeugung des Pfannensteins in den Kesseln der Dampfmaschinen durch wiederholte Versuche als bestätigt angeführt wird. Die Kartoffeln lösen sich nämlich in Wasser, das über den Siedepunct erhitzt ist, vollständig auf, bilden eine klebrige dickliche Flüssigkeit, welche jedes Atom des Kalksalzes im Moment seiner Niederschlagung umhüllt und verhindert, daß sich die einzelnen Wassertheilchen vereinigen können. So bleibt der Niederschlag in der Flüssigkeit suspendirt, und folgt allen Bewegungen des Wassers, welche die Wärme erzeugt und wird von dem Wasserstrom vollständig, bey dem Ausleeren des Kessels, entfernt. Sechs Metzen in einem Kessel, welcher mit seinen beiden Röhren 90 Eimer Wasser faßt, hielten denselben 6—7 Wochen vom Pfannensteine rein. — Wie sich aber die Nachricht von einer Baumwollenmaschine, die durch — Mäuse getrieben wird, in diese Verhandlungen verirrt hat, begreift Rec. nicht, da die ganze Spielerey nur ein Lächeln abzwingt, und durch die Berechnung, was zu gewinnen wäre, wenn die Sache ins Grobse getrieben würde, nicht ernsthafter stimmt.

GESCHICHTE.

SAGAN: *Katechismus der vaterländischen Geschichte für Bürger- und vorzüglich Landschulen, von Johann Gottlieb Works, Dr. der Philosophie, Pastor zu Priebus, Superintendent des Fürstenthums Sagan. 1818. 167 S. 8.*

Die Richtigkeit der hier in Katechismusform vortragenen Begebenheiten leidet keinen Zweifel, da sie aus der Feder eines gelehrten Kenners und unermüdeten Forschers der vaterländischen Geschichte geflossen sind. Aber es wäre darum auch zu wünschen, daß der Vf. hier und da etwas ausführlicher über das Leben der Vorzeit, die Entstehung der bürgerlichen und ländlichen Verhältnisse, der Städte, Ritterschaft und Geistlichkeit sich verbreitet hätte; weil solche Belehrung dem Volke gerade am meisten Noth thut. Inzwischen benimmt dieser Umstand dem Buche nichts von seinem Werthe; und es bedarf bey seiner bereits geprüften Brauchbarkeit für Schulen keiner weitem Empfehlung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

August 1824.

PHILOSOPHIE.

SULZBACH, in der von Seidel. Kunst- und Buchh.: *Handbuch der Geschichte der Philosophie* zum Gebrauch seiner Vorlesungen, von Thaddäus Anselm Rixner. Zweyter Band 1823. 296 und 119 S. Dritter Band 1823. 472 S. 8.

Nach dem Standpunkte des Vfs. ist die gesamte Geschichte der Philosophie nur ein Werden und Fortschreiten derselben in ihrer allmählichen Entwicklung bis zu ihrer Vollendung in den neuesten Zeiten, welches wir bey Anzeige des ersten Theiles des vorliegenden Handbuches angemerkt haben. Dies äußert seinen Einfluss auf die Darstellung und besonders auf die Kritik der einzelnen Systeme, zu welcher unser Vf. sich veranlaßt gefunden. Der zweyte Theil enthält die Philosophie des Mittelalters, bey welcher die sentimentale Mystik das innere und geistige, hingegen die raisonnirende Dialectik das äußere und gleichsam sinnliche Element darstellt, wohey den Philosophen der Stoff ihrer Speculationen unmittelbar durch das Christenthum selbst gegeben war, an dessen tiefinnigen und wahrhaft metaphysischen Ideen sie wie billig nichts zu ändern wagten, desto freyer und lebendiger hingegen sich in der Form ihrer dialectischen Unterscheidungen und Zergliederungen der Begriffe in ihre Merkmale und Verschiedenheiten bewiesen. (S. 4.) Auf dieselbe Weise haben schon vor dem Vf. andre Anhänger seiner Schule das Mittelalter charakterisirt. Die Lehren der einzelnen Scholastiker werden im Auszuge mit Beyfügung der lateinischen Worte gegeben. Ueber Nominalismus und Realismus bey Gelegenheit des Roscelin und seines Widerrufs lesen wir folgendes: „In der That läuft der Nominalismus, auf die Dreyeinigkeit angewandt, auf eine Verleugnung der Mehrheit der Personen hinaus; so wie umgekehrt der Realismus nicht ohne Grund in Verdacht kam, die Einheit des göttlichen Wesens zu leugnen, und drey Götter statt eines Gottes einzuführen. Wie Wesen und Begriff, Einheit und Vielheit, obschon einander in der Trennung entgegengesetzt, in der Ineinsbildung einander weder im Unendlichen noch in den endlichen Dingen, nirgends aussondern, vielmehr einschließen; war beiden kämpfenden Parteyen damals noch gleich verborgen und unbekannt.“ (S. 27.) Von dem Araber Ebn Tophat heisst es: „Seine Philosophie, darin so viel Herr-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

liches von der Erkenntniß des göttlichen Wesens durch unmittelbare geistige und begreifende Anschauung, dann der daraus entspringenden Seligkeit gelehrt wird, beweiset augenscheinlich, daß die peripatetische Philosophie, von der glühenden Phantasie eines Arabers erfaßt, zum Enthusiasmus nicht minder führen möge, als die Platonische, und daß Aristoteles dem Plato auch hierin ähnlich sey, daß er gleichfalls die Seligkeit des beschaulichen Lebens für die göttlichste erklärte.“ (S. 32.) Die Mystik theilt der Vf. in drey Perioden mit folgenden Worten: „Da der Gegensatz zwischen Mystik und Schulwissenschaft, wie zwischen Innerm und Aeußerm, Gefühl und Verstand, gläubigem Ahnen, oder begreiflosem Schauen und begreifendem Wissen, ein ewiger und immerwährender ist: so ist auch die Mystik nicht nur als Gegnerin der Scholastik des eigentlichen Mittelalters, sondern überhaupt als Gegnerin der einseitigen gemüthlosen Speculationen zu betrachten. Sie konnte daher eben so wenig wie die Scholastik weder immerfort ihre erste Gestalt behalten, noch je ganz von der Erde verschwinden, sondern bietet vielmehr im Fortgange ihrer Entwicklung auch eine dreyfache Epoche a) die theologisch biblische, b) die platonisch cabbalistische und c) die alchemisch theosophische, dar; wovon jedoch nur die erste dem eigentlichen Mittelalter, die zweyte und dritte hingegen dem Uebergange des Mittelalters in die neuere Zeit, d. h. dem XVten und XVIIten Jahrhunderte angehören.“ (S. 165.) — Im Cornelius Agrippa von Nettesheim Briefen „kommen herrliche Stellen über den Zweck der Philosophie und über das Wesen der Erkenntniß vor, welche keinen Augenblick zweifeln lassen, daß Agrippa ganz zur Anschauung der Wahrheit durchgedrungen sey.“ (S. 208.) Jordan Bruno wird zu den Combinirten gezählt, welche Mystik und Naturwissenschaft zu paaren suchten und heisst „der tiefinnigste und vollendeteste aller vorkartesischen Philosophen.“ (S. 243.) Mit den beiden von Helmonts schließt dieser Band, und ihm ist ein urkundlicher Anhang beygefügt aus den Schriften des Johann Scouler Erigena, des Anselm von Canterbury, des Abälard, verglichen mit Spinoza, des Joh. von Salisbury, des Alanus ab insulis, Alexander Alensis, Wilh. von Auvergne, Vincent von Beauvais, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Raymund Lullus, Raymund von Sabunde, Jacob Böhme.

Der dritte Band enthält die Geschichte der Philosophie in neuerer und neuester Zeit, und beginnt mit dem Protestantismus des sechzehnten Jahrhunderts, der nicht bloß auf die kirchliche Tradition, sondern auf dem ganzen Gebiete der Wissenschaft und Literatur angewandt wurde. Von ihm sagt der Vf. „Im Grunde war der allgemeine Protestantismus, daraus alle neue Philosophie als selbstständige Vernunftwissenschaft hervorging, nur ein neuer, obschon nothwendiger und in seinen Folgen durch Gottes gnädige Verfügung auch sogar wohlthätiger Sündenfall, wodurch der schöne phantastische Traum des gemüthlichen Volkslebens des Mittelalters, das im Glauben und Gefühle mehr als in der Anschauung und im Begriffe lebte, und sich selig fühlte, ohne sich zu begreifen, auf immer zerstört ward; um dem wachen Leben der ernsten und besonnenen, nur durch Mühe und Arbeit gedeihenden und nur im Schweiß des Angesichts die Erde zum Himmel umschaffenden Wissenschaft Platz zu machen.“ (S. 6.) — Da unsre Zeit nach der Annahme des Vfs. im Besitze der vollendeten Wissenschaft ist, müßte demnach die Erde wirklich schon zum Himmel umgeschaffen seyn, und es wäre auf jenen Sündenfall des sechzehnten Jahrhunderts schon die Erlösung gefolgt, welche Herrlichkeit indeß wahrzunehmen und sich derselben zu erfreuen es vielen unserer Zeitgenossen an Augengläsern oder an Leichtgläubigkeit mangeln möchte. Gegen Grotius wird (S. 30.) bemerkt: „dass der Bürgerstaat als die einzige Vernunfftform des organischen Zusammenbestehens freyer Menschen eben so wenig als die Sprache unmöglich erst durch Verabredung und Verträge je habe entstehen können, wiewohl beide im Verlaufe der Zeit durch Verabredung und Verträge weiter ausgebildet wurden; dass ferner die Organisation des Bürgerstaats Eigenthum und Recht schon voraussetze; und dass es auch wohl niemals einen ursprünglichen Gemeinbesitz der unvertheilten Erde, sondern zu Anfang der Völkerentstehung überall nur eine Menge noch Niemand zugehöriger Dinge gegeben habe.“ Cartesius wird geschildert als „Stifter einer neuen dialectisch-räsonnirenden, und mehr auf angeblich nothwendige und ewige Begriffe, denn auf zeitliche Beobachtungen der Wirklichkeit sich stützenden Idealistik; der wohl einsehend, dass sogar nach Baco's eigenem Geständnis selbst die allgemeine Induction der beobachteten Phänomene, ohne die Erkenntnis ihrer allgemeinen und beständigen Ursachen nicht zum Ziel führen könnte, abermal auf die anticipirenden Ideen der Vernunft zurückkam, aber leider häufig die Eingebungen seiner subjectiven Einbildungskraft für objective Vernunftbegriffe haltend, weder das Verdienst des unbefangenen Naturforschers, noch den Ruhm der vollendeten Speculation sich erwarb, und die Entwicklung der Philosophie als Idealistik bis zur gänzlichen Durchdringung mit der Wirklichkeit mehr nur veranlasste, als wirklich einleitete.“ (S. 32.) Bald nahm jedoch die räsonnirende halbe Idealistik des Des Cartes (welche ursprünglich weiter

nichts als ein unverföhnter, die Gegensätze starr auseinander haltender und im unmittelbaren und individuellen Selbstbewusstseyn befangener Dualismus war) ganz andre und viel interessantere Gestaltungen an; indem nämlich im Fortgange der Zeit die drey constituirenden Elemente der Cartesischen Philosophie a) das Wissen des Seyns, b) das Wissen des Denkens oder des Wissens; und c) das Wissen der Einheit des Seyns und des Wissens eins nach dem andern einzeln bis zur endlichen Verklärung und zum lebendigen Uebergang in einander sich entwickelten. (S. 58.) „Vergleicht man Spinoza mit Fichte und Schelling, seinen Geistesverwandten aus unserer Zeit, so erscheint Spinoza's Lehrgebäude als philosophisches Epos im Anschauen des Absoluten, als des ewigen unendlichen und einzigen Seyns und Lebens ruhend, folglich als objectiv, realistisch und plastisch. Dagegen zeigt sich dann Fichte's Ichlehre, beschreibend das Ringen und Streben des Ich selbst in seiner Wurzel zu erfassen sich bemühen- den Ichs, als rein subjectiv, folglich idealisch, lyrisch, und musikalisch: Schellings Identitätssystem endlich als die höhere Einheit des Spinozischen Realismus und Fichte'schen Idealismus schaut das endliche Leben als beschloffen in dem Unendlichen, und das Unendliche als sich selbst offenbarend zugleich und verhüllend, dargestellt am Endlichen; ohne dass deswegen (weil Eins in das Andre übergeht) das Endliche oder das Unendliche aufhört, jedes an sich ein Reales zu seyn. Schellings System ist also weder Einslehre, noch Ichlehre, sondern AllEinslehre, und mithin wahrhaft dramatisch, d. h. lebendig fortschreitend.“ (S. 81.) Diese Vergleichung jener Systeme mit Epischem, Lyrischem und Dramatischem scheint ziemlich unbestimmt, und dem Spinoza dürfte doch die Lehre des AllEins nicht abgesprochen werden, um sie einem Andern als Verdienst anzurechnen. Das Dramatische, lebendig fortschreitende, welches der Vf. für das Vollkommenste hält, liegt auch folgendem Urtheil über Berkeley zum Grunde: „Die schwache Seite von Berkeley's System ist, dass er nicht einsah, dass so wenig eine reale Welt der Objecte an und für sich ganz unabhängig vom vorstellenden und empfindenden Subjecte als wirklich anzunehmen ist; eben so wenig ein vorstellendes oder empfindendes Subject an und für sich als wirklich seynd sich denken lässt, ohne ein wirkliches ihm gegenüber stehendes Weltall der Objecte; kurz dass das Vorstellende und Vorgestellte, das Innre und das Aensere, das Subjective und das Objective sich wechselseitig voraussetzen, aber nicht als starr und fremd einander nur ausschliessend, sondern vielmehr als beweglich und stets in einander übergehend.“ (S. 135.) Auf diesem Beweglichen in einander übergehenden wird also der dramatische Dialog wohl beruhen. In Rücksicht auf Wolf und sein in den gelehrten Schulen gewonnenes Ansehen bemerkt der Vf. dass man von jeher in Deutschland in Ermangelung der Wissenschaft, wenigstens dem Schema derselben, einem System hul-

huldigte (S. 210.) welche Bemerkung in viel weiterer Ausdehnung wahr ist, als der Vf. zugeben dürfte. Die dritte Epoche führt (S. 280.) die Ueberschrift: „Neueste Umbildung und Vollendung der Philosophie als Wissenschaft, beginnend mit Kant und seither glücklich fortschreitend.“ Letzteren Ausdruck weiß Rec. nicht zu reimen mit einer *Vollendung* der Wissenschaft, weil aller Fortschritt eben zur Vollendung führt und über die Vollendung hinaus nicht fortgeschritten werden kann. So bemerkt auch der Vf. in Bezug auf die von ihm so genannten Gefühl- und Glaubensphilosophen, welche das Wissen im Glauben untergehen lassen, anstatt dasselbe in ein höheres Bewußtseyn zu verklären: es sey „Pflicht, den durch Vernunftinstinkt gefundenen Gott durch Bekämpfung und Zerstörung der ihn verhüllenden und uns von seinem Anschauen und seinem Besitze trennenden Welt der Finsternis und der Unwissenheit — sey es auch, daß wir in diesem Kampfe nicht allemal siegen. — zu verherrlichen.“ (S. 330.) Wer die AllEinslehre als vollendete Wissenschaft inne hat, scheint es, müßte in jedem Kampfe siegen; ja er kennt eigentlich keinen Kampf mehr und der Vf. hätte wenigstens sich selbst von dem *wir* ausnehmen müssen, welche annoch im Kampfe begriffen sind. Ihm ist die erste Forderung aller wahren Philosophie „das alleinige wahrhafte Seyn des Unendlichen, und das eigentliche absolute Nichtseyn alles Endlichen, wenn es in seiner Getrenntheit von Gott aufgefaßt wird, anschauend zu erkennen;“ (S. 333.) und „der Triumph, die Philosophie als eine durchaus sich selbst begreifende und deswegen auch andern allgemein begreiflich zu machende Vernunftwissenschaft durch die längst gesuchte und endlich auch gefundene Ineinsbildung der beiden einzig möglichen URGestaltungen von Idealismus und Realismus zu vollenden, war Schelling vorbehalten, indem derselbe die Identität des Wessens und Wissens im absoluten Ursprung aller Dinge, der göttlichen *natura naturans* nachwies und hiermit die Philosophie auf ihre erste ursprüngliche Einheit zurückführte.“ (S. 358.) Die Gegner Schellings haben natürlich seine Lehre gemißdeutet (S. 387.), allein sonderbar genug giebt der Vf. selbst eine Kritik derselben in acht Einwürfen (S. 384.), und zerstört dadurch den Begriff der vollendeten Wissenschaft. Befremden muß es überhaupt, daß die Anhänger der Identitätslehre so bedeutend unter einander zerfallen, mithin sich selbst nicht begreifen, was doch bey vollendeter Wissenschaft anders seyn müßte. Nach S. 399. zeigt Steffens eine *Coalition* von Schellingschen Ideen mit eignen, nach S. 426. hat Hegel sich das höchste Verdienst erworben, indem er *zuerst* es unternahm, „die Lehre vom AllEins nicht nur als unbedingt vernünftig, sondern auch als völlig begreiflich darzustellen“, nach S. 442. haben grade „Oken's Werke den Naturforschern eine Leuchte aufgesteckt, damit ihre Wege sich nicht mehr in die Kreuz und Quer verirren,“ und Schelling irrt sehr über Expansion und Contraction, über

Wärme und Licht. Hatte er also vollendet, sich selbst begreifende Wissenschaft, oder keine? Ja es spricht Wagner von Schellings Systeme, als einem „unseligen Gespenst, dem weder die Erde noch der Himmel vergönnt ist;“ als einem reinen Idealismus, oder leerer Speculation, die sich die Absolutheit anmaßt, „als einem abenteuerlichen Platonismus, der mit dem Publikum die Ekelkur vorgenommen,“ als einer „eitlen und müßigen Speculation, die in ihrer höchsten Steigerung zugleich ihre eigne Vernichtung finde“; (S. 408.) als einem „inexponiblen Galimathias.“ (Idealphilosophie S. IX. XXIV. XXXII.) — Schlimmeres haben die Gegner der Identitätslehre nicht von ihr ausgesagt.

Abgesehen hievon macht es im vorliegenden Werke, nachdem man zu der vielversprechenden Ueberschrift: „Endliche Vollendung der Philosophie als absolut sich selbst begreifende Wissenschaft“ (S. 358.) gelangte; einen ganz eignen Eindruck, wenn die bekannten Sprüche der Identitätslehre in ihrer Unbestimmtheit und Dürftigkeit hervortreten, und eine Weisheit offenbaren sollen, nach welcher alle früheren Jahrhunderte vergebens gestrebt. Der besonnene Leser traut kaum seinen Augen, und begreift nicht die philosophische Phantase des Schriftstellers, welcher ihm in vollem Ernste dergleichen versichert, und sonst doch Einsicht und Kenntnisse besitzt.

ERDBESCHREIBUNG.

BRESLAU U. LEIPZIG, b. W. G. Korn: *Handbuch für Reisende nach dem schlesischen Riesengebirge und der Grafschaft Glatz*, oder Wegweiser durch die interessantesten Partien dieser Gegenden. Bearbeitet von *Friedrich Wilhelm Martiny*. Nebst einer kleinen Postkarte von Schlesien u. einem Kupfer. 1818. Aufser der Vorrede 452 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das Reisebuch für diejenigen, welche das Riesengebirge in Schlesien, und das Gebirge in der Grafschaft Glatz besuchen wollen u. s. w., herausgegeben 1804 vom verstorbenen Superintendent *Meissner*, war der erste Wegweiser in zusammenhängender Form, erhielt auch den Dank aller Sudetenwandler und wurde daher auch bald vergriffen. In dieser Rücksicht übertrug der Verleger dem Hrn. M. eine neue Bearbeitung, welche um so leichter zu bewerkstelligen war, da derselbe bloß *Meissner's* Werk erweitern und nöthige Verbesserungen und Zusätze beifügen durfte. Doch wir wollen den Vf. begleiten und sehen, ob und wie er seinen Reiseplan befolgte. Er nimmt Breslau als Mittelpunkt an und beschreibt von da die verschiedenen Strassen nach dem Riesengebirge, Mittelgebirge und der Grafschaft Glatz. Nach dem Riesengebirge nennt Hr. M. deren fünf: 1) über Neumark, Jauer, Schönau und Hirschberg, nebst Anzeige der dazwischenliegenden Dörfer. Nicht bloß zum Stubenheizen und Backen wird das Rohr des Würcheteiches (S. 29.) angewendet, sondern auch

auch zur Bedeckung der Häuser. Im Lobriser Schlosse (S. 29.) ist die vortreffliche Bibliothek des Grafen Nostitz und sehenswerthe Gemälde - Sammlung nicht angeführt. Gregorsdorf (S. 30.) ist selbst ein Theil der funfzig Hufen und hart an der Straße nach Lobris auf einem Ackerstück noch der Brunnen vorhanden, wo die Fürstin Jutta (nicht Praxedis) einen Prinzen gebar, Heinrich IV, ersten schlesischen Dichter. Die evangel. Friedenskirche zu Jauer (S. 32.) ist Begünstigung des Westphälischen Friedens, aber nicht der Altranstädter Convention; Rector Bormann ist bereits 1809 gestorben (S. 33.) und der Prorektor Fischer kann Reisenden keine Bibliothek der Schule nebst Instrumenten - Sammlung mehr zeigen, weil beides 1813 der französische Vandalensturm theils zerstörte, theils raubte. Der Einsiedler auf dem Hefberge (S. 36.) starb schon 1813 und seine Hütte ist ein Steinhäufen. Daun stand nicht bey Wahlstadt (S. 37.) als Laudon von Friedrich II. geschlagen wurde; auch kann man bey Greibnitz diese Gegend nicht übersehen, sondern bloß den Kunitzer See, bey welchem Laudons Lager war. Der kleine Apollotempel auf dem Hefikon (S. 51.) ist vergessen. — 2) Ueber Kostenblut, Striegau, Bolkenhain nach Hirschberg u. s. w. Auf der Bolkoburg (S. 69.) ist Herzogs Bolko II. Bildniß nicht mehr vorhanden. Bey Wurzsdorf (S. 71.) hätte Hr. M. der Naturdichterin Julie Schubert geb. Mai erwähnen können, welche daselbst in einem kleinen Hüttchen Weberey treibt. — 3) Ueber Schweidnitz nach Landsbut und Schmiedeberg u. s. w. Das Schweidnitzer Lyceum (S. 79.) ist zum Gymnasium erhoben. Zeiskeburg nicht Ezechhaus heist die bey Adelsbach liegende Burgruine. Was Hr. M. (S. 112.) über den Berggeist Rabenzahl vorträgt, lassen wir dahin gestellt seyn, eben so die Verwandtschaft eines Ruprecht Zah und dessen Sippschaft mit jenem romantischen Wesen. Bey Hohenwiese (S. 120.) hätte die Anekdote mit dem Rauchkuchen freylich wegbleiben können, weil sie Reisende durchaus nicht interessiert. Wermbrunn (S. 121.) ist etwas kurz abgefertigt. Die Bibliothek auf dem Schlosse zu Hermsdorf ist jetzt geordnet und steht den Besuchern offen. Die angeblich auf dem Kynast verwahrte Handschrift über die Geschichte der Feste (S. 148.) ist vermuthlich zur Bibliothek gekommen, denn oben ist sie nicht mehr zu finden. — 4) Straße von Schmiedeberg nach Warmbrunn längs dem Riesengebirge. Siegmund Kahls Sohn zu Steinfeisen (S. 148.) besitzt weder die Erfindungsgabe noch die Geschicklichkeit seines Vaters. Die nun folgenden Vorsichtsmaassregeln für die Koppenbesteiger (S. 151 — 160.) sind gleich denen (Seite 11 — 23.) fast wörtlich aus Hölzer abgeschrieben; auch ist die unermessliche Aussicht, welche dieser Riefe unter Deutschlands Bergen darbeut, sehr oberflächlich angezeigt. Ueber Flins-

berg hätte Hr. M. (S. 189.) auch etwas mehr sagen können, als geschehen ist. Warum ist er ausführlicher bey Lieberwerde, einem Badeort, der Schlesien nicht angehört? S. 197 — 202. kommen Absteiger nach Zittau und den Oybin vor. Die Gebrüder Preller, Urhaber des Schreiberanauer Vitriolwerks (S. 203.) sind beide todt und vom Tempel auf dem Wege nach dem Kochfall, sammt den übrigen Anlagen nichts mehr vorhanden als Bruchstücke, welche kaum ihr ehemaliges Daseyn bekunden. S. 214 — 250. folgte eine allgemeine Uebersicht des Riesengebirges, sammt den Bauden und Baudendörfchen, wobey Hr. M. abermals Hölzer fleissig benutzt hat. — 5) Straße von Flinsberg nach Friedberg am Queis, Greifenberg, Löwenberg, Bunzlau nach Berlin: (S. 352, u. s. w.) Wo liegt, (S. 253) Friedberg am Bober, wahrscheinlich Verwechslung mit Naumburg am Queis und am Bober. Neuland (S. 259) ist kein Städtchen, sondern ein Dorf. Des Weber Hüttigs Kunstwerke (S. 262) haben 1813 die Franzosen vernichtet. Der große Topf (S. 265) ist zerpfungen. Bey Gnadenberg (S. 266) ist die Pensionsanstalt für junge Mädchen vergessen. Warum erwähnte Hr. M. bey Frotzdorfs Biographie (S. 276) nicht außer seinem Bildnisse in der Sacristey der evangelischen Stadtkirche, auch seines Lehrstisches eben daselbst und seiner an Ketten geschlossenen Bibliothek? 6) Reise von Breslau nach Fürstenstein, Waldenburg, Friedland, Adersbach, Gottesberg u. s. w. (S. 294) Von der auf Vorstinburgs Trümmern neuerbauten Ruine ist bloß der Name zu lesen, und alles andre sehenswerthe darin unbeschrieben gelassen. Von Salzbrunn und Altwasser wird auch nicht viel gesagt. Die von einer Dampfmaschine getriebene Leinwandmangel zu Waldenburg hat Hr. M. übersehen, so wie die versteinerte Kiefer. Ueber Adersbach kommt nichts Neues vor, das Raubschloß, der Bischoffsstein ausgenommen. — 7) Reise von Breslau über Frankenstein nach der Grafschaft Glatz. Voraus geht eine Schilderung der Breslauer Kräuter. Die unterwegs zu passirenden Städte und Dörfer sind unbekannt. Im Betreff der Grafschaft selbst hat Hr. M. alles Denkwürdige aufgezeichnet. Das Hummelshloß liegt nicht auf dem Rakchenberge, sondern eine Stunde weiter. Die merkwürdigen sieben Hirten, eben so viel Felsenrißs bey Plomnitz sind vergessen. Außer Glatzer Städten besuchte auch Hr. M. Reichenstein, Silberberg und das Feld - Kloster Kamenz.

Genug, von den angemerkten Fehlern gereinigt, wie auch in der Form etwas verändert, kann dieses Reisebuch neben andern seines Gleichen sehr nutzbar werden. Nur schade, daß die beygelegte Postkarte Schlesiens wegen Kleinheit des Stiehs, den fast nur ein bewaffnetes Auge zu lesen vermag, wenig Nutzen gewährt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

ÖKONOMIK.

MÜNSTER, in d. Coppentrathschen Buch- und Kunsth.: *Deutschlands Baumzucht*, oder kurze Beschreibung aller in Deutschland einheimischen und im Freyen ausdauernden fremden Holzarten, nebst einer gedrängten Anleitung zu ihrer Erziehung, Erhaltung, Vermehrung und Benutzung, für Liebhaber von Gartenanlagen und für Freunde der Holzcultur überhaupt, von *Wilhelm Ant. Borchmeyer*. 1823. 42 Bög. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

So groß auch immer die Menge von Schriften seyn mag, welche wir über Botanik, Obstkunde, Forstcultur u. s. w. besitzen, so gehört das vorliegende Werk ganz gewiss nicht unter die überflüssigen. Im Gegentheil wird dem Vf. der stille Dank jedes Freundes der Botanik und Baumzucht zuverlässig zu Theil, da er hier ein Buch in die Hände bekommt, dessen erprobte Rathschläge er ohne Furcht in Anwendung bringen kann, wofür Rec. nach reiflicher Untersuchung und nach wiederholtem Durchlesen gut zu sagen nicht einen Augenblick Bedenken trägt. Um dieß Urtheil zu begründen, stehe hier eine genaue Angabe dessen, was man in diesem empfehlenswerthen Werke findet. In der *Einleitung* bemerkt der Vf. das v. *Burgsdorfs* mit gebührender Achtung genannte Anleitung zur sichern Erziehung und zweckmäßigen Anpflanzung der einheimischen und fremden Holzarten, welche in Deutschland und unter ähnlichem Klima im Freyen fortkommen, bey weitem nicht alle Pflanzen enthalte, welche in Deutschland im Freyen fortkommen und in neuern Schriften beschrieben worden sind, da die *Burgsdorfsche* Sammlung nur 551 Arten und 113 Varietäten, die hier anzuzeigende aber 950 Arten ohne die Varietäten enthalte, und erklärt nun, daß dieß ihn bestimmt habe ein vollständigeres Werk zusammenzutragen, wobey er Anfangs nur die beliebte Kürze jenes Schriftstellers beybehalten und nur Einiges z. B. das Vaterland hinzusetzen wolte, späterhin aber seinen Plan erweiterte und aus eigener Erfahrung, so wie aus Schriften bewährter Männer das Nöthige über die äußere Gestalt und die Nützlichkeit der Pflanzen hinzufügte. Die Regeln, welche er dabey befolgte sind folgende: er schrieb nur für Anfänger und Liebhaber der Pflanzenkunde, benutzte, wo

seine Erfahrung nicht ausreichte, die mit rühmlicher Offenheit aufgeführten neuesten und vollständigsten Werke über seinen Gegenstand, von *Bechstein*, *Borkhausen*, *Burgsdorf*, *du Roi*, *Linné* und *Willdenow*, deren Namen schon seiner Schrift volles Vertrauen erwerben, verschmähte aber aus unzuverlässigen Quellen, als den Verzeichnissen der Handeldsgärtner, zu schöpfen, wobey er jedoch zugiebt, daß es noch hieher gehörige Pflanzenarten geben könne, welche, wenn das Gelieferte Beyfall findet, in einem Nachtrage geliefert werden sollen. Er behielt die Linnéschen Gattungen und Arten, so wie lateinischen Benennungen bey, fügte aber auch die deutschen Namen hinzu, ließ jedoch die französischen und englischen weg, und handelte dabey überall aus guten Gründen; und ob er gleich selbst steht und mit Beyspielen belegt, daß er wohl gern manchs Benennungen mit passenderm vertauscht sähe, so meint er doch, nur einem Manne, wie Linné, dessen Competenz in ganz Europa anerkannt würde, könnte allenfalls eine Umformung der Namen vorbehalten werden. Die Schriften, in welchen die ausführliche Beschreibung der Pflanzen enthalten ist, so wie die abweichenden Namen führt der Vf., der Kürze und Deutlichkeit wegen, nicht im Werke, sondern in einem angehängten und tabellarischen Verzeichnisse an, und auch dieser Anordnung g

Weile eigentl auf d. Kürze gen: und in oder S kend, lich od men u den di es wat ker zur Unterscheidung der Pflanzen dienen) — find erstere nur im Sommer oder auch im Winter grün? wann blühen die andern? und reifen die letzteren auch in unserm Klima? e) wodurch unterscheidet sie sich vorzüglich in ihrer Gattung? f) wozu nützt sie? g) wie wird sie vermehrt, erzogen und angepflanzt? Eine solche Behandlung erleichtert dem Freunde schöner Anlagen seine Mühe ungemein und hilft dem

Art und
r Vf. sein
it nämlich
edränkter
ragen fol-
em Lande
als Baum
oder ran-
uns zärt-
ter, Blü-
cher wer-
weil, wie
chtbotani-

dem Nichtkenner manchen Fehlgriff glücklich vermeiden, zu welchen er nur zu oft durch Anpreisung der Waaren der bisweilen überlästigen Handlungsgärtner veranlaßt wird.

Hierauf erklärt der Vf., daß zwar über die Vermehrungen, Erziehung und Anpflanzung der Holzarten bereits so viel geschrieben sey, daß er füglich davon schweigen könnte; daß er aber doch für Anfänger, welche sich bloß aus seinem Buche in der Kürze Rathsholen wollten, eine gedrängte Anleitung zu geben gesonnen sey, welche auch in der That hier nicht fehlen durfte. Er giebt deshalb die 7 Arten der *Vermehrung* der Holzpflanzen, — durch Saamen, Wurzelbrut, Ablegen der Zweige, Stecken derselben, Einlegen abgeschnittener Wurzelstücke, Zertheilung der Wurzeln und Verbindung eines Reises oder eines Auges mit einem andern Stamme an, von denen die erste die natürliche Vermehrungsart heist, die übrigen die künstlichen genannt werden. Was nun im ersten Abschnitte (S. 9 — 22), *von der Vermehrung durch Saamen* und zwar durch Abfall und durch Ausfaat, und dabey von dem Sammeln, von der Gewinnung und Aufbewahrung, von der Vorsicht bey dem Einkauf, von der rechten Zeit der Ausfaat des Saamens, von der Zubereitung des Bodens für denselben? von seiner Bedeckung und Sicherung und von der Versetzung der so gewonnenen Pflanzen gesagt ist, springt als practisch gut und leicht anwendbar ins Auge, und ist um so bequemer, da es in zwey Abtheilungen zerfällt; einmal für den bloßen Liebhaber der Forstcultur, brauchbar zur Anlegung schöner Gartenpartien; zweytens aber auch für den Forstmann zur Ansäung und Erzeugung großer Waldungen. Doch bemerkt Rec. hierbey, daß, nach seiner Ueberzeugung, die Herbstausfaat, ohne Unterschied des Geschlechts der Holzarten, auf großen Beeten, nicht in Furchen, mittelst einer leichten Winterbedeckung von Laub, in jedem Falle die vorzüglichste sey. Tritt dann ein anhaltender Winter mit vielen Schnee ein, so kann man des herrlichen Gedeihens der Ausfaat im Voraus gewiß seyn. Der zweyte Abschnitt, (S. 22 — 25.) handelt von der *Vermehrung durch freywillige und erzwungene Wurzelbrut*. Letztere wird durch Entblößung der Wurzeln, durch absichtliche Verwundung derselben und durch Fällung des Baums hervorgebracht. Mit Recht sagt der Vf., daß diese Vermehrungsart weit weniger Aufmerksamkeit, als die vorhergehende und mehrere nachfolgende verdiene, und der Werth derselben für den Forstmann größer sey, als für den Liebhaber fremder Holzpflanzen, dem sie nur bey seltenen Pflanzen schätzbar werde, bey welchen die Vermehrung aus Saamen oft schwierig ist. Rec. glaubt, daß die Bemühung, Wurzelbrut zu erzwingen, bey den meisten Versuchen misslingen werde, und immer die allerletzte und schlechteste aller Vermehrungsarten sey. Die im dritten Abschn. (S. 25 — 30.) empfohlne *Vermehrung durch Ablegen der Zweige*

möchte doch, trotz des von dem Vf. glücklich ausgeführten Versuches, bey welchem in einem Tage, zu 8 Stunden gerechnet, 3 Menschen 720 Ableger machten, für *große Waldungen* zu gekünstelt und nur für einzelne seltene Sträucher anwendbar seyn. Weit vorzüglicher ist die im vierten Abschn. (S. 30 bis 38) sehr genau aufgeführte Art der Vermehrung *durch Stecken abgeschnittener Zweige*, welche bey pünktlicher Beobachtung der gegebenen Regeln gewiß gelingt. Die S. 39 f. erwähnte Vermehrung *durch Einlegen abgeschnittener Wurzelstücke* wird nur deshalb mit angeführt, weil man zuweilen die bey dem Versetzen der Pflanzen wegfallenden Wurzelstücke nicht unbenutzt lassen will, ist aber nicht bey allen Holzarten anzuwenden und möchte auch nur äußerst selten mit glücklichem Erfolge gekrönt werden. Bey der (S. 40 f.) angegebenen Vermehrungsart *durch Zertheilung der Wurzeln* wäre es gut gewesen, wenn der Vf. nicht bloß gesagt hätte: daß sie in der Regel nur bey vielstämmigen Straucharten anzuwenden sey, sondern wenn dieselben auch namentlich wären aufgeführt worden. Bey dem größten Theile wahrer Holzsträucher möchte sie wohl schwerlich gewinnreich angewendet werden können. Was (S. 42 — 47.) von der Vermehrung *durch Verbindung eines Reises oder eines Auges mit einem andern Stamme*, also vom Pfropfen, Kopuliren, Ablaktiren und Okuliren, vorgetragen wird, ist zwar bekannt, aber sehr richtig; die dabey anzuwendenden Handgriffe hat er nicht berührt da sie sich durch Beschreibung nicht so gut, als durch Vorzeigung lehren lassen. Hierauf wird (S. 47 — 50.) *von der Verjüngung der Holzpflanzen durch Stockauschlag* Unterricht ertheilt, welcher im Forsthaus halbe sehr, für den Gartenliebhaber aber nur in sofern wichtig ist, als er dadurch seine Holzpartieen verjüngen und dichter machen, auch an einzelnen Stämmen junge, zum Ablegen taugliche Schößlinge erziehen kann. Von S. 50 an spricht nun der Vf. *von der Erziehung und Anpflanzung der Holzarten*, sehr belehrend; hier findet der Leser eine Menge Fehler, die bey dem Anpflanzen nur zu häufig begangen werden, scharf gerügt, hier wird er auf alle nöthige Vorsichtsmaassregeln aufmerksam und mit denselben bekannt gemacht, und, was das Lobenswerthe ist, Alles ist so deutlich, so bestimmt angegeben, daß derjenige, welcher sich diesen Führer wählt, getrost folgen kann und nicht in Gefahr steht, erst durch Schaden klug zu werden. Er faßt Alles in einer Anleitung zu dem Verfahren bey dem Versetzen der Holzpflanzen zusammen und die begreift: a) die Bestimmung der vortheilhaftesten Jahreszeit zum Verpflanzen, b) daß zweckmäßige Roden und Ausheben der Pflanzen, c) die Sorge für ihre Erhaltung, wenn sie gerodet sind und nicht gleich wieder gepflanzt werden können, oder verschickt werden sollen; d) das zweckmäßige Beschneiden derselben; e) die Bestimmung der Weite, worin sie von einander gepflanzt werden müssen; f) die

f) die Verfertigung der Pflanzlöcher; g) das Einpflanzen selbst, und h) die fernere Sorge für die versetzten Pflanzen. Man sieht aus dieser Inhaltsanzeige, daß Nichts vergessen ist, was bey einer zweckmäßigen Behandlung der jungen Zöglinge berücksichtigt werden muß. Zu a, sagt der Vf.: die vortheilhafte Jahreszeit zum Verpflanzen nehme bey uns den Raum von der Mitte des Oct. bis in die Mitte des Aprils ein, ungewöhnliche Witterung setze ihr aber oft engere oder ausgedehntere Grenzen. Rec. giebt aber mit fester Ueberzeugung, ohne Unterschied des Bodens, stets der Frühjahrsanpflanzung vor der Herbstpflanzung den Vorzug, sobald der rechte Zeitpunkt nicht versäumt und nicht zu lange gezögert wird. Zu b, macht Rec. nur auf die einzige sehr gegründete Vorschrift aufmerksam: „wenn die Pflanze völlig los ist und nicht mit dem Erdballen versetzt werden soll, so wird sie behutsam gerüttelt, damit die Erde wegfalle, wobey man, namentlich bey feuchtem thonigem Boden, mit den Händen, nicht mit dem Spaten zu Hülfe kommen muß;“ denn er weiß, daß eine Pflanzung deshalb mißlang, weil man bey dem Versetzen die Baumwurzeln nicht von dem Thone gereinigt hatte, und sie nun, bey dem Herausnehmen der sehr bald abgestorbenen Bäume verstockt gefunden wurden. Bey den Vorschriften unter c, sind alle nur vorkommenden Fälle aufgezählt, und die besten Regeln gegeben, und ebenso hat alles unter d und e seine volle Richtigkeit. Unter den bey f gegebenen Regeln sind die vorzüglichsten, welche aber am meisten vernachlässigt werden: je fester und magerer der Boden ist, desto geräumiger müssen die Löcher seyn, und die ausgegrabene schlecht befundene Erde darf nicht wieder gebraucht, sondern muß durch gute ersetzt werden. Wer nun, nach solchen Vorbereitungen, seine Bäume auf die Art pflanzt, wie es unter g gelehrt wird, und das Reinigen und Zerstoßen der Erde, das sanfte Rütteln des Baumes, das behutsame Antreten, das Einschlämmen und das Fertigen des Erdkegels um den Stamm beobachtet, wie es hier aufs deutlichste vorgeschrieben ist, der wird seinen Zweck erreichen und gewiß auch gern die unter h empfohlne nöthige Sorge für die versetzten Bäume und Pflanzen, im Sommer und Winter, tragen. So weit die Einleitung, welche bey nahe 5 Bogen füllt, und des Lesens und Befolgenswerthen noch Vieles enthält, was hier nicht angegeben werden konnte. Um nun die vollständige Art, mit welcher der Vf. in seinem Werke die Pflanzen mit ihren Arten und Varietäten auführt, zu zeigen, wüßte Rec. gleich die erste Numer *Acer*, Ahorn, mit seinen 18 Arten zur Ansicht geben zu können; da dieß aber der Raum nicht gestattet, so mögen nur einige, wegen ihrer Kürze gewählte Numern hier ihren Platz finden.

43. *Chetranthus*. *Lavcoje*. In dieser unsere Gärten mit prächtigen und wohlriechenden Blumen schmückenden Gattung giebt es eine Art, welche zu den Holzarten gehört, nämlich: *C. f. nitidifolius*. Strauchartige *Lavcoje*. Sie wächst in Spanien

und England wild, ist bey uns sehr dauerhaft, und bildet einen sehr gedrängt ästigen Strauch von 13 Fuß Höhe, mit grünen jungen, braunen älteren, weils behaarten Zweigen, immergrünen, wechselweise stehendes, ungefilten, ganz randigen, an beiden Enden verschmälerten, 14 Zoll langen oben grünen zerstreut behaarten, unten stark behaarten, daher weißlich grünen Blättern, und im May und Junius an den Spitzen der Zweige in 2 bis 3 zölligen gelben Trauben erscheinenden Blumen, welche den Blumen des bekannten Gold-Lacks gleichen. Als Zierstrauch verdient derselbe alle Achtung. Die Vermehrung geschieht, durch Samen, welcher bey uns sehr gut zur Reife gelangt.

71. *Ficus*. Feige. In andern Welttheilen giebt es mehrere Arten von Feigen, in Europa aber wächst nur die folgende Art. Man zählte diese Gattung ehemals zu den Gewächsen mit unkenntlichen Blüten; später aber hat man gefunden, daß die Blüten unter dem fleischigen Fruchtboden verschlossen sind. *F. carica* Gemeine Feige. Diese Art ist überall bekannt. Man pflügt sie in Deutschland vor dem Winter auszugraben, ins Haus zu nehmen, und im Frühjahr wieder ins Freye zu pflanzen. Sie kann aber unter starker Bedeckung im Freyen überwintern, wenn niedrige Bäumchen entweder ganz mit Laub überschüttet, oder schwächere Stämme niedergebogen, mit Erde und darauf mit Laub bedeckt werden. Sie läßt sich durch Anläufer oder Stecklinge leicht vermehren. Ihr eigentliches Vaterland ist Asien, von woher sie sich in die südlichen Länder von Europa verbreitet hat. In der Levante gleicht sie an Größe den Apfel- und Birnbäumen. Auch in Italien giebt sie diesen nichts nach. Nicht allein der Früchte, sondern auch der Zierde wegen verdient sie angepflanzt zu werden.

Aus diesen kurzen Proben sieht man daß der Vf. seine oben angeführten Regeln immer vor Augen gehabt und treu befolgt hat. An größern Artikeln würde es noch anschaulicher gemacht werden können, diese müssen aber dem eigenen Nachlesen überlassen bleiben.

Auf das Ganze folgt eine (sehr vollständige und genaue, zuweilen aber zu ängstliche) Erklärung der gebrauchten Kunstwörter nach dem Alphabete, in welcher Manches als ganz bekannt hätte wegb bleiben können, z. B. *ausgehöhlt* ist hohl — *durchsichtig*, fast glasartig — *entfernt* stehen die Blätter am Stiel, wenn sie weite Zwischenräume haben, *fast* wird gebraucht, wenn etwas nicht ganz zu den angegebenen Bestimmungen paßt, daher sagt man: fast herzförmig, — *gepaart*, was zu Zwey beyammen steht. — *stiellos*, was keinen Stiel hat, *stumpf* ist ein Blatt, wenn seine Spitze — *zugespitzt*, was allmählig in eine Spitze ausläuft, *st* und so Mehrtheilig, nennt man eine Pflanze, welche theilweise Bildung hat, oder theilweise gehören alle gefüllten Blumen, und unter dem Worte *gefüllt* sagt er, so nennt man eine durch Vermehrung der Kronblätter ausgeartete Blume. Darüber könnte man wohl mit dem Vf. rechten. Eine Mißgeburt ist der im gemeinen Leben sogenannte Rosen-König, aber die geregelte schöne Centifolie??

Das mit vieler Sorgfalt gefertigte und 5 Bogen füllende Register über die im Werke aufgeführten Holzarten erhöht den Werth der Schrift. Als Zugabe

gabe findet sich noch die Aufzählung der Gattungen nach dem linnéischen System.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Duncker und Humblot: *S. F. Lacroix Anleitung zur ebenen und sphärischen Trigonometrie und zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie*. Neu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Ludwig Ideler, Professor an der Universität zu Berlin. Mit 6 Kupfertafeln. 1822. IV u. 334 S. 8.

Der Inhalt des Originals und sein Werth ist allgemein bekannt. Da die im J. 1805 erschienene Uebersetzung von E. M. Hahn, ihrer vielen Mängel ungeachtet, dennoch vergriffen war, so entschloß sich Hr. Ideler, von dem Verleger wegen einer neuen Auflage um seine Meinung befragt und überzeugt, daß, schon wegen der bedeutenden Verbesserungen und Erweiterungen, welche das französische Werk in seinen fortgesetzten Auflagen erfahren hat, eine ganz neue Uebersetzung Bedürfnis sey, eine solche zu liefern. Diese neue Uebersetzung steht weit über der ältern; sie ist nach der sechsten und siebenten Auflage gefertigt, dem Originale treu und in einer fließenden Sprache verfaßt, wie sich von einem so gründlichen Kenner der französischen Sprache und einem so guten Mathematiker, wie Hr. I. ist, erwarten läßt. Die wenigen Zusätze sind bloß zur Erläuterung schwieriger Stellen für weniger geübte Anfänger bestimmt. Druck, Papier und Kupfer sind recht gut. Wir wünschen, daß es sich Hr. I. gefallen lassen möge, auch die übrigen Elementarwerke Lacroix's zu übersetzen, weil die Hahn'schen Uebersetzungen ziemlich unbrauchbar sind, und es doch immer unter denen, welche Mathematik, namentlich zu praktischen Zwecken, treiben, mehrere der französischen Sprache nicht hinlänglich Kundige giebt, um die Originale lesen zu können; die weitere Verbreitung der Lacroix'schen Werke aber allerdings sehr zu wünschen ist. Von der Algebra ist Gruson in

MÜNCHEN
Conföd
das Di

swigen Landfrieden bis zu dem westphälischen Frieden Theil genommen hatte, auf dessen Landeshoheit. Eine Abhandlung zur Feyer der drey und sechzigsten Wiederkehr des Stiftungstages der königl. bayer. Akademie der

Einfluss jener
an welchen
rn seit dem

Wissenschaften in einer öffentlichen Sitzung derselben vom 28ten März 1822 vorgelesen von Joseph von Fink, k. b. Ministerialraths, geheimem Staatsarchivare u. s. w. 1822. 52 S. 4. (24 Kr.)

Hr. v. F. erwirbt sich durch diese Abhandlung ein neues Verdienst um die bayerische Literatur, welcher bereits durch mehrere schätzbare Beyträge (*Versuch einer Geschichte des Vicedomantes Nabburg*, München 1819; *Beyträge zur Geschichte der Grafschaft Sulzbach*, — *der ständischen Gerichtsbarkeit in der obern Pfalz*, — *der Landesverwaltung des Herzogthums Zweibrücken*, — *Beyträge zu einer historisch-statistischen Uebersicht der königl. bayerisch. Lehen*, in der Zeitschrift für Bayern u. s. w. 4ter Band 1817; mehrere *Abhandlungen historischen Inhaltes* in d. Zeitschrift: *die geöffneten Archive für die Geschichte des K. Bayern* u. s. w., deren Redacteur der Vf. ist) bereichert hat. In letztgenannter Zeitschrift ist vorliegende Abhandlung, die sich durch fleißige und kritische Benutzung guter Quellen und durch eine der Würde des veranlassenden Tages angemessene Gründlichkeit auszeichnet, ebenfalls abgedruckt. Nach einer kurzen Vorerinnerung, worin die nach und nach ausgebildete Landeshoheit des bayerischen Regentenhauses über seine Erblande charakterisirt wird, und nach einer kurzen geschichtlichen Darstellung der Aufhebung der Privatbündnisse in Deutschland, finden wir nachstehende Conföderationen von oben bezeichnetem Einflusse angeführt: *Schwäbischer Bund* v. 1488 — 1533; *Verein der Herzoge von Bayern mit den protestantischen Reichständen* von 1531 — 1534; *Eichstädtische Einung* v. 1534 — 1544; *Kaiserlicher 9jähriger Bund* von 1535 — 1544; *Christliche Einigung* v. 1538 — 1546; *Heidelberger Fürsten-Verein* v. 1533 — 1556; *Bayerische Kreisverbindung* im 16ten Jahrh.; *Landsberger Bund* v. 1556 — 1598; *Katholische Liga* von 1609 — 1632; *Bayerische Kreis-Verbindung* im 17ten Jahrhunderte.

NEUE AUFLAGE.

HALLE, bey Hemmerde und Schwetschke: *Französisches Lesebuch für Anfänger*. Nebst einem vollständigen französisch-deutschen Wortregister. Von Johann Christian Wiedemann. Director des Handlungsinstituts und Rector der lateinischen Schule zu Hagen in der Grafschaft Mark. Dritte verbesserte Ausgabe. Mit einem Vorwort vom Domprediger und Professor Blanc in Halle. 270 S. 1823. 8. (16 Gr.) (S. die Recens. der zweyten Auflage Ergänz. Bl. 1808. Nr. 144.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

August 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ULM, in der Stettin'schen Buchh.: *Zerstreute Blätter*, von F. D. Gräter. Erste Sammlung. 1822. XXI u. 370 S. in 8.

Die Wahl des Titels dieser schätzbaren Sammlung ist bloß zufällig. Der würdige Vf. war ein warmer Freund und Verehrer unseres verewigten Herder's; die trefflichen zerstreuten Blätter des letztern waren sein Muster und Vorbild, und aus dankbarer Erinnerung an sie, gab er auch seiner Sammlung dieselbe Aufschrift. Wir finden hier folgende Aufsätze: 1) *Perlen der morgenländischen Dichtkunst des Mittelalters*; aus dem *Abulfeda*. Diese in einer harmonischen Prosa verfertigte Uebersetzung von 14 kleinen Gedichten stand zuerst abgedruckt in *Wieland's N. T. Merkur* v. J. 1794. 8 St., und der Vf. urtheilt selbst sehr bescheiden darüber. Wir setzen, als Probe, eines der kürzesten von *Abu-l-Kasem Mahmud* († 1143) hieher: *Auf den Tod seines Lehrers Abu Moder*. „Es fragte mich ein Weib: was sollen diese Perlen, die aus deinen Augen so schnell herabfallen, daß sie zwey Perlen schnüren zu gleichen scheinen? Ich gab ihr zur Antwort: die Perlen, mit welchen einst Abu Moder meine Ohren erfüllte, stürzen nun aus meinen Augen herab.“ 2) *Werdamars Traum, oder die Säger der deutschen und nordischen Vorzeit*. Dieser schöne und anziehende Aufsatz stand zuerst im *Bragar*, 1. Bd. (Leipz. 1791.) Durch ihn sollten Deutschlands Jünglinge wie durch eine Vorhalle eingeführt werden in das Heiligthum der deutschen und nordischen Vorzeit. Der Vf. hat seinen Zweck erreicht; wie manches empfängliche Gemüth hat er für die hohen Dichtungen des Nordens gewonnen! Auch Rec. vergißt nie den günstigen Eindruck, den dieser Aufsatz einst auf ihn machte, und drückt dafür im Geiste dem Vf. dankbar die Hand. In diesem Aufsätze treten die alten Minne- und Meisterfänger, die Skalden unserer Vorfahren, so wie die schauererregenden Walkyren lebendig vor die Augen des Lesers, und begeistern für die Dichtungen der vaterländischen Vorzeit. (S. 57 ist dem Rec. der Ausdruck: *ein lehner Pfad*, der sich auch in dem, im *Bragar* befindlichen ersten Abdruck findet, nicht klar.) Am Schlusse wird die öftere Verwechslung der Barden und Skalden gehörig berichtet. Die *Celten* hatten Barden, die *Gothen*, *Cimbern*, Norden und alten Deutschen aber hatten Skalden. 3) *Weisheitsprüche aus dem Orient*

und Occident. 1810. Die Weisheitsprüche des Orients sind aus Erpen, die des Occidents aus *Aristoteles*, *Epiktet*, *Aristoxenus*, *Menander*, *Kleobulus*, *Thales*, *Plato*, *Euripides*, *Cicero*, *Lucian*, *Seneca* u. a. m. entlehnt. Auch von *La Bruyere* hat Hr. Gr. einige treffende Sinnsprüche aufgenommen. Er theilt sämmtliche, wohl gewählte Weisheitsprüche in deutschen Uebersetzungen mit. 4) *Parallelen über Freundschaft und Liebe*. Vorgelesen in einer Damengesellschaft zu St. 1793. Dieses lesenswerthe Bruchstück stand zuerst in der *Einfiedlerin aus den Alpen* u. s. w. von *Mariane Ehrmann*. Die meisten Parallelen sind sehr treffend. Nur eine S. 105 scheint uns nicht bestimmt genug ausgedrückt zu seyn. Hier heißt es: „Wir können nur das lieben, was uns gefällt; aber wir können aller Menschen Freunde seyn, wenn sie uns auch nicht gefallen.“ Wer unser Freund seyn soll, muß etwas Anziehendes für uns haben, mit uns harmoniren u. s. w., wohl aber können wir auch denen Gefälligkeiten und Wohlthaten erweisen, die uns nicht gefallen, wenn sie gleich unsre Freunde nicht sind. 5) *Gräfin Rosenau, oder der unsichtbare Liebhaber*. Ein sehr unterhaltender Aufsatz; die Erzählung soll nichts als Hölle seyn, Einleitung zu einer Darstellung der Philosophie des Grafen von Gabalis über die Elementargeister. Mit besonderm Interesse lesen wir die Betrachtungen am Anfange des dritten Buches, Bruchstücke aus einem größern Werke: *Lethe, oder Vermuthungen über die Bildung des menschlichen Geistes in dem Planeten-Systeme der Sonne*, *Phantasien über das Wie? und Wo? unsers künftigen Daseyns*. 6) *Ueberreste von den Liedern eines Römers auf ein (im vierten Gefangen-*
schaft gerathenes) Diese ge-
haltvollen Lieder de-
zuerst im *Bragar*,
Gleim's Beyfall, entgl.
Ausgezeichnete — d
lologen und des groß
wie Hr. Gräter in d
geföhle sagt, keine tüchtige Uebersetzung, sondern
ein mit Liebe und Muße angefertigter und der Kritik
eines *Wieland's* vor dem Abdruck unterworfenen
Kunstversuch, den Geist der römischen Sprache ei-
nes *Ausonius* und *Symmachus* — auch von diesem
theilt der Vf. einige schätzbare Briefe an *Ausonius*
mit — mit allen seinen Feinheiten und Schattirun-
gen in den Geist der deutschen Sprache überzutrag-
gen.“

B (5)

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

gen." Rec. kann versichern, daß der Vf. nicht zuviel versprochen habe. Die Lieder auf *Biffula* athmen eine Zartheit und Anmuth, wie man sie selten findet. Besonders gefallen hat uns das erste: ihre *Helmath*. S. 212. 7) *Zwey Idyllen aus dem Dänischen des Hrn. v. Suhm*. Mit Vergnügen las Rec. diese beiden kleinen Gedichte: *Brynhilde und Halden*. Ein nordisches Idyll, und: *Amygone*, oder die sterbende Mutter, als Beweise, daß auch ein verdienstvoller Staatsmann, Sprachgelehrter und Geschichtsforscher ein Freund und Liebling der Mufen seyn könne. Die Uebersetzung ist rein und fließend. 8) *Lebensgeschichte der Blumen und Bäume*, vor der Hand Fragment. Der Anfang einer Reihe von Erzählungen, deren baldige Fortsetzung wir wünschen. Wir finden hier zwey dem Ovid nachherzählende, aber mit Recht etwas abgekürzte Verwandlungen: 1) *Daphne*, oder der Lorbeerbaum, und 2) die *Pappeln*, oder die Sonnentöchter *Phaetusa*, *Lampetie*, *Pusiphoë*. 9) Die Todtenhalle, oder Blumen auf Gräber. Eine Auswahl aus einer größern Sammlung; eine würdige Feier des Andenkens hingeflebener Edlen! Wir finden hier: 1) Eines jungen deutschen Sängers zu später Dank an Schubarts Grabe. Im Herbst 1791. Als Probe, setzen wir nur folgende zwey Strophen hierher:

Blute nur, o Wunde, die ihn ehrt!
Schämt euch nicht, ihr Thränen, daß ihr fließet;
O der Mann, um den ihr euch ergießet,
War der Thränen jedes Deutschen werth!
Worth, daß ihr auf meiner Wange glüht.
Von den Göttern schien sein Geist zu kommen,
Seine Reden waren Feuerflammen,
Sein Gesang ein Strom, ein Bach sein Lied. —

2) *Epitaphium viri perill. P. F. Suhmii S. R. M. Clavigeri et Historiographi regii defuncti Hofstae*. 2) Auf Herder's Grab. Stand zuerst in *Wiand's N. T. Merkur* v. J. 1804. Aug. S. 241 fg. Eine geist- und gefühlvolle Rhapsodie! — 4) *Caroline v. Herder*. Einzelne Stellen aus den Briefen dieser Edlen. 3) *Nicolaus Kleemann* und der tatarische Musti *Jahja*. Ein interessanter Anfsatz, der aber keinen Auszug zuläßt! der großherzige Kaufmann *Nicolaus Kleemann*

es wert!
mal set
den Mi
niss, Hi
Auch ei
gen übe
termisc
und ein
Bey der Aeußerung eines neuen periodischen Blatts:
„Kl. sey — nicht zu unserer Ehre — schon sehr vergessen," sagt Hr. Gr. sehr treffend. „Vergessen wäre Klopstock? — ich möchte lieber sagen: unterdrückt durch das Geschrei und die Anmaßungen derjenigen, die in letzter Instanz über alle großen Geister unseres Volks abzusprechen sich berechtigt glauben, aber eben durch diese Abprechungen be weisen, wie klein sie selbst, trotz alles Weihrauchs

ihrer Anbeter, sind." 2) *Katharina Paulowna*, Königin von Württemberg. Eine gefühlvolle Trauerode, am 7. März 1819, in dem Königl. Würtemb. Landes-Gymnasium zu Ulm gehalten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, in der Maurer. Buchh.: *Predigten* von J. H. Merle d' Aubigné, vormal. Ev.-ref. Pred. zu Hamburg, jetzt zu Brüssel. Zum Besten des evangel. Missions-Seminars zu Berlin aus dem Franz. übersetzt. 1824. XVI u, 228 S. gr. 8.

Die im J. 1823 zu Hamburg (b. Parthes und Besser) erschienenen *Sermons laissés à mes Auditeurs, comme un souvenir de mon affection*. Par J. Henri Merle d' Aubigné, M. D. S. C. haben in Berlin eine so freundliche Aufnahme gefunden, daß „angezogen durch die (von der) Lesung derselben im franz. Original und ergriffen von der kräftigen und gewaltigen Darstellung der Heilswahrheiten in ihnen, in mehreren Lesern derselben der Wunsch erzeugt wurde, ihnen eine noch allgemeinere Verbreitung zu verschaffen, und sie durch eine Uebersetzung Vielen zugänglich zu machen." (Vorr. der Uebers.). Im Original sind 6 Predigten befindlich, die 148 S. ausfüllen, nebst einem 71 S. starken Anhang, in welchem unter dem Titel: „Notes" aus ältern und neueren Schriftstellern mehrere Citate zusammengetragen sind, die auf verschiedene in den *Sermons* selbst vorkommende Stellen zurückweisen, und von der Belesenheit, wie von dem sammelnden Fleiß des Vfs. ein rühmliches Zeugniß ablegen, und durch die er außer der Belehrung und Erbauung seiner Leser auch vorzüglich das bezweckte, zu „zeigen, daß zu jeder Zeit diejenigen, welche die christliche Kirche und selbst die Welt Ehren hält, Eine Wahrheit bekannt und in der heil. S. die nämlichen Grundsätze gefunden haben." Diese Predigten nun, sammt den Anmerk. giebt die Uebers. ziemlich treu und für Deutsche lesbar wieder; außerdem aber noch die einzeln gedruckte, in Hamb. gehaltene und in unsern Blättern schon angezeigte Abschiedspr. d. Vfs., und endlich; „weil der Ertrag der Verdienstung dem evangel. Missions Seminar des Hrn. Pr. Jänike zu Berlin bestimmt ist, auch noch einen Abdruck von D. Neander's „Aufruf zu milden Beysteuern für die evangel. Missionen unter den Heiden." Wir müssen also den Uebersetzern das Zeugniß geben, daß sie sich es recht sehr haben angelegen seyn lassen zur Verbreitung der Vorträge, von welchen sie sich so sehr „angezogen und ergriffen" gefühlt haben, das Ihrige möglichst beyzutragen.

Ob nun in den 6 Predigten des Originals — denn mit diesen haben wir es doch eigentlich, da die Abschiedspredigt schon ihren Beurtheiler gefunden hat, hier nur zu thun, „die Darstellung der Heilswahrheiten so kräftig und gewaltig" sey, als sie den Uebersetzern vorgekommen ist, darüber wollen wir dem Urtheil unserer Leser nicht vorgreifen, sondern uns begnügen, ohne Einmischung unserer eigenen An-

Ansichten, wieder zu geben, was wir gefunden haben.

Die Aufschriften sind folgende 1) Emanuel. 2) das Kreuz J. C. 3) Die Verkündigung des Evangel. 4) der Dienst J. C. Homilie. 5) die Pflicht der Herren gegen ihre Hausgenossen. 6) das Werk des Heils. Homilie.

Man sieht, es sind nicht lauter rein dogmatische Gegenstände, womit sich diese Vorträge beschäftigen; auch die Moral des Christenthums findet in ihnen Raum, und es ist erfreulich zu bemerken, daß sowohl der Vf. als die Uebersetzer letztere von den „Heilswahrheiten nicht ausschließen. Man sieht ferner, daß der Vf. sich nicht an Eine Predigtform ausschliesslich bindet, sondern zur Abwechslung auch in der „Homilie“ sich versucht. Wie ihm diese gelinge, mag sich aus dem letzten Vortrage: *das Werk des Heils* ergeben, den der Vf. selbst, — wiewohl er über seine Arbeiten überhaupt sehr bescheiden sich erklärt — für den gelungensten von den beiden in dieser Gattung hier befindlichen hält. Der Text ist Phil. 1, 6. Nach ihm erwägt der Vf. 1) das Werk, von dem die Rede ist, und das der Ap. „*dies Werk*“ nennt; 2) der Ort, wo es vor sich geht: „*in Euch*“; 3) die Beschaffenheit, die demselben beygelegt wird: „*dieses gute Werk*.“ 4) den, der als Urheber desselben genannt wird: „*der, welcher es angefangen hat*“; 5) die Meinung, welche der Ap. von dem Fortgange dieses Werkes hat: „*der wird's auch vollführen*“; 6) die Gewissheit dieser Vollführung: „*und bin desselben in guter Zuversicht*“, und endlich 7) die Zeit, bis zu welcher diese Vollführung sich erstrecken wird: „*bis an den Tag J. C.*“ Obgleich nun eine solche Textanalyse schwerlich mit der eigentlichen Homilie eins und dasselbe ist, und auch die Ordnung, in welcher der Vf. seine Sätze aufgestellt hat, etwas willkürlich genannt werden möchte, so wollen wir doch darüber nicht rechten. Wir gehen zu den andern Predigten über und heben ohne weitere Auswahl nur aus Pr. 1 und 2 folgendes aus. In der ersten, einer Weihnachtspr. mit der Inschrift: *Emanuel*, nach Matth. 1, 23. sucht der Vf. im 1sten Th. zu erörtern und zu beweisen, daß *Gott mit uns gewesen*, und zwar, wie er ausdrücklich hinzufügt, nicht bildlich, sondern buchstäblich, nämlich in dem Sinne: *Gott selbst ist Fleisch geworden und ein Mensch, gleich wie wir*. Diefes soll begründet werden 1) mit Bibelstellen, deren außer den Textesworten noch Col. 2, 9. Joh. 1, 1. 3. 14. Röm. 9, 4. 5. 1. Tim. 3, 16. 1. Joh. 5, 20. angeführt werden; 2) aus der Natur des Werkes, das vollbracht werden sollte. Der Vf. ist nämlich der Meinung: ein Werk der *Macht* habe Gott allenfalls wohl einem seiner Diener auftragen können, aber um ein Werk der *Barmherzigkeit* zu vollbringen, müsse er nothwendig (?) *selbst* gekommen seyn. Den Einwürfen dagegen begegnet der Vf. auf folgende Weise: Sagt jemand, er könne das nicht verstehen, so behauptet der Vf. „es ist aber doch geschehen: und *daß* es geschehen ist, kann ein

Kind begreifen, wenn gleich nicht die Art, *wie?*“ Sagt ein anderer: er könne das nicht mit den Begriffen von Gottes Majestät und Größe vereinbaren, so behauptet dagegen der Vf. eben in der Schmach, welche *Gott* (?) erlitten hat, entdecke er seine *grosse* Herrlichkeit.“ Sagt ein dritter: was denn Gott für andere Welten geworden sey, wenn er für uns Mensch geworden ist: so antwortet der Vf.: „Gott werde für die andern Welten alles seyn, was sie bedürfen,“ u. s. w. u. s. w. Aus der 2ten einer über Gal. 6, 14 gehaltenen Charfreitagspr. *das Kreuz J. C.* glauben wir wohl zu thun, wenn wir den Vf. selbst im Original reden lassen, wollen jedoch die Uebersetzung; um auch von dieser eine Probe zu geben, beifügen. Nachdem der Vf. mehrer Eigenschaften Gottes erwähnt hat, die das Kreuz J. C. uns anschaulich macht, redet er auch von der *Herrlichkeit* Gottes p. 30 f. in folgenden Ausdrücken: *Où apprendrez-vous à connaître la gloire de Dieu? — Quelle est donc la place à mon Seigneur et mon Dieu? où je puis te trouver dans toute ta gloire?* — u. s. w. Zu deutsch S. 30 f. d. Uebersetzung: Wo werdest ihr die *Herrlichkeit* Gottes erkennen lernen? — Welches ist der Ort, o mein Herr und mein Gott? wo ich dich in aller deiner Herrlichkeit finden kann? — Soll ich dich in der Mitte der Welten, welche du geschaffen hast, suchen, oder in einem unzugänglichen Lichte, von fern umgeben von allen deinen Engeln, welche vor dir ihre Häupter zur Erde (?) neigen? — Ich vermag im ganzen Weltall keinen Ort zu finden, der deiner Herrlichkeit entspräche. Alles ist so klein für dich, alles ist so wenig im Einklange mit deiner Unendlichkeit! — Aber nein — ich weiß einen Ort, der aller deiner Herrlichkeit genügt — und dies ist ein verfluchtes Holz, an das du geheftet bist. Da erkenne ich dich in aller deiner Erhabenheit, viel mehr als umgeben von diesen Tausendmal Tausend, welche die Wache deines Thrones bilden (Dan. 7, 10) — alle diese Gedanken von Engeln, Erzengeln und Cherubinen, welche vor dir das Haupt neigen, sind nur geringe Vorstellungen von dem entlehnt, was der Mensch Größe nennt; aber für unfre Sünde an ein Kreuz geheftet, o deine Herrlichkeit ist unendlich? Ich sehe darin auch nicht den geringsten menschlichen Zug, du hast denn einen dir ganz eigenthümlichen Glanz, du erscheinst in einem durchaus göttlichen Lichte. — Ach, ich beneide die Engel und Erzengel nicht, welche dir ihre Unterwürfigkeit bezeugen, wenn du auf deinem himmlischen Throne sitztest. Uns *Menschen* ist es gegeben dich auf einem um Vieles *herrlicher* (?noch herrlicher als der himmlische?! Im Original steht doch nur *plus merveilleux*) Throne — an deinem Kreuze dich anzubeten.“ u. s. w. Ferner p. 47. 48. *Oui Seigneur! je me lève à cette heure, et je me présente devant la croix!* u. s. w. Uebers. S. 45: „Ja Herr und Heidland ich erhebe mich in dieser Stunde und nahe mich deinem Kreuze! du brachtest dort für mich ein Opfer; ich komme dir das meinige zu bringen (*tu y apportes*

ias — *la mienne* fehlt in der Uebers.) Ich komme Herr! mich zu entblößen von Allem und dir zu erklären, daß es nichts in der Welt giebt, dessen ich mich rühme, als allein das Kreuz, an welches ich dich befestigt erblicke. Vor dir werfe ich alle meine vermeintliche Größe hin: dein Kreuz verdunkelt und vernichtet sie; ich opfere dir allen diesen Koth auf, dessen ich mich sonst rühmte. Ich trete meine Gerechtigkeit mit Füßen; weil ich weiß, daß das, was ich meine Gerechtigkeit nannte, nichts als Ungerechtigkeit war. Ich trete meine Heiligkeit mit Füßen, weil ich weiß, daß das, was ich meine Heiligkeit nannte, nichts als Schande war. Ich trete meine verdienstlichen Werke mit Füßen, weil ich weiß, daß darunter auch nicht eins zu finden ist, das rein wäre, und daß dasjenige, wodurch ich das Leben zu verdienen glaubte, mir nur die Verdammnis verdienen kann. Es bleibt mir nichts übrig, o Herr! Siehe mich hier, wie du mich haben willst, siehe mich im Staube, siehe mich *elend, arm, blind und bloß vor dir.* — Solcher Stellen ließen sich mehrere anführen. Diese aber mögen genügen zu zeigen, von welcher Art die „kräftige und gewaltige Darstellung der Heilswahrheiten“ in diesen Predigten sey.

CASSEL, gedr. b. Hampé: *Drey Predigten bey einer Amtsveränderung, mit einer Grabrede, von Friedrich Josias Geisse, Dr. d. Philos., erstem Prediger der Stadt-, und Metropolitan der Classe Homberg. 1824. 54 S. 8. (3½ gGr.)*

So wünschte Rec. bey dem Lesen dieser Vorträge wiederholt, so sollten alle Prediger, wenn, wie bey Abschieds- und Antrittsreden, das *von sich selbst Reden auf der Kanzel* einmal unvermeidlich ist, von sich selbst reden, als Solches von dem wackern Vf. bey Gelegenheit seiner Beförderung aus der Classe Felsberg und der Pfarrei Nieder-Möllrich in die Classe und Stadt Homberg geschehen ist; mit dieser Bescheidenheit, mit dieser Vertraulichkeit gegen die bisherige und dieser zukommenden Offenheit und Herzlichkeit gegen die neue Gemeinde, mit diesem lebendigen Gefühle für die Würde seines Standes und die Wichtigkeit seines Berufes in dem einen und dem andern Wirkungskreise. Aber freylich müßten, um dieses zu können, auch alle ihre Stellen wechselnden Prediger so achtungsvoll von ihren Gemeinden denken und für deren Bildung zum Höheren von einem so warmen Eifer beseelt seyn, als Solches, aus vorliegenden Casualreden zu urtheilen, bey Hrn. G. der Fall ist. Rec., der es weiß, daß man aus Hessen nicht lauter *Musterpredigten* (eben so wenig, wie lauter *Mustergedichte*) zu erwarten gewohnt ist, spricht nur seines Herzens volle Meynung aus, wenn er versichert, daß er diese kleine Sammlung geistlicher Amtsreden nicht nur mit dem reinsten Vergnügen gelesen, sondern es dabey auch tief empfunden hat, welch' eine glückliche und ehrenwerthe Lage die Lage eines Pre-

digers auf dem Lande ist, wenn er seiner Gemeinde ganz Der ist, der er ihr als Rathgeber und Freund, als Lehrer und Vorbild im Guten seyn kann und seyn soll. Um eine Probe von dem Vortrage des Vfs. zu geben, hebt Rec. eine Stelle aus der 2ten Predigt aus; nicht etwa, als ob er sie zu den gelungensten Stellen zählte, nur weil sie Eine der sehr Wenigen ist, mit denen er, nach seiner Ansicht, nicht ganz zufrieden seyn darf. „Die Liebe allein bringt den Himmel und seinen Frieden, die Seligkeit, in das Innere des Menschen. Wer zu ihr gekommen ist, der trägt Gott, die Welt und die Menschheit im Herzen.“ (Dichterisch schön; ob aber auch dem Kanzelvortrage angemessen?) „Das Gute ist ihm zur Natur, zur Gewohnheit geworden.“ (psychologisch wahr; bleibt aber das Moralischgute noch dass, wenn es aus Gewohnheit geschieht, wenn es zur andern Natur geworden ist?) „Der Kampf mit dem Sinnlichen und Irdischen hat aufgehört“ (*marcet sine adversario virtus!*), „der Mensch hat es zum seligen Leben in sich selbst gebracht“ (moralisch richtig, aber doch wohl für die Mehrzahl der Zuhörer dunkel), er hat die Welt überwunden u. s. w.“ *Weil er Gott im Herzen hat, so ist auch der Himmel darin, denn Gott ist, wo der Himmel, und der Himmel, wo Gott ist.*“ Aussprüche, wie sie jetzt von manchen Schriftstellern geschehen, die aber etwas pantheistisch klingen, und in der Predigt gebraucht, vor einer gesunden Homiletik schwerlich die Probe bestehen.) Doch nur sehr selten stieß Rec. auf einzelne Darstellungen, die ihn, wie diese, an sich zwar nicht ganz zusagten, mit deren Hauptgedanken er aber gleichwohl völlig übereinstimmte, und die nichts von den guten Eindrücken schwächten, welche das Ganze dieser vortrefflichen Predigten auf ihn machte. — Die Erste ist des Vfs. Predigt zum Abschiede von den Gemeinden zu Nieder-Möllrich und Lohre, gehalten am 2. May 1824. über Johan. 14, 27. und hat zur Ueberschrift „*Mein herzlichstes Lebewohl.*“ Mit der Zweyten eröffnete Hr. G. seinen neuen Wirkungskreis zu Homberg in Hessen am 9. May 1824. sie hat zum Texte Philip. 1, 9. und zum Thema „*Mein höchster Wunsch bey dem Antritte n. eines Amtes.*“ Von der Dritten, am 16. May d. J. gehaltenen, heißt es in dem Vorworte, sie sey eine Begleiterin der beiden vorhergehenden, weil eine gleiche Gemüthsstimmung, wie bey diesen, sie hervorgebracht habe. Ueber Johan. 7, 33. wird auf die „*Wahrheit und Wichtigkeit des Gedankens, daß wir nur noch eine kleine Zeit bey unsern Nebenmenschen sind*“ aufmerksam gemacht. Eine äußerst herzliche Rede am Grabe des Hrn. T. K. Schirmer, des Vfs. einzigen Collegen, gehalten am 2ten Pfingsttage, d. 7. Jun. d. J., macht den Beschluß. Irrt Rec. nicht, so ist es dessen hinterlassene, zahlreiche, hülfsbedürftige Familie, zu deren Besten, nach dem Titel, die kleine Predigtammlung verkauft wird. Möchte sie einen desto reicheren Abatz finden und der brave Vf. seinen edlen Zweck bey der Herausgabe in desto höherem Grade erreichen!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

August 1824.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Barth: *Vorbereitungen zur höheren Analysis* von Heinr. Wilh. Brandes, Professor an der Universität zu Breslau.

Auch unter dem Titel:

Der polynomische Lehrsatz und solche Anwendungen desselben, zum ersten Unterrichte für Anfänger dargestellt. 1820. XII und 178 S. 8.

Dieses Lehrbuch der sogenannten Analysis endlicher Größen enthält eine kurze Zusammenstellung der Hauptlehren dieser Wissenschaft in guter Ordnung und fasslichem Vortrage, so daß Rec. von sich nicht sagen kann, daß er das Buch, wie der Vf. in der Vorrede sich ausdrückt, schimpfend über schlechte Kost, aus der Hand gelegt habe. Es ist für die ersten Anfänger geschrieben und für diese brauchbar. Der schon gewandte Analytiker wird nichts Neues von Bedeutung aus ihm lernen, welches aber auch nicht seine Bestimmung seyn soll. Auch glaubt Rec., daß selbst für den Anfänger, welcher die Wissenschaft um ihrer selbst willen studirt, schon eine strengere und allgemeinere Darstellung mancher wichtiger Lehren, als in dem Buche gegeben wird, nöthig ist, wohin wir z. B. den Beweis des binomischen Lehrsatzes in größter Allgemeinheit rechnen, bey welchem das Gesetz nur bis zum siebenten Gliede bewiesen wird, ohne durch die bekannte Schlußart von dem n ten auf das $(n+1)$ te Glied seine allgemeine Gültigkeit zu rechtfertigen. Besonders brauchbar halten wir das Buch für wissenschaftliche Practiker und solche Anfänger, welche Mathematik für irgend einen practischen Zweck hören und studiren, denn diese werden in dem Buche gerade den Umfang von Sätzen antreffen, von denen sie in ihrem künftigen Berufe die meisten Anwendungen zu machen Gelegenheit haben werden, und für sie ist auch die Darstellung streng genug. Wir können es daher höhern militärischen Lehranstalten, Bauakademien u. s. w. empfehlen, und glauben, daß es den hier zu erreichenden Zweck besser erfüllen wird, als manche andere Lehrbücher, wie z. B. selbst der erste Theil des sonst vortrefflichen Pasquich'schen Lehrbuches, welches auf Anstalten dieser Art, namentlich im preussischen Staate, nicht selten gebraucht wird.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Um die Leser in den Stand zu setzen, selbst einigermaßen zu urtheilen, geben wir eine kurze Uebersicht des Inhalts, mit nur wenigen Bemerkungen. In der ersten Abtheilung — Untersuchungen, die als Einleitung zu dem polynomischen Lehrsatz dienen — geht der Vf. von den figurirten Zahlen aus, kommt dann zu den arithmetischen Reihen höherer Ordnungen überhaupt, von welchen jene ein besonderer Fall waren, und giebt hierbey zugleich einige Bemerkungen über das Interpoliren, welche dankend aufzunehmen sind, da sich sehr mit Unrecht in keinem der gewöhnlichen Lehrbücher über diese, auch practisch wichtige, Theorie etwas findet. Hierauf folgen die Elemente der Combinationslehre mit Anwendungen auf die Zerfällung der ganzen Zahlen. Auf die Hindenburgische oder irgend eine andere combinatorische Charakteristik ist, in einem Lehrbuche für erste Anfänger, nicht mit Unrecht, nicht Rücksicht genommen. Nur erst in dem zweyten Abschnitte der zweyten Abtheilung kommt etwas Weniges hierüber vor. Der Vf. giebt den von Thibaut gebrauchten Zeichen den Vorzug. Bey den Variationen betrachtet er nur die sogenannten Variationen mehrerer Reihen von Elementen; doch hätte auch Einiges über den eigentlichen Begriff der Variationen — Combinationen mit Permutationen — gesagt werden sollen. — In der zweyten Abtheilung — Darstellung des polynomischen Lehrsatzes — kommen im ersten Abschnitte die bekannten Sätze über die Multiplication mehrerer binomischer und polynomischer Factoren, und zugleich ein Beweis des binomischen Lehrsatzes für positive ganze Exponenten, mittelst der Combinationen ohne Wiederholungen, vor. t hätte aus §. 88. die ganze Exponenten Wiederholungen ersten Abschnitt eine Anzahl der Zerlegungen Zahlen, nach I. Cap. XVI. Im 10 und polynomische Lehrsatz für positive ganze Exponenten, ersterer hier mit Hülfe der Permutationen, letzterer für die verschiedenen Formen des Polynomiums auf bekannte Art bewiesen. Im dritten Abschnitte der binomische und polynomische Lehrsatz für negative und gebrochene Exponenten, ersterer im ersten Falle wie in Michelsens Briefen über die Buchstabenrechnung und Algebra. Berlin. 1786. oder dessen Anfangs-

A (5)

Anfangsgründen der Buchstabenrechnung, das J. 1788. im andern Falle wie in *Thibaut's Grundsatz der allgemeinen Arithmetik oder Analysis*. Göt. 1809. bewiesen. Aus dem binomischen Satze wird dann die Gültigkeit des polynomischen für alle Arten von Exponenten auf bekanntem Wege abgeleitet. Die *dritte Abtheilung* — Anwendungen des polynomischen Lehrsatzes — enthält die Reversion der Reihen, die Entwicklung der Exponentialgrößen und Logarithmen so wie auch der trigonometrischen Größen in Reihen, trigonometrische Ausdrücke mit Exponentialgrößen mit imaginären Exponenten, die bekannten goniometrischen Formeln für $\cos. n\phi$ und $\sin. n\phi$, und zuletzt einige Lehrsätze aus der Theorie der Gleichungen, worunter in §. 172. auch der *newtonische Satz* vorkommt.

Schließlich erlaubt sich Rec. noch zwey Bemerkungen. Die erste betrifft den Titel des Buches: *Vorbereitungen zur höheren Analysis*. Rec. glaubt nämlich, daß sich der Umfang solcher Vorbereitungen, was den rein arithmetischen Theil der höhern Analyse betrifft, ziemlich genau bestimmen läßt. Diese Vorbereitungen bestehen nämlich, wie es uns dünkt, in einem ausführlichen Beweise des Satzes, daß jede Function sich in eine nach den positiven ganzen Potenzen ihrer veränderlichen Größe fortschreitende Reihe entwickeln läßt. Ein völlig strenger, allgemeiner, und deutlicher, bloß auf den Begriff der Function gegründeter Beweis dieses wichtigen Satzes ist nach des Rec. Meinung, ungeachtet der Bemühungen berühmter Mathematiker, noch nicht gegeben, und der Satz muß daher immer noch für jede besondere Art der in der Analysis vorkommenden Functionen einzeln bewiesen werden, daher auch mehrere Schriftsteller, z. B. *Lacroix* in seinem *Traité complet du calcul différentiel etc.*, ihren Lehrbüchern der Differentialrechnung Einleitungen über die Entwicklung der Functionen in Reihen, vorausgeschickt haben. Rec. wünscht, daß der Vf. in seinem Lehrbuche, als Vorbereitung zur höhern Analysis, auf den genannten Satz bey der Entwicklung jeder einzelnen Art der Functionen besonders Rücksicht genommen hätte. Unsere zweyte Bemerkung betrifft den Vortrag, auch der Lehren der analytischen Wissenschaft, unter den Titeln: *Lehrsatz, Aufgabe, Zusatz* u. s. w. Der Vf. giebt dieser Methode in der Vorrede vor dem in französischen Schriften gewöhnlichen fortlaufenden Vortrage den Vorzug, und Rec. stimmt ihm hierin ganz bey. Nur ist er der Meinung, daß auch hierin ein Mittelweg einzuschlagen sey, und daß Formeln, welche durchaus nur unmittelbares Ergebniss einer analytischen Rechnung sind, nicht zu Anfang in einer Auflösung, die dann bewiesen wird, sondern bloß am Ende der Auflösung aufzustellen seyen. Der Vf. thut Ersteres z. B. §. 124. mit den acht ersten ziemlich zusammengefügten Coefficienten der umgekehrten Reihe auf ein und einer halben Seite. Alle diese Formeln kommen aber natürlich im Lau-

fe des Beweises noch einmal vor, und man muß also Etwas doppelt lesen, was nur einmal zu lesen nöthig wäre. Besser wäre es auf jeden Fall, die in der Auflösung gefundenen Formeln, anstatt am Anfange, am Ende der Auflösung zur Recapitulation nochmals zusammen zu stellen, denn dann lassen sie sich weit leichter lesen, als am Anfange.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALBERSTADT, gedr. b. Delius: *Halberstädtische Blätter*, eine Wochenschrift für das Jahr 1823, herausgegeben von Dr. *Christian Friedrich Bernhard Augustin*, Domprediger zu Halberstadt. Zwey Bände oder 52 Stücke. 420 und 424 S. 8. mit 2 Titelbildnissen in Steindruck. (1 Thlr. 8 Gr.)

Schon im J. 1785 fing die damals neu gestiftete, späterhin unter der westphälischen Regierung wieder aufgelöste literarische Gesellschaft zu Halberstadt an, eine Wochenschrift mit dem Titel: *Halberstädtische gemeinnützige Blätter* herauszugeben, die unter mehrmals veränderten Namen bis zum Schlusse des J. 1810 fortgeführt wurde, und sich besonders in ihrer frühern Periode eines zahlreichen Leserkreises, vornehmlich zu Halberstadt und dessen Umgegend, aber zum Theil auch in weiterer Entfernung, erfreute. (S. A. L. Z. 1807. Erg. Bl. Nr. 145.) Hr. Dompred. *Augustin*, welcher die Redaction dieser Zeitschrift in den letzten zehn Jahren besorgt hatte, beschloß sie in etwas veränderter Gestalt wieder ins Leben zu rufen, so daß ihr Inhalt sich zunächst auf die Stadt und das ehemalige Fürstenthum Halberstadt beziehen sollte, was bey der frühern Wochenschrift nur theilweise der Fall gewesen war. Bekanntlich haben ähnliche Repertoria über einzelne Provinzen, in frühern Zeiten zumahl, eine lange Dauer erlebt und es bestehen deren noch jetzt in Schlesien, Westphalen u. a. O. Die gegenwärtige Unternehmung aber fand nur in der Stadt Halberstadt selbst eine einigermaßen bedeutende Unterstützung, die Theilnahme der nähern und fernern Umgebungen war sehr gering, welches, abgesehen von der Concurrenz einiger andern Blätter, wohl vornehmlich dem durch zahlreiche Unterhaltungsschriften verwöhnten Geschmack des großen Publikums und vielleicht selbst einer verminderten Theilnahme an dem Vaterländischen zuzurechnen ist. Letztere möchte sich ihrer Seits wiederum aus dem immer mehr zunehmenden Herumwerfen der Menschen in der Welt erklären lassen, in Folge dessen sich an jedem Orte eine verhältnißmäfsig große Anzahl von Fremden findet, die den Ort und seine Geschichte gewöhnlich mit geringerer Liebe als die Eingebornen umfassen. Wenn nun gleich dieser Wochenschrift bey dem reichlich vorhandenen und zweckmäfsig benutzten Stoffe eine längere Dauer zu wünschen gewesen wäre, so ist doch das in dem vorliegenden *einzigen* Jahrgange gelieferte schon dankens-

dankenswerth genug. Manche der hier vorkommenden Aufsätze sind selbst für das grössere Publikum nicht ohne Interesse, wie sich aus folgender Uebersicht der bedeutenderen ergeben wird.

Erster Band. Uebersicht der bisherigen halberstädtischen Zeitschriften, vom Herausgeber. Ein verhältnissmässig wohl zu ausführlicher Aufsatz. Die meisten der 14 frühern halberstädtischen Zeitschriften sind ohne bedeutenden Gehalt, selbst der hier allzu günstig beurtheilte *Polyhistorische Zweck und Bestimmung der Halberstädtischen Blätter*, vom Herausgeber: Dieser Aufsatz beweist, dass der Herausgeber die Schwierigkeit des Unternehmens unter den obwaltenden Umständen vorherzusehen. *Ehrendgedächtniss des Konfistorialraths Dr. Hermes zu Quedlinburg*, vom Superint. Dr. Frisch dafelbst. Von allgemeinem Interesse. *Das Pfortenhaus* (eine sehr alte, milde Stiftung zu Halberstadt) vom Herausgeber. *Ausführlich*, und belehrend. *Beiträge zur Lebensgeschichte der Gräfin Maria Aurora von Königsmark, Pröbstin des Stifts Quedlinburg*, von Frisch. Sie betreffen zunächst ihre Verhältnisse zu Quedlinburg, sind aus den Acten geschöpft, und um so schätzbarer, da die Lebensbeschreibung der Aurora im hallischen Biographen (*zweyten Bandes zweytes Heft*) vom verstorbenen Professor Voß voll Unrichtigkeiten ist, welche das Conversationslexicon grossentheils wiederholt hat. *Nachrichten von dem halberstädtischen Erbmarschallamt*, vom Kriminalrichter Schlemm. *Schicksale des Burchardiklosters* (vor Halberstadt) *im dreissigjährigen Kriege*, vom Herausgeber. Ein Beitrag zur Geschichte der Verfolgung der Katholiken durch die Protestanten. *Ehrendgedächtniss des Feldmarschalls Friedrich Ferdinand Heinrich Emilien Grafen Kleist von Nollendorf*, vom Herausgeber. Einer der interessantesten Beiträge. Der verdiente Feldherr hegte eine Vorliebe für das Halberstädtische und hatte die ihm durch ein Kabinettschreiben vom 3ten Juny 1814 zugesicherte Dotation auf seinen ausdrücklichen Wunsch, in zwey halberstädtischen Domainenämtern (Stötterlingenburg und Wülperode) erhalten. Er erscheint hier besonders auch als ein warmer Freund der Kirchen und Schulen, der die Pflichten eines Patrons derselben sorgsam übte. *Jämmerliches Ende des letzten Besitzers der Grafenschaft Reinstein* (Regenstein), *Grafen Joh. Erasmus von Tattenbach, nebst einigen urkundlichen Nachweisungen über diese Grafenschaft*, vom Prediger Christian Niemeyer. *Ehrendgedächtniss des verstorbenen Predigers und Rectors der Martinschule Dr. Christian Gottfried Wilhelm Lehmann*, vom Herausgeber. Der Verstorbene ist auch als Schriftsteller nicht unbekannt, war aber weit mehr noch als Mensch ausgezeichnet.

Zweyter Band. Die vormaligen Heilquellen zu Hornhausen, vom Herausgeber. Sehr interessant, besonders durch den Contrast der ehemaligen glänzenden Berühmtheit mit der jetzigen völligen Verges-

senheit, ja Nicht-Existenz dieser zwey starke Meilen von Halberstadt entfernt gelegenen Heilquellen. *Geschichte des Streits des Bischofs Albrecht von Halberstadt, besonders mit den Grafen Bernhard und Albert von Regenstein über die Schutzherrschaft von Quedlinburg*, von Frisch. Aus den Urkunden und ältesten Nachrichten geschöpft und daher von den bisherigen Erzählungen dieser Vorgänge zum Theil abweichend. *Nachrichten von dem früh verstorbenen postulirten Bischof Rudolph III. von Halberstadt*, vom Registrator Niemann. *Uebersicht der bisher zu Quedlinburg, Aschersleben und Wernigerode erschienenen Zeitschriften*, vom Herausgeber. Ihrer sind zusammen nicht halb so viel als die zu Halberstadt erschienenen, und sie sind meistens noch weniger bedeutend. *Merkwürdige Entdeckung einer altdeutschen Opferstätte* (nahe bey Halberstadt) vom Herausgeber. Wichtig. Der Vf. hat seitdem noch sehr bedeutende Entdeckungen dieser Art in der Umgegend Halberstadt gemacht, deren Beschreibung in einer eigenen Schrift zu erwarten ist. *Beitrag zur mittlern Geographie der Gegend von Halberstadt und Quedlinburg*, von Frisch. *Ueber den Ursprung und die zweckmässigste Wahl der Taufnamen*, vom Herausgeber. Sehr ausführlich. *Bemerkungen über die Bodesche Karte vom vormaligen Bisthum Halberstadt*, von Schlemm. *Das Schloss zu Gröningen* (eine Meile von Halberstadt) *und von Wurmb's Project einer in demselben zu errichtenden Frauenzimmeracademie*, von Niemann. Das Project blieb unausgeführt und das Schloss ist jetzt durch einen gewinnlüchtigen Speculanten zerstört. *Johann von der Asseburg, ein Vaterlandsfreund*, von Chr. Niemeyer. *Die halberstädtische Judenschaft*, von Schlemm. *Die Juden in Quedlinburg*, von Frisch. *Diplomatische Nachrichten von der Kapelle bey Schwanebeck* (eine Meile von Halberstadt) vom Pred. Dr. Kunze (Vf. des Heldengedichts: Heinrich der Löwe.) *Ueber die Hunnenschlacht am Elbe*, vom Pred. Ballenstedt (Vf. der Schrift über die Urwelt), nebst einer Gegenerklärung, von Schlemm. Dieser Gegenstand ist nach dem Aufhören der halberstädtischen Blätter in den gleichzeitig zu Halberstadt erscheinenden *Mittheilungen* (ebenfalls eine Wochenschrift) nochmals zur Sprache gekommen. Ein doppeltes Register macht den Beschluss jedes Bandes, und dem zweyten ist auch das Verzeichniss der Leser oder vielmehr Subscribenten angehängt, unter denen sich nicht wenige Handwerker und Leute von ähnlichem Stande zu Halberstadt befinden.

Der Preis von 1 Thlr. 8 Gr. für mehr denn 32 Bogen, ist sehr billig; es ist derselbe, der für die letzten Jahrgänge der frühern Wochenschrift angesetzt war. Dabey aber ist das Aeusserere der gegenwärtigen noch besser, namentlich das Format grösser, auch ist, was seiner frühern fehlte, jedem Bande das Bildniss eines verdienten Halberstädters in Steindruck beygegeben, nämlich das Bildniss des Dicht.

Dichters und Volkschriftstellers Eichholz dem ersten, und das des Consistorialraths und Rector Fischer dem zweyten Bande.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG, gedr. b. Vieweg: (Zum Besten der Armen) *Georg Christian Bartels Religionsvorträge bey seiner Amtsveränderung.* 48 S. gr. 8. und 8 S. Titel und Dedikation.

Der Vf., bisher Pred. zu Schlieftedt und Warle, bekannt durch seine wohlgerathenen Homilien (1817 und 1821) und durch seine neuerdings (1824) erschienene „specielle Homiletik“, ward auf die Pfarre zu Querum, in der Parochie Riddagshausen versetzt, und dieser seiner Amtsveränderung verdanken wir diese Vorträge, die einen sehr ehrenvollen Platz auf dem Gebiete der homiletischen Literatur einnehmen. Es sind ihrer 4 an der Zahl, an 4 auf einander folgenden Sonntagen Tr. 20 – 23 gehalten, nämlich: der erste unter dem Titel einer „Amtpredigt“ über Matth. 22, 1 – 14., in der Hauptkirche zu Wolfenbüttel; der andre zu Schlieftedt und Warle über Kol. 1, 9 – 12. zum Abschiede; der dritte vor der Einführung in der Klosterkirche zu Riddagshausen über Matth. 18, 23 – 25; der vierten endlich zum Antritt ebendasselbst über Röm. 14, 17 – 19. Sie empfehlen sich sämmtlich durch gediegene Kürze (keine füllt über 10 nicht sehr eng gedruckte Seiten), durch die edelste Einfachheit, durch lichtvolle Darstellung und durch ein sanft erwärmendes Feuer der Beredsamkeit. Insbesondere verdient die 2te Predigt als Muster eines Textgemäßen Vortrags ausgezeichnet zu werden. Ueber Kol. 1, 9 – 12. lautet das einfache Thema: „*meine letzten Wünsche für euch*“ 1) daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntniß d. göttl. Willens in allerley geistl. Weisheit und Verstand; 2) daß ihr wandelt würdiglich, dem Herrn zu allem Gefallen, und fruchtbar seyd in allen guten Werken; 3) daß ihr gestärket werdet mit aller Kraft, nach seiner herrlichen Macht in aller Geduld und Langmüthigkeit mit Freuden; 4) und dankset dem Vater, der euch tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht. — Wenn dem Vf. die Wahl des Textes zur Predigt vor der Einführung frey stand, so sehen wir nicht ein, warum er nicht lieber die Pericope für dasmal bey Seite legte. War er aber an die Pericope gebunden, so hätte sich wohl noch ein anderes Thema, als das behandelte: „*von der Bereitwilligkeit, mit unsern Beleidigern uns zu versöhnen*“, das wenig zur Feyerlichkeit zu passen scheint, oder es hätte sich wenigstens eine andre Stellung eben dieses Hauptplatzes finden lassen. Soll

Rec. seine unmaßgebliche Meinung sagen, so würde er etwa das Thema so ausgedrückt haben: *wie sehr uns das Christenthum die Pflicht der Versöhnlichkeit erleichtere*, wo es Veranlassung gegeben haben würde, auch von dieser Seite den Segen des christlichen Lehramtes ins Licht zu stellen; oder noch specieller: *wie ehrwürdig dem christl. Religionslehrer sein Amt durch den Gedanken werde, daß er berufen sey, Beförderer des Friedens und der Einigkeit unter seinen Brüdern zu seyn*. Dabey wären auch alle die Entschuldigungen weggefallen, zu welchen sich der Vf. im Eingange über die Wahl seines Themas genöthiget sahe. Vorzüglich gelungen ist die letzte, die eigentliche Antrittspredigt die über Röm. 14, 17 ff. abermals sehr textgemäß und den Text erschöpfend von dem segensreichen Verein christlicher Religionslehrer mit christlichen Gemeinden im Reiche Gottes handelt, und 1) zeigt, wie der Endzweck dieses Vereins gemeinschaftlich erreicht werden könne; 2) warum auf diese Erreichung aller Eifer zu verwenden sey. Nur, wenn wir kritteln wollten, ließe sich sagen, daß in dieser Disposition das im Thema angekündigte „Segensreiche“ des Vereins doch nicht deutlich genug hervortrete. Doch der Kritteley entlagend theilen wir vielmehr mit dem würdigen Vf. die Gefühle, die sich seiner bey dieser Predigt bemächtigen mußten, da er mit ihr seinen neuen Wirkungskreis an eben derselben Stätte eröffnete, an welcher sein ehrwürdiger Vater einst so verdienster Arbeiter am Werke des Herrn war, da er diesen Vortrag in Gegenwart dieses hochverdienten, im hohen Alter noch kräftig wirkenden Greises hielt und nur auf dessen Vorbild hindeuten durfte, um für sein neues Amt sich zu begeistern. Wie theuer ihm dieses Vorbild sey, spricht sich auch in der Zueignungsschrift aus, mit welcher er dem theuern Vater diese Predigten zu dessen 50jährigen Amts-Jubelfeyer übergab. Wir können nicht umhin am Schluss dieser Anzeige einem solchen Vater zu einem solchen Sohne und einem solchen Sohne zu solchem Vater Glück, und beiden zur fortgesetzten Wirkksamkeit Segen vom oben zu wünschen.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, bey Amelang: *Andachtsbuch für gebildete Christen* von Dr. C. W. Spieker. Vierte verbesserte Auflage. Erster Theil. XXIV und 396 S. mit 1 Kpfr. und einer Titel-Vignette. Zweyter Theil. VIII. und 414 S. mit 1 Kpfr. und 1 Titel-Vignette. 1824. 8. (Geheftet, mit grauem Umschlage 2 Thlr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1817. Nr. 85.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ZÜLLICHAU U. FREYSTADT, b. Darnmann: *Grundsätze der Forstwirtschaft* — von Dr. W. Pfeil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zweyte Hauptabtheilung (S. 405 — 527) handelt von der *Forstausgabe* in eben dem practischen Geiste, in welchem das ganze Werk geschrieben ist. Sie zerfällt in folgende Kapitel; 1) von der Befoldung der Forstbeamten; 2) von den Forsteinrichtungskosten (für Vermessungen und Schätzungen, Anfertigung von Forstkarten u. s. w.); 3) von den Forstbesserungs- und Erhaltungsgeldern; 4) Von den Holzzugutemachungs- und Transportkosten; 5) Von den allgemeinen Ausgaben, als Schreib-Kommissions-Bildungskosten der Forstbedienten etc.

S. 528 — 706 begreift das zweyte Hauptstück oder die Forstverwaltungskunde, worunter die Kenntniß desjenigen verstanden wird, was dazu nöthig ist, um gegen die Anstellung untauglicher Beamten gesichert zu seyn, die Form der Verwaltung zu ordnen, jedem Forstbeamten den passenden und bestimmt bezeichnenden Wirkungskreis anzuweisen und die Beaufsichtigung derselben vollständig herzustellen, so daß Niemand seine Pflichten zu verletzen im Stande ist.

Ob nicht die Verwaltung schon dadurch allein mehr vereinfacht und vervollkommenet werden würde, wenn sie von der Finanzbehörde getrennt und nur unter die allgemeine Aufsicht der ersteren gesetzt würde, als wenn man die Oberbehörden derselben zu Bestandtheilen der Regierung macht, hätten wir wohl gewünscht vom Vf. ausführlich erörtert zu sehen. — Die ganze Technik muß von der verwaltemden Forstbehörde abhängen, und diese für die bestmögliche Art derselben, der Finanzbehörde verantwortlich seyn. Letztere hat sich weiter nicht hineinzuweisen, als daß sie ihr die Richtung im Allgemeinen anweist, welche sie zu nehmen hat, und daß sie dieselbe ihrer Kritik und Controlle unterwirft, in welcher Beziehung daher die Direction der Forstverwaltung der Finanzbehörde stets unterworfen und verantwortlich bleibt, auch letztere solche Kenntnisse in sich schliessen muß, wodurch sie nicht nur die staatswirthschaftliche Ansicht der Forsten erhält, sondern auch die Zweckmäßigkeit und

Vollkommenheit der ihr vorgelegten Technik benutzen kann. Für die Staatsbehörde gehört keine Betreibung eines Gewerbes. — Ist aber der Staat so eingerichtet, daß er sein Einkommen dennoch aus der Selbstbetreibung gewisser Gewerbe zieht; so scheint es doch besser, diejenigen, welchen er die Betreibung derselben aufträgt, in die Stellung zu bringen, daß sie als seine Instrumente und Verwalter erscheinen, denen er befehlen kann, wie sie diesen Betrieb nach allgemeinen Staatsansichten einrichten sollen, als daß diese Verwalter und Gewerbsleute als unmittelbare Staatsbeamte zugelassen werden.

In dieser Verwaltungslehre handelt der Vf. 1) von der Wahl und Prüfung der Forstbeamten; 2) Von der Beziehung in welcher die Forstverwaltung zu den übrigen Verwaltungszweigen steht, ihrer nothwendigen Selbstständigkeit und unvermeidlichen Unterordnung unter die Centralstellen der ganzen Staatsverwaltung; 3) Von dem zweckmäßigen Wirkungskreise der verschiedenen Forstbehörden; 4) Von der Controlle oder der Beaufsichtigung. Im zweyten Abschnitte wird zwar das Verhältniß der Forstbehörden ziemlich so bestimmt, wie es die Absonderung des Forstgewerbbetriebes von der Anordnung derselben durch die Staatsbehörde bedarf. Aber daß die Forstbehörde nicht ein Glied der Finanzbehörde ausmachen solle, ist dabey nicht genau bestimmt. Und doch rührt ein großer Theil der Mißbräuche der Forstbehörden bloß daher, daß sie die Verantwortlichkeit ihrer technischen Maasregeln von sich auf ein Collegium oder eine Person (den Finanzminister) schieben können, die von ihrem Fache oft richtig bemerkt, aber ein anderes Verhältniß als die bloße wie etwa Bauten, die eine Behörde, f. selbst ganz in ein ganzes Forstbehördenrechtet wird, aufgetragenen und welche die nöthigen Kenntnisse in sich schließt, aber sie mit staatswissenschaftlichen verbindet, die Techniker aus höheren Rücksichten leitet und beurtheilt. Einer solchen Behörde Mitglied kann kein bloß technischer Forstwirth seyn. Nur staatswissenschaftlich gebildete Männer können darin Sitz erhalten, und es muß einer oder einige unter ihnen seyn, welche technische Forstkenntnisse in solchem Grade besitzen, daß sie im Stande sind, alle Vorschläge und jedes Verfahren der

der Techniker nach staatswissenschaftlichen Begriffen zu beurtheilen.

Hierbey scheint eine Centralförststelle für die technische Administration der Staatswäldungen gänzlich überflüssig zu werden. Denn eine solche kann für die Technik der Forstwirtschaft in den einzelnen Provinzen nichts entscheiden. Vielmehr wird in jedem Administrationsbezirke eine Forstbehörde hinreichend seyn, so weit sie für die Bewirthschaftung der Wälder desselben nöthig ist. Für manchen Regierungsbezirk wird ein einziger Oberförster hinreichend seyn, den ganzen Wald desselben zu bewirthschaften, für einen andern ist vielleicht eine besondere Forstdirectionsbehörde nöthig. Alle Forstbehörden eines Regierungsbezirks werden aber unter der Regierung oder Staatsadministrationsbehörde ihres Bezirks stehen, und von ihr beordert und controllirt werden. Letztere empfangen ihre Anweisungen und Grundsätze für die Aufsicht und Verwaltung der Forsten von der obersten Central-Verwaltungsbehörde. Im Grunde stimmt dieser Vorschlag mit der Idee des Vfs. zusammen. Was der Vf. der Forst-Centralfstelle zueignet, kann füglich theils den allgemeinen Administrationsbehörden, theils den Provinzial-Forstdirectionen überlassen werden.

Von der Jagdkunde giebt der Anhang nur eine kurze Uebersicht. Sie macht eigentlich einen heterogenen Theil der Forstkunde aus, weil ihr Gegenstand ein ganz anderer ist als die Holzbenutzung, sie gehört der Forstwissenschaft nur in so fern an; als das Wild auch einen Bestandtheil der Wälder ausmacht, und daher, am füglichsten von den Verwaltern bewirthschaftet wird. Eine ausführliche Jagdkunde hat sich das Publicum vielleicht von einer künftigen Arbeit des Vfs. zu versprechen. Hier werden bloß die allgemeinen Grundsätze und die Rubriken, welche in einer Jagdwissenschaft vorkommen müssen, angedeutet.

Der Vf. spricht hier so wie in dem ganzen Werke, als ein mit seinem Gegenstande völlig vertrauter Kenner, und betrachtet seine Materie sämmtlich aus dem höheren Standpunkte der in den neuern Zeiten ausgebildeten Forstwirtschaft. Rec. stattet die vielen B. gewährt hat then fleißig Wird die V durch Vernunftsätze und Folgerungen, welche die vielen falschen Begriffe und Vorurtheile, welche noch in der Forstadministration herrschen, und mit eingebildeter Weisheit den größten Schaden hervorbringen, nach und nach weichen, und endlich der wahre Nutzen der Regierung und des Volks nach besseren und aufgeklärteren Einsichten auch in diesem wichtigen Theile der Staatswirtschaft mehr werde befördert werden.

THEOLOGIE.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Kritische Prediger Bibliothek*, herausgegeben von Dr. Johann Friedrich Röhr, Großh. Sachs. Weimar-Oberhofprediger, Oberconsist.- und Kirchenrathe, und Generalsuperintendenten. *Vierter Band. Vier Quartalhefte.* 1823. 744 S. 8. (3 Rthlr.)

Rec. glaubt seiner Recensentenpflicht hinreichend zu entsprechen, wenn er, mit Beziehung auf die Anzeigen der frühern Bände dieser trefflichen Zeitschrift, erklärt, daß vorliegender Band derselben keineswegs jenen nachstehe, sie vielmehr an Mannigfaltigkeit des Interesses noch zu übertreffen schreine. Derselbe Geist gründlicher theologischer Gelehrsamkeit und Sachkenntniß, sowie der Geist einer erleuchteten, auf reine Sittlichkeit gestützten Religiosität und freimüthigen gehaltreichen Kritik, welcher die frühern Bände charakterisirte, spricht sich auch in diesem aufs empfehlungswerthe aus, so daß diese Zeitschrift für Leser von den verschiedensten theologischen Ansichten, insbesondere für Prediger, reichen Stoff zu Belehrung und Beherzigung darbietet. Unter den ausführlicheren Recensionen dieses Bandes verdienen vorzüglich ausgezeichnet zu werden, die über *Lücke's Commentar* über die Schriften des Ev. Johanneß 1ter Thl.; *Gebhard* die letzten Gründe des Rationalismus; *Limmer* Verfolgung in Rußland; *Kieseker* die lichtvolle Behandlung der Religionswahrheiten im Kanzelvortrage; — Betrachtungen und Winke über den religiösen Geist unserer Zeit; — *Wahl*, *Clavis N. T.*; *Niemeyer*, Populäre und praktische Theologie, 6te Aufl.; *Curtat* über Conventikel; — die Warnungsanzeige von *Hering*, *Conspectus theologiae dogmaticae*; — die Rec. von *Schleiermacher*, der christl. Glaube; *Blunt*, Spuren alter Sitten und Gebräuche in dem neuen Italien und Sicilien (ein neuer Beweis für die alte Bemerkung, daß ein großer Theil der Dogmen und des Cultus der römisch-katholischen Kirche seinen ersten Ursprung dem Heidenthume verdankt, welches in den Ländern, wo sich diese Kirche ausbildete, einst herrschend war); *Schrißten* über die preussische neue Agende; (Rec. vermißt hier Berücksichtigung des Umstandes, daß durch Einführung dieser Agende die so wünschenswerthe Union der reformirten und lutherischen Kirchen rückgängig gemacht werde). *Fesler* liturgische Versuche; *Alex. Müller* Kirchenrechtliche Erörterungen; *Funk* Geschichte der neuesten Altonaer Bibelausgabe; *Hansen* wider die Herrnhuter u. s. a. Eben so interessant und zum Theil für die Kirchengeschichte bemerkenswerth ist der Inhalt des „Theologischen Quartalblattes“, aus welchem wir unter anderm folgendes hervorheben: „Joseph der zweyte und seine Briefe.“ Hier findet sich folgende merkwürdige Aeußerung jenes großen Regenten: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Solvency des Geistes un-

unterdrückt, und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheiten eingesetzt werden. — Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt seyn, die ich dafür hege. Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt. — Die Scenen der abcheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden." Wer hätte, nach solchen Aeußerungen, dreißig Jahre später noch solche Gräuelt des Fanatismus und der Intoleranz in den Staaten jenes Monarchen für möglich gehalten, welche eben so wahr als herzerreißend schildert *Greg. von Berzeviczy*, Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn. Leipz. 1822. „Spaniens Möncherey, Schulen." „Fromme Frecheit" eines adligen Apostels des neuen Jerusalems in Pommern. „Neueste Frömmerey in ihrer wahren Gestalt." „Notizen über den Geist der protestantischen Kirche in Rußland." Beytrag zur Charakteristik des von *Limmer* erwähnten apostolischen Missionär Marks." Beyläufig wird das Bild eines andern Missionärs, Namens Sperrschneider, welches dieser von sich selbst aufgestellt hat, berichtigt. „Sonderbare Bekehrung eines christlichen Missionärs." Dieser, Namens Adam, wurde durch einen Indischen Reformator für das unitarische System gewonnen, und predigt jetzt zu Calcutta, von den vorzüglichsten Einwohnern aufgemuntert, in einer von ihnen erbauten Capelle die Lehren der Unitarier. „Württembergisches Predigtwesen." Der sehr fühlbare Mangel an guten Kanzelrednern im Württembergischen hat die dortige Regierung zu sehr zweckmäßigen Maassregeln für die Abhelfung jenes Mangels veranlaßt, namentlich zur Anordnung fleißiger Redübungen auf allen Unterrichtsanstalten, Festsetzung von Predigtpreisen. Uebrigens giebt diese Nachricht von mancherley Betrachtungen Anlaß. So könnte man dabey diejenigen, welche die Kraft und Wirksamkeit aller Religionsvorträge in den *dogmatisch-kirchlichen Inhalt* derselben setzen, fragen: wie es doch wohl zugehe, daß man da, wo, wie im Württembergischen, die Theologie so streng dogmatisch-kirchlich ist, von dieser Kraft und Wirksamkeit nichts verspüre, und den Mangel an guten Kanzelrednern so lebendig empfinde, um besondere Vorkehrungen dagegen zu treffen? An natürlichen Rednergaben fehlt es doch wohl dort den Gliedern des geistlichen Standes und denen, welche für denselben gebildet werden, so wenig als dies in andern Ländern der Fall ist; und wenn sie dessungeachtet so wenig leisten, so scheint gerade der Inhalt ihrer Vorträge, in wie fern er dem Zeitbedürfnisse nicht mehr entspricht, die Schuld davon zu tragen, und nicht ausreichend genug zu seyn, um ihnen Anspruch auf den Namen guter Kanzelredner zu geben. — „Die Jesuiten in Frankreich." Höchst beherzigungswerth für die Freunde dieses antichristlichen Vereins auch in Deutschland." „Notizen über den religiösen und sittlichen Zustand der Griechen auf Morea." „Schreckliches Beyspiel religiöser

Schwärmererey." Die in Folge von religiösen Conventikeln zu Wildenspuh im Canton Zürich verübten Gräueltaten werden hier geschildert. „Maassregeln der Regierung des Cantons Zürich gegen das Conventikelwesen." „Aus einem Schreiben aus Ungarn im May 1823." Der Einfender bestätigt, daß „alle Thatsachen, welche *Berzeviczy* als Belege für seine Behauptung des schweren Religionsdrucks, unter welchem die Protestanten in Ungarn litten, anführt, *buchstäblich wahr*, und ähnliche Beyspiele von Verfolgung und Druck sehr häufig sind." „Die zweyte Generalsynode der evangelischen Kirche in Rheinbaiern." „Abälard, über die neuen Wunderthäter." „Ueber das Missionswesen nach thatfächlichen Berichten und Zeugnissen." Dieser Aufsatz enthält höchst beherzigungswerthe Bemerkungen über das größtentheils ganz zweckwidrige und erfolglose Treiben der sogenannten Missionsgesellschaften und ihrer meisten Sendlinge. „Anzeige und Bitte, die neue protestantische Gemeinde zu Mühlhausen bey Pforzheim in Baden betreffend." Möchte der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift sich demnächst in den Stand gesetzt sehen, einen ausführlichen Bericht mitzutheilen, über die in dem Städtchen Gallneukirchen bey Linz in Oesterreich von 400 gewesenen Katholiken gebildete protestantische Gemeinde, welche selbst durch die eifrigsten Machinationen des neuen Thaumaturgen F. von Hohenlohe-Schillingsfürst nicht zum Rückschritt von der einmal erkannten evangelischen Wahrheit haben verleitet werden können. — „Der neueste Modeprediger in England," ein Prediger *Irving* in London, der zur Schottischen Kirche gehört. „Der Abt und der Rabbi, vom Baron v. Holbach." (Aus Grimm's Correspondenz). „Erklärung zweyer Freunde, die über ein theologisches Object in Widerspruch gekommen waren." „Aus Briefen. Oct. 1823." Eine auffallende Notiz von geistlichen Reden über die Apokalypse zur Erbauung und Bildung der Wittenberger Seminaristen. Dies möge hinreichen, das Interesse für diese ausgezeichnete Zeitschrift aufs neue in Anspruch zu nehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) LEIPZIG, b. Hartmann: *Ritter Elidouc*. Eine altbretannische Sage, von *Friedr. Baron de la Motte Fouqué*. 1822. Erstes Buch 224 S. Zweytes Buch 181 S. Drittes Buch 235 S. 8.
- 2) Ebendaf. b. Ebendef.: *Die Herzogin von Montmorenci*. Ein Roman von *Caroline, Baronin de la Motte Fouqué*, geb. von *Briest*. 1822. Drey Theile 268, 280 u. 276 S. 8.

Das berühmte *Fouquésche* Ehepaar liefert uns hier zwey neue Werke aus dem Gebiete der erzählenden Poesie, die von nicht geringem Umfange sind und Gegenstände haben, welche wohl fähig, das allgemeine Interesse zu erwecken und zu erhalten, auch der dichterischen Bedeutsamkeit nicht ermangeln. Eine Vergleichung zwischen beiden Wer-

Werken anzustellen, möchte aus dem Grunde nicht gut möglich seyn, weil beide in Art und Ton zu verschieden von einander sind; soll aber eigenthümliches poetisches Leben, soll Reichthum und Mannigfaltigkeit der Ideen im Allgemeinen den Maassstab der Beurtheilung abgeben, so müssen wir diesmal den Preis der Gattin des romantischen Sängers zuerkennen. Den Stoff haben übrigens beide aus Frankreich, wenn nicht dem Vaterlande, doch dem Urvaterlande des letztern entnommen.

No. 1. Als Herr von Fouqué vor nicht zu langer Zeit zuerst mit seinem *Zauberringe*, und den darauf folgenden kleinern romantischen Erzählungen, unter welchen vorzüglich Undine sich hervorhebt, vor der deutschen Lesewelt auftrat, da war es hauptsächlich die Frische und Lebendigkeit mit welcher er die Blüthe des Ritterthums und das Volksleben des Mittelalters schilderte, die Gewandheit, mit welcher von ihm das Feld der Sage, besonders der nordischen, bearbeitet wurde, und die Originalität des Gedankens und der Sprache, in welcher sich eine längst verschwundene Zauber- und Wunderwelt aufs neue aufthat, was ihm einen fast allgemeinen Beyfall erwarb, und seinen Schriften eine ungewöhnlich freundliche Aufnahme verschaffte. Jedoch verkannte man auch damals schon eine gewisse Steifheit der Formen, eine gewisse Geziertheit des Ausdrucks nicht, und mußte tadeln, daß das kindlich und naiv seyn sollende oft etwas kindisch und allzu gesucht herauskam. In spätern Werken zeigten sich diese Fehler noch auffallender, und man wollte finden, daß der Dichter, noch mehr aber der große Haufen seiner Nachahmer sich in den Stoffen allzusehr wiederholte, und immer mehr zu dem Manierirten hinneigte, anstatt in der edeln Originalität, welche sich stets von Flecken zu reinigen strebt, zum Vollkommenen fortzuschreiten. Wir müssen dieses Urtheil unbefangener Zeitgenossen in Hinsicht auf den vorliegenden „*Ritter Elidour*“ unterschreiben. Dieselben Vorzüge, dieselben Mängel. Zwar ist diese neue Romandichtung reich an einzelnen anziehenden Schilderungen von Scenen der Natur und des Lebens, so wie an eingestreuten, aus der Tiefe des Herzens oder der Fülle des Lebens gegriffenen Betrachtungen; (B. I. S. 95) zwar führt sie in der edeln Elianour, der zarten Ilisor, dem Brittenkönige, Ambrosius und Everard, mehrere herrliche Gestalten auf; aber wir haben dieselbe doch nur mit einem gewissen Unbehagen gelesen, wovon unstreitig der Grund in der Haltungslosigkeit des Hauptcharakters, in der geringen Motivirung vieler einzelnen Ereignisse, in der Aehnlichkeit mehrerer Auftritte, in dem oft Süßlichen, Spielenden und dabey doch nicht selten Unbeholfenen des Tones liegt. Beispiel von dem letztern ist der Satz: „daß sie auch von den aller schönsten Frauenblicken des schönheitsblühenden

Landes gesehen wurde.“ Ein „hochherrlicher Wunsch“ ist nicht der Wunsch nach etwas Herrlichem. „Das Banner schwellt“ darf man nicht sagen, denn Schwellen ist *Verbum activum*. Die Mehrheit von Schaum „Schäume“ ist ungebräuchlich; eben so zieren den Vortrag weder die alten Ausdrücke: *Massonei*, *tyostiren*, *Aventure*, (das letztere gar im Verse) noch die gemeinen: *zimperlisch*, *mordmäslig*, *muffig*, *prampiren*, *das Pack*. Participien wie: *umbartet*, *eingezänfiet*, sind unstatthaft. Ein sehr verunglücktes Bild zeigt uns der Satz: „das Magdlein bebt, wie im Windhauch der Lampendocht.“ „Ihm fühlen lassen“ soll auf Rechnung des Setzers kommen wie „ihm vorüberjagen.“ aber „des Königs sein ältester Troubadour“ ist ganz undeutlich. Von den vielen eingestreuten Liedern, Liedchen und Sprüchen in *Terzinen* oder *Knüttelform* läßt sich nicht viel Gutes sagen, sie sind voller prosodischer Gebrechen.

No. 2. Fr. von Fouqué fährt ihre Leser in die finstern Zeiten der französischen Religionskriege und unter die Schrecken der Bartholomäusnacht. Sie hat die Geschichte jener Zeit wohl studirt, und bietet in ihrer Herzogin von Montmorenci dem Geschmack der neuern Zeit an historischen Romanen im Geiste des genialen Schottländers eine nicht unwillkommene Nahrung. Sie besitzt eine kräftige und lebendige Einbildungskraft, und gesundes Urtheil, so wie Gewandheit der Rede genug, um derselben die rechte Wirkung zu verschaffen. Das Buch zeichnet sich durch mehrere gelungene Einzelheiten aus. Im Ganzen genommen ist das Historische darin, wie es soll, treu wiedergegeben und besonders der Charakter der Königin Katharina recht treffend geschildert. Nicht dasselbe läßt sich von dem des Königs Karl sagen, und die Verfasserin scheint nicht recht gewußt zu haben, was sie mit ihm anfangen sollte. Die Geschichte zeichnet ihn als einen grausamen und bigotten Schwächling. Hier erscheint er zuweilen voll hellen Verstandes und tiefen Gefühles. Daß er wahnsinnig wird, ist auch nicht historisch. Die Hauptheldin kann darum kein recht lebhaftes Interesse erregen, weil sie fast immer nur leidend, oder geleitet auftritt. Im übrigen haben wir, wie gesagt, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand gelegt; and würden es noch mehr loben können, wenn nicht zu viel Breite und Gedehntheit darin herrschte, und es nicht eine Menge von Nachlässigkeiten der Sprache entstellte, von welchen einige der auffallendsten und am häufigsten vorkommenden hier stehen mögen: „dem Marschalle kennen lernen“, statt den Marshall kennen lehren; „ihm wissen lassen“ statt ihn; „er hieß ihr setzen;“ „es verlangt mir“; „es dünkt mir“; „wenn statt wann;“ „aufs Grade wohl“ statt „aufs Gerathewohl.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ZÖLLICHAU u. FREYSTADT, b. DARMANN: *Grundsätze der Forstwirtschaft* — von Dr. W. Pfell u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wie nun der Staat es anzufangen habe, um das größtmögliche Geldeinkommen aus seinen Forsten bey deren eigner Verwaltung zuziehen, darüber läßt sich der Vf. im zweyten Abschnitt dieser Hauptabtheilung aus. Zuerst wird entwickelt, daß, wie groß der Ertrag eines Forstes sey, nur aus dem reinen Geldeinkommen desselben beurtheilt werden könne. Nicht darauf kömmt es an, wie viel Holz der Staat jährlich gewinne, oder wie viel er davon vorrätzig habe, sondern wie viel er aus seinen Wäldern jährlich Geld lösen kann. Man wird dem Vf. hiergegen mancherley scheinbare Einwendungen machen. Sie werden aber sämmtlich verschwinden und seine Behauptung wird in vollem Lichte der Wahrheit hervorgehen, wenn man erwägt, daß dem Vf. nichts an dem Metalle als im Gelde steckt, gelegen ist, sondern daß er das Geld als das allgemeine Tauschmittel betrachtet. Er hätte eben so gut sagen können: Nicht von der Quantität des Holzes, welches ein Staat durch seine Wirtschaft disponibel macht, hängt die Güte der letzteren ab, sondern davon, daß er seinem disponibeln Holze den möglichst größten Tauschwerth giebt. Denn dadurch wird nicht bloß das Einkommen der Regierung als Waldeigenthümers, sondern auch der Nation im Ganzen vermehrt, weil auch für diese der Ueberfluß seiner natürlichen oder künstlichen Güter um so mehr werth ist, je mehr sie dafür andere ihr nützlichen Dinge eintauschen kann. Das Geld ist nur das Maas, welches den Grund dieses Nutzens anzeigt. Da das Holz so lange es im Boden unbenutzt steht, nur die größere Benutzung desselben hindert; so wird jede Anwendung desselben, wodurch es nutzbar gemacht wird, um so mehr werth seyn und dem Eigenthümer um so mehr einbringen, je größer dieser Nutzen zu Gelde angefohlen ist. Und eben so wird die Nation um so reicher werden, je mehr dem überflüssigen Holzboden andere Producte abewonnen werden können, wofür weit mehr Holz umgetauscht werden kann, als vorher Holz auf demselben wuchs. Nach diesem Princip wird das Holz, den menschlichen Händen allenthalben Platz machen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

müssen, wo diese etwas hervorbringen können, das mehr Holz eintauschen kann, als das daselbst erzeugte im Gelde werth ist, und wo das Holz gesucht wird, da wird es allenthalben hingeschafft oder erbauet werden; so bald man mehr dafür anbietet, als was das Holz da, wo es im Ueberflusse ist, oder wo es erzeugt wird, kostet. Daß unter solchen Bedingungen und beym freyen Spiele des Verkehrs und der Wirksamkeit des Triebes allenthalben das zu schaffen, was bezahlt wird, es nie am Holze fehlen wird, hat der Vf. mit siegenden Gründen gegen alle dagegen herrschende Vorurtheile gezeigt.

Daß nun, um ein solches System bey der Staatsforstwirtschaft anzuwenden, zu allererst eine richtige und genaue Kenntniß von der Forstbenutzung nöthig sey, ist klar. Von dem, was dazu erfordert wird, handelt das erste Kapitel des 2ten Abschnitts. Hierzu ist mehr erforderlich als was man bisher von einem Forstmanne verlangte, der die Bestimmung hat, den Wald zu erhalten, zu pflanzen und die verschiedenen Nutzungen des Holzes zu ordnen. Dieser technische Theil der Forstlehre ist allerdings nothwendig und zur Forstverwaltung unentbehrlich. Man kann ihn die niedrige oder *Elementarforstlehre* nennen. Diese ist bisher gut und fleißig bearbeitet worden. Sie begreift: 1) die Kenntniß, wie Forsten zu erhalten, zu erzeugen, und wozu jedes Waldproduct am besten zu benutzen sey; 2) das technische Verfahren, welches Statt finden muß, um die Gewinnung, die Bereitung und Verwendung der Waldproducte jeder Art aufs vortheilhafteste und sparsamste im reichsten Maasse zu erhalten.

Der Staatsmann und Nationalökonom bedarf dagegen noch einen höheren Grad der Forstkenntnisse. Er verlangt zu wissen: 1) Was gewährt die eine oder andere Art der Benutzung des Forstgrundes für einen *reinen* Ertrag, welchen Einfluss hat die eine oder andere Art der Bewirtschaftung des Holzbodens auf das Nationaleinkommen? 2) Wovon hängt der Preis verschiedener Arten der Walderzeugung ab, und welche Gattung von Producten verdient wegen ihres höheren Preises den Vorzug, wenn die Frage ist, welche unter denselben erzogen werden sollen? 3) wozu werden diese Producte gebraucht, und wie sind dieselben in dem Maasse, in welchem sie das Bedürfnis fodert, am vortheilhaftesten zu erlangen? — Das sind die Probleme für diese höhere staatswirtschaftliche Forstlehre, welche

Y (4) der

der Vf. zum Gegenstande seiner Untersuchung in diesem Abschnitte macht. Er maasst sich nicht an sie gelöst zu haben; er begnügt sich anzudeuten, was noch zu thun ist, um zu deren Lösung zu gelangen, und zeigt, wie viel noch fehle, um zu richtigen Resultaten hierüber zu kommen.

Von dem Grundsätze ausgehend, daß man das nöthige Holz überall bekommen könne, so bald man nur Geld (Tauschmittel) genug hat, es zu bezahlen, und daß in jedem Lande so viel Holz als man nöthig hat, erzeugt werden wird, sobald man es vom Auslande nicht mehr so wohlfeil beziehen kann, als dessen Erzeugung im Lande selbst kostet, wird nun untersucht: 1) wie der Werth der Walderzeugung nach dem Geldeinkommen zu berechnen sey, welches sie gewährt (im 2ten Kapitel). 2) Wie man zur richtigen Erkenntniß dieses Reinertrags der verschiedenen Holzerzeugung gelange, wie der Gebrauchswerth der verschiedenen Holzgattungen zu bestimmen, wie die Erziehungskosten derselben ausfindig zu machen u. s. w. (im 2ten Kap.) Bey diesen Untersuchungen entfaltet der Vf. die ausgebreitetste Bekanntschaft mit der Natur der verschiedenen Holzarten, so weit sie durch die bisherigen Forschungen möglich ist, und bemerkt bey der Gelegenheit, was noch zu thun übrig ist, diese noch mangelhafte Kenntniße zu vervollkommen, um das staatswirthschaftliche Princip den Waldgrund nach seinem höchsten Geldertrag zu benutzen, in Ausführung zu bringen. Man muß wissen, wie viel jeder Baum nach einer bestimmten Frist an Volumen, an Nutzwert u. s. w. enthält, wie viel er binnen der Zeit an Verlust der Grundrente an Kapital und Zinsen, an Zeit, Mühwaltung u. s. w. gekostet hat, um zu urtheilen wie viel Geld man nach dieser Frist für ihn erhalten muß, um für alles dieses durch seinen Preis entschädiget zu werden, und so viel für ihn zu beziehen, als man durch eine andere Industrieart von der Stelle, wo er gewachsen ist, hätte gewinnen können. Wie eine solche Kenntniß zu erlangen sey, darüber giebt das erste Kap. dieses Abschnitts Anweisung.

Was soll aber der Staat mit den Waldproducten, wenn sie erzeugt sind, anfangen, um das größtmögliche Einkommen daraus erziehen oder nach des Vfs. Ausdruck: Wie soll er sie zu gute machen und verwenden? die Beantwortung dieser Frage giebt der dritte Abschnitt (S. 258 — 270). Einige sind der Meinung, daß der Staat die Waldproducte selbst so weit zubereiten müsse, wie sie am geschicktesten in den Handel kommen. Der Vf. zeigt, daß ein solcher Rath in den meisten Fällen schlechte Resultate giebt, und hält es im allgemeinen fürs beste, das Holz in seiner rohen Gestalt zu veräußern, da die Staatswirthschaft um so kostbarer wird, je verwickeltere und zusammengesetztere Geschäfte sie übernimmt und es ein ausgemachter Satz ist, daß sie alle solche Geschäfte schlechter und kostbarer betreibt als der Privatmann. Dieses wird gründlich erörtert §. 31. Der folgende §. zeigt, daß die Staatsbehörde, welche den vortheilhaftesten Anbau des Holzes re-

guliren soll, wohl unterrichtet sey, was aus jeder Holzart gemacht werden könne, wie viel die Kosten der Fabrication betragen und wie hoch der Preis der aus einer Quantität rohen Holzes gefertigten Fabricate sey. Denn nur aus einer solchen Kenntniß wird sich beurtheilen lassen, wie hoch sich der Preis des rohen Holzes jeder Art treiben lasse. Wenn man nun auch hier bloß das nächste Fabricat aus dem rohen Holze versteht: so ist doch auch die Kenntniß hiervon unter den Forstbeamten noch sehr zurück, und der Vf. zeigt, wie nöthig es sey, sie mehr zu cultiviren, vergißt aber auch nicht der Schwierigkeiten zu gedenken, welche der Erwerbung solcher Kenntniße entgegen stehen.

Jede General-Forstverwaltung muß sich in den Besitz der Ergebnisse von allen Untersuchungen setzen, die nöthig sind, um zu übersehen, welche Holzgattungen am theuersten sind und den höchsten, reinen Gewinn geben (Kap. 2. S. 274 u. s. w.) wenn sie auf Einbringung des höchsten Einkommens wirken will. Schon jetzt wird das Nutzholz von dem Brennholze allenthalben gefondert und jedes für sich verkauft. Aber das Nutzholz kann leicht wieder in mehrere Klassen geschieden werden. Schiffbauholz, Stabholz, Böttcherholz u. s. w. Aber die Generalverwaltung muß auch mit den Preisen dieser verschiedenen Gattungen auf deren Märkte bekannt seyn, und muß den *Nettopreis* kennen, den jede Gattung von Holz auf den Märkten giebt, wozu wiederum gehört, daß eine Berechnung über den Kostenpreis jeder Holzart angestellt ist, wobey nicht auszulassen ist, was bey der Erzeugung desselben auf andern Wegen verloren gegangen ist, z. B. ob man nicht, das, was man beym Verkauf der Baumrinden gewinnt, von dem Verkauf des abgeschälten Holzes wieder verliert u. s. w. Wie die Beurtheilung über die verschiedenen Anwendungen der Hölzer selbst, in den angehenden Holzbeamten möglich zu machen und zu erforschen sey, zeigt der 34te §.

Wie die Staatsforstverwaltung ihre Waldproducte am besten zu veräußern habe, untersucht der vierte Abschnitt S. 291 — 330. Man kann diese Formen unter 3 Abtheilungen bringen: 1) Verkauf des Holzes nach bestimmten Taxen a) im Walde und auf den Schlägen; b) in Magazinen und Holzhöfen. 2) Verkauf nach dem Meistgebot a) roh auf dem Stamme in ganzen Schlägen und Partien; b) ausgearbeitet in einzelnen Sortimenten und kleinen Partien; 3) Verkauf aus freyer Hand nach willkürlichen Preisen. Wie diese Materien ausgeführt sind, muß man im Werke selbst nachlesen. Wir wollen uns bloß einige Bemerkungen über die belehrenden Betrachtungen des Vfs. erlauben.

Daß die letztere Art die beste für einen Privatholzwirth sey, muß jeder bald einsehen, daß sie aber der Staat nicht wählen kann, da er sich dadurch ganz in die Hände des Verwalters giebt, scheint eben so evident zu seyn. Dieses ist aber nur ein neuer Beweis, daß der Staat aus seinen Forsten

wie so viel Einkommen ziehen kann als der Privatwirth. Vielleicht könnte der Staat dieses dem Verkäufer dann verstaten, wenn er ihnen den zu verkaufenden Holzstock für den Preis des Meistbietenden oder einer Taxe überläßt, und sich eine Tantie aus dem Ueberschusse des Erlöses aus demselben stipulirte. Die Zeit und die Art der Abholzung müßte dabey bestimmt, Rechnungslegung über den Verkauf nach einer bestimmten Frist zur Pflicht gemacht und übrigens der Verkäufer jede Art der Zugutmachung frey gestellt werden.

Dass der öffentliche Verkauf nach Taxen geschehen müsse, ist gründlich bewiesen, und die Grundsätze, wornach diese Taxen zu machen lehrreich dargestellt. Dass der Verkauf in Magazinen für den Staat nicht passlich sey, und er dabey mehr verliert als gewinnt, wird nicht bloß aus allgemeinen Grundsätzen dargethan, sondern auch aus der Erfahrung durch merkwürdige Beyspiele bewiesen. Brenn- und Nutzholzverkauf für Berlin war sonst ein Monopol, wobey nicht Gewinn, sondern Versorgung der Hauptstadt mit wohlfeilen Holz bezweckt ward. Die Versorgung Berlins mit Brennholz kostete dem Staate allein 200,000 thlr. jährlich. Nachdem man auf das Monopol Verzicht geleistet, wird die Hauptstadt mit so wohlfeilen Brenn- und Nutzholze versorgt, als der Staat und seine Magazine nicht liefern kann. Ein Phänomen, das Niemanden in Verwunderung setzen wird, der über den Unterschied von Staats- und Privatgewerbe nachgedacht hat.

Den Verkauf ganzer Holzstrecken an den Meistbietenden hält der Vf. S. 217 für die nachtheiligste Methode, und er hat Recht, wenn die Umstände so sind wie er sie annimmt. Wird aber dergleichen Verkauf zur Regel und werden dadurch eigne Holzökonomien und Holzhändler gegründet, die sich in den Wäldern ansiedeln und dort die Abholzung solcher Gründe zu ihrem Gewerbe machen; so tritt der Vortheil an die Stelle des Nachtheils. Es entsteht Concurrenz unter mehreren, die dergleichen Holzwirtschaft suchen, und diese wissen dann aus der Zugutmachung eines solchen erkauften Holzstrichs so große Vortheile zuziehen, daß sie, wenn sie auch dem Staate das ganze Einkommen bezahlen, das er, beym Einzelverkauf nach Abzug aller Kosten daraus gelöst haben würde, doch noch einen großen Profit aus der Auscheidung aller Theile, und dem besondern Verkauf jeder Holz- und Benutzungsart ziehen.

Der fünfte und letzte Abschnitt dieser ersten Hauptabtheilung handelt von der Ermittlung des Verkaufspreises zu verkaufender Waldungen. Den Kaufwerth eines Waldes zu veranschlagen ist schon an sich viel schwieriger als der eines Landgutes. Denn bey letzterem giebt die Rente des Gutes den Kaufwerth nach dem Zinsfusse an. Wenn man aber auch einen Wald nach dessen Rente schätzen wollte, so ist es doch viel schwerer die Rente eines Waldes auszumitteln als die eines Ackergrundes. Auf

diese Schwierigkeiten macht der Verf. gleich im Anfang dieser Abhandlung aufmerksam. Indessen kommen doch Fälle vor, wo es vortheilhaft wird, Walder zu veräußern und dann entsteht die Frage, nach welchen Grundsätzen der Kaufwerth zu veranschlagen? Da die Rente doch immer der Hauptanhaltspunct seyn muß, wornach der Staat seine Wälder schätzt; so muß ihm nothwendig daran gelegen seyn, den Liebhabern einen bestimmten Begriff von dieser Rente zu geben. Hat der Staat selbst gleich eine geringe Rente daraus gezogen, so kann dieses doch bloß daher gekommen seyn, weil ihm seine Verhältnisse von dem Betriebe einer vollkommenen Waldwirtschaft abhielten. Es muß ihm daher daran gelegen seyn, von dem zu verkaufenden Walde eine solche Kenntniß zu haben und solche den Liebhabern beyzubringen, die ihnen deutlich macht, welche Rente durch eine vollkommene Waldwirtschaft zu erzwingen seyn, weil dadurch die Käufer gereizt werden, mehr für den Wald zu geben, als die bisherige Rente werth ist.

Macht der Staat bey dem Verkaufe der Wälder verschiedene Bedingungen, so ändert sich darnach natürlicher Weise auch ihr Kaufwerth. Der Staat kann nämlich seine Wälder verkaufen. 1) Unter der Bedingung, daß der Eigenthümer den erkauften Wald nach den vom Staate anerkannt forstwirtschaftlichen Grundsätzen bewirtschaftet, und keine größere Holzmasse jährlich aus ihnen entnehmen, als ein vorgeschriebener Plan erlaubt; 2) unter der Bedingung, daß der Eigenthümer zwar den Wald nach seinem Befinden bewirtschaften kann, jedoch so, daß der Wald bleiben muß; 3) so daß ihm jede Art der Benutzung frey gestellt wird.

Der Vf. beleuchtet jede dieser Arten des Verkaufs, wobey noch die vergessen ist, welche mit der Pflicht des Käufers verbunden ist, den Boden, binnen einer bestimmten Frist vom Holze zu reinigen und den Holzgrund in Ackergrund zu verwandeln.

Hält der Staat noch nöthig die erste und zweyte Bedingung zu machen; so thut er vielleicht am besten dergleichen Wälder in eigner Bewirtschaftung zu erhalten, da er solche schwerlich vortheilhaft veräußern kann, wenn er streng auf jene Bedingungen halten will; und im letzten Falle solche Wälder auch wohl keine vortheilhafte Käufer finden möchten, da der Besitz eines solchen Eigenthums durch stete willkürliche Einmischungen beunruhigt werden könnte. Der Vf. zeigt das Ungewisse solcher Veräußerung, giebt aber doch S. 355 u. f. w. die Grundsätze an, nach welchen sie geschehen müßten, wenn sie vor sich gehen sollten.

Um das Kapital auszumitteln, welches für einen zu veräußernden Wald gezahlt werden kann, wenn dabey weder Verkäufer noch Käufer zu kurz kommen sollen, sind folgende Arbeiten nöthig (S. 374): 1) Es muß untersucht werden, bey welcher Art der Benutzung dem zu veräußernden Waldgrunde der höchste Ertrag nachhaltig abzugewinnen ist;

2) durch die Berechnung jeder zu erwartenden Ausgabe und ihrer Abrechnung von der Reineinnahme ist die Reineinnahme festzustellen; 3) Es muß die Zeit bestimmt werden, wo jede Einnahme angeht, um darnach den Werth derselben für die Gegenwart zu berechnen u. s. w. Wie diese Grundsätze anzuwenden 1) beym Verkauf eines Waldes, der Wald bleiben soll, und 2) bey einem andern der in Acker verwandelt werden soll oder darf, wird aufs speciellste S. 376 — 404 mit Einsicht in die Natur dieser Gegenstände entwickelt.

(Der Beschlufs folgt.)

RÖMISCHE LITERATUR.

Bonn; b. Weber: *Fl. Merobaudis Carminum Panegyricique Reliquiae ex Membranis Sangallensibus editae a B. G. Niebuhr* C. F. Editio altera, emendatior. 1824. XIV u. 21 S. gr. 8.

Von der ersten Ausgabe haben wir bereits Nr. 51. 1824. A. L. Z. ausführlicheren Bericht erstattet, auf welchen wir hier unsere Leser verweisen müssen. Dafs vorliegende zweyte Ausgabe nicht bloß ein erneuerter Abdruck ist, sondern wirklich eine *editio emendatior*, kann jeden ein Blick in die Vorrede sowohl wie in den Text selber lehren; überall wird er die nachbessernde und berichtigende Hand des Herausg. entdecken, dessen Bemühungen um ein auch für die Geschichte nicht unwürdiges Denkmal seiner Zeit, aus der wir so wenig, oder fast nichts besitzen, um so dankenswerther aufzunehmen sind, je schwieriger das Geschäft war, solche Ueberreste an den Tag zu fördern, die in einem solchen Zustande auf uns gekommen sind; wie diess auch bereits in der früheren Anzeige bemerkt worden ist. Ueber die Person des *Merobaudes* erhalten wir in dieser zweyten Ausgabe einige neue Aufschlüsse; Sidonius nämlich nennt (*ad Felic. IX*, 278 — 302) drey Dichter, welche unter des Aëtius Regierung nach Claudian sich ausgezeichnet; unter ihnen kann der dort genannte *Hispanus*, nach Siemons Vermuthung kein anderer seyn, als *Merobaudes*, wie ihn die Inschrift der zu Rom ausgegrabenen Bildsäule nennt, derselbe *Merobaudes Hispanus Scholasticus*, von dem sich ein Gedicht über Christum in des Fabricius Sammlung findet, welches auch unter den von Camers hinzugefügten Epigrammen des Claudianus vorkommt und diesem Dichter, fälschlich beygelegt wird. Auch das andere dieser Epigramme, über die Wunder Christi, so wie das *Carmen Paschale* daselbst, könnte, meint Hr. Niebuhr, den *Merobaudes* zum Verfasser haben. So viel geht hieraus denn deutlich hervor, daß *Merobaudes* ein

Christ war; womit freylich einzelne Aemfserungen in den Gedichten nicht ganz übereinzustimmen scheinen. Es bleibt darauf nur die eine Antwort übrig, die wir mit des Vfs. eignen Worten wiederholen wollen: „*itaque quod unum superest, fatigatur, quamquam non sine seipare, fatuendum esse, esse scilicet sub Leone magno Pontifice Christianos, qui quidem ab impietate longe abessent, nihilominus quoddam ex illis criminibus quas majores in fidem Christianam conferri indignabatur, pro veris admitterent: atque in eorum numero esse Merobaudem.*“ Auch der Text der überlieferten Gedichte hat in dieser zweyten Ausgabe an vielen Stellen gewonnen, die Lücken und, wo möglich vollständiger und richtiger ergänzt, wobey der Heratg. sich der Unterstützung des Hra. Prof. Blume zu Halle und des Italienischen Grafen Jacob Leopardi an einigen Stellen zu erfreuen hatte. Das erste Gedicht wird nun mit Recht geradezu unter dem Titel: *Tricinium Placidi Valentini Aug.* aufgeführt, das dritte unter dem Titel *Viridiaris Viri Inl. Fausti*. Es war nämlich dem Scharfblick des Herausg. gelungen, an einem sehr hellen Tage (als bereits der Druck der ersten Ausgabe beendet war) in der fast ganz verwischten Ueberschrift das Wort *Fausti* und davor das Wort *ridiaris* zu entdecken, woraus Graf Leopardi ein *Viridarium* coniecirte, der Herausgeber aber die eben bemerkte Ueberschrift glücklich ausbildete, an deren Richtigkeit sich wohl nicht zweifeln läßt; dem *viridiaris* entspricht das heutige *Verzieren*; Faustus aber, dessen Gärten hier *Merobaudes* eben so gut besang, wie Statius und Sidonius die Villen ihrer Freunde, ist *Anicius Acilius Glabrio Faustus*, Praefectus Urbi im Jahr 424, Consul 438. Das vierte Gedicht führt jetzt die passende Ueberschrift *Natalis Filii Aëtii Patricii*; die profaischen Ueberreste den passenden, durch Inhalt vollkommen gerechtfertigten Titel: *Fl. Merobaudis in III. Consulatum Aëtii Patricii Panegyricus. Praefationis Fragmentum I. und II. Merobaudes*, der nach der Sitte anderer Dichter jener Zeit, das Consulat des Aëtius verherrlichte, setzte seinem in Versen abgefaßten Panegyricus eine Vorrede in Prosa und oratorischem Stile voran, die wir hier grossentheils besitzen; worauf erst der eigentliche Panegyricus in fast 200 Versen folgt, in der ersten Ausgabe als *Carmen V.* bezeichnet, ein für die Geschichte um so wichtigeres Denkmal, als uns die Thaten des Aëtius eigentlich bloß aus einigen kurzen chronikmäßigen Angaben bekannt waren, wir hier aber ausführlichere Kenntniß davon erhalten. — Eine weitere Empfehlung dieser vielfach verbesserten und berichtigten Ausgabe wird nach dem Gesagten überflüssig seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Darnmann: Grund-sätze der Forstwirtschaft in Bezug auf die National-Oekonomie und die Staatsfinanzwissenschaft von **Dr. W. Pfeil**, K. Pr. Oberforststrath und Professor bey der Universität zu Berlin u. s. w. **Zweyter Band**, enthaltend die *Forstfinanzwissenschaft*, die *Forstverwaltungskunde*, und als Anhang die staatswirthschaftliche Jagdverwaltungskunde. 1824. XVIII und 781 S. gr. 8. auſer mehreren Tabellen.

Dieser zweyte Band der in der A. L. Z. d. J. (Nr. 100. 101.) dem 1ten Bde. nach rühmlichst angezeigten Pfeilschen Forstwirtschaft enthält die Lehre von den Regeln, wornach der Staat seine eigenthümlichen Forsten auf die möglichst zweckmäßige und in finanzieller Hinsicht einträglichste Weise benutzen kann. Die Finanzwirtschaft kann keinen andern Zweck bey den Staatsforsten haben als den größten Geldertrag aus den Staatsforsten zugewinnen. Diesen aber soll sie nicht durch Monopole, nicht auf Kosten des Volks, sondern nur allein durch gute ökonomische Bewirthschaftung der Staatsforsten herausbringen. Einen ganz andern Grundsatz sprach die bisherige Theorie der Staatsforstwirtschaft aus. Nach derselben sollte nicht auf die Grösse des Geldertrags sondern auf den höchsten Material-Ertrag der Forsten gesehen werden: sie verlangt Aufopferungen von Seiten der Staatskassen zu Gunsten der Individuen durch wohlfeile Preise; durch Vermehrung der Holzanpflanzungen, selbst wehn ein anderer Anbau viel mehr Geld einbrächte u. s. w. Zwar hat die Praxis in vielen Fällen schon längst diese Theorie verlassen, und hat aus den Forsten mehr Geld, oft sogar auf Kosten des Volks gemacht, wo sie es konnte. Aber dennoch wird Hr. Pfeil's Theorie manchen harten Kampf mit der alten zu bestehen haben.

Dieser zweyte Band zerfällt in zwey Hauptstücke, nämlich die Forstfinanzwissenschaft und Forstverwaltungskunde, welcher Eintheilung indessen die logische Präcision abgeht, da die Staatsforstverwaltungskunde, ohne Zweifel in der Forstfinanzwissenschaft in dem Sinne, wie sie hier genommen wird, mit begriffen ist. Die staatswirthschaftliche Jagdverwaltungskunde macht einen Anhang des Werks aus.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Die *Forstfinanzwissenschaft* ist in die Lehre von der *Forsteinnahme* und der *Forstausgabe* getheilt. — Dafs im allgemeinen die Privatwirtschaft aus den Wäldern einen grössern Ertrag bewirkt als die Bewirthschaftung derselben durch Regierungsbeamte hat der Vf. schon im ersten Bande bewiesen, und das erste Kapitel des ersten Abschnitts der Hauptabtheilung von der Einnahme entwickelt die Hindernisse, welche bey aller Vortrefflichkeit und Uneigennützigkeit der öffentlichen Forstbeamten sich der Gewinnung eines gleichen Ertrags der öffentlichen Wälder, als derjenige ist, welchen ein Privatwirth aus seinen Forsten ziehen kann, so einleuchtend, dafs dabey jeder Zweifel darüber verschwinden muſs. Darüber ist also der Verf. mit dem Rec. einverstanden, dafs, wenn blofs die Frage ist: wie ist der grösstmögliche Ertrag der Wälder zu befördern, es keinen sicherern Weg dazu zu gelangen gebe, als alle Wälder in Privateigenthum zu verwandeln. Wenn indessen höhere Staatszwecke erfordern, dafs eine Masse von Wäldern Staatseigenthum bleibt; so entsteht natürlicher Weise die Frage: wie soll es der Staat anfangen, um neben Erreichung der höhern Zwecke, die ihn bestimmen, diese Waldungen nicht aus den Händen zu geben, das grösstmögliche Einkommen daraus zu erlangen? — Die nächste Antwort dürfte wohl seyn: Er muſs sie Privatwirthten übergeben, und diese in die Lage setzen, dafs sie mit den Staatswäldern gleichsam wie mit ihrem Eigenthum verfahren können, er muſs ihnen eben dasselbe Interesse beybringen, die Staatswälder zu erhalten, zu vervollkommen und ihnen den grössten Ertrag abzugewinnen, welches die Privateigenthümer antreibt, dieses in ihren Wäldern zu erringen.

Wo nun der Staat schlechterdings kein anderes Interesse bey seinen Wäldern hat, als sich die grösstmögliche reine Einnahme davon zu verschaffen, da ist wohl dieses auch der einzige Weg, wodurch er dieses Ziel erreichen kann. Es ist die Erbverpachtung der Waldgründe, wodurch sich der Staat eine so gröſse Rente aus denselben sichert, welche ihm die Selbstadministration nie gewähren kann. Ob diese auch auf solche Waldgründe anzuwenden sey, wobey der Staat den Zweck hat, dafs der Bestand der Wälder darauf schlechterdings erhalten werden soll, ist eine andere Frage. Diese Gegenstände werden im 2ten Kapitel des ersten Abschnitts abgehandelt. In der Praxis hat man bisher an die Möglichkeit einer Erbverpachtung der Wälder eben so we-

nig gedacht, als in dem bisherigen Finanzwissenschaften. Die Jacobische Staatsfinanzwissenschaft ist die erste, welche sie in Vorschlag bringt und die Möglichkeit und Nützlichkeit der Ausführung zu entwickeln bestrbt ist. Dafs alte Forstpraktiker diese Idee für schimärisch und die Ausführung derselben für unmöglich halten würden, war zu erwarten. Indessen tritt hier ein Mann auf, dem man den Abgang praktischer Forstkenntnisse nicht absprechen kann, und zeigt, wie in vielen Fällen die Verpachtung der Wälder allerdings sehr wohl möglich und rathsam sey. Hierbey entwickelt er zugleich alle Schwierigkeiten solcher Verpachtungen, welche insbesondere bey solchen Forstgründen eintreten, deren Bestand erhalten werden soll, wogegen alle diejenigen beseitigt werden, welche der Vererbpachtung solcher Wälder entgegen stehen, bey denen es dem Staate gleichgültig seyn kann, ob sie Wald bleiben oder in andere Nutzungen verwandelt werden. So wichtig aber auch die Gründe sind, welche der Vf. der Vererbpachtung in gewissen Fällen entgegen setzt; so scheinen doch einige derselben mehr auf einem Mißverständnisse als auf der Natur der Sache zu beruhen. Dahin gehört unseres Erachtens die als die erste S. 28 aufgeführte Schwierigkeit. Als solche wird nämlich die Unmöglichkeit, das nöthige Erbstandsgeld zur Sicherheit des Forsteigenthümers durch den Erbpächter zu leisten, dargestellt. Der Besitzer des Fundus, heifst es (S. 29) muß gegen die Vernichtung des auf seinem Grunde bestehenden Holzbestandes gesichert seyn: „soll dieses aber durch ein Kapital geschehen; so würde dieses bey dem Hochwalde und selbst bey dem Mittelwalde in der Regel so beträchtlich seyn, dafs Niemand den Besitz eines Forstes in dieser Art zu erhalten suchen kann. Ein Beyspiel wird dies leicht zeigen.“ — „Wenn ein Kieferforst verpachtet werden sollte, welcher bey einer Größe von 1000 Morgen zu 500 Kl. jährlichen Ertrag angenommen wäre; so würde bey einem Holzpreise von 3 Thlr. pro Klafter und den zu 500 Thlr. jährlich ermittelten Verwaltungskosten, der Pachtzins jährlich 1000 Thlr. seyn. Sind die Holzklassen in diesem Forste in einem einigermaßen regelmäßigen Verhältnisse; so würde man den Holzvorrath bey 100 — 120 jährigen Umtriebe bey diesem Forste, eines in das andere gerechnet, wenigstens 20 Kl. pro Mg. annehmen können. Dafs einem Erbpächter übergebene Holzkapital betrüge in diesem Falle die Kl. zu 3 Thlr. = 60,000 Thlr. Wollte der Verpächter nicht gefährdet seyn, dafs der Pächter, sobald ihm freye Bewirthschaftung gestattet ist, das Holz verfilbert, und das Forstgrundstück dann ertraglos zurück giebt, so müßte eigentlich auch der Werth des ganzen Holzvorrathes mit 60,000 Thlr. als Erbstandsgeld bezahlt werden“ u. s. w.

Rec. kann diese Schwierigkeit nicht als begründet ansehen. Denn 1) würde es ja eine ganz ungeheure Wirthschaft seyn, wenn der Staat ein Grundstück, das, den Boden ungerechnet ein Inventarium von 60,000 Thlr. enthält, für 1000 Thlr. in einem Lande verpachten wollte, wo er aus dem

Verkauf desselben ein Kapital lösen könnte, das ihm zu dem üblichen Zins 2400 Thlr. einbringen müßte. Ein Wald der ihm mehr nicht als 1000 Thlr. Rente trägt, kann ihm in einem Lande wo der Zins 4 Prozent steht, nicht mehr werth seyn als 25,000 Thlr., und wenn er diese für den sämmtlichen Holzvorrath auf 1000 Morgen erhalten könnte; so würde die Klugheit rathen, ihn stracks zu verkaufen. Denn er gewönne ja ausser der Rente von 1000 Thlr. noch 1000 Morgen Land, die ihm doch ohne Holz auch eine Rente einbringen würden.

Die Voraussetzung, dafs ein Wald der jährlich nicht mehr als 1000 Thlr. Rente zahlen kann, einen Holzbestand von 60,000 Thlr. hat, muß also schlechterdings irrig seyn, wenn nicht die ganze Holzwirthschaft noch in der schrecklichsten Barbarey liegt. Auch ist es wohl unmöglich, dafs ein Wald von 100 — 120 jährigem Umtriebe auf jeden Morgen 20 Klaftern schlagbares und zu gleichem Preise verkäufliches Holz enthalten kann. Denn es enthält ja nach der Voraussetzung nur jedes Jahr der hundertste Theil desselben solch schlagbares Holz, wovon die Klafter 3 Thlr. werth ist; es können jährlich nur 9 oder höchstens 10 Morgen beholzt und das Product davon zu diesem Preise verkauft werden, die 10 Morgen Holz auf welchen das Holz nur 99 Jahr alt ist, dürfen, wenn es recht ist, noch nicht so viel werth seyn, als die 10 Morgen, auf welchen das Holz einen Wachsthum von 100 Jahren hat, und so nimmt der Werth jeder 10 Morgen Holz die früher bestockt sind ab, bis er bey den neuesten abgeholzten 10 Morgen ganz verschwindet. Wie kann also jeder Morgen Holz eines bewirthschafteten Waldes so viel enthalten, als der andere? Die allerhöchste Sicherheit würde also immer nur ein Kapital zu seyn brauchen, welches die Fortdauer der Pachtrente gewährt. Aber auch dieses würde ganz unnöthig seyn. Denn 1) läßt sich ja ein Wald nicht heimlich abholzen. Ob ein Pächter eine den Wald ruinirende Wirthschaft treibt, und auf Betrug ausgeht, indem er mehr Holz macht als er forstmäßig soll und darf, um mit dem Erlös seinen Pacht zu verlassen und als Betrüger davon zu gehen. Dieses zu bemerken, bedarf es eben keiner die Waldwirthschaft beengenden Controlle. Eine Caution von zwey bis drey tausend Thaler würde schon vollkommen hinreichend seyn, um den Waldeigenthümer gegen die Folge einer solchen Spitzbüberey zu decken. Denn ehe der Pächter so viel heimlich schlagen und verkaufen könnte, würde seine Absicht längst erkannt seyn. Auch wäre eine solche plötzliche durchgängige Abholzung an sich eine Ungeheimtheit, weil eine solche Menge Holz an einem Plaze angehäuft nur zu den aller schlechtesten Preisen würde verkauft werden können. Es scheint, dafs der Staat bey allen Erbverpachtungen, wobey er nicht die Absicht der Erhaltung des Waldes ausdrücklich hat, keiner weiteren Vorsicht bedarf, als die, welche zur Sicherung seiner Rente nothwendig ist, und seine Revision braucht daher bey dem Erbpacht auf weiter nichts zu gehen, als ob der Erbverpächter den

den Boden in derjenigen Beschaffenheit erhält, daß er fortdaurend die stipulirte Rente trägt. Mag übrigens der Erbpächter die Nutzung ändern wie er will. Erhöhet er den reinen Gewinn des Grundstückes durch solche Veränderungen; so wird die Rente des Staats um so mehr gesichert.

Eben so scheint Rec. auch der zweyte Grund der (S. 31) gegen das Erbverpachtungssystem beygebracht wird, nicht hinreichend befestigt; als ob es nämlich in dem Interesse des Erbpächters liegen sollte, den Wald abzuholzen und den Ertrag des Bodens zu verschlechtern. Wird die Erbverpachtung ordnungsmäßig veranstaltet; so wird sie allemal nur gegen einen fixen Canon, und ein Erbstandsgeld geliehen. Letzteres ist ein Kapital, das dem Erbpächter seine Erbpachtung um so theurer macht, je größer es ist. Wenn der Staat bey solchen Gründen, die keinen andern Ertrag als Holz liefern, den Canon gering setzt, so werden sie um desto größere Erbstandsgelder erwerben; und das Interesse der Erbpächter treibt sie von selbst an die einzige Nutzung ihres Erbpachtgrundes zu erhalten und zu vergrößern. Eine liederliche schnelle Abholzung des Grundes würde in jedem Falle, besonders in einem Lande, wo Kapitale für jede sich zeigende vortheilhafte Gelegenheit, vorhanden sind, ihrem Interesse schlecht entsprechen. Denn durch eine solche liederliche Wirtschaft, welche die Rente des Bodens vernichtete, würden sie nie so viel herausbringen, als in einem wohlhabenden Lande sie so gleich erhalten könnten, wenn sie ihre Erbpacht mit der Rente, die ihr Pachtgrund als wohlbestandener Wald bringt, andern Kapitalisten verablassen.

Auch die Wichtigkeit der dritten Schwierigkeit gegen die Erbverpachtung der Wälder, (S. 32) weil nämlich die Berechnung eines regelmäßigen Ertrags der Waldungen viel weniger möglich sey, wird sehr vermindert, wenn man erwägt, daß die Gefahren, welche den Walderzeugnissen drohen, mit in Rechnung gebracht werden müssen, und der Staat deshalb den Erbcanon so niedrig setzen muß, daß er auch im unglücklichsten Falle erwungen werden kann. Das übrige wird er für solche Fälle der freyen Concurrenz des Gebotes des Erbstandsgeldes überlassen. In einem wohlhabenden und aufgeklärten Lande werden fachkundige Männer bald berechnen lernen, was die Gefahr einer solchen Erbpachtsunternehmung werth ist, und ihre Gebote darnach einrichten. Auch werden bald Assuranzgesellschaften für dergleichen Unternehmungen entstehen, deren Prämie sodann ganz genau angebt, wie viel für die übernommene Gefahr von dem Erbstandsgelde in Abzug zu bringen sey, oder wie viel der Käufer für ein dergleichen Erbstandstück, außer dem Canon an Kapital geben könne. Den Staat treffen ja diese Gefahren so gut als den Privatmann, und da es sich für ihn am allerwenigsten schickt wagvolle Spiele zu treiben; so thut er sehr wohl daran, mit einer kleinen aber sicheren Rente vorlieb zu nehmen. Welche Forsten sich nach des Vfs. Urtheil unbedingt theils zum Verkauf, theils zur Vererb-

pachtung eignen, beantwortet der Vf. S. 39 u. f. w. mit der überall in dem Buche herrschenden Klarheit.

Wie man nun aber auch darüber urtheilen und welchen weiten oder engen Spielraum man dem Verpachtungs- und Veräußerungssystem verstatten mag; so bleiben doch immer Umstände übrig (wenn sich auch die, welche der Vf. dafür hält noch vermindern ließen), welche es nothwendig und rathsam machen, daß der Staat mehrere Forste in eigener Verwaltung behalten muß, und die er wenigstens erst dann in Privathände und Erbpacht geben kann, wenn die Grundsätze und Begriffe darüber einen solchen Grad von Allgemeinheit und Evidenz erhalten haben, daß über die Unmöglichkeit oder Unschädlichkeit eines schädlichen Erfolgs kein Zweifel mehr entstehen kann. Es wird daher noch lange eine Bewirthschaftung mehrerer Staatswälder durch die Regierung nothwendig bleiben, und deshalb ist die Unterluchung, welcher dieser Band hauptsächlich gewidmet ist, nämlich wie die Selbstverwaltung der Forsten durch den Staat am besten gelche, von großer Wichtigkeit.

Mit scharfsinniger, aus Erfahrung geschöpfter Sachkenntniß rügt der Vf. (S. 49 f.) die Fehler, welche bey der bisherigen Selbstverwaltung der Forsten in den meisten Ländern Statt finden, und zeigt wie dadurch die Rente für die Staatskassen ohne Noth geschmälert wird. Jene Fehler bestehen in einer zu großen Anzahl von Beamten, in zu ängstlichen, die Verwalter beengenden Controllen und allgemeinen Vorschriften u. f. w. Zwar gesteht der Vf. ein, daß in der Natur einer öffentlichen Verwaltung der Forsten, schon viele gar nicht wegzuschaffende Urfachen liegen, die es unmöglich machen, daß durch die öffentliche Verwaltung eine so hohe Rente oder ein so großer Nutzen aus den Wäldern gezogen werden kann, als ein Privatwirth daraus ziehen kann. Aber doch glaubt er, daß auch die öffentliche Waldwirthschaft sehr vereinfacht und so organisiert werden könne, daß sie der Privatwirthschaft viel näher kömmt und eben dadurch auch einträglicher gemacht werden kann.

Alle Vortheile die aus Verletzung der positiven Rechte anderer oder auf Kosten der Nation, durch Monopole, Zwang und dergleichen von der Willkür der Regierung bewirkt werden könnten, verwirft er unbedingt, und stellt die Grundsätze der Gerechtigkeit und der National-Oeconomie als diejenigen auf, welche der Staat bey keinem Zweige seiner Verwaltung verletzen darf. Die Mittel welche er vorschlägt, um die Waldrente für die Staatskassen bey der Selbstadministration zu verbessern, sind: 1) Verminderung des Verwaltungspersonals. Man darf nicht glauben, „die Wirthschaft werde nur dann gut gehen, wenn sie die Centralstelle dem Oberforstmeister, dieser dem Oberförster und dieser wieder dem Revierförster vorschreibt. Es ist vollkommen hinreichend, wenn bey einem Verwaltungspersonale, wie es seyn soll und wie man es jetzt leicht haben kann — die Centralstelle die allgemeine Ansicht ausspricht und Ein Beamter die Ausführung bewacht. Denn sie wird immer schwerfälliger, un-

vollkommener, kostbarer und wohl gar schlechter werden, je mehr sich die oberen Behörden in die Verwaltungsfunktionen der untern mischen und diese in ihrer Thätigkeit hemmen.“ 2) Um die Theilnahme an Hervorbringung der Vergrößerung des reinen Einkommens den verwaltenden Beamten beizubringen, rath der Vf. dazu ihnen Antheile an der Vermehrung desselben zu gewähren. Er mißbilligt daher die Abschaffung aller sonst üblichen Accidenzien und zeigt wie die Regierung dadurch den Förstern weit mehr genommen als ihr dadurch zu Gute kommt, und in wie vielen Fällen in ihnen dadurch das Interesse auf Verbesserung des Einkommens aus den Forsten zu fassen, geschwächt sey. Nur diejenigen Nebeneinkünfte der Forststellen sind abzuschaffen, welche dem Staate, dem Nationaleinkommen nachtheilig oder für die Staatsbürger drückend werden können; wo aber der Vortheil des Forstbeamten mit dem des Staats vereint ist, und für erstern eine Triebfeder werden kann, das Staatseinkommen zu verbessern, da sind dieselben beyzubehalten, oder wo sie abgeschafft sind, wieder herzustellen. Wie nützlich in dieser Hinsicht Tantiemen wirken, und unter welchen Schranken sie zu bewilligen sind, führt der Vf. S. 57 und an mehreren Stellen seines Werks mit vieler Einsicht aus. 3) Dringt der Vf. auf eine einfachere Controlle. Ob es gleich unmöglich ist bey der öffentlichen Administration — die Verwaltung dem Gutdünken der Beamten zu überlassen, und diese durch allgemeine Vorschriften gebunden werden müssen, und obgleich dadurch die öffentliche Führung eines Gewerbes allemal hinter einer Privatadministration zurückbleiben muß, indem bey jeder Gewerbsbetreibung eine Menge Fälle vorkommen, wo die an sich guten Regeln, wenn man daran gebunden ist, den Gewinn im Gewerbe verringern; so hält der Vf. doch die Vielfältigung der Regeln und Vorschriften, wie sie jetzt meistens in der öffentlichen Forstadministration gegeben werden, nicht für nothwendig, sondern hält es für möglich den Forstverwaltern ohne Schaden, und vielmehr zum größern Vortheile des Staats mehr Freyheit zu gestatten. „Man muß die Controlle nicht so weit ausdehnen, daß der Oberförster den Förster, der Forstmeister den Oberförster, der Oberforstmeister den Forstmeister, der Oberforstmeister die Kammer, die Kammer den Oberforstmeister, die Forstcentralstelle die Kammer, der Minister die Forstcentralstelle, der Staatsrath oder Regent die Forstcentralstelle in allen Sachen und Kleinigkeiten controlirt und eine Stelle immer die Wirksamkeit der andern hemmt. — Der Vf. glaubt eine solche lange unnütze und meist schädliche Controlle durch eine Art von Aufsicht durch die Untergebenen überflüssig und die Controlle auf diese Weise viel zweckmäßiger einrichten zu können, besonders wenn alle Geheimnißkrämerey bey der Forstverwaltung verbannt und alles dabey der Oeffentlichkeit Preis gegeben wird. Was der Vf. S. 65 etc. hierüber sagt, verdient die ernsthafteste Beach-

tung der Staatsadministratoren. Es wird sich dabey auf die ehemalige preussische und jetzt noch bestehende Hannövrerische Forstverwaltung bezogen, um die Thunlichkeit der gethanen Vorschläge auch aus der Praxis darzuthun; 4) Es hält der Vf. mehrere von den in der neuern Zeit angenommenen veränderten Grundsätzen in der Organisation der Forststellen für zweckwidrig und unöconomisch, und rath daher eine Abänderung derselben an. Insbesondere tadelt er die neuerlichst eingeführte Fixirung aller Gehalte der Förster auf eine bestimmte Summe in baarem Gelde, mit Aufhebung aller ehemaligen Emolumente. Daß mehrere dieser Emolumente mit Recht vernichtet sind und da, wo sie noch Statt finden, aufgehoben werden sollten, giebt er zu. Aber daß sie alle, ohne Unterschied, abgeschafft sind, hält er für einen groben Mißgriff, und wie es scheint, mit vollkommenem Recht; das Princip, wonach zu beurtheilen ist, ob ein Emolument beyzubehalten oder abzuschaffen, ist schon oben angedeutet, und wird hier (S. 72) noch mehr ausgeführt, indem zugleich gezeigt wird, wie die Absichten, welche die Regierung durch die Fixirung der Befoldungen in Gelde, auch bey der Beybehaltung mehrerer Emolumente eben so gut erreicht, dabey dem Staate gar viel erspart, und das Einkommen des Beamten, ohne allen Nachtheil des öffentlichen Einkommens erhöht werden kann. Die Ausführung dieses Thema's verdient die größte Aufmerksamkeit. Allenthalben spricht der erfahrene und sachkundige Mann. Auch das, was der Vf. über die Gleichmachung aller Försterstellen sagt, verdient allgemeinen Beyfall. Es kann nichts zweckwidriger seyn, als eine solche Gleichmachung der Gehalte aller Stellen von gleichem Range, da die Beschäftigungen und Arbeiten zu den verschiedenen Stellen so verschieden sind und es so wichtig ist, nicht nur durch Hoffnung zu höhern Stellen, sondern auch durch Verletzung von schlechteren auf bessere die Beamten gleichen Ranges aufmuntern zu können, da nicht gerade alle sich zu höhern Beamtenstellen, wohl aber sich durch höheres Alter, größern Fleiß, Anstrengung und Geschicklichkeit zur Verbesserung ihrer Lage qualificiren.

Im dritten Kapitel dieses Abschnitts werden die Mittel entwickelt, wie die Forstrente durch die Holzpreise zu erhöhen. Das alte Princip durch künstliche Mittel und auf Kosten des größeren Nationalertrags, dem Volke niedrige Holzpreise zu sichern, wird gänzlich verworfen, und dasjenige als das einzige richtige aufgestellt, wonach man es verstatet, daß das Holz sich seinen natürlichen Preis frey suchen kann, so hoch derselbe auch gehen mag. Dieses wird als das sicherste Mittel gepriesen, nicht nur dem Staate die höchstmögliche Rente aus seinen Forsten bey der Selbstverwaltung zu verschaffen, sondern auch das Volk für immer gegen Holzmangel zu sichern. Dieses wird auf eine solche Weise evident gemacht, daß nur Kurzsichtigkeit und Vorurtheile die Wahrheit dieser Behauptungen verkennen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGART, b. Franckh: *Politik des Tages*, enthaltend: *die Cabinette und die Völker*, von Hrn. Bignon und *die Lage Europa's im Anfange des Jahres 1823*. aus den *Lettres de St. James* übersetzt. — 1823. 471 S. 8.

Recensenten sind schlechte Propheten, sie lesen wohl Bücher, aber weissagen aus ihnen verkehrt und oft ohne Geist. So haben auch wir das Werk von Bignon seiner Zeit nach der Urchrift (A. L. Z. 1823. Nr. 112.) angezeigt, und ohne den rechten Geist der Weissagung bemerklich gemacht, daß es nicht übersetzt werden dürfte. Hier liegt es nun übersetzt vor uns, und der Uebersetzer meint im Vorwort: „es habe ohne Zweifel auch in Deutschland nachdenkende Leser gefunden, könne zur Berichtigung mancher einseitigen und erkünstelten Ansicht beytragen, wiewohl bey uns, aus leicht zu errathenden Ursachen kein gründliches Urtheil bekannt gemacht wurde.“ Zu allem also finden sich Leute, sie wollen die bessern und tiefer geschöpften Ansichten deutscher Speculation berichtigen durch französische Einseitigkeiten und erkünstelten Geist; sie leugnen ein gründliches Urtheil, da doch Rec. selber es längst über das Werk gefällt, und darüber von einem, den Kern der Gedanken nicht begreifenden Mitarbeiter der deutschen Nationalchronik hart angelassen worden. Unser gewiss auf guten Gründen beruhendes Urtheil hier zu wiederholen wäre überflüssig, wir beschränken uns deshalb darauf, nachzusehen, ob der Uebersetzer den Sinn des Originals getroffen, und ob er ohne alle Auslassung oder Berichtigung manche bedenkliche Stellen hinzuschreiben sich erdreistete. Beides hat er gethan, sogar die leidenschaftliche Bitterkeit Bignons ist nirgends gemildert und tritt uns in ihrer ganzen Gestalt vor die Augen, insonderheit da wo er gegen die heilige Allianz spricht (S. 38, 43.). Auch wo B. die Unordnungen auf der Wartburg offenbar in Schutz nimmt, wo er von dem Verschwinden des aufgezplanten Kreuzes auf dem Schlachtfelde von Leipzig spricht, und hinzufügt: „daß die Völker nicht mehr daran gezweifelt, die hochmüthige und neidische Undankbarkeit der Cabinette habe sich zur Aufgabe gemacht, alle Spuren der Aufopferung und ihres Ruhms zu vertilgen;“ (S. 61.) — ohne Schen übersetzt! Sogar die Schmähungen über den Bun-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

destag, und die Behauptung: die heilige Allianz sey zu Verona verschieden, nicht mit dem Getöse eines Waldstromes, der seine Dämme durchbricht, sondern in der Stille eines sanften Bächleins, das sich in den Sand verliert. — alles finden wir in der Uebersetzung treulich wieder. Und weil sie denn doch später erschien, als die Urchrift, so hätte wenigstens die auffallende Unrichtigkeit der letztern, gerügt werden sollen, wenn sie vom Tode einer Allianz spricht, die bis auf den heutigen Tag fortlebt, und ihr Daseyn durch Thaten beweist.

Minder bitter und leidenschaftlich als Bignon giebt der Vf. der *Lettres de St. James* eine Darstellung der Lage von Europa im Anfange des Jahres 1823. Der ungenannte Uebersetzer, welcher sich J. Th. . . . zeichnet, hat frey bearbeitet, wie er auf dem innern Titel sagt; da uns die Urchrift nicht zur Hand ist, können wir das Maass dieser Bearbeitung, welche zugleich Verbesserung, Veränderung und sonst Vieles seyn kann, unmöglich beurtheilen. Unstreitig ist der Vf. dieser Briefe ein sehr kluger Politiker, der alle Verhältnisse der Staaten zu einander genau auspricht, der die geheimsten Absichten der Cabinette kennen will, und dadurch manchen Leser gewinnen wird. Inzwischen scheint doch dergleichen politische Weisheit allemal ziemlich anmaassend und trüglisch, weil der klügste Mann unmöglich die tieferwogenen Plane der Cabinette zu durchschauen vermag, sobald er nicht selber darin selbhaft ist; weil die Staatenverhältnisse zu einander mit jedem Augenblick wechseln, so daß dadurch die Weisheit von gestern heute oder morgen schon zur Thorheit wird, und überhaupt keine strenge Consequenz die Regel menschlicher Angelegenheiten bildet, sondern ihr Gegentheil, welchen Satz sowohl Philosophen als Historiker meistens verkennen. Sie sind dadurch oft eben so schlechte Beurtheiler und Propheten als es die Recensenten sind, und daraus folgt, daß man ihnen selten glauben muß. Unser Politiker von St. James beginnt gleich mit folgender Behauptung: „Der Congress von Verona ist auseinander gegangen, ohne seinen angeblichen Zweck erreicht, das heisst, ohne die Einigkeit unter den Cabinetten, und somit den *Status quo*, aufs Neue gesichert zu haben. Keines von beiden ist geschehen: die Cabinette sind weniger einig, als sie es vorher waren, und der *Status quo* von Europa ist, vielleicht ohne ihren Willen, aber nicht ohne ihre Schuld, durch die Gewalt von Umständen

U (4)

ge-

gescheitert, die, wenn gleich eine natürliche Folge des von ihnen befolgten Systems, von ihnen weder berechnet noch vorausgesehen worden sind." Wir sehen uns um nach der angeblichen Uneinigkeit, so wie nach dem Schiffbruch des *Status quo*, und können selbst im J. 1824 noch nichts davon erblicken. Der Vf. aber giebt für seine Behauptung einen sonderbaren Beweis. Er gesteht nämlich, seit dem Congress von Laybach zeige sich keine auffallende Veränderung im Zustande von Europa, keine neue Revolution sey ausgebrochen, keine Macht habe auf Kosten der andern um sich gegriffen, das gegenseitige gute Vernehmen sey nicht gestört worden; aber dennoch — sey statt der Ruhe eine bedenkliche Gährung allenthalben eingetreten. Welche denn? Der Aufstand der Griechen. (S. 373.). Dieser hat ja Nichts verändert, da man ihn in sich selber ausbrennen läßt, und außer einigem Enthusiasmus für die griechische Sache bey einzelnen Individuen noch gar keine Resultate daraus hervorgehen, ja der Aufstand einzelner Provinzen des Ottomannischen Reichs als *Status quo* desselben angesehen werden muß. Ueberhaupt sollten politische Schriftsteller nicht stets von Gährungen reden wo keine sind, indem sonst die Vermuthung eintritt, dergleichen Gährung sey nur in ihrem Kopfe vorhanden. So heist es S. 377: Die Allmacht der heiligen Allianz habe in dem englischen Cabinet ein Gegengewicht gefunden, es sey eine Unterallianz in der heiligen Allianz entstanden. Wäre dieses auch richtig, daraus folgt wieder noch keine Gährung; denn ein Gegengewicht kann zum Gleichgewicht führen, also zur Ruhe. Der Vf. entwickelt ferner: die religiöse Reformation sey mit dem Gedanken der politischen Reformation verbunden, weswegen auch alle Gegner der Revolution für die Priesterherrschaft Partey nähmen und die heilige Allianz gleichfalls. Man sollte doch nie vergessen, daß die Staatsrevolutionen der neuern Zeit grade in denjenigen Ländern zum Vorschein kamen, wo keine religiöse Reformation sich feststellte; und sobald die Gegner der politischen Revolution diese mit religiöser Reformation gleichsetzten und Hierarchie in Schutz nahmen, geschahes wohl nur aus dem Grunde, weil die letztern ihnen in der Gegenwart gar nicht furchtbar erschienen, und als ein Altes immer besser als das Neue. Allerdings war der spanische Krieg weder ein politischer noch ein Eroberungskrieg, sondern ein Meynungskrieg, und das Recht dazu war ein Einmischungsrecht; man brauchte dafür die Gründe: daß Spanien das Gute auf Wegen gesucht habe, auf denen es niemals gefunden würde. (S. 400.). Der Vf. bemerkt hierüber, ein solches Einmischungsrecht, wie es neuerlich ausgelegt worden, führe nicht zum Gleichgewicht der Staaten, sondern würde den Schwachen dem Stärkern unbedingt unterwerfen, was als Recht aufzustellen rein unmöglich ist. Wirklich scheint die französische Revolution hierin als ein bedenkliches Vorbild gedient zu haben, da die französischen Demokraten sich erlaubten, nach ihren

willkürlichen Ansichten die Regierungsverfassung aller europäischen Länder umzustürzen, und die Uebermacht Frankreichs hiezu auf die wildeste Weise mißbrauchten. Wird nun gleich wider sie das Einmischungsrecht im monarchischen Sinne geübt, so sind doch die Principien nicht sehr verschieden und könnten vielleicht als ein Rest des Revolutionsystems angesehen werden, dessen Unheil man auszurotten wünscht. Aus diesem Grunde liesse sich einer Besorgniß Raum geben, welche der Vf. (S. 403.) äußert: „Die Unmöglichkeit, in der Ausübung die politische und die materielle Wirkung des Einschreitungsrechts von einander zu trennen, ist der Todeskeim, den der heilige Bund in seinem Busen trägt, wegen der politischen Wirkung, die den Mitgliedern des Bundes, als Gegnern der Revolution, in gleichem Maas zu gute kommt, werden sich diese nicht entzweyen; wohl aber wegen der materiellen Wirkung, weil der Nutzen, den die militärische Besetzung eines Landes für den, der sie vollzieht, abwirft, unter die Bundesgenossen vertheilt werden kann.“ — Wir hoffen jedoch in dieser Beziehung, ganz ein Anderes und Besseres, auch darum, weil die feinen Politiker gerade nicht die besten Propheten sind. Unser Vf. selbst giebt davon ein Beyspiel. Er spricht von den Schwierigkeiten, welche der Krieg Frankreichs gegen Spanien antreffen könnte, sieht sie theils in jenem, theils in diesem Lande, und meynt, das Spanien gegenüber der heiligen Allianz stehe, wie einst Frankreich im J. 1792, der Convention von Pillnitz. Die große Verschiedenheit hat sich im Laufe eines Jahres entdeckt, und der Herzog von Braunschweig, welcher so oft wegen seines Einrückens in Frankreich getadelt worden, ist jetzt gerechtfertigt durch den Einmarsch in Spanien; da er nicht wissen konnte, daß dreyßig Jahre früher ein Unternehmen mislingen würde, was dreyßig Jahre später vollkommen gelang. Die Richtung der englischen Politik wird treffend genug dahin bestimmt, „daß der Continent in eine gewisse Anzahl unabhängiger und darum auf einander eifersüchtiger Staaten getheilt sey, von denen in vorkommenden Fällen nothwendig einige die Partey Englands ergreifen, und die niemals gemeinschaftliche Sache gegen dasselbe machen würden“ (S. 425.). Man könnte hinzufügen, daß diese Politik ungemein viel Gutes für das Festland während des französischen Kaiserthums hervorgebracht und zur Möglichkeit der Befreyung entschieden beygetragen, daß aber auch in Absicht der Handelsverhältnisse daraus entschiedener Nachtheil hervorgehe, dem zu begegnen, die politische Weisheit des Continents wohl aufgefodert seyn dürfte. Weniger treffend ist die Bemerkung: „Europa hat sich auf dem Congress von Verona in zwey politische Massen getheilt; auf der einen Seite steht England mit der Halbinsel, auf der andern Seite die heilige Allianz. Diese Abtheilung, die allerdings ungleich ist, würde noch weit ungleicher seyn, wenn der heilige Bund, außer den sichtbaren Feinden, nicht noch auch einen andern zu bekämpfen hätte, dem

dem er nicht beykommen und nichts anhaben kann. Dieser unsichtbare Geist ist der Geist der politischen Reformation, der zwar besiegt und entwaffnet, aber nicht vertilgt worden ist; dieser Geist, der überall und nirgends ist, besteht nur noch als moralische Macht. Diese Macht wird aber immer denjenigen unsichtbar zur Seite stehen, welche die Unabhängigkeit und Freyheit der Völker von dem Joch der heiligen Allianz zu retten versuchen werden. Ausser Stand diese geheime Macht zu beseitigen, hat die heilige Allianz dieselbe, wenigstens auf dem Boden, der ihr noch geblieben war, entwaffnen wollen, um ihr mit dem letzten Soldaten, auch die letzte materielle Kraft zu nehmen. Ein mehreres vermochte diese Allianz nicht, denn ihr Reich ist nur von dieser Welt, und über die Geister übt sie keine Gewalt" (S. 437.). Das Einseitige und Schiefe dieser Bemerkungen überlässt Rec. dem Leser selbst zu entwickeln, und fragt bloß: *wer* denn über die Geister Gewalt ausübe? Wahrscheinlich meint der Vf., daß *er* oder andere Schriftsteller dies könnten, und ein weit verbreitetes Vorurtheil scheint solche Annahme zu begünstigen. Allein der Einfluß von Schriften ist unglaublich geringer als man sich vorstellt, ja genau genommen, wird keine Schrift Gewalt ausüben über die Geister, sondern diese vielmehr, wenn sie längst denken, was die Schrift vorträgt, (werden begierig nach ihr greifen, und so den Schein erzeugen, als habe die Schrift ihre Gedanken erschaffen. Jener Gedanke unter andern, den der Vf. (S. 453.) vorträgt, 100000 Mann, mit denen Frankreich gegen Spanien aufbrach, seyen nicht viel, um eine ganze Bevölkerung zu überwältigen, konnte erscheinen, als hätte er Anfang 1823 eine Macht über die Leser geübt, wenigstens das Vertrauen zu der ganzen Unternehmung vermindert, während doch die Mehrzahl der Menschen ohne die Briefe von St. James längst dasselbe glaubte und sich in politischen Weissagungen hinreichend täuschte. Wegen Theilung der Nationalkräfte, meint der Vf., werde die spanische Regierung einsehen, daß sie früher oder später doch unterliege, und deswegen werde sie lieber den Frieden unterhandeln, als bis eine gänzliche Niederlage sie auf den Punkt bringe, wo die heilige Allianz dieselbe haben will: wo der König in der Lage ist, seinen Völkern diejenigen Institutionen zu geben, die für sie taugen. In dieselbe Lage war der König von Neapel auch gebracht worden, und er hat es für besser gefunden, seinen Völkern keine Institutionen zu geben. — Mit diesen Worten ist das Benehmen der Cortes so übel vorausgesetzt, als früher das Resultat des französischen Angriffs, und wir sehen daraus, wie wenig eine Erwägung der Gegenwart das Ereigniß der Zukunft bestimmt, um derentwillen doch politische Betrachtungen hauptsächlich angestellt zu werden pflegen. Zu einem verständigen Urtheil über Vergangnes und Gegenwärtiges liefern sie allemal Beyträge.

STATISTIK.

LIEGNITZ, gedr. b. Dösch: *Topographisch - statistische Uebersicht des Verwaltungsbezirks der Königl. Regierung zu Liegnitz. 1821. XXVIII und 126 S. 4. (1 Thlr.)*

Die neue Eintheilung Schlesiens und der Provinz einverleibten Oberlausitz in Regierungsbezirke und Kreise, hat eine Menge Schriften dieses Inhalts hervorgebracht, worunter jedoch die vorliegende im Betreff der Genauigkeit, Vollständigkeit und Ordnung vor allen sich auszeichnet. Der ungenannte Vf. schickt eine ausführliche statistische Uebersicht voraus. In dieser werden zuerst die Bestandtheile des Regierungsbezirks angezeigt. Diese sind: das unmittelbare Fürstenthum Liegnitz mit 3, Glogau mit 4, Jauer mit 5 und ein Theil des unmittelbaren Fürstenthums Schweidnitz mit 2 Kreisen. Ferner gehört dazu das mittelbare Fürstenthum Sagan mit einem Kreise, endlich ein Theil der Preussischen Oberlausitz mit 3 Kreisen, so daß das Ganze 18 Kreise enthält. Nun folgt die Angabe der Grenzen und geographischen Lage nach östlicher Länge und nördlicher Breite. Der Flächenraum beträgt 242 □ Meilen. Da der Boden in allen Kreisen bald eben, bald von Mittel- und Hochgebirgen durchschnitten ist, so wechselt auch dessen Fruchtbarkeit in Ansehung des Getreides und der Feldfrüchte. Die ansehnliche Waldung besteht größtentheils aus Nadelholz. An Fischen und Wildpret aller Art ist kein Mangel. Der Flachsbau wird in den mehrsten Kreisen fleißig betrieben, und die Gebirgsbewohner kaufen ihren Bedarf im Niederlande. Die Vieh- besonders die Schafzucht ist im vortrefflichen Zustande. Man zählte 1820 Pferde 31,323; Füllen 2,608; Zuchtthiere 2907; Ochsen 44,566; Kühe 132,800; Jungvieh 55,772; Merinos und ganz veredelte Schafe 52,093; Halbveredelte Schafe 343,634; Unveredelte Schafe 208,187; Böcke und Ziegen 14560; Schweine 8895; mehr als noch einmal so viel werden aus Polen eingetrieben. Zwey Mineralquellen giebt es zu Warmbrun und Flinsberg. Das Mineralreich liefert: Kupfer, Bley, Zink, Arsenikkies und Silbererz, Kobalt, Alaunerz, Steinkohlen, Marmor, Raseneisenerz, Braunkohlen, Walkelerde, Thonerde und Sandstein. Auf den Obstbau verwenden die Einwohner ebenfalls viel Sorgfalt und 3646 Magdeburger Morgen Weingärten bey Grünberg bringen, wenn das Gewächs geräth im jährlichen Durchschnitt 14815 Eimer. Hausbiene findet man, das Riesengebirge ausgenommen, in allen Kreisen und zu Muskau befindet sich eine ansehnliche Zeidlergesellschaft. Ausser der Oder, deren Besciffung aber wegen Verlandung der Ufer bey niederm Wasserstande äußerst beschwerlich ist, durchfließen den Regierungsbezirk der Bober, der Queis, die Görlitzer Neiße und etliche kleinere Flüsse, wozu der Vf. auch den Katzbach zählt, wiewohl er jenen an Breite und Tiefe nichts nachgiebt. — In den 18 Krei-

Kreifen des Bezirks wohnen in 46 Städten, 1594 Dörfern, 101 Kolonien und 145 Vorwerken, überhaupt in 1886 Ortschaften, 660,905 Menschen, wovon auf die □ Meile 2736 kommen. — In kirchlicher Beziehung sind die Evangelischen in 346 Pfarochien eingetheilt, über die 22 Superintendenten die Aufsicht führen. Die katholische Geistlichkeit steht unter 16 Erzpriestern. Die Reformirten bilden eine verbundene Gemeinde, für welche zu Glogau ein Prediger angestellt ist. An Lehranstalten sind zu merken: das Pädagogium der mährischen Brüder zu Niesky; die Waisen - Erziehungsanstalt zu Bunzlau, verbunden mit einem Schullehrer - Seminar; die Liegnitzer Ritterakademie; ein Lyceum und 4 Gymnasien. Noch besitzt der Bezirk ein Landzuchtthaus, eine Irrenverforgungsanstalt und ein Hebammeninstitut. — Ansehnliche Tuchmanufacturen sind zu Liegnitz, Görlitz, Grünberg, Hainau, Löwenberg, Lüben und Sprottau; Linnen - und Schleierweberey beschäftigt am meisten die Kreise Bolkenhain, Landshut, Hirschberg, Schöнау, Löwenberg und Lauban. In 18 Papiermühlen werden alle Sorten Papier verfertiget. Eine Zuckerraffinerie befindet sich zu Hirschberg; Thonarbeiten von besonderer Güte liefern Bunzlau, Muskau und Sprottau. Zur Erleichterung des Frachtfuhrwesens und Beförderung der Posten hat man im Bezirk 62 Meilen lang Kiestraßen angelegt, worunter 12 Meilen Kunitzstraße befindlich.

Nach dieser Einleitung folgen 18 Tabellen in alphabetischer Ordnung der Kreise, worauf der Name der Städte, Dörfer und Colonien, ihre Häuser - und Einwohnerzahl, die Entfernung von der Kreisstadt nebst dem Parochialverhältnisse angegeben sind. — Den Beschluß macht ein Register.

GESCHICHTE.

JAUER, b. Gäuke: *Almanach der merkwürdigsten Zeitergebnisse Schlesiens* von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst einem vollständigen Register in sieben Abtheilungen chronologisch geordnet, von Bornmann, Pastor zu Prausnitz. 1821. IV. u. 384 S. 8. (16 Gr.)

Herr Pastor Tiede in Reichenbach gab von 1862 bis 1814 in 8 Bänden Schlesiens denkwürdigste Jahrestage heraus, in welchen er nicht bloß magre Rubriken aufzeichnete, sondern auch jeden Vorfall aus der vaterländischen Geschichte erläuterte. Hr. B. hat jenes Werk benutzt und so wie Tiede, nur etwas kürzer, das aufgeführt, was an jedem Tage der 12 Monate geschah; auch dabey Geburtstage, Regierungsbefehle, Polizeyverordnungen u. s. w., beygefügt. Indessen würde dieses alles mühsam aufzuzufuchen seyn; wenn nicht die Regi-

ster das Nachschlagen erleichterte. Das erste enthält ein chronologisches Verzeichniß der merkwürdigsten allgemeinen Landesereignisse. (S. 247 bis 259.) Das zweyte ist ein chronologisches Verzeichniß der merkwürdigsten besondern Landesereignisse in Städten und Dörfern (S. 259 — 347.) Das dritte führt etliche schlesische Regenten nach ihren Geburts - und Sterbetagen und Jahren, (S. 348 — 354.) das vierte die schlesischen Bischöfe (S. 355 — 359.) das fünfte berühmte schlesische Staatsbeamten (S. 359 — 360.), das sechste einige berühmte schlesische Feldherren, (S. 361 — 365.) das siebente endlich einige berühmte schlesische Gelehrte (S. 365 — 384.) auf.

Für Schullehrer, welche ihre Zöglinge in der vaterländischen Geschichte unterrichten, ist dieser Almanach ein sehr nutzbares Werk; jedoch enthält es eine Menge chronologischer Unrichtigkeiten, vielleicht zum Theil durch Druckfehler entstanden, die Hr. B. bey einer zweyten Auflage hoffentlich verbessern wird.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab: *Predigten für denkende Verehrer Jesus*, von J. H. B. Dräseke. Fünfte und letzte Sammlung. Dritte, unveränderte Auflage. 1823. 498 S. gr. 8. (ohne Titel, Vorreden und Inhaltsverzeichnissen, zuf. 1 Bogen.)

Dafs diese Predigten ein großes Publikum gefunden haben, beweisen die wiederholten Auflagen. Dafs sie großentheils des eingearbeiteten Beyfalls werth seyn mögen, will Rec. nicht in Abrede seyn. Dafs aber Themen, wie: *Christenthum ist die Muttersprache der Menschheit; alle Nachahmung Anderer ist verwerflich; Schwärmerey ist die Seele des Glaubens und der Tugend*, selbst wenn sich durch Behandlung und Ausführung ein vernünftiger Sinn hineinbringen läßt, zu den bedauernswerthen Verirrungen des sonst so verdienten Vfs. gehören, und dafs es sehr traurige Ausichten für die Kanzelberedsamkeit geben müsse, wenn sich der Geschmack zu solchen Oxymoris weiter ausbreiten sollte, wagt Rec. zu behaupten, selbst auf die Gefahr hin, von dem Vf. denen „Lesern und Beurtheilern“ beygezählt zu werden, die (laut Vorr. S. V.) „es sey nun aus Trägheit oder aus Befangenheit gewohnt sind, über alles, was gegen ihre bisherige, d. h. gegen die *gemeine* (!!) Art der Vorstellung, oder des Ausdrucks anstößt, im Voraus den Stab zu brechen, wodurch es ihnen unmöglich wird, fremde, von ihrem Gedankenkreise abliegende Ideen rein aufzufassen und richtig zu würdigen“. Man muß gestehen, Hr. Dr. weiß eine *ungemein* vornehme Sprache zu führen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

ZÖLLICHAU u. FREISTADT, in der Daramannsch. Buchh.: *Archiv für die Pastoral-Wissenschaft theoretischen und praktischen Inhalts*, herausgegeben von J. S. Bail, fortgesetzt von den Confistorialrathen C. F. Brescius, D. Pf. L. Muzel und dem Prof. u. Superint. D. C. W. Spieker (zu Frankf. a. d. O.) *Vierter Theil*.

Auch unter dem Titel:

Neues Archiv etc. Erster Theil. 1822. X u. 506 S. Zweyten Theils oder fünften Theils erstes Heft 1823. VI u. 314 S. gr. 8.

Dieses Archiv, das von dem sel. Bail auf sehr sinnige Weise angelegt worden, erscheint hier in seiner Fortsetzung unter der Leitung der genannten Gelehrten in einer noch würdigen Gestalt. Die Einrichtung ist zwar im Ganzen dieselbe geblieben; aber, ohne den Verdiensten des vollendeten frühern Herausgebers im mindesten zu nahe zu treten, darf man behaupten, der Geist, der in der Fortsetzung herrscht, rage weit über den hervor, der sich in der ersten Anlage kund gab. Liberal, aber mit weiser Umsicht und Mäßigung gepaart, spricht er besonders in den Arbeiten der würdigen Herausgeber sich aus, und, wenn gleich diese, ein jeder nach seiner Individualität, sowohl in Form als Materie einen verschiedenen Gang nehmen und, wie es nicht anders seyn kann, auch die Mitarbeiter gar verschieden, sowohl in ihren Ansichten, als in der Manier sind, in welcher sie sich darüber aussprechen, so ist doch eben diese Verschiedenheit dem Zweck dieses Archivs, der Gottlob! nicht ein die geistliche Gemächlichkeit begünstigender, sondern ein wirklich wissenschaftlicher ist, eher förderlich, als nachtheilig; daher wir hoffen, dieses Archiv werde sich in einer längern Dauer erhalten und sich ein beträchtliches Publicum verschaffen.

Die Fächer, in welche der Inhalt vertheilt worden ist, sind folgende: 1) Abhandlungen. 2) Homiletische Aufsätze, die abermals wieder in mehrere Abtheilungen z. B. Proben aus den Sammlungen der ältesten christlichen Homilien; neuere Predigten; Predigtentwürfe; Vorschläge zu neuen Pericopen, zerfallen. 3) Biographien würdiger Geistlichen. 4) Amtserfahrungen. 5) Miscellen. 6) Liturgik. 7) Literaturbericht. 8) Auszüge aus gedruckten Predigten. 9) Nekrolog.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Schon diese bloße Angabe mag auf den vielfältigen, reichen und interessanten Inhalt aufmerksam machen. Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Partien.

Band 1. Erste Abtheilung. Abhandlungen. Hr. D. Muzel eröffnet die Reihe derselben mit einer Klage über die Vernachlässigung des theologisch-dogmatischen Studiums unter den evangelischen Predigern in jetziger Zeit. Sehr nützliche Winke, die Dogmatik und das dogmatische Studium überhaupt betreffend, gehen voran, und es werden dann die mannigfaltigen Nachtheile, die aus der Vernachlässigung dieses Studiums entspringen, oder doch davon zu beforgen sind, gründlich aufgedeckt. Sollte sich auch hin und wieder eine etwas zu weit getriebene Aengstlichkeit verrathen, so ist doch insbesondere jüngern Geistlichen, namentlich angehenden Predigern, diese Abhandlung zur sorgfältigsten Beherzigung zu empfehlen; denn jene Vernachlässigung rächt sich früher oder später bey unsern Amtsvorträgen gewiss. Hr. C. R. Brescius verbreitet sich in einer noch bis in den folgenden Theil fortlaufenden, gehaltvollen Abhandlung über das Wesen der Idee und des Begriffs; zur Orientirung über die Streitfragen in der heutigen Theologie. Genau genommen ist nun zwar diese Abhandlung nur als Einleitung zu den Untersuchungen zu betrachten, die laut der Schlussbemerkung (Theil 2. S. 43) daran noch ferner angeknüpft werden sollen. Sie hat aber auch, schon als für sich bestehend, ein hohes Interesse; und wir geben deshalb von ihr wenigstens einen kurzen allgemeinen Abriss, wobey wir denn freylich um das Ganze zusammenzustellen, schon in den 2ten Band hinüberschweifen müssen, Begriff ist unserm Vf. „jede zur Verständigung über Gegenstände der Erfahrung dienende, durch Merkmale bestimmte Vorstellung;“ Idee hingegen a) *subjectiv* genommen „das allerdings geheimnißvolle, aber unleugbare, activ-passive, geistige Gefühl (Bewusstseyn) des überfinnlichen Grundes unsers eigenen Seyns und Wirkens, so wie allerdings auch alles Daseyns außer uns;“ b) *objectiv* „dieser überfinnliche Grund alles Seyns und Daseyns selbst.“ Nachdem der Vf. in mehreren §§ die Realität der Idee in dem angegebenen Sinne mit trefflichen Gründen darzuthun sich bemüht hat, entwickelt er trefflich §. 11. den Gegensatz der sichtbaren oder sinnlich n und der überfinnlichen oder idealen Welt, welcher Gegensatz in dem §. 12. beygefügtem Schema noch

deutlicher hervortritt, und zu der Ueberzeugung leitet, „dass nur in der Idee die volle Wahrheit unserm Geiste aufgehe und alles Wesen nur in ihr zu finden sey“ (§. 13) und „das begreifliche Wissen nicht überschätzt werden dürfe“ (§. 14), wie denn die ganze philosophische Geschichte den Beweis giebt, „dass es vergebens sey, dem Dualismus unsers Wahrnehmens (Anschauung und Idee) entfliehen zu wollen“ u. s. w. (§. 15). „Durch das alles kommt der Vf. (§. 16) zu dem Resultat: dass dem Menschen ein Stoff für sein Denken und Handeln gegeben sey, nämlich die Idee, in welcher sich alles zu dem wahren Leben, zu dem *Leben in Gott* (Gottesbewusstseyn, *sensus numinis*) verklärt.“ — So weit ist Th. 1. diese Abhandlung fortgeführt. Im 2ten Theile (S. 1—43) nimmt der Vf. den Faden wieder auf, und verbreitet sich über die menschliche Glaubenssphäre sowohl (§. 17) als über die menschliche Individualität (§. 18—21) wobey über Leben — Freiheit — geistige Kräfte des Menschen, und endlich über das religiöse Bewusstseyn dieser Individualität gar gewichtige Worte geredet werden. Eine Schlussbemerkung §. 22. deutet nun auf die beiden Meinungen hin, auf was Weise der Mensch zur Religion gelange, davon die Eine sich mit dem, was die menschliche Individualität auszeichnet, begnügen und durch dasselbe ein System religiöser Wahrheiten, zur vollen Befriedigung der Vernunft zu Stande bringen zu können, die Andre dazu einer besondern göttlichen Hülfe zu bedürfen glaubt, wonach sich also der Unterschied zwischen *Vernunft- und Offenbarungsgläubigen* bildet. Es ist zu bedauern, dass wir aus Mangel an Raum nicht mehr als dieses magere Skelet geben können. Möge die Abhandlung recht sorgsame und nachdenkende Leser, und der Vf. recht bald Zeit und Müsse zur Mittheilung der Untersuchungen gewinnen, die er noch ferner daran anzuknüpfen gedenkt. Hr. Dr. *Spieker*, veranlasst durch das Schreiben eines Freundes, giebt uns seine Gedanken *über das Eine, das Noth thut in unsern Schulen* (S. 93—144). Dies Eine ist der *christliche Geist*, über dessen Mangel sowohl, als über die Ursachen desselben eine sehr freymüthige Klage geführt wird. Sollte auch Manches viel zu sehr ins Trübe gezeichnet seyn, so verdient doch gewiss der Gegenstand an sich eine recht sorgfältige Beherzigung, und des Vfs. Vorschläge, wie jener Geist wieder zu wecken und zu beleben sey, wiewohl manche darunter gar nicht neu sind, mögen von allen, die auf Schulen einwirken können, wohl erwogen werden. Hr. Dr. *Muzel* beschliesst die Reihe der Abhandlungen (Th. 1. S. 145—172) mit einem sehr durchdachten Aufsatz *über das Bemühen, während zu predigen*. Der Vf. geht auf der goldenen Mittelstrasse einher, und hält sich eben so weit von denen, die im Kanzelvortrage nur Belehrung wollen, als von denen entfernt, die einzig und allein auf die Erregung lebhafter Gefühle ausgehen. Sehr nützliche Fingerzeige werden gegeben, sowohl darüber, wo die Rührung hinge-

hört, als auch wie sie zu erregen ist. Eine interessante Zugabe ist am Schlusse dieser Abhandlung die Beurtheilung der Regeln, welche *Hugo Blair* (Vorlesungen über Rhetorik) über die Kunst zu rühren ertheilt. — Die *homiletischen Arbeiten* (Abth. 2.) bestehen in diesem Bande 1) *aus Proben, die aus den Sammlungen der ältesten christlichen Homilien gegeben werden*. Diesmal giebt es zwey solcher Proben; die eine von Hrn. C. R. *Brescius* mitgetheilt, ist des H. Alterius Homilie über Matth. 19. 3. „ob es dem Manne erlaubt sey, sich um jeder Urfsach willen von seinem Weibe zu scheiden;“ dieser Bischof — denn das war er laut Vorerinnerung, zu Amasea in Pontus, erscheint hier als ein sehr warmer und baredter Vertheidiger der weiblichen Rechte. Die andre, welche Hr. D. *Muzel* giebt, ist eine Homilie des Chrysostomus über den Kirchenbann; sie bezieht sich auf die arianischen Händel, und spricht die mildebristliche Gefinnung des berühmten Redners aus; 2) *aus ausführlichen neuen Predigten*, deren Hr. Br. diesmal drey (25 Tr. 1 u. 2. Weihnachtstag) über die gewöhnlichen Perikopen ihres geistreichen Vfs. vollkommen würdige liefert, wozu noch eine vierte am Neujahrstage 1822 von Hrn. *Vollbeding*, Diac. zu Delitzsch gehaltene kommt. Sie legt Pf. 121 zum Grunde, und beurkundet ein sehr reiches Talent ihres Vfs., dem auch die Herausgeber alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich sie mit der „blumenreichen“ Schreibart nicht ganz zufrieden sich erklären. Rec. findet den Schmuck der Blumen in dieser wohlgerathenen Rede nicht überladen; er mag es an jungen Rednern, wie Hr. B. einer zu seyn scheint, wohl vertragen, wenn sie nach rednerischer Fülle und Schönheit streben, da mit den Jahren das zu Viel sich wohl von selbst verliert; nur die Schöwrednerey, der es an Gedanken fehlt, ist verhasst und Ekelserregend. Davon aber findet sich doch bey unserm Vf. nichts, vielmehr bey allem schön Gefagten doch auch recht viel brav Gedachtes. 3) *aus Vorschlägen zu neuen Perikopen*. Hr. Superintendent D. *Fritzsche* zu Dobrilugk macht den Anfang einen *Jahrgang Texte aus dem A. T.* mit exegetischen Bemerkungen und homiletischen Andeutungen zu geben. In der fast 9 Seiten langen Einleitung wird viel Wahres und Treffendes über Bibeltexte überhaupt, über alttestamentliche insonderheit und über deren Behandlung im Kanzelvortrage gesagt. Die vorgeschlagenen Texte gehen in diesem Bande vom 1. Adv. bis Sonntag Quasimodogeniti, und sind, ausgenommen Charfreitag, Ostersfest und Quasimod. (für welche aus Jes. 53. Pf. 16, 1.; P. 16, 11. u. Pf. 22, 31. Texte vorgeschlagen sind) sämmtlich aus dem ersten Buch Mosis genommen. Hr. F. ist als Exeget schon sonst rühmlich bekannt, daher es sich auch hier voraussetzen lässt, wie es sich dann auch wirklich erweist, dass manche der von ihm gewählten Bibelstellen in exegetischer Rücksicht recht wacker behandelt worden sind. Nur möchte sein bekannter Supernaturalismus ihn zuweilen verleiten, manches gar zu buchstäblich, und auf christ-

christliche Grundsätze und rein moralische Begriffe zu wenig Rücksicht zu nehmen, wie ihm auch (S. 277) von einem der Herausgeber zu 1 Mos. 22, 1–19. nachgewiesen wird. Die aus den Texten abgeleiteten Hauptsätze sind fast alle lobenswerth praktisch aufgefasset, so wie auch gegen die Disposition nichts erhebliches zu erinnern seyn möchte. Nur sehr natürlich, wo der Vf. die rein moralische Ansicht verläßt, kann auch weder Hauptatz noch Eintheilung die richtige seyn, wie dies z. B. bey der so eben genannten Versuchungsgeschichte Abrahams der Fall ist. So wie Hr. *Fritzsche* dem alten, so möchte Hr. *Helmrich*, Ober-Pfarrer und Ephorie-Adjunct zu Finsterwalde dem neuen Testamente eine größere Berücksichtigung in den sonntäglichen Vorträgen verschaffen. Er theilt deshalb *Gedanken über stehende Perikopen und namentlich über die evangelischen* mit; so wie auch *Vorschläge zu neuen historischen Perikopen des N. T. mit genauer Bezugnahme auf die alten*. Der Vf. erklärt sich mit überwiegenden Gründen sowohl für stehende Texte überhaupt, als für die Beybehaltung der ältern Perikopen, für letztere jedoch so, daß denselben andre, auf drey Jahre zu bestimmende, aus den historischen Büchern des N. T. zu wählende, an die Seite gesetzt werden, so daß mit jedem vierten Jahr die alten wieder an die Reihe kommen sollen. Diesem Vorschlage stimmt Rec. vollkommen bey, auch findet er den hinzugefügten Plan zu einer solchen Reihfolge sehr beyfallswürdig. Wenn aber Hr. H. in der Perikope, die vom *Simeon* und der *Hanna* handelt, Stoff zu Betrachtungen über die Heiligkeit des Eides, über Untreue in der Ehe und über den Selbstmord, oder wenn er die Abschiedsreden Jesu Joh. 15, 16. als an einen schicklichen Ort in Hinsicht des Kirchenjahres gestellt findet, so können wir ihm weder in der Exegese, die etwa zur Begründung des erstern leiten möchte, noch in den Gründen beypflichten, womit er die letzte Behauptung unterstützt. In Abth. 3. giebt uns Hr. D. *Spieker* S. 319–351 eine Biographie des vollendeten trefflichen *Hanstein*, die auch nach dem „Denkmal der Liebe,“ das des Verstorbenen würdiger Schwager, *Wilmsen*, schon 1821 dem Vollendeten stiftete, gelesen zu werden verdient. Die *Amtserfahrungen* des Pfarrers *Tschirner*, die sich in Abth. 4. S. 352–361 finden, sind höchst lehrreich, mitunter auch erfreulicher Art. Es folgen Abth. 4. (S. 366–405) *Miscellen*. Sehr anziehend ist die Nachricht von Joh. *Spörlin's* Einführung als Prediger an der St. Stephans Kirche zu Mühlhausen im Elsass. Der damals erst 22jährige Mann, dem so frühe ein wichtiges Amt anvertraut ward, erscheint in einem trefflichen Lichte. Des Prediger *Merkel* zu Flöha Wirklichkeit in seiner Gemeinde in den Kriegsjahren von 1806 bis 1813 stellt diesen als das Muster eines würdigen Geistlichen dar. Die *freye evangelische Kirche in Westphalen* wird würdig geschildert und ein Bruchstück aus *Krummachers* Gedicht, denselben Gegenstand betreffend, erhöht das Interesse des Aufsa-

tzes. Unter der Aufschrift: *die moderne Idee des Schönen im Christenthum* lesen wir ein merkwürdiges Aktenstück ästhetischer Befangenheit, oder vielmehr Verschrobenheit. Die 5te Nummer dieser *Miscellen* giebt einen Beytrag zur *Geschichte der deutschen Kanzelberedtsamkeit*; und zwar nach kurzer Erinnerung an einige ältere Homileten, von welchen *Schuler* in seiner Gesch. d. Geschmacks im Predigen nichts erwähnt, eine Rosenkranzpredigt aus neuerer Zeit, nämlich von dem Redemptoristen *Zacharias Werner*, die einen sehr traurigen Beweis von der Geistesverirrung des Verstorbenen, wenn nicht noch von etwas Schlimmern giebt. Diesen von Hrn. Sp. mitgetheilten 5 Numern, schlossen sich *kirchliche Nachrichten* von mehreren Orten mitgetheilt von *Muzel* an, die Aufmerksamkeit verdienen. Unter Nr. 7. giebt Hr. *Brescius* *Proben der neuesten Polemik gegen die Protestanten*. Sie sind aus der berüchtigten *Mastiaux'schen* Lit. Zeit. entlehnt, und übertreffen alles, was man nur von pöbelhafter Ungezogenheit sich denken kann. Einen schönen Contrast dagegen machen die aus des trefflichen Caj. *Weiller* Denkschrift auf *Jacobi* (1819) entlehnten Worte am Schlusse dieses Aufsatzes. Abth. 6. (S. 406–472) enthält den *Literaturbericht*, von welchem wir uns begnügen im Allgemeinen zu bemerken, daß die Urtheile sich durch Humanität und Unparteylichkeit auszeichnen. Abth. 7. (S. 473–485) *Auszüge aus gedruckten Predigten* enthält diesmal nur zwey Numern, nämlich *Hildebrands* Predigten über die Ap. Gesch. und *Greillings* neueste Materialien. Nach den aus den erstern ausgezogenen Themen sind jene Predigten sehr lesenswerth; *Greillings* Lieferungen und Leistungen haben sich schon längst durch sich selbst empfohlen. Ein ziemlich vollständiger *Nekrolog* vom J. 1821 der mehr als bloße Namen, Jahreszahlen und Altersangaben enthält, macht in der Abth. 8. den Schluß dieses reichhaltigen Bandes.

Band II. dessen Heft I. vor uns liegt, setzt Abth. 1. die oben im Umriß gegebene Abhandlung von Br. über das Wesen der Idee u. s. w. fort, und enthält außerdem einen Aufsatz vom Superint. Dr. *Fritzsche*, unter dem Titel: „über das Unheil der Kirche und dessen Abwendung,“ der einer Schrift des G. S. Hrn. D. *Nitzsch* zu Wittenberg, über das Heil der Kirche“ oder der *Welt* — denn unter beiden Titeln wird N's. Schrift in diesem Aufsatz aufgeführt — entgegengesetzt ist. Rec. kennt diese letzte Schrift nicht, und kann daher nicht beurtheilen, ob Hr. F. den Sinn seines sehr ehrwürdigen Gegners genau genug gefaßt hat, muß indess bezeugen, daß die hier angestellte Beleuchtung derselben humaner ausgefallen ist, als es sich nach der etwas schneidenden Ueberschrift erwarten ließe. Daß übrigens F. nur Unheil sehen kann, wo N. Heil erblickt, kann bey dem großen Antagonismus der Principien, von welchen beide Vff. ausgehen, nicht wohl anders seyn. Von demselben Vf. erhalten wir Abth. 2. die Fortsetzung der Band I. begonnenen Entwürfe über

über A. Testamentl. Texte bis zum Trinitatisfeste, darunter einige interessante, z. B. 1 Mos. 27, 1—29. „von der partyischen Vorliebe vieler Aeltern zu einem ihrer Kinder;“ ferner: „wie sehr wir darauf zu sehen haben, daß die Beschäftigungen unsrer Kinder nicht unvermerkt den Grund zu ihrem sittlichen Verderben legen“ über 1 Mos. 27, 30—45. „über den Werth des Segens, den Aeltern ihren Kindern geben.“ In eben dieser Abtheilung giebt Hr. *Helmricht* Entwürfe über die von ihm vorgeschlagenen neuen historischen Perikopen aus dem N. T. Man kann nicht in Abrede seyn, daß sich darunter recht viel Gelungenes befindet; aber doch auch manches theils Gezwungenes, z. B. über Matth. 16, 1—4: „von den Versuchungen, Gott zu versuchen, welche ungewöhnliche Zeiten mit sich führen, theils in der Angabe des Hauptplatzes sowohl, als in der Disposition äußerst Triviales, z. B. über Joh. 9, 35—41. „wer den Sohn Gottes hat, der hat das ewige Leben. 1) was es heißt, den Sohn Gottes haben, nämlich: an ihn glauben; ihn lieb haben; auf ihn trauen; mit ihm in einer innigen und frommen Gemeinschaft leben. 2) daß der, der ihn hat, auch das ewige Leben hat; welches auf folgende Art bewiesen wird: er fühlt in sich ein höheres, geistiges Leben; er hat an keinem Mittel Mangel, daß ihn zum Leben führen kann; er empfindet in einem höhern Beyfall ein inneres und seliges Wohlfeyn, er geht einst zu dem Leben über, welches Gott im Himmel geben wird. Dergleichen leicht hingeworfene und überdiß sehr gegen die Regeln der Logik verstoßende Entwürfe könnten wir mehrere anführen, wenn es der Raum nicht verböte. Es folgen *Entwürfe zu Predigten*; diessmal zuerst: „Dispositionen zu Predigten über das Werk der Besserung von *Havenstein*.“ Die vollständigen Predigten sind seitdem unter dem Titel: *die Heiligung in dem Herrn* erschienen, und auch in diesen Blättern (Erg. Bl. 1823 Nr. 96) mit verdientem Lobe angezeigt, daher wir hier uns jedes Urtheil ersparen können. Sodann: „Gedanken über die Feyer des jährlichen Bettages in den preussischen Staaten, und Materialien zu Predigten für denselben von D. *Muzel*.“ Die Gedanken, welche sich auf die Bestimmung des Tages und auf den Zweck seiner Feyer beziehen, sind sehr klar, einfach und müssen jedem Unbefangenen als höchst-wahr einleuchten; die Materialien sind mit Rücksicht auf Zweck und Bestimmung des Tages gewählt, daher sehr passend und zugleich mit der Angabe der Texte versehen, die ihnen zum Grunde dienen können. Abth. 3. macht uns unter der Aufschrift: *Biographien würdiger Geistlichen* diessmal mit dem Leben und Wirken eines in einer zwar beschränkten, aber mit Treue und Liebe würdig ausgefüllten Sphäre thätigen Mannes, des verstorbenen Pfarrers M. F. *Spieker*, bekannt, der über 50 Jahre ein geistl. Amt bekleidete, und davon 44 Jahre den beiden Gemeinden zu *Pereffe* und *Roskow* bey Brandenburg an der Havel mit unermüdetem Eifer vorstand, und im 86sten J. i. Alters verstarb. Es ist sehr zweck-

mäßig und lehrreich, auch der stillen und bescheidenen Thätigkeit ein Denkmal zu errichten, besonders, wenn es auf so würdige Weise, wie hier, von dem verdienten Hrn. D. *Spieker*, einem nahen Verwandten des Verstorbenen, zwar mit sichtbarer Rührung, aber mit eben so unverkennbarer Unparteylichkeit geschieht. Unter den *Amtserfahrungen* Abth. 4. werden zuerst die *Tschirnerischen* fortgesetzt, wo doch wenigstens die erste unter den hier mitgetheilten, die noch dem Vater des Vf's. angehört, durch das weiße Chorhemd über den schwarzen Talar, der Eintritt in die dunkle Stube und der plötzliche Zuruf: „Wach auf, o Mensch u. s. w.“ einen Anstrich vom Theatralischen haben, und wohl nicht, es sey denn mit großer Umsicht, nachzuahmen seyn möchten. Den *Tschirnerischen* folgen die Erfahrungen eines Hrn. *Hoffmann*, die hauptsächlich zeigen, wie viel der Geistliche, besonders in Verbindung mit einem einsichtsvollen Arzte, am Krankenbette auszurichten vermöge. In den *Miscellen* Abth. 5. giebt zuerst Hr. *Sp.* in fünf Numern Aufsätze über Protestantismus und Katholicismus, mit Rücksicht auf *Tschirner's* (nicht *Tschirner*) bekannte Schrift über denselben und *Buchholzens* (deutsche Monatschrift) darüber abgegebenes Urtheil — über Bedrückung der Protestanten in Ungarn — über den Gebrauch (Mißbrauch) von Bibelsprüchen gegen Verfügungen des Staats — über einen (neuen) Abdruck des A. T. nach dem Cod. Alex. in London; ein Prachtwerk, dessen Kosten auf 7349 Pf. 17 Sch. 6 Pence angeschlagen werden — über ein treffliches Wort des edlen *Niemeyer* aus dessen „Academischen Predigten und Reden“ 1819. Hr. *Muzel* aber fährt fort „kirchliche Nachrichten“ aus verschiedenen Gegenden und Orten zu sammeln, unter welchen die von einer unter dem Namen *Bahrdianer* zu Sachsenhausen b. Frankf. a. M. entstandenen Secte Rec. wenigstens neu war. Abth. 6. enthält diessmal *Liturgik*, die im vorigen Bande noch fehlte; jedoch für das Mal nur „Urtheile und Ansichten angelehener Gottesgelehrten über die christl. Liturgie“ namentlich aus Luther's Schriften, der A. Cf. und der *Form. Conc.* die Abhandl. soll fortgesetzt werden. Der *Literaturbericht* Abth. 7. ist auch in diesem Heft sehr reichhaltig, und es läßt sich ihm eben das nachrühmen, was von dem in *Be.* gesagt worden ist. Die *Auszüge aus gedruckten Predigten* Abth. 9. geben über die auch von uns (Erg. Bl. 1823 Nr. 9.) angezeigten Predigten von *Hofsbach*, Berl. 1822. über des Hofpr. *Zimmermann* zu Darmstadt im J. 1820 gehaltenen Vorträge, und über *Grelling's* Materialien 2te Th. Nachricht. Auch diessmal macht ein *Nekrolog* vom J. 1821. den Beschluß. Das nächste, schon zu Michaelis 1823 versprochene 2te Heft dieses Bandes, das aber Rec. noch nicht zugekommen ist, wird den vom Jahr 1822 nachliefern. Wir schließen mit dem wiederholten Wunsch für den langen Bestand und die ausgebreitete Wirkksamkeit dieses interessanten und lehrreichen Archivs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

NATURGESCHICHTE.

REGENSBURG, gedr. b. Brenck's Wittwe: *Denkschriften der Königlich-Baierischen botanischen Gesellschaft in Regensburg. Zweyter Band. 1822. XXVIII und 224 S. 4. m. Kpfr.*

Ein zweyter Titel bezeichnet die vorliegenden Blätter als *Erste* Abtheilung des zweyten Bandes und setzt hinzu „mit 3 Kupfertafeln und IX Steinabdrücken“. Es ist mithin der dritte Theil der werthvollen Denkschriften, von denen die beiden ersten in unserer A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 50. angezeigt worden. Von S. VII bis XXVIII. setzt der Sekretair Hr. Dr. Oppermann die Geschichte der Gesellschaft bis zum Schlusse des J. 1821 fort. Es dürfte, wie es uns scheint, bey der zu erwartenden Fortsetzung ein unseres Wissens noch nirgend gedrucktes vollständiges Verzeichniß der Mitglieder des Vereins nicht ohne Interesse für die botanische Literaturgeschichte seyn, wenn es nur mit steter Beziehung darauf aufgestellt würde. (Es müßte dann ausser den Vor- und Zunamen, den Geburtsort, das Geburtsjahr, die botanischen Schriften u. d. m., an- geben). In der ersten Abhandlung S. 1. beantwortet Hr. Dr. Steudel, dem man den trefflichen *Nomenclator* verdankt, die zweyfache Frage: *Ist eine Verbindung der Botaniker zu einer gemeinschaftlichen Bearbeitung eines Systema Vegetabilium nöthig und möglich?* Diese Beantwortung fällt in beiderley Beziehung, nämlich sowohl rückfichtlich der Nothwendigkeit als der Möglichkeit, bejahend aus. Genau genommen, schließt sie sich dem an, was in dem ersten Bande der Denkschriften Herr Graf von Sternberg über den gegenwärtigen wahrhaft chaotischen Zustand der botanischen Wissenschaft gesagt hat. Anziehend und wahr ist die von dem Vf. versuchte Kritik der von der *Encyclopédie méthodique* an bis auf *de Candolle's Regni vegetabilis systema naturale* herausgegebenen neuern allgemeinen Werke, mit Berücksichtigung der sich auf solche allgemeine Uebernehmungen beziehenden Vorschläge von Poiret und Trattinnick. Nach seiner Meinung giebt es nur ein Mittel, um aus den Verwirrungen herauszukommen, welche von allen Seiten die Wissenschaft umstrickt halten. Dieses einzige Mittel ist: — *Eine Verbindung aller Botaniker der Welt und mit dieser die Errichtung eines bo-*
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

tanischen Tribunals. Er giebt auch die Grundzüge für die Organisation und die Art der Wirkksamkeit dieses botanischen Bundes an. Sie könnten allerdings den ersten würdigsten Berathungsgegenstand auf dem von dem Hrn. Grafen von Sternberg vorgeschlagenen botanischen Congresses bilden, da es ohnehin in der Natur eines solchen Congresses liegt, etwas Tribunalarziges zu haben. Wie dem auch sey, so bleibt es immer verdienstlich die Gebrechen der Wissenschaft freymüthig aufzudecken und Vorschläge zu thun, die wahre Hülfe herbeyführen müssen. — S. 21. liefert der ehrwürdige Greis Ritter von Schrank *Bemerkungen über einige seltene Pflanzen des königl. botanischen Gartens zu München.* Von den hier berührten 140 Gewächsen ist eine nicht unbedeutende Anzahl bereits in des Vfs. *Hortus Monacensis* und in andern Werken beschrieben. Schätzbar sind die versuchten neuen Diagnosen, die Anmerkungen über Pflege, Vaterland, Verwandtschaften u. s. w. Es wäre indessen zu wünschen gewesen, daß, mehr als geschehen, Rücksicht auf die Vorarbeiten der Zeitgenossen genommen wäre; denn gar manche von diesen Pflanzen ist bereits anderwärts unter einer andern Benennung beschrieben. So ist, um nur ein Beyspiel anzuführen, die S. 68. als neue Gattung unter dem Namen *Spixia* aufgestellte nichts weiter als die *Ampherphis intermedia* Link et Otto. *Plant. select. hort. bot. berol. fasc. V. tab. 29.* — III. *Erineum*. Persoon. bearbeitet von Hrn. Dr. von Schlechtendal. In diesem Aufsatze (S. 73 — 100.) ist eine vollständige Monographie dieser bekannten Parasitengattung enthalten, deren erste Kunde man in *Malpighi's* Buche *de excrescentiis et tumoribus plantarum* findet. Eine Arbeit dieser Art gestattet begreiflicher Weise keinen Auszug. Genug der Vf. behandelt diese Wesen, es mögen Saamen bey ihnen gesehen worden seyn oder nicht, als Pilze, beschreibt die ihm bekanntgewordenen Arten, berichtigt die Synonymie und schaltet die neuen Arten an ihren Orten ein. Die Arten werden in die drey Frisch'schen Gattungen *Taphria*, *Phyllerium* und *Erineum* vertheilt, die Persoon alle unter der Benennung *Erineum* zusammenfasste. — IV. *Ueber die Keimung einiger Wassergewächse*, von Dr. Johann August Tittmann, königl. S. Bergrath in Dresden (S. 101.). Aus einem eigenen ausführlichen Werke (*Die Keimung der Pflanzen.* Mit 100 ausgem. Abbild. Dresden. 1821. in 4.) kennt man die Vorliebe
S (4) des

des Vfs. für diesen Gegenstand, der noch viele Entdeckungen darbietet. Es ist ihm gelungen, die bis jetzt fast unbekannte Keimung einiger Wassergewächse durch sinnreiche Versuche zu beobachten und er beschreibt hier mit gewohnter Genauigkeit die Keimung der *Nymphaea alba*, *Nymphaea lutea*, *Allisma Plantago* und *Potamogeton natans*. Interessant ist die dem Vf. von einem Liebhaber der Kräuterkunde Hrn. Schumann Polamentier in Radeberg, mitgetheilte Beobachtung über das Mittel, dessen sich die Natur bedient, um die Saamen der *Nymphaea alba* Lin., an ihrem natürlichen Standorte, auszulaßen und zu verbreiten. So wie nämlich die Früchte sich, nachdem sie ihre vollkommene Reife erlangt, auf den Grund des Wassers niedergefenkt haben, springen sie in mehreren dreieckigen Lappen, die sich nach dem Fruchstiel zurückbiegen, auf, und lassen die Saamen heraus. Ein jeder ist noch mit einem häutigen, an einem Ende offenen Netze umgeben. Vermöge dieses schleimigen Sackes werden sämtliche Saamen, nachdem sie sich von einander begeben haben, auf die Oberfläche des Wassers,empor gehoben. Hier schwimmen die Saamen, wie Froschleichen, auf dem Wasser, mit der Oeffnung ihres Sackes nach unten gekehrt. Durch die Bewegung des Wassers vereinzeln sie sich und werden auf der ganzen Oberfläche desselben ausgebreitet. Ist dies erfolgt, so halten die Saamen, da die Oeffnung ihres Schiffchens durch die Einwirkung des Wassers erweitert worden ist, aus ihren Säcken heraus, auf den Grund des Wassers. Herr Bergrath F. nennt dies „ein eigenes Kunststück.“ Ist das wohl die rechte Benennung für ein der unzähligen Wander der ewigen Natur, in deren Inneren, um mit Haller zu reden, kein erschaffener Geist dringt? — V. *De plantis nonnullis antediluviantis ope specierum inter tropicos viventium illustratis.* Auctor Dr. Carolus Fr. Ph. de Martius, R. Acad. Monac. S. O. Cor. Bav. Equ. eck. Cum tabulis II. lapidi incis. S. 121. Gehört wohl eine Abhandlung dieser Art in die Schriften einer botanischen Gesellschaft? Mit dieser Frage begann Rec. den lehrreichen Aufsatz zu lesen; eine der vielfachen Früchte, welche die gelehrte Welt von des Vfs. Reisen nach Brasilien ärntet. Uns will es nämlich vorkommen als wenn die fossilen Ueberreste einer sogenannten Flora der Vorwelt überall nicht zum Gebiete der Kräuterkunde gehören, sondern vielmehr zur Bildungsgeschichte unserer Erde. Mit dem Entweichen des Principis, das sie einst belebte, sind die zurückgebliebenen Abdrücke und fossilen Bruchstücke offenbar nicht mehr als Gewächse zu betrachten, sondern lediglich als Phytolithen. Bey den Versteinerungen mögen sie abgehandelt werden, nur nicht in botanischen Schriften. Wer würde wohl die fossilen Reste der Thierwelt zur Zoologie zählen? Genug, um diese Abhandlung zu übergehen, obgleich sie wichtige Bereicherungen für den Theil der Naturgeschichte liefert, um den Schlottheim, Sternberg, Brogniart, Nau, Rhade, Noeggerath,

u. m. A. sich bleibende Verdienste erworben haben. — VI. *Novum plantarum genus, descriptum* Dr. Car. F. P. de Martius. Diese neue Gattung *Lychnophora* hat zum Kennzeichen: *Calyx communis cylindricus, polyphyllus, imbricatus, pauciflorus. Receptaculum nudum. Flosculi omnes hermaphroditi, fertiles, tubulosi. Pappus duplex; exterior brevis, multipaleaceus, persistens; interior multipaleaceus, paleis linguiformibus, fugax.* Der Name ist aus *λυχνος* und *φερειν*, *candelam ferens*, zusammengesetzt, weil die Einwohner sich der trockenen mit einem dichten, leicht entzündlichen Filze überzogenen Zweige statt Kerzen bedienen. In der Landessprache heißen sie *Paina do campo*, was soviel als *Lana campestris* bedeutet. Diese baumartigen Syngenesiten aus der Familie der *Vernoniaceen* wachsen sämmtlich in dem Diamantendistrict Brasiliens. Es werden davon acht verschiedene Arten ausführlich beschrieben. Eine ebenfalls neue brasilianische Gattung wird in dem Viten Aufsatze (S. 159 ff.) von Hrn. Professor Dr. C. G. Nees von Esenbeck aufgestellt, nämlich *Hornsuchia: calyx monophyllus; inferus, truncatus. Corolla 6 partita, laciniis duplici serie. Stamina 6. antheris filiformibus, in basi laciniarum corallae subseffilibus Pistilla tria, germinibus unicellularibus.* Sie gehört zur *Hexandria Trigynia* neben *Scheuchzeria*. Die beiden bis jetzt bekannten Arten sind von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Max von Neuwied in Brasilien entdeckt worden. — VIII. *Commentarius in Irideas capenses. Auctore Francisco de Paula de Schrank* (S. 165.). In seiner bekannten Weise beschreibt der Vf. 71 Irideen vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die ihm ein Apotheker aus Bamberg, Namens Strehme, der lange in den Kapstadt einer Apotheke vorgestanden, mitgetheilt hat. Ein vorzüglicher Werth dieses Aufsatzes liegt darin, daß die hier beschriebenen Exemplare alle wild *e loco natali*, also keine verkrüppelte Gartenpflanzen sind. Wer über die capischen Irideen künftig etwas schreiben will, wird nothwendig diese Abhandlung zu Rathe ziehen müssen, doch auch nicht unterlassen können, die übrigen über capische Pflanzen erschienenen Schriften, so wie die bedeutenden Sammlungen capischer Irideen zu Upsala, Berlin und London zu vergleichen. Die Familien der Irideen zerfällt nach von Schrank's Ansichten in: I. *Irideae verae*, welche die Gattungen *Iris*, *Xiphium*, *Galaxia*, *Moraea*, *Ixia*, *Gladiolus* und *Antholyza* begreifen und II. *Irideae adscitae*, zu denen die Gattungen *Aristea*, *Dilatris* und *Schinongia* gerechnet werden. Unter dieser letzten Benennung stellt der Vf. ein ganz neues Genus auf, das nur eine Art *Schinongia ciliata* aufzuweisen hat. Sie gehört zur *Triandria Monogynia*. Der Gattungscharakter ist: *Flores incompleti. Perigonium calycinum, liberum, campanulatum, sexpartitum. Stamina imae basi laciniarum alternarum perigonialium inserta: filamenta membranacea, elongato-triangularia. Capsula triloca.*

locularis, trivalvis. Die Benennung kommt „a Schinnongio, qui proximus a Fohio in China regnasse, et uno die septuaginta venenatas plantas non invenisse tantum, sed earum etiam usum salutarem comperisse dicitur, et omnino Chinesium Aesculapius, graeco Deastro certe minus fabulosus, primusque medicinae Sinicae parens, quae fere herbis fit, habetur.“ Der Name der *Antholyza aethiopica* Thunb. giebt dem Hrn. Vf. die Veranlassung zu nachstehender Bemerkung, die wir für die Freunde der botanischen Geographie hersetzen wollen: „Linnaeus, et quidam alii illo antiquiores auctores regionem Promontorii Bonae spei Aethiopiam dixere; perperam: nam Aethiopia proprie regionem Nigritarum significat, quod ex illo: Aethiopem lavare, manifestum est. Alias, et minus male, etiam de Abyssinia (Habesch) dicitur, praesertim ut Nubiae juncta est, nam Abyssinii proprie nigriti non sunt, sed furvi, Nubii veri Nigritae sunt.“ Auf denen diesem Bande beygegebenen Kupfertafeln und Steindrucken sind abgebildet Tab. I. Die Keimung der in dem vierten Aufsatze genannten Pflanzen, wobey statt fig. bey einer jeden derselben T. (ab) steht. Tab. II und III. Pflanzentheile zur Erläuterung der Martiuschen Abhandlung über einige vorzüglichstlichen Gewächse. Tab. IV. *Lychnophora brunioides* Mart. Tab. V. *Lychnophora ericoides* Mart. Tab. VI. *Lychnophora Plaster* Mart. Tab. VII. *Lychnophora villosissima* Mart. Tab. VIII. *Lychnophora staaroides* Mart. Tab. IX. *Lychnophora rosmarinifolia* Mart. Tab. X. *Lychnophora salicifolia* Mart. wobey wir bemerken, daß die echte Art *Lychnophora hakeasfolia* die einzige ist, die nicht abgebildet ward. Tab. XI. *Hornschuchia Bryotrope* N. ab E. und Tab. XII. *Hornschuchia Myrtillus* N. ab E. Die erste und die beiden letzten Tafeln sind in Kupfer gestochen, die übrigen auf Stein.

ERDBESCHREIBUNG.

SCHMIEDEBERG: *Wanderung im Riesengebirge*, malerisch erläutert und durch 27 in Contour radirte Kupfer abbildend dargestellt, nebst einer Hauptansicht des Riesengebirges mit Erklärungen versehen. Herausgegeben von Friedrich August Tietel und Carl Mattis in Schmiedeberg. 1821. 4. mit dem Vorbericht 35 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

Die Herausgeber dieses kleinen Buches verdienen den Dank jedes Reisenden; denn zwar kurz, aber belehrend sind alle wichtige Sudetenpartien beschrieben und die beygefügtten Umriffe erhöhen die Nützlichkeit des Textes besonders darum, weil dessen Vf. nicht bloß einzelne Gegenstände schildert, sondern als Führer von Schmiedeberg bis Schreiberhau, also durch das ganze Gebirge auftritt. Als Einleitung geht voran die Total-Ansicht jenes majestätischen Gebirgszuges mit den nöthigen Erläuterungen. Nun beginnt von Schmiedeberg aus, welche Stadt ebenfalls sammt ihren Umgebungen be-

schrieben ist, die Reise durch düstere Nadelwaldung aufwärts nach der Schnurrbartsbaude und von da über die steile Seifenlehn zur Hempelbaude, in deren Nachbarschaft etwa 500 Schritte tiefer, die Pfarrbaude steht, wosonst die Geistlichen übernachteten, welche in der St. Laurentius-Kapelle auf der Koppe an gewissen Festtagen jährlich Messe lasen. Von hier an kostet freylich das Steigen bis zum Koppennplane viel Schweiß; allein man vergißt diese Mühe bey dem Anblick des großen oder schwarzen Teiches, eines bis jetzt unermessenen Wasserbehälters, der besonders bey trübem Himmel Schauern erregt, und den Wanderer von seinen Ufern vercheucht. Freundlicher ist die Ansicht des Mittags- oder Mannsteins und der Dreysteine, Felsenthürme von Granit und abenteuerlicher Gestalt. In dieser Region stehen auch die Schlingel- und Haasenbauden, wie Sennenhütten in der Schweiz. Jetzt folgt die Beschreibung der Riesenkoppe umständlicher. Auf dem Rückwege wird in der Wiesenbaude Herberge genommen, von da aus den Elbequellen nachgespürt und dann dem Zackenfalle zugewandt, von welchem gleichfalls eine Schilderung beygefügt ist, so wie vom Kocherfalle bey Schreiberhau. Von diesem großen Dorfe leitet ein Pfad neben der schlesischen Baude vorbey nach den Schneeegraben. Man kehrt zurück durch Petersdorf und besteigt den Kynast. Bey der Heimkehr nach Schmiedeberg kann auch ein Abstecher zum Hainfalle und der Annakirche auf dem Gräberberge gemacht werden und damit — schließt Hr. M. — hat der wissbegierige, die Natur liebende Gebirgsfreund seine Wallfahrt zu den vorzüglichsten Punkten des inneren und Hochgebirges vollendet. Des Schönen und Erhabnen hat er viel genossen und das Andenken der Reise wird ihm noch manche Stunde versäßen und Stoff zur Unterhaltung im traulichen Kreise reichlich gewähren. — Rec. der diese Wallfahrt bisher fast jährlich machte, kann dieses Reisebuch empfehlen. Nur das ist tadelhaft, daß mehrere Umriffe z. B. der Kynast von der Höhle aus gesehen — der Elbe Ursprung, — ja sogar der wichtigste, die Totalübersicht des Riesengebirges zu matt und undeutlich ausgefallen sind; vielleicht eine Folge zu häufiger Abdrücke der Platten.

SCHÖNE KÜNSTE.

QUEBLINSBURG und LEIPZIG, b. Basse: *Versuch einer Theorie des Romans.* Kritisch philosophisch behandelt von Carl Nicolai. In zwey Theilen. Erster Theil. 1819. VIII und 215 S. 8. (1 Thlr.)

Vorliegendes Buch liefert einen neuen Beleg zu dem alten Satze: *habent sua fata libelli!* Wer sollte nicht glauben, daß eine Schrift über einen solchen Gegenstand, der unter uns nur ein einziges Mal, noch dazu in früherer Zeit und höchstens dem damaligen Standpunkte der Aesthetik gemäß, ausführlicher behandelt wurde, bey ihrem Erscheinen einige Aufmerksamkeit

merkbarkeit erregt haben würde? Und doch ist, unsers Wissens, bisher noch nirgends davon die Rede gewesen, sie ist so ganz unbeachtet geblieben, daß Rec. längere Zeit an deren Existenz außer dem Melakatalog zweifelte. In der That ist sie auch nur dem *ersten* Theile nach vorhanden; die Erscheinung des *zweyten* ist durch den frühzeitigen Tod des Vf. (im Jahr 1819) unmöglich geworden und würde vermuthlich auch bey dessen längerem Leben unterblieben seyn. Es läßt sich nicht einmal, alsigkeit vermuthen, was dieser alten haben könnte, da im *ersten* m, was zur allgemeinen Theorie t, sondern auch von den einzelnen Romane, dem Schäfer - roman, historischen, satirischen Roman u.

f. f. die Rede ist. Das ungünstige Vorurtheil, welches man gegen solche Schriften, die in der literarischen Welt ganz unbeachtet bleiben, im Allgemeinen hegt, wird zwar durch die vorliegende nicht vermindert, doch hält es Rec. für angemessen, ein Urtheil über dieselbe in diesen Blättern niederzulegen, sey es auch nur um des künftigen Literators willen, dem der Titel dieser Schrift bekannt wird, ohne daß er, bey der sehr geringen Verbreitung derselben, sie selbst einsehen könnte. Der Vf. derselben war eigentlich ein practischer Jurist, der als Sachwalter ein *favorabile* erlangt hatte, welches er späterhin, durch Umstände genöthigt, auf das Fach der Literatur übertragen suchte. Am besten gelang ihm dies da, wo er von den Erfahrungen des wirklichen Lebens ausging, daß er zwar nicht in bedeutenden, doch im ziemlich mannichfachen Verhältnissen kennen gelernt hatte. Seine Schrift über Selbstkunde, Menschenkenntniß und den Umgang mit Menschen, seine Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtungen u. s., wurden nicht ungünstig aufgenommen; hier war ein tieferes Eindringen in die Gegenstände entweder gar nicht erforderlich, oder konnte doch mit einem gewissen Anstande umgangen werden. Auf dem Felde der Speculation und Literatur aber vermochte er die Oberflächlichkeit seiner wissenschaftlichen Bildung nicht zu verbergen. Nimmt man dazu noch, daß, gleich den meisten seiner Schriften, auch die vorliegende in stürmischer Hast, ohne gehörige Vorbereitung und unter drückenden äußern Verhältnissen geschrieben wurde, so erklärt sich die Beschaffenheit derselben hinlänglich. Sie enthält unter sechzehn, ohne logische Strenge gemachten Rubriken, als: Einleitung — Geschichte des Romans — der Zweck des Romans — Etwas über die Tendenz — das Charakteristische des National - Romans — Allgemeine Warnungen für angehende Romandichter — Der Plan oder Entwurf des Romans. — Ueber den Charakter und dessen Feststellung — Wahl des Titels — die Episode — der Schäfer - Roman — Legenden und Märchen — der Roman in Briefen — der historische

Roman — der Ritter - Roman — der satirische Roman — Schwänke — der Roman aus der jetzigen Welt — größtentheils oberflächliche, oft unzusammenhängende und dem Gegenstande fremdartige, oft halb wahre und ganz verfehlt Bemerkungen in einer nachlässigen und fehlerhaften Sprache. An eine wissenschaftliche Begründung der Theorie des Romans ist nicht zu denken. Wo der Vf. noch Etwas dahin Gehörendes zu berühren wagt, schließt er sich an *Eschenburg's* Theorie der schönen Künste an, *Blankenburg's* Versuch kennt er nicht. Das historische ist höchst dürftig und oberflächlich, man trifft häufige Verstöcke. So legt der Vf. die Lucinde, bekanntlich von *Friedrich Schlegel*, dessen Bruder *August Wilhelm* bey. Als Urheber der *Lindau'schen* Romane *Helliodora* wird *Franz Horn* genannt. *Miller's* Siegwart soll vor *Göthe's* Werther erschienen seyn. Von letztem sagt der Vf.: „von *Göthe* hatte den Ton, welcher in *Carl Ferdiner*, *Siegwart* u. s. w. (dies u. s. w. gehört dem Verfasser) herrscht, mehr, originalisiert und durch Leiden des jungen Werthers, welchem in Briefen geschriebenen Roman eine wahre Geschichte, die im *Hannoverschen* spielte, zum Grunde liegen soll, erregte er zuerst allgemeines Aufsehen.“ — An den meisten Orten vermisst man bey dem Vf. Klarheit und Bestimmtheit des Gedankens und des Ausdrucks. Ueberall bemerkt man, wie unbehaglich er sich auf dem ihm fremden Gefilde der wissenschaftlichen Reflexion befindet, immer ist er bereit, zu dem Besondern und Historischen abzuspringen. — Das Gute und Brauchbare, was sein Buch, bey einem Uebergewicht des Verfahten, dennoch enthält, ist meistens in den letztern Abschnitten über die einzelnen Gattungen des Romans anzutreffen. Hier ist er schon etwas mehr an seiner Stelle, als bey der allgemeinen Theorie des Romans. Um dieser Abschnitte willen vornehmlich, glauben wir, daß ein künftiger Bearbeiter dieses Gegenstandes das Buch bey aller seiner Mangelhaftigkeit, dennoch nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfe.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, bey Amelang: *Der Gartenfreund*, oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten, in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten. Nebst einem Anhang über den Hopfenbau. Von J. C. L. Wredow. Prediger zu Parum, Mitgliede der botanischen Gesellschaft in Altenburg, Ehrenmitgliede der botanischen Gesellschaft in Regensburg u. s. w. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1823. VI und 362 S. 8. Mit 1 Titelkpr. (2 Thlr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1820. Nr. 104.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HEIDELBERG, b. Olswald: *Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonkisch Hamacherischen Cause célèbre; um eine staatsoberaufsichtliche Supervision des Verkehrten in den Vorbereitungen der beiden Urtheile, auch zugleich wesentliche Verbesserungen im Untersuchungsproceß und dem Geschwornengericht selbst, zu desto gewisser Erhaltung des die Verkehrtheiten allein entdeckenden Schutzmittels der gerichtlichen Oeffentlichkeit, drängend zu motiviren, dargestellt von Dr. H. E. G. Paulus.* Iltes und Iltes Heft. 1824. gr. 8.

Es könnte scheinen, als wenn die Anzeige derjenigen Schriften, welche den oben benannten Rechtsfall betreffen, gegenwärtig, nachdem solcher sein Ende erlangt hat, wenig Interesse mehr haben könne. Allein dies würde doch höchstens nur der Fall mit denjenigen Schriften seyn, welche sich lediglich an das Individuelle dieser Rechtsfache halten, aber davon keine Veranlassung nehmen zu allgemeinen Betrachtungen über das Merkwürdige in demselben. Das aber gerade ist das Eigenthümliche der Verständigeren und Weiseren, daß sie in den einzelnen Erscheinungen die Wirkungen allgemeiner Ursachen zu erkennen vermögen, wohingegen die schwächeren Geister bey dem Einzelnen stehen bleiben und in demselben nichts erblicken, als die Erscheinung selbst mit allen ihren Individualitäten. Je seltner es der Fall ist, daß aus einzelnen Vorgängen allgemeine Ansichten geschöpft werden, und allgemeine Maafsregeln daraus hervorgehen, desto verdienstlicher ist es, solche mit Evidenz zur Sprache zu bringen. So faßte Friedrich der Einzige den Gesichtspunct der bekannten Krebsmüllergeschichte. Niemand kann seine Härte und Gewaltthatigkeit dabey billigen; aber richtig war es, daß er urtheilte, ein Justizverfahren, das solche Resultate liefere, könne nichts taugen; und königlich war es, daß er dessen Verbesserungen durchsetzte, so viel sich dagegen stemmte. Schon der Titel dieser vorliegenden Schrift zeigt an, daß es dem Vf. hauptsächlich darum zu thun gewesen, durch augenfällige Herausstellung alles Verkehrten, Unrechtmäßigen und Zweckwidrigen in dem von ihm be-

leuchteten Rechtsfalle aufmerksam zu machen auf das Unvollständige, Fehlerhafte und Gefährliche in dem Rechtsverfahren und in der Justizorganisation, vermittelt welcher dieser Rechtsfall einen so seltenen Ausgang genommen hat, der zwar von Leuten, welche die Dinge genau kannten und vorhersehen, wohin sie führen würden, vorhergesagt worden ist, nichts desto weniger gerade als eine Bestätigung der inneren Schlussgerechtigkeit jener Vorherlagung im höchsten Grade merkwürdig bleibt. Dabey hat sich der Vf., was ganz besonders Lob verdient, nur darauf beschränkt, die in diesem Proceße sich erkennbar machenden Unvollkommenheiten und Verkehrtheiten der dabey beobachteten Institutionen aufzudecken, ohne sich damit zu befassen, Vorschläge zur Verbesserung oder Umgestaltung dieser Einrichtungen und der Gesetzgebung zu thun. Auf diese Weise ist der Vf. ganz in der Sphäre geblieben, in welcher sich zu bewegen er berufen war, und hat mit Einsicht die Besorgnisse vermieden, welche in der Anzeige des 1sten Heftes dieser Schrift (A. L. Z. 1823 Nr. 178) über diesen Punct ausgedrückt worden. Denn so gewiß es ist, daß Tadeln leichter sey, als besser machen, eben so gewiß ist es, daß jeder richtige Denker die begangenen Fehler und Mißgriffe und die Fehlerhaftigkeit der Institutionen, durch welche das vernünftigerweise Unmögliche in die Wirklichkeit eingeführt worden ist, einzusehen vermag, ohne darum fähig zu seyn, anzugeben, wie die Sachen einzurichten sind, um ähnliche oder andere üble Folgen zu verhindern, weil hierzu nicht bloß ein richtiges Urtheil, sondern auch Erfahrung und Fertigkeit erforderlich ist. Ausser den mancherley Ungeschicklichkeiten und Mißgriffen der einzelnen, in diesem Proceße handelnden, Personen, sind es vornehmlich vier Ursachen, denen der Vf. den erlebten Erfolg zuschreibt, nämlich: 1) die Statthaftigkeit der Entziehung der Rechtsfachen vor ihrem ordentlichen Richter und der Ernennung außerordentlicher Commissarien, weil nur allein dadurch die Möglichkeit herbegeführt worden ist, daß der Untersuchungsrichter ein Werkzeug des öffentlichen Anklägers wurde, indem die ganze Instruction des Proceßes nach den einseitigen Anträgen der einen Partey eingeleitet und durchgeführt worden ist. 2) Die unbefchränkte Macht, nicht bloß des Untersuchungsrichters, sondern selbst des öffentlichen Ministerii, welches doch Partey ist, über den zur Haft gebrachten Angeklagten und über des-

sen Behandlung im Gefängnisse, die Willkür in Anwendung verabscheuungswürdiger und raffinirter Zwangs- und Ueberlistungsmittel, welche weit abgefemter, wirkfamer und grausamer sind, als die Qualen der abgeschafften Tortur; und welche an deren Stelle eine veränderte schlimmere Tortur gesetzt haben, verdienen ganz die Rüge und den Abscheu, welche der Vf. darüber ausgiesst; 3) Die Abhängigkeit der Geschwornen von der öffentlichen Meinung, oder noch eigentlicher die wesentliche Beschaffenheit der Jury, als eines Organs der öffentlichen Meinung, macht es allerdings unmöglich, daß stets unparteyische und gerechte Urtheile von ihr gefällt werden können; so wie 4) die dramatische mündliche Verfahrungsart vor denselben es ihr unmöglich macht, auf die Entscheidung Einflusshabenden, Ermittlungen und Data im Gedächtnisse aufzufassen, gegenwärtig zu erhalten, zu ordnen, zu verbinden, wiederholentlich zu vergleichen und zu prüfen, wie es unerlaßlich wäre, um ein richtiges und der Sache völlig angemessenes Urtheil dartüber zu fällen. Eben darum ist auch diese Art von Oeffentlichkeit, wenn man auf den Grund geht, nur ein Gaukelspiel, welches durch den Schein betrügt, indem es nur den Sinnen, aber nicht der Urtheilskraft, genügende Beschäftigung gewährt. Die wahre Oeffentlichkeit besteht darin, daß alle und jede Theilhandlungen, aus denen das Endurtheil gezogen werden kann und muß, zur öffentlichen Kunde kommen, und zwar treu, genau und vollständig, mithin auch unveränderlich, was deren schriftliche Verhandlung und deren Verbreitung durch die Presse als unerlaßliche Bedingung voraussetzt. Nur eine solche Oeffentlichkeit ist ein zuverlässiges Schutzmittel gegen alle Verkehrtheiten im gerichtlichen Verfahren; sie ist es, auf welche der Vf. mit Ernst dringt. So unbefreitbar wahr diese Alles ist, so ist es doch nicht Alles, was aus diesem merkwürdigen Rechtsfall abzunehmen und zu rügen ist, und was alle Vorsschritte und alle Einrichtungen, die dabey wirksam gewesen sind, Schritt vor Schritt begleitet. Doch kann dessen Aufführung kein Gegenstand einer Recension seyn.

Durch die Gerechtigkeit des Staatsoberhauptes ist verhindert worden, daß nicht unschuldig Blut vergossen ist. Eine Prüfung der gegen Fonk und Hamacher ergangenen Erkenntnisse hat deren Unstatthaftigkeit ergeben und deren Aufhebung bewirkt. Eine Untersuchung der ganzen Procedur, auf welche der Vf. hinzuwirken sich hat angelegen seyn lassen, ist nicht für nöthig erachtet worden. Der individuelle Rechtsfall ist durch die königliche Entscheidung völlig beendigt; und eben weil er zu Ende ist, möchte er schwerlich mehr für sich allein eine Ursache werden, künftige ähnliche Vorfälle zu verhüten.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Mylius: *Spittler's Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten. Mit einer*

Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von Georg Sartorius. Dritte Aufl. 1823. Erster Th. XXI u. 601 S. Zweyter Th. Xu 851 S. 8.

Jetzt nach dreyßig Jahren noch einmal ein Urtheil über dies Buch, so weit es Spittlers Arbeit ist, fällen zu wollen, möchte dem Rec., da er nur in das allgemeine Lob einstimmen dürfte, mit Recht verargt werden. Daher nur folgende Fragen, welche wir zum Theil nicht aufzulösen vermögen: Wie kam es, das Spittler von demjenigen seiner Werke, welches wahrscheinlich nebst seiner Kirchengeschichte die meisten Leser und den meisten Beyfall gefunden, welches den meisten Nutzen und Genuß gewährt hat, zuerst seine Vaterhand abzog, und nie mehr zu einer neuen Bearbeitung und Fortsetzung gebracht werden konnte? Der besonders jedem Historiker zur Selbstbildung nicht genug zu empfehlende Aufsatz: „*Ueber Sp. als Historiker*“ hinter der 5ten Aufl. des Grundrisses der Geschichte der christlichen Kirche giebt keinen bestimmten Aufschluß darüber, sondern läßt bloß vermuthen, daß anderweite Arbeiten im Berufskreise und die Neuheit der Zeit, die sich noch mehr zum Betrachten als zum Beschreiben eignete, ihn davon abgehalten haben mag. Aber wichtiger ist noch die Frage, woher es komme, daß seit den nun 30 Jahren, (denn Spittlers Arbeit erschien 1793 u. 1794) fast kein einziges in Spittlers Geist geschriebenes Werk gleichen Gegenstandes und gewiß kein besseres, wohl aber manches schlechtere erschienen ist, daß also diese Gattung historischer Darstellung damit vorerst abgeschlossen erscheint? Betrachtet man die vor Spittlers Grundrisse erschienenen Werke über europäische Staaten-Geschichte, so erstaunt man über den gewaltigen Vorsprung den Spittlers Arbeit mit einem Male nahm. Eine glänzende Zeit für Geschichtsforschung brach damit, ohnehin auf einem durch Leistungen verwandter Art ausgezeichneten Boden an, und das Erringen der Meisterschaft in deutscher Historiographie schien nicht mehr fern zu seyn. Aber leider ist nicht gleicher Schritt gehalten, ja sogar in Beziehung auf dieses Fach der Geschichte selbst in den neuesten Tagen mancher Rückschritt gethan worden: Sollte es etwa daher kommen, daß das ernste und eiserne Studium der Quellen und besonders das der alten Muster eben so sehr als das der Philosophie vernachlässigt wird, und nur beide vereinigt den wahren Historiker bilden können. Ferner schrieb Spittler nie eher pieder, als bis er sich seines Gegenstandes in seinem vollen Umfange ganz bemächtigt hatte, und dann wieder mit so viel Registration, daß er wohl Lacretelles bekanntes Wort wahr machte: *l'histoire en doit faire des longues recherches et des petits livres!*“ Spittler gab am liebsten das innere Leben der Staaten; die Werke anderer sind eher einem traurigen Kirchhof voll Regentenleichen eine und Epitaphien zu vergleichen, und damit nur Cenotaphien des Ruhmes der Verfasser! — Wie schön könnte nicht Spittlers großes Beyspiel

bey der Bearbeitung größerer Werke über einzelne europäische oder deutsche Staaten vorleuchten, wenn man die Fingerzeige benutzen und die Punkte Spittlers absehen wollte, auf welche es bey Schilderung der Staaten vorzüglich ankommen will, wenn sie, moralische Personen, auch psychologisch aufgefaßt werden sollen. — Noch einmal, man beherzige doch *Plank's* Worte über Spittler den Historiker! —

Jetzt zu dieser neuen Ausgabe. Hr. Hofrath *Sartorius* hat sich schon längst und jetzt von neuem den aufrichtigsten Dank aller Freunde der Geschichte durch seine zwey Fortsetzungen des obengenannten Werkes erworben. Er hat sich so glücklich in Spittlers Geist und Darstellung hineingearbeitet, (selbst in Beziehung auf den Stil der ältern kernhaften Formen selbst einigermaßen veraltete Ausdrücke wie *behörig*, zwischen anderen belegene Mächte u. s. w. nicht ganz verschmäh) daß man in ihm schon daraus seinen historischen Beruf erkennen mußte, wenn er ihn nicht auch durch andere Werke satfam bezeugt hätte. Sehr wahr sagt er in der neuen Vorrede S. XIII, „daß er nichts an Sp's. Werk habe ändern wollen, weil es als das Vermächtniß eines abgeschiedenen Freundes betrachtet werden müsse, an welchem dessen Verehrer keine Veränderung zugeben wollen. Die dem zweyten Abdrucke vom J. 1807 (vergl. diese Lit. Z. 1808. Erg. Bl. 24.) beygefügte Fortsetzung ist, ohne Wesentliches zu unterdrücken, bedeutend abgekürzt worden, um das Buch nicht unverhältnißmäßig zu vergrößern und seinem Zwecke zu entfremden.“ Wer kann aber dafür (und sollen wir uns freuen oder es betrauern?) daß gerade die letzten dreysig Jahre so unendlich Inhaltlichwer und eine wahre *consummatio seculorum* geworden sind? Kein Wunder also, wenn bey dem sichtbarsten Streben nach Raumerparnis doch diese Fortsetzungen bis 1821 oder 1822 fast 500 Seiten mehr einnehmen als der 1793 erschienene erste Grundriß. Aber kein Freund Spittlers und der Geschichte kann darum mit Hrn. S. rechten wollen, und Rec. sagt gewiß im Namen recht vieler Leser dem Hrn. Fortsetzer dafür herzlichen Dank. Wir wagen es nicht, über einzelne Punkte, die gerade bey der neuesten Zeit so abhängig von Denkart und politischer Farbe der Verfasser sind, uns aussetzende Bemerkungen zu erlauben, die vielleicht weniger für die absolute und objective, als für die relative und subjective Wahrheit streiten möchten, sondern begnügen uns nur mit folgendem Wenigen. Da es nicht immer Sache mancher sonst höchst achtbaren hannoverschen Gelehrten gewesen ist, in Beziehung auf England ganz unparteyisch zu schreiben, so muß dies hier bey einigen Stellen besonders anerkannt werden. So heist es bey dem (neu hinzugekommenen) Staate der Ionischen Inseln (II. S. 231): „diese sehr vormundschaftlich lautende Verfassung fand wenig Beyfall; in der That war alles in der Hand des britischen Commissairs, und der dazu ernannte Sir Thomas Maitland“ [*quem*

fata tulerunt, nec deficit alter] „schien wenig geeignet, dieses vergessen zu machen. Nicht leicht hat es sich irgendwo so deutlich gezeigt, wie wenig die Briten geschickt sind, bey fremden Völkern sich Liebe zu erwerben.“ Wer möchte nicht die schöne Stelle (II. 525.) in Beziehung auf Polen unterschreiben: „doch unnütz für ihr Vaterland sind die, welche ihm sich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Meinung in Europa galt in allen Ländern schon so viel, und diese war durch die edele Anstrengung für die Unglücklichen gewonnen; nur zu leicht erstickt die Theilnahme, wo der Leidende alles geduldig erträgt. Die Erinnerung an ihren Tod hinterlassen sie Denen, die sie überlebten, um, wenn das Schicksal je günstiger werden sollte, durch weiseres Verfahren ihn zu verfühnen.“ Auch folgende Stelle (II. 117) charakterisirt den *historisch* gebildeten Politiker: „Ueberall wird jetzt keine Regierung dauernd sich in dem christlichen Europa zu behaupten vermögen, deren Maafsregeln mit der Ueberzeugung des gebildeten Theiles, sollte sie auch irrig seyn, geradezu im Widerspruche stehen. Der Wunsch aber nach Verfassungen; welche die wahre Freyheit mehr sichern, darf billig wegen des Fehlgriffes nach dem Fremdartigen und Unpassenden, der Empörung der Heere, der Ausbrüche eines wilden Parteyhasses und roher Selbstsucht nicht überhört werden.“ —

Ein Hauptvorzug des Werkes ist die ungemein fleissig nachgetragene und wohl gewählte Literatur. Doch glaubt Rec. folgendes noch hinzu wünschen zu dürfen (wenn er nicht vielleicht das eine oder das andere nur an der unrichtigen Stelle gesucht hat.) Zu Sismondi's Geschichte Frankreichs gehört Ludens Uebersetzung. Von Conde's Werk über die Mauren ist noch ein 2r. u. 3r. Theil erschienen, bey Spanien vermisst man das Werk des Engländers Murphy: *the history of the Mahometan empire in Spain*, Lond. 1816. 4. In einer Note hätten sich Llorentes Aufklärungen über den Tod des D. Carlos (1568) einschalten lassen. Spittlers Frage I. S. 69 unten, läßt sich künftig aus Eberts trefflichen bibliographischen Lex. II. 1te Lieferung S. 102 beantworten. Können nach S. 109 Jos. Bonaparte und Ferdinand VII. publicistisch wirklich *Gegenkönige* genannt werden, da doch der letztere förmlich verzichtete und der erstere fast allgemein anerkannt worden ist, und beide nicht zusammen regierten, wie etwa die deutschen Gegenkönige? Bey Karl dem Kühnen und Maria fehlt noch die Literatur; so wie bey Gaillard die neue Ausgabe von 1819 (Paris). Ueber die Schweizer vom toten August 1792 in Frankreich vergl. *Pfyffer d'Altishofen: recte de la conduite du regiment des gardes Suisses etc.* Lucern 1819. 36 S. 4. Auch mehrere *Collections des mémoires* fehlen bey Frankreich, vergl. Allgem. Repertor. etc. Leipzig 1823. Nr. 20. S. 140 fqq. Ferner fehlen bey dem Wiener Congress der wichtige Vertrag vom 6. Jan. 1815, und die Achtserklärung gegen N. vom 13. März. Zu den Schriftstellern über die sächsische Periode Englands gehört die schon

schon früher bekannte *Saxon Chronicle*, und (wie man sonst auch über das Buch urtheilen möge) für die ältere innere Geschichte E's. Hallams Abschnitt darüber. Zu Cronwell: Villemains Werk; zur englischen Revolution, Guizots Memoirensammlung. Wenn auch Ludw. Bonapartes Werk über das englische Parlament nicht erheblich genug war, hätten doch die Werke von *Johnstone*, *the Lockharts papers*, *Hallidays history of the Guelphs*, die berühmten Janius Briefe vielleicht angeführt werden können. Der Vf. von Kaiser Friedrichs II. Leben ist der sächsische General von Funk. Bey Rußland fehlt die von Hrn. v. Wichmann herausgegebene Urkunde über die Wahl Michael Romanows Leipz. 1819. 4. Die Aeußerung II. 532 über den Bayonner Vertrag ist so gestellt, daß sie — mit Unrecht — ein gehässiges Licht auf den König von Sachsen wirft. Einige Druckfehler wie Wolpole, boveu (n), Krieg (434) immer mehr herrschender werdende (639); erleichtet; orientalischen; find leicht zu verbessern. Bey der Theilung Polens erklärt sich Hr. S. gegen Dohms bekannte Meinung.

MATHEMATIK.

MAINZ, b. Kupferberg: *Ueber die Arithmetik der Griechen*. Aus dem Französischen des Herrn Delambre übersetzt, mit einigen Verbesserungen und einer Tabelle versehen, von Joh. Jos. Ign. Hoffmann, Königl. Bair. Schulrathe, Director des Lyceums zu Aschaffenburg, u. L. w. 1817. XVIII u. 40 S. 4.

Der Uebersetzer hat sich durch die Herausgabe dieser kleinen Schrift um die ein Verdienst erworben, denen die *Oeuvres d'Archimède par F. Peyrard*. A Paris 1807, welchen die überfetzte Abhandlung des Hrn. Delambre angehängt ist, nicht zugänglich sind, da die Abhandlung allerdings werth ist, auch bey uns bekannter zu werden, und die genannte Ausgabe des Archimedes wegen ihres hohen Preises selten ist. Als Einleitung ist der Artikel: *Geschichte der Arithmetik aus Klügels mathematischem Wörterbuche*. Erster Theil. S. 174 — 186. von S. VII bis XVIII abgedruckt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Ind.-Comptoir: *Maria od. Freundschaft mit Jesu. Ein Handbuch zur täglichen Andacht*. Herausgeg. von M. G. H. Rosenmüller, Pfarrer in Oelzschau. Mit einem Kupf. 1824. 233 S. 12.

Tendenz und Inhalt dieses Erbauungsbuches werden wohl am besten durch das kurze Vorwort des Herausgebers bezeichnet. Dieses lautet, wie folgt:

„Wer kennt nicht die feinsinnige, zärtliche, treue Freundin Jesu, *Maria*, des Lazarus Schwester? den ihr verwandten Seelen sind diese Blätter geweiht. Sie enthalten die kraftvollsten und rührendsten Aussprüche Jesu, begleitet von einigen aus unsern besten geistlichen Dichtern ausgewählten Strophen, welche theils zur Erläuterung jener Aussprüche, theils zur Belebung christlich frommer Empfindungen und Entschliessungen dienen sollen. Solche (?) Gesinnungen (wahrscheinlich, als in diesen Blättern ausgesprochen sind) in sich unterhalten, ist *Freundschaft mit Jesu*, und zur Beförderung dieser sind diese Blätter bestimmt.“ — Wir haben hier also nicht mehr und nicht weniger, als eine Sammlung von Bibelstellen und von diesen in Absicht auf Sinn und Inhalt verwandten Liederstrophen aus schon bekannten Sammlungen, wovon auch gar viele schon in den gewöhnlichsten Gesangbüchern sich finden; und zwar gerade eben so viele Sprüche und Strophen, als Seiten des Buches. Natürlich hat weder über jene, noch über diese die Kritik eine Stimme. Worüber sie höchstens noch ein Wort zu sagen hätte, das wäre etwa die Zweckmäßigkeit des Ganzen, die getroffene Auswahl, der Titel, das Vorwort, und die äußere Ausstattung des Buchseins. Gegen das Ganze hat Rec. nichts zu erinnern, findet vielmehr ein so transportables Andachtsbuch, das man auch wohl ganz bequem auf einen Spatziergang mitnehmen kann, recht passend. Die Auswahl ist zu loben; denn wirklich hat man hier die kraftvollsten und rührendsten Aussprüche Jesu beysammen. Nicht ganz dasselbe läßt sich von den Liederstrophen behaupten, deren einige, gerade wie in unsern gangbaren Gesangbüchern, sehr wässerig sind, und an deren Stelle sich wohl andre, kraftvollere hätten auffinden lassen. Der Titel ließe Rec. ganz etwas anders, als was das Buch giebt, erwarten, und er sieht, ungeachtet dessen, was der Herausg. im Vorworte darüber sagt, noch immer einem bloßen Aushängeschilder ähnlich, das nur dazu da ist, Käufer und Leser anzulocken. Das Vorwort selbst hätte sich wohl etwas klarer und bestimmter aussprechen mögen. Denn so, wie es oben zu lesen ist, ersieht man die eigentliche Bestimmung der nachstehenden Blätter aus demselben keinesweges ganz deutlich. Denn bald sollen sie „der Maria verwandten Seelen,“ bald „der Erläuterung der Aussprüche Jesu“ bald der „Belebung christlich frommer Entschliessungen“ und der „Beförderung der Freundschaft mit Jesu“ gewidmet seyn. Welche von diesen mancherley Bestimmungen ist denn nun die eigentliche? die äußere Ausstattung ist elegant und macht dem Industrie-Comptoir Ehre, wie denn wirklich das Ganze ein — *Industrie-Werk* zu seyn scheint.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

August 1824.

MATHEMATIK.

KOPENHAGEN und HAMBURG, in Comm. b. Perthes u. Besser: *Astronomische Hülftafeln* für 1821, herausgegeben von H. C. Schumacher, Ritter vom Dannebrog, Prof. der Astronomie in Kopenhagen u. f. w. 1821. 104 S. Für 1822 von Ebendmsf. 1822 104 S. Für 1823. von Ebendmsf. 1823 104 S. gr. 8.

Der Herausgeber setzt diese nützliche dem ausübenden Astronomen vielfach brauchbare Sammlung astronomischer Hülftafeln seit 1820, in welchem Jahre das erste Heft (A. L. Z. 1821. Nr. 229) erschien, unermüdet und regelmäsig fort. Nachdem das erste Heft mehr allgemeine, auch für jedes folgende Jahr anwendbare Tafeln enthalten hatte, so liefern diese drey neuern Sammlungen mehr specielle, jedem Jahr insbesondere angehörige Tafeln und Ephemeriden, wiewohl auch hier für längere Zeit brauchbares, wie z. B. die trefflichen Sternverzeichnisse, nicht ausgeschlossen ist. Aus einer kurzen Uebersicht des Inhalts wird es erhellen, wie reich und zweckmäsig ausgestattet diese Sammlungen sind.

Astron. Hülftafeln für 1821. — 1) Sonnenephemeride auf 1821, von Nissen aus *Carlini's* Tafeln berechnet. Für jeden Monatstag findet man hier mit aller Schärfe bestimmt: die Sternzeit im wahren und im mittlern Mittag, die Zeitgleichung, die Abweichung der Sonne, und den Log. der doppelten täglichen Veränderung dieser Abweichung, welcher zur Reduction auf andere Zeitmomente, so wie zur Berechnung der Mittagsverbesserung für correspondirende Sonnenhöhen nach Gauss'schen Formeln dient. Am Ende ist noch die scheinbare Schiefe der Ecliptik und die Gleichung des Aequinoctialpuncts beygefügt, die beiden letzteren Stücke wahrscheinlich nach den Delambre'schen Sonnentafeln; vielleicht wird aber der Herausgeber sich künftig hiezu der Besselschen Elemente und Tafeln, die er in seinen Astron. Nachrichten II. B. S. 163 bekannt gemacht hat, bedienen. Die Oerter der Sonne in dieser Ephemeride sind zunächst für einen 30' 30" in Zeit östlich von Paris gelegenen Meridian berechnet. Da doch die meisten bekannten Längen vom Pariser Meridian an gezählt werden, wäre es nicht bequemer gewesen, lieber alles in Pariser Zeit zu berechnen? Die Mühe der

Reduction wird doch um nichts leichter, wenn man die von Paris gezählte Länge erst mit der Länge von 30' 30" vergleichen muß, eine Vergleichung die im andern Falle erspart würde. 2) Tafel zur Reduction der mit einem Meridianinstrumente gemachten Sonnenbeobachtungen, berechnet von Bessel. Auch diese Tafel vereinigt mehrere Rechnungselemente, die der tägliche Gebrauch nöthig macht; sie giebt für jeden einzelnen Tag die Culminationdauer der Sonne in Sternzeit und den Sonnenhalbmesser, den mittlern nach *Carlini* 16' 1", 37 gesetzt; *Mosotti* erhielt 16' 1", 25 Bessel aus 65 Beobachtungen den mittlern verticalen Halbmesser 16' 1", 11 und den mittlern horizontalen 16' 1", 26. Außerdem ist jedem Tage noch beygegeben, die Tangente und Secante der Sonnendecination, für die Correctionen des Mittagfernrohres brauchbar, ein Log. F, welcher zum Log. eines Fadenzwischenraums des Mittagfernrohres für den Aequator addirt, den Log. der Secunden in Sternzeit giebt, in welchen die Sonne jenen Zwischenraum durchläuft, endlich noch die schon fertigen Elemente, wormit für jeden Mittag eine nahe am Mittag beobachtete Zenitdistanz mit dem möglich kleinsten Aufwande von Zeit auf den Meridian zurückgeführt werden kann. 3) Die scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung des Nordsterns in beiden Culminationen auf alle Tage des Jahrs für Kopenhagen aus *Bessel's* Tafeln berechnet von Nissen. Für die tägliche Aberration, auf welche nicht Rücksicht genommen ist, werden die Formeln in der Vorrede angeführt. Ephemeriden dieser Art werden dem astronomischen Beobachter bey dem so häufigen Gebrauche, der in neueren Zeiten von dem Polarsterne gemacht wird, nun bald ein unentbehrliches Bedürfnis werden. 4) Die Bradley-Piazzischen Sterne bis zur 4.5 GröÙe incl. nach mittlerer gerader Aufsteigung und Abweichung für den Anfang des J. 1821 bestimmt, sammt den jährlichen Veränderungen, von den Lieutenants von *Nehus* und von *Haxthausen*. Die Oerter der Sterne sind unmittelbar aus *Bessel's* Fundam. Astron. und aus *Piazzi's* neuestem Cataloge gezogen, und in der Abweichung eben so wie in der geraden Aufsteigung auf Hunderththeile der Secunde berechnet. Die Verzeichnisse von *Bradley's* und *Piazzi's* Sternen bis zur angezeigten GröÙe, gegen 500 an der Zahl, sind hier mit Anwendung der genauen Besselschen Präcessionsformeln gleichsam in Eines zusammengezogen. Die beygefügtten jährlichen Veränderungen.

rungen schliessen die eigene aus *Bradley's* und *Piazzi's* Beobachtungen sich ergebende Bewegung mit ein; bey den Hauptsternen sind noch die neuesten Bestimmungen von *Oriani*, *Pond*, *Brinkley* und *Bessel* besonders angemerkt. Die Astronomen werden den Werth dieses mit so grosser Sorgfalt bearbeiteten Sternkatalogs zu schätzen wissen. 5) Scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung der Besselschen und Pondschen 45 Hauptsterne, von 10 zu 10 Tagen des J. 1821 für die Culminationszeit in Kopenhagen berechnet. Alle Rechnungen sind vom Capitän von *Caroc* und Lieutenant *Zahrtmann* doppelt gemacht, und bey den für Praecession, Aberration und Nutation angewandten Formeln sind die neuesten Elemente von *Bessel* und *Lindenau* zum Grunde gelegt worden. Diese letzte Tafel erspart vollends den Astronomen alle speciellen Rechnungen für die scheinbaren Oerter einzelner Hauptsterne, von denen beyqahe täglich Gebrauch gemacht wird.

Astronomische Hülftafeln für 1822. — Die drey ersten Artikel des vorhergehenden Hefts, eine Sonnenephemeride, der scheinbare Ort des Polarsterns für jeden Tag, und die scheinbaren Oerter der 45 Hauptsterne von 10 zu 10 Tagen werden ohne wesentliche Abänderungen auch für den Jahrgang 1822 mitgetheilt, nur liegen bey den scheinbaren Oertern der Hauptsterne die Rectascensionen nach *Bessel*, die Declinationen nach *Pond* zum Grunde. (In den Astron. Nachrichten des Herausgebers II. B. No. 30 theilt *Zahrtmann* die kleinen Correctionen mit, wodurch in den Hülftafeln 1821 — 1823 die scheinbaren Rectascensionen, und in den Hülftafeln 1821 und 1822 die scheinbaren Declinationen genau den neuen *Bessel'schen* Bestimmungen angepasst werden können.) Neu hinzugekommen sind in diesem Hefte: 1) Des Mercur's und Uranus geocentrische Länge und Breite, gerade Aufsteigung und Abweichung, auch Entfernung von der Erde für jeden Tag des J. 1822 und für den wahren Mittag zu Greenwich berechnet von *Nissen*. Bey Mercur wurden die Lindenschen, bey Uranus die Delambreschen Tafeln gebraucht. Für die übrigen Planeten, Venus, Mars, Jupiter und Saturn ist in den *Distances* des Herausgebers für 1823 gesorgt, wo bereits die Oerter derselben für 1822 berechnet sind. Eine weitere sehr schätzenswerthe Zugabe dieser Sammlung sind 2) die neuen *Bessel'schen* Formeln und die nach denselben berechneten sehr bequemen Hülftafeln zur Reduction eines mittlern Sternorts auf den scheinbaren, welche der Herausgeber, um sie gemeinnütziger zu machen, aus seinen Astron. Nachrichten I. B. No. 4 auch hier vollständig hat abdrucken lassen. Die genauen Formeln, welche ebendieselbst *Bessel* für die Praecession und Aberration, und für die gedoppelte vom Orte der Sonne und des Mondsknoten abhängende Nutation der Sterne nach gerader Aufsteigung und Abweichung giebt, werden bereits allgemein von deutschen Astronomen gebraucht, und zur ungemein grossen Erleichterung der Rechnung

haben *Bessel* und dessen zwey Schüler, *Rosenberg* und *Scherke*, die aus den Astron. Nachr. auch hier abgedruckten Logarithmen für *A*, *B*, *C* und *D*, die zwey ersten von 10 zu 10 Tagen, die beiden letzten zur bequemeren Interpolation auf jeden einzelnen Tag des Jahrs berechnet. Durch schickliche Umformung verwandelt sich nämlich die ganze Reduction des mittlern Sternorts auf den scheinbaren nach jenen Formeln von *Bessel* in den höchst einfachen Ausdruck, für gerade Aufsteigung $= Aa + Bb + Cc + Dd$ und für die Abweichung $= Aa' + Cb' + Cc' + Dd'$, wenn bey der Rectascension die zwey unbedeutenden und bey jeden Fixstern unveränderlichen Glieder $- 0,00534 \sin. N - 0,0039 \sin. 2S$ (wobey *N* und *S* die Oerter des Mondsknoten und der Sonne bezeichnet) weggelassen werden. *A*, *B*, *C* und *D* beziehen sich auf dasjenige in den *Bessel'schen* Formeln, was allen Fixsternen gemeinschaftlich ist, *a*, *b*, *c*, *d* hingegen und *a'*, *b'*, *c'*, *d'* auf das besondere, oder auf die Rectascension und Declination jedes einzelnen Fixsterns. Schon mit Hülfe der erstgenannten Logarithmen für *A*, *B*, *C*, und *D*, welche für die Jahre 1819 — 1822 incl. hier mitgetheilt werden, kann man also für jeden Tag dieser vier Jahre durch bloße Addition der Logarithmen von *a*, *b*, *c*, *d* und von *a'*, *b'*, *c'*, *d'*, die man in trigonometrischen Tafeln aufzulesen hat, den scheinbaren Ort eines jeden Fixsterns mit der leichtesten Mühe finden. Um aber auch diese Aufsuchung in den trigonometrischen Tafeln überflüssig zu machen, ist der Herausgeber noch einen Schritt weiter gegangen, und theilt überdiess noch die auf seine Veranlassung von *D. Urfin* und *Hansen* berechneten Logarithmen der Grössen *a*, *b*, *c*, *d* und *a'*, *b'*, *c'*, *d'*, für alle in der Sammlung 1821 angeführten *Bradley-Piazzi'schen* Sterne bis zur 4.5. Grösse mit. Ohne alle Schwierigkeit lassen sich damit nun für jeden Stern dieses Catalogs specielle Tafeln seines scheinbaren Orts entwerfen.

Astronomische Hülftafeln für 1823. — Gemeinschaftlich mit den früheren Heften enthält das für 1823 die Sonnenephemeride, und den scheinbaren Ort des Polarsterns. Nur ist zu der Sonnenephemeride ein Anhang hinzugekommen, indem der Herausgeber einem von *Wurm* geäusserten Wunsche gemäss, auch noch die wahre Länge der Sonne und den Entfernungslogarithmen für jeden Tag aufgenommen hat: so hat man nun alle die Sonne betreffenden Data kurz beysammen, ohne auf die Sonnentafeln selbst zurückgehen zu müssen; denn, ausser der Declination, liegt auch schon die gerade Aufsteigung der Sonne mittelbar in der für jeden Tag angegebenen Sternzeit im wahren Mittag enthalten. Auch die Breite der Sonne für 1823 hat *Hansen* besonders berechnet in den Astron. Nachrichten II. B. No. 30. Neu ist in diesem Hefte: 1) die scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung des Circumpolarsterns δ im kleinen Bären, der häufig auf eben die Art, wie der eigentlich sogenannte Polarstern α des

kl. β . benutzt werden kann, für die obere und untere Culmination eines jeden Tags 1823 berechnet von *Hansen*. 2) Die scheinbaren Oerter der 45 Hauptsterne, auf einzelne Tage des Jahrs berechnet, haben diesmal folgende Abänderungen erhalten, das dazu bloß *Bessel's* neuesten Tafeln, und wo diese nicht zureichten, dessen Formeln gebraucht worden sind, was insbesondere die Declinationen betrifft, so hat *Bessel* zu diesem Zwecke dem Herausgeber seine neuerdings mit großer Sicherheit bestimmten Declinationen jener Hauptsterne mit einer Zugabe von 9 anderen Declinationen, mitgetheilt, die, so wie die ersten, in der Vorrede aufgeführt, und inzwischen auch in *Bessel's* astronomischen Beobachtungen, VII Abtheilung gedruckt erschienen sind. Unparteyische Richter werden in Rücksicht auf die äußerst sorgfältige und umsichtige Prüfung, welcher *Bessel* seine Instrumente unterworfen hat, diesen Declinationen ein größeres Gewicht von Zuverlässigkeit als andern gleichzeitigen, die merklich davon abweichen, zuzugestehen nicht lange mehr Bedenken tragen. In der Vorrede S. IV. letzte Zeile wird gesagt: „Die letzte Columne (des *Bessel's*chen Declinationsverzeichnisses) enthält die Correctionen, die an *Pond's* Bestimmungen angebracht werden müssen.“ Wollte man aber die Zahlen der letzten Columne wirklich als Correction an den Declinationen, so wie sie *Pond* bestimmt hat, anbringen, so würden die Greenwicher Declinationen noch um ebensoviel nördlicher ausfallen, als sie es bereits, in Vergleichung mit den *Bessel's*chen, sind: ohne Zweifel ist also unter dem, was hier *Correction* genannt wird, bloß der *Unterschied* der *Pond's*chen Bestimmungen verstanden. 3) Planetenephemeride für Mercur, Jupiter und Saturn, mit Angabe der geocentrischen Länge und Breite, der geraden Aufsteigung und Abweichung sammt dem Entfernungslogarithmen auf jeden Tag des J. 1823 berechnet von *Nissen*; bey Merkur sind die Lindenaufgaben, bey Jupiter und Saturn die neuen Bouvard'schen Tafeln (Paris 1821) gebraucht, auch Parallaxe und Halbmesser sind beygefügt. 4) Die von *Bessel* berechneten Logarithmen für *A* und *B* von 10 zu 10 Tagen des J. 1823; in dem vorhergehenden Hefte waren eben diese Logarithmen, wie schon oben erwähnt wurde, für die Jahre 1819 — 1822 auf einmal mitgetheilt worden. — Gewiß verdient der Herausgeber allen Dank, daß er den Astronomen des lästigen und beschwerlichen, das die ihnen obliegenden, ins Unbestimmte sich vermehrenden Rechnungen mit sich führen, so viel abnimmt, als möglich ist; bey dem beständigen Zuwachse neuer Gleichungen, und bey der immer feineren Ausbildung astronomischer Theorien bleibt dem praktischen Astronomen doch immer noch genug zu berechnen übrig, was sich nicht in Tafeln bringen läßt. Eine ununterbrochene Fortsetzung dieser Hölztafeln wird ohne Zweifel jeder, der sie zu brauchen weiß, recht sehr wünschen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Flora, oder die Blumen in ihrer höheren Bedeutung*. Für Freunde der Natur und des Christenthums. Von *Georg Konrad Horst*, Großherzogl. Hessischem Kirchenrath. 1821. 178 S. gr. 12.

Rec. hat diese kleine Schrift, — die der würdige Vf. hauptsächlich für diejenigen Leser bestimmte, welche nur die erste Auflage seiner *Stona* besitzen, worin die hier mitgetheilten Betrachtungen noch nicht vorkommen, — mit froher Theilnahme gelesen. Eine gedrängte Angabe dessen, was man hier zu suchen hat, wird den Lesern unserer Zeit A. L. Z. nicht unwillkommen seyn. In der voranstehenden kurzen Abhandlung: „die Blumen in höherer Bedeutung“ handelt der Vf. zuerst von den göttlichen Naturgesetzen in dem Bau der Blumen und deren Wahlverwandtschaften, wo man manche feine und von Zartgefühl zeugende Bemerkung findet, sodann von den göttlichen Naturgesetzen in den Farbentönen der Blumen, und deren symbolischen Beziehungen, — um so anziehender, da der Vf. Alles aus einem religiösen Gesichtspuncte betrachtet, — nebenbey werden einige bedeutungsvolle Worte von *Göthe* und *Schiller* eingeflochten, — und zuletzt handelt der Vf. von den Blumen in höherer Bedeutung nach christlichen Naturansichten, wo man, außer einigen sinnreichen Bemerkungen über die Bedeutung der Blumenfarben, auch einige anziehende Parallelen zwischen heidnischen und christlichen Ansichten der Blumenwelt findet, die aber keinen Auszug leiden. (S. 42 Z. 11 steht durch einen Druckfehler *dessen*, st. *deren*, da es auf *Eiche* bezogen werden muß.) An diese Abhandlung schlossen sich an: *Anlagen, oder Betrachtungen verschiedenen Inhalts über die Blumenwelt*. Eine Reihe interessanter und anziehender Ideen! I. *Die Lilie, die Rose und die Nachtigall*, oder über das Verhältniß der Lilie und Rose zu einander, so wie das der Rose zur Nachtigall. Die Lilie und Rose stehen auf unserer jetzigen Erde im Blumenreiche als die beiden Königinnen und Repräsentantinnen zweyer verschiedener Welten neben einander da, jene als Königin der alten untergegangenen, diese als Königin der jetzigen Welt; — die Lilie steht unter den jetzigen Blumen gleichsam als Fremdling und trauernd da; die Rose dagegen als Eingeborne vom Hause, lustig und unter ihren Zeit- und Wahlverwandtschaften u. s. w. die Lilie erscheint mehr als eine geweihte, heilige, die Rose mehr als eine zu bloßem sinnlichen Lebensgenusse auffordernde, oder ihn wenigstens erhöhende Blume. Diese Ideen werden dann durch manche schöne Dichterstelle und Aussprüche geistreicher Männer bestätigt. Die Beziehungen der Rose und Nachtigall auf einander findet man in mehreren Dichterstellen von *Haphyz*, *Sadi* u. a. ausgedrückt.

Im zweyten Abschnitte dieser Schrift wird die Blumenwelt in ihrer mannigfaltigen Beziehung aufs wirk-

wirkliche Leben der Menschen und Völker betrachtet. Die ideale Bedeutung der Blumenwelt ist, nach unserm Vf., erst durch das *Christenthum* enthüllt worden, in so fern wir in *diesem* in allem Irdisch-Schönen den Widerschein eines unvergänglichen ewigen Schönen erkennen, wodurch die Natur im Allgemeinen und jedes einzelne ihrer Erzeugnisse eine höhere Weihe und heilig-schöne Beziehung erhält. Hierbey erlauben wir uns jedoch die Bemerkung, daß sich ähnliche Ideen schon bey *Plato*, und zwar im *Hippias*, im Gastmahl und im *Phädrus* finden. Das höchste Schöne war diesem erhabenen Denker nichts anders, als das höchste Wesen, die Gottheit selbst; alles andere durch die Natur ausgeströmte Schöne war ihm gleichsam Spiegel der Gottheit, Hindeutung auf den Wunderschönen selbst. Schönheit war ihm *das Göttliche in der Natur*. Aehnliche Ideen hat auch *Raphael Mengs*, in seinen Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei, angedeutet. Mit Begeisterung spricht Hr. H. (S. 90 fg.) von der hohen Bedeutung der schönen Blumenwelt. Die altindischen Gedichte und Schauspiele wehen und duften gleichsam in Blumen und Blumenbildern, z. B. *Sakontala*. In der Mythologie, bey den Götter- und Opferfesten aller alten Völker — selbst die Juden nicht ausgenommen, — spielen die Blumen in allegorischer und symbolischer Hinsicht eine bedeutende Rolle. Zu *Rom* u. a. wurde der Flora ein eignes Fest gefeyert, worin die Blumenwelt in sich selber verehrt wurde. In *China* sind die Blumen als Natur-Symbole und Lebensbilder bey öffentlichen Nationalfesten, bey religiösen Familien-Feyerlichkeiten, u. s. w. allgemein gekannt. Die einzeln aufgestellten Beyspiele muß man bey dem Vf. selbst nachlesen. Im dritten Abschnitt wird von dem römischen Blumenfeste, oder dem Feste der Göttin *Flora* gehandelt. Voraus gehen einige Vergleichen der heidnischen Religionen, als bloßen Religionen der Phantasie, mit „den erhabenen-melancholischen Christenthum“, welches zur unendlichen sittlichen Heiligung führt. Das Christenthum ist zwar sonst auch, wie der Vf. (S. 108 in der Anmerkung) äußert, eine Religion der Freude, aber einer heiligen, durch Wehmuth und Sehnsucht verklärten Freude, wie sie das Heidenthum nicht kannte und nicht begreifen konnte.“ Der vierte Abschnitt betrachtet die *Lilie*, als eine Blume aus der untergegangenen Vorwelt. Der Vf. theilt eine nicht uninteressante Nachricht von den im J. 1747 zu Evesen, unweit Wolfenbüttel, gefundenen versteinerten Lilien mit. Das Titelkupfer, worauf man auch einen Palmbaum abgebildet findet, giebt eine Abbildung von einer dieser uralten Lilien. Der fünfte Abschnitt enthält: Magischer Blumengarten in Gläsern, oder vom Geheimniß der Palingenesie. Aus einer alten kabbalistisch-magischen Schrift. Vieles scheint unglaublich in diesen Angaben, und Rec. kann seine Zweifel an der völligen Richtigkeit derselben nicht unterdrücken.

Möchten doch unbefangene und gründliche Chemiker und Physiker die Sache genauer untersuchen! Der sechste und letzte Abschnitt enthält *Gedichte*, die Blumenwelt betreffend. Ein lieblicher Kranz, gewunden von mehreren Dichtern, wovon uns der *Rosenstock*, nach einem alten Liede, so wie die Beyträge von *Schiller*, *Tiedge* und *Göthe* am meisten angezogen, worunter wir jedoch *Kofegartens* schöne Dichtungen: *Die Narzisse*, *der Blumenstrauss* u. a. ungern vermißt haben. Eben so hätte *J. G. Jacobi's*: *Lob der Rose* hier eine Stelle verdient.

OEKONOMIE.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Ueber den Dünger, zugleich aber auch über das Unwesen dabey in Deutschland, besonders in der Haupt- und Residenzstadt München und ganz Baiern* vom Staatsrath von Hazzi u. s. w. Dritte, wieder vermehrte Auflage. 1824. 4. (1 fl.)

Diese in so kurzer Zeit erfolgte dritte Auflage dieser Schrift ist die beste Lobrede derselben; und bürgt ihre Vortrefflichkeit weit mehr als alle Anpreisungen. Der patriotische Vf. hat aber auch alles gethan, um ihr den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben. Nicht allein ist der Gährungsproceß bey dem Dünger näher entwickelt, sondern es sind auch noch viele andere Zusätze und Erläuterungen z. B. über die Düngung mit Knochenmehl, die Salzdüngung mit Pfannenstein, die Gülle-Besetzung u. dergl. m. beygefügt worden, die ihren Werth sehr bedeutend erhöhen. Vorzüglich aber sind in der dritten Beylage die beweglichen geruchlosen Abtritte so deutlich beschrieben und durch Zeichnungen so anschaulich dargestellt worden, daß sie überall ohne Schwierigkeit und bedeutende Kosten angelegt werden können. Eben darum hat diese Schrift nicht bloß für den eigentlichen Landwirth, sondern auch für jeden Hauseigenthümer und insonderheit für die Polizeybehörden das höchste Interesse. Wie viel Gewinn würde die Landwirthschaft davon ziehen, wenn diese beweglichen geruchlosen Abtritte allgemein eingeführt würden, wie sehr würde dadurch die Reinlichkeit und Gesundheit in den Städten befördert werden! So lange diese reichhaltige Düngerquelle nicht eben so sorgfältig wie in Belgien und China benutzt wird, so lange wird sich auch der deutsche Feldbau nicht mit Kraft zu der Stufe der Vollkommenheit erheben, auf welche er so leicht gebracht werden könnte. Freylich sollten hier die Polizeystellen und Ortsvorsteher mit einwirken, und streng darauf sehen, daß alles das — in Straßen, Gassen und offenen Räumen den Anstand Beleidigende, die Gesundheit in den Wohnungen Gefährdende und die Reinheit der Flüsse, Bäche, Kanäle und Brunnen Störende — entfernt werde; dann würden gewiß, wie der Vf. in der Vorrede sagt, diese beweglichen geruchlosen Abtritte sehr bald in allen Wohnungen in Anwendung kommen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

September 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Kius: *Sammlung der Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben für das Königreich Hannover*, vom Jahre 1822. XII, 410. VII, 36. XVIII, 249 S. in gr. 4.

Der Inhalt dieses Jahrgangs des officiellen hannö- verischen Gesetzblatts ist diesmal sehr wichtig. Wir theilen die Hauptverfügungen, systematisch geordnet mit: 1. *Kirchen- und Schulwesen*. Für das gesammte Königreich ist unter den 25. Jan. 1822 (Gesetzsamml. I. 9.) eine Verordnung, die Feyer der Sonn- und Fest-, auch Buß- und Bettage betreffend, erlassen, welche aber zu sehr ins Detail geht, als daß sie hier auszugsweise mitgetheilt werden könnte: eine Annäherung an die englische strenge Sabbathsfeyer ist unverkennbar. Provinzielle Verhältnisse, und namentlich A. den Sprengel des Consistorii zu Hannover berühren: das königl. Rescript vom 9. März (G. S. I. 11.), daß dasselbe befugt seyn solle, auch für Kinder reformirter Religionsverwandte von dem zur Confirmation erforderlichen Alter, Dispensation zu ertheilen; und das Ausschreiben des Consistorii selbst, vom 7. März (G. S. III. 22), die Reinigung der Kirchen und Kirchhöfe, auch sonstige Dienstfunctionen der Küster u. s. w. betreffend. B. den Sprengel des Consistorii zu Stade gehen an: das Ausschreiben des dortigen Consistorii vom 23. May (G. S. III. 37.), die Anordnung und Eröffnung eines neuen Schullehrerseminars zu Stade, und besonders die Theilnahme der Landeschullehrer und Schulpräparanden, an dem in diesem Institute zu ertheilenden Unterricht betreffend, das Ausschreiben der Provinzialregierung zu Stade vom 24. Junius (G. S. III. 46.), die Abstellung der wahrgenommenen Unregelmäßigkeiten und Mißbräuche bey den Predigerwahlen auf dem Lande, dessen Bekanntmachung eines Plans zu einer allgemeinen Predigerwitwencaße vom 20. Aug. (G. S. III. 64.), das Consistorialauschreiben vom 7. Nov. (G. S. III. 91.) wegen Prüfung der Nebenschullehrer, und ein gleiches vom 30. Dec. (G. S. III. 107.) die Rechnungsführung über das Kirchenvermögen und sonstige Stiftungen betreffend. C. Auf den Sprengel des Consistorii zu Aurich beziehen sich, das Ausschreiben des dasigen Consistorii vom 31. Jan. (G. S. III. 10.) über die Regulirung der Predigervacanzen, desgleichen vom 1. Aug. (G. S. III. 57.) die Bekanntma-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

chung der für die evangelischen Prediger in Ostfriesland und dem Herlingerlande errichteten Mobiliar-Feuerversicherungsgesellschaft betreffend, und das höchst wichtige Ausschreiben vom 28. Nov. (G. S. III. 97.) wodurch das Maturitätsexamen der von den gelehrten Schulen in dem Fürstenthume und aus dem Privatunterrichte zur Universität abgehenden Schüler wieder eingeführt wird. D. Für die Provinz Osnabrück ist die, mittelst Ausschreibens der Provinzialregierung vom 11. May 1822 eingeführte Anordnung von Superintendenturen oder Inspectionen insofern wieder abgeändert, daß gegenwärtig vier Kirchenkreise bestimmt worden sind, und dadurch eine neue Repartition der Ortschaften unter dieselben nothwendig geworden ist. Umfassende Verfügungen hierüber, enthält das Ausschreiben des evangelischen Consistorii vom 20. Sept. (G. S. III. 79.) Auch ist durch die dasige Provinzialregierung am 13. Sept. (G. S. III. 72.) befohlen, daß die Leichen der Kinder unter 14 Jahren auf dem Lande, ohne Gefolge beerdigt werden sollen. E. Eine sehr umfassende königliche Verordnung vom 25. Jun. (G. S. I. 26.) hat das gesammte Kirchen-, Schul- und Armenwesen in der Niedergrafschaft Lingen regulirt. Wie unparteylich der König hierbey zu Werke gegangen ist, und den Beweis, daß er seine katholischen Unterthanen mit gleicher Liebe umfaßt, möge der Hauptgrundsatz dieser Verordnung ergeben. Es heist in derselben: „bey der Unzulänglichkeit des vorhandenen Kirchenguts, und bey der Nothwendigkeit, für den katholischen Cultus etwas zu thun, können den evangelischen Einwohner der Niedergrafschaft Lingen, alle Kirchen und Pfarren, in deren Besitz ihre Vorfahren unter ganz außerordentlichen und kriegerischen Umständen, auf Kosten und zum Nachtheil der katholischen Einwohner, ehemals gesetzt worden sind, ferner nicht ausschließlichsch belassen werden.“ II. *Justizwesen*. Für das Justizwesen sind eine Menge höchst wichtiger Gesetze erfolgt, die eine bedeutende Vervollkommenung desselben, vorzüglich, was die peinliche Rechtspflege betrifft, herbeigeführt haben. Eine königl. Verordnung vom 26. Febr. (G. S. I. 12.) ertheilt ausführliche Bestimmungen über die Untersuchung und Bestrafung der im Auslande begangenen Verbrechen; eine Verordnung vom 25. März (G. S. I. 14.) hebt die schon längst factisch nicht mehr angewandte Tortur und Territion auf, und giebt über die Zulässigkeit des Judicienbeweises erschöpfende Regeln.

E (5)

an

an die Hand, bey denen diejenige vorzüglich auszuheben ist, daß ein durch Indicien überführter Verbrecher zwar mit der gesetzlichen Strafe, jedoch nicht mit der Todes- und lebenslänglicher öffentlicher Arbeitsstrafe, und der Strafe der förmlichen Ehrlosigkeit, denen vielmehr ausnahmsweise andere substituirt sind, belegt werden kann; die Verordnung vom 22. Dec. (G. S. 1823. I. 2.) endlich verändert den Geschäftsgang in peinlichen Sachen dahin, a) daß den Justizcancleyen das Recht zugestanden wird, in eigenen Namen bis auf eine fünfjährige öffentliche Arbeitsstrafe zu erkennen, ohne daß es der landesherrlichen Bestätigung der Strafurtheile bedarf; b) daß in allen Criminalsachen ein Correferent zu bestellen sey, c) daß das Rechtsmittel der weitem Vertheidigung, nicht mehr wie vorher, von dem Criminalgerichte erster Instanz zu beurtheilen sey, sondern über dasselbe eine andere Justizcancley in zweyter Instanz zu entscheiden habe. Einzelne Gegenstände der peinlichen Rechtspflege berührt die Verordnung von 31. Aug. (G. S. I. 33.), die unmittelbare Verabladung der der geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfenen Personen von den weltlichen Gerichten, so in Criminal- oder Civilsachen betreffend, die Declaration vom 17. Sept. (G. S. I. 35.) über die Untersuchung und Befragung der Injurien zwischen Unterthanen auf dem Lande; und die authentische Declaration der Bankerottirverordnung vom 24. Sept. (G. S. I. 37). — Auch für das Civilrecht sind wichtige Verfügungen ergangen. Eine Verordnung vom 28. Dec. 1821. (G. S. I. 4.) verordnet alle, dem gemeinen Rechte nach üblich gewesenen Privateide, und bestimmt die Formen, welche bey einzelnen Rechtsgefehäften an die Stelle der eidlischen Bestärkung treten sollen; die Verordnungen vom 24. May und 29. Oct. 1822. (G. S. I. 29 und 62) enthalten authentische Entscheidungen streitiger Civilrechtsfragen, gewiss das zweckmäßigste Mittel, die Unsicherheit des Rechts zu verhüten, ohne des gefährlichen Versuchs, durch ein neues Gesetzbuch den frühern Rechtszustand zu verwirren, benöthigt zu seyn. Eine Verordnung vom 4. Jun. (G. S. I. 32) giebt die ersten Andeutungen zu der erwarteten Notariatsordnung; die Verordnung vom 23. Jul. (G. S. I. 44, 45) enthält eine umfassende Wechselordnung für das ganze Königreich, mit Ausnahme derjenigen Landestheile, wo das Preussische Recht gilt; die Verordnung vom 30. August (G. S. I. 48) bestimmt den Gerichtsstand der Steuerofficianten; die Verordnung vom 29. Oct. (G. S. I. 61) giebt mehrere declaratorische Bestimmungen über die Competenz der Gerichte bey Handlungen freywilliger Gerichtsbarkeit; die Verordnung vom 11. Dec. endlich (G. S. 1823. I. 1) gestattet die Satisfactionsklagen der Gesehwängerten gegen sämtliche Gemeine und Unterofficiere, welche auf den eilfmonatlichen Urlaub Anspruch haben. Auf einzelne Provinzen, namentlich: A. auf Hildesheim bezieht sich die Verordnung vom 26. Jan. (G. S. I. 8) über die Befugniß des katholischen Consistorii daseibst, auch von Per-

sonen, welche zur katholischen Geistlichkeit nicht gehören, Testamente an- und aufzunehmen; B. auf Ostfriesland, die umfassende Verordnung vom 8. Aug. (G. S. III. 60), das Auctionswesen betreffend; c) auf die hessischen Abtretungen, die Verordnung vom 24. Oct. (G. S. I. 59) über die Appellationssumme, in den aus den vormals Kurhessischen Aemtern an das Oberappellationsgericht gebrachten Berufungen; D. auf Osnabrück, die Verordnung vom 7. Dec., wodurch die Verordnung vom 1. May 1801, wegen Einführung einer Instruction für Vormünder auf dem Lande auf das Fürstenthum Osnabrück erstreckt wird; C. auf Meppen, Emsbüren und Bentheim, die Verordnung vom 16. Nov. (G. S. I. 64) über das bey Injurienklagen zu beobachtende Verfahren. III. *Administration*. Mit einem königl. Edicte vom 12. Oct. (G. S. I. 39) beginnt eine neue höchst wichtige Epoche in der Geschichte der Staatsverwaltung des Königreichs; denn eine bedeutende Umformung und Centralisirung derselben ist durch jenes Edict verfügt worden, und bereits in die Wirklichkeit getreten. Ein flüchtiger Rückblick auf die frühere Zeit möge dieses bewähren. Seit der Vereinigung der althannoverschen Provinzen in einer Hand, befand sich an der Spitze der Verwaltung ein Geheimerathscollegium, welches zugleich die Functionen eines wirklichen Staatsministeriums, und daneben die eines Regierungscollegii für die Fürstenthümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen und Lüneburg, so wie für die Grafschaften Hoya und Diepholz ausübte. Gleiche Gewalt in nicht besonders ausgenommenen Fällen hatten die Regierungen der neuerworbenen Herzogthümer Bremen und Verden, und Lauenburg, beide nehmen selbst an der gesetzgebenden Gewalt dadurch Theil, daß sie gleichfalls im Namen und Auftrage des Landesherrn (*ad mandatum*) Gesetze erliessen, und selbst die im Namen des Landesherrn von dem Geheimerathscollegio zu Hannover erlassenen Gesetze, von neuem in ihrem Namen publicirten, um denselben in ihrem Sprengel gesetzliche Kraft zu geben. Ausserdem aber gab es auch mehrere Collegien in ihrem Sprengel gesetzliche Kraft zu geben. Ausserdem aber gab es auch mehrere Collegien in Hannover, welche nicht, wie es in dem Begriffe eines Staatsministeriums liegt, dem Geheimerathscollegio daseibst, subordinirt, sondern vielmehr, in gewisser Hinsicht coordinirt waren, wie z. B. das Cammercollegium und die Kriegscancley. Staatsminister u. s. w. standen an der Spitze derselben, und so mochte der Grund dieses Coordinationsverhältnisses, welches sogar noch andere, namentlich Justizcollegien, wenigstens in Hinsicht der zu beobachtenden Curialien, in Anspruch nahmen, wohl der seyn, daß alle diese Collegien früher mit dem Geheimeraths- oder Regierungscollegio vereinigt gewesen waren, nach und nach, zwar von demselben in Betreff ihrer Dienstfunctionen getrennt, aber dennoch immer noch als Deputationen desselben angesehen wurden, oder sich dafür angesehen wissen wollten. Das Bedürfnis einer Abänderung dieser Verhält-

hältnisse ergab sich von Zeit zu Zeit immer klarer; eine Ausdehnung der Autorität des Geheimrathscollegii über die neuerworbenen Provinzen, eine Befreyung desselben von den Geschäften, die ihm, als einer bloßen Regiminalbehörde oblagen, und die Ausbildung desselben in eine wirkliche Centralbehörde, welcher alle übrigen Collegien subordinirt werden mußten, wurde immer nothwendiger. Zuerst verfügte ein königliches Rescript vom 20. May 1772, daß diejenigen Verordnungen, welche die gesammten königlich deutschen Länder angingen, und Namens des Landesherrn *ad mandatum* zu erlassen seyn, mit der Unterschrift des Geheimrathscollegii zu Hannover versehen, und dadurch, ohne einer weiteren Publication der Regierungen zu Stade, oder zu Ratzeburg zu bedürfen, auch in den Sprengeln derselben gültige Kraft haben sollten. Dagegen blieb den gedachten Regierungen der Antheil an der gesetzgebenden Gewalt insofern vorbehalten, daß sie die Befugnisse haben sollten, Verordnungen für das Bedürfnis ihres Sprengels, und worüber mit den Landschaften desselben zu communiciren sey, *ad mandatum* zu publiciren. Hierauf wurde mittelst Patents vom 8. Febr. 1802, das Geheimrathscollegium in das Cabinets- und Staatsministerium getheilt, und dem erstern vorzüglich die Beforgung der auswärtigen Verhältnisse, dem letztern aber sämtliche übrige Befugnisse überwiesen. Indessen trat in Hinsicht der letzten keine weitere Beschränkung ein; das Staatsministerium besorgte daneben fortwährend dieselben speciellen Regiminalangelegenheiten in den Provinzen, für welche es ursprünglich errichtet war, wie die Regierungen zu Stade und Ratzeburg, so wie der Gräfe Landes Hafsels, in ihren Sprengeln. Nur wurden die Geschäfte sowohl allgemeiner als specieller Art in Departements getheilt, wodurch allerdings eine große Geschäftserleichterung in allen den Fällen, die nicht dem Plenum vorbehalten bleiben, bewirkt wurde. Erst nach der Wiederherstellung der Verfassung, nach der feindlichen Occupation, wurde die Trennung der wahren Ministerialgeschäfte von den speciellen Regiminalangelegenheiten, jedoch anfangs noch nicht auf eine gänzlich umfassende Weise, in das Werk gesetzt. Die gesetzgebende Gewalt, in so fern sie im Auftrage des Landesherrn ausgeübt wurde, so wie die wahren Ministerialbefugnisse, standen dem Staats- und Cabinetsministerium nunmehr allein zu; die Beforgung der eigentlichen Regiminalangelegenheiten wurde forthin den Regierungen zu Stade und Ratzeburg, und den provisorischen Regierungskommissionen zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg und Osnabrück überwiesen. An die Stelle dieser letztgedachten Regierungskommissionen traten nachmals die Provinzialregierung zu Hannover für die Fürstenthümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen, Hildesheim, Lüneburg, die Grafschaften Hoya, Diepholz, Dannenberg und die Eichsfeldschen, Hessischen und Lauenburgischen Parzellen, die Provinzialregierung zu Osnabrück für dieses Fürstenthum, den Kreis

Meppen, Emsbüren und Niedergraffchaft Lingen, die Provinzialregierung zu Aurich für das Fürstenthum Ostfriesland und das Harlinger Land, und die Provinzialregierung zu Bentheim für die Grafschaft Bentheim. Der Provinzialregierung zu Stade wurde das Land Hadeln, das früherhin durch einen Staatsminister, als Gräfen, verwaltet wurde, überwiesen; die Regierung zu Ratzeburg aber mit dem überelbischen Lauenburg an Preußen abgetreten. Außerdem wurde durch die Verordnung vom 22. Oct. 1816, neben dem Cabinetsministerium, ein eigenes Geheimrathscollegium geschaffen, um in wichtigen Regiminalangelegenheiten, und namentlich bey allgemeinen Landesgesetzen und Verordnungen, und bey Besetzung der von mehreren Collegien ressortirenden Dienststellen beyrätbig zu seyn. Durch diese Verfügungen geschah allerdings ein großer Schritt zum Bessern; dessen ungeachtet blieb jedoch manches nunmehr unpassende Coordinationsverhältniß bestehen, und hinderte die Thatkraft, welche der höchsten Verwaltungsbehörde eines Staats zuzuehen muß. Auch waren manche Unvollkommenheiten der innern Organisation noch nicht völlig gehoben. Solches ist nun aber durch das obenangeführte Edict vom 12. Oct. 1822 auf das Vollkommenste geschehen; durch dasselbe hat nicht allein das Cabinetsministerium eine seiner Würde entsprechende Bestimmung und Stellung erhalten, sondern es sind auch in demselben die Grundzüge einer ganz neuen Verwaltung ausgesprochen, welche dann wiederum durch besondere Verordnungen und Reglements ins Leben getreten sind. Nach diesem Edicte ist das Staats- und Cabinetsministerium für die oberste, dem Könige unmittelbar verantwortliche Behörde für alle Verwaltungszweige, mit Ausnahme der reinmilitärischen Angelegenheiten erklärt; außerdem aber sind demselben sämtliche übrigen oberen Verwaltungsbehörden folchergehalt subordinirt worden, daß jedes ehemalige Coordinationsverhältniß aufgehoben ist. Zum Beyrathe desselben ist das im J. 1816. angeordnete Geheimrathscollegium bestimmt, und demselben dadurch eine größere Wirksamkeit gegeben worden, daß demselben einige aus den Landescollegien u. s. w. ernannte außerordentliche Beysitze beygegeben sind. An die Stelle der Kammer, mit ihren ausgedehnten Befugnissen, von denen die Regiminal-, Polizey- und Zollfachen, insofern sie zu den Geschäften eines Ministerii gehörten, an das Staats- und Cabinetsministerium, sonst aber an die Landdrosteyen übergegangen sind, ist mit dem 15. May 1823 eine bloße Domänenkammer, welche lediglich die Erhaltung, Verbesserung und ökonomische Verwaltung der königlichen Domänen zu besorgen hat, getreten. Die Provinzialregierungen sind gleichfalls aufgelöst worden, und statt deren Landdrosteyen eingeführt, welche die ganze innere Regiminalverwaltung, mithin Regierungs- und Polizeifachen, mit Ausnahme der den Consistorien bleibenden geistlichen Angelegenheiten, wie auch der Zollfachen, als Mittelbehörden zwischen dem Staats-

und Cabinetsministerio und den Aemtern, Stadt- und Patrimonialbehörden zu besorgen haben. Sechs Landdrosteyen sind in dieser Hinsicht angeordnet worden, zu Hannover für das Fürstenthum Calenberg und die Grafschaften Hoya und Diepholz, zu Hildesheim, Göttingen (mit Ausschluss der Universitätsstadt Göttingen, die exempt geblieben ist) und Grubenhagen, jedoch mit Ausschluss des Harzes, welcher seine besondere Verfassung und Verwaltung durch eine Berghauptmannschaft beybehalten hat, zu Lüneburg für das Fürstenthum Lüneburg und den dem Königreiche verbliebenen Theil des lauenburgischen, zu Stade für die Herzogthümer Bremen und Verden und das Land Hadeln, zu Osnabrück für das Fürstenthum Osnabrück, die Grafschaft Lingen, Meppen, Emsbüren und Bentheim; endlich zu Aurich, für das Fürstenthum Ostfriesland. Jede Landdrostey besteht aus einem Landdrosten und drey Regierungsräthen, und auf eine sinnreiche Art ist bey ihrer Einrichtung die in neuern Zeiten so oft besprochene Streitfrage gelöst worden, welche Verfassung administrativen Collegien am meisten für das Wohl der Untergebenen zu geben seyn, ob eine collegialische oder eine bureaukratische? das Gute beider ist nämlich auf folgende glückliche Art mit einander vereinigt, und dadurch der aus der einen oder der andern nothwendig entspringende Nachtheil entfernt. Im allgemeinen findet nämlich in diesen neuen Landdrosteyen eine collegialische Behandlung der Geschäfte statt; indeffen hat der Landdrost das Recht, jeden Beschluss der Stimmenmehrheit zu suspendiren, und die betreffende Angelegenheit zur Entscheidung des Ministerii zu bringen. Durch die erstere Bestimmung wird jede bureaukratische Despotie, durch die letztere, das Einschleichen eines verderblichen *Esprit de corps*, so wie man ihn nicht mit Unrecht den Collegien an und für sich vorwerfen könnte, verhindert. Ueber die Competenz der Landdrosteyen und deren Geschäftsordnung hat ein Reglement vom 18. April 1823 die nähern Bestimmungen erlassen; sie selbst sind mit dem 15. May 1823 in Wirksamkeit getreten. Auch für die Vervollkommnung der königlichen Aemter hat jenes Edict Sorge getragen; es ist vorläufig versprochen worden, eine gewisse Gleichförmigkeit derselben in Hinsicht ihres Umfangs allmählig einzuführen, und solches bey einigen Aemtern bereits in Wirksamkeit gesetzt. Auch sollen auf jedem Amte mindestens zwey Amtspersonen angestellt werden, von denen die eine hauptsächlich sich mit der Landesverwaltung, die andere mit Justizsachen beschäftigen soll. Dadurch ist also der heilsame Grundsatz festgesetzt, dass auch bey den Untergerichten die Trennung der Administration von der Justiz ins Werk gesetzt werden soll. Ueber das weitere Detail vergl. die neue Amtsordnung vom 18. April 1823. Ausserdem sind einige Verwaltungs-

zweige eigenthümlich organisiert worden, namentlich der Wasserbau, für welchen eine Generaldirection als oberste Centralverwaltungsbehörde mittelst des Reglements vom 18. April 1823 gebildet ist, und die Forstverwaltung, in deren Hinsicht vom 15. May 1823 an gleichfalls alle Forstämter aufgehoben, die Verwaltung selbst dagegen unter Leitung der in der Domainenkammer angeordneten Generaldirection den Oberforstmeistern und Oberförstern ausschliesslich anvertraut ist. Anders steht dagegen noch eine eigenthümliche Organisation bevor, wie z. B. dem Zollwesen u. s. w. Die Rechtspflege ist durch das gedachte Edict in sofern verbessert worden, als in demselben die Anordnungen ausgesprochen sind, welche durch die obenerwähnte Verordnung vom 22. Dec. 1822 ausgeführt worden sind.

(Der Beschluss folgt.)

THEOLOGIE.

BREMEN U. LEIPZIG, b. Kaiser: Ueber den alten und neuen Protestantismus in naher Beziehung auf Etwas, woran, kurz vor der im J. 1817 begangenen dritten Secularfeier der Reformation, die damalige Zeit mahnen sollte. Von D. Joh. Friedr. Kleuker. Neue, mit einer Vorrede und Zusätzen, nebst einem besondern Anhang vermehrte Ausgabe. 1823 XVIII u. 170 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieser gegen *Krug's* „Mahnungen der Zeit an die protestantische Kirche bey der Wiederkehr ihres Jubelfestes“ gerichteten Schrift erschien bekanntlich schon in den Kieler Blättern. Das darin Gesagte hat, nach der Versicherung des Hrn. D. Kl., „einem Theil der anfänglichen (?) Leser dermaassen eingeleuchtet, dass danach der Wunsch einer besondern Ausgabe (hat die Ausgabe sich selbst gewünscht?) entstanden ist.“ Diesem Wunsche nun giebt der Hr. Dr. hier nach, und thut noch ein übriges, indem er jene Schrift zwar an sich selbst unverändert, aber mit vielen unter dem Texte stehenden Anmerkungen, auch mit besondern Zusätzen (S 62 — 90) versehen, wieder abdrucken liess. Ein besonderer Anhang findet sich S. 91 bis 170 der sich mit einigen neuern Schriften und deren Recensionen, hauptsächlich in den bey Hrn. Kl. in starkem Milscredit stehenden Literaturzeitungen, in Gegenrecensionen beschäftigt. Da die Hauptschrift schon längst bekannt ist, die Zusätze in eben demselben Geist gearbeitet sind, der Anhang aber nur eine Recension über Recensionen veranlassen würde, so mag es mit der blossen Anzeige von dem Daseyn dieses Buches, das in seiner Art eine Merkwürdigkeit ist, sein Bewenden haben, um so mehr, da Hr. Kl. sich in seine einseitigen Meinungen so hineingelegt zu haben scheint, dass schwerlich auch die billigste und einleuchtendste Kritik etwas über ihn zu vermögen hoffen darf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Kius: Sammlung der Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben für das Königreich Hannover, vom Jahre 1822. u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was nun endlich die einzelnen Zweige der Administration betrifft; so ist für die Vervollkommnung der Postanstalten sowohl durch einzelne Circulare des Generaldirectorii, als auch durch die Verordnung vom 25. Jan. (G. S. I. 33) das Nebenpostiren betr.; und durch die Verordnung vom 27. Jan. (G. S. I. 34) über die von den Passagiers den Wagenmeistern und Postillons zu reichenden Gebühren, und die den Effecten der Reisenden zugesicherte Garantie geforgt werden. Die Elbschiffarth ist durch Publication der Elbschiffarthsacte am 16. Jan. (G. S. I. 3) und die begleitenden Verordnungen vom 7. Febr. (G. S. I. 9), vom 11. Febr. (G. S. I. 10) und 25. Febr. (G. S. I. 12), durch welche letztere eigene Elbzollgerichte zu Blekede, Hitzacker und Schnakenburg errichtet worden sind, regulirt. Auf provinzielle Verhältnisse beziehen sich, und zwar: *A.* auf Ostfriesland, die Verordnung von 22. Jul. (G. S. III. 53) über die Wiederherstellung der vormaligen Zolleinrichtungen in Ostfriesland und dem Harlinger Lande, und das Ausschreiben der Provinzialregierung zu Aurich vom 19. Dec. (G. S. III. 104) über die erforderliche obrigkeitliche Erlaubniß zur Errichtung neuer Gebäude von öffentlichen Heerwegen. *B.* Auf Osnabrück die sehr umfassende Gemeinheits- und Markeneintheilungsordnung vom 26. Jun. (G. S. I. 43); auf Bremen und Verden, die Bekanntmachung der Provinzialregierung zu Stade vom 7. May (G. S. III. 33) wegen der bey allen Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen zu berücksichtigende Breite der Wege. *IV. Finanzen.* An die Stelle der frühern Einkommensteuer ist mittelst der Verordnung vom 25. Jun. (G. S. I. 25) eine neue, als Befoldungs- Gewerbe und Einkommensteuer getreten; auch ist unter demselben Datum eine Declaration der Stempelsteuerordnung erlassen. Mittelt der Verordnung vom 19. Aug. (G. S. I. 31) sind die Grundzüge der neuen allgemeinen Grundsteuer, welche jedoch bis jetzt noch nicht zur Erhebung gekommen ist, gegeben; auch ist durch die Verordnung vom 20. Decemb. (G. S. 1823. I. 3) eine Häusersteuer eingeführt worden. Dagegen ist mittelst

Verordnung vom 18. Febr. (G. S. I. 12) die Einführung des ausländischen rohen Leinens und Leinengarns von der sonst davon erhobenen Steuer befreiet. *V. Militär.* Die wichtigste über diesen Gegenstand erlassene Verordnung ist das Reglement vom 30. Aug. (G. S. I. 57), die neue Organisation und den Dienst des Landdragonercorps betreffend. Ausserdem möchten noch vorzugsweise auszuheben seyn, das Kriegscanzleyauschreiben vom 18. März (G. S. II. 3), über die den Unterthanen gebührende Vergütung für die Verpflegung; welche von den Quartierwirthen während der Exerzierzeit der Cavallerie, den Unterofficieren und Mannschaften verabreicht werden muß, und die Bekanntmachung des Cabinetsministerii vom 22. deff. Monats (G. S. I. 18), über die mit dem königl. Preussischen Gouvernement verabredeten Ablieferungsacte der Deserteurs und reclamirten Militärliebtigen. *VI. Polizey.* Ueber polizeyliche Gegenstände ist keine allgemeine Verordnung erschienen, dagegen sind die Provinzialregierungen auch in diesem Fache sehr thätig gewesen, und haben theils ältere Polizeyverordnungen erneuert, theils neuere erlassen. Als besonders erheblich möchten die folgenden zu betrachten seyn: *A.* die Ausschreiben der Provinzialregierung zu Hannover, vom 5. März (G. S. III. 21) das Hausiren der Medicin- und Obitätenkrämer betreffend, vom 25. März (G. S. III. 29) über die Kuhpockenimpfung, vom 25. May (G. S. III. 38), das Verbot der Ausfuhr der Feldsteine betreffend, vom 3. Oct. (G. S. III. 80) über die Beförderung der Obstbaumzucht. *B.* die Ausschreiben der Provinzialregierung zu Stade vom 6. November (G. S. III. 90) die Befrafung der ihrer Herrschaft entlaufenen widerspenstigen Dienftboten betreffend; und die vom 3. Dec. (G. S. III. 98) wider die herumziehenden Schaufpielergesellschaften. Die Ausschreiben der Provinzialregierung zu Osnabrück vom 9. September (G. S. III. 68, 69), die Abstellung einiger im Fürstenthume Osnabrück bey Ausübung der Schafhut stattfindenden Mißbräuche, und eine Bekanntmachung über das Verfahren bey Unterfuchung und Befrafung des Emsstrom- und Emscanalpolizeycontraventionen, enthaltend. Die Ausschreiben der Provinzialregierung zu Aurich vom 19. Januar (G. S. III. 6), die von angehenden, bey der Infanterie dienenden Handwerkern zu betrachtenden Wanderjahre betreffend, vom 30. Jan. (G. S. III. 9) wodurch das Hausiren mit hölzernen Waaren und kleinen Geräthschaffen

verboten wird; vom 15. März (G. S. 25) über Ausschüttung der Tiefe u. f. w., vom 3. October (G. S. III. 68), wodurch das Verbot des Aufkaufs der Ausfuhr roher Viehhäute erneuert, und den tig anzusetzenden Schuftern der Handel mit t gefertigten Leder unterlagt wird. Endlich Ausschreiben der Provinzialregierung zu Bent- vom 22. May (G. S. III. 36), wegen verbote- beherbergung der Vagabunden und Bettler durch Landleute, und vom 19. Jun. (G. S. III. 44), urch den Fuhrleuten verboten wird, auf dem en sitzend, ohne Leine zu fahren, und ihre de an und auf den Strafsen unangebunden ste- zu lassen.

ALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Neues Archiv des Criminalrechts*. Herausgegeben von Gallus Aloys Kleinschrod, Hofr. und Prof. zu Würzburg, Christian Gottlieb Konopack, O. A. Rath und Prof. zu Jena, und C. J. A. Mittermaier, geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. *Sechster Band*, nebst vollständigem Register über die ersten sechs Bände. 1824. 736 S. 8.

Der sechste Band dieser jedem Bedürfnisse sich an- enden Zeitschrift, reicht uns folgende Gaben. *Jeder die Fortschritte der Criminalgesetzgebung teutschland*. Von Mittermaier. Besonders lehr- hist in dieser Abhandlung die Analyse und Beur- lung der neuen Strafgesetzbücher für Basel und Gallen. II. *Etwas über das Wesen und die Be- tung culpofer Verbrechen*. Von Kleinschrod. Der würdige Veteran erklärt sich besonders gegen die ere Ansicht einiger Criminalgesetzbücher, und würfe zu solchen, nach welchen culpose Verbre- n lediglich zu den Polizeyübertretungen gezählt den sollen; und stellt dagegen die, allerdings manchen sehr erheblichen Gründen unterstützte, cht auf, daß die *Culpa* nicht viel gelinder als *Dolus* zu bestrafen sey. III. *Ueber die Wahl der esstrafen*. Von Dr. Geo. Wilh. Böhmer in Göt- en. Beschluß der Untersuchungen in Bd. IV. u. 3. und Bd. V. St. 4. deren Resultat ist, daß Fallbeil und Tödtung durch Gift die angemessen- Mittel der Hinrichtungen seyen, das erste, wenn einer öffentlichen Hinrichtung den Vorzug vor r geheimen geben, das letzte, wenn man die ere der erstern vorziehen wolle. IV. *Bemer- zen über Englands Criminalgesetze in Bezug auf esstrafen und die Art ihrer Ausübung*. Von Sir uel Romilly; mitgetheilt von Dr. C. W. Afher. t die berühmte Rede, die Romilly am 9. Febr. im Unterhause hielt, um die Zurücknahme Parlementsacten Wilhelms III., Anna's, und rgs II. zu bewirken, welche das Verbrechen des lichen Diebstahls in einem Laden von Sachen 5 Schilling an Werth, oder in einem Wohnhau- oder am Bord eines Schiffes von 40 Schilling an th, mit der Todesstrafe belegen. V. *Ueber- der in dem Jahren 1815 — 1821 in England und*

Wallis bestraften Verbrecher. VI. *Ueber das recht- liche Verhältniß des weiblichen Geschlechts in Be- zug auf Criminalrecht und Criminalgesetzgebung*. Vom Hof- und Kanzleyrath Dr. Spangenberg in Cel- le. Fortgesetzt in Nr. XII. Es wird in dieser Ab- handlung mit vielen aus der Physiologie und Psycho- logie entnommenen Gründen, so wie in Bezug auf das römische Recht und die Carolina, dargethan, daß bey manchen Verbrechen die Imputationsfähigkeit der Weiber geringer, bey andern größer seyn müs- se, als bey diesen Verbrechen, wenn sie von Perlo- nen des männlichen Geschlechts verübt seyen; dann aber auch, daß die Strafe in Bezug auf das Ge- schlecht nicht einformig ausfallen dürfe, sondern ver- schieden zugemessen werden müsse. Die Abhandlung selbst wird vorzüglich bey Entwerfung neuer Crimi- nalgesetzbücher zu berücksichtigen seyn. VII. *Beur- theilung der neuesten criminalistischen Schriften*. VIII. *Der neue Entwurf des Strafgesetzbuches für das Königreich Baiern*. Mit Bemerkungen von Mit- termaier. Nur ein Auszug, aber mit treffenden Kri- tiken, wie man sie von dem Vf. gewohnt ist. Fort- setzung in Nr. XV. IX. *Ueber die Unterbrechung der Verjährung im Strafrechte durch Generalunter- suchung, und durch Specialinquisition gegen einen Mischuldigen*. Vom Hofr. v. Wening-Ingenheim zu Landshut. Dieser Aufsatz hat im 2ten Bande von Vollgra vermischte, Abhandlungen einen Gegner gefunden, dessen Stimme allerdings sehr zu beach- ten seyn dürfte. Er bezieht sich zunächst auf das jetzt geltende Baiersche Strafgesetzbuch. X. *Neue- ste Hannoversche Verordnung über Abschaffung der Folter und Zulässigkeit des Anzeigenbeweises*. XI. *Beyträge zur Auslegung des 165ten Art. der C. C. C.* Von Konopack, mit Bezug auf einen mitgetheilten Rechtsfall. XII. S. Nr. VI. XIII. *Verbrechen aus partiellen Wahnsinn und Trunkenheit*. Von Klein- schrod. Ein mitgetheilter Rechtsfall. XIV. *Beur- theilung der neuesten criminalistischen Schriften*. XV. S. VIII. XVI. *Der neue Entwurf eines Straf- gesetzbuchs für das Großherzogthum Sachsen-Wei- mar-Eisenach*. Mit Bemerkungen von Mittermaier. Gleichfalls nur Auszug, und im Ganzen treffende Kritik desselben. XVII. *Neue Criminalgesetzgebung in Hamburg*. Von H—r. (Senator Hudtwalker? welchen die Ausarbeitung des Entwurfs eines neuen Strafcodex übertragen seyn soll.) Die Rubrik täuscht, denn der Aufsatz handelt nur von der be- stehenden, höchst mangelhaften, Criminalgesetzge- bung jener Stadt. XVIII. *Beytrag zur Revision der allgemeinen Grundsätze der Strafgesetzgebung*. Vom Obertribunalrath Weber in Stuttgart. Treffen- de Bemerkungen über die philosophischen Straf- rechtstheorien. XIX. *Darf das allgemeine deutsche Criminalrecht jetzt bloß nach den Gesetzen, oder muß es nach der durch die Praxis und den Gerichts- gebrauch erhaltenen Umgestaltung dargestellt wer- den?* Vom Oberhofgerichtsadvocaten Dr. Gerstä- ker zu Leipzig. Sehr richtige Bemerkungen über die großen Gefahren des die Praxis und ihre Abwei- chun-

chungen von unvernünftigen und grausamen Gesetzen verwerfenden Gesetznrigorismus im allgemeinen deutschen Criminalrecht. XX. *Criminalfall eines Kindsmords*, von Kleinschrod. XXI. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften*. XXII. *Neueste Nachrichten über die englischen Verbrechercolonien in Neu-Süd-Wallis*. Vom Senator Hudtwalker zu Hamburg; ein Auszug aus dem „Report of the commissioner of inquiry into the state of the colony of New South Wales.“ XXIII. *Das gerichtliche Verfahren bey Vollziehung der Todesstrafen*, dargestellt vom Hof- und Justizrath Tittmann in Dresden. XXIV. *Der neue Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Würtemberg*, mit Bemerkungen von Mittermaier. Gleichfalls nur Auszug mit treffender Kritik. XXV. *Von der Gegenstellung naher Verwandten, besonders der Eltern mit den Kindern*. Vom Prof. Geisterding in Greifswalde. XXVI. *Ueber den Maassstab der Strafe des einfachen Diebstahls*. Von Kleinschrod. Die Grösse der Entwendung, als Maassstab für die Strafe des einfachen Diebstahls wird gegen Henke gerechtfertigt. XXVII. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften*.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Ambr. Barth: *Das Neueste über die Schwefelquellen zu Nendorf* in der Curheffischen Grafschaft Schaumburg, von Dr. Ferd. Wurzer, Curheff. Hofrath und Ritter des Ordens vom goldenen Löwen, ord. Professor der Medizin und Chemie an der Universität zu Marburg u. s. w. 1824. 96 S. 8.

Der, durch mehrere Arbeiten dieser Art schon längst bekannte, Vf. liefert in dieser Schrift die Resultate seiner neuesten Untersuchungen der erwähnten Schwefelquellen, deren Analyse er schon im J. 1815 in einem grössern Werke dem Publicum übergab. Aus vielen und mancherlei Gründen glaubt der Vf. indess, keine ganz unnütze Arbeit übernommen zu haben, indem er den Faden wieder an seine vorigen diesfälligen Untersuchungen von Neuem anknüpfte. Einen besondern und vorzüglichen Bestimmungsgrund hierzu fand er in den, im letzten Decennium statt gefundenen glänzenden und zahlreichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Scheidekunst, die auf alle analytischen Arbeiten, mehr oder weniger, unverkennbaren Einfluß haben.

Nachdem die specifische Schwere dieser 3 Mineralwasser (in Marburg), bey 6,85° R. und 27" 9" Barometerhöhe, zuvörderst ausgemittelt worden, und sich für die grosse Badequelle = 1,0023, für die Trunkquelle = 1,0030, und für die unter dem Gewölbe = 1,0032, ergeben hatte, stellte der Vf. seine vorläufigen Versuche mit gegenwirkenden Mitteln an, welche das Daseyn des Schwefelwasserstoffgas,

die Kohlensäure, die Kalherde, die Talkerde, die Schwefelsäure und die Salzsäure, so wie die Gegenwart des Eisens beweisen; und da sich jetzt ergeben hat, daß mehrere Mineralquellen, und selbst das Meerwasser, Kalisalze enthalten, die ehemals fast immer übersehen wurden; so fand es der Vf. zweckmässig, hierauf gleich bey dieser neuen Untersuchung seine Aufmerksamkeit zu heften, allein ohne jene Salze darin anzutreffen. — Zur Bestimmung der gasförmigen Bestandtheile der sämtlichen Quellen, bediente sich der Vf. des Döbereinerschen Apparats, nahm eine gläserne Kugel mit einem etwas hohen Halse, die genau 53 rbl. Duod. Kbz. enthält, und verschloß denselben mit einem ausgekochten Korkstöpsel, der gerade bis zu dem im Halse für die Capacität der Kugel bezeichneten Punkte herabging, durchbohrt war, und eine gläserne Entbindungsröhre enthielt, die mit destillirtem Wasser gefüllt war. Nachdem Alles verkittet, und die pneumatische Wanne, so wie der enge und sehr genau calibrierte Cylinder, der zur Oeffnung des Gas bestimmt war, mit siedendheisser Kochsalzlösung gefüllt worden waren, wurde das Wasser im Kalke, allmählig bis zum Sieden erhitzt, und so lange darin erhalten, bis sich kein Gas mehr entwickelte. Nach der Abkühlung des Cylinders wurde derselbe so tief in die Wanne eingesenkt, daß die Flüssigkeit von innen eben so hoch stand, als von aussen, die Höhe der Gasfäule scharf bezeichnet, auf den mittlern Barometerstand von 10° R. zurückgeführt, und die Tension der Dämpfe, so wie die Temperatur des Quecksilbers im Barometer, in Rechnung genommen. Der Versuch wurde zweymal wiederholt, und die Resultate wichen so wenig von einander ab, daß die Differenz nicht in Anschlag gebracht werden konnte. — Zur Bestimmung der festen Bestandtheile dieser 3 Quellen, welche der Vf. absichtlich im wasserleeren Zustande berechnete, wurden gläserne Kalke genommen, die vorher genau gewogen waren; das Wasser wurde bey so gelinder Wärme verdampft, daß dasselbe nie zum Sieden kam, und zugleich die Vorrichtung dahin getroffen, daß während der Operation, keine Unreinigkeiten in die abzudämpfende Flüssigkeit fallen konnten. Der Vf. richtete hierbei nochmals sein vorzügliches Augenmerk auf den, durch Westrumb bekannt gemachten Scinkstof, um zu sehen, ob sich seine, vor 10 Jahren hierüber gemachten, Versuche bestätigten; und dies war wirklich der Fall: dann wurde das Wasser beym völligen Ausflusse der Atmosphäre, durch Auskochen, vom geschwefelten Wasserstoffgas gänzlich befreit; so erhielt er jenen Stoff nicht, wohl aber eine Substanz, die bräunlich und von weicher Consistenz war, die Beschaffenheit eines Harzes besaß, und gar keinen Geruch hatte. Da Westrumb zuerst in den Schwefelquellen zu Eßsen das stinkende Schwefelharz und den hydrothiansauren Kalk antraf, welche er nachher in allen von ihm analysirten Schwefelquellen fand — und er hat de-

ren 18—20 untersucht, worunter auch die von *Nendorf* waren: — so entschloß sich der Vf. um so lieber, auch Schwefelwasser von den Heilquellen zu *Eilsen* zu untersuchen, als er vielleicht hierin Aufschlüsse zu finden hoffen konnte, warum seine Resultate in manchen Stücken von jenen, des Herrn *Westrumb's*, abweichen. Zu diesem Entzwecke verschaffte er sich einige Flaschen von der reichhaltigsten Quelle der *Eilsener* Wasser, nämlich von der *Julianen-Quelle*. — Namentlich rechnete Hr. W. darauf, *hydrothianfauren Kalk* darin anzutreffen, wenn auch nicht in der von dem verstorbenen *Westrumb* angegebenen Menge, der auf jeden *Gran Schwefel*, den man erhält, in dem Schwefelwasser *zwanzig Gran hydrothianfauren Kalk* annahm; allein er fand davon eben so wenig im *Eilsener* Wasser als in jenem von *Nendorf*, obgleich er sein besonderes Augenmerk darauf gerichtet hielt, und nicht bloß die von W. vorgeschlagenen Versuche anstellte, sondern auch das durch Aufkochen, (ohne allen Zutritt der Atmosphäre), von dem freyen Schwefelwasserstoffe befreite Wasser mit *effigsauren Kupfer* u. s. w. behandelte. — Mit dem *Stinkstoffe* verhielt es sich ebenfalls da wie dort. — Auch fand der Vf. in diesem Wasser *Eisenoxyd*, welches Herrn *Westrumb* entgangen zu seyn scheint. — Uebrigens glaubt Hr. W., daß auch dieses Schwefelwasser an Ort und Stelle untersucht, einen größern *Gas-Gehalt* wahrscheinlich darbieten werde, und daß dasselbe ebenfalls etwas *Manganoxyd* enthalte, was aber bey dem so geringen Vorrathe, der ihm von diesem Wasser zu Gebote stand, nicht auszumitteln war.

Rückfichtlich der *Anwendung* dieser, so wie der Mineralwasser überhaupt, sagt der Vf. am Schlusse: „Je länger ich, als Arzt, die Wirkungen der Mineralwasser auf den kranken Organismus mit Aufmerksamkeit beobachte, je weniger kann ich dieselben als eine *Solution von Salzen* u. s. w. ansehen, und je mehr überzeuge ich mich, daß die Wirkung der Bäder auf unsern Organismus, mehr durch *hydrothianische*, als durch unmittelbare Kräfte *materieller* Potenzen, die in demselben enthalten sind, veranlaßt werde. Ich sehe sie deshalb als ein organisches (gleichsam lebendiges) Fluidum an. So riefenhaft daher auch die Fortschritte der Chemie unserer Tage — wenigstens von empirisch-praktischer Seite — sind; so unverkennbar das Streben philosophischer Köpfe unter den Chemikern ist, in die ungeheure Masse von Erfahrungen *wissenschaftlichen* Zusammenhang zu bringen: so scheint mir doch, bis jetzt, das Stimmrecht der Scheidekunst, bey der *Construction* u. s. w. der Mineralwasser, noch sehr bestreitbar.“ — Geständnisse, denen Ref. vollkommen beypflichtet.

JUGENDSCHRIFTEN.

LANDSHUT, b. Kröll: *Das Blumenkörbchen*. Eine Erzählung, dem blühenden Alter gewidmet von dem Verfasser der *Ostereyer*. Mit einem Titelkupfer. 1823. 231 S. 8.

Hr. Pfarrer *Schmidt* hat dem blühenden Alter mit dieser anmuthigen und lehrreichen Erzählung abermals ein sehr erfreuliches Geschenk gemacht; aber nicht bloß die Kinder, sondern auch Erwachsene werden ihm gern hören und lesen, so einfach und natürlich, so wahr und lebendig schildert er, so warm und rührend redet er zum Herzen und wendet den Geist auf die ernstesten Zwecke des Lebens hin. Die bekannte Sage von dem Raben, der ein kostbares Kleinod in sein Nest getragen, und dadurch einen Unschuldigen in schweren Verdacht gebracht hat, gab dem Vf. den Stoff zu dieser Erzählung. Man sieht daraus, daß diese Sage nicht bloß zu *Merseburg in Sachsen* und bey dem Bischofe *Thilo von Trotha*, der den verdächtigen Kammerdiener wirklich soll haben hängen lassen, sondern auch anderwärts einheimisch ist, obwohl sie dort durch viele Abbildungen und den auf dem Schloßhofe noch heute ernährten und immer von neuem ersetzten Raben gewissermaßen verewigt wird. In der vorliegenden Erzählung wird die unschuldige Gärtnerstochter *Maria* durch eine sonderbare, aber nicht unnatürliche, Verkettung der Umstände wieder hoch zu Ehren gebracht, nachdem der eigentliche Räuber entdeckt worden. Ein Blumenkörbchen giebt auf besondere Weise die Veranlassung zu Trauer und Freude in der Geschichte; daher der Titel.

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Zwey hundert und fünfzig*, (ehemals nur Einhundert und fünf und siebenzig) *theils kürzere, theils längere Aufsätze zum Uebersetzen ins Lateinische* zum Behuf eines vollständigen praktisch-grammatischen Cursus, mit den nöthigen Erläuterungen und Nachweisungen, herausgegeben von M. Johann Daniel Schulze, Rector des Lyceums zu Luckau u. s. w. *Zweyte* verbess. und verm. Auflage.

Auch unter dem Titel:

Exercitienbuch nach der Folge der Regeln in der größern Bröderschen latein. Grammatik, mit den nöthigen lateinischen Ausdrücken und Redensarten. herausgeg. von M. J. D. Schulze, Rector u. s. w. 1818. X und 176 S. 8. (8gr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1816. Nr. 287.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

PHILOLOGIE.

ERFURT u. GÖTTA, b. Hennings: *Griechisch-deutsches Schul-Wörterbuch* von Dr. Val. Chr. Fr. Rost. Nebst einer Anweisung zur griechischen Prosodie von Dr. Franz Spitzner. *Zweyte* vielfach verbesserte und durchaus vervollständigte Ausgabe. 1823. *Erste* Abtheil. XVI u. 632 S. *Zweyte* Abthl. 640 S. Prosodie IV u. 111 S. (zusammen 3 Thlr.)

Wenn irgend etwas das rasche und sichere Fortschreiten unserer Zeit in dem Felde der griech. Literatur bezeugt, so sind es die vielfachen Leistungen für Grammatik und Lexikographie, die wohl zu keiner Zeit häufiger ans Licht traten, als gerade in dem Zeitraum der beiden letzten Decennien. Denn so gewiss es ist, daß in den neu erschienenen grammatischen Schriften und Wörterbüchern nicht alles Wahre und Gute neu, und nicht alles Neue wahr und trefflich ist; so wenig kann doch geleugnet werden, daß auf den verschiedenen Wegen, welche sich die vorzüglichsten der jetzt lebenden Grammatiker und Lexikographen bey ihren Bemühungen gebahnt haben, theils für die Methode des Unterrichts viel Treffliches geleistet, theils für den Grundbestand der griechischen Sprache ungemein viel wichtige Resultate gewonnen worden sind. Wir können darum nicht der Meinung derer beystimmen, welche nur eine Universal-Grammatik und ein Universalwörterbuch für die griech. Sprachstudien wünschen oder anerkennen, sondern freuen uns vielmehr, daß durch die Auctorität eines oder mehrerer berühmter Namen andre Männer sich nicht haben aus einem Felde verschrecken lassen, zu dessen Anbau sie befähigt sind, und sind der sichern Ueberzeugung, daß die der einstigen Gestalt einer ausführlichen griechischen Grammatik aus den in den bekannten Grammatiken von Buttman, Matthäi, Struve, Thiersch und Rost entwickelten, verschiedenartigen Ansichten mehr Gewinn wird ziehen können, als wenn alle in diesen Büchern enthaltenen Ergebnisse zu einem Ganzen nach einerley subjectiver Ansicht zusammengebracht wären. Eben so stehet auch bey uns die Meinung, daß durch die verschiedene Behandlung des griech. Sprachschatzes in lexikalischer Hinsicht, insofern nun jeder Lexikograph nicht bloß schreibt und abschreibt, sondern wirklicher Sprachforscher ist, und so wie in der Methode, so auch im Stoffe Neues zu

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Tage fördert, für das gründliche Sprachstudium ein nicht unbedeutender Gewinn erzielt wird, und um so mehr, da der Kreis derer, welche Wörterbücher gebrauchen, so weit ist und so verschiedenartige Bedürfnisse befriedigt haben will. Denn mögen immer *Palfows* Verdienste um die griech. Lexikographie ihrem vollen Werth nach anerkannt werden, mag sein Wörterbuch zum Gebrauch für die Lehrer an Gymnasien das zweckmäßigste Handbuch bleiben, das eigentliche Bedürfnis des Schülers, besonders des noch nicht vollkommen geübten, befriedigt es, wie Rec. aus Erfahrung weiß, in dieser Form nicht, und noch weniger können andere Wörterbücher, die bey gleichem oder reicherm Stoffe mit weniger Ordnung und Genauigkeit bearbeitet sind, für diesen Zweck als tauglich befunden werden.

Ein dem Zweck entsprechendes griechisches Schulwörterbuch schien daher dem Rec. stets ein recht nöthiges und unentbehrliches Hülfsmittel zur Erleichterung des Sprachunterrichts, und er nahm darum die erste Auflage des hier anzuzeigenden Buches mit wahrer Freude zur Hand. Aber leider fand er sich damals in seinen Erwartungen, welche durch die Grammatik und durch das treffliche Deutsch-Griechische Wörterbuch desselben Verfassers ungemein gesteigert worden waren, sehr getäuscht, indem das Ganze mit unverkennbarer Eile hingearbeitet und in Inhalt und Form so mangelhaft war, daß es die Bedürfnisse des nun einigermaßen herangebildeten Schülers keinesweges befriedigen konnte. Dennoch wurde die erste Auflage in kurzer Zeit verkauft, zum Beweis, wie sehr man ein griechisches Schul-Wörterbuch und zu solchem Preise verlangte, und es war zu erwarten, daß der gelehrte Verfasser, der zu solchen Arbeiten ein entschiedenes Talent besitzt und so wenig geneigt ist, die Schwächen seiner frühen Arbeiten zu verkennen, daß er vielmehr als der strengste Richter derselben vor dem Publikum auftritt, allen Fleiß aufbieten würde, um die zahlreichen Mängel zu entfernen und dadurch das Buch seiner Bestimmung näher zu bringen. Diese Erwartung ist auch so vollkommen erfüllt worden, daß diese zweyte Auflage mit der ersten in keiner Hinsicht zu vergleichen ist, und daß die Worte des Vfs. (Vorrede S. IX): „So ist freylich von dem früher Gegebenen der Form nach nur wenig geblieben, so daß das Buch in seiner jetzigen Gestalt mehr als eine neue Arbeit, denn als eine neue Auflage betrachtet werden kann“, nicht als ein eitles Aushängeschild zu

zu betrachten sind, sondern sich vollkommen bewahrheiten.

Rec. hat, um ein sicheres und gründliches Urtheil über dieses Schulbuch fällen zu können, sich die Mühe gegeben, das Ganze und die einzelnen Theile der sorgfältigsten Prüfung zu unterwerfen und durchgehends eine Vergleichung mit dem Passowischen Wörterbuch anzustellen, wie sich aus den einzelnen Bemerkungen, die er als Beleg seiner Behauptungen anführen wird, hinlänglich ergeben wird. Eine genaue Darlegung der auf diesem Wege gewonnenen Resultate soll den Inhalt dieser Anzeige ausmachen, indem Rec. durch genaue Nachweisung des Geleisteten denen, welche dieses Buch gebrauchen wollen, mehr zu nützen glaubt, als durch eine Beysteuer von Nachträgen, welche er aus seinen Sammlungen leicht entlehnen könnte.

Was zuerst den Bestand der aufgenommenen und erklärten Wörter betrifft, so hat Rec. hier alles verzeichnet gefunden, was dem Zwecke und der Bestimmung des Buches gemäß ist, und zwar sind zur Vervollständigung der Wortreihe nicht bloß die früher vorhandenen Wörterbücher benutzt, sondern auch was Lobeck zum *Phrynichos*, und Schneider und Pressel in besondern Sammlungen nachgetragen haben, insofern es dem Bedürfnis der Schulen angemessen war; manches auch hat der Vf. aus eignen Sammlungen entlehnt. Obgleich die Sammlungen von Schneider und Pressel erst vom Buchstaben E an benutzt werden konnten, wie der Vf. in der Vorrede berichtet, so finden wir doch schon vom Anfang an manche in gangbaren Schriftstellern gebrauchte Wörter angegeben, welche bey Passow fehlen, wie *ἀνρωγνυαῖος*, *ἀμβολάς*, *ἀναγνίστος*, beide aus Xenophon, *ἀνακρουστικός* aus Plutarchos, *ἀντακρωτήριον* aus Strabon, *ἀντιτίθισις* aus Philo, *ἀντιμασουρανέω* und *ἀντιμετάληψις* aus Plutarchos, *ἀντιμετασπένω* aus Josephos, *ἀντινοέω* aus Hippokrates, *ἀντιπάλλομαι*, *ἀπρώικτος*, *ἀπροεξία*, *βαδύγων*, *βυρσεύω* und viele andere, wobey wir nur zu tadeln haben, daß die Angabe des Schriftstellers, aus welchem sie entlehnt sind, fehlt, was hier um so weniger statthaft ist, da sich diese Wörter in andern Wörterbüchern nicht finden und also auf Treue und Glauben angenommen werden müssen von Jedem, der nicht aus eigener oder fremden Sammlung ihre Beglaubigung aufzufinden weiß. Besonders reichhaltig aber werden diese Erweiterungen von dem Punkte an, wo dem Verfasser die Benutzung der Sammlungen von Pressel und Schneider zu Gebote stand. So hat Rec. in dem einzigen Buchstaben E, den er genauer als die übrigen Theile durchgemustert hat, 182 Wörter und erklärte Wortformen entdeckt, die bey Passow nicht stehen, und die alle aus guten Schriftstellern entnommen sind, und theils zur Ergänzung lückenhafter Wortfamilien, theils zur Erläuterung und Begründungsverwandter Wörter dienen. Während auf diese Weise auf hinlängliche Vollständigkeit sorgsam Bedacht genommen ist, befremdet dagegen um so mehr die Auslassung einiger Wör-

ter, die wohl zum Theil nur aus Druckversehen weggeblieben, *ἀγαπήνωρ* und *βρότος* aus Homer, zum Theil aber auch durch Mangel an Sorgsamkeit übergangen seyn mögen. Wir haben von dieser Art als fehlend uns angemerkt *ἀεθλοφόρος*, was als die poetische Nebenform von *ἀθλοφόρος* wenigstens mit Verweisung auf dieses hätte aufgeführt werden müssen, *ἀμφιέζω* als Nebenform von *ἀμφιέννυμι* aus Plutarchos, *ἀντονίημι*, was Lobeck zum Phrynich, p. 12. nachgetragen hat, *ἀπαυλία*, was in dem Wörterbuch selbst unter *ἐπαυλία* mit angeführt ist, *ἀπερυγάνω*, ebenfalls von Lobeck zum Phryn. p. 64. angeführt, *ἄγριμα*, *ἄγρευμον* und *ἄγρευμός*, endlich *διπτερος*, *διπτερογος* und *διπτέρυξ*, und führen dieselben hier an, um dem Vf. einen Beweis von der Genauigkeit zu geben, mit welcher wir seine Arbeit durchgesehen haben. Dabey gestehen wir gern, daß von solchen kleinen Ausfällen wohl nicht leicht ein Wörterbuch frey bleiben kann, und bezeugen dem Vf. unsre grösste Zufriedenheit mit dem sorgfamen Fleiß, den er nicht bloß auf die Eintragung selbstständiger Wörter, sondern auch auf die Beybringung schwieriger abgeleiteter Formen, deren Erklärung besonders in einem Schulwörterbuch recht nothwendig ist, durchgängig verwendet hat.

Eben so lobenswerth ist im Allgemeinen die Art und Weise, wie die Bedeutungen der Wörter angegeben und zusammengestellt sind. Der Entwicklung der Wortbedeutungen hat der Vf. einen rühmlichen Fleiß gewidmet, wobey uns besonders auch das gefallen hat, daß für die komischen Wortgebilde des Aristophanes die von Vofs und Wolf versuchten Nachbildungen beygesetzt sind. Zuweilen ist dabey auch eine eigne Nachbildung versucht, wie bey *κομπολαυδής*, wo der Vorschlag *Prahlepapagei* oder *Prahlepaperte* statt des Vossischen *Prahlebrauserich* uns wohlgefällt. Die dem Vf. eigenthümliche Klarheit der Begriffe leuchtet besonders aus der Behandlung jedes einzelnen Wortes hervor, dessen Begriff mehrfache Anwendung und Beziehung zuläßt, und oft ist eine besondere Kunst und Gewandheit zu bemerken in der entsprechenden Wahl des deutschen Ausdrucks für das griechische Wort. Die schnelle und richtige Uebersicht ist nicht bloß durch die Anordnung und Abtheilung der einzelnen Bedeutungen erleichtert, sondern auch durch den Druck in die Augen fallend gemacht, indem der allgemeine deutsche Ausdruck, wo ein solcher vorhanden ist, mit gesperrter Schrift voransteht, und die einzelnen Beziehungen desselben in gesonderten Unterabtheilungen mit Curivschrift nachfolgen. Auch ist, wo gleichlautende Wörter sich durch die Betonung unterscheiden, zu Vermeidung von Mißverständnissen dies im Druck berücksichtigt, so daß z. B. der Anfänger nicht gefährdet ist, *übersetzen* für *übersetzen* zu nehmen u. s. w., welche Nachhülfe in Büchern für den Schulgebrauch nicht dringend genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. Das der Vf., wo es ihm gut schien, eine Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit im Ausdruck und in der Anordnung mit andern Wörterbüchern nicht

nicht zu ängstlich vermied, billigen wir sehr; denn warum sollten in einem Wörterbuche, wo der Stoff ein bestimmt gegebener und die richtige Behandlung durch das Wort selbst bestimmt ist, der verständige Bearbeiter sich scheuen, in Puncten, wo eine vernünftige Untersuchung ihn zu gleicher Ansicht mit andern führt, auch gleiche Ausdrücke zu gebrauchen, wenn sie ihm die passendsten zu seyn scheinen, da er doch Gelegenheit genug findet, zu beweisen, daß er selbst unabhängig forscht und frey seine Ausdrücke zu wählen versteht? Daß aber diess bey unserm Vf. der Fall sey, hat er zur Genüge bewiesen, wie Jeder durch die Vergleichung eines ausführlicheren Artikels mit der Behandlung in andern Wörterbüchern gleich erkennen kann. Rec. hat solche Vergleichen vielfach angestellt, besonders mit Passows Wörterbuche, und in der Rostischen Arbeit, soviel der weit beschränktere Umfang derselben gestattete, fast durchgängig einen richtigern und festeren Zusammenhang der aufgezählten Bedeutungen und eine schärfere Abgränzung der verschiedenen einzelnen Begriffe wahrgenommen. Man vergleiche Artikel, wie *δέχομαι, εἶμι, ἔχω, καὶός, καταστάσις, φέρω, χάρις, χεῖρ, χροῖμα* und andere vielbedeutende Wörter, um sich selbst zu überzeugen, wie glücklich sich der Vf. aus den Schwierigkeiten zu wickeln wußte, die für ihn durch die engen Grenzen des Raumes erwuchsen. Damit will Rec. nicht behaupten, daß jeder Artikel vollkommen nach seinem Sinne gestaltet sey; im Gegentheil würde er selbst oft eine andere Anordnung und Verbindung getroffen haben; aber schwerlich möchten auch zwey Sprachkenner die lexicalische Behandlung eines und desselben mehrdeutigen Wortes zu vollkommen gleichen Ergebnissen hinführen und schwerlich möchte sich eine Art der Vorstellungen als die allein richtige und vollkommenste gültig machen können. — Unter den beygefügtten Redensarten ist eine zweckmäßige Auswahl getroffen, so daß alles, was eigenthümliche Tropen und Idiotismen der griech. Sprache betrifft, an den passenden Orten sich findet, während andere mit dem deutschen Ausdruck übereinstimmende und darum leicht verständliche Phrasen mit Recht weggelassen worden sind. Doch leugnen wir nicht, daß noch Manches einer Erläuterung bedurft hätte, was hier übergangen ist, und machen den Vf. auf diesen Punct besonders aufmerksam, damit er bey einer künftigen Auflage die gehörige Berücksichtigung finde.

In der Abhandlung der Partikeln ist rühmliche Sparsamkeit mit genügender Ausführlichkeit verbunden. Die verschiedenen Bedeutungen sind nebst den verschiedenen Verbindungsweisen vollständig aufgezählt, jede weitere grammatische Erörterung aber ist der Grammatik überlassen, auf deren bezügliche §§. überall genau verwiesen ist. Wir halten diese Art der Behandlung für durchaus zweckgemäße, nicht bloß in einem Schulwörterbuche, sondern überhaupt bey der lexikalischen Behandlung; denn wenn auch das Gebiet der Grammatik und des Wörterbuches ganz eng zusammengränzt, so soll und kann doch das Wörterbuch dem Schüler die Grammatik nicht unnütz

machen, und kann in keinem Fall die Stelle derselben ersetzen. Und zu welcher unnützen Weitläufigkeit und zu welchen lästigen Wiederholungen wird der Lexicograph gezwungen, wenn er auf vollständige grammatische Erläuterungen der Partikeln sich einläßt? Da muß unter *ὅτι* und *ὅπου* der ganze Kreislauf von Bemerkungen noch einmal von vorne beginnen, der unter *ὅτι* ausgekratzt war, und bey aller Genauigkeit und Breite ist doch solche klare Einsicht und Uebersicht nicht zu fördern, als die Grammatik durch eine genaue Lehre von der Gestaltung der Abthsätze gewährt. Es muß also der Lexicograph zwar Grammatiker seyn, aber er muß in dem Wörterbuche nicht den Lehrer der Grammatik machen, wofür die Rostische Art die Partikeln zu behandeln, ein schickliches Muster an die Hand giebt. Man vergleiche, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung die Partikeln *ὅτι* und *ὅπου*. Der sichere Takt des gewandten Grammatikers zeigt sich auch sonst durchgängig in diesem Wörterbuche, ganz besonders aber in Entwicklung schwieriger Wortformen, die hauptsächlich aus Homer in großer Menge aufgenommen und durchgängig richtig erklärt sind; ferner bey Nachweisung und Unterscheidung verschiedener Constructionsarten eines Wortes, endlich auch in richtiger Abgränzung der eigentlich passiven Verbalform von dem Medio, welches in andern Wörterbüchern vielfach irrig statt der wahrhaft passiven Form sich eingeschlichen hat. Es bemerkt nämlich der Vf. sehr richtig (Vorrede p. XIII.) einen durch die meisten Wörterbücher verbreiteten Irrthum, welcher darin besteht, daß diejenigen griechischen Verba, welche in der passiven Form die intransitive Bedeutung bekommen, sämmtlich oder wenigstens dem allergrößten Theil nach als Media aufgeführt sind, wodurch dem Schüler zu Bildung einer zahllosen Menge ungrischer Wortformen Anlaß gegeben ist. Alle dergleichen Verba sind in dem Rostischen Wörterbuche wieder in ihre wahren Rechte eingesetzt, was eine wesentliche Berichtigung ist, die auf keine Weise von den übrigen Lexicographen in Zukunft übersehen werden darf. Bey Verben, welche neben der passiven Form noch ein besonderes Medium haben, fällt die Richtigkeit dieses Unterschiedes desto deutlicher in die Augen, und selbst bey denen, wo passive und Medialformen gewöhnlich als *promiscue* gebrachte angegeben werden, läßt sich ein feiner Unterschied des Gebrauches nachweisen; wie der Vf. bey *ταῦν* in einer scharfen und treffenden Bemerkung richtig gezeigt hat. Die Bemerkung nämlich, daß die Medialform gebraucht werde, wo ein Ablauf nach eigenem Willen und freyen Entschlusse, die passive hingegen wo eine Hemmung, ein Aufhören durch äußere Einwirkung ausgedrückt wird, hat Rec. durch den Gebrauch der besten Attiker vollkommen bestätigt gefunden; doch hätte dabey angeführt werden müssen, daß spätere und weniger sorgsame Schriftsteller diesen in der Sache begründeten Unterschied nicht strenge beobachten.

Die Etymologie, welche in der ersten Ausgabe fast ganz übergangen war, ist in dieser zweyten Ausgabe

gabe genügend beygebracht und dadurch die Brauchbarkeit des Buches bedeutend erhöht worden. Dafs der Vf. nur kurze Nachweisungen über den Stamm der abgeleiteten und zusammengesetzten Wortformen gab und dabey das Gesetz beobachtete, das Etymon ganz wegzulassen, wo die Ableitung den ganz allgemeinen Bildungsgesetzen folgt, so dafs auch der Anfänger nicht unfeher seyn kann, billigen wir zum Behuf der Raumerparnis gar sehr. Dagegen hätten wir gewünscht, dafs bey einfachen Grundstämmen die Familie der abgeleiteten Wörter nach ihren Hauptzweigen in einer kurzen Uebersicht zusammengestellt worden wäre. Uebrigens zeigt sich auch bey diesen etymologischen Angaben die pünktlichste und rühmlichste Sorgfalt, so dafs manche irrige Angabe, die aus Mangel an Aufmerksamkeit aus einem Wörterbuche in das andere übergegangen ist, hier berichtigt erscheint. So finden wir, um nur eine kurze Reihe von Wörtern aus dem Buchstaben E durchzugehen, bey *εὐθυλόγος* richtig *λέγω* angegeben, nicht *λόγος*, wogegen schon der Accent streitet, bey *εὐκόλιστος* richtig *κύνω*, nicht, wie bey andern, das verstärkte *κύνω*, wovon ja in jener Wortform nichts sichtbar ist, bey *εὐμολπος* nicht *μῦλον*, sondern *μολή*, was wieder der Accent als den richtigen Stamm bestätigt, bey *εὐπαχής* nicht *παχός*, sondern *πάχος*, bey *εὐρητός* nicht *ῥήμα*, sondern *ῥέω*, *ῥηθῆναι*, alles vollkommen richtig. Wenn auch solche Dinge an sich als unbedeutend erscheinen sollten, so erwecken sie wenigstens ein sicheres Vertrauen zu der Akribie des Vfs., die auch das Kleinste nicht unberücksichtigt läßt.

Ueber die Beybringung und Weglassung von Citaten in einen Schulwörterbuch hat sich der Vf. in der Vorrede (p. XIV.) klar und kräftig ausgesprochen. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, die dort aufgestellten Grundsätze einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, was nothwendig wäre, um die Sache in das gehörige Licht zu stellen; nur soviel können wir sagen, dafs auch nach unserer Ansicht die Anforderungen in dieser Hinsicht verschieden gestellt werden müssen, je nachdem der Zweck, welcher durch ein Wörterbuch gefördert werden soll, verschieden ist, und dafs wir die vom Vf. beygebrachten Angaben der Auctorität durchgängig richtig finden, obgleich wir gewünscht hätten, dafs sich häufiger dergleichen finden möchten, ein Wunsch, der bey einer neuen Auflage, die wir dem trefflichen Buche recht bald gönnen möchten, leicht befriedigt werden kann.

Ein besonderer Vorzug dieses Buches ist die genaue Angabe der Quantität zweifelhafter Silben. Um auch dieser Rücklicht nicht zu viel Raum zu opfern, sind die Quantitätszeichen durchgängig gleich über

den Buchstaben gesetzt, dessen Maafs bestimmt werden soll. Die Endsilben der Nomina sind unbezeichnet gelassen, weil in der beygegebenen trefflichen Abhandlung über griechische Prosodie von Herrn Director *Spitzner* darüber die genauesten Bestimmungen enthalten sind. Bey besonders zweifelhaften Fällen und überall, wo die übergesetzten Zeichen an und für sich zu Entscheidung der Sache nicht ausreichen, sind kurze Erörterungen in Klammern beygefügt, und wo sich die Sache nicht kurz erörtern läßt, ist auf den §. der prosodischen Abhandlung verwiesen, wo über den fraglichen Punkt die genügende Auskunft zu finden ist. Dadurch haben diese Angaben eine Sicherheit und Vollständigkeit erlangt, die in solchen Punkten höchst wünschenswerth ist, besonders für die Schüler, bey welchen mit diesem Felde wenig Vertrautheit vorauszusetzen ist.

Druck und Papier sind gut; und von Druckfehlern ist das Buch so rein gehalten, dafs uns bey der genauesten Durchsicht, ausser einigen mangelnden Accenten, keine Irrung aufgestossen ist, als die falsche Betonung *εἰκόττερον* statt *εἰκόττερον*. Diese in Schulbüchern hauptsächlich nothwendige Genauigkeit, welche in Wörterbüchern höchst selten ist, gereicht dem Buche zur besondern Empfehlung. Die ungemeine Wohlfeilheit des Preises aber, welche 87 enggedruckte Bogen des grössten Formats für 3 Thlr. liefert, beweist von Seiten der Verlagsbandlung eine Billigkeit, welche wir allen Verlegern von Schulbüchern zur Nachahmung empfehlen.

Wir haben dieses Buch der genauesten Durchsicht unterworfen und die Resultate unserer Prüfung offen und unpartheiisch ausgesprochen, um dem für die Erleichterung des griechischen Sprachunterrichts unermüdlich thätigen Vf. einen Beweis unserer Achtung zu geben und zugleich unserer Empfehlung dieses Buches bey den gelehrten Schulmännern desto sicherern Eingang zu verschaffen. Wir wiederholen noch einmal, was wir im Eingang dieser Anzeige berührten, dafs *Passow's* treffliches Wörterbuch für jeden gelehrten Erklärer der klassischen Schriftsteller der Griechen ein unentbehrliches Hülfsmittel ist, dafs aber dem Schüler, besonders dem noch nicht vollkommen herangereiften dieses Schulwörterbuch von *Rost* bessere Dienste leisten wird.

Die prosodische Abhandlung von Hrn. *Spitzner*, die einem dringenden Bedürfnis auf eine genügende Art abhilft, werden wir bald einer besondern und ausführlichen Beurtheilung in diesen Blättern würdigen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

September 1824.

MATHEMATIK.

PARIS: *Traité de Mécanique Industrielle etc.* par M. Christian. Tom. II. 1823. 503 S. in gr. 4. mit 2 angehängten und 27 mit einem besonderen Titelblatt beygelegten Kupfertafeln.

(Vergl. die Rec. des 1ten Bandes 1823 *Ergänz. Bl.* 128.)

Fortsetzung des Ersten Buch's. XXIX. Kapitel, von der Luft als Bewegungskraft. Hier die gewöhnlichen allgemeinen Lehren der Aërometrie. XXX. Kap., Fortsetzung. Wirkung des Windes als Bewegungskraft. Erfahrungen von Borda, Mariotte und Rouse. Die Wirkung des Luftstosses sey von anderer Art als die des Wassers, bey grösseren Stossflächen sey die specifische Wirkung (z. B. auf 1 Quadratzoll) grösser als bey kleineren, also die dreyfache Fläche leide unter gleichen Umständen mehr als den dreyfachen Stoss. Nach Borda sey die specifische Wirkung bey grösseren Flächen im Verhältnisse 4,75:4 grösser als bey kleineren. Dieses ist sehr unbestimmt. Der Stoss auf eine Fläche k sey $= s$, unter gleichen Umständen auf eine grössere Fläche $K = S$, so könnte man nach vorstehendem Satze $s : S = 4.k : 4.75.K$ setzen; aber auch $s : S = k : \left(k + \frac{4.75}{4} \cdot (K - k)\right)$ oder $= k : \left(K + \frac{0.75}{4} \cdot (K - k)\right)$. Bleiben wir bey dem ersten Verhältnisse stehen, und denken uns eine dritte noch grössere Fläche R , die unter übrigens gleichen Umständen den Stoss \mathfrak{S} leide, so wäre $s : \mathfrak{S} = 4.k : 4.75.R$, und $S : \mathfrak{S} = 4.K : 4.75.R$, also $s : S = 4.k : 4.75.R : 4.K.4.75.R = k : K$, da doch $s : S = 4.k : 4.75.K$ seyn soll. Also kann eine solche Verhältnissbestimmung (bey der zweyten wäre es dasselbe) auf keine Weise Statt haben. Nothwendig muß das Verhältniss des Wachstums, welches Borda wie 4 zu 4,75 angenommen hat, selbst veränderlich seyn und von der Grösse der Stossfläche abhängen. Es folgen dann mehrere Bemerkungen über die Schwierigkeit der Bestimmung der Grösse des Stosses gegen schief entgegenstehende oder auch gegen gekrümmte Flächen. XXXI. Kap. Fortsetzung. Windmühlen mit lothrechten Flügeln. Die gemeinen hierher gehörigen Betrachtungen, mit sorgfältiger Vermeidung aller Buchstabenausdrücke, aber dennoch mit Sätzen vermischt, die Dem unbekannt sind, der kein

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ne Buchstabenausdrücke versteht. Der Satz der Abhängigkeit des Stosses vom Quadrat des Sinus des Anstosswinkels wird auch hier noch als ein theoretischer Satz und daher die Abweichung wirklicher Resultate von diesem Satze als Abweichung der Erfahrung von der Theorie angesehen. Das Maximum des Effects, wird richtig bemerkt, könne nicht aus dem Maximum des Windstosses gegen ruhig stehende Flügel abgeleitet werden, aber worauf es dabey ankomme, wird nicht gezeigt, vielmehr sehr untheoretisch hinzugefügt: „la vitesse, qu'elles (die Flügel, welche nicht nach der Richtung des Windes, sondern seitwärts ausweichen) *acquièrent ne peut en aucun cas les soustraire à l'action du vent*. Des Vfs. Meynung ist, hier trete nicht (wie z. B. bey den gewöhnlichen unterschlächtigen Rädern) *relative* Geschwindigkeit des Windes ein, weil die Stossfläche dem Winde nicht in seiner Richtung ausweiche! die einzelnen Sprossen eines Windflügels müßten, sagt er richtig, von der Flügelaxe aus gegen das Ende hin immer andere und andere Winkel mit der Richtung des Windes machen, so daß ein bestimmtes Gesetz dieser Aenderung Statt habe, aber man wisse nicht, mit welchem Winkel man, zunächst an der Axe anfangen solle, die Erfahrung allein könne hierüber entscheiden. Aber gerade diese Bestimmung, so sehr wir auch bey Betrachtung der Windmühlen allerdings der Erfahrung bedürfen, hängt doch noch sehr von anderen Rücksichten ab, und kann durch keine Erfahrung festgesetzt werden, weil er von der Grösse der Last, die in den meisten Fällen ein für allemal bestimmt und unabänderlich ist, und von der Geschwindigkeit des Windes abhängt. Bey starkem Winde ist ein grösserer Winkel der Flügel gegen die Flügelwelle vortheilhafter, ein Winkel, bey welchem ein schwächerer Wind oft nicht hinreichend wäre, die Flügel in Bewegung zu setzen. Ebendarum können auch die von Smeaton mitgetheilten Versuch hier nicht über die Grösse des Winkels entscheiden, welche man den Flügeln an ihrem Anfange zu geben hat. Daß der aliquote Theil der ganzen Kreisfläche, welchen die Flügel bedecken in Bezug auf das Maximum des Effects seine Grenze habe, was leicht einzusehen ist, wurde von Smeaton durch die Erfahrung gefunden, ohne jedoch diese Grenze näher zu bestimmen. Bey der Frage über die vortheilhafteste Geschwindigkeit der Flügel bey einer bestimmten Geschwindigkeit des Windes kommt der Vf. wieder auf den schon bemerkten

H (5)

son-

sonderbaren Satz, daß hier dergleichen Schlüsse wie bey dem unterschlächtigen Rade nicht Statt hätten, weil — wir wollen ihn selbst reden lassen — *parce-qu'ainsi que nous l'avons remarqué plus haut, l'aile reste constamment en prise à l'action du vent et ne suit pas devant l'impulsion, comme l'aube d'une voûte*. Ueber den Effect der Windflügel, auch bey Getreidemöhlen werden mehrere Erfahrungen mitgetheilt. Der Gedanke, Mühlen mit horizontal umlaufenden Flügeln zu bauen, wird nur, wie er es verdient, kurz berührt und verworfen.

Mit den bisherigen Lehren sind 60 Seiten angefüllt; dann folgt (S. 61 — S. 394) ein sehr ausführlicher Unterricht von den Dampfmaschinen. XXXII. Kap. *Vom Dampf als Bewegungskraft, und von Dampfmaschinen. Allgemeine vorläufige Begriffe über die bestehende Art, diese Kraft zu benutzen.* — S. 61 bis S. 66. Worte ohne Lehre! Es ist nichts weiter damit gesagt, als daß die Dämpfe wirklich ein großes Bestreben zur Ausdehnung haben. Weiterhin bis S. 81 eine Menge überflüssiger Erinnerungen; deren Gehalt auf höchstens 2 Blättern hätte mitgetheilt werden können. Das ganze Kap. war entbehrlich; das Wissenswerthe davon hätte im folgenden Kapitel unvermerkt eingeschaltet werden können, so daß solches nicht um 4 Seiten zugenommen hätte. XXXIII. Kap. *Fortsetzung.* Hier kommt der Vf. zuerst auf eine einfache Einrichtung, die auf die, durch eine Zeichnung erläuterte, Möglichkeit führt, das erforderliche wechselnde Ab- und Zufließen der Dämpfe und die hierzu nöthige Wechselbewegung einer Klappe oder eines Ventils durch die Dämpfe selbst zu bewirken. (S. 83) Die Sicherheitsklappe sey nicht genügend; es ist eine Vorrichtung nöthig, wodurch das Einströmen in den Cylinder verstärkt oder geschwächt wird, wie es dem Zwecke gemäß ist, so daß durch diese Vorrichtung immer eine bestimmte Expansivkraft unterhalten wird. Die Möglichkeit einer solchen Vorrichtung, die mit dem Gange der Maschine selbst verbunden ist, wird hier gezeigt. (S. 85). Das Speisewasser muß genau in der Menge zufließen, in welcher das im Kessel befindliche Wasser durch den Abgang der Dämpfe vermindert wird — Nachweisung der Möglichkeit. Tab. I. Fig. 7. zeigt schon mehrere Theile in vollständiger Zusammenfassung zum Gebilde einer Maschine, bey welcher die Kolbenstange (im Cylinder) mit ihrem obern Ende in den einen Arm eines gleichseitigen Waggelbalkens eingreift, an dessen anderem Arme eine Kurbelstange herabhängt, deren unteres Ende in die Warte einer Kurbel eingehängt wird, an deren Welle sich ein eisernes Schwungrad befindet, das nun durch seinen Umfang die Wechselbewegung eines *Wechselhahns* bewirkt, um die Dämpfe bald unter bald über den Kolben zu leiten. — Zugleich läuft über die Welle des Schwungrades *schief* aufwärts über eine Rolle eine *Schnur ohne Ende*; diese Leitungsrolle dient nur zur ferneren *horizontalen* Fortleitung der Schnur, über eine große horizontale Rolle, deren lothrechte eiserne Axe nun zugleich mit der Rol-

le in Umlaufsbewegung gebracht wird. An dieser lothrechten Axe ist zu unterst mittelst eines Gewerbes ein Gewicht angehängt, das unten auf einer festen Unterlage aufsteht, wenn es nicht durch eine hinzukommende Kraft in die Höhe gezogen wird. Diese Kraft wird nun, sobald es nöthig ist, durch die Vorrichtung eines *Maafshalters* (Moderateur) zuwege gebracht. Sie wird aber vermöge dieses Maafshalters erst bey schnellem Umlaufe der großen Rolle groß genug, jenes Gewicht zu erheben, da dann nach dieser Erhebung der frey gewordene Maafshalter den einen Arm eines Waggelbalkens niederzieht, also den andern zum Steigen bringt, mehr oder weniger, nachdem die Umlaufgeschw. der Rolle größer oder kleiner ist. Hiermit wird ein Vorhahn oder *Versperrungshahn* in der Dampföhre mehr oder weniger zugekehrt, so daß dadurch das Einströmen der Dämpfe in den Cylinder, über oder unter den Kolben, gemässigt wird. — S. 89 — 99). Die Last, welche der Kolben bey dem freyen Ausströmen der Dämpfe in die freye Luft, wegen des Widerstandes der Atmosphäre, zu überwinden hat, müßte den Effect sehr schwächen. Dieses leitet auf die Benutzung der Eigenschaft, welche den Wasserdämpfen zukommt, daß sie in Berührung mit kaltem Wasser condensirt werden und hiermit ihre Expansivkraft verlieren. Diese Eigenschaft dient nun auf eine leicht begreifliche Weise, den Druck der Atmosphäre als Bewegungskraft zu benutzen. Zur Erläuterung dient Fig. 9, wo die Vorrichtungen zur Drehung des Einspritzhahns und des Dampfahns, so wie die zur Wegschaffung des eingespritzten und durch Verdichtung entstandenen Wassers nöthigen Vorrichtungen weggeblieben sind. Bey dieser Einrichtung würde bey dem Niedergange des Kolbens eine ungleich größere Geschw. eintreten müssen, als bey seiner Erhebung, die nur durch ein angebrachtes Ubergewicht am andern Ende des Waggelbalkens bewirkt würde. Es kommt noch in Betracht, daß keine vollkommene Leere durch die Verdichtung bewirkt werden kann. Auch die in den Cylinder einströmenden Dämpfe leiden in solchem, wegen seiner Abkühlung immer eine Verschwächung ihrer Expansivkraft. Daher der Vorzug eines mit dem Cylinder in Verbindung stehenden äußeren Raums, in welchem die Dämpfe durch einströmendes Wasser abgekühlt und verdichtet werden. Erläuterung durch Fig. 10. XXXIV. Kap. *Fortsetzung.* (S. 106 — 123). Es ist hier von Einrichtungen die Rede, wodurch die äußere Atmosphäre ganz indifferent gemacht wird, als ob sie gar nicht vorhanden wäre, so daß alle Bewegung nur von den Dämpfen herrührt. Der Gedanke an eine solche Einrichtung leitete sehr natürlich auf doppelwirkende Dampfmaschinen, d. h. auf solche, bey welchen die Bewegung des Kolbens sowohl bey dem Auf- als bey dem Niedergange bloß durch die Ausdehnungskraft der Dämpfe bewirkt wird. Um allmählicher Entbindung der Luft und ihrer Ansammlung und Versperrung entgegen zu arbeiten, wurde eine eigene Pumpe mit der übrigen

gen Einrichtung verbunden (eine Ausleerungspumpe). Man beachtete noch eine wesentliche Unvollkommenheit der Maschine, welche darin bestand, daß die bedeutende Ausdehnungskraft der Dämpfe am Ende eines jeden Hubs oder Schubes durch die plötzliche Verdichtung ganz verloren ging, und dachte deshalb an eine Abänderung, daß der Dampf hahn zum Einströmen der Dämpfe in den Cylinder früher verschlossen würde, als der Kolben seinen ganzen Weg durchlaufen hat. Dieses führt auf wichtige Fragen, die sich hier noch nicht beantworten lassen. Hierbey der Gedanke, ob sich nicht der zu einem Schube verwendete Dampf, nach diesem geleiteten ersten Dienst, in einen zweyten und dann auch wohl noch in einen dritten Cylinder leiten lasse, um bey einer geringeren Last einen zweyten oder einen dritten Dienst zu leisten. (In der That ist diese Betrachtung keineswegs der Wirkung der Dämpfe und den Dampfmaschinen nur allein eigen; man hatte sie längst schon bey den unschlächtigen Wasserrädern angestellt, und auf sie die Anlegung mehrerer Wasserräder hinter einander gegründet). Der Vf. macht nunmehr (S. 117 – 118) auf die im Bisherigen erwähnten vier Hauptabänderungen aufmerksam: zwey mit hohem Druck (Dampfdruck), eine mittelst dem atmosphärischen Druck, und eine mit niedrigerem oder gewöhnlichem Dampfdruck (S. 119 bis 123). Den Bechluß dieses Kapitels machen 17 Fragen, von deren Beantwortung zweckmäßiger Bau und Betrieb der Dampfmaschinen abhängt. Alles kommt darauf an, den Bau möglichst zu erleichtern und zu vereinfachen, und zugleich einen bestimmten Effect mit dem wenigsten Brennmaterial zu erhalten. Zur Angabe der hierzu dienlichen Mittel sind die übrigen Kapitel dieses Werks bestimmt. XXXV. Kap. Von den Grundkräften, auf welchen der Effect der Dampfmaschinen beruht. (S. 124 – 137). Zuerst (S. 124 – 131) von den mannichfachen Mitteln, Wärme hervor zu bringen, oder vorhandene Temperaturen zu erhöhen. Dann von den unmittelbaren Wirkungen der Wärme auf feste Körper und den mannigfaltigen dabey eintretenden Erscheinungen. Diese Betrachtungen haben Bezug auf die Masse des Feuerherdes und auf die Masse des Kessels, in welchem Wasser bis zu einer gewissen Temperatur erhoben werden soll. Der Vf. läßt sich dabey in viele physikalische Notizen ein, um Eigenschaften fester Körper anzugeben, welche mit Temperaturänderungen im Zusammenhange stehen. (S. 133 – 139). Daher auch von guten und schlechten Wärmeleitern, in Bezug sowohl auf Zuleitung (Aufnahme des Wärmestoffs), als auf Ableitung (Wiederentlassung aufgenommenen Wärmestoffs); in dieser Hinsicht unterscheidet er *Pouvoir conducteur* und *Pouvoir émissif*. Auf letzteres (das Ableitungsvermögen) hat die Form der Außenfläche eines Körpers einen bedeutenden Einfluß; es ist bey rauhen Außenflächen merklich größer als bey glatten oder polirten. Wenn aber der Vf. (S. 137) sagt: „*Le pouvoir conducteur est tout-à-fait indépendant de*

l'état de la surface des corps et des circonstances extérieures“ so hat er sich darin zu allgemein ausgedrückt; denn die von Minute zu Minute eindringende Menge von Wärmetheilen hängt auch von der allmählig steigenden Temperatur des Körpers ab, und diese hängt mit der Menge von Wärmetheilen zusammen, welche der Körper von Minute zu Minute wieder fahren läßt. (S. 140 – 143). Vom Maasse der Abkühlung eines erwärmten Körpers in bewegter Luft; sie hängt von der Geschw. des Luftstroms ab, oder auch von der Geschw. mit der ein Körper in ruhiger Luft bewegt wird. Bestimmungen von Leslie, von Pictet, von Buchanan, von Dalton und von Prevost. Die Verdienste deutscher Physiker um diesen Gegenstand sind dem Vf. ganz unbekannt.

Er kommt nun (S. 144) auf das Maass der Ausdehnung fester Körper durch die Wärme, dann auf den Uebergang derselben in flüssige Form, welcher, nur bey verschiedenen Temperaturen, bey allen Körpern eintritt. Eine hierher gehörige Tafel, von den Angaben verschiedener Verfasser hergenommen, findet man S. 148. Hierher gehörige Beobachtungen leiten ihn auf Bemerkungen über gebundene und freie Wärme, ingleichem über spezifische Wärme; über letztere eine Tafel S. 154. — XXXVI. Kap. Fortsetzung. (S. 157 – 174). Der Gegenstand dieses Kap. ist die Beantwortung der Frage: Wie wirkt die Wärme auf flüssige Körper, insbesondere auf Wasser, und welche Erscheinungen hängen davon ab? Hier Rumfords Behauptung, daß flüssige Massen die Wärme nicht von Theilchen zu Theilchen fortpflanzen, sondern nur einzelne Theilchen ausdehnen und sie hiermit zum Aufsteigen bringen, wodurch die minder warmen niederzusenken genöthigt werden. Diese sonderbare leicht zu widerlegende Behauptung wird mit Bezug auf Dalton berichtigt. Als Folge aus dem Gefagten fügt er zur Bechleunigung der Erwärmung noch hinzu, „*qu'il faut donner à une chaudière le plus de largeur et de longueur possible et une très-petite hauteur relative.*“ Wir übergehen die nähere Kritik dieses Satzes. — Bildung der Dämpfe, die mit dem dämpfenden Wasser immer einerley Temperatur haben. Nach Clement und Deformes enthält 1 Kilogramme Dampf (von 80° R.) nicht den mit 1 Kilogr. siedendem Wasser verbundenen (vom Feuerheerd begeströmten) Wärmestoff, sondern den Wärmestoff, welchen 3,66 Kilogrammen Wasser vom Brennmaterial aufgenommen haben, indem hierbey der Wärmestoff von 4,66 Kilogr. in den Dämpfen gebunden wird, um die Dampfform herzustellen. Der Siedepunct bestimmt die höchste Temperatur, welche ein des Siedens fähiger Stoff annehmen kann. Eine hierher gehörige Tafel nach Thompson. Nach diesem steht die Ausdehnung verschiedener Flüssigkeiten beyläufig im umgekehrten Verhältnisse der Temperaturen, die sie bis zum Siedepunct erreichen. Hierher gehörige Tafeln aus den *Annales de Chimie et de Physique* und aus Thompson's Chimie. — Bemerkungen über die Erscheinungen bey verflochtenen ganz mit Wasser angefüll-

ten Gefäßen. (Papinischer Topf). Der Vf. bemerkt selbst, daß so verschlossenes Wasser einen noch höheren Wärmegrad annehmen könne als nöthig sey, um Bley zu schmelzen. Nach Rec. Meinung war diese längst bekannte Erfahrung hinlänglicher Beweis von der wärmeleitenden Kraft des Wassers; denn da die Wassertheilchen in diesem Zustande keine Aenderung ihres Volumens leiden, so kann jene Art der allmähigen Vertheilung von Wärme durch die ganze Wassermasse nicht die von Rumford angegebene seyn. — Zuletzt noch von dem Einflusse, welchen der Druck der Atmosphäre auf das Sieden und auf die Dämpfe hat. Kap. XXXVII. Fortsetzung. (S. 174 — 179). Hier die Beantwortung der Frage: *Wie wirkt der Wärmestoff auf luftförmige Flüssigkeiten, insbesondere auf die Dämpfe und auf die Luft?* Verhältniß der specifischen Wärme mannigfaltiger Gasarten, die des Wassers = 1 gesetzt. Die Ausdehnung von Luft- und Wasserdämpfen beträgt für jeden Grad des 100 theiligen Thermometers $\frac{1}{266,66}$ des Volumens, welches bey 0° Statt hat — Regeln zu mancherley hierher gehörigen Reductionen. Ein bestimmtes Volumen atmosphärischer Luft von 0° dehnt sich bis zu 100° im Verhältnisse 10000 bis zu 137440 aus. Eine hierher gehörige Tafel von Thompson für allmählig fortschreitende Temperaturen von 0° bis 100° (oder 80° R.). XXXVIII. Kap. (S. 180 — 208). *Von den mechanischen Eigenschaften der Dämpfe, und den Umständen, welche auf ihre Kraft Einfluß haben.* Man sehe es als eine ausgemachte Sache an, daß 5 = 6mal so viel Zeit nöthig sey, eine bestimmte Menge von kaltem Wasser (ohne Zweifel von 12 — 15 Gr. R.) zu verdampfen, als dieselbe bey demselben Feuersgrade bis zur Siedhitze zu bringen. (Dieser Satz muß auf den Fall beschränkt werden, wo das siedende Wasser dem einfachen atmosphärischen Druck oder dem einer etwa 32 Par. F. hohen Wasserfäule ausgesetzt ist, denn je größer der Druck ist, desto größer ist die bis zum Sieden, und desto kleiner die zum Verdampfen erforderliche Zeit, so daß es einen Druck giebt, bey welchem gerade das umgekehrte Verhältniß eintritt, nämlich Verdampfungszeit zur Erwärmungszeit wie 1 zu 5 oder auch wie 1 zu 6, ja wie 1 zu 100, 1 zu 1000 u. s. w. wenn die bey sehr hohem Druck zum Sieden gebrachte Wassermenge plötzlich dem einfachen Druck ausgesetzt wird). Das spec. Gewicht der Dämpfe bey dem einfachen atmosph. Druck wird = $\frac{1}{1755}$ (beyaabe) bestimmt; sein Verhältniß zu dem der atmosph. Luft beyläufig = 10 : 16. Noch hierher gehörige Bestimmungen. — Veränderungen die sich in Bezug auf

Dämpfe vornehmen lassen, welche, von dem dampfenden Wasser abgefondert, in einem bestimmten Raume versperret sind. Damit zusammenhängende Erscheinungen. Auch bey 0° und selbst unter 0° findet noch Dampferzeugung und bemerkbare Expansivkraft der Dämpfe Statt. — Verminderung der Expansivkraft bey ihrer Verbreitung in vergrößertem Raum. — Damit verbundene Abnahme der Temperatur. Folgerungen, auch in Bezug auf Zusammenpressung erzeugter Dämpfe, oder auf andere Anstalten zur Verdichtung ohne Erhöhung der Temperatur. — Erscheinungen bey dem Zusammentritt von Dämpfen verschiedener Temperatur. — Erscheinungen bey fortdauernder Wirkung eines gewissen Feuersgrades auf eine bestimmte Masse von Dämpfen. — Noch mannichfaltige sehr wortreiche Erinnerungen bis zu dem Schlusssatze, daß in einem bestimmten Gewichte von Dämpfen allemal gleichviel Wasser und Wärmestoff enthalten seyen, von welcher Temperatur auch die Dämpfe seyn mögen, ob von 0° oder von 200° u. s. w. Nämlich 200 gradige Dämpfe (die von 200 gradigem Wasser entständen wären), sind ungleich dichter oder specif. schwerer, als 0 gradige; sovielmals sie aber spec. schwerer sind, einen sovielmals kleineren Raum müssen sie bey einerley Gewicht ausfüllen. Weitere hiermit verwandte Bemerkungen, zuletzt noch mit Rücksicht auf beygemischte Luft.

(Der Beschlufs folgt.)

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *An Zwey Hundert und Fünfzig* (ehemals nur Ein Hundert und Fünf und Siebenzig) *Aufsätze zum Uebersetzen ins Lateinische*, zum Behuf eines vollständigen praktisch-grammatischen Cursus, nach Bröder, Grotensend und Zumpt, mit den nöthigen Erläuterungen und Nachweisungen, besonders für die mittlern Klassen der Gymnasien bestimmt von M. Johann Daniel Schulze, Director des Gymnasiums zu Duisburg am Rhein. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1824. XXXII und 190 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Exercitienbuch, besonders für die mittlern Klassen der Gymnasien nach der Folge der Regeln in der größern Bröder'schen latein. Grammatik, mit Nachweisung der Grotensend'schen und Zumpt'schen, und den nöthigen lateinischen Ausdrücken und Redensarten, von M. J. D. Schulze u. s. w. (8 gr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1816 Nr. 287.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

MATHEMATIK.

PARIS: *Traité de Mécanique Industrielle etc. par M. Christian.* Tom. II. u. f. w.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XXXIX. Kap. **G**röße der Spannung der Dämpfe bey verschiedenen Temperaturen.

(S. 209 — 247). Der Vf. benutzt zu hierher gehörigen Erörterungen die Untersuchungen von Dalton in England und von Betancourt in Frankreich. Hier erst beginnt der mehr praktische Unterricht, nicht in Bezug auf Construction der Dampfmaschinen, sondern in Bezug auf den Effect, den man von ihnen zu erwarten hat. — Eine weitläufige Tafel von Dalton für die Kraft der Dämpfe (die der Vf. in der Ueberschrift des Kap. *la tension*, in den Ueberschriften der Tafel aber *la force de la vapeur* nennt und auf eigene etwas gezwungene Weise von *la force expansive*, die er erst im folgenden Kap. betrachtet, unterscheidet) von Temperaturen unter dem Gefrierpuncte bis zu 164° des hundertth. Therm., wo für jede Temperatur auch das Gewicht von 1 K.F. Dampf beygefügt ist. Alle Angaben über 100° sind durch Rechnung gefunden worden. Der Vf. (Christian) hat einen Theil der großen Tafel, die sich auf englisches Maas und Gewicht bezieht, auf französisches reducirt. Es folgen nun die Beobachtungen von Betancourt über die Dehnkraft der Dämpfe, mit Rücksicht auf die Größe der Räume, welche Wasser und Dämpfe im Kessel einnehmen. Sie geben die Dehnkraft größer, als Dalton's Berechnungen. Der Mangel an Uebereinstimmung veranlaßte den Vf. zu neuen Untersuchungen. — Die von ihm mit größter Sorgfalt und unter verschiedenen Umständen wiederholt angestellten Versuche, welche in 3 Tafeln mitgetheilt werden, beweisen, daß Dalton's Versuche für Temperaturen über 130° die Dehnkraft der Dämpfe zu klein angeben, und so bedeutend, daß der Unterschied bey 160° (hunderttheil. Thermom.) schon den Druck von 2 Atmosph. ausmacht. Gegentheils fand Betancourt den Druck größer als der Vf. Weil es nun seine sehr große Schwierigkeit hat, völlig scharfe Resultate für kleine Aenderungen der Temperatur anzugeben (was auch für die Ausübung nicht nöthig ist), so hat er von Grad zu Grad (von 101° bis zu 170°) eine Tafel für die zu jeder Temperatur

Ergänz. Bl. sur A. L. Z. 1824.

gehörige Dehnkraft berechnet, indem sich aus dem Anblick der vorigen Tafeln bald erkennen läßt, daß die Zahlen, welche die Dehnkraft ausdrücken, beyläufig in einer geometrischen Reihe fortchreiten, wenn die Temperaturen oder 100 theilige Thermometergrade eine arithmetische Reihe bilden. Von 100° bis 170° hat er für die geometrische Reihe den Exponent 1,032 gefunden. Die Art, wie diese berechnete Tafel von den Erfahrungstafeln abweicht, findet er in der Unmöglichkeit gegründet, die Resultate der Erfahrung selbst mit Genauigkeit anzugeben, und mit Recht ist er der Meinung, daß die von ihm so berechnete Tafel in der Ausübung als hinlänglich genau beybehalten werden könne. Er fügt noch eine Tafel für höhere Temperaturen bey, und kommt auf die Bemerkung, daß jede um 22° erhöhte Temperatur die Dehnkraft verdoppelt. Ob inzwischen jenes Fortschreitungs Gesetz auch noch merklich über 170° und bis zu 216° (100 theiligen Therm.) Statt habe, wie der Vf. annehmen zu dürfen glaubt, scheint uns sehr zweifelhaft. Er folgert selbst aus dem Fortgange dieser Tafel, daß es einen Wärmegrad gebe, über welchen hinaus Temperatur und Dehnkraft der Dämpfe keiner Zunahme weiter fähig sind, *gewöhnliche Kessel und Feuerherde angenommen*. (Aber solche höchst unbestimmte und schwankende Bedingungen dürfen in Untersuchungen der Art nicht eingemischt werden. Denn schlechte Herde und unproportionirte Kessel können sogar den Erfolg haben, daß wir Wasser auf unseren gewöhnlichen Kochherden nie über 80° erwärmen können. Die Versuche von Perkins, welche der Vf. noch nicht kannte, führen auf keine andere Grenzen der Temperatur, als bey welchen der Kessel schmelzen würde, und geben sogar Mittel an die Hand, Wasser plötzlich in Dämpfe zu verwandeln, was der Vf. S. 241 noch für unthunlich erklärt. Rec.) — Bisherige Beobachtungen, auch vom Vf. selbst, bestätigen, daß sich die Dichtigkeit der Dämpfe in einem mit dem erhitzten Wasser communicirenden Raume wie die Größe ihrer Dehnkraft verhält. Hört die Communication mit dem Wasser auf, so hängt die Dichtigkeit der Dämpfe nicht mehr von der Dehnkraft ab. Nach dem Vf. ist das Gewicht von 1 Kub. Meter Dampf bey 100 + m Graden (allemaal das 100 theilige Thermometer verstanden) $= 2 \frac{m}{23} \cdot 0,578$ Kilogr. oder auch bey einer Temperatur von n Graden $= 2 \frac{(n - 100)}{23} \cdot 0,578$ Kil. Zum

Schluss des Kap. eine Tafel für den Druck der Dämpfe von 100° bis 170° gegen eine Fläche von 1 Quadratcentimeter, worin die Angaben von *Bétancourt*, von *Robison*, von *Watt*, von *Southern*, von *Dalton*, von *Ure*, von *Taylor* und vom Vf. selbst zusammengestellt werden. — XXXX. Kap. Ueber die Expansivkraft der Dämpfe. (S. 248 — 260). Der Vf. bezeichnete bis hierhin die Kraft der Dämpfe, worauf sich alle bisherige Angaben beziehen, mit dem Ausdrucke *tension*, worunter er den Druck der mit dem dampfenden Wasser communicirenden Dämpfe bey einer bestimmten Temperatur versteht. Die veränderliche Kraft einer bestimmten Dampfmasse, welche sowohl von der Größe des Raumes, den dieselbe Dampfmasse einnimmt, als von der Temperatur abhängt, nennt er *force expansive* oder auch *force de détente*. Diese Unterscheidung einer und derselben Kraft (denn überall wirken die Dämpfe vermöge ihrer Expansivkraft) ist sehr unpassend und unwissenschaftlich. Einen Raum nennt er von Dampf gesättigt, wenn er das Maximum von Dampfgewicht aufgenommen hat, welches er bey einem bestimmten Wärmegrade aufzunehmen vermag, und das Streben zur Ausdehnung in diesem Zustande der Sättigung ist bey ihm *Tension*. Eine größere Dampfmenge (Dampfgewicht) findet in demselben Raume bey derselben Temperatur nicht Statt, wohl aber eine geringere; das zugehörige Streben zur Ausdehnung ist jetzt seine *force expansive*. Richtig sagt er, die Dämpfe wirken bey Erhebung eines Kolbens als eine beschleunigende Kraft, wie die Schwere, wenn bey dem Ausweichen des Kolbens die Dämpfe ohne merkliche Aenderung ihrer Dichtigkeit aus dem Dampfraume des Kessels nachfolgen. Aber irrig setzt er hinzu, nach Abschneidung des Dampfs im Cylinder vom Dampfraume des Kessels könne der Dampf bey unverändertem Widerstande nur eine abnehmende Geschwindigkeit bewirken. So lange die Expansivkraft des Dampfs größer als der Widerstand ist, bleibt sie, wie sie auch immer abnehmen mag, eine beschleunigende Kraft. — Das Mariottesche Gesetz von der Art wie die Expansivkraft der Luft durch Zusammenpressung vergrößert durch Verbreitung in einen größeren Raum vermindert werde, könne auch bey dem Dampfe angenommen werden. — Merkwürdige Angabe von *Woolf*: Werde Wasser von 212° Fahrenh. bis zu $227\frac{1}{2}^{\circ}$ F. erhitzt, so erhalte der Dampf eine Dehnkraft, vermöge der er nach Verbreitung durch den 5fachen Raum noch mit der einfachen Atmosphäre im Gleichgewicht bleibe; dabey sey der Druck (vor der Verbreitung) auf einen englischen Quadratzoll um 5 englische Pfunde größer als der Druck der Atmosphäre; bringe man diesen Druck durch Erhöhung der Temperatur auf 6 englische Pfund über den der Atmosph., so erhalte der Dampf eine Dehnkraft, vermöge der er nach Verbreitung durch den 6fachen Raum noch mit der einfachen Atmosph. im Gleichgewicht sey, u. s. f., so dass der Dampf, wenn seyn Druck durch Erhöhung der Temperatur bis zu 40 Pf. über den

atmosphärischen auf 1 engl. Q. Zoll gebracht werde, nach Verbreitung durch den 5fachen Raum noch mit der Atmosphäre im Gleichgewicht bleibe — allemal einerley Temperatur vor und nach Verbreitung vorausgesetzt. Der Vf. setzt mit Recht Mißtrauen in die Richtigkeit dieser *Woolf'schen* Bestimmungen, die ihm nur auf Hypothesen gebaut scheinen. Er stellte daher eigene Versuche hierüber an, wobey er den Kolben durch dieselbe Dampfmasse bey einerley unveränderlicher Temperatur zuerst auf die einfache, dann auf die doppelte und 3fache Höhe erhob, um doppelte und dreifache Verbreitung zu erhalten. Jeder Versuch wurde mehrmalen wiederholt, und die Resultate in einer hier mitgetheilten Tafel zusammengestellt. Aber nach seinem eigenen Urtheile sind auch diese Versuche nicht hinlänglich, über diesen Gegenstand den wünschenswerthen Aufschluss zu geben. — XXXXI. Kap. (S. 261 — 267) Von der Dampfmenge von gegebener Expansivkraft (*tension*) die sich durch eine bestimmte Menge von Brennmaterial bewirken lassen. Hier treten zuvieler bestimmende Umstände zusammen, als dass sich sichere allgemeine Resultate erwarten ließen. Ueberhaupt müssen hierher gehörige brauchbare Resultate aus dem Verbrauch bey Dampfmaschinen im Großen abgeleitet werden. — XXXXII. Kapitel. (S. 268 — 276) Von den Erscheinungen, welche eintreten, wenn Dämpfe von bestimmter Expansivkraft durch Oeffnungen von verschiedener Größe aus dem Kessel ausströmen. Ungefähr dieselben Bemerkungen, welche sich über die Erscheinungen bey dem Ausflusse des Wassers aus einem Mühlgraben oder einem andern großen Wasserbehältnisse machen lassen, nachdem man eine am Ausflusse angebrachte Fallschütze mehr oder weniger aufzieht, mit Rücksicht auf die Wassermenge, welche dem Behältnisse zugeführt werden kann. XXXXIII. Kap. (S. 277 ff.) Die Fragen: 1) Wenn ein Kessel mit der erforderlichen Wassermenge gegeben ist, wie viel Dampf würde in einer bestimmten Zeit durch verschiedene Oeffnungen ausströmen, und mit welcher Expansivkraft würden sie ausströmen? 2) In welchem Verhältnisse muß die Größe der Abzugsöffnung gegen den kub. Inhalt des Kessels stehen, um den ausströmenden Dampf immerhin mit derselben Expansivkraft zu erhalten? Der Vf. hat das Verdienst, hiüber mit aller Genauigkeit Versuche angestellt zu haben, welche das Resultat geben, dass unter sonst gleichen Umständen in einer bestimmten Zeit immer dieselbe Dampfmenge (dem Gewichte nach) abströmt, die Abzugsöffnung mag größer oder kleiner seyn. Es sind schon über 38 Jahre, dass Rec. dieselbe Erfahrung bey einem Gefäße gemacht hat, wobey die Abzugsöffnung nur etwa $\frac{1}{10000}$ von der Fläche des siedenden Wassers betrug. Die Versuche gaben bey $\frac{1}{10000}$ Oeffnung (die Wasserfläche = 1 gesetzt) nur Dämpfe von 100° (80° R.); bey $\frac{1}{3375}$ Oeffnung Dämpfe von $105,5^{\circ}$; bey $\frac{1}{16125}$ Oeffnung Dämpfe von 115° ; bey $\frac{1}{51375}$ Oeffnung Dämpfe 138° . Unter der Wasserfläche wird hier allemal die innere Fläche

ehe des Kessels verstanden, an welcher das Wasser anliegt, und es wird dabey gefordert, daß der mit Wasser angefüllte Theil des Kessels ganz im Feuer stehe. So verstanden folgert er (S. 284), daß in *runder Zahl* 6 Quadratcentimeter Wasserfläche in 1 Minute 1 Gramme Dampf geben, das stärkste Feuer vorausgesetzt, daß man dabey kann wirken lassen, daß also jene angegebene Dampfmenge als das Maximum angesehen werden muß. Für gewöhnliche Feuerung könne man nur $\frac{1}{3}$ jener Dampfmenge annehmen. Aber welche Temperatur wird in diesem Falle den Dämpfen zukommen? Aus einer andern Reihe von Versuchen folgert er, (S. 287) daß bey einerley Temperatur und einer bestimmten Dampfmenge die Zeit des Ausströmens der GröÙe der Oefnung umgekehrt proportional sey. Eine 3te Reihe von Versuchen (S. 288) bestimmt die Zeit des Dampfabflusses von bestimmtem Gewicht bey verschiedenen Wärmegraden, die von 5 zu 5 Graden zunehmen (105°, 110°, 115°, 120°, 125°, 130°, 135°); eine 4te Reihe hat dieselbe Bestimmung zum Zwecke, nur daß dabey die Wärmegrade von 10 zu 10 Graden zunehmen (100°, 110°, 120°, 130°). Hiernächst noch einige Versuche mit dem Schlusssatze, daß beyläufig 6mal so lange Zeit nöthig sey ein bestimmtes Gewicht von siedendem Wasser in Dampf zu verwandeln, als dieselbe Wassermenge von 10° Wärme bis zur Siedhitze zu bringen — überall das 100 theilige Thermometer verstanden. XLIV. Kap. *Welchen Einfluß können Ableitungsröhren auf die abgeführten Dampfmen gen und auf ihre Kraft haben?* Der Vf. theilt hier 9 Reihen von Versuchen mit, bey denen er sich bleierner Röhren bediente. Er schließt (S. 299), daß wegen der Schnelligkeit der abströmenden Dämpfe die Materie, aus welcher die Röhren verfertigt werden, keinen merk baren Einfluß auf Temperatur- und Kraftänderung haben, und (S. 301) daß die Röhrenweite ein gutes Verhältniß zu der dem Feuer ausgesetzten Wasserfläche erhalte, wenn sie $\frac{1}{1000}$ von letzterer betrage, wofern die Temperatur der Dämpfe im Kessel nicht über 106° (hunderttheil. Therm.) steigen soll. — XLV. Kapitel. *Wiederholung der Haupterscheinungen bey den Dämpfen.* (S. 301—308). — XLVI. Kap. *Ueber die besonderen Vorrichtungen und mechanischen Mittel zur Benutzung des Dampfs als einer Bewegungskraft.* (S. 309—330). Rec. muß es von nun an bey nur kurzen Anzeigen der behandelten Gegenstände belassen, weil sie keine Auszüge gestatten, auch weniger Bezug auf wissenschaftliche Erörterungen und Eigenthümlichkeiten des Vfs. haben. — Erste Frage (S. 310): *Welches sind im Allgemeinen die schicklichsten Anordnungen für die Oefen und Kessel?* Die hierher gehörigen Abmessungen (S. 317, 318). Eine 2te Frage findet Rec. nicht ausgezeichnet; ohne Zweifel soll dahin der Rest des Kapitels S. 323—330 gehören, wo es (S. 323) heißt: *Pour compléter ce que nous avons à dire sur les appareils à produire de la vapeur, il s'agit maintenant d'examiner en particulier la chaudière etc.* — XLVII.

Kap. Dritte Frage: *Welches sind die Vorrichtungen, um die Kessel mit Wasser zu speisen?* (S. 331—334). Vierte Frage: *Welches sind die geeignetsten Mittel, die Dämpfe zu ihrer beabsichtigten Wirkung zu leiten und zu reguliren?* (S. 335, 336) Fünfte Frage: *Welches sind die Mittel, die Wirkung der Dämpfe zu mäßigen, wenn sie eine vorgeschriebene Grenze überschreitet?* (S. 337—339) Sechste Frage: *Welches ist die Einrichtung des Kolbens und der Stopfbüchse?* (S. 340, 341.) Siebente Frage: *Welches sind die besten Mittel zur Condensirung der Dämpfe und zur Herstellung einer Leere?* (S. 342—344). XLVIII. Kap. *Mechanischer Effect der Dämpfe; dessen praktische Bestimmung; Geschwindigkeit der angegriffenen Stelle.* (S. 345—373). Der Vf. hat hierüber mit seinem Apparate Versuche angestellt, die er (für 110°, 115°, 120°, 123°, 125°, 130° und 140°) S. 347 in einer Tafel mitgetheilt hat. Auch ist zur Beurtheilung des Effects eine kleine Erfahrungstafel von *Watt* (S. 369) mitgetheilt. (In der Ausübung dienen Erfahrungen, die man bey Maschinen im Großen gemacht hat zu beyläufigen Bestimmungen des Effects. Bey der großen Mannichfaltigkeit von Umständen, welche auf denselben Einfluß haben, und der Unthunlichkeit, jene einzelne Umstände nach ihrer wahren Beschaffenheit und nach dem Maasse ihres Mitwirkens in Rechnung zu bringen, kann die Theorie hierbey wenig leisten; in allen bisherigen Betrachtungen ist wenig Theorie enthalten, sie beruhen auf Erfahrungen, die der gesunde und geübte Menschenverstand wenigstens zu nützlichen Folgerungen in Bezug auf Kenntniß der Umstände, von welchen die Vollkommenheit einer Dampfmaschine abhängt, zu benutzen versteht. Rec.) — XLIX. Kap. *Verschiedenheiten, welche die Hauptsysteme von Dampfmaschinen auszeichnen.* (S. 374—384). Der Vf. zählt hierher: 1) Maschinen mit *niederm* Druck: einfach wirkende, atmosphärische genannt; doppelt wirkende, mit verschiedenen Arten der Condensirung. 2) Maschinen mit *mittlerem* Druck, mit oder ohne Condensator, einfach oder doppelt wirkend. 3) Maschinen mit *hohem* Druck und Dampfverdünnung (*à haute pression et à expansion*) mit oder ohne Condensator, einfach oder doppelt wirkend, und mit einem Cylinder. 4) Maschinen mit Dampfverdünnung und *mehreren* Cylindern. Im Streite über die Frage, ob hoher Druck oder niederer Druck vortheilhafter sey, erklärt sich der Vf. in Bezug auf Ersparung an Brennmaterial, bey gleichem Effecte, mit gutem Grunde für den *hohen*. Wo man nicht Wasser im Ueberflusse habe, seyen bey hohem Druck Maschinen ohne Condensator vorzuziehen. Er betrachtet hiernächst die Maschine mit hohem Druck in Bezug auf die Erinnerung, daß sie *gefährlicher* seyen. Dieser Behauptung widerspricht er, weil es sich verstehe, daß das Material der Maschine in demselben Verhältnisse verstärkt werden müsse, in welchem die Expansivkraft in Bezug auf hohen Druck größer seyn solle. Man sieht, daß der Vf. das *Gefährlicher* seyn bloß in Bezug auf

auf die Gefahr eines erfolgenden Berstens (des Kessels oder des Cylinders) beleuchtet hat, da dann in diesem Bezuge seiner Vertheidigung des hohen Drucks nichts entgegen gesetzt werden kann. Aber einen Hauptpunct, welcher in der Erinnerung des Gefährlicherleyens liegt, hat er ganz übergangen, nämlich den, daß, beide Arten von Maschinen verhältnißmäßig gleich stark oder gleich sicher angenommen, das Bersten bey hohem Druck bey weitem nachtheiligeren Folgen fürchten lasse, als das bey niederem. Ohne Zweifel würde er hierauf geantwortet haben, daß es in unserem Vermögen stehe, das Bersten unmöglich oder doch so selten zu machen, daß auf den möglichen Schaden vernünftiger Weise bey den übrigen alltäglich eintretenden großen Vortheilen durchaus keine Rücksicht genommen werden könne. Er kommt nunmehr auf den Bau der Maschine, und bemerkt, daß Maschinen mit hohem Druck keines Condensators und keiner Entleerungspumpe (wesentlich) bedürfen, also einen einfacheren Bau gestatten. — *L. Kap. Blick auf die Geschichte der Dampfmaschinen.* (S. 385 — 393). Diese kurze Geschichte beginnt vom Jahr 1628, wo *Branca*, ein Italiener, den ersten Gedanken an die Benutzung des Dampfs zur Betreibung eines Rades auffasste, bis zum Jahre 1774, wo *Watt* (in Verbindung mit *Boulton*) eine neue Epoche begann. — *LI. Kap. Beschluß des ersten Buchs.* (S. 394). Bloßer Uebergang zum folgenden zweyten Buch.

Zweytes Buch. Mechanische Einrichtungen zur Fortpflanzung, Ablenkung und sonstigen Abänderungen einer ursprünglichen Bewegung. — *I. Kap. Allgemeine Betrachtungen über den Gegenstand dieses Buchs.* Nur ein Vorwort, worin der Vf. vorläufig erinnert, daß er nur die wichtigeren hierher gehörigen Fälle erwähnen werde. (S. 395, 396). — *II. Kap. Von der Fortpflanzung der ursprünglichen Bewegung nach entfernten Stellen in einerley oder verschiedenen Richtungen mit ungedänderter oder mit verschiedenen Geschwindigkeiten.* (S. 397 — 401) Dieses Kap. ist sehr beschränkt. — *III. Kap. Fortsetzung: Von den sogenannten einfachen Maschinen.* Näher bestimmt: vom Hebel und der schiefen Ebene (S. 402 — 413); begreiflich nur Anzeige der dahin gehörigen Hauptsätze, zur Belehrung des Empirikers. — *IV. Kap. Fortsetzung: Von Rollen, Flaschenzügen, verzahnten Rädern, Rollen, Schrauben und Schrauben ohne Ende.* (S. 414 — 423). Alles wie im III. Kap. — *V. Kap. Von Ablenkungen oder Richtungsänderungen bey Fortpflanzung einer Bewegung.* Mannichfaltige Beyspiele, die durch

die beygefügten Zeichnungen ihre Erklärung erhalten. (S. 424 — 434). *VI. Kap. Von Modificationen ursprünglicher Bewegung* (S. 435 — 441). Dahin gehören Vorrichtungen zur Beschleunigung, zur Verzögerung, zur Unterbrechung, zur Beförderung der Gleichförmigkeit u. s. w. Begreiflich wird dabey auch vom *Schwungrade* gesprochen, dessen eigentlichen Einfluß auf die Bewegung aber der Vf. so wenig kennt, daß er meint (S. 437), es ließen sich hierüber keine bestimmte Regeln angeben, und daß er sich mit der Bemerkung begnügt: „*Le professeur Busch, de Hambourg, dans son traité de Mécanique intitulé: Die Mechanik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, prétend que le rayon d'un volant doit avoir la même longueur qu'une pendule qui aurait naturellement la même vitesse que celle dont le volant sera animé par le moteur.*“ Er hätte hinzu setzen dürfen, daß Büsch wohl nie einen unrichtigern Satz ausgesprochen habe. — *VII. Kap. Beschluß des zweyten Buchs;* wo noch einige Vorrichtungen zur Bewirkung vorgeschriebener Bewegungen einzelner Maschinentheile und zugehörige Zeichnungen mitgetheilt werden. (S. 442 — 444). Dann folgt die Erklärung sämmtlicher zu den Windmühlen und zu den Dampfmaschinen gehörigen Kupfertafeln (S. 445 — 488). Zuletzt noch ein Anhang von Erläuterungen in Bezug auf Thermometer und Barometer (S. 489 — 503).

Dem Verleger, Herrn *Bachelier*, gebührt übrigens das Lob; keinen Aufwand gespart zu haben, um alles zu leisten, was er von seiner Seite zur Empfehlung des Werks beyrtragen konnte; den Text schmückt das schönste Papier mit breitem Rande von allen Seiten, und ein Druck, der keinen Gedanken an Karglichkeit herbeyruft; auch die Kupfertafeln sind meisterhaft gearbeitet.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädicke: *Vollständiges Lexicon der Gärtnerey und Botanik*, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse von Dr. *Friedrich Gottlieb Dietrich*, Professor der Botanik und Director des Großherzogl. botanischen Gartens zu Eisenach. *Zweyte*, verbesserte und vermehrte Auflage. *Erster und Zweyter Band. Von Abama bis Chæerophyllum.* 1824. XIV, 730 u. 692 S. 8.; (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1807 Nr. 16.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

September 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Gemälde aus der heiligen Schrift*, von J. H. B. Dräseke. Zweyte Sammlung. 1824. XVI und 488 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Paulus zu Philippi. Ein Blick in die Zeiten der ersten Kirche. (nach Apostlg. 16, 6—40.)

Ein in Wahrheit sehr reichhaltiges Gemälde, das den christlichen Leser zu näherer Betrachtung hier vor Augen gestellt wird, und mit Meisterhand von jenem Manne gezeichnet, der mit geübtem Blicke selbst die feinsten Züge aufzufassen und mit umfassender Menschenkenntniß die mancherley Situationen des Lebens hervorzuheben weiß, auf welche die Hauptpartieen des lehrreichen Bildes genau passen, um diese der Selbstbeschauung gleich einem Spiegel vorzuhalten. Vergleichen wir diesen „Paulus zu Philippi“, wie ihn Hr. Dr. nach App. 16. schildert, mit dem vor einigen Jahren erschienenen „Weg in der Wüste“, so möchten wir uns fast darüber freuen, daß der Vf. in dem dazwischen liegenden Zeitraum sich in gewisser Hinsicht Mulse und Erholung gegönnt und gleichsam eine neue Kraft gesammelt hat, um das Publikum mit einer vollendeten Arbeit zu erfreuen. — „Die Frage; das Gesicht; die Gewissheit; die Führung; die Stadt; die Feyerstunde; die Purpurkrämerin; die Aufnahme; die Apostel; das Machtwort; die Gewalttreiche; das Gebet; das Unschuldzeichen; der Selbstmord; der Selbstmörder; die Hausgemeinschaft; die wahre Kirche; das Band der Menschheit; die Eile im Leben; das Familienfest; der Ausgang“ — dies sind die einzelnen Theile, die das schöne Ganze umfassen, und jeder einzelne Theil in kräftiger Darstellung ausgemalt und dann wieder zu einem harmonischen Ganzen meisterhaft verbunden. Wollten wir dem Vf. Schritt für Schritt folgen und uns jeder einzelnen von diesen 21 Darstellungen auch nur Einiges ausheben, so würden wir die uns gezogenen Grenzen weit überschreiten müssen. Wir müssen uns daher nur auf einzelne flüchtige Mittheilungen beschränken. Mit der „Frage“, aus dem Mittelpunkt des Gemäldes hervorgehoben, beginnt die Darstellung gar zweckmäßig, weil von ihr aus nach allen Richtungen hin sich allerdings über die übrigen Partieen ein erhellendes Licht verbreitet. Es ist nämlich die von

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

dem Kerkermeister an die Apostel gerichtete Frage: „Lieben Herren, was soll ich thun, daß ich selig werde?“ sammt der apost. Antwort: „Glaube — Haus selig.“ Wie es nun nach und nach zu dieser Frage gekommen und die Frucht, welche sie und die darauf ertheilte Antwort hervorgebracht habe, das entwickelt sich in den übrigen schon genannten einzelnen Zügen des aufgestellten Gemäldes, wie denn auch die sich darbietenden Nebenpartieen ihre zweckmäßige Stellung und angemessene Beleuchtung erhalten. Es ist ganz unleugbar, daß Hr. Dr. im Auffinden des Interessanten, in der Kunst, die kleinsten, von gewöhnlichen Lesern, ja wohl von gar vielen Schriftverständigen selbst, übersehenen Umstände, in der Gewandtheit der Anwendung und in der reichen und dabey gefälligen Darstellung seines Stoffes seines Gleichen sucht. Wenigstens ist Rec. unter allen heutigen, sonst gleichfalls ausgezeichneten Kanzelrednern keiner bekannt, der sich seines Stoffes so ganz zu bemächtigen, so ganz und so lebhaft in die Erzählung sich zu versetzen und so treffend alles auf die Verhältnisse des gemeinen Lebens anzuwenden wüßte, als Hr. Dr. Eines Beweises dafür bedarf es wohl kaum, da es längst auch aus früheren Leistungen unsers Vfs. bekannt ist, und selbst von denen eingestanden werden muß, die in andrer Hinsicht aus guten Gründen dies und jenes an der Predigtmanier desselben auszustellen finden. Wenn Rec. offen bekennt, daß er selbst zu der Zahl dieser strengern Beurtheiler gehöre, und wenn sich in der Folge Gelegenheit finden wird, zu bemerken, was selbst in diesem neuesten Producte ihm noch immer als verfehlt erscheint: so kann dies doch auf keine Weise hindern, daß er nicht die aufrichtige Hochachtung aussprechen sollte, die ihm das hohe Talent des Vfs. sowohl, als der reine und fromme Sinn schon längst eingefloßt hat, der sich durchaus in den Vorträgen eines Dräseke ausdrückt. Um doch nur einiges bemerklich zu machen, was glänzend auch in dieser neuesten Sammlung hervortritt, wollen wir theils aus dieser und jener Predigt die Anlage oder Disposition, theils einige Stellen ausheben; von welchen wir wenigstens uns vorzüglich angezogen gefunden haben; dann aber werden wir auch, um der Wahrheit nichts zu vergeben, und namentlich um dem Heer blinder Nachahmer warnend zu begegnen, offen beifügen, was nach unsrer Einsicht sich mit dem Ideale einer wirklich musterhaften Kanzelberedamkeit weniger verträgt.

K (5)

War

Was zuerst die Hauptsätze und die Dispositionen betrifft, so gereicht es ihnen zum großen Ruhme, daß sie theils wirklich aus dem jedesmaligen Texte genommen, theils so leicht und natürlich, daß man eine andere Anordnung kaum für möglich hält, theils oft durch ein einziges Wort, welches Andre völlig übersehen würden, veranlaßt sind, das gilt zwar fast von Allen, ohne Ausnahme. Vorzüglich aber mag zum Belage Nr. 7 und 16 in dieser Sammlung dienen. In Nr. 7 wird unter der Aufschrift: *Die Purpurkrämerin* nach Apg. 16, 14. die Geschichte der *Lydia* dargestellt; und es ist theils ihr *Charakter* („ein gottesfürchtig Weib“) theils *das besondere Verhältniß*, worin beides, Charakter und Person, gegen (zu) einander steht, was hier zur Sprache gebracht wird. Das letzte in Hinsicht auf die Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts; auf die Gefahren ihres Standes; auf das Aufgehen ihres Herzens; auf die Beschaffenheit ihres Achtabens auf die Predigt von Christo. Man hat hier wirklich, den ganzen Text in ungezwungener Zusammenstellung: „gottesfürchtig — Weib — Purpurkrämerin — der Herr „that ihr das Herz auf — sie hatte Acht darauf, was „von P. geredet ward.“ Man hat aber auch in der Ausführung, wie sich hernach aus Beybringung einzelner auserlesenen Stellen noch mehr ergeben wird, die trefflichste Benutzung des Textes mit Hinsicht auf ähnliche Lebensverhältnisse. In Nr. 16. giebt die Antw. P.: „so wirst du und dein Haus selig“ Veranlassung über die *Hausgemeinschaft* zu reden. Der genaue *Zusammenhang* der zwischen uns und unserm Hause statt findet; woraus sich ein gewisser *Hausgeist* entwickelt, und der in Absicht auf seine *Dauer* sich nicht bloß auf das Erdenleben beschränkt, wird Th. 1, trefflich dargestellt; dann wird aber auch in den beiden andern das „Seligseyn und Seligmachen“, wie dieses jenes voraus setzt, und wie beides nur „im Herrn“ zu finden ist, in Erwägung gezogen.

Wünschen die Leser einige *Proben von ergreifenden Stellen*: es sind dieser letzten so viele, daß die Auswahl schwer wird. Darum ohne Auswahl, so wie sie sich bey dem flüchtigsten Durchblättern des Buches darbieten. Gleich aus der 2ten Pred. wo von dem „Gesichte“ die Rede ist, das den P. nach Macedonien zu gehen mahnte, verdient S. 36 f. folgende Stelle ausgezeichnet zu werden: „In Gottes Welt ist nichts, was nicht zusammenhinge mit Seinem Rath. Daher sind auch Dinge, auf die der Leichtsinn nicht achtet, sogenannte Kleinigkeiten, für Winke, für Aufschlüsse, für Mahnungen von dem Herrn aller Dinge anzusehen. Ja, zu einem offenbarenden Gesicht kann dir alles werden, ein Schauspiel in der Natur, eine Begebenheit unter den Menschen, ein Gewittersturm, eine Abendstille, ein lächelndes Kind, ein sterbender Greis, ein großes Glück, ein plötzlicher Unfall, ein Spruch der Bibel, ein Blick in dein Herz, in deine Menschenwürde, in deine Sündennoth u. s. w. Bey gottesfürchtigen Menschen kann es um so weniger fehlen, daß sie Gesichte und Offenbarungen empfangen, (in dem Sinne, wie es

der Vf. nimmt, kann man wohl zugeben, was außerdem freylich zu gar bedenklichen Schwärmereyen führen würde) da sie keinen Schritt ohne Gott thun und mit Gott alles in ihrem Gemüthe zusammenstellen. Sollte der Vater nicht antworten, wenn das Kind fragt? Gewiß, wenn Gott nicht oft mit dir redet, so kommt das nur daher: *Du redest nicht oft mit Gott.* — In der 7ten Pr. die das Bild der *Lydia* entwirft, heißt es S. 146 ff. wahr und kräftig: „Wie nahe, o wie sehr nahe hängt Weiblichkeit mit Gottesfurcht zusammen! Wie nothwendig gehört diese zu jener! — Was ist das Weib ohne Unschuld? Ein Festgewand ohne Reinheit; voller Flecken. Läßt sich aber Unschuld ohne Gottesfurcht bewahren, ohne Gottesfurcht gegen Verführung und Verleumdung schützen? — Was ist das Weib ohne Glauben? Ein Rebe ohne Halt; von Ulmbaum abgerissen, den Winden preis gegeben. Der Mann, welcher Gott leugnet, weil er sich selber vertraut, ist schrecklich. Eine Frau, welche von Gott sich los sagte, um auf sich allein da zu stehen, wäre das allerunnatürlichste in der Schöpfung. — Was ist das Weib ohne Weisheit? Ein Schiff ohne Ruder. Sie soll den Hausstand ordnen, die Kinder erziehen, die Dienftboten regieren, den Mann vorstehen, das Leben der Familiengenossen zu einer schönen Ganzheit verknüpfen. Kann sie das, wenn sie den Sinn des Lebens mißkennt? Und kann sie diesen erkennen, wenn sie von Gott nicht weiß? — Was ist das Weib ohne Liebe? Eine Welt ohne Leben. Liebend soll sie empfangen, indem sie giebt; liebend soll sie Freude finden, ja Freude bereiten; liebend soll sie mit all' ihrem Thun alle segnen, von denen sie umringt ist. Das kann sie nicht ohne Gott. Wer Gott nicht liebt über Alles, liebt auch die Menschen nicht als sich selber. — Was ist das Weib ohne Kraft? Eine Lampe ohne Oel. Bürden soll sie tragen, Schmerzen soll sie leiden, Entbehrungen soll sie sich gefallen lassen; den Schlaf ihrer Nächte soll sie zu opfern bereit seyn, Geduld soll sie haben können, Engsgeduld, bald mit Schwachen, bald mit Bösen, bald mit Gesunden, bald mit Kranken, bald mit den Kleinen, bald mit den Großen, und allezeit ungetrübt erhalten die Heiterkeit ihres Herzens und ihres Auges, damit, wer traurig ist, durch sie getröstet werde und wen etwas drückt, bey ihr Erleichterung fühle. Sehet! Sie kann das nicht, nun und pinner kann sie das, wenn nicht ein Geist in ihr wohnt, mächtiger als alle Macht der Sinnlichkeit und größer, als alles Wesen dieser Welt. — Was endlich ist das Weib ohne Anmuth? Ein Leib ohne Seele. Die Reize auch der schönsten Gestalt sind todt, wenn nicht Odem aus der besseren Welt sie lebendig macht. Zudem sind sie vergänglich; und, wie herrlich sie geblüht haben, ihre Blüthe fällt ab, der Reiz, der allein nicht welkt, der auf den höhern Lebensstufen höher sich vollendet, der dabey alle Herzen besiegt und in jeder Form unwiderstehlich ist, — der Reiz heißt Anmuth. Aber wahrlich, Anmuth ist keine Manier, einzulernen vor dem Spiegel.

gel. Anmuth ist ein Abglanz der frommen Seele. Ein Vorrecht ist die Anmuth, und ein ausschließliches Vorrecht der Frauen, bey denen ausblick und Wort und Wesen und Haltung und ganzen Thun und Lassen das Bewußtseyn ihrer weiblichen Würde und ihres himmlischen Berufes leuchtet."

Bey allen diesen unverkennbaren Vorzügen jedoch, womit die *Drafskeschen* Vorträge reichlich ausgestattet sind, und die allerdings den *Meister* in seiner Kunst verrathen, können wir es nicht von uns gewinnen, diese Vorträge für *musterhaft* zu erklären und ihre Nachahmung zu empfehlen. Zunächst nämlich scheint es Rec. ein Fehler zu seyn, daß der Vf. sich über gewisse Nebenpunote weitläufiger ausläßt, als nöthig ist, z. B. S. 32. die unnütze Frage ob P. das Gesicht im Traum oder im wachenden Zustande gehabt habe, ob es ein Spiel seiner Einbildungskraft, oder ein wirkliches, außer ihm vorhandenes Wesen, ein Himmelsbewohner oder Macedoniens Schutzgeist gewesen sey? der Vf. muß am Ende selbst gestehen, daß sich das alles zwar fragen, aber nicht beantworten, wenigstens nicht ausmachen läßt. Wozu denn aber mit solchen unbeantwortlichen Fragen die Zuhörer behelligen, wenn es nicht geschieht, um sehr zur Unzeit ein Brocken sehr leicht zu erwerbender Gelehrsamkeit hinzuwerfen, wie hier in Hinweisung auf „einen berühmten Denker früherer Zeit": (*Hugo Grotius*). Ob es ferner gut gethan und der wahren christlichen Erbauung wirklich förderlich sey, Behauptungen, wie folgende S. 46. so ganz unbedingt hinzustellen: „Je mehr wir im Verkehr treten mit der unsichtbaren Welt und in Harmonie mit ihren Gesetzen (wenn die Sache nicht zu ernsthaft wäre, könnte man wohl fragen: Wie fängt man das an?): desto geläufiger wird uns ihre Sprache, desto bekannter werden uns ihre Zeichen, desto deutlicher bemerken wir in den Dingen auf Erden eine geheime und leise, aber allverbreitete und unwiderstehliche Correspondenz mit ihr." Und nun sind wir „*Helfsehende*" (!) in der schönsten und höchsten Bedeutung; nicht durch Magnetismus, sondern durch Glauben u. f. w.; oder ob es der Kanzel ganz würdig und dem Zweck des Kanzelvortrags ganz angemessen sey, den Zuhörern, wie es S. 47. 48. geschieht, das dem *Brutus* erschienene Gespenst, die Vision des Abtes, *Petrus Lotichius*, vom 30jährigen Kriege, 100 Jahre im Voraus, die Geisterconverlationen *Swedenborge* vorzuführen, giebt Rec. zu bedenken: Wir könnten noch weiter tadeln und den Tadel auch wohl mit Beyspielen belegen, wenn wir nicht zu Ende eilen müßten, daß der Vf. manchmal in seinen Text mehr hinein trägt oder vielmehr aus demselben mehr herauspreßt, als doch eigentlich darin liegt. Wir könnten endlich auf die vielen ausländischen Wörter: *Correspondenz*, *Dekrete*, *Fabrikate* u. f. w. verweisen, und vor allen Dingen gewisse Spielereyen rügen, z. B. in Pr. 1. S. 18. wo die Anrede des Kerkermeisters an die Apostel: „Liebe Herren" den Vf. verleitet Jesu, als des ei-

gentlichen „lieben Herren" mehrmals zu gedenken. Allein diese und ähnliche Fehler sind unserm Vf. schon zu oft vorgeworfen, und es hat derselbe von diesen Vorwürfen bis jetzt zu wenig Notiz genommen, als daß man nicht glauben müßte, er gefalle gerade darin sehr wohl. Warum übrigens Hr. Dr. seit einiger Zeit sich seines Doctortitels zu begeben angefangen hat, weiß sich Rec. nicht zu erklären.

STATISTIK.

KOPENHAGEN, gedr. b. Schulz: *Historiske Efterretninger om de norske Bjergvaerker fra Aaret 1516. til Udgangen af Aaret 1613.* (Geschichtliche Nachrichten von den Norwegischen Bergwerken vom J. 1516 bis Ende 1613.) 1819. 302 und 56 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Ob dieser Schrift, die ihr Vf., Hr. Oberberghauptmann *Morten Thrane Brännich* zu Kopenhagen in der Vorrede als *ersten* Theil ankündigt, ein zweyter Th., der die Geschichte des Kongsberger Silberbergwerkes enthalten sollte, schon gefolgt, oder noch zu erwarten sey? das kann Rec., der ihm bis jetzt vergebens entgegen gesehen und deshalb seine Anzeige verspätet hat, nicht sagen. Wahrscheinlich ist es ihm, daß der ehrwürdige Greis, welcher, wenn er noch lebte, seinem 90sten Lebensjahre näher seyn müßte, als seinem 80sten, durch Vollendung seiner irdischen Laufbahn an der Vollendung dieser seiner letzten Schriftstellerarbeit gehindert worden ist: welches denn bey dem Mangel an literarischen, zur Geschichte der zu ihrer Zeit wichtigen Bergwerke in Norwegen, besonders in *Kongsberg* u. f. w. gehörenden Nachrichten doppelt zu bedauern seyn würde. Daß der Vf., der seine Schriftstellerlaufbahn schon vor 60 Jahren mit seiner Dissertation *Prodromus Insectologiae Sjaelandicae*, Hafniae 1761. muthig eröffnete, durch mehrere Werke in dänischer und lateinischer Sprache z. B.: *Ornithologia borealis*, 1764., *Ichthyologia Massiliensis*, 1768., *Zoologiae fundamenta*, 1771., *Forfög til en Mineralogie for Norge*, Trondheim 1777., *Litteratura danica scientiarum naturalium*, Hafn. 1783., *Efterretninger om nogle Kongsbergs Stollers Drift*, 1800, 1802. u. a., kräftig fortsetzte, und der auch dem ausländischen Publikum, besonders durch seine lateinischen Schriften und mehrere Anzeigen derselben in deutschen kritischen Blättern, vortheilhaft bekannt ist, nichts Ueberflüssiges oder Alltägliches liefern werde: das ließe sich erwarten. Möge die Schrift den guten Alten verrathen, der gern etwas geschwätzig ist, das Eingehen in die kleinsten Details liebt, und bey dem Reichtum an Erfahrungen, die er während seines Aufenthalts zu Kongsberg von 1789 bis 1812. über den Zustand der Silber-, Blaufarben- und Salzwerke sammelte, und die er gern Alle mittheilen möchte, die Aufmerksamkeit auf Einkleidung, Anordnung, passende Eintheilung und eine die Uebersicht des

Genzen und seiner Theile erleichternde Anzeige des Inhaltes verleiht: der Vf. verdient dennoch den Dank seiner Leser, da er über den Ursprung und die frühere Behandlung der Bergwerke in Norwegen vieles bisher unbekannt gewesene ans Licht zieht und sich die Mühe nicht verdräusen ließ, sowohl aus seinen eigenen ungemein reichen Materialien, die er unter seiner Dienstzeit sammelte, als aus dem nicht geringen Vorrath von Nachrichten zu seinem Zwecke, welchen ihm seine Nachforschungen in den Archiven der Residenz verschaffte, einen getreuen Auszug zu liefern. — Dafs bereits vor dem K. *Christian III.*, und zwar gleich im Anfange des 16ten Jahrhunderts, der Bergbau in Norwegen getrieben worden, setzen die Ueberreste von allen, jetzt mit Gras und Moos überwachsenen Schächten und Gruben in Ober-Tillemark, nebst einem verfallenen Stollen zur Abführung des Wassers, und andere unverkennbare Merkmale, außer Zweifel; wenn auch der Umstand, das König *Johannes* zuerst anfang, grössere und kleinere Silbermünzen zu prägen, von denen man die grösseren nachher *Thaler* nannte, der Sache einen nur geringen Grad von Wahrscheinlichkeit giebt: mit keinem geringeren Grunde könnte man wenigstens aus der Thatfache, dafs dieser König ein Goldstück mit der Jahrzahl 1496 schlagen ließ, den Schluß herleiten, dafs es unter ihm auch Goldbergwerke in Norwegen gegeben habe. Gewifs ist es, dafs erst unter *Christian III.* die norwegischen Bergwerke recht in Flor kamen, indem er zwischen *Aggerhuus* und *Oppla* Erzgruben eröffnen ließ, welche Kupfer mit Silber vermischt in ziemlicher Quantität zu Tage brachten. Auch ließ sich dieser König während seiner ganzen Regierungszeit die Beförderung dieser Bergwerke mit grossem Eifer und bedeutenden Kostenaufwand angelegen seyn: so, dafs unser Vf., da er die wichtigste Epoche in der Norwegischen Bergwerksgeschichte erst dem letzten Theile vorbehielt, mit Grund weit über die grössere Hälfte dieses 1sten Theils dem widmet, was unter *Christian III.* geschah. Desto kürzer eringen Verdienste abgetheilt II. (dieser, nicht /f. anzunehmen scheint, Regierung) um das norw. erwarb: obgleich auch er seinem Vorgänger zu: aufs Neue anfangen zu: ecke mehrere Bergleute

aus dem Auslande nach Norwegen kommen ließ. Den Zeiten *Christians IV.* war es erst vorbehalten, eigentliche Silberminen, untermischt mit Kupfer

zu entdecken; und so, wie dieses Königs vieljährige und thatenreiche Regierung sich in so vieler Hinsicht rühmlich auszeichnete, so gebührt ihr auch die Ehre, dafs für den norwegischen Bergbau unter derselben mehr geschah, als vorher unter keiner Regierung. Es ist bekannt, dafs die Stadt *Kongsberg* ihre Entstehung allein den grossen Anstalten zu verdanken hat, welche *Christian IV.* traf, sobald einige Hirten in der dortigen Gegend gediegenes Silber gefunden und dadurch die Entdeckung wirklicher Silberadern veranlaßt hatten. Leider! hat es aber der Vf. nicht vollendet, was sich über die vielseitige Betrieblichkeit des Königs in dieser Hinsicht hätte sagen lassen. — Brav findet es übrigens Rec., dafs man auch jetzt noch, nachdem Norwegen aufgehört hat, mit Dänemark von Einem Könige regiert zu werden, den Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren läßt, welche sich die Dänischen Könige um dieses Reich erworben.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, h. Hinrichs: *Launen der Liebe*, von K. G. Präzel. Zwey Theile, mit 1 Kupfr. 260 und 203 S. 1821. 8.

Die Erzählungen des Vfs. zeichnen sich mehr durch eine leichte angenehme Darstellung, als durch besondere Erfindung und Ausführung aus, und jene Eigenschaft hat ihm ein nicht kleines, wenn gleich kein bedeutendes Publikum erworben. Auch die vorliegenden Erzählungen sind leichte Producte des Augenblicks, und können auch nur auf das Daseyn des Augenblicks rechnen. Im ersten Bande hat die Erzählung: Der Herr Gevatter, eine weitläufige und ziemlich unnütze Einleitung, der Knoten ist eben so übel geschürzt, als gelöst, das anfänglich erregte Interesse bleibt nicht bis zum Schlusse. Man begreift eben so wenig, warum der Herr Gevatter nöthig hatte, eine so geheimnissvolle Rolle zu spielen, als warum der Graf von Hallenfeld so große Anstalten gebrauchte, seinen blödsinnigen Sohn zu entfernen. Angenehmer erzählt, und nicht ohne Witz ist das Märchen, die Johannisnächte, unstreitig aber nehmen die beiden letzten Erzählungen, das Waldschloß, und Wanderung und Heimkehr, den ersten Platz von allen ein. Hier ist gar keine Intrigue, sondern nur eine einfache, anspruchslose Erzählung, die aber um so mehr gefallen muß, da der Vf. sich hier in seinem eigenthümlichen Kreise bewegt, den er auszufüllen vermag, und nicht verlassen sollte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Staatswissenschaften unserer Zeit*, dargestellt von Karl Heinr. Ludwig Pölitz, ordentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. *Vierter Theil. Staatenkunde und positives öffentliches Staatsrecht*. 1824. XIX und 668 S. 8. *Fünfter und letzter Theil. Praktisches (europäisches) Völkerrecht, Diplomatie und Staats-Praxis*. 1824. XVI u. 340 S. 8.

Mit diesen beiden Bänden ist dieß Werk geschlossen, worin die Leser nun eine vollständige Uebersicht aller Staatswissenschaften nach den Resultaten, welche sie bis auf die neueste Zeit geliefert haben, erhalten. Da diese beiden letzten Theile ebenfalls so wie der dritte insbesondere historischen Inhalts sind; so kann man nach den Proben, die der Vf. schon in mehreren Schriften von dieser Art von Gelehrsamkeit gegeben hat, erwarten, daß sie insbesondere mit reichen und interessanten Thatfachen ausgestattet seyn werden, und in der That wird sich jeder, der diese Wissenschaften liebt, freuen, hier so viel und so trefflich geordnet zusammen zu finden, daß er nicht leicht etwas Wichtiges, was zum Zwecke gehört, vermissen wird.

Der Reichthum der vorhandenen Materialien ist die Ursache, daß sie nicht alle, wie der Vf. sich anfänglich vorgesetzt hatte, in vier Bände gebracht werden konnten, und es ward deshalb ein fünfter nöthig; und viele werden auch hier die Darstellung eher zu kurz als zu ausführlich finden.

Den Anfang des vierten Theils macht die *Staatenkunde* oder sogenannte *Statistik*. Es wird dem Plane gemäß nur eine sehr kurze und allgemeine Uebersicht davon (S. 1 — 64) gegeben, da weitläufigere Bearbeitungen davon in genügender Menge und Vollkommenheit vorhanden sind, und dem Vf. darum zu thun war, mehr eine wissenschaftliche Anleitung zum Studium der Statistik und zur Kritik der vorhandenen reichen Materialien als die Wissenschaft selbst ausführlich zu liefern. Daher findet man hier hauptsächlich eine gute Entwicklung des Begriffs der Statistik, des Unterschiedes derselben von andern an sie grenzenden oder einerley Gegenstand bearbeitenden Wissenschaften, eine Geschichte und Literatur derselben, worin man den gelehrten Bearbeiter der Revision dieser Wissenschaft *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1824.

im Hermes leicht erkennt. Bloß der 17te und 18te Paragraph giebt eine gedrängte statistische Uebersicht über die einzelnen Staaten von Europa und Amerika; und enthält den summarischen Inhalt der besten bekannten statistischen Angaben darüber.

Desto ausführlicher ist das *positive öffentliche Staatsrecht* bearbeitet, wobey das Beywort öffentlich überflüssig zu seyn scheint, indem es schon in dem Begriffe des Staatsrechts liegt. Der Vf. begreift darunter: (S. 68) „die wissenschaftliche Darstellung des öffentlichen Rechts der selbstständigen europäischen und amerikanischen Reiche und Staaten, in wie fern in diesem öffentlichen Rechte die gegenwärtig geltenden Bedingungen des innern Staatslebens dieser Reiche und Staaten enthalten sind.“ — Eigentlich ist wohl das was der Vf. hier positives Staatsrecht nennt, nur ein Aggregat von historischen Kenntnissen des Staatsrechts verschiedener Staaten. Eine wissenschaftliche Form desselben würde erst entstehen, wenn das positive Recht irgend eines Staats eine solche Autorität erhalten hätte, daß dessen positive Einrichtung die Grundlage in allen übrigen Staaten ausmache, so wie dieses in Ansehung des römischen positiven Rechts der Fall gewesen und zum Theil noch ist. Bisher scheint das positive Recht eines jeden Staats ein für sich bestehendes Recht zu seyn. Eine allgemein positive Staatsrechtswissenschaft würde nur die allgemeinen positiven Grundsätze auffassen müssen, über welche alle Staaten bey Bestimmung der Rechtsverhältnisse ihrer Verfassungen einig wären. Indessen ist der Weg, den der Vf. gewählt hat, und die Erkenntnisse von dem Staatsrecht, welches in den verschiedenen Staaten gültig ist, allerdings der einzige, um dereinst zu einer allgemeinen Staatsrechtswissenschaft zu gelangen: so wie die ausgebreitetere Kenntniß der verschiedenen Privatrechte der verschiedenen Völker nach den vom Vf. (S. 77) davon gegebenen Ideen, der positiven Privatrechtswissenschaft eine ganz andere Gestalt geben würde. Denn da bisher römisches Recht allein für positive Rechtswissenschaft gilt, so würde man schon aus einer solchen Sammlung, als Hr. P. an der citirten Stelle vorschlägt, erkennen lernen, daß, was bisher als Axiom des positiven Privatrechts angenommen wurde, oft durch sehr einseitige Ansichten dazu erhoben ist, und daß in der Welt Umstände vorkommen können, die ganz andere Bestimmungen mit eben so viel Vernunft unter den Rechtsbegriff stellen können. Eine Betrachtungs-

tungsart, die wir jetzt fast bey allen positiven Rechtsuntersuchungen vermissen, und die wir nur in Hugo's Schriften, jedoch mehr als Kritik des natürlichen als des positiven Rechts gefunden haben. — Was indeffen Hr. P. unter dem Titel einer positiven Staatsrechtswissenschaft liefert, ist mit Dank anzunehmen. Es ist eine historische Darstellung aller bekannten Staatsverfassungen unserer Zeit, woraus in der Folge einmal ein allgemeines positives Staatsrecht (welches nicht anders als dogmatisch seyn kann) erwachsen mag, zu dessen Abfassung es jetzt gewiss noch nicht Zeit ist. Des Vfs. Werk zerfällt in zwey Theile. Der *erste* giebt eine geschichtliche Uebersicht über die in Europa und America seit 40 Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen theils noch bestehenden, theils wieder erloschenen Verfassungen, wovon die Resultate sehr mühsam und genau in eine chronologische Uebersicht tabellarisch zusammen geordnet sind, wofür der Vf. grossen Dank des Publicums verdient.

Es ist eine Geschichte der Ideenentwicklung, welche ihre Macht in Hervorbringung der gegenwärtigen Staatsverfassungen gezeigt hat, wie hierzu die Britische Verfassung den ersten Anstoss gab, was in Nordamerica geschah und wie die dortigen Ereignisse auf die europäischen Völker wirkten, wie sich die Wirkungen davon in Frankreich, Polen; Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Deutschland zeigten. Was die Rückwirkungen für Folgen hatten, und wie dadurch die Uebertreibungen wieder gemässigt und die Forderungen aufs Gerechte beschränkt wurden u. s. w. alles dieses findet man hier sehr schön historisch entwickelt — (S. 65 — 104). — Der *zweyte* Theil stellt den Inhalt der gegenwärtig geltenden schriftlichen Verfassungsurkunden der einzelnen Staaten *systematisch* dar, und giebt bey jedem Staate eine historische Einleitung ihrer Entstehung und Ausbildung bis auf die gegenwärtige Zeit. Er umfaßt 1) Grossbritannien; 2) die Nordamericanischen Freystaaten; 3) Frankreich; 4) die Niederlande; 5) Italien; 6) die Schweiz; 7) den deutschen Staatenbund; 8) die österreichische Monarchie; 9) Preussen; 10) Bayern; 11) Sachsen; 12) Hannover; 13) Württemberg; 14) Baden; 15) das Churfürstenthum, 16) das Großherzogthum Hessen; 17) Holstein und Lauenburg; 18) Luxemburg; 19) Sachsen-Weimar; 20) Sachsen-Gotha, Altenburg und Sachsen-Meiningen; 21) Sachsen-Hildburghausen; 22) Sachsen-Coburg-Saalfeld; 23) Braunschweig; 24) Nassau; 25) Lippe-Schaumburg; 26) Lippe-Deimold; 27) Waldek-Pyrmont; 28) Fürstenthum Lichtenstein; 29) die Großherzogthümer Mecklenburg; 30) Schwarzburg-Rudolstadt; 31) die übrigen deutschen Staaten, als Oldenburg, Anhalt, Reuss u. s. w.; 32) die vier freyen Städte Deutschlands; 33) Dänemark; 34) Schweden; 35) Norwegen; 36) Rußland; 37) Polen; 38) freye Stadt Krakau; 39) Turkey; 40) Griechenland; 41) Spanien; 42) Portugal; 43) Brasilien; 44) Spanisches America; 45) Hayti. — Man

sieht, daß man hier die heterogensten Staatsanordnungen und Verfassungen untereinander findet. Jede ist ihrem wesentlichen Charakter nach, aufgefaßt; die Documente und Quellen woraus die Kenntniß davon geschöpft ist, sind bey jedem Staate citirt; so daß daselbst weitere Belehrung gesucht werden kann. Das Ganze dient zugleich zum kurzen Commentar der in dem ersten Theile (S. 109) dargestellten Uebersicht der schriftlichen Verfassungsurkunden.

Am Schlusse S. 665 werden folgende Resultate der geschichtlichen Forschungen des Vfs. über den Hergang in den letzten 40 Jahren in Ansehung der Organisation der Staaten zusammen gefaßt. 1) Bis zum Jahr 1783 gab es in vielen Reichen und Staaten des europäischen Staatensystems Reichsgrundgesetze und Reichsstände; doch nur in Großbritannien eine Verfassung im neueren Sinne dieses staatsrechtlichen Begriffs. 2) Mit der Bundesverfassung Nordamericas im Jahre 1787 und mit den in besondern Verfassungen der 24 einzelnen Provinzen dieses Bundesstaates begannen die *schriftlichen Verfassungsurkunden* als Mittelpunkte des innern Staatslebens, und als öffentliche Unterlagen des in den Staaten geltenden Privatrechts; so wie der auf die Verfassung gegründeten Formen der Regierung und der Verwaltung. 3) Als Thatfachen der Geschichte erschienen seit dem Jahre 1791 31 schon wieder erloschene und 82 noch jetzt in Europa und Amerika bestehende Verfassungen, die älteren und neueren Verfassungsentwürfe ungerechnet. 4) Durch diese Umbildungen und Verfassungswerke der Staaten, unterscheidet sich die politische Welt unseres Zeitalters völlig von der politischen Welt des Alterthums, des Mittelalters und selbst der neuern Zeit bis 1783. Unverkennbar hat sich in diesen 31 erloschenen und 82 noch bestehenden Verfassungen ein ganz anderer politischer Geist ausgesprochen, als der, welcher sich vor dieser Zeit ankündigte. In diesen Verfassungen sind, neben vielen unleugbaren Verirrungen der Theorie in Einzelnen, doch unverkennbar die Versuche enthalten, dem öffentlichen Staatsleben eine rechtliche und eine feste Grundlage zu geben. Sie enthalten im Ganzen genommen, entschieden einen hohen Reichthum und die möglichste Mannichfaltigkeit der Formen des öffentlichen Rechts. 6) Im Einzelnen erscheinen diese Verfassungen bald als Grundgesetze für große Monarchien, bald für Republiken; bald als Grundverträge für Bundesstaaten; bald als Bundesacten eines Staatenbundes; bald als Beschlüsse souveräner Volksversammlungen; bald als Ausflüsse der Regenten-Souveränität; bald als Grundverträge zwischen Fürsten und Völker. 7) Ungeachtet dieser Verschiedenheiten der einzelnen Verfassungen bestehen sie doch als Grundgesetze eben so im öffentlichen Staatsleben der Reiche und Staaten neben einander, wie im europäischen und amerikanischen Staatensysteme unbeschränkte und beschränkte Monarchien, Staatenbunde und Bundesstaaten, demokratische und aristocratische Republiken friedlich neben einander bestehen.

ohne einander in ihrem politischen Daseyn zu gefährden: — 8) Einige dieser Verfassungen sind allerdings unter gewaltthätigen politischen Stürmen ins öffentliche Staatsleben eingetreten, und namentlich diese sind fast sämmtlich wieder erloschen; andere sind aus der geschichtlichen Unterlage des politischen Lebens der Völker und Reiche, zum Theil als zeitgemäße Fortbildungen ihrer früheren ständischen Verfassung hervorgegangen; sind, ohne öffentliche Erschütterung von den Fürsten gegeben und von den Völkern angenommen worden, und haben die Bedürfnisse gestiftet und in der Cultur und politischen Reife fortgeschrittenen Völker befriedigt. 9) Der großen Mehrheit nach sind die *bestehenden* Verfassungen der monarchischen Staaten, sämmtlich auf das sogenannte *monarchische* Princip gegründet; nur in den Verfassungen der Freystaaten in Europa und Amerika tritt zunächst das republicanische (der sogenannten Volksouveränität) hervor, doch sehr verschiedenartig schattirt in den Verfassungen von Bern und Fryburg, und in den Verfassungen von Vermont, Hayti und Columbia. — Nach einem aus den geschichtlichen Erfahrungen der letzten 30 Jahre hervorgegangenen politischen Dogma, aber wird sich keine Verfassung mit dem demokratischen Princip und einer Monarchie zu behaupten vermögen, so wenig wie die in beiden Erdtheilen bestehenden Freystaaten ihre Verfassung auf die Unterlage des monarchischen Princips gründen konnten. — Was der Vf. hier als bewiesen durch die Geschichte darstellt, ist schon aus den Begriffen klar und eine Monarchie mit demokratischen und eine Demokratie mit monarchischem Princip sind *contradictiones in adjecto*.
(Der Beschlufs folgt.)

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Fr. Fleischer: *Tafeln zur Verwandlung des Längen und Hohlmaasses, so wie des Gewichts und der Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europas* und dessen vorzüglichster Handelsplätze mit Rücksicht auf die für den europäischen Handel wichtigen Orte der übrigen Welttheile, neu berechnet von *Friedrich Löhmann*, Conducteur und Unterlehrer der Mathematik an der Königl. sächs. Militäracademie zu Dresden. Erste Abtheilung, die Tafeln der Fussmaasse enthaltend. 1821. 4. 40 S. u. 13 S. Tabellen.

Auch unter dem Titel:

Tafeln der Fussmaasse oder des Längenmaasses u. s. w. Zweyte Abth. die Tafeln der Ellenmaasse enthaltend. 1822. 48 S. u. 108 S. Tafeln.

Auch unter dem Titel:

Tafeln der Ellenmaasse u. s. w.

Der Titel ist auch französisch unter den Deutschen gedruckt; so wie das ganze Werk französisch und deutsch ist. Wir haben dasselbe recht zweckmässig und brauchbar eingerichtet, und so viel wir

verglichen haben, keinen auffallenden Verstoß gefunden. — Die erste Abtheilung giebt zuvörderst eine Uebersicht der Eintheilungen des Längen- und Flächenmaasses in verschiedenen Städten und Ländern sehr bequem, z. E. in Amsterdam, Antwerpen, Berlin, Bern u. s. w. Bey jedem Lande und Orte, der hier aufgeführt wird, sind die besondern Abweichungen jedesmal bemerkt. — S. 31 — 38 folgt eine Anweisung zum Gebrauch der nachfolgenden Tafeln, welcher eine Tafel zur Verwandlung des Duodecimal-Maasses in Decimaltheile, und umgekehrt und eine tabellarische Nachweisung mehrerer Orte, bey welchen die Fussmaasse entweder gesetzmässig oder zufällig mehreren in den Tafeln berechneten ganz oder beynahe gleich sind, beygefügt ist. Hieran schliessen sich die Tafeln selbst, nach welchen sich leicht und übersichtlich in den ersten 3 die Maasse in den Hauptorten von A — L, und in den letzten 3 von M — Z nach ihren Verhältnissen unter einander in Decimalbrüchen ergeben. — In der 2ten Abtheilung trifft man *zuerst* eine Angabe der in verschiedenen europäischen Staaten gesetzmässig eingeführten Ellenmaasse an, wie z. B. im Großherzogthum Baden, Königr. Baiern u. s. w.; hierauf aber eine *alphan. Angabe* aller in dieser Schrift aufgenommenen Ellenmaasse, welchen eine Erläuterung derselben und eine Anweisung zum Gebrauch der nachfolgenden Tafeln vorausgeschickt ist. Jene alphabetische Angabe liefert in 5 Columnen den Namen des Orts und Landes, des Ellenmaasses, seiner Grösse nach altem franz. Maass in Par. Linien, den Namen des Schriftstellers, nach welchem dieses Verhältniss angenommen ist, und die Nachweisung (Hinweisung) auf diejenigen Orte in den Verwandlungstafeln selbst, wo man die Verwandlung dieser Ellenmaasse finden kann. Diese ausführlichen Verwandlungstafeln fangen von *Aleppo* an und gehen bis *Zürich*, und die einzelnen Abtheilungen derselben enthalten 1) A und B; 2) B — F. 3) F — L. 4) L — P. 5) P — S. 6) S — Z. und man kann aus ihnen das Erforderliche überall eben so leicht übersehen und finden, als auf den Tafeln der ersten Abtheilung, welche von ihnen ausserdem an Reichhaltigkeit der Oerter bey weitem übertroffen werden. — Wir glauben diese Tafeln daher mit Recht empfehlen zu können.

PHILOLOGIE.

HOLM, in A. Wiborgs Verl.: *Lexicon manuale latino-suecanum et sueco latinum*, auctore *Haq. Sjögren*, S. S. Theol. Dr. et Archipræpos. Vexon. etc. Ex altera editione auctoris emendationi et auctiori denuo editum. 1814. 793 u. 253 S. gr. 8. (3 dän. Rbthlr.)

Von einer mehr ins Kurze zusammendrängenden, um nicht zu sagen, pressenden Einrichtung, als hier angebracht ist, hat doch Rec. noch kein Handwörterbuch der lateinischen und irgend einer lebenden Sprache gesehen. Vergleicht man z. B. dieses lat. schwed.

schwed. und schwed.-lateinische Lexicon mit Schellers lat. deutsch. und deutschlateinischem, dessen 2te Aufl. Leipzig 1796 hier zum Grunde zu liegen scheint: so hat doch allein der lat. deutsche Theil des Schellerschen Werkes über 3200 Spaltseiten in viel größerem Formate, folglich über das Doppelte mehr, als der Sjögrensche, ob dieser gleich in ganzen Seiten, und nur der schwed. lateinische Theil in getrennten Columnen gedruckt ist. Welche Ersparnis des Papiers und der Buchstaben hier aber auch statt findet; davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Rec. hebt aus jedem der beiden Theile nur einen Artikel aus, wie er beym Durchblättern ihm eben in die Hand fällt. Th. I. S. 660. *Spina*, ae. f. a) eg. Tagg, Pigg. (*på törne, tistel* etc. b) Törke. c) Knota, Rygggrad. d) Pl. Swärigheter. a) *Paliurus spinis acutis*. Vg. *juniperi*, Pn. *animantes spinis hirsutae*, Cic. b) *Alba: indica*, etc. Pn. c) *Duplex*, Pn. d) *Differendi* Cic. *Spineus*, A. Af törke, taggig: *Vincula*, Ov. — *nälis*, e. *Medulla*.“ (Ein [Mcb., welches zufolge der voranstehenden Erklärung *Macrobios* heisst, ist nach der vorletzten Zeile dieses Artikels, weil es in der Letzten an Raum gebrach, eingeklammert.) Th. 2. S. 150. „*Träda*, gradi, *ester*. *Succedo*; *för när, laedo, villo*; *ifrån discedo*; *in intro*; *i tjenest*, *ideo munus*; *näl immitto*; *på ens sida sequi partes c: under fötter con, proculco, åker aro*,“ (mit dem, weil es an Platz fehlte, erst in der folgenden Zeile ein- oder vielmehr ausgeklammerten Worte *renovo*. Man bemerke noch, daß die erste Zeile dieses Artikels mit dem Worte „*Träd*, arbor“ anfängt; weil man aber im Drucke fand, daß dieses doch allzu wenig für eine ganze Zeile sey: so fuhr man fort, das mit jenem Worte, ausser den Buchstaben, durchaus keine Gemeinschaft habende Zeitwort „*Träda*, gradi u. f. w. unmittelbar hinter her in derselben Zeile folgen zu lassen.) Mehr oder weniger ist dieselbe compendiarische Form durch das ganze Buch angebracht, nur daß sie nicht bey jedem einzelnen Worte in gleichem Grade auffällt. Es ist augenscheinlich, daß, zumal bey Kindern und jungen Leuten, ein wahres Studium dazu gehört, um nur erst zu lernen, wie sie es anzufangen haben, damit sie dieses Handwörterbuch benutzen können. Zwar ist zu diesem Behufe nicht nur eine Anweisung zum Gebrauche des Lexicons vorgedruckt, sondern es folgen auch noch zwey Claves, deren erste zur Enträthsclung der gebrauchten einzelnen Buchstaben (z. B. a q — ab aliquo; a q. re — ab aliqua re u. f. w.) dienen soll, die andere aber ein alphabetisches Verzeichniß, nebst einer Erklärung der abbreviirten Namen der citirten Schriftsteller, enthält und worin überdies noch eine Anleitung gegeben wird, die Verschiedenheit dieser Auctoren aus den beygefügtten Zahlen (1. 2. 3. 4), ob sie nämlich in das goldene, silberne, erze oder eiserne Zeitalter gehören, auch andere ihrer Eigenschaften aus einzelnen Buchstaben, z. B. A — Antiquus; b — bonus (scil. pro sua aetate; C —

Comicus etc. etc. kennen zu lernen. Auch Scheller u. a. haben sich ähnlicher (im Allgemeinen freylich nicht ganz zu vermeidender) Abbreviaturen bedient; aber wie viel seltener, wie viel unterscheidender und bestimmter, wie viel leichter zu verstehen und zu behalten sind sie nicht! Rec. ist seiner Seits davon überzeugt, daß junge Anfänger, und für Solche ist das vorliegende Werk ausdrücklich bestimmt, daß Knaben von 10. 12 bis 14 Jahre schon eine nicht alltägliche Fähigkeit und Empfänglichkeit besitzen müssen, wenn es nicht ihren Muth und ihre Geduld übersteigen soll, von diesen vorgesetzten Erleichterungsmitteln ihrem Zwecke gemäß den rechten Gebrauch zu machen. Ohne bey den meisten Wörtern, die von ihnen, um sie kennen und verstehen zu lernen, nachgeschlagen werden, auch noch die voranstehenden Claves und andere Anleitungen ein paar Mal nachzuschlagen, dürften sie schwerlich, selbst bey längerer Uebung, das nöthige Licht finden. Welcher Zeitverlust! und welche Prüfung der Geduld. Uebrigens erfordert es die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß dieses Lexicon, besonders der lateinisch schwedische Theil desselben, den Grad von Vollständigkeit hat, den solches als Handwörterbuch nur immer haben kann; daß es mit allem Fleisse, mit großer Sorgfalt und einer bis in das Kleinste gehenden und für den einigermassen Geübten nichts zu wünschen übrig lassenden Genauigkeit ausgearbeitet ist; und daß sich dessen auch Andere ausserhalb Schweden, wenn sie der schwedischen Sprache nur ein wenig kundig sind, zu ihrer weiteren Vervollkommenung in dieser Sprache mit Nutzen bedienen können. Hierzu wird selbst die *Zugabe*, die sich am Ende des 2ten Theils S. 179 — 259 befindet und die der Vf. mit den Worten überschrieben hat: „*Vocabula latina usus rarioris, quorum pleneque sunt, antiquae quidem auctoritatis, sed ut plurimum minus probatae, Suecice versa, et mantissae vel supplementi loco, Lexico manuali, ordine alphabetico, subijuncta*, ab Auctore“ etc. das Ihrige beytragen. Dahin gehört z. B. „*Acinaticium*, n. *Baerwin*, *sköns win* Csd. „(Beerenwein, trefflicher Wein) *Cassiodorus*. V. b. *Varius* (argumento), bonus (sc. pro sua aetate.) „*Acratophorum*, n. sc. *vas Flaska till obemaengt win* (Flasche zu unvermischem Weine), Cic. u. f. w. Es bedarf nach allem diesem kaum noch der Bemerkung, daß Rec. das Handwörterbuch selbst empfiehlt, aber gleichwohl den Wunsch nicht unterdrücken kann: es möge bey neuen Auflagen desselben, die gewiß zu erwarten sind, auf obige Ausstellungen diejenige Rücksicht genommen werden, welche man der heranwachsenden Jugend, um ihr das an sich schon schwere Geschäft, eine todte Sprache gründlich zu lernen, nicht noch mehr zu erschweren, schuldig ist. Für geübte Wissenschaftsmänner sind Schwierigkeiten, wie die berührten, leicht zu überwinden; aber gerade diese nehmen zu ihrer Fortbildung nicht eben ihre Zuflucht zu einem solchen Handwörterbuche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit*, dargestellt von Karl Heinr. Ludwig Pölitx — u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der fünfte und letzte Theil behandelt I. das praktische Völkerrecht. Der Vf. will es 1) lieber das praktische als das positive Völkerrecht genannt wissen, (S. 6) „weil es keinen Codex positiver Rechte und Gesetze giebt, über deren Befolgung die Völker und Staaten gemeinschaftlich sich vereinigt hätten, und für deren Aufrechterhaltung ein rechtlich bestimmter Zwang Statt fände.“ Beides scheint aber kein Grund zu seyn, dem Völkerrechte das Beywort des positiven zu entziehen. Denn wenn gleich kein Codex des Völkerrechts existirt, dessen Autorität die Staaten anerkannt hätten; so existiren doch allerdings Grundsätze und Gesetze, worüber sie sich vereinigt, und die Systeme des Völkerrechts, welche Gelehrte daraus verfertigt haben, sind nur in so fern etwas werth, als sie ausschließlich solche Gesetze aufgenommen haben, worüber sich die europäischen Mächte vereinigt und gelegentlich deren Anerkennung bestimmt und feyerlich ausgesprochen haben. Auctoren von welchen bekannt ist, dass sie dergleichen Sammlungen mit Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit angestellt haben, werden daher auch oft als Auctoritäten citirt, wie Grotius, Vattel, Barbeyrac u. f. w. nicht als ob diese selbst als Gesetzgeber anerkannt würden, sondern weil sie sich den Ruf richtiger Kenntniss solcher Gesetze erworben haben, welche die Staaten allgemein anerkannt haben. Nie wird man dem Common Law in England das Beywort positiver Gesetze absprechen, ob es gleich keinen Codex der darin enthaltenen Gesetze giebt. Denn die systematische Zusammenstellung derselben durch Privatpersonen, gilt nicht als gesetzlicher Codex. Eben so wenig kann ihm das Predicat positiver Gesetze deshalb abgesprochen werden, weil kein Zwang für sie organisirt ist. Denn ein Recht bleibt immer Recht, wenn gleich kein Mittel vorhanden ist, zu demselben zu gelangen. Und da der Vf. in dem Kriege ein solches Zwangsmittel erkennt: so fehlt es ihm auch nicht einmal, ob gleich diese Art des Zwanges in rechtlicher Hinsicht unter die unvollkommensten Arten gehören mag. — Auch scheint es nicht genügend, wenn

der Vf. das gegenwärtig geltende Völkerrecht nicht mehr ein Europäisches genannt wissen will, weil es auch in Amerika anerkannt werde. Denn so wie das Römische Recht immer noch das Römische Recht heisst, ob es gleich von vielen andern Völkern angenommen ist; weil es von den Römern zuerst ausgebildet worden, so kann auch wohl das jetzige Völkerrecht das Europäische heißen, weil es in diesem Welttheile seinen Ursprung erhalten hat, mag es auch nach und nach in allen Welttheilen angenommen werden.

Die Abhandlung des Völkerrechts selbst wird in drey Hauptabschnitte getheilt, wovon der erste überschrieben ist, Darstellung des in der Gegenwart praktisch bestehenden Systems der christlichen und gesitteten Völker und Staaten; nach seiner Grundlage und nach seiner Ankündigung in einzelnen praktischen Formen; der zweyte stellt das Recht der Völker gegen einander in Friedens-, der dritte eben dasselbe in Kriegszeiten dar.

Im ersten Abschnitte wird zuerst die Idee des politischen Gleichgewichts erörtert, wobey Rec. gewünscht hätte, der Vf. hätte noch länger bey der Deduction verweilt, dass die Ausführung dieser Idee das einzige Mittel sey, einem positiven Völkerrechte Nachdruck oder Realität zu verschaffen, und dass eben deshalb diese Idee, die Billigung der Vernunft und an die Spitze der Politik der Staaten, als Hauptprincip gesetzt zu werden verdient. Unterdeß erhält doch diese Idee durch des Vfs. Erörterungen viel mehr Licht, als in welchem es bisher von den Parteyen gesehen worden ist, und auf dem hier eingeschlagenen Wege wird man endlich zu der klaren Einsicht gelangen, was das politische Gleichgewicht sey, und weshalb die Völkerpolitik dasselbe zur Grundlage machen muss. Denn obgleich nicht zu leugnen ist, dass Eigennutz und Herrschsucht den Haupttheil an der Verletzung desselben bisher gehabt haben, und diese Leidenschaften unter den Souveränen schwerlich aussterben werden, so ist doch auch gewiss, dass selbst diese Leidenschaften nicht eine gegen das System der Staaten so feindliche Richtung genommen haben würden, wenn die Diplomaten recht deutlich begriffen hätten, dass sie durch Verletzung desselben zugleich in ihren eignen Eingeweiden wühlten, und sich dadurch ein früheres oder späteres Unglück zubereiteten. — Ob ein politisches Gleichgewicht unter den Staaten von Europa vorhanden sey, und was daran noch fehle, kann

aber nicht anders gefunden werden, als nach der Idee: ob in dem Systeme der Staaten eine solche Verbindung herrscht, daß jedem Veruche das anerkannte Recht eines Staates zu verletzen, eine Macht gegenübersteht, welche ein großes Interesse dabey findet, daß ein solches Unrecht nicht geschehe, und welche so stark ist, daß der, welcher die Versuchung zur Verletzung fühlt, durch die Furcht vor dem Gegengewicht von der Ausführung seiner ungerathenen Unternehmung abgehalten wird. — Wie sich ein solches Gleichgewicht in Europa gebildet, und wie es häufig wieder zerstört worden ist, zeigt der Vf. sehr gut aus der Geschichte. Der zweyte Gegenstand dieses Abschnitts ist die historische Darstellung des gegenwärtigen Systems der Staaten in Europa und Amerika.

Der zweyte Abschnitt stellt die praktisch geltenden Grundsätze des Rechts und der Klugheit in dem gegenseitigen Verkehre der christlichen und gesitteten Völker und Staaten dar, und es wird daher 1) von den ursprünglichen und 2) von den erworbenen Rechten der Völker gehandelt. — Die Lehre von den ursprünglichen Rechten der Völker gehört zwar ganz in das allgemeine philosophische Völkerrecht; das positive Recht setzt sie als gültig und anerkannt zum Voraus; nur über die Zeichen ihrer Anerkennung und die Folgerungen aus den Begriffen der ursprünglichen Rechte wird eine Vereinigung nöthig seyn. — So z. B. möchten wohl wenig Staatsphilosophen dem Vf. einräumen, daß aus dem ursprünglichen Rechte der Selbsterhaltung des Staats das Recht desselben fließe, seinen Mitgliedern den Austritt aus dem Staate und den Eintritt in fremde Dienste zu verwehren. Wäre dieses wirklich dem Urrechte zuwider, so dürfte auch kein Staat die Auswanderung erlauben, denn seinem Urrechte kann Niemand entlagen. Ob den Bürgern die Auswanderung und der Eintritt in fremde Staatsdienste verboten werden solle, ist lediglich ein Problem für die Staatsklugheit; welche freylich allemal daneben zu untersuchen hat, ob ihr gewähltes Mittel auch unter die Rechtsform passe.

Eben so wird man sich wundern S. 96 das Recht auf die angrenzenden Meerestheile als von dem Urrechte abgeleitet oder gar zu demselben gehörig aufgeführt zu finden, da dasselbe von so veränderlichen Umständen bestimmt wird, daß es z. B. vor Erfindung der Kanonen ein ganz anderes war, als nach dieser Epoche, und sich leicht noch mehr erweitern kann, wenn dereinst Instrumente erfunden werden, welche die Macht eines Staates noch weiter ausdehnen als Kanonenschüsse reichen. — Ueberhaupt scheint es, daß daraus, daß der Vf. unter der Rubrik der Urrechte, Rechte, deren Inhalt erst durch zufällige Umstände bestimmt wird, auführt, mancher Mißverstand entstehen muß. Es rührt dieses daher, daß er annimmt, Völker könnten nur durch Verträge Rechte gegen andere Völker erwerben. Allein wenn man auch zugiebt, daß Völker von einander nur durch Verträge Rechte erwerben können;

so können sie doch gegen dieselben Rechte ohne Verträge erwerben, und was der Vf. unter der Rubrik *Urrechte* auführt, sind fast lauter erworbene Rechte. — Der schwierigen Lehre von den Staatsverträgen hat der Vf. manches neue Licht verschafft. Rec. ist der Meynung, daß dieses noch in einem höhern Grade gelchehen könnte, wenn man dabey noch mehr auf die Natur der Vertrag schließenden Subjecte Rücksicht nähme, und der Betrachtung größere Aufmerksamkeit schenkte: daß, wenn die Vertrag schließenden, Staaten sind, auch deren Interesse allein dabey wahrzunehmen ist, und daß daher Staatsverträge, die das wesentliche Interesse derselben vernichten, eben so wenig gültige Verträge seyn können, als Verträge unter Individuen, welche die wesentlichen Interessen des einen oder des andern zu vernichten zum Gegenstande haben: Da ferner in jedem Verträge gewisse Bedingungen enthalten sind, die nicht ausgedrückt zu werden brauchen, sobald sie schon im Begriffe liegen; so ist es auch nicht nöthig, besondere Ansätze für die Fälle zu machen, wo der Vertrag nicht gelten soll, denn die Fälle müssen sich von selbst verstehen, weil sie aus dem Begriffe des Vertrags fließen. Unter solchen Bestimmungen wird man auch des *Nothrechts* nicht bedürfen; denn, wenn die Vernunft erklärt, daß in einem bestimmten Falle die Verbindlichkeit aufhört; so folgt das Recht, sie nicht zu erfüllen, von selbst. Wo aber die Verbindlichkeit nach der Vernunft bleibt, da kann nie ein Recht entstehen, sie zu verletzen.

Das Recht im Kriege, welches im dritten Abschnitte (S. 188 ff.) geliefert wird, bleibt immer ein höchst unsicheres Recht, selbst der Theorie nach, da die Rechtsverbindlichkeiten des einen Gegners so sehr von dem Benehmen des andern bestimmt werden, indem im auserbürgerlichen Zustande, die Nichtachtung meines Rechts mich auch zur Nichtachtung des Rechts des andern berechtigt, und ein anderer in solchem Zustand nie verlangen kann, daß ich sein Recht achte, wenn er das meinige verletzt. Indessen ist es immer schon interessant, zu bemerken, wie gesittete Völker auch in diesem Zustande eine gemeinsame Anerkennung gewisser Rechte, selbst wenn sie in dem feindseligsten Zustande gegen einander begriffen sind, möglich zu machen gesucht haben, und die Entwicklung dieser Grundsätze gehört unstreitig zu einer Wissenschaft, welche der Verfasser vorträgt. —

Außer dem praktischen Völkerrechte enthält dieser letzte Theil noch II. die *Diplomatie* (S. 251 — 322) und III. die *Staatspraxis*. (S. 323 — 339). So enthält also dieses nützliche Werk den ganzen Umfang der Staatswissenschaften, und giebt denen, welche sich ernstlich damit beschäftigen wollen nicht nur die Hauptresultate der bis auf unsere Zeit fortgesetzten Forschungen in demselben; sondern enthält auch eine gute Anweisung, wo die Hülfsmittel und Quellen zu finden sind, aus welchen man einen ausführlicheren Unterricht über die interessanten Ge-

Gegenstände, welche hier nur kurz abgehandelt sind, verschaffen kann.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BRANDENBURG, b. Wieske: *Klinischer Commentar über die Behandlung der Wasserscheu.* Eine Denkschrift des Ritter *Val. Ludw. Brera.* Aus dem Italienischen überfetzt, und mit Anmerkungen begleitet, von *J. L. J. Meier*, Physicus und pract. Arzt zu Brandenburg. 1822. VIII und 103 S. 8.

Brera benutzte die Gelegenheit, da im J. 1804 dreyzehn Menschen von einem wüthenden Wolf gebissen, und von der Wasserscheu befallen wurden, Beobachtungen über den Verlauf und die Heilart dieser furchtbaren Krankheit anzustellen, und theilte sie zuerst im 18ten Theil der Verhandlungen der Ital. Societät der Wissenschaften zu Modena mit, aus welchen sie im J. 1820 besonders abgedruckt wurden. — Von den dreyzehn gebissenen Personen waren einige leicht, andere sehr schwer verwundet; die ersten starben dessen ungeachtet; einer starb erst nach zehn Monaten an der Wasserscheu, ein anderer nach fünf und einem halben Jahre, wüthend, aber ohne wasserscheu zu seyn, und dieser könnte deshalb wohl unter die Geheilten gerechnet werden. Die lange Eiterung der Wunden, und die Cauterisation derselben verhinderte den Tod nicht; bey vier geretteten Individuen wurden die Wunden nicht cauterisirt, und vernarbten früh. Vermehrte Secretion des Schweißes, Harnes und Speichels waren nicht kritisch; bey einem Individuum, wurde die Neigung die Umstehenden zu beißen bemerkt; ein anderes genas, trotz dem, daß Traurigkeit und der höchste Grad von Melancholie, als Folge der Erinnerungen an die durch die Wasserscheu, unter seinen liebsten Anverwandten angerichteten Verheerungen, und die Furcht selbst von ihr befallen zu werden, sich gänzlich seiner bemächtigt hatten. Die meisten starben unter Convulsionen, zwey soporös und zwey ganz ruhig, bey einem zeigte die Section eine Entzündung des Rückenmarks. Opium, Moschus, Canthariden, Ammonium, Quecksilber, Kampfer und Schwefelsäure waren ohne Erfolg. Die Genesenen bekamen Belladonna in sehr großen Gaben (in 43 bis 47 Tagen, 7½ bis 8 Unzen!) welche allgemeine Schwäche, Schwindel, Verdunkelung des Gesichts, und endlich temporäre Blindheit hervorbrachte. — Gewiß hat sich Hr. M. durch die Mittheilung dieses interessanten kleinen Werkes verdient gemacht. Seine Anmerkungen vergleichen die obigen Erfahrungen mit früheren, und sind in so fern als ein lehrreicher Commentar zu denselben zu betrachten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ESSLINGEN, gedr. b. Seeger: *Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage des Jahrs, nebst andern Reden, kirchlichen Handlungen u. s. w.* Von *D. J. F. Bahmaier*, Decan in Kirchheim.

Herausgegeben zum Besten des Diöcesenschul-Hilfsfonds der Kirchheimer Diöcese. 1823. X u. 278 S. gr. 8.

Schon der auf dem Titel angegebene Zweck mag die Herausgabe dieser Vorträge rechtfertigen. Nicht minder löblich sind aber auch die Gründe, die der achtungswürdige Vf. für diese öffentliche Mittheilung seiner Amtsarbeiten in dem Vorworte an giebt, nämlich um sowohl seiner Gemeinde, als auch seiner Gattin und Kindern, wenn er einst von ihnen geschieden seyn werde, ein Denkmal zu hinterlassen, das sie an die Hauptwahrheiten und Haupterfahrungen erinnern könne, die dem Gatten und Vater für sein Leben vorzüglich wichtig und heilsam geworden sind. Schwerlich kann bey solchen Gründen die Kritik wider die Erscheinung dieser Predigten etwas einzuwenden haben, die, wenn sie auch nicht gerade vollendete Meisterwerke, doch im Ganzen sehr gut gelungene Beyträge zur christlichen Erbauung und es daher wohl werth sind, auch in einem größern Kreise, als dem sie zunächst bestimmt waren, freundlich aufgenommen und dankbar benutzt zu werden. Hr. B. zeigt sich in ihnen als ein Mann, dem die Sache des thätigen Christenthums wirklich am Herzen liegt, und man darf nur lesen, was sein Vorwort namentlich an seine Zuhörer gerichtet, sagt, um sich nicht nur von dem redlichen Wohlmeinen des Vfs., sondern auch davon zu überzeugen, daß es eine bewährte Einsicht sey, die bey seinen Kanzelvorträgen ihn leitet. Rec. kann sich nicht enthalten, die hieher gehörige Aeußerung des Vfs. hier mitzutheilen, auch darum nicht, weil sie eine anderweitige Würdigung des Geleisteten erspart. „Ich habe — sagt der Vf. — so oft ich *Euch* predigte, immer *mir selbst* vor allen gepredigt, auch darum, weil ich fand, daß die Mängel, Schwächen, Fehler, Leiden, Bedürfnisse der Menschen in der Hauptsache bey aller Verschiedenheit der Lagen und Stände, die ihnen eine verschiedene Gestalt giebt, doch ungemein viel Aehnliches haben, so daß der selten fehlgreift, welcher von der eigenen Erfahrung ausgeht, dabey Beobachtungen über fremde Erfahrungen zu sammeln nicht vernachlässigt und dann die evang. Wahrheit, in welcher er selbst den Heil- und Freudenquell für sich gefunden hat, hingiebt, wie sie ihn selbst zurechtgewiesen, beschämt, ausgerichtet, getröstet und gestärkt hat, je nachdem er es bedurfte. So wie uns Prediger Gottes Wort und das Gewissen mahnt, es mit uns selbst genau zu nehmen und die menschliche Thorheit und Sünde aufzuspüren in den verborgensten Winkeln unseres Herzens und Wandels, so wird der Prediger allerdings bey dieser Weise, dasselbe auch bey andern thun müssen, wenn er seinen Nächsten liebt, wie sich selbst und darum wünscht, daß auch keiner der Zuhörer unter der trostlosen Slaverrey der Sünde und Thorheit bleibe, sondern alle sich emporringen zur selbstigen Freyheit der Kinder Gottes. Die Erfüllung dieser Pflicht der Liebe wird nun allerdings, wenn sie

auf

auf Lieblingsanstaltungen trifft, demjenigen Zuhörer, welcher ihrer noch nicht los ist, so beschwerlich, als es dem Prediger selbst werden muß, von Fehlern und Sünden zu predigen, deren er sich (selbst) bewußt ist, und welche abzulegen er sich noch nicht ernstlich entschlossen hat. Wir können nun aber in Gottes Namen nicht anders, als uns selbst und unsern Zuhörern oft beschwerlich werden, wenn es mit uns und ihnen besser werden soll, so wenig als die Aerzte mit den, bekanntlich auch nicht immer lieblich schmeckenden Arzneien, die sie — sich selbst und andern verschreiben. Wie deswegen jeder vernünftige Kranke, ohne Umstände den Arzt, als einen Quacksalber von binnen schicken würde, der ihm für schwere Krankheit nichts als süße Säftchen, und immer wieder Säftchen verschreiben würde, so hatte wohl ein redlich Gemüth unter euch nicht Unrecht, zu sagen: „Ich kann die Prediger nicht leiden, die mir nie beschwerlich werden.“ — Allerdings thut das Bittere allein auch nicht, auch Honig und Oel und Wein auf die Wunden des Herzens an der rechten Stelle, dürfen nicht fehlen. Dafs sie fehlen in diesen Vorträgen, das sollt ich nicht fürchten dürfen, — weil ich mir bewußt bin, sie selbst für mein Herz gebraucht zu haben, und meinen lieben Zuhörern nichts verhalten zu haben glaube, was mir selbst wohl that.“ Wenn nun die in dieser Stelle mitgetheilten Ansichten die unleugbar richtigen sind, so bedarf es zur Empfehlung der nachstehenden Vorträge kaum etwas mehr, als der Versicherung, dafs der Vf. in ihnen jene Ansichten wirklich festgehalten und befolgt habe. Ueberdies wird man die Herzlichkeit nicht verkennen in jenen Worten, und eben dieselbe findet man auch in den Predigten selbst wieder. Dafs die Diction hin und wieder etwas ausgebildeter seyn könnte, wird nach dem Angeführten dem Leser gleichfalls schwerlich entgehen können; und wenn wir mit Grund versichern dürfen, dafs in den Vorträgen selbst in Ansehung dieses Punktes noch manches zu wünschen übrig bleibt, so liegt darin zugleich der Beleg zu unserm Urtheil, nach welchem wir diese Predigten, bey allem Guten und Empfehlungswürdigen, das sie enthalten, dennoch nicht für vollendete Meisterwerke können gelten lassen. Ein anderer Grund zu diesem Urtheil bietet sich uns in der unmässigen Länge und Breite der Hauptsätze dar. Z. B. am Andrestage: *wie greifen wir es an, dafs der Gedanke: „all unser Arbeiten ist ein Arbeiten für Menschen,“ wie den Jüngern im Evangel. also auch uns ein lieber und wichtiger Gedanke werde.* Oder am 2. Adv. *Der Herr wird wieder kommen zum Gerichte, aber die Zeit unsers Erscheinens vor seinem Gerichte soll uns unbekannt seyn und bleiben, bis das er kommt.* Das (: das) ist eine zuverlässige Wahrheit; über welche unzufrieden zu seyn wir durchaus keine Ursache haben. Ferner am Neujahrstage: *wie*

wir als Christen, nach dem Vorbilde unsers Herrn, die Rücksicht auf unser eigenes Wohl und (auf) das Wohl unserer Familien in Verbindung setzen sollen, mit der Rücksicht auf das Wohl unsers lieben Vaterlandes und auf das Wohl der ganzen Christenheit und Menschheit. Fast durchgängig leiden die Thematika an diesem Fehler, der eben so sehr der Falschheit, als der Behaltbarkeit schadet, und immer eine gewisse Unbeholfenheit des Redners verräth. An ein gewisses Zeitmaafs scheint sich unser Vf. nicht zu binden; und das ist an sich recht und gut. Aber eine gewisse Mitte sollte doch gehalten und nicht, wie es hier geschieht, einige Predigten auf wenigen Seiten abgefertigt seyn, während andre den Raum von mehr als einem ganzen Bogen ausfüllen. Unter den „andern Reden und kirchlichen Handlungen,“ deren auf dem Titel gedacht worden, ist uns besonders „der Empfang eines neuen Predigers“ aufgefallen. Damit hat es nämlich folgende Bewandnis: Ein neuer Prediger soll festlich in seiner Pfarrwohnung empfangen werden. Seine Ankunft verzieht sich bis zum späten Abend. Hr. B. der gerade gegenwärtig ist, auch die Investitur zu verrichten hat, schlägt vor, *die Kirche* in aller Geschwindigkeit zum Empfange zu bereiten. Es werden 2 Lichter auf den Altar, 2 auf die Orgel, 2 auf die Emporkirche gesetzt — eine doch immer sehr schwache Beleuchtung. Hr. B. stellt sich an den Altar, geht dem ankommenden Prediger mit Händedruck und Bruderkuß (!!) entgegen, liest einen Liedervers, weil es an Gesangbüchern und hinlänglichem Licht fehlt, zeilenweise vor. Die Gemeinde frägt nach. Es wird eine, sehr passende, Anrede an den angekommnen Amtsbruder gehalten u. s. w. Rec. verhehlt nicht, dafs, obgleich er nicht in Abrede seyn will, dafs die Handlung könne Eindruck gemacht haben, sie ihm doch etwas theatralisch vorkommt. Ueberhaupt scheint Hr. B. bey dieser Gelegenheit etwas zu viel gethan zu haben. Denn statt es am Investiturtage bey der sehr zweckmässigen Predigt und Altarrede bewenden zu lassen, bestellt er auch noch Nachmittags um 3 Uhr die liebe Schuljugend abermals in die Kirche und hält — nicht etwa eine Katechisation, sondern abermals eine Rede; und zwar trifft er solche Anordnung aus dem Grunde, damit, wenn Nachmittags nichts geschähe, die Gemeinde nicht auf den Gedanken kommen sollte: „Jetzt sitzen die Pfarrer zusammen und lassen sich wohl seyn!“ Das Sprüchelchen: *omne nimum nocet* verdient in solchen Fällen Berücksichtigung.

Die Predigten sind den Herren D. D. v. Bengel, Wurm, Steudel von dem Vf. als seinen ehemaligen Kollegen an der theologischen Facultät in Tübingen zugeeignet. Der Druck könnte gefälliger fürs Auge seyn. Wie uncorrect er ist, beweiset das 3 Seiten lange Druckfehler-Verzeichniss, das sich noch erweitern ließe.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

AUGSBURG, b. Bolling: *Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts*, herausgegeben von Philip Jacob von Huith zu Densdorf. Erster Band vom J. 1700 — 1750. XII u. 684 S. 1807. Zweyter Band von 1750 — 1800. X u. 778 S. nebst einem Register der merkwürdigen Sachen von 28 S. 1809. 8.

Dieses in Norddeutschland noch sehr wenig bekannte Werk verdient Aufmerksamkeit, auch in so fern als durch dasselbe manche Nachrichten über die protestantische Kirche in das Publicum kommen, für welche es zunächst bestimmt ist. Man hat in Zeitblättern die verwundernde Bemerkung gelesen, daß aus der römisch-katholischen Kirche noch keine Geschichte der protestantischen hervorgegangen sey, aus dieser aber viele von jener. Aber darüber hätte man sich nicht zu verwundern. Denn während der größere Theil der römisch-katholischen Geistlichkeit uns Protestanten nur als Ketzer, unsere Kirchen als verdammenswerthe Sekten betrachtet: können selbst liberalere Glieder jener Geistlichkeit die Zustände unserer Kirchen nicht so schildern, wie sie wirklich sind, ohne sich bey den Ihrigen Verdacht, Verdruss, Strafe zuzuziehen; sich nach Erziehung und Ansicht auch wirklich kaum ganz in diese Zustände versetzen, um der Unparteylichkeit Genüge zu thun; statt daß unsere Geschichtsforscher, nach der christlich-toleranten Gesinnung, welche in unserer näheren Verpflichtung zur Bibel liegt, *sine ira et studio* die Geschichte der gesammten christlichen Kirchen in allen Jahrhunderten verfolgen können, und selbst den Forschern in der römisch-katholischen Kirche Genüge thun müssen. Denn wer dürfte verkennen, daß alles Bedeutende, was seit hundert Jahren für Kirchengeschichte geleistet worden ist, aus der deutschen, lutherischen Kirche hervorging, so wie denn Bd. I. S. 503 der Fleiß der lutherischen Gelehrten für Kirchengeschichte ausdrücklich anerkannt wird.

Der schon 1813 verstorbene Vf. dieses Werks hat also denn doch fast zuerst auf die andern christlichen Kirchen neben der Römischen in seinem Geschichtsbuche solche Rücksicht genommen, und es auch um so eher gekonnt, ohne sich Ungelegenheit zuzuziehen; indem er entweder aus der Fortsetzung von Fleury referirt, so Bd. II. Abschn. VIII. über

den „Starrsinn, womit die reformirten Bürger von Diersdorf ihrer Landesherrschaft begegnet,“ als nämlich Joseph Ludwig Graf von Neuwied 1750 dort den Katholiken ein Bethaus, und 1752 den Kapucinern ein Hospiz errichten wollte, und 1757 über die Vorfälle zu Worms u. s. w., und indem er viele andere Nachrichten aus Bougine's bekannter litterarischer Compilation giebt. Ueberhaupt nennt der Vf. sein Werk (Bd. I. S. 92) selbst *Annales*, und sagt: daß er eine Fortsetzung von Dacreux liefern wolle. Das auch unter uns nicht eben gangbare, ohne D's. Namen erschienene Werk führt den Titel: *Les siècles chrétiens, ou l'histoire du christianisme dans son établissement et ses progrès* (Par. 1775 — 1777 in 9 und ebendaf. 1787 in 10 Bänden, ist auch von Rautensfrauch und Fischer ins Deutsche übersetzt worden. Wir geben zunächst die Uebersicht der Abschnitte, in welche unser Vf. seine Materialien vertheilt hat. Erster Band; I. Politische Verfassung der Staaten in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. II. Römische Päpste vom Jahre 1700 bis 1750. III. Die Klerisey des achtzehnten Jahrhunderts. IV. Neue bischöfliche und erzbischöfliche Stühle. V. Ordensstände und Klöster dieses Zeitraums. VI. Fortpflanzung des katholischen Glaubens in diesem Zeitalter. VII. Damaliger Zustand des Christenthums in Paraguay. VIII. Verfolgung der Katholiken durch Heiden und Ungläubige. IX. Streithandel der Theologen in scholastischen Gegenständen. X. Mißverständnisse in Beziehung auf die Landesgebräuche von China. XI. Sektenkister. — Erneuerer alter Ketzereyen und Irrthümer. XII. Handel, welche der Lehre Jansens wegen auf Veranlassung des N. T. Quesnels entstanden. XIII. Anlässe zur Mißthelligkeit zwischen den Fürsten des Staates, und den Vorstehern der Kirche. XIV. Synoden zwischen den Jahren 1700 und 1750. XV. Kirchenzucht. — Kirchliche Gebräuche und Gewohnheiten dieses Zeitraums. XVI. Anbau der Wissenschaften des geistlichen Fachs. XVII. Aufgeklärte Kirchenprälaten. — Berühmte Schriftsteller im geistlichen Fache. XVIII. Sittlichkeit der Menschen im achtzehnten Jahrhundert. XIX. Die griechische Kirche insgemein, und die Unirte insonderheit. XX. Die von Rom getrennte Griechische Kirche. XXI. Zustand der protestantischen Kirchen, welche ihre Dogmenlehre auf die Confession von Augsburg gründen. XXII. Kirchliche Gemeinden, welche durch die sogenannte Glaubens-

reinigung entweder entfallen oder doch befördert wurden. XXIII. Gottesläugner. — Andere Ungläubige dieser Zeiten. XXIV. Sonderbare Vorfälle dieses Zeitraums. XXV. Wachsthum der Künste und Wissenschaften im achtzehnten Jahrhundert. XXVI. Gelehrte Männer, die zwischen den Jahren 1700 und 1750 gelebt haben. XXVII. Begriffe vom Ahnenadel. — Stiftung neuer Ritterorden. XXVIII. Fürsten und Könige der ansehnlicheren Völker dieses Zeitraums. XXIX. Ueberlicht und Beurtheilung der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. XXX. Herstellung einiger zur Beleuchtung der Geschichte dienlichen Chronologien. *Inhalt des zweyten Bandes.* I. Politische Lage der vornehmern Staaten. II. Römische Päpste zwischen Jahren 1750 und 1800. III. Zustand der Klerisey. IV. Errichtung bischöflicher Stühle. Fulda ein Bisthum. V. Ordensstände und Klöster dieses Zeitraums. VI. Schicksale der Jesuiten. Ihre Vertreibung aus einigen Staaten. Aufhebung des Ordens. VII. Anstalten für die Ausbreitung der katholischen Glaubenslehre. VIII. Ungefelliges Betragen einiger Gegner wider die Katholiken. IX. Beschwerden der ungarischen Protestanten in Religionsfachen. Befriedigung derselben durch Kaiser Joseph II. X. Uebertriebene Ansprüche der Dissidenten von Polen. XI. Fortschritte der Jansenisten in Frankreich. Ihre Kirche in Holland. Ansehen des Bulle Unigenitus in Deutschland. XII. Band der sogenannten Philosophen wider die christliche Religion. XIII. Fruchtlöse Vorkehrung wider den Strom des Unglaubens. XIV. Große Revolution in Frankreich. Ihr Einfluss auf Sitten und Religion. XV. Folgen der Revolution in Bezug auf den Papst und den Kirchenstaat. XVI. Einige Streitigkeiten der Schultheologen, besonders über die Lehre des Probabilismus. XVI. Isonbichls sonderbare Auslegung einer Stelle des Jesaias. XVIII. Ungünstige Aufnahme der Sätze Wiehrl's, Boofs und Jahn's. XIX. Discussion über das Daseyn einer wirklichen Magie. XX. Auffallende Heilungen des Fr. Johann Gälzner. XXI. Kirchenbau. Nachmahlhalle. Ketzergericht. XXII. Beschränkung der Primatsrechte von Rom. I. Febr. XXIII. Ausübung des Heiligsprechungsrechtes. Motion Mr. Pallafort und Bellarmin. XXIV. Aufsehung der Nunciaturen. Jak. Cäl. Zoglio in München. XXV. Verein der deutschen Erzbischöfe. Congress an dem Bade zu Ems. XXVI. Wichtige Reformen im Kirchenwesen. Venedig. Florenz. Oesterreich. XXVII. Verschiedene Anlässe zur Mißthelligkeit zwischen den Staatsregenten und dem päpstlichen Stuhle. XXVIII. Synoden und Convente im Kirchenwesen. Verhandlungen zu Pistoja. — Entwürfe zu Florenz. XXIX. Kirchenzucht. Bemühungen einiger Bischöfe, das Disciplinarwesen von den Mißbräuchen zu reinigen. XXX. Sonderheiten in Beziehung auf Kirchenzucht, Liturgie und hierarchische Verhältnisse. XXXI. Künste und Wissenschaften dieses Zeitalters. XXXII. Anbau der Studien des Kirchenfaches. XXXIII. Würdige Prälaten,

Lehrer und Autoren im Kirchenfache. XXXIV. Andre berühmte Schriftsteller. XXXV. Verfassung der griechischen Kirche in der zweyten Hälfte des Jahrhunderts. XXXVI. Damaliger Zustand der protestantischen Kirche. XXXVII. Wiederholte Versuche einer Union der Protestanten mit der katholischen Kirche. XXXVIII. Herrnhuter. Monadisten. Maßaner. XXXIX. Fürsten und Könige dieses Zeitraums. XL. Ergänzung einiger zur Beleuchtung der Geschichte dienlichen Chronologien. XLI. Beurtheilung der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Werk ist nicht ohne bruchbare Materialien, und darf demnach nicht übersehen werden. Mag aber auch diese wohlgemeinte Compilation eines fleißigen und aufmerksamen Zeitbeobachters manche Kenntnisse dahin bringen, wohin nicht Bücher zur Verbreitung besserer kommen: es ist bloße Compilation; an *Geschichtsforschung* ist in denselben, auch abgesehen von der Form, nicht zu denken: Mangel an tieferer Einsicht und Beurtheilung sticht überall hervor. Folgende Proben zeigen sowohl dies als den Ton und einige Erheblichkeit anderer Materialien. Im ersten Bande ist S. 6. bey *Kutikan* (von dem hernach S. 152 gesagt ist, daß er sich vom Pater Gallo zu Ispahan die Grundsätze des Christenthums habe erläutern lassen) von Mongolien, S. 18 unbeholfen von dem, was *Karl XII.* nach der Schlacht bey *Pultawa* verlor, gesprochen; nach S. 24 soll Kaiser *Karl VI.* die Privilegien der ungarischen Protestanten vermehrt haben. S. 27 wird zugegeben, „daß die Religion des Volks in *Spanien*, selbst in den neuesten Zeiten, noch immer nicht von allen Vorurtheilen und abergläubischen Gebräuchen gereinigt worden ist,“ und bemerkt: den spanischen Theologen werde der Vorwurf gemacht, daß sie die unnützen Subtilitäten und Grubeleyen der alten Scholastiker noch nicht ganz ausgemerzt und das bloße Ansehen alter Schriftsteller all zu sehr gewürdigt haben,“ — aber galt es nur von Spanien? — S. 33 ist die Rede von den „eifrigen Bemühungen der Königin *Anna von Großbritannien* 1702 und 1714 für die Wiedereinführung der katholischen Religion;“ S. 35 heist es vom König von *Sardinien*, *Karl Emanuel* 1731: „er entfernte die Waldenser und Calvinisten aus Piemont,“ S. 43 vom *Kirchenstaate* „die sitliche Denkungsart des Landes wurde in diesem Zeitraume eben nicht verbessert;“ S. 51 „Als Kaiser *Joseph I.* 1708 *Ferrara* nebst andern Plätzen des Kirchenstaats zum Vortheile seines Bruders Karls besetzte, dann eine Brandsehatzung ob der Lehnsgüter der Kirchen und der Bischöfe erhoben hatte, schleuderte *Clemens* nicht nur den geistlichen Bannstrahl, sondern ward gereizt, nebenbey auch mit dem Schwerte Sanct *Peters* davor zu schlagen.“ S. 53 ist bemerkt: daß der Papst 1708 sogar öffentliche Gebete in Rom anordnete, damit der Versuch des Prätendenten gelinge; S. 62 bey *Benedict XIII.*: daß man seit 200 Jahren keinen Papst gesehen hatte, „welcher vor

seiner Wahl einem Mönchsorden einverleibt gewesen war;" S. 65 von diesem: daß er die Vereinigung „der protestantischen Gemeinden und der griechisch-kirchlichen durch vier allgemeine Concilien bewerkstelligen wollte, Eines zu Rom unter einem katholischen Bischof, das andere zu Lüneburg unter einem lutherischen Bischof, das dritte zu London unter einem reformirten Bischof, das vierte zu Petersburg unter einem griechischen;" S. 67 daß das ganze Collegium der Kardinäle einhellig 1727 gegen den mit dem Hofe von Turin abgeschlossenen Vergleich protestirt habe; S. 83 daß Benedict die Bischöfe ermahnt, „den geeigneten Wissenschaften ernstlich obzuliegen, sich beständig in ihren Sprengeln aufzuhalten, und diese alle Jahr wenigstens einmal zu visitiren;" S. 94 „daß er die auf Lebenszeit bindenden Ordensgelübde gänzlich aufzuheben" dachte, dies aber verschob; S. 96 daß „er dem Rangstreite auszuweichen, Rom geistlich verlassen, und die Consecration des Prinzen Clemens von Baiern in der Stadt Viterbo vorgenommen;" S. 99 daß Herzog Victor Amadeus von Savoyen den Nuncien seiner Staaten jede Art von Gerichtsbarkeit untersagt; S. 100 daß „man im XVIII. Jahrhundert in keinem Lande so hart und ungünstig wider die päpstlichen Abgesandten verfahren, als in Polen auf den 1726 zu Grodno gehaltenen Reichstage." S. 122 ff. wird über die Mißthätigkeit über das Patriarchat von Aquileja und die von Oesterreich bey Benedict XIV. gesuchte Handhabung seiner Rechte gehandelt, welcher 29. Nov. 1749 ein Vicariat für den Oesterreichischen Theil des sancionirten Sprengels; den 27. Jun. 1750 den Bischof von Menza Graf Arzems dazu ernannte, und den Cardinal Quirini, der im Namen des Patriarchen dagegen protestirte, seine Gunst entzog; S. 124 über die „Vervielfältigung der Beneficiate und Cleriker des letzten Ranges in diesem Zeitraume geklagt, wodurch dieselben keine ihrem Berufe angemessene Beschäftigung erhalten können; von S. 161 an, auf eine, den Jesuiten vortheilhafte Art die Verfallung der Missionen in Paraguay nach Muratori geschildert, unter andern auch die Beforgung der Felder, welche Gottesgus blieben, und wovon die Kopfsteuer bezahlt und Proviant für die Soldaten des Königs zurückgelegt worden; S. 192 die Verfolgung der Christen in China 1750; S. 195 heisst es von dem schrecklichen Druck der Protestanten in der Pfalz: „die Lutheraner (?) in der Pfalz begehrten im J. 1706, den Katholiken zum Trotz, mehrere Freyheit in Religionsfachen. Sie wurden zwar auf den Buchstaben des Normaljahrs 1624 angewiesen, aber die lutherischen Fürsten und das regensburger Corpus Evangelicorum nahmen sich der Sache mit Nachdruck an. Auf solche Art mußte der Kurfürst geschehen lassen, daß den Lutheranern an Orten der Rheinpfalz, wo mehr als zwanzig Familien wohnen, künstlich eine Kirche und ein Schulhaus gestattet wurde." — S. 243 ist von der Ketzerey des Philipp von Russland, dessen Zunahme in Dunkelheit verborgen liege, der 1718 in

Polausch-Russen aufgestanden sey, und gegen welchen Clemens XI. 1720 durch den Nuncius Hieronymus Grimaldi zu Zamoscia eine Synode halten lassen; (von dem Wesentlichen der Ansichten der Raskolniks hat der Vf. gar keine Idee;) und unmittelbar auf diesen Philipp folgt Quessel von Paris. S. 333: werden von dem Vergleiche zwischen dem päpstlichen und spanischen Hofe von 1737, zu dem der vortreffliche Bischof von Malaca: Kaspar Molina mitgewirkt habe, und hierauf von den Mißthätigkeiten mit dem Hofe von Lissabon, einige nähere Umstände angegeben, erstere aus dem *Commentar. de vita Clement. XII.* — S. 370 ist die vermehrte Freygebigkeit mit den Indulgenzen zum Troste der Verstorbenen, und mit dem persönlichen Privilegium: daß jeder Altar, worauf ein so begünstigter Priester Messe lesen würde, die Kraft eines für die Verstorbenen privilegirten Altars haben solle; und die Ablassbulle Benedicts XIII. vom 4. Sept. 1723 für die, welche beym Abendläuten den englischen Gruss beten; S. 379 die Festsetzung Benedicts XIV. vom 4. Oct. 1742 „daß die drey, nur bey den Lateinern herkömmlichen Weihen des Ostiaris, Exorcista, Akolythus (so!) ersetzt werden sollen, in dem Falle, daß ein nach dem griechischen Ritus geweihter Kleriker zur lateinischen Kirche übertritt," bemerkt; dann S. 385 von der Reform des Breviers gesagt: daß in die Lectionen des römischen, den Biographen heiliger Leute, „in diesem historischen Theile sich allmählig so viele Hallucinationen und Verstöcke gegen die historische Wahrheit eingeschlichen haben, daß biedergerinnnte Zeloten vorläufig gewünscht haben, das Brevier, als das Pensum des täglichen Gebets eines Priesters, möchte einmal von einem Sachkenner in die Prüfung genommen werden;" daß der Erzbischof von Paris Karl Kaspar Ventimiglio einer der Ersten gewesen, der an eine so nützliche Arbeit Hand anlegte, daß er 1735 die Lectionen gereinigt; man aber dem erzbischöflichen Befehle, nach diesen zu beten, deshalb, weil man einige dem Janfenismus günstige Ausdrücke bemerken wollte, nicht gefolgt; und Clemens XII. dieses neue Brevier durch seinen Nuncius zu Paris, Abt Deloy, verboten habe; und von der 1742 vom Papst Benedict XIV. unternommene Verbesserung, daß „auf einmal gewisse, nicht vorher gesehene Hindernisse die Fortsetzung der Arbeit hinderten." S. 423 heisst es: „man überwiegt allmählig die Curialisten von Rom: daß die Concordata keineswegs eine Gnade oder Verwilligung des Papstes, sondern ein rechtlicher und für beide Theile verbindlicher Vertrag seyn" und Kaspar Barthels Schrift wird gerühmt. S. 457: man fand „die Zunge des heiligen Nepomuk 1719 und 1725 frisch und unverfehrt; sie schwoll und fing zu bluten an, als man daran schnitt." Andere Wunddinge, welche die Prüfung einer gesunden Kritik nicht aushalten, übergehen wir. Im XXIV. Abschnitt. S. 562 ff. ist von den Erscheinungen am Grabe des Diakon Paris gehandelt; S. 571 „von den Vampyrs, einer gewissen Gattung von Menschen, welche bald

nach ihrem Hinscheiden, ihren Bekannten und Anverwandten erscheinen, sich auf ihren Körper legen, und das Blut aus den Adern saugen; Thatfachen durch so viel unverwerfliche Zeugnisse bestärkt, daß man an der Zuverlässigkeit und dem wirklichen Daseyn der seltenen Blutsauger fast nicht zweifeln kann." S. 491 ist die *Salzburger Auswanderung* als eine „Ausbreitung der lutherischen Kirche durch Auswanderung“ erwähnt und als „ein Werk großer Milde,“ und daß die anberaumte Frist um sechs Monate verlängert worden.

(Der Beschlufs folgt.)

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., in d. Schererischen Buchdr.:

- 1) *Mathematisch-begründetes Bedenken gegen das kopernikanische Weltsystem (Sonnenystem) und Ehrenrettung des Tycho de Brahe, wie auch des wörtlichen Sinnes der Bibel.* Verlußt von Abraham Levi Dispek, Rabiner zu Rödelheim. — Nebst Steindrucktafeln. 1822. XVI und 88 S. 8.
- 2) *Ebendaf.: Einleitung in die Astronomie* von A. L. Dispek u. f. w. Nebst Steindrucktafeln. — 1822. 48 S. 8.

Die erste dieser Schriften enthält Bedenken, welche sich Hr. Dispek aus Unbekanntschaft mit der Astronomie gemacht hat, und nicht hat heben können. Er will damit die bekannte Stelle der heil. Schrift vom Stillstand der Sonne rechtfertigen, was ihm denn aber nicht gelungen ist. Von einer mathematischen Begründung seiner Bedenken, die er zum Theil selbst nicht recht zu verstehen scheint, ist überall eben so wenig die Rede, als von einer Ehrenrettung Tychos, deren es überhaupt nicht, und am wenigsten durch Hr. D. bedarf. Von welcher Art der Vf. sey, das möge S. 4 und 5, §. 2 und 3 zur Gnüge darthun. Es heist §. 2: „Nach der kopernikanischen Meynung sehen wir darum die Sonne im Frühling und Herbst über (?) der Mittellinie im Wider und in der Waage, Sommers über (?) dem Nordwendezeitel im Krebse, und Winters über (?) dem Südwendezeitel im Steinbock, weil die Erde in ihrem jährlichen Umlaufe um die Sonne in einem über 90 Mill. Meilen weiten Abstände ihre Bahn unter dem Thierkreise hat, und zwar immer in paralleler Richtung mit dem Aequator; so daß im Frühling und Herbst ihre Mittellinie gerade der Sonne zugekehrt ist, wie a b. Fig. 2. Im Sommer ist die Erde mit ihrem Nordwendezeitel, welcher 23½° von der Mittellinie nördlich entfernt ist, der Sonne zugekehrt, und im Winter ist die Erde mit ihrem Süd- wendezeitel, welcher eben so weit von der Mittellinie südlich entfernt ist, der Sonne zugekehrt. Fig. 2 — §. 3. Es ist bekannt, daß der Mond und die Sonne, welche doch ungefähr 400mal so groß

ist, verdecken kann: weil derselbe auch um eben so viel weiter von uns entfernt ist.“ — Hier ist doch Unkunde, Irrthum, Verwirrung, Dunkelheit des Abdrucks — Alles zusammen. — Diesem Bedenken hat der Vf. noch einen Anhang in 2 Theilen, (wie er's nennt) in physischer und moralischer Hinsicht, beygegeben. Von letzterem stehe hier nur der Anfang. „Wenn wir über eine Handlung von jemanden, ob dieselbe ganz nach der Vernunft sey, urtheilen wollen: so müssen wir wenigstens (?) die ganze Handlung genau wissen, alle dessen Absichten kennen und die Endfolgen vorher schliessen. Daher (?) wäre es eine bloße Eitelkeit, wenn ein Mensch, ehe er die himmlischen Geschöpfe genau erkennt (so daß z. B. einer sagen wird, die Sonne sey ein feuriger Körper, ein anderer, ihr Licht und Wärme entstehe durch eine elektrische Kraft, endlich einer, ein himmlischer Körper bestehe aus ganz andern Stoffen, die wir Menschen gar nicht kennen) und ehe er die Absichten des Allweisen errathen kann, geschweige die Endfolge wüßte, — dennoch urtheilen wollte, der Herr hätte eines oder das andere besser ordnen können.“ — *Risum teneatis amici!*

Was hiernach von n. a. zu erwarten ist, läßt sich leicht schliessen. Ueberall Beweise von Unkunde und Mißverständnis. Z. B. S. 11, „wenn Tag und Nacht gleich oder das Aequinoctium ist, so ist der Mittelpunkt der Sonne von beiden Polen gleich weit entfernt.“ (Was soll damit gesagt seyn?) — „von diesem Umkreis (dem Aequator) wird die nördliche oder südliche Breite der Fixsterne und Planeten gerechnet.“ (Hier wird Breite und Declination verwechselt, da bekanntlich jene die nördliche oder südliche Abweichung eines Sterns von der Ekliptik ist, die Sonne demnach wohl eine Declination, aber nie Breite hat. — §. 11 wird schon vom Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses u. f. w. geredet, und doch werden erst §. 13 die Zeichen der Ekliptik angegeben. — §. 12 heist es: niemals überschreitet die Sonne diese beiden Wendezeitel, die Planeten aber schweifen noch zum Theil 5 Grad auf beiden Seiten über dieselben hinaus. „Es ist aber bekannt, daß der Thierkreis 10 Grad nördlich und südlich der Sonnenbahn gezogen wird, und die neuesten Planeten, namentlich *Pallas*, ziemlich weit noch über denselben hinausgehen. — Bey der Erläuterung der Aufgabe, die Polhöhe eines Ortes zu finden, schreibt der Vf. S. 35 das *Rejesehe astronomische Handbuch* aus!

An allen diesen Früchten ist zu erkennen, daß der Herr Dispek, sey er auch ein guter Rabbiner, doch ein sehr schlechter Astronom ist. Möge er daher ja erst besser die Astronomie studiren, an deren Elementarerkenntniß es ihm noch gebricht, ehe er weiter etwas Astronomisches schreibt; oder, am besten, ganz und gar davon bleiben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

September 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

Augsburg, b. Bolling: *Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts*, herausgegeben von Philipp Jacob von Huth u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Bande ist S. 40 das Mißlingen der Sendung eines päpstlichen Visitors nach Corsica bemerkt, dem die Corsen, desto kühner ihre Unordnungen fortsetzend, nachstellten; S. 528 das Breve Clemens XIII. *Inter caeteras* vom 18. Sept. 1759, wodurch er nach dem Wunsche der Corsikaner einen neuen Visitor, den *Caesar Crescens* ernannte: der dort angelangt durch ein Manifest der Republik *Genoa* vom 14. April 1760 für vogelfrei erklärt ward, und die weitere Verhandlungen darüber zwischen der Republik und dem Papste, der deshalb den 7. May 1760 ein großes Consistorium hielt; S. 48 wie Papst Clemens XIV. gefesseltlich am grünen Donerstag 1770 die Verlesung der *Bulle in coena Domini* unterließ; S. 102 wie Benedict XIV. 1 Oct. 1752, das zwischen Fulda und Würzburg geschlossene Concordat, mit Ausnahme des fünften Artikels bestätigte, den 5. Oct. Fulda zum Bisthum erhob, dem Stuhle zu Würzburg das Pallium und erzbischöfliche Kreuz verlieh. S. 97 wird Franz Ludwig von Würzburg „ein Kirchenprälat ohne Beyspiel“ genannt. S. 515 ist erwähnt, „dass Papst Pius VI. bey dem Vorstreiten des Großherzogs Leopold eine eigne Congregation zusammen setzte, um ein Mittel zur Auslöschung mit dem Hofe von Florenz auszufinden. S. 602 die neue Ausstattung der Universität Jena; S. 603 die Bibliothek zu Weimar und Gotha; S. 624 dass „Joseph Dobrowski und Bernhard de Rossi Varianten der Bibel gesammelt; S. 631 *Cosm. Schmalzfus, historia religionis et ecclesiae christ.* als ein vortreffliches für die Lectüre eines Priesters ganz geeignetes Werk gerühmt, aber auch *Alex. a Cruce*, eines Karmeliten, Fortsetzung der Fleury'schen Kirchengeschichte und *N. Becchetti* Fortsetzung der des Kardinals Augustin Orsi erwähnt. Im XXXIV. Abschn., wo die Gelehrten nach dem Jahre ihres Todes unter jedem einzelnen Jahre, erst die Katholiken, dann die Protestanten aufgezählt stehen, wird besonders sichtbar, wie Allerley durch einander geworfen wird; z. B. 1786 heißt es: „Gottlieb Gleditsch, Professor der Botanik zu Berlin, schrieb eine Naturgeschichte der

nutzbaren einheimischen Pflanzen“, — wozu Dieß und Anderes dergl. in einer Kirchengeschichte!! Aber bey dem annalistischen Zusammentragen aus so unvollkommenen Büchern, wie *Bouginé*, kommt es zu so unpassenden und unfruchtbaren Listen, wobin z. B. im ersten Bande S. 679 auch eine bloße Namensliste der griechischen Patriarchen zu Jerusalem gehört, deren Zuverlässigkeit nicht zu verbürgen ist. Aus der Geschichte der griechischen Kirche ist gar Manches wunderbar, z. B. Bd. I. S. 480 „erst im J. 1717 bediente man sich in Rußland der sogenannten Vulgate; die ganze Bibel ward erst 1751 das erste Mal in die Rußische Sprache übertragen.“ Ebenfalls S. 462 ist *Steph. Javorsky* unter den Unirten aufgeführt, welches, wenn es mit Ueberlegung gesagt ist, bemerkenswerth genug, als Ansicht der römisch-katholischen Kirche über jenes Geneigtheit für dieselbe wäre. Doch wie kann man Sorgfalt und Kenntniß da voraussetzen, wo wie Bd. I. S. 105 in dem Verzeichniß der erzbischöflichen Stühle in Deutschland noch Magdeburg und Bremen, demnächst die Englischen und Schwedischen und unter letzteren auch noch Riga stehen, S. 109 unter den exemten Bischöfen von Polen, die von *Wermeland* und *Szambland*; Bd. II. S. 109, Corvei in *Sachsen* zum Bisthum erhoben wird. — Gern hätten wir Mehreres ausgehoben, was für Freunde der Kirchengeschichte bemerkenswerth ist, zumal aus einem nicht häufig aufzuschlagenden Buche; aber wir haben neben obigen Fehlgriffen nur das wenige Angeführte und Einiges Bd. II. S. 415 — 428 über die Ketzergerichte in mehreren Ländern und über den Index bemerkenswerth gefunden; auch nicht einmal in den im zweyten Bande untergesetzten Citaten, in welchen fast kein, nicht leicht zugängliches Buch erwähnt ist, bey literarischen Nachrichten vornehmlich *Bouginé*. In der Weise sind aber auch anderwärts diese literarischen Nachrichten, welche Bd. I. S. 134 ff. nach der Reihe der Orden gegeben sind, welches in früheren Jahrhunderten die wetteifernden Studien dieser charakterisiren kann; im XVIII. Jahrh. war jener Wetteifer schon zu sehr erkaltet. Aber überhaupt sey die Art der hier gegebenen Nachrichten über kirchliche Schriftsteller und merkwürdige Kirchenbeamten noch dadurch bezeichnet, dass Bd. I., zu welchem der Vf. mehr Vorarbeiten, als zum letzten Theile des Jahrhunderts hatte, S. 420 ff. im XVII. Abschn., dessen Ueberschrift oben angegeben ist, zwölf Männer:

O (5)

No.

Noris, Thomast, Huet, Fleury, Natalis Alexander, Montfaucon, Muratori, Calmet u. s. w., mit einiger Ausführlichkeit erwähnt sind, dann acht und achtzig Andere (so dafs doch das Hundert voll wurde), blofs mit wenigen Worten, und unter letzteren *Mich le Tellier* mit den Worten: „ebenfalls ein Jesuit, focht wider die Lehre *Quesnells*,“ ohne dafs auch nur ein Wink gegeben wäre, dafs dieser der fast allmächtige Beichtvater des Königs von Frankreich war.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

[**STUTTGART**, b. Metzler: Eine auf *Versuche gegründete Untersuchung über die Gesetze der Functionen des Lebens*, mit einigen Bemerkungen über die Natur und Behandlung der innern Krankheiten; nebst einem Berichte des Instituts von Frankreich über die Versuche von *Le Gallois*; von *A. P. Wilson Phillip*. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von *Dr. Joh. v. Sontheimer*. 1822. XI und 310 S. 8.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit Untersuchungen über die Gesetze des Lebens auf einem Wege, der die meiste Sicherheit in diesem schwierigen Felde gewährt, und dem Widerspruche am wenigsten unterworfen ist, auf dem Wege des Versuchs. Seit länger als funfzehn Jahren beschäftigte sich Hr. Ph. damit über die Functionen des Lebens durch gründliche empirische Forschungen mehr Licht zu verbreiten, aber erst die Resultate, die *Le Gallois* aus seinen Versuchen ziehen zu können glaubte, scheinen ihn veranlaßt zu haben, die seinigen bekannt zu machen. Jener glaubte die seit undenklichen Zeiten in der Physiologie geführten Streitigkeiten, über die Bewegung des Herzens, geschlichtet zu haben, und aus seinen Versuchen mit Recht folgern zu können, dafs dasselbe vom gesammten Rückenmark seine Kräfte und sein Leben herleite. Hr. Ph. ist nicht seiner Meynung, und widerlegt ihn auf die beste Weise dadurch, dafs er das Unzulängliche jener Versuche und das Voreilige jener Schlüsse zeigt, und besonders dadurch, dafs er dem Versuche den Versuch entgegenstellt. Sein Werk zerfällt in drey Theile; im ersten theilt er den Bericht über *Le Gallois* Versuche, und seine Bemerkungen darüber mit, im zweyten seine eigenen, und im dritten die Anwendung derselben, um die Natur der Krankheiten zu erklären, und ihre Behandlung zu verbessern. Seine wiederholt angestellten Versuche zeigten ihm zuvörderst, dafs die Thätigkeit des Herzens und der Gefäße des Kreislaufs von dem Gehirn und Rückenmark gänzlich unabhängig seyen; denn wenn beides letztere fortgenommen, oder zerstört war, dauerte die erstere fort, so lange das Athmen künstlich unterhalten wurde. Doch haben das Gehirn und das Rückenmark bedeutenden Einflufs auf diese Thätigkeit; auf die ersten angebrachten Reize — Weingeist, Opium, Tabak, — beschleunigten die Bewegung des Herzens und der Gefäße; wur-

de dagegen das Gehirn durch einen Schlag, oder das Rückenmark durch schnelles Hindurchtreiben eines dicken Drathes zerstört, so stockte die Bewegung augenblicklich. Da *Le Gallois* in seinen Versuchen das Rückenmark immer mit einem Stilet, genau von demselben Durchmesser mit der Höhle des Rückgrats zerstörte, also schnell und augenblicklich, so sieht man leicht ein, dafs dieser Umstand auf den Erfolg den bedeutendsten Einflufs hatte. Fernere Versuche ergaben, dafs das Herz mit den willkürlichen Muskeln, ganz in derselben Beziehung zum Nervensystem stand, dafs die Irritabilität, eine von dem letzteren unabhängige Kraft, durch die Einwirkung desselben, wie durch andere Reize erschöpft werde. Allein trotz dem, dafs die willkürlichen, wie die unwillkürlichen Muskeln, den Wirkungen der, auf das Gehirn und Rückenmark angebrachten Reize unterworfen sind, so sind doch die Gesetze, die diese Wirkungen bey den zwey Reiben von Muskeln reguliren, sehr verschieden. Chemische auf das Gehirn und Rückenmark angewandte Reize, haben eine grössere Gewalt auf das Herz, als mechanische, während die letzteren eine grössere Gewalt über die willkürlichen Muskeln ausüben. Reize beider Art auf das Gehirn und Rückenmark angewandt erregen das Herz, nachdem sie keine Wirkung mehr auf die willkürlichen Muskeln haben; das Reizen jedes Theils des Gehirns und Rückenmarks afficirt die Thätigkeit des Herzens, während die willkürlichen Muskeln nur durch Reize erregt werden, die auf die Theile jener Organe angewendet werden, aus denen ihre Nerven entspringen. — Auf Gehirn und Rückenmark angewandte Reize erwecken nie eine unregelmässige Thätigkeit im Herzen, während das Gegentheil in den willkürlichen Muskeln erfolgt; auf die letzteren wird ihre Wirkung vorzüglich bey ihrer ersten Anwendung empfunden, aber bey dem Herzen setzt sie sich so lange fort als der Reiz angewendet wird. Beiderley Reize afficiren die Thätigkeit des Herzens nicht; wenn sie nicht ihren Eindruck auf eine grofse Portion des Gehirns oder Rückenmarks machen, sie ist also dem Ganzen unterworfen, und hieraus erklärt sich leicht, die Unmöglichkeit, dieselbe unregelmässige zu machen. Eine andere Frage ist, ob die Kraft der Absonderung vom Nervensystem, wiewohl dasselbe auf sie einwirkt, dennoch unabhängig sey, und hier finden wir, dafs die absondernden Gefäße, gleich jenen des Kreislaufs vom Nervensystem unabhängig seyen, dafs die Absonderung aufhöre, wenn der Einflufs der Nerven entzogen wird, nicht weil die absondernden Gefäße ihren Dienst nicht mehr verrichten, sondern weil die nothwendigen Umänderungen in den Flüssigkeiten welche sie ersetzen, nicht mehr statt finden. Untersuchen wir wie weit die peristaltische Bewegung vom Gehirn und Rückenmark unabhängig sey, so finden wir, dafs die Muskularkraft des Magens und der Eingeweide durchaus in ihnen selbst wohne. Jene Bewegung ist aber so unregelmässige, dafs sich durch Versuche nicht ent-

entscheiden läßt, wie weit sie durch, auf das Gehirn und Rückenmark angebrachte Reize afficirt werde.

Dessen ungeachtet kann kein Zweifel seyn, daß das Nervensystem auf den Darmkanal Einfluß habe. Ehe aber der Vf. diesen näher untersucht, macht er noch einige Bemerkungen über den Verdauungsprocess. Er fand bey seinen Versuchen immer das zuletzt genossene Futter von dem früheren getrennt, so daß nämlich das letztere nach der Oberfläche des Magens zu, lag: das andere umgebend. Es treibt also die Bewegung des Magens immer das vom Magenlast schon durchdrungene nach dem Pylorus zu, und das in der Mitte liegende rückt an dessen Stelle. Das große Ende des Magens wird am häufigsten durch die Wirkung des Magensaftes angegriffen; denn ist nach dem Tode der Magen seiner Bewegung beraubt, so wird nach dem Pylorus keine Nahrung mehr hingetrieben, und die Wirkung des Saftes geht auf die Häute selbst. Da die Durchschneidung des achten Nervenpaares die Function des Magens aufhebt, so sollte man auf den ersten Blick glauben, es hänge dieselbe allein vom Einfluß des Gehirns ab. Versuche lehren jedoch das Gegentheil, daßelbe findet statt, wenn wir den Magen des Einflusses eines beträchtlichen Theils des Rückenmarks berauben. Unmöglich war es, den Erfolg der Zerstörung des ganzen Rückenmarks zu beobachten, denn das Thier starb immer unmittelbar nach der Operation. Einige Beobachtungen über die Temperatur der Thiere bey einigen Versuchen machen es dem Vf. wahrscheinlich, daß die thierische Wärme durch das nämliche Mittel entwickelt werde, wie die Absonderungen, nämlich durch die Thätigkeit des Nervenstoffes auf das Blut, daß sie also, als eine Absonderung zu betrachten sey. — Wir haben gesehen, daß gewisse Organe, das Herz, der Darmkanal, die Lungen, unter dem Einfluß des gesammten Gehirns und Rückenmarks stehen, und wir können aus der anatomischen Betrachtung schließen, daß dies eine Folge der Ganglien sey, daß diese dazu dienen, die Organe, zu denen sie gehören, dem Einfluß des ganzen Nervensystems zu unterwerfen. — Der Vf. betrachtet nun die Beziehung, in welcher die Lebenskräfte zu einander stehen, und die Ordnung in welcher sie bey dem Tode aufhören. Wir unterscheiden die sensorielle, die nervöse und die Muskelkraft; im Augenblick des Todes hört die erste auf, die letzte bleibt noch zurück, und auch ein Theil der nervösen Kraft besteht noch; auch sie ist noch im Stande alle ihre Functionen auszuüben; nur kann sie keine weitere Gewissheit mehr über die Zuführung der Eindrücke zur sensoriellen Kraft geben. Das Athmen muß nach dem Erlöschen der sensoriellen Kraft aufhören; weil es zum Theil ein willkürlicher Act ist. Bey der einzelnen Betrachtung dieser verschiedenen Kräfte, stossen wir zuerst auf den, dem großen Haller gemachten Einwurf, daß die Muskelkraft keine eigene, sondern nur eine vom Nervensystem abhängige Kraft sey. Mehrere der angestellten Versuche lehren das Gegentheil: eine je-

de dieser drey Kräfte hat eine Existenz, welche nicht direct von der andern abhängt. Suchen wir die Ursachen dieser drey Kräfte auf, d. h. suchen wir zu bestimmen, ob sie von einer Ursache entspringen, welche andere mehr bekannte Erscheinungen hervorruft; so finden wir bey der sensoriellen Kraft eine Untersuchung der Art ganz fruchtlos. Anders aber verhält es sich mit der nervösen, denn alle zu dem Ende angestellten Versuche beweisen, daß sie mit der des Galvanismus identisch sey. — Bey dem Versuche, die aufgestellten Grundsätze zur näheren Kenntniß und besseren Behandlung einiger Krankheiten, anzuwenden, beginnt der Vf. mit dem *Blut-schlagfluß*. Die Muskeln, des Athmens werden weniger schnell zur Thätigkeit aufgefordert, der Kreislauf wird gehemmt, die Lungen werden mit Lymphe verstopft, und es erfolgt der Tod durch Erstickung; da der Galvanismus einen Reiz für die Lungen abgiebt, so mußte er gerade hier seine Anwendung finden, und des Vfs. Erfahrung bestätigt seinen Nutzen. — Die *Entzündung* besteht in der Schwäche der Haargefäße, welche von einer vermehrten Thätigkeit der größeren Arterien begleitet wird, und sie wird durch Zertheilung geendigt, wenn die Haargefäße so weit aufgeregt, und die größeren Arterien so weit geschwächt sind, daß die Kraft der ersten wieder mit der *vis a tergo* im gehörigen Verhältniß ist. Viele Phänomene aber sind nur durch die Wirksamkeit des Nervensystems, und seinen Einfluß auf das Gefäßsystem erklärbar. — Im *Nervenschlag* leiden die Kräfte des Kreislaufs direct von der dem Nervensystem beygebrachten Verletzung, und wirken wieder zurück auf dieses, so daß die Thätigkeit des Gehirns und Rückenmarks wegen unvollkommenen Kreislaufs aufhören muß. Wir haben bey der Behandlung sowohl auf das Gehirn zu wirken, als auch den Kreislauf zu unterstützen. — Bey der Zerstörung der Theile des Rückenmarks bemerkten wir nicht allein die Lähmung der willkürlichen Muskeln, die jenen Theilen entsprechen, sondern auch einen Einfluß auf die Brust- und Unterleibseingeweide, und die Wärme des Thieres. Aehnliches bemerken wir in einigen *Krankheiten des Rückenmarks*, in deren früheren Stadien Leiden der Lungen und des Magens, und ein Gefühl von Kälte nicht selten sind. — Die Wirkungen der Durchschneidung des achten Nervenpaares leiteten auf zwey wichtige Krankheiten, auf *Asthma* und *Dyspepsie*. Der Einfluß den der galvanische, durch die Lungen geleitete Strom, auf sie, nach der Durchschneidung des gedachten Nerven hatte, mußte darauf führen, denselben auch im habituellen Asthma anzuwenden, und der Vf. verschaffte immer gleichförmige Erleichterung dadurch. Zwey Metallplatten wurden im Nacken, und etwas unter der Herzgrube angebracht, und durch Dräthe mit den Enden der Säule in Verbindung gesetzt. Man muß die Dräthe auf den Platten beständig bewegen, sonst wird die Oberhaut an den Stellen verletzt, wo sie liegen. Sobald der Kranke angab, daß sein

Athem

Athem leichter würde, wurde ausgesetzt. Die Dauer der Krankheit trug zum Grade der Erleichterung nichts bey. Auch heftiger Husten giebt keine Gegenanzeige des Galvanismus ab. Die Dauer der Erleichterung war verschieden; wurde der Krahke des Morgens galvanisirt, so fühlte er die guten Wirkungen mehr oder weniger bis zum nächsten Morgen. In der Dyspepsie machte der Vf. nur wenig Versuche mit dem Galvanismus, ausgenommen, wo sie mit Asthma complicirt war. Zuletzt erwähnt der Vf. noch ganz kurz der Asphyxie.

Unstreitig nimmt das Werk einen bedeutenden Rang unter den neueren physiologischen Schriften ein. Der Vf. geht den langsamen aber nicht fehlenden, Weg der Empirie, und bemüht sich, nur solche allgemeine Schlüsse zu folgern, die durch vorhergegangene genaue Versuche begründet werden. — Die Uebersetzung ist sehr ungleich; an manchen Stellen zu wörtlich, und dadurch nicht selten dunkel, und dem Genius unserer Sprache zuwider; an andern deutlich und fließend.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. R.: *Einleitung in die Physiologie und Pathologie des menschlichen Organismus* von Dr. Adolph Friedrich Hempel. (Prof. zu Göttingen). Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1823. XII u. 539 S. 8.

Rec. hat die erste Ausgabe nicht gesehen, allein nach der Vorrede zur vorliegenden zu urtheilen, bestehen die Verbesserungen und Zusätze hauptsächlich darin, daß der Vf. „zugleich die Gegenstände der Pathologie mit aufgenommen hat.“ Seine Absicht ist dabey, theils beide Lehren nicht zu trennen, die der Natur nach innig mit einander verschmolzen sind, theils einen Beweis zu geben, wie bedeutend der Einfluß der Physiologie auf die Pathologie sey, sobald sich erstere in den Schranken der Erfahrung hält und den Ausbrüchen einer oft schwärmerischen Phantasie keinen Spielraum giebt. Allerdings hat nun Rec. nicht das Geringste finden können, was auch nur den entferntesten Verdacht von Schwärmerey auf den Vf. hätte bringen können; allein eben so wenig ist es ihm gelungen, die anderweitigen gerühmten Vortheile der Verbindung beider Doctrinen an der vorliegenden Bearbeitung derselben gewahr zu werden.

Der Geist und die Ausführung des Werkes erhellet am besten aus irgend einer Stelle desselben. Rec. schlägt S. 227 auf und da heist es denn:

„§. 48. *Der Hunger und Durst.* Der Hunger ist eine unangenehme Aeußerung des Gemeingefühls im leeren Magen, begleitet von einer anfangenden Ermattung des ganzen Körpers, die das Bedürfnis zum Ersatz der Materie und der Kräfte anzeigt. Als

Trieb sieht man ihn an, wenn der Mensch durch ihn angespozt wird, Nahrungsmittel in sich aufzunehmen. Im ersten Fall bemerkt der innere Sinn die eigenthümliche Empfindung; im andern strebt er dahin, jene Empfindung zu entfernen. — Den wahren Hunger muß man vom scheinbaren wohl unterscheiden. Bey ersterem liegt eine vom Magen aus erweckte Empfindung zum Grunde. Sie wird durch ein doppeltes Moment erzeugt. Das eine ist die spezifische Sensibilität der Magennerven; das andere der säuerliche Magenast, der jene Nerven eigenthümlich reizt. Der scheinbare Hunger liegt gar nicht im Magen, sondern wird durch die Phantasie bloß als Vorstellung erzeugt. Der Mensch glaubt hungrig zu seyn. — Pathologisch weicht er auf verschiedene Weise ab. Er ist zu stark (*bulimus*); oder zu schwach, oder fehlt gänzlich, (*anorexia*); oder erscheint als krankhafte Lüsternheit (*pica*). Durch Entziehung der Nahrungsmittel erleidet der Mensch den Hungertod. Der Fall ist dreyfach. Entweder ist der Hungertod unfreywillig an einem übrigens gefunden Individuum. Hier finden wir die Erscheinungen des Erbrechens, des Magenkrampfs, der Wuth und Raserey, mit darauf folgender allgemeiner Schwäche des Körpers und Geistes, und anfangender chemischer Zersetzung der Säfte. Oder er ist unfreywillig an einem körperlich kranken Subjecte. Oder er ist freywillig an einem psychisch Leidenden. In beiden letztern Fällen beobachten wir die obigen Erscheinungen nicht. — Der Durst als unangenehme Aeußerung des Gemeingefühls erscheint unter der Gestalt einer lästigen Trockenheit im Munde, am Gaumen und im Schlunde. Die Ursache der Trockenheit liegt in einem Mangel an Ausdünstung auf der Schleimmembrane der genannten Organe. Sie wird bewirkt bald durch einen wahren Mangel an Feuchtigkeiten im Blutssysteme, bald durch einen Reiz, der Krampf in den ausauchenden Gefäßen erregt und die Absonderung der Feuchtigkeiten unterdrückt.“

Der Leser mag sich nach dieser Probe selbst sagen, in wiefern das Buch für ihn paßt. In den Händen eines guten Lehrers mag es als Leitfaden zu Vorlesungen immer seinem Zwecke einigermassen entsprechen.

NEUE AUFLAGE.

GIESSEN, b. Heyer: *Der Denkfreund.* Ein lehrreiches Lesebuch für Volksschulen. Von Johann Ferdinand Schlez, Großherzogl. Hessischem Kirchenrathe und geistlichem Inspector der Gräfl. Görtzischen Standesherrschaft Schlitz. Siebente verbesserte Auflage. 1824. VI und 416 S. 8. (14 gr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1815 Nr. 5.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

GESCHICHTE.

REGENSBURG, b. dem Verf., STADTAMHOF, b. Egensberger, LEIPZIG, b. Barth, und WIEN, b. Heubner: *Geschichte von Baiern aus den Quellen bearbeitet von Andreas Buchner*, Professor der Geschichte am kön. baier. Lyceum zu Regensburg. *Drittes Buch. Baiern unter Wahl-Herzogen vom J. 911 — 1070.* 1823. 346 S. 8. (Die drey Bücher zusammen 5 Fl. Subscr. Preis.)

Von diesem dritten Buche, mit welchem die erste Hälfte des ganzen Werkes geendet ist, gilt das Nämliche, was wir bereits über das erste und zweyte Buch (in d. Ergänz. Bl. d. J. 1823. Nr. 19 u. 20.) bemerkt haben. Man findet in dem sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhebenden Buche, die Geschichte nicht sowohl des gesammten Königreichs, als vielmehr des alten Herzogthums Baiern fortgesetzt, nicht überall mit gehöriger Kritik und in richtigem Verhältniße des, nach den Graden der Wichtigkeit des Stoffes bestimmten Umfangs der erzählten Begebenheiten, und durchaus ohne Angabe der Quellen, wobey jedoch Beweise von Fleiß und Belesenheit sich kund thun, die dem Vf. unstreitig zur Ehre gereichen. Das Wichtigste für den historischen Forscher, nämlich den Dokumenten-Band, welcher ein Verzeichniß der Quellen, woraus die Nachrichten geschöpft, und der Gründe, aus welchen hier und dort Behauptungen jenen von andern Geschichtschreibern entgegen gesetzt wurden, enthält, verspricht der Vf. erscheinen zu lassen, wenn eine seit geraumer Zeit gehoffte höhere Unterstützung eingetreten seyn wird. Allerdings ein sehr unsicheres Versprechen, dessen Erfüllung doch zur Begründung des Werths dieses Werkes höchst nothwendig ist.

Dieses Buch ist in vier Abschnitte geschieden, deren erster überschrieben ist: *Baiern ein unabhängiger Staat unter Herzog Arnulf (Arnulf) I. Kriege mit den Ungarn und deutschen Königen. Einziehung der Klostersgüter und Vertheilung derselben unter die Beamten.* Vom J. 911 — 937. (S. 1 bis 53). Nach einer kurzen Darstellung des Zustandes der europäischen öffentlichen Angelegenheiten nach Ludwigs IV. Tode, dann des Reichs der Deutschen und der Wahl eines gemeinsamen deutschen Königs 911, erzählt der Vf. die Vorgänge dieser Zeit in Baiern, wo nicht Konrad, sondern Arnulf I. als Herrscher anerkannt wurde. Das dieser nicht erst *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1824.

durch den 911 gehaltenen Landtag, sondern schon 907, unmittelbar nach dem Tode seines Vaters, zur herzoglichen Würde gelangte, ist vollkommen wahr, und der Vf. ist nicht der Erste, der dieses behauptet. Kriegerische Auftritte folgen in Baiern schnell nach einander. Die Ungarn stürmten 913 verheerend durch Baiern bis nach Alemannien und erlitten, verfolgt von den Schwaben bis an den Inn, wo Arnulf mit seinem Heere ein festes Lager bezogen hatte, eine so blutige Niederlage, daß nicht mehr als 30,000 Mann durch die Flucht sich retten konnten. Bald hierauf zog K. Konrad gegen den Herzog zu Felde, weil dieser vermählte, um sein Herzogthum dem Könige dienstbar zu seyn. Arnulf wurde mit seiner Familie aus dem Lande vertrieben und mußte sich, bey erneuertem Kampfe zu schwach, hinter den Inn zurückziehen. Nach dem Tode Königs Konrad 918 erhob sich zwischen ihm und dem Herzoge Heinrich von Sachsen ein Streit um die deutsche Königswürde. In dem darauf folgenden Vergleiche entsagt Arnulf dem bereits angenommenen Königstitel, erkennt Heinrich von Sachsen als gemeinschaftlichen König der Deutschen und sich ihm lehnverbunden, behält sein Herzogthum mit allen oberlandesherrlichen Rechten und der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm, dem Baiern-Herzoge, alle im Herzogthume befindlichen Priester eben so unterworfen seyn sollen, wie den bisherigen fränkischen Königen, und daß er das Recht haben solle, erledigte Bisthümer, Abteien und andere geistliche Pfründen zu vergeben. Sehr ausführlich wird von (S. 27 — 50.) erzählt, wie Arnulf, als oberster Landesherr, die Grafen, Civil-, Militär- und geistlichen Vorsteher der Nation ernannte und bestätigte, Klostersgüter einzog und vertheilte, Schlössern, Flecken, Städten ihr Daseyn gab, und mit der Geistlichkeit wegen der zurückgefodereten Güter zu kämpfen hatte. Er starb 937 und nahm seine errungenen und behaupteten Vorrechte mit ins Grab. Sein Nachfolger Eberhard war, wie jeder andere Herzog in den deutschen Provinzen, bloß Beamter des K. Otto I. Die Ungarn fielen zahlreicher als je verwüstend in Baiern ein. Der Metropolitanstreit zwischen den Bischöfen von Passau und Salzburg ward durch einen Machtspruch von Papstes Leo VII., der den Bischof Gerhard von Passau als Metropolitan der bairischen Kirchen bestätigte, entschieden. — *Zweyter Abschnitt. Baiern eine Provinz des deutschen Reichs, verwaltet durch selbstgewählte Herzoge, Bischöfe und Grafen, unter Hoheit* P (5)

heit der Könige aus dem sächsischen Hause. Vom J. 938 — 1026. (S. 54 — 176). Ob der Ausdruck „selbstgewählte Herzoge“ hieher passe, darüber will Rec. mit dem Vf. nicht rechten; aber gewiss ist's, daß in der Periode, welche dieser Abschnitt umfaßt, mehrere Herzoge (z. B. *Heinrich I.* und *II.*, *Otto I.*) vorkommen, welche nicht von den Baiern frey gewählt, sondern ihnen von den deutschen Königen aufgedrungen wurden. Herzog *Eberhard* ward vom K. *Otto* seines Herzogthums entsetzt und dieses an *Berthold*, Arnulfs Bruder, vergeben. *Berthold I.* war immer auf der Seite des K. *Otto* während des fünfjährigen Bürgerkrieges, welcher sich in Franken, Sachsen, Lothringen und Schwaben verbreitete und gütlich für *Otto* endigte. *Berthold* selbst erfocht über die Ungarn auf der Welfenheide einen Sieg, der in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte seinen Namen eben so berühmt, wie den seines Bruders *Arnulf*, gemacht hat. Nachdem *Berthold* 948 gestorben, setzte K. *Otto* seinen unruhigen Bruder *Heinrich*, dieses Namens den *Ersten*, als Herzog über Baiern, woraus nachher viele Unruhen entstanden. *Heinrich* hielt es mit seinem Bruder. Er begleitete denselben nach Italien und erwarb die Veroneser Mark. Langwierig und höchst verwüstend war die Empörung, welche die süddeutschen Fürsten, darunter Pfalzgraf *Arnulf* und seine Brüder, gegen *Otto* erhoben, wobey Regensburg mehrere Malen Belagerungen aushalten mußte, deren Umstände vom Vf. in der That mit zu großer Weitläufigkeit (S. 69 bis 77.) erzählt werden. Die Ungarn, welche wieder 955 mit einem Heere von 100,000 Köpfen Baiern überschwemmten, erlitten diesmal auf dem Lechsfelde eine so schreckliche Niederlage, daß sie nach diesem Bluttage nicht mehr so weit über die Grenzen gingen. Nach *Heinrichs I.* Tode 955 wurde dessen gleichnamiger Sohn, unter dem Namen des *Zweiten*, vom K. *Otto* als Herzog den Baiern vorgesetzt. Dieser befand sich in einem; vom Könige sehr abhängigen Verhältnisse und hatte im Lande wenig mehr zu befehlen, seit die Bischöfe und Grafen unmittelbar unter dem Könige der Deutschen standen, von demselben ernannt wurden, in dessen Namen Gericht hielten und unter dessen Feldzeichen in den Krieg zogen. Wie *Heinrich I.* dem K. *Otto I.* treulich anhing, so trat hingegen *Heinrich II.* selbst in feindliche Verbindung gegen den Deutschen König *Otto II.* Dafür mußte er hart büßen: er wurde gefangen genommen. Seiner Gefangenschaft entflohen, eilte er nach Baierns Hauptstadt, wo er sich vom Bischöfe *Abraham* zum Könige der Deutschen krönen ließ; aber unvermögend, sich hier gegen die Macht des K. *Otto* zu halten, floh er nach Böhmen, ward seines Herzogthums entsetzt, bey wiederholten Feindseligkeiten noch einmal gefangen und unter die Aufsicht des Bischofs *Poppo* von Utrecht gestellt. Sein Herzogthum wurde dem Herzoge *Otto* von Schwaben übertragen, welcher, dem Kaiser sehr ergeben, diesen auf allen Kriegszügen begleitete. Ihm folgte *Heinrich III.*, auch *Hezilo* genannt, im

Herzogthume. Als K. *Otto II.* 983 verschied, war sein Sohn *Otto III.* erst vier Jahre alt; ein Umstand, den Herzog *Heinrich II.* zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft benutzte. Er ließ sich das Kind, über welches ihm, als Großsohn und nächsten Agnaten, die Vormundschaft und Regentschaft gebühre, ausliefern, erneuerte seine alten Verbindungen und strebte nach der Königskrone, die er aber nicht erhalten konnte. Statt mit Waffen begann man sich mit Großmuth zu besiegen: nach Wiederauslieferung des jungen Königs ward er wieder Herzog von Baiern und *Heinrich III.* blieb bloß Herzog von Kärnten, welches nach *Heinrichs III.* Tode auch wieder dem Herzoge *Heinrich II.* übergeben wurde. Dieser verwaltete beide Länder noch fünf Jahre lang und betrug sich während dieser Zeit so fromm und friedfertig, daß sein früherer Beiname, der des Zänkers, mit jenem des Friedfertigen vertauscht wurde. Er starb 995 und sein Sohn *Heinrich IV.* wurde sein Nachfolger im Herzogthume. K. *Otto III.* bewies sich wohlthätig gegen die bairischen Bischöfe und ertheilte einigen derselben Münz-Zoll- und Markt-Recht. Der Bischof *Gebhard* legte 997 den Grund zur Stiftung des Klosters *Prüel*, deren einen Theil er Männern, den andern Frauen, welche nach den Regeln des heil. *Benedikts* lebten, zur Wohnung einräumte. (Im J. 1484 wurden von dem Baiern-Herzoge *Albert IV.* die *Benediktiner* ausgetrieben und die Abtey den *Karthäufern* eingeräumt.) Um diese Zeit am Ende des 10ten Jahrh. hatte sich *Gotthard*, Mönch zu *Niederalteich* durch seine Wunderthaten einen so großen Ruhm erworben, daß ihn nicht nur mehrere Abteien zu ihrem Vorstande, sondern auch die Domherren von *Hildesheim* zu ihrem Bischofe gemacht haben. Der Vf. zählt (S. 123.) diese Wunderthaten: er trieb Teufel aus, machte Blinde sehend und Lahme gehend, mit einer solchen Bestimmtheit auf, als wenn es damit ganz seine Richtigkeit hätte. Nach dem Tode *Otto's III.* im J. 1002 wurde Herzog *Heinrich IV.* unter dem Namen des *Zweiten*, durch die Wahl der Deutschen auf den königlichen Thron erhoben. Viele machten sich jetzt Hoffnung, das Herzogthum zu erhalten; den französischen Markgrafen *Heinrich* war es sogar versprochen; der neue König wich aber allen Forderungen aus und es entstand Empörung gegen ihn. Nachdem er diese gedämpft hatte, zog er nach Bamberg, entließ da sein Kriegsheer und ergetzte sich während der Herbstzeit mit der Jagd im *Speßarter Walde*, welcher zwischen Baiern und Franken die Grenzscheide bildete (Baiern erstreckte sich im Westen bey weitem nicht bis an den *Speßart*; dieser konnte also auch nicht die Grenze zwischen Baiern und Franken bilden). Im J. 1004 gab K. *Heinrich II.* die Fahne des bairischen Herzogthums seinem Schwager, *Heinrich* Grafen von *Luxenburg*, dem *Fünften* dieses Namens in der *Baiersfürstenreihe*, und errichtete 1007 das Bisthum *Bamberg*. Seinen Schwager, den Herzog *Heinrich V.*, welcher dieser Stiftung entgegen war, fand er bald Gelegen-

heit,

heit, seines Amtes zu entsetzen, verwaltete dieses selber, wie er ehemals gethan hatte, errichtete mehrere Klöster, gab, zum Kaiser gekrönt, das Herzogthum seinem Schwager wieder und starb, der letzte männliche Sprößling des sächsischen Königsstammes, 1024 und zwey Jahre nach ihm auch Herzog Heinrich V. — *Dritter Abschnitt. Baiern ein Herzogthum des deutschen Reichs, unter oberster Herrschaft der Könige aus dem fränkischen Hause, verwaltet durch selbst gewählte Herzoge.* Vom J. 1026 — 1070. (S. 177 — 252). Konrad der Salier, welcher auf Heinrich II. oder Heiligen im Reiche gefolgt war, nahm sich, begeistert von der Idee, das Kaiserthum wieder auf den Gipfel seines Glanzes emporzuheben, ein Erbreich darauf zu gründen und die größeren Herzogthümer unter seine Gewalt zu bringen, Karl den Großen und Otto I. zum Muster. Er empfahl daher zur herzoglichen Würde in Baiern seinen zehnjährigen Sohn Heinrich, in der Zahl der bairischen Herzoge dieses Namens Heinrich VI. genannt. Dieser übernahm, nach seines Vaters Tode 1039, die Regierung des Reichs unter dem Namen Heinrichs III., und die Baiern wählten auf einem Landtage zu Regensburg, wahrscheinlich auf seine Empfehlung, einen Neffen der Kaiserin Kunigunde, Heinrich den Siebenten dieses Namens, zu ihrem Herzoge. Es ward Krieg gegen die Böhmen, deren Herzog Breclaw dem Könige der Deutschen den Eid der Treue verweigerte, und gegen die Ungarn zur Unterstützung des von ihnen vertriebenen Königs Peter, geführt. Die besiegten Ungarn nahmen ihren König Peter und das bairische Gesetz an und erkannten Lehenstreue. Im J. 1046 zog K. Heinrich III. nach Italien, empfing zu Pavia die Kaiserkrone, stellte in Rom die durch den Streit dreyer Päpste in das Oberpriesterthum, gestörte Ordnung wieder her und herrschte von dieser Zeit an mit einer beynahe unumschränkten Macht über Deutschland und Italien. In Baiern setzte er 1049 nach dem Tode Herzogs Heinrichs VII. einen Sohn des Grafen Ludolph von Zütphen (nicht Züphen), Namens Konrad I., auf den herzoglichen Stuhl, nachdem er diesen länger als ein Jahr unbesetzt gelassen hatte. Konrad I. wurde 1053 durch den Kaiser seines Herzogthums entsetzt; darauf hielt er es mit den Ungarn und beunruhigte die kärnthischen Marken. An seine Stelle wurde auf des Kaisers Betrieb dessen noch nicht dreyjähriges Söhnchen, unter dem Namen Heinrichs VIII. gesetzt, dessen Stellvertretung aber dem Bischofe Gebhard von Eichstädt übertragen. Diese Einsetzung eines Kindes, diese Umgehung der rechtmässigen Wahl von ihren Ständen, diese Zurücksetzung ihrer alten Geschlechter, schien den Baiern schimpflich und — Gährung bewegte die Gauen des Landes, während sich der Kaiser in Italien aufhielt. Als Herzog Heinrich die Reichsregierung antrat und der Tod den Herzog Konrad II. schnell hinwegraffte, erhielt sogar die Mutter Agnes das Herzogthum zum freyen Besitze, das sie aber nach einem unglücklichen Kriege mit den Ungarn an Otto,

Grafen von Nordheim, überliefs, um an ihm eine Stütze zu haben. K. Heinrich IV. war den Sachfen verhasst, Mißvergnügen verbreitete sich gegen die Königin Mutter, Herzog Otto II. trat selbst in Verbindung mit den Mißvergnügten, große Verwirrungen des Reichs entstanden, die vom Vf. (S. 233 bis 252. mit unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit erzählt werden. Der gefürchtete Herzog Otto II. wird 1070 getödtet und Welf (ein Sohn des italienischen Markgrafen Azzo), Otto's Schwiegersohn, empfing vom Könige ohne Wahl, selbst ohne Wissen der Landstände, das bairische Herzogthum. — *Vierter Abschnitt. Zustand der Staats und Kirchenverfassung, der sittlichen und wissenschaftlichen Kultur des bairischen Volkes während dem Laufe dieses Zeitraums, v. Jahre 911 — 1070 (S. 253 — 346).* Einer der umfassendsten Abschnitte; in Betreff seines belehrenden Inhaltes der interessanteste, da die Bestimmung dieser Blätter keinen Auszug desselben gestatten; so wollen wir hier nur die Ueberschriften der Paragraphen anführen, die seinen Inhalt ausmachen. Tabellarische Darstellung der im Herzogthum Baiern gelegenen Bisthümer, Reichsabteyen, Markgraffschaften, Pfalzgraffschaften, Bürg- und Gaugrafschaften und der Vorsteher derselben, v. J. 911 — 1070 (S. 253 — 262.); Umfang und Grenzen des Herzogthums Baiern (S. 263 — 264, nicht 274); deutsche Könige, Herzoge in Baiern, deren Verhältniß zu einander, Wahl, Amtspflichten, Rechte, Einkünfte (S. 264 — 268); Pfalzgrafen (S. 268 — 269); Mark-Gau-Burg-Grasschaften, deren Vorsteher, Auflösung der Gaueintheilung, allmähliches Erblichwerden der Aemter (S. 269 — 275); Kirchengebiet, Kirchenvögte (S. 275 — 279); die Freyen und Edlen des Volks (S. 279 — 280); Halbfreye, Dienstleute, Leibeigene (S. 280 — 283); Volks-Verfassungen (S. 283 — 286); Fortdauer der bisherigen geschriebenen altbairischen Gesetze (S. 286 — 288); Gerechtigkeitspflege (S. 288 — 298); Criminaljustiz (S. 298); Kriegsverfassung (S. 298 — 300); Staatsökonomie, Krondomänen, Regalien, Münzen, Steuern (S. 300 — 304); Kirchenverfassung, Bisthümer, Domkapitel, Klöster, Landpfarreien (S. 305 — 311); Priester-Ehen (S. 311 — 314); Kirchen-Regierung, Synoden, Recurse nach Rom (S. 314 — 317); geistliche Gerichtsbarkeit (S. 317 bis 320); Sitten der Zeit, Reste heidnischen Aberglaubens (S. 321 — 327); Wissenschaften, Schulen (S. 327 — 341); Künste, Gewerbe, Kleidung, Nahrung, Luxus, Spiele (S. 341 — 346).

Uebrigens irrt sich der Vf., wenn er (S. 31.) Scharding noch zu den bairischen Städten zählt; es ist übertrieben, wenn dem Kloster Tegernsee (S. 31.) von der Invasion der Ungarn der Besitz von 11000 Hufen zugeschrieben wird, und in Bezug auf die Kenntniß des Geburtsorts von dem gelehrten Gerbert höchst unbestimmt, wenn es S. 324 heißt: er ist in den Abendländern geboren. Wie in dem ersten und zweyten, so fehlt es auch im dritten Bande nicht an Vorstößen gegen die Reinheit der

der deutschen Sprache; indem hier z. B. die Ausdrücke: *confirmiren, documentiren, dirigiren, incorporiren, insurgiren, Intercession, Imbecillität, Invasion* u. s. w. häufig vorkommen.

PARIS, b. d. Geb. Baudouin: *Marie-Antoinette à la Conciergerie*, Fragment historique publié par le Comte Fr. de Robiano. 1824. kl. 8. 89 Seiten. (Bey Zirges in Leipzig für 1 Thlr. 4 Gr.)

Die Vorrede erzählt, daß die kleine Schrift der Nachwelt die Kunde erhalten solle, was für die unglückliche Königin Marie-Antoinette von Frankreich der Abbe Magnin und die Demoiselle Fouché zur Erleichterung der Qualen ihrer Gefangenschaft thaten. — Die unglückliche Monarchin wurde am 2ten Aug. 1793 in die Conciergerie gebracht. Die Demoiselle Fouché (aus dem Bürgerstande) hatte früher weder mit der Königin noch mit ihrem Hofe in der geringsten Verbindung gestanden. Jene beiden Personen machten es sich damals zur Pflicht überall unter die unglücklichen Verhafteten nach ihren Kräften nicht ohne Geldopfer Trost und Erleichterung in ihren Leiden zu verbreiten. Unbefangen fragte einmal die Fouché, als sie vom Besuch andrer Gefangenen zurückkehrte, den Kerkermeister Richard in der Conciergerie, ob sie wohl zur Königin Zugang erhalten könne. Richard schlug dies erst gänzlich ab, aber mit einem Ton, der die Bittende künftige Erfüllung ihrer Bitte hoffentlich und einige Goldstücke machten den Wärter zahmer. Seine Antwort war: Vier Gensdarmes bewachen die Königin, 2 sind Teufel und 2 andre brave Menschen. Die Wechselstunde der Wache für die letzteren ist um eine halbe Stunde nach Mitternacht, dann mögen Sie bey der Gefangenen erscheinen. Hievon unterrichtete die Jungfrau den frommen Abbé Mangin. Beide verfügten sich zur gegebenen Stunde nach dem ihnen angezeigten Ort. Doch erlangte nur die Jungfrau die Audienz. Im Gefängnisse der Monarchin stand nur ein schlechtes Feldbette, ein Lehnstuhl von Stroh und ein kleiner Tisch. Sie selbst war alt geworden, hatte Runzeln und manches vom Bilde ihrer trefflichen Mutter im höchsten Alter. Das Gemach hatte zwey Abtheilungen, die ein Vorhang und ein Schirm von einandertrennten. Im Vorzimmer hielten sich die Gensdarmes auf. Die Königin schien beym ersten Besuche der zudringlichen Jungfrau nicht sehr zu trauen. Aber schon beym zweyten Besuch gelang der Jungfrau der Königin Ueberzeugung zu geben, daß es ihre redliche Absicht sey ihr einen unbeseidigten Geistlichen zuzuführen, der endlich auch, aber nur mit Mühe, durch den Gefangenwärter Zutritt erhielt, der Königin Trost ertheilte, nachdem sie ihm gebeichtet hatte, und 14 Tage nach seinem ersten Besuche ihr auch das Abendmahl reichete. Die Jungfrau theilte anderen vornehmeren Damen mit, daß sie zu dem Gefängniß Zugang gefunden habe, die Königin erhielt seine Wäsche, aber keine bessern Klei-

dungsstücke, da diess den Commissarien eine Spur der bestehenden Verhältnisse hätte entdecken können, und manche kleine Bequemlichkeiten, die man einmal daran gewöhnt, später ungerne entbehrt. Nur eine Tasse mit silbernem Rand besaß noch die Königin, welche sie ihrer Tochter, der jetzigen Herzogin von Angoulême, zu überliefern der Jungfrau auftrug und diese 1804 in Mietau durch die Prinzessin von Tarent empfing, als solche nach Rußland reiste. Aber ein Zufall brachte die Gefängnißcommissarien zur Kunde, daß die Königin auswärtige Verständnisse habe, und Richard erhielt den Abschied. Der Zugang der Jungfrau hatte ein Ende, doch verschaffte eine Schwester des St. Ludwigs Hospitals der Jungfrau die Bekanntschaft mit der Gattin des Kerkermeisters Bault zu la Force, der Richards Stelle wieder erhalten hatte, und Bault war gegen die Jungfrau eben so gefällig als Richard gewesen war. Da das Gefängniß ungemein feucht war: so erlangte die Jungfrau die Tapezierung des Gemachs mit einer alten Decke. Schon diess fiel der Gefängnißcommission auf, aber Bault erklärte die Bekleidung als eine Vorsicht, damit nicht etwa eine Stimme jenseitiger Seite der Wand von der Königin vernommen werden könne, worauf die neue Einrichtung bey den Gefängnißcommissarien Beyfall fand. Sogar schafften die Freunde der Königin und Bault alles herbey was nöthig war, um ein Melsamt im Gefängniß zu halten. An der in einem groben Kupferstiche dargestellten Communion nahmen die beiden Gensdarmes Theil. Bald hernach wurde der Abt, jetzt Pfarrer zu Saint Germain l'Auxerrois krank, aber die Jungfrau führte statt seiner der Monarchin den Priester Cholet aus der Vendee zu, bey dem sie noch am Abend vor ihrer Hinrichtung beichtete. Im langen Verhör von 9 Uhr Morgens bis 4½ Uhr folgenden Morgens verlagte man der Monarchin sogar die Erquickung eines Glases mit Wasser, warum sie mehrmals vergebens bat. Doch sagt man, daß sich der Leidenden zuletzt ein Gensdarme erbarmte, aber dafür von der Behörde einen Verweis empfing. Während einer unvermeidlichen Reise der Jungfrau nach Orleans fanden Verhör und Hinrichtung der Königin statt. — Die Jungfrau die sich keiner Schönheit erfreute, war Robespierre bekannt und sah ihn in der Ferne auf der Gasse als sie der Abbé einst begleitete. Dieser schickte sie fort und ging nun gerade auf Robespierre zu. Die Jungfrau blätterte unter den unter freyem Himmel zum Verkauf liegenden Büchern und Robespierre fragte sie was sie suche? die Antwort war „ich blättere um zu sehen, ob mich etwas zum Kaufe reizen kann.“ Robespierre der bisweilen witzig seyn wollte, kaufte 3 dicke Bände betitelt *le printemps d'une jolie femme* und schenkte sie ihr. — Einst gelang es dem Abbé und der Jungfrau einen Priester aus dem Gefängnisse La Forez zu retten. Es war nämlich ein andrer an böartigen Blattern gestorben und die Leiche wurde für den entwichenen Priester ausgegeben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, auf Kön. Kosten: *Regesta five Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC. e Regni Scriptoris fideliter in Summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistica disposita cura C. H. de Lang f. Coronae Bavaricae Equitis aurati. Vol. II. 1823. VIII u. 440 S. 4.*

In der Vorrede dieses von den Geschichtsforschern sehnlichst erwarteten zweyten Theils dieses Werks (dessen erster im v. J. Nr. 77. angezeigt wurde), erwiedert der Vf. auf mehrere öffentliche Bemerkungen, welche zum Theil auf ein gänzlich Missverstehen seines Unternehmens schliessen lassen, daß er dasselbe nicht fern vom Reichsarchive, sondern an diesem selbst begonnen und vollendet, nicht oberflächlich die Repertorien oder Erläuterungen desselben beschaut, sondern jede einzelne Urkunde genau und mit eigenen Augen durchforscht, und auch die Beyhülfe seiner Mitarbeiter auf dem Hauptarchive sowohl, als auf den Provinzial-Archiven in Anspruch genommen habe. Für seine Zurückgezogenheit nach Ansbach sey ihm daher nichts übrig geblieben, als die überall gesammelten Auszüge mit einander zu vergleichen, zusammen zu stellen, überflüssige Worte abzuschneiden, und für genauen Abdruck zu sorgen. Nach dieser Versicherung giebt es also kaum eine Urkunde mehr zu München oder in einer Provinz, welche in diese Regesta nicht aufgenommen wäre; und sollte eine seit seinem freywilligen Abgange vom Reichsarchive ausfindig gemacht worden seyn, so würde sie am Schlusse des ganzen Werkes noch erwähnt, und in das Inhalts-Verzeichniß aufgenommen werden. Der Vorwurf, daß er die Rheinbaierischen Urkunden nicht aufnahm, scheint ihm sehr ungeeignet, indem ihm bisher noch gar keine vor dem Jahre 1300 bekannt wurde, welche der Verheerung der Kriege entgangen wäre; und würde noch eine oder die andere später entdeckt, so möchte sie kaum für die alte innere Geschichte Frankens und Baierns, wozu die Regesta erscheinen, von besonderem Werthe seyn. Auch fügt Rec. noch zur Erwägung bey, daß die rheinpfälzische Linie erst 1777 zum Besitze des Baierischen Landes kam, daher dessen alte Geschichte mit jener in gar keiner Berührung steht, folglich kann hier

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

das Staatsarchiv nicht zugleich das Hausarchiv seyn, weit eher könnte das Staats- und Hausarchiv Oesterreichs die Urkunden der Schweitzer und Elsfasser Länder mit deren Geschichte liefern, weil an eine Wiedereroberung derselben nicht mehr zu denken ist, oder jene von Mondsee und Füssen, welche Ahteyen vorher nie baierisch waren. Zu jener Zeit, als die Regesta bearbeitet wurden, befanden sich noch viele Urkunden über Tyrol, und besonders über das Bisthum Brixen, im Reichsarchive, weswegen sie auch im Verzeichnisse um so lieber behalten wurden, je weniger daran zu denken ist, daß in Oesterreich bald ein ähnliches Unternehmen statt finden werde. Die Urkunden des Klosters Mondsee sind nie in das Reichsarchiv gekommen, weswegen auch keine Erwähnung davon gemacht werden konnte. — Dem von Uns in der Anzeige des ersten Bandes geäußerten Wunsche, der Herausgeber hätte alle auch nicht im Reichsarchive befindliche Urkunden, welche in andern Sammlungen oder Schriftstellern zu finden sind, und deren jemalige Existenz wenigstens dem wesentlichsten Inhalte nach außer Zweifel ist, kurz berühren sollen, begegnet er mit dem ausdrücklichen Befehle des Königs, daß nur die im Reichsarchive befindlichen Originalurkunden in die Regesta aufgenommen werden dürften. Er hofft jedoch, daß nach Vollendung seiner Arbeit ein anderer Archivar noch die Mühe sich gebe, diese zerstreuten Urkunden besonders zu verzeichnen, und dem Publikum vorzulegen. Daß er die meisten Druckschriften, worin die von ihm angezeigten Urkunden schon ausführlich — echt oder unecht — abgedruckt sind, mit Stillschweigen überging, entschuldigt er zwar mit dem Mangel an Zeit und an einer so großen Sammlung seiner Bücher sowohl, als an Registern dieser selbst, allein nicht zu unserer Befriedigung; denn ein so wichtiges Nationalwerk, als die Regesta sind, möchte wohl den Kosten Aufwand gestattet haben, daß einige Diurnisten oder Quiescenten alle nur von ferne historischen Bücher der K. Bibliotheken zu München, Wien und Göttingen durchgesehen, und die darin befindlichen Urkunden verzeichnet hätten. Ob das Format in Folio dem in Quarto vorzuziehen sey, wie er einigen Kritikern zuzugestehen scheint, möchten wir sehr bezweifeln, wenn wir den allgemeineren Gebrauch der Regesta berücksichtigen wollen. Lieber stimmen wir ihm bey, daß er die Urkunden weder mit sogenannter diplomatischer Genauigkeit graphisch

Q (5)

ver.

verzeichnete, noch mit Schriftproben ausstattete; eine nicht geringe Mühe für diesen Zweck würde mit undankbaren Befehlen belohnt worden seyn. Wer in Erwägung zieht, daß viele Schriftsteller sogar jene Mängel und Fehler ihrer Arbeiten, wovon sie theils durch fremde Belehrung, theils durch eigenes Nachdenken überzeugt wurden, hartnäckig noch vertheidigen, der wird sich über das specifische Bekenntniß aller im *ersten* Bande der *Regesta* befindlichen Irrthümer des Vfs. mit uns herzlich freuen.

Der vorliegende Band beginnt mit dem J. 1201, und endigt 1250. Die größte Zahl der Urkunden ist aus und über Baiern, obgleich jene von Franken mit derselben ziemlich gleich steht, nur wenige stammen aus Schwaben. Der Grund jener fast überwiegenden Zahl liegt bloß darin, daß sehr viele Klöster Frankens schon vor beynahe 300 Jahren bald nach der statt gefundenen Reformation aufgehoben, und an Edelleute oder kleinere Regenten verlehnt wurden, welche die bis dorthin aufbewahrten Urkunden nicht sorgfältig sammelten, und an die Nachwelt überlieferten, während die im Mittelalter schon bestandenen Klöster Baierns sich bis auf die allgemeine Säkularisation im Anfange dieses Jahrhunderts erhielten, und sogar jene durch die Reformation der obern Pfalz anfangs zerstörten Klöster im 17ten Jahrh. wieder hergestellt wurden. Merkwürdig ist der Reichthum an Würzburger Urkunden, welche an Wichtigkeit jenen von ganz Baiern fast gleich kommen. — Zum Beweise, wie aufmerksam wir den ganzen Band durchsahen, wollen wir nun auch verschiedene Details anführen.

Sehr angenehm wird der Leser von vielen Friedrichianischen Urkunden aus den J. 1216 — 18. überrascht, welche — zum Theile durch *Hund* bekannt gemacht — höchst selten sind, und unter welchen eine noch ungedruckte, vom 24ten Jan. 1217. S. 80. sich befindet. Vom K. Konrad IV. war bisher noch keine aus dem J. 1244 bekannt, wie hier S. 345. eine mitgetheilt wird. Die allererste deutsche Urkunde v. 1240 ist S. 302. angezeigt. Sollte der in der schwäbischen Urkunde von 1236 S. 252. angeführte *Ulrich von Turheim* wirklich der berühmte Minnesänger seyn, wie v. L. in einer Parenthese vermuthen läßt, so würde dessen Zeitalter und Aufenthalt hieraus mit viel größerer Bestimmtheit sich ergeben, als aus allen bisherigen Quellen. Schon S. 85. macht der Vf. in einer Bambergischen Urkunde v. 1217 bey dem Namen *Wirt* auf den berühmten *Wirt von Grävenberg*, welcher — nach *Benecke's* Vorrede zum *Wiguliois* — der Verfasser dieses Gedichtes gewesen ist, aufmerksam. Diese Urkunden sind dann um so merkwürdiger, als die gebildete, zum Theile ganz treffliche Dichtersprache dem Gebrauche der deutschen Sprache in den Kanzleyen sehr früh und weit vorausgegangen ist, während der Titel der S. 302. angeführten ersten deutschen Urkunde v. 1240 eine noch ganz rohe Kanzley-Sprache zu erkennen giebt. — Mancher wird über die

S. 66. befindliche zweyte schwäbische Urkunde des K. Friedrich II. v. 1215 den Stab brechen wollen, weil das *hospitale St. Antonii in dioecesi Viennensi* das Spital vom heil. Geist und St. Anton zu Wien zu seyn scheint, dieses aber erst 1469 ein Bisthum geworden ist, wenn man auch den Ausdruck *dioecesis* nicht so streng nehmen wollte; allein hier ist offenbar die Abtey St. Antoine, das Haupt des Antonii-Ordens bis Vienne in Frankreich zu verstehen. Mit Wahrheit ist zu rügen, daß die auf der letzten Seite (440) angezeigte Urkunde nicht ungefähr v. J. 1250 sey, indem Stams nach 1268 gestiftet wurde, und diese Urkunde erst in die J. 1272 — 79 fällt. — Eben so wahr ist zu tadeln, daß nur eine einzige Bamberger Urkunde von Kärnthen vorkommt, obgleich Rec. im Besitze mehrerer Copien solcher Originalurkunden vor 13 Jahren noch war, welche er an das Johanneum zu Grätz geschenkt hat. Dabey ist zu bemerken, daß die Bamberger Bischöfe in den meisten Kriegen der Mitte Deutschlands mit ihren Schätzen und Urkunden nach Kärnthen sich flüchteten, und letztere öfters dort liegen ließen, als sie zurück kehrten. Zieht man noch in Erwägung, daß die Herzoge von Oesterreich fast bey jedem feindlichen Ueberfalle die Bambergischen Archive in Kärnthen bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts plündern ließen, so ist einleuchtend, daß nur aus dem Haus- und Staats-Archiv Oesterreichs dieser Mangel ergänzt werden kann, wobey dessen Archivare sich große Lorbeeren erringen möchten. Uebrigens war bekanntlich das vom bischöflichen geforderte domkapitalische Archiv zu Bamberg viel reicher, wie schon die von *Lorber* und *Heyberger* verfaßte berühmte *Fürther Deduction* bewiesen hat; vielleicht ist manche Urkunde dadurch verloren gegangen, oder bis jetzt noch unbenutzt geblieben. — Auch ist das Gebiet von Kärnthen in die alt Baiersche Geschichte bey weitem nicht so eingreifend gewesen, als Brixen und Trident.

So rein der Druck des Werkes im Ganzen ist, so sind doch noch einige störende Druckfehler der Aufmerksamkeit des Herausgebers entgangen. So z. B. steht S. 228 in der schwäbischen Urkunde von 1234 *legagium* statt *legalium* — S. 231 in der letzten fränkischen — d. J. fehlt, *filia* zwischen *Hilteneburch* und *nobilis*. Wir bemerken jedoch diese Kleinigkeiten nur, um unsere Achtung durch diese Aufmerksamkeit auszudrücken, indem die *Regesta* nicht allein allen künftigen Forschern der altbairischen, fränkischen und schwäbischen Geschichte ganz unentbehrlich sind, sondern auch für die Geschichte Oesterreichs die wichtigste Ausbeute liefern, woselbst kaum je ein ähnliches Unternehmen erscheinen wird, so hart auch dieser *zweyte* Band, wie der *erste*, im letzten Hefte der Wiener Jahrbücher, mit nicht sparsam eingestreutem Lobe, getadelt wurde. Der K. Baierschen Regierung gebührt Dank sowohl für die Erlaubniß des Abdrucks dieser sonstigen Staats-Geheimnisse und für

für den dazu gehörigen großen Kosten-Aufwand, als auch für die Freygebung dieses Werkes in den allgemeinen Buchhandel; noch mehr Dank verdient der Ritter v. Lang, daß er die Idee dazu mit Muth und Geduld ausführte.

FLUELEN, Kanton Ury: *Vertheidigung des Wilhelm Tell*. Neue unveränderte Auflage. 1824. 68 S. 8.

Für die Leser, welche die frühere Auflage dieser allerdings interessanten Schrift nicht kennen, diene folgendes zur Nachricht. Sie enthält nicht sowohl eine befondre Abhandlung eines einzelnen Schriftstellers, der sich über die, wie man weiß, mehrmals schon angefochtene historische Wahrheit der Sage von Tell aufs neue hier vernehmen ließe, als die Zusammenstellung zweyer einzelner Ehrenrettungen die schon im vorigen Jahrhunderte gegen eine anonyme Druckschrift: *Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen*, (1760) von der in dem Vorworte dieses Werkchens, auch in der Hallerischen Vorlesung, der Pfarrer *Uriel Freudenberger von Ligerz* als Verfasser angegeben ist, öffentlich erschienen sind. Die eine ist verfaßt von dem damals noch jungen Geschichtsforscher, *Joseph Anton Felix von Balchazar*, nachmaligem Staatsseckelmeister der Stadt und Republik Luzern; bekannt und auch von Johannes v. Müller gepriesen, als ein der vorzüglichsten vaterländischen Historiker; die andre in Form einer Rede oder Vorlesung, gehalten vor dem Hochlöblichen äußern Stande zu Bern 1772 von Herrn *Gottlieb Emanuel von Haller*. Da diese beiden patriotischen Denkmäler im Verlaufe von mehr als einem halben Jahrhunderte so stark aufgekauft worden, daß sie in keinen Buchladen, nur in öffentlichen oder Privatbibliotheken und auch hier als Seltenheit sich finden, so hielt es der Verleger Fr. Xaver Zugmayer in Fluelen, (Kanton Ury) gerathen, dieselbe der Vergessenheit zu entreißen, und seinem vaterländischen, so wie dem übrigen Geschichte und Wahrheitsliebenden Publikum aufs neue zugänglich zu machen. Auch zweifeln wir keineswegs, man werde es ihm Dank wissen. In der ersten Schrift werden in einem größtentheils ruhigen, vom Controverse der damaligen Zeit nur wenig leidenden Vortrage die Scheingründe und Zweifel des Anonymus (voller nimmt der Verleger in dem Vorworte den Mund, der von ihm als einen Frevler, ja beynahe als Vaterlandsverräther und Schänder spricht) bündig widerlegt und die Echtheit der Erzählung von Tell wird befriedigend mit historisch kritischer Gründlichkeit ihren Hauptmomenten nach dargethan. Der Stil ist zwar nicht rein zu nennen, wie es sich von der Zeit des Vfs. und wohl auch seiner Oertlichkeit erwarten läßt, aber im Ganzen männlich und würdig. Die Vorlesung des Herrn von Haller erzählt in einem ungehinkten, aber einfach kräftigen Tone in bündiger Kürze die Geschichte der Verschwörung der drey Gründer der Freyheit Helvetiens gegen die

Unterdrücker derselben, nämlich den tyrannischen Landvogt Gessler, reihet dem an, was sich mit Tell, Walther Fürsts Töchtermann begeben, von der Veranlassung aus des aufgesteckten Hutes in Altdorf bis zu Tells Abführung nach Kulsnacht, und seiner Ermordung des Landvogtes während dieser Fahrt, alles nach den bekannten Erzählungen Schobalers, Rufs, (von den er nur in Nebenumständen abweicht,) Etterlin, Tschudi, des Ritters von Klingenberg u. a. Die gedrängte historische Darstellung ist von keiner Polemik unterbrochen. Diese wendet er erst am Schlusse in einer schönen rednerischen Apostrophe mit den Uebergänge an: (S. 53.) „Dies ist die *Hergegangene* der Sache (fast der einzige schweizerische Idiotismus dem wir außer etwa *Sterberödel* (S. 64.) d. i. *Todtenregister* in dem gut geschriebenen Aufsatze begegnet sind), und nun ihr Zweifler! die ihr euren Ruhm darin suchet, nichts zu glauben, ihr erwartet noch die Beweisthümer der Wahrheit meiner Erzählung. Gehet in die Länder, wo Tell seinen Muth pries; ihr werdet eine Capelle an der Stelle sehen wo Tell den Gessler erlegte. Eine andere werdet ihr bey dem Felsen antreffen, bey welchem Tell sich rettete, und der noch jetzt *Tellenplatten* genannt wird. Diese zweyte Capelle ward vom löblichen Stand Ury im Jahr 1388 errichtet; 114 Personen, welche den Tell persönlich gekannt hatten, waren bey der Einweihung gegenwärtig. Eine dritte Capelle werdet ihr zu *Burgeln* auf dem gleichen Platze finden, wo *Tells* Haus gestanden ist; in derselben wird seit 1387 auf Befehl des löblichen Standes Ury jährlich eine Predigt und Lobrede auf den Tell gehalten.“ — Auf solche öffentliche Denkmäler, so wie auch auf die Wallfahrten und Processionen die zum Andenken am Tell und die Befreyung der Schweiz noch jetzt gefeyert werden, deren eine Tell selbst mit Beyhülfe Fürsts und Stauffachers gestiftet habe, auch die *Urrerschen Jahrbücher*, wo der Name Tells (denn auch dieser sogar wurde von einigen bezweifelt) vielfach unter den Rathsgliedern zu finden ist, auf die *Sterberödel*, welche beweisen, daß W. Tell in einer Waffersnoth zu Burgeln ertrunken ist, so wie auf alte Münzen, Gemälde, Lieder stützt sich neben den historischen Zeugnissen in seinem gedrängten Epilogus der Redner. — Umständlicher sind ähnliche Beweise in der vorangehenden Schrift geführt worden. Des schweizerischen Hauptgegners (der Verf. der größern Schrift hatte es noch mit mehrern, auch mit Voltaire zu thun) wird nur kurz mit folgenden Worten Erwähnung gethan: (S. 56.) „Der Verf. selbst der so berücksichtigten Schrift, der sel. Pfarrer *Freudenberger von Ligerz* würde diesen Gründen Gehör geben und bekennen, überwiesen zu seyn.“ — Angehängt ist das alte *Tollentied*. „*Wilhelm blin ich der Telle*“ ein in ruhiger epischer Klarheit sich fortbewegendes Lied voll lebendiger wahrer Züge dessen Alter aber, der Sprache nach, nicht sehr hoch hinauf steigen kann, höchstens in die zweyte Hälfte des 16ten oder wohl eher noch in die erste des

des 17ten Jahrhunderts, das indeß auch mehrmalen, worauf schon der Schluß deutet, überarbeitet worden zu seyn scheint. Wir können es uns nicht verfallen, mit einigen Strofen desselben diese Anzeige zu schließen. Wir wählen dafür die Schlüsselferthe der Erzählung als Lehr- und Nutzenanwendung. S. 66 — 68.

Das merket, fromme Eidgenossen
Gedenket oft daran,
Was Blut für euch vergossen,
Laßt's euch zu Herzen gehn
Die Freyheit thut euch sieren,
Darum gebt Gott die Ehr',
Solltet ihr sie einst verlieren,
Sie ward' euch nimmermehr.

Denn sie ist wohl gepflanzt,
Mit eurer Väter Blut;
D' Freyheit den edlen Kranz
Den haltet wohl in Hut.
Die wird man auch abstoßen,
Fürcht' ich zur selben Zeit,
Wenn Treu und Glaub wird brechen
Der Eigennutz und Geitz.

Mir ist, ich sehe kommen
So manchen Herren Rols,
Und bringen große Summen
Des Gelds und rothen Golds;
Damit euch abzumänschten,
Zu kaufen eure Kind,
Die noch nicht können reden
Noch in der Wiegen find.

Ich thu' euch dessen warnen,
Weil Warnung noch hat Platz;
Gefasnet sind auch die Garen, (Garne)
Die Hund sind auf der Hats,
Gedenket an meine Treue,
Kein Töhl kommt nimmermehr;
Kein Freund, alt oder neue,
Giebt euch eine bessere Lehr.

Thut euch zusammenhalten,
In Fried und Einigkeit,
Als eure frommen Alten,
Betrachtet Bund und Eid,
Laßt euch das Geld nicht müssen (nöthigen)
Die Gaben machen blind,
Damit ihr nicht müßt büßen
Und dienen s'letzt dem Find.

Nehmt hin ihr frommen Eidgenossen
Die noch aufrichtig sind;
Dieses Lied hiemit beschlossen,
Thut's schlagen nicht in Wind,
Ein Urner hat's gelungen,
Gedichtet und vermehrt,
Zur Warnung Alt und Jungen
Dem Vaterland verehrt.

LEIPZIG, b. Barth in Com.: *Anhang zu G. A. H. Stenzels Handbuche der Anhaltischen Geschichte* von Dr. G. A. H. Stenzel, Prof. d. Gesch. an d. Univ. zu Breslau. 1824. 120 S. 8.

Rec. der in dieser Lit. Z. (1821. Nr. 209, 210.) das Handbuch des Vfs. beurtheilte und die drin-

gende Bitte an ihn that, sich gegen die mehr als hundertfachen Anschuldigungen des Hrn. OAPräf. Mann zu rechtfertigen, freut sich herzlich, daß diesem Wunsche in gegenwärtiger Schrift, wie ihm bedünkt, meist genügend und ernst entsprochen worden ist. Zwar bekommt auch Rec. selbst S. 118. seine Abfertigung; da er sich aber bewußt ist, daß er selbst den wenigen Tadel, nicht um zu tadeln, sondern um seine, dem Buche gewidmete Aufmerksamkeit zu beweisen, hingeschrieben habe, in seinen Anforderungen an eine Landesgeschichte aber zur Zeit noch keinesweges nachgeben kann, wenn er auch selbst vielleicht nicht im Stande ist, sie zu erfüllen, so übergeht er diesen (ohnehin nur Neben-) Theil der Schrift.

Der Vf. giebt über die Entstehung des Buches die dabey benutzten Handschriftlichen Quellen und einzelne angefochtene Punkte hinlängliche Rechenschaft, gesteht unumwunden zu, wo er geirrt habe (z. B. S. 47, wo aber das Selbst-Citat 374 nicht zutreffen will und S. 34) und geht die sieben gegen ihn erschienenen Aufsätze und Schriften durch. Herausgefordert, wie Hr. St. war, darf es nicht wundern, wenn er nun auch seiner Seits manchen seiner Gegner ziemlich heftig anläßt und Sachen berührt, die jene wohl an das *ut tacuisse* erinnern möchten. So wird S. 25. Hr. Reg. R. Bantisch (S. 25.) eines gewissen Falschs überwiesen, und manche Thatsache angefügt die zur *Chronik scandaleuse* gehört, und billig im Handbuche selbst übergangen war. Da mit gleichen Waffen gefochten werden darf, so ist nun unter allen Gegnern der gewichtigste, aber auch leidenschaftlichste am gewichtigsten aber auch am leidenschaftlichsten behandelt worden, und dies ist Hr. OAPräf. Mann. Manche Vorwürfe werden, wie die ehemaligen Homerischen Speere, auf den Feind zurückgeschleudert; manche Anklagen mit Ironie, andre mit ziemlicher Derbheit (z. B. S. 56.) beantwortet. Rec. will hier nicht gerade in alle Einzelne eingehen, auch nicht gerade jede Kraftaufsehung des Vfs. vertheidigen, sondern nur im allgemeinen bemerken, daß die Schrift wegen mehrerer geschichtlichen Aufklärungen von dem Freunde der deutschen Geschichte, besonders aber der Anhaltischen durchaus nicht übersehen werden darf. Der Vf. wird sich über diese Ansechtungen, die auch einem Spittler, Zschokke, Schlözer und andern zu Theil wurden, und fast Jedem werden müssen, je tiefer er besonders in die neuere und neueste Geschichte eines Staates sich hineinwagt, leicht trösten können. Die Art wie solche Schriften aufgenommen werden, ist oft ein ziemlich sicherer Barometer für das Gewissen der darin eine Rolle Spielenden, die sich, was hier nur im Ganzzugemeinen gesagt sey, natürlich verletzt finden, wenn nach Jahren ein entfernter Historiker Dinge erzählt und rügt, die zu ihrer Zeit bey dem Glanze des Hofes keinen Richter finden konnten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts*, herausgegeben von *Wilhelm Müller*. III. Band, *Paul Flemming*, 1822. XXVII u. 282 S. IV. Band, *Rudolph Weckherlin*, 1823. XXVI u. 214 S. V. Bd, *Simon Dach*, *Robert Rotherhin* und *Heinrich Albert*. 1823. XXXVI und 236 S. VI. Band, *Friedrich von Logau* und *Hans Asmann von Abschatz*. 1823. XXXII u. 206 S. 8.

Im Allgemeinen hat sich Rec. über das verdienstliche Unternehmen *Hrn. Müller's*, eine neue Ausgabe der besten dichterischen Erzeugnisse des 17ten Jahrhunderts zu veranstalten, so wie über die Einrichtung dieser Ausgabe, schon bey der Anzeige der beiden ersten Bände derselben, (A. L. Z. 1823 Nr. 78.) welche *Opitz* und *Andreas Gryphius* enthielten, ausgesprochen. Er verweist deshalb auf das dort Gesagte, welches auch hier seine volle Anwendung findet. Auch die vorliegenden 4 Lieferungen enthalten viele herrliche Denkmäler jener Dichterperiode, und werden hoffentlich dazu beitragen, den Sängern aus der *Opitz'schen* Schule die ihnen von falschen Geschmacksrichtern oft zu unbillig verlagte Achtung bleibender zu gewinnen.

Der dritte Band führt uns den unvergleichlichen *Paul Flemming* vor, der *Opitz*, wenn nicht an Ausbildung der dichterischen Form, doch gewiss an Wärme und Innigkeit des Gefühls, oder überhaupt an dichterischem Genius übertraf; wie er dies denn freymüthig von sich selbst in der 3 Tagen vor seinem Tode verfaßten Grabchrift bekannte, obwohl er früherhin stets mit liebenswürdiger Bescheidenheit sich dem von ihm hochverehrten Vater der Deutschen Poeterey unterordnete. *Morhof* nennt *Flemming* mit Bestimmtheit den größten Dichter des 17ten Jahrhunderts. Die hier gegebene Auswahl aus *P. Fl.* Gedichten soll die von *Gustav Schwab* besorgte nicht verdrängen, indem diese umfassender und mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters ausgestattet ist; welche letztere der Herausgeber bey seiner gedrängten Darstellung benutzte. Die alten Ausgaben, deren er sich bediente, sind die von 1652 und 1685, beide zu Naumburg erschienen, von welchen die letztere in 5 Bücher *poetischer Wälder*, theils geistliche, theils weltliche Gelegenheits-, Liebes- und Scherzgedichte enthaltend, 5 Bücher

Oden und 4 Bücher *Sonette* eingetheilt ist, wozu noch ein neues Buch *poetischer Wälder*, desselben Inhalts wie die obigen, und ein *absonderliches Buch p. W.* kommt, in dem freundschaftliche Gedichte an *Fl.* stehen. — *Paul Flemming* wurde den 17. October 1606 zu *Hartenstein* im Voigtlande geboren, in der Fürstenschule zu Meissen erzogen und studierte aus Neigung zu Leipzig die Arzneykunde. Die Stürme des 30jährigen Krieges, dessen Helden, *Gustav Adolf*, er in seinem „Dankliede nach der Schlacht von Lützen“ (S. 13 dieser Ausgabe) ein schönes Denkmal gesetzt hat, trieben ihn aus seinem Vaterlande und vermochten ihn zu dem Entschlusse, der Holsteinischen Gesandtschaft nach Moskau, und bald darauf nach Persien sich anzuschließen. Zu der ersten Reise bereitete er sich vor durch das herrliche Lied: „In allen meinen Thaten“, welches sich auch in unsern Gesangbüchern findet, obwohl mit Weglassung der auf den besondern Zweck der Reise sich beziehenden Strophen und mit der schleppenden Einschlebung einer Sylbe in die letzte Zeile einer jeden um es der Melodie: „nun ruhen alle Wälder“ anzupassen. Mancherley Beschwerden und Unglücksfälle ereigneten sich auf der zweyten Reise, die noch vermehrt wurden durch die Ränke und Gewaltthätigkeiten des eisenen Gefandten, *Bruggemann*. Dennoch erheiterte den Dichter stets die freundliche Muse wieder, und der Umgang mit gleichgestimmten Freunden, *Adam Olearius*, *Grahmann*, *Arpenbeck* u. A. Bey der Rückreise verlobte er sich in *Reval* mit Jungfrau *Anna Niehusen*, der Tochter eines angesehenen Kaufherrn daselbst, die er schon bey seinem ersten Aufenthalt in dieser Stadt liebgewonnen hatte (f. S. 636 der Ausgabe von 1685). Nach seiner Zurückkunft faßte er den Entschluß, sich in Hamburg als praktischer Arzt niederzulassen und promovirte zu dem Ende in Leiden, aber kaum in Haumburg angelangt, fand er den 24ten April 1640 daselbst den Tod, erst im 37ten Lebensjahre.

Die hier von ihm gegebenen Gedichte (auch lateinische sind von ihm theils gedruckt, theils handschriftlich übrig) werden eingetheilt in: 1) *freye Lieder*, theils weltliche, theils geistliche, unter welchen das genannte „Reiselied“, „Pilgerspruch“, „Danklied“ und „Lied der Treue“ die vorzüglichsten sind; 2) in *Gelegenheitsgedichte*, 3) *geistliche Sonette*, 4) *vermischte Sonette* und 5) *Alexandriener*, aus den poetischen Wäldern, über welche etwas unbestimmte Eintheilung Rec. mit dem Herausg.

R (5)

nicht

nicht rechten will, da die Auswahl selbst ihm sehr zweckmässig erscheint. Statt dessen stehe zur Gewinnung der Herzen für den Dichter, eines der am Schlusse mitgetheilten herrlichen Sonette von *A. W. Schlegel* auf ihn hier:

Dem frühen Schicksal ist sein Raub entronnen
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn sie auch der Kunst Geleis' entzweyten,
Wie leicht ihr goldner Faden hingespunnen,
Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen,
Das herrliche Gemüth, das innre Streben,
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Brunnenn.
Das Vaterland, die Drangsal wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten
Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe.
Ob seine Worte Orients Glanz verbreiten,
Ihr Sinn nach deutscher Art gediegen bliebe.

Der vierte Band enthält die auserlesenen Gedichte von *Rodolf Weckherlin* (nicht *Rudolf*), der schon 1584, also 13 Jahre vor *Opitz* zu Stuttgart geboren wurde, und von seinem Vater, welcher in Württembergischen Staatsdiensten stand, eine sehr sorgfältige Erziehung genoss. Nach vollendetem Studium der Rechte zu Tübingen machte er verschiedene Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, und wurde schon im 25ten Jahre als herzogl. Secretär, vielleicht auch zugleich als Hofpoet in Stuttgart angestellt; denn es verging kein Hoffest, welches nicht durch seine Muse wäre verherrlicht worden. Im J. 1616 verheirathete er sich. Im J. 1620 nicht wie hier durch einen Druckfehler steht 1660, finden wir ihn in London als Secretär bey der *deutschen Kanzley*, wo er bedeutende diplomatische Geschäfte gehabt zu haben scheint. Es ist zu vermuthen, daß er nach der Vertreibung des unglücklichen Kurfürsten *Friedrich* von der Pfalz durch dessen Verwundung zu dieser Anstellung in England gelangt ist. Er starb hier im J. 1650. Seine Gedichte erschienen am vollständigsten 1648, zu Amsterdarn — von ihm selbst herausgegeben, in sieben Büchern, unter den Titeln a) Oden und Gefänge; b) Traner- und Grabchriften; c) heroische Gedichte; d) Buhleren oder Lieb-Gedichte; (Sonetten) e) Eklogen oder Hirtengedichte, f) Epigrammen; g) Erfindungen für Aufzüge, Ballett, Masccaraden und etliche fürtreffliche Cartelen. — Der hohe Flug, welchen einige dieser Poesien nehmen, die südliche Wärme und Innigkeit, welche andere athmen, bezeugen einen hohen Genius. Nur muß Rec. bekennen, daß die Unvollkommenheit der Sprache, der Mangel der Sylbenmessung und die vielen undeutschen Ausdrücke, z. B. Dunder statt Donner, muttern (*to mutter*) statt brummen, ihm den Genuß verkümmern trotz der Apologie des Herausgebers und *Herders*. Die hier von ihm gegebenen Gedichte, bey welchen noch weniger geändert ist als bey den Dichtern der vorigen Bände, sind in 4 Bücher: Freye Lieder; Geschichtliche und Gelegenheitsgedichte; Sonette; Sprüche und Sinngedichte abgetheilt. Unter den erstern zeichnen sich besonders

aus: das Liebesgespräch; (S. 28); der betrogene Amor (S. 33); die Rose (S. 36); erste und letzte Liebe (S. 43). Die geschichtlichen Lieder verherrlichen die Helden des dreysigjährigen Krieges, Gustav Adolph, Mannsfeld, Bernhard von Weimar u. A. Die Sonette, welche Dichtart *Weckherlin* unter den Deutschen eingeführt hat, enthalten auch viele Gelegenheitsgedichte. Unter den Sprüchen und Epigrammen sind mehrere ganz unübertreffliche. Z. B.

Grabchrift eines Trompeters:

Georg schweiget unter diesem Wale,
Weil er sein Letztes ausgeblasen.

Grabchrift einer zänkischen Frau:

Hier schläft, Gott sey dafür gedacht!
Ein Weib, das Tag und Nacht gezankt;
Ach treiet nicht hart, liebe Leut',
Sonst weckt ihr einen neuen Streit.

Grabchrift eines Faulen:

Hier ruhet Martin Faulermann,
Wenn ruhn von dem man sagen kann,
Der seinen Lebtag nichts gethan.

Grabchrift eines unsaubern Buben:

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollt',
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollt'.

Auch der als Anhang mitgetheilte Psalm zeichnet sich durch Reichthum der Gedanken aus, obwohl er die Vergleichung mit den *Opitzschen*, zu welcher der Herausgeber einladet, nicht aushält.

In dem fünften Bande werden Lieder der drey Königsberger Dichter: *Robert Roberthin*, *Heinrich Albert* und *Simon Dach* gegeben; und hier hätte Rec. namentlich von dem dritten, sehr fruchtbaren Dichter noch einige Stücke mehr aufgenommen gewünscht; wenigstens ist das was sich von demselben hier findet, durchaus seines Platzes würdig.

Von *Robert Roberthin*, der sich auch *Berintho* unterzeichnet, wissen wir wenig mehr, was sein äusseres Leben anbetrifft, als daß er 1600 geboren wurde, sich 1630 verheirathete und 1648 den 7ten April, als kurfürstlicher Rath und Regierungsscretär zu Königsberg starb. Er war ein Freund *Opitzens* und der Retter der Muse Dachs aus dem Schulfstaube. Seine Gedichte zeugen von sanftem innigen Gefühle, von einem heitern Ernst des Lebens und von ungewöhnlicher Sprachfertigkeit. Als Probe stehen 3 Strophen aus seinem Gedichte: „früher Tod.“ hier.

Wie, wenn in unsern Sommertagen
Die Jungfrau eine Rose bricht,
Und achtet ander Blumen nicht,
Die Rose sich nicht kann beklagen,
Als sey ihr Leid daran geschahn,
Dals sie vor andern ward erlohn;

Sie hat mehr Urlach, hoch zu prangen,
Dals sie in ihrer schönsten Art
Von lieber Hand geraubet ward,
Da andre, die noch blieben hangen
Der Sonne und des Regens Neid
Verzehrt ohn' alls Nutzbarkeit:

So, wenn Gott Einen, den er liebet,
Aus seinem besten Stande nimmt,

Und seinen Tod ihm früh bekümmert,
Sind wir mit Unrecht drum betrübet,
Er weiß die rechte Zeit gar wohl
Wann unser Tod uns nützen soll.

Heinrich Albert war den 20sten Juny 1604 zu **Lobenstein** im Voigtlande geboren. Er sollte zu Leipzig die Rechte studiren, widmete sich aber ganz der Mußik, und ging 1620 nach Königsberg, wo er sich durch seine Compositionen so viele Freunde und Gönner erwarb, daß er im J. 1632 die sehr einträgliche Stelle eines Organisten dafelbst erhielt. Er war seit 1638 verheirathet und starb den 6ten October 1668, nachdem ihm Roberthin und Dach schon vorangegangen waren. Mit diesen und einigen andern geistreichen Freunden, verweilte er oft in einem ihm zugehörigen Garten, besonders in einer Hütte oder Laube von Kürbissen umwachsen, welche letztern mit Reimen beschriebenen waren, die **Albert** in Mußik gesetzt hatte. Nicht allein als Componist, sondern auch als Dichter hat er einen hohen Werth. Seine geistlichen Lieder, von welchen auch einige in unsern Gesangbüchern sich befinden, kommen den Flemmingen nahe an Innigkeit und Zartheit des Gefühls. Das Lied „Herbstgedanken“ z. B. fängt also an:

Der rauhe Herbst kömmt wieder,
Jetzt stimm' ich meine Lieder
In ihren Trauertönen,
Die Sommerluft vergehet,
Nichts auf der Welt bestehet,
Der Mensch muß selbst davon.

Du Gott und Herr der Zeiten,
Willst, daß wir uns bereiten
Zu unserer wahren Ruh';
Stets zeigst du dein Gemüthe,
Schickst uns aus milder Güte
Auch fromme Lehrer zu.

Ein Gräschen will uns sagen,
Ein Blatt uns vor will tragen,
Was unsre Pflicht soll seyn:
Wir sollen Gott, dem Herren,
Stets Thür und Thor aufperren,
Wenn er kehrt bey uns ein.

Der dritte in diesem Bunde, der jüngste, aber fruchtbarste und vielleicht grösste, ist **Simon Dach**, den 29sten July 1605 zu Memel geboren, und frühe ausgezeichnet, auch durch musikalische Fertigkeit, besonders auf der *Geige*, daher auch *geigen* bey ihm synonym mit singen und besingen ist. Er war nach einander zu Memel, Wittenberg und Magdeburg auf Schulen, und studirte zu Königsberg Theologie und Philologie. Als Kollaborator an der Domschule dafelbst, seit 1633, lebte er in einer sehr mühevollen und gedrückten Lage, was ein beständiges Kränkeln an Geist und Körper zur Folge hatte. Hier nahm sich **Roberthin** seiner liebevoll und kräftig an, und befreundete den dafür stets dankbaren Dichter wieder mit der Welt und den Menschen. In bessere Verhältnisse kam er 1636 als er Conrector der Schule wurde. 1639 aber trat er in einen noch höhern Wirkungskreis als Professor der Poesie an der Universität, zu welcher Stelle ihn der große Churfürst be-

rief, den er bey seiner Anwesenheit in Königsberg, auf eine sehr treuherzige Weise besungen hatte. Seine hohe, fruchtbare und reine Muse beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, Freundschaft und edlern Freude. Davon zeugen seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte, trotz ihrer häufigen Breite und Geschwätzigkeit. Sie erhielten ihm die Gunst des churfürstlichen Hauses, und erwarben ihm das Gutchen Kuxheim. Er starb den 18ten April 1659 nach einem langen Kränkenlager, sich sehnend nach seinem vorangegangenen Freunden. Von seinen Liedern giebt es eine Menge einzelner Sammlungen: auch lateinische Gedichte sind von ihm übrig. Am berühmtesten sind seine schönen geistlichen Lieder; aber auch die Tanzlieder stehen denselben am poetischen Werthe nicht nach: Als Beyspiel drey Strophen seines „Frühlingsliedes für fromme Kinder:“

Der Lillien farbenreiche Pracht,
Die Zier der Tulipan' und Nelken
Muß oft vor Abende noch verwelken
Wie schön sie uns auch angelacht:
Der ewig grüne Kranz der Frommen
Wird nie um seinen Zierrath kommen,

Es grünen Blumen ihm zu gut,
Dort, an den silberklaren Quellen;
Kein Nord ist, der sie weiß zu fällen;
Kein Brand, der ihnen Schaden thut;
Der Thau des Lebens muß sie netzen
Und höchste Klarheit auf sie setzen.

Wie selig werden die doch seyn,
Die dort in eitel Frühlingstagen
So schöne Kränze werden tragen!
Fragt ihr: ob dieser Blumenschein
Auch euer Haar einmal wird kleiden?
Ja, wenn ihr fromm könt seyn und leiden!

Im *sechsten Bunde* sind auserlesene Gedichte von **Friedrich von Logau** und **Hans Afsmann von Abschatz** zusammengestellt; nicht sowohl weil beide Schlesier und von Adel waren, sondern vielmehr ihrer Geistesverwandtschaft wegen, die sich besonders in den Sinngedichten findet. **Friedrich von Logau** ist ein sehr fruchtbarer, und von Neuern sehr benutzter Epigrammatist, denn die in der Mitte des 17ten Jahrh. erschienene Sammlung von Sinngedichten, vor welcher er **Salomon von Golau** genannt wird, enthält deren 3000, nebst einer Zugabe von 553. Er war im J. 1604, wo, ist uns nicht bekannt, geboren. Eben so wenig wissen wir von seinen frühern Lebensumständen. Späterhin stand er als Regierungsrath in Diensten des Herzogs von Liegnitz und Brieg, hielt sich nach einander an beiden Orten auf und starb am erstern Orte 1655. Er war mit vielen und schweren Geschäften überhäuft, und schrieb seine Gedichte daher meist des Nachts, oft unter heftigen körperlichen Schmerzen. Seit 1648 war er Mitglied der *fruchtbringenden Gesellschaft*, unter dem Namen „des *Verkleinernden*“ mit dem Symbol des *Milzkrautes*. Der Charakter seiner Gedichte ist sittlicher Ernst und echt deutscher Patriotismus voll Wahrheit und Wärme; und auch da wo er scharf und bitter tadelt, insonderheit bössche Schwäche und soldatische Rohheit, hört man ihm die redliche Mei-

Meinung an. Seine Sprache ist kurz, derb und schlicht, aber dennoch nicht ohne Reiz; und hat etwas durchaus Volksthümliches, Beyspiele sind:

Lebenssatzung.

Leb' ich, so leb' ich,
Dem Herren heralich,
Dem Fürsten treulich,
Dem Nächsten redlich,
Sterb' ich, so sterb' ich.

Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaste kommen,
Da ist Gewalt und Recht dem Wirthe bald benommen.
Der Wirth kann diesen swer zum Hauße treiben aus,
Jen' aber räumen weg den Wirth und auch sein Haus.

Willst du seyn bey Hofe da?

Ei so lerne sprechen: Ja!

Viel Sprachen reden können ziert einen Hofemann,
Wer, was der Eiel, redet, der ist am besten dran.

Der Fuchschwanz.

Bey Hof' ist meistens der ein tapftrer Edelmann,
Der Reink' des Hirtentheils im Wappen weisen kann.

Dafs Logau auch zart und lieblich fühlen und dichten konnte, zeigt das Sinngedicht:

Der May.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Dals sie jetzt keine Braut, künftig eine Mutter werde.

Von *Hans Asmān von Abschatz* erscheint hier zum erstenmale eine vollständige, nach den neuesten Quellen bearbeitete Lebensbeschreibung. Die bisherige Nichtachtung seines Namens in der Geschichte der Deutschen schönen Literatur rührt daher, dafs man ihn als einen Freund Lohensteins mit den geistlosen Nachahmern desselben und den gewöhnlichen Anhängern seiner Schule vermengte, und ihn beynahe blofs als den Uebersetzer des *Pastor Fido* kannte. Er war den 4ten Februar 1646 zu *Wurbitz* in Schlefien geboren, und bezog, nachdem er früher durch Privatlehrer unterrichtet worden, das Gymnasium zu Liegnitz, studirte zu Straßburg und Leiden die Rechte und Staatswissenschaften, ohne doch das Studium der alten Sprachen dabey zu vernachlässigen. 1669 verheirathete er sich, lebte als Landesbestallter, nach Einziehung der Fürstenthümer Brieg, Wohlau und Liegnitz an dem letztern Orte, und ging mehreremale als Gesandter der schlesischen Stände nach Wien. Er starb müde gearbeitet und verletzt von den Stürmen des Lebens, den 22ten April 1699; seine Lebensgefährtin folgte ihm 27 Stunden nachher. — Die Gedichte von *Abschatz* tragen Spuren der Schule Lohensteins, jedoch vermochte das schwülstige Bilderwesen derselben bey ihm nicht den reichen Geist und das tiefe Gefühl zu ersticken. Am wenigsten sind natürlich die Sinngedichte dieses Fehlers anzuklagen. Aber auch die geistlichen Lieder kränken nicht zu sehr an dieser Verkehrtheit des Geschmacks. Das bezeugen die folgenden herrlichen Strophen:

Der beglückte Mond erbleicht
Vor der nahen Sonne Pracht,
Aller Sternen Heer entweicht
Mit der hingelegten Nacht.
Auf, mein Herz, und laß der Sünden
Finsternis und Schlaf dahinten!

Den gewölbten Himmelsbogen,
Den leßnen Wunderbau
Hält die dunkle Nacht umsogen,
Die geraume Sternennau
Hegte zu des Höchsten Ruhme
Manche Licht und Feuerblume.

Ihre Zier muß nun erlassen
Ihr entlehnter Glanz stirbt hin:
So muß auch der Mensch verlassen
Ehre, Wollust und Gewinn,
Mühe dich, das Licht zu finden,
Das zu keiner Zeit kann schwinden.

Rec. schließt diese Anzeige mit dem Wunsche, recht bald die übrigen Dichter des 17ten Jahrhunderts in dieser Bearbeitung aus den Händen des fleißigen Herausgebers zu empfangen.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetichke: *Rechtschreibelehre* für Erwachsene und besonders für Lehrer. Von K. H. Krause. 1822. XVI und 307 S. 8.

Der Vf., ein Mann der feines Stoffes völlig Herr ist, hat mit gegenwärtigem Werke eine Lücke in unserer Literatur auszufüllen gestrebt, indem er zu finden glaubte, dafs die Rechtschreibelehre der deutschen Sprache noch nicht so dargelegt sey, als der gegenwärtige Stand der Sprachwissenschaft es erfordere. Er bestimmt seine Arbeit nicht für Schüler, sondern für den Lehrer, zunächst wahrscheinlich in Bürgereschulen. Dieser findet hier den Gegenstand mit Umsicht und verständlich dargestellt, und wird sich gewifs oft angeregt fühlen zu tieferem Eindringen in die Idee und den Bau der Sprache, ohne welche Kenntniß die Rechtschreibelehre nicht wohl begründet werden kann, und zu der er hier fruchtbare Winke findet. Einzelne Ausstellungen, die sich machen ließen: z. B. über den Gebrauch des *Doppel-punctes*; über die Bestimmung der *Vorder- und Nachsätze*, die wenigstens nicht logisch ist; über den Vorschlag *neuer Interpunctions Zeichen*; sind nur unbedeutend im Ganzen und können der vollen Anerkennung des Verdienstlichen dieser Arbeit keinen Eintrag thun. *Radlofs Schreibungslehre* (Frankf. a. M. b. Brönnner 1820) scheint dem Vf. bey Anfertigung seiner Rechtschreibelehre noch nicht bekannt gewesen zu seyn; sonst hätte ja wohl ihrer S. 50 bey Erwähnung der neuesten besondern und ausführlichen Schriften über die Rechtschreibung auch und vorzüglich erwähnt werden müssen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WEIMAR, im Land. Industrie. Compt.: *Die Krankheiten des Ohres und des Gehörs.* Von J. M. G. Itard, Doctor der Medicin und Arzt des königl. Taubstummeninstituts zu Paris, Mitglied der königl. Académie royale de médecine, (königliche Académie royale! sic! sic!) Ritter der Ehrenlegion. Aus dem Französischen. Mit 3 Tafeln Abbildungen. 1822. XIV und 556 S. 8.

Auch unter dem Titel:

(Chirurgische Hand-Bibliothek. Vierter Band.)

Der Vf. ist seit zwanzig Jahren Arzt an dem königl. Taubstummeninstitut zu Paris, und hat über diese Klasse von Unglücklichen, so wie über Gehörkrankheiten überhaupt, eine Menge Beobachtungen gesammelt, zahlreiche Untersuchungen angestellt und daraus neue Betrachtungen und neue Indicationen abgeleitet, die sich in dieser Schrift niedergelegt finden. Ist sie auch in dieser Hinsicht die vollkommenste, die wir bis jetzt über die Krankheiten des Ohres und des Gehörs besitzen, so läßt sich doch durchaus nicht leugnen, daß noch sehr viel daran fehlt, bevor dieser vernachlässigte Zweig der Heilkunde eine gleiche Höhe mit den andern Theilen der Medicin erreicht. Auch liegt dies in der Natur der Sache selbst, und Rec. möchte fast bezweifeln, daß wir es je so weit bringen werden, da das Organ zu sehr, seiner Lage und seiner Structur nach, sich unsern Blicken entzieht. Doch wollen wir die übernommene Mühe Itards mit Dank anerkennen, und eingestehen, daß er in manchen Stücken diese noch dunkle Lehre sehr aufgehellte habe. Der Verf. handelt in der ersten Abtheilung des ersten Theiles im Original von dem *Gehörorgan im gesunden Zustande*. Das erste Kapitel enthält historische Untersuchungen über die anatomischen Entdeckungen des Gehörorgans; das zweyte eine ziemlich ins Einzelne gehende Beschreibung des Gehörorgans bey dem Menschen; das dritte eine Beschreibung des Gehörapparats bey den Thieren. Diese drey Kapitel sind in der deutschen Bearbeitung weggelassen, da sie doch nichts anders enthielten, als was man in unsern besseren Schriften über menschliche und vergleichende Anatomie auch findet. Das vierte Kapitel schildert den Nutzen und die Bestimmung der Theile, welche das Gehörorgan bilden, und hierüber theilt der Ue-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

bersetzer in der Vorrede einen kurzen Auszug mit, den wir jedoch um so eher übergeben können, da er nichts Besonderes enthält. Wir wenden uns daher gleich zu dem Werke selbst.

Im ersten Buche handelt der Vf. von den *Krankheiten des Ohres*, und in der ersten Abtheilung derselben spricht er von den *Krankheiten, die dem innern und äußern Ohre gemeinschaftlich zukommen*. Dahin gehört die im ersten Kapitel abgehandelte *Ohrenentzündung*, (*Otitis*) welche er in die catarrhalische äußere, in die eiterhafte äußere, in die catarrhalische innere und in die eiterhafte innere eintheilt. Alle bisher gelieferte Beschreibungen dieser Krankheit taugen nichts, nur die, Rec. aber unbekante, von Allard ist zu gebrauchen. (P. Frank hat sie, wenn auch nur sehr kurz, doch gewiß sehr treffend geschildert.) Jener Eintheilung gemäß beschreibt der Vf. die *Otitis*; nach Rec. Ansicht jedoch lassen sich die Grenzen zwischen jenen nie ganz deutlich ziehen; die catarrhalische geht sehr häufig in die eiterhafte über, und wo bleibt am Ende die gar nicht selten, vielleicht am häufigsten vorkommende erysipelatöse? Wie der Vf. zu der Behauptung kommt, daß die mindeste Entzündung die natürliche Excretion (Secretion!) vermehre, sieht Rec. nicht wohl ein, da es sich gerade umgekehrt verhält und der Natur der Sache nach verhalten muß. Was die verschiedenen Ausgänge betrifft, so finden wir diese recht gut abgehandelt. Ausser dem antiphlogistischen Apparate empfiehlt der Vf., wenn die Otitis noch nicht fließend ist, Einspritzungen aus einem Decoct von Wegebreit, worin Opium aufgelöst ist; (wozu letzteres, da es doch nur reizt?) Baumwollenmeißel mit Kampfer (?) und Kataplasmen von Eisenkraut. Ist die Otitis innerlich, so muß man der Materie freyen Abfluß verschaffen und das Trommelfell durchbohren. (Man warte damit ja nicht zu lange, sonst entsteht sicher Caries und das Gehör ist unwiederbringlich verloren.) Häufige Purgiermittel aus Rhabarber und Aloe sind jetzt indicirt. Das künstliche Barréges Wasser soll als adstringirendes örtliches Mittel vor allen andern den Vorzug verdienen. Am Ende dieses Kapitels, so wie an dem jedes folgenden, finden wir immer einige, zum Theil sehr lesenswerthe Krankheitsgeschichten, entweder von dem Vf. selbst, oder von andern Schriftstellern.

Zweytes Kapitel, von dem Ohrenfluß, Otorrhöa.
1) Schlämige; 2) eiterhafte-idiopathische und 3) eiter-

terhafte symptomatische Otorrhöe. Fehlen die Zeichen einer eiterhaften Otorrhöe, so ist sie eine schleimige. (Ist das wohl ein diagnostisches Kennzeichen?) Während der Vf. letztere beschreibt, spricht er von eiterhaften Kruken und eiterhafter Materie! — daß mit der eiterhaften Otorrhöe immer Caries verbunden seyn soll, kann Rec. durchaus nicht glauben. Das, von dem Vf. für seine Meinung angeführte Zeichen, daß die silbernen Instrumente einen bronzefarbenen Anlauf bekämen; steht auf sehr schwachen Füßen. Die idiopathische Otorrhöe ist nicht immer eine rein örtliche Affection, oft hängt sie von einer allgemeinen Krankheit, als den Skropheln, der Syphilis ab. (Ist sie denn dann noch idiopathisch zu nennen?) Die Cerebral-Otorrhöe beschreibt der Vf. sehr ausführlich; irrig ist aber seine Meinung, daß alle frühere Schriftsteller auf diese Entleerungsart der Eiterung des Gehirns oder seiner Membranen nicht geschätzt hätten; denn schon Richter spricht davon sehr deutlich. Von der schnellen Tödtlichkeit der consecutiven Cerebral-Otorrhöe, des Resultates einer durch die Krankheit des Ohres bedingten Verletzung des Gehirns oder seiner Membranen, hat sich auch Rec. leider öfter überzeugt. Innerlich empfiehlt der Vf. Bacher's tonische Pillen, Kräutertafel, als Getränk einen Aufsud von Cichorienwurzel mit Weinsieprabm, und zuletzt China. Den Kopf läßt er abschleeren, reiben und mit Wachstafel bedecken; im Nacken legt er ein Haarfeil, und ins Innere des Ohres bringt er heilsame Flüssigkeiten ein, z. B. ein Decoct von den Blättern des wilden Ampfers mit Rosenhonig, oder den Saft von Hauslauch, später Alaun u. dergl. Stockt der Ausfluß plötzlich, so ist nichts besser, als ein aus dem Ofen kommendes und auf der zu applicirenden Seite von der Rinde befreites Brot über das Ohr und den ganzen Seitentheil des Kopfs zu legen; dies erneuert man alle drey Stunden und spritzt dabey jedesmal eine schwache Sublimatfolution ein. (Wozu letztere? Sie muß Entzündung erregen, und den Ausfluß eher unterdrücken, als denselben hervorrufen!)

Drittes Kapitel. Von dem Ohrenschmerz, Otalgia. Der Vf. versteht hierunter, mit Recht, nur die idiopathischen Schmerzen des Ohres. In welchem Organe aber sie ihren Sitz haben mögen, wagt er nicht zu bestimmen. Daß sie so heftig werden könnten, daß sie Delirien und Convulsionen hervorbringen sollten, glaubt er nicht; Rec. jedoch hat dies leider einmal erfahren. Bisweilen sind die Schmerzen bloß sympathisch. Der Vf. empfiehlt dagegen Waschen des Kopfes mit warmem Wasser, Abtrocknen, Reiben und warme Bedeckung desselben, um Transpirationen zu erregen, oder warme Umschläge. (?) Ferner Vaporisationen von Hoffmann'schen Liqueur, Vesicatores, Pflaster mit Opium. Opium einspritzen, soll schädlich seyn, und doch empfahl er es oben selbst. Bäder leisteten ihm nie etwas.

* **Viertes Kapitel. Würmer und Insekten im Ohr.** Daß sich Würmer in Ohren selbst erzeugen, nimmt

der Vf. an. Ohne dieses gerade zu ableugnen zu können, zweifelt doch Rec. daran; vielleicht verhält es sich damit, wie mit den Krätzmilben, oder den Würmern, die Leute ausgeharnt haben wollen! — Einspritzungen von mildem Oele, dann Herausziehen des Wurmes, und endlich beruhigende Mittel, um die Reizung, die oft den höchsten Grad erreicht hat, zu heben. Die erzählten Krankengeschichten sind sehr interessant.

Zweyter Abschnitt. Krankheiten des äußeren Ohres. Der Vf. beschäftigt sich in diesem Abschnitte bloß mit den Krankheiten, die dem Gehörgang eigen sind, dem einzigen Theile des äußeren Ohres, dessen Verletzungen das Gehör beeinträchtigen können. Dem gemäß spricht er im **fünften Kapitel, von der angeborenen Imperforation und Enge des Gehörganges**; er führt hierüber aber nur das Bekannte an.

Sechstes Kapitel. Von der zufälligen (krankhaft erworbenen) Verschließung und Verengung des Gehörganges. Anschwellung der Knochen-Knorpel und Hautpartieen sollen dieselbe bilden. Nach Otorrhoen bleibt dergleichen zurück. Sind Flechten daran Schuld, so ist das Uebel sehr hartnäckig, das Dampfbad that dem Vf. in einem Falle der Art die besten Dienste. Bisweilen bilden sich auch zufällige, dem Trommelfell ähnelnde Membranen im Ohre. Im **siebenten Kapitel**, wo der Vf. von den **Polypen des Gehörganges** handelt, finden wir nichts Besonderes. Er rath zwar dieselben abzubinden, und giebt auch die Art und Weise, wie man dies machen soll, an; allein so etwas läßt sich leichter sagen, als thun!

Achtes Kapitel. Von der Verstopfung des Gehörganges durch Ohrenschmalz. Daß der Ueberfluß an Ohrenschmalz eine krankhafte Stimmung der absondernden Membran voraussetze, ist gewiß sehr wahr. Die chronische Entzündung kann Ursache, nicht aber Wirkung (Rec. sollte meinen: eben so gut!) der übermäßigen Absonderung von Ohrenschmalz seyn. Diese Concretionen verursachen, so hart sie auch seyn mögen, niemals (?) Schmerz im Ohre, nur Jucken (was aber oft schrecklicher, als wirklicher Schmerz ist) und Taubheit.

Das Neunte Kapitel, fremde Körper im Gehörgang, hätte füglich mit dem vierten vereinigt werden können. Daß Kirchkerne, Erbsen, Bohnen im Ohre keimen können, glaubt Rec. nicht; zwischen keimen und anschwellen und sich ausdehnen ist ein Unterschied. Den Vorschlag daher, den Saamen solange liegen zu lassen, bis er mittelst des, an der Oeffnung des Gehörganges erscheinenden Keimes, ganz oder zum Theil herausgezogen werden kann, müssen wir verwerfen. Einen Einschnitt hinter der Ohrmuschel in den Gehörgang zu machen, um den fremden Körper aufzufuchen, mißbilligt der Vf. mit vollem Rechte. Haken, Pincette und Sonde bleiben, wenn man sich ihrer mit Geschick bedient,

dient, immer die besten Instrumente zum Ausziehen fremder Körper. (Geriet Bley durch Zufall ins Ohr, so rathen Einige, es durch Quecksilber zu amalgamiren; sollte aber dessen Schwere hier nicht schaden?) — Die krankhafte Erweiterung des Gehörganges, von welcher der Vf. im zehnten Kapitel spricht, sah derselbe öfters; er hält sie für eine Anzeige einer allgemeinen Mißbildung des ganzen Gehörgangs. Immer war sie mit Taubheit verbunden.

Dritter Abschnitt. Krankheiten des innern Ohres. Der Verf. führt hier bloß diejenigen Verletzungen an, welche dieses Organ bedeutend afficiren, und verschiebt die Beobachtungen und die Behandlung auf den Artikel von den verschiedenen Fällen der Taubheit, die dieselben Affectionen bezeichnen. Im elften Kapitel spricht er daher von der Ruptur des Trommelfells. Sie entsteht, als Folge innerer Otitis, fast immer gegen den Rand hin, selten im Mittelpunkte; dieses ist böser als jenes, weil sich hier der Handgriff des Hammers inserirt. Gut ist es, wenn sich die Oeffnung nach einigen Tagen wieder schließt. — War eine äußere Verletzung an der Zerreißung Schuld, so vernarbt die Wunde in der Regel mit einer großen Leichtigkeit und Schnelligkeit. Das heftige Eindringen von ausgehauchter Luft durch die Eustachische Trompete in die Trommel und Anfälle von Asthma sind gewiß sehr seltene Ursachen der Ruptur. Häufig entsteht sie nach heftigen Lufterschütterungen. Die Erosion des Trommelfells ist eine eigenthümliche Art von Zerstörung desselben. — Ist das Trommelfell zum großen Theil zerrissen oder zerstört, erstreckt sich die Zerstörung bis auf die Gehörknöchelchen und die Membran der Trommelhöhle, so ist eine mehr oder minder vollkommene Taubheit gewöhnlich die Folge davon; diese steht aber um so weniger zu fürchten, wenn das Trommelfell bloß einfach durchbohrt ist. Denen, die hieran leiden, empfiehlt der Vf. mit Recht, sich das Ohr beständig verstopft zu halten, und sich vor allen Injectionen, Eintröpfungen und Vaporisationen in den Gehörgang zu hüten. (Doch giebt es Fälle, auf welche der Vf. später selbst zurückkommt, wo dergleichen unbedingt nothwendig sind!)

Zwölftes Kapitel. Von der Verdickung des Trommelfells. Sie ist gewöhnlich Folge von Entzündung. Auch das hohe Alter kann dieser Membran eine ungewöhnliche Dicke geben. Bisweilen ist sie angeboren. Die Diagnose ist nicht leicht, die Perforation ist vorzuschlagen. — Im Dreyzehnten Kapitel beschreibt der Vf. die Erschlaffung und Anspannung des Trommelfells, die man sicher eine zu große Rolle hat spielen lassen; er hat keine Verletzung des Gehörs beobachtet, die ausschließlich dem Erschlaffung hätte zugeschrieben werden können. Die Trockenheit des Gehörganges aber kann die Membran übermäßig anspannen, wodurch eine Veränderung der natürlichen Lage der Gehör-

knöchelchen bedingt wird. (Sollte letzteres wohl nicht mehr in der Einbildung liegen?) — Im vierzehnten Kapitel spricht er von der Ausfüllung und den Obstructionen der Trommelhöhle, aber nur ganz kurz; dasselbe gilt von dem fünfzehnten Kapitel, von der Entzündung der Eustachischen Trompete. Sehr selten ist diese bloß allein entzündet, fast immer ist sie Begleiterin oder Folge von Bräune, Schnupfen u. s. w., und muß eben so behandelt werden. Schmerz im Innern des Ohres, Ohrenbrausen und ein veränderlicher Grad von Taubheit sind die Zeichen. An der Verschließung der Trompete, der im sechszehnten Kapitel Erwähnung geschieht, sind Schuld: chronische Verstopfung (Anschwellung!) der Mandeln, Ausbildung einer polypösen Geschwulst gegen die Oeffnung dieser Röhren hin, ihre Verstopfung durch schleimige oder eiterhafte Stoffe, die chronische Anschwellung ihrer Membran, und endlich das Zusammenhängen ihrer Wände. Die Atrophie und die Zusammendrückung der Gehörnerven, die im siebenzehnten Kapitel beschrieben werden, sind öfter die Wirkung als die Ursach der Taubheit. Letztere ist nicht selten; Schwindel und Gedächtnißschwäche begleiten sie häufig. — Im achtzehnten Kapitel endlich spricht der Vf. von dem Mangel an wässeriger Feuchtigkeit im Labyrinth; er stützt sich hierbey nur auf eine einzige Thatfache, die den gänzlichen Mangel dieser Feuchtigkeit betrifft.

(Der Beschlus folgt.)

NATURGESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Charakteristik der Felsarten*, von Karl Casar von Leonhardt, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Zweyte Abtheilung. Gleichartige und scheinbar gleichartige Gesteine. 1824. 368 S. gr. 8.

Uns auf die, in Nr. 53. dieses Jahrganges der A. L. Z. gegebene Anzeige von der ersten Abtheilung dieses nicht genug zu empfehlenden Lehrbuchs beziehend, fahren wir mit der Darstellung des Inhaltes der kürzlich erschienenen 2ten Abth. desselben fort. Unstreitig gehört dasselbe zu der immer noch geringen Zahl naturhistorischer Lehrbücher, welche den wahren Gesichtspunct richtig aufgefaßt haben, nämlich: eine fleißige und zweckmäßige Zusammenstellung des Vorhandenen mit Angabe der Quellen und mit eigenen Beobachtungen, ohne jedoch irgend einer Schule oder einem Systeme den Vorzug zu geben: denn die Darstellung individueller Ansichten, wie sie sehr viele Lehrbücher der Naturgeschichte geben, können weder den Lehrer bey seinen Vorträgen, noch den Schüler bey seinen Studien richtig leiten. — Jedoch ist eine gute Zusammenstellung des Vorhandenen nicht allein das

das Verdienst des Vfs., sondern sein Werk enthält auch eine Menge eigener Beobachtungen.

Wir betrachten nun den Inhalt dieser 2ten Abtheilung der Charakteristik der Felsarten: a) *Gleichartige Gesteine eigentlichen Mineralgattungen zugehörig.* I. *Körnige Gesteine.* 17. Granulit oder Weisstein. 18. Quarzgestein. a. Körniges Quarz-Gestein (der Quarzfels Werners und das Flötzquarz-Gestein von Humboldts). b. Poröses Quarz-Gestein (der *Meulière* aus dem Sölswasser-Gebilde der Pariser Gegend). 19. Hornblende-Gestein. 20. Augitfels (*Lherzallit J. de Charpentier*) 21. Körniger Kalkstein (Uralkalkstein, Kararischer Marmor). 22. Körniger Gyps. *Anh.* Thongyps (Gyps des bunten Sandsteins). 23. Dolomit. 24. Steinfalz. — II. *Schiefrige Gesteine.* 25. Talkchiefer. 26. Hornblendchiefer. 27. Chloritchiefer. — III. *Dichte Gesteine.* 28. Uebergangskalk. 29. Alpenkalk (Zechstein) 30. Jurakalk. 31. Lithographischer Stein (Steindruck - Kalkstein, Kalkchiefer 2. Theil). 32. Muschelkalk. 33. Grobkalk (*Calcaire grossier*, jüngster Flötzkalk). 34. Kreide. 35. Sölswasser-Kalk. (Kalktuff, Travertino u. s. w.). a. Dichter Sölswasser-Kalk. b. Kieselkalk. c. Travertino. d. Kalktuff. 36. Mergel. *Anh.* Tuten-Mergel. 37. Stinkstein. *Anh.* Raubstein. 38. Rogenstein. 39. Phonolith (Klingstein). 40. Kieselchiefer. *β) Nicht als Glieder oryktognostischer Gattungen zu betrachtende (scheinbar gleichartige) Gesteine.* I. *Körnige Gesteine.* 41. Lava. II. *Schiefrige Gesteine.* 42. Thonchiefer. 43. Alaunchiefer. 44. Kupferchiefer. 45. Schieferthon. *Anh.* Gebrannter Schieferthon. 46. Brandchiefer. 47. Klebschiefer. 48. Polirchiefer. III. *Porphyre.* 49. Trachyt. 50. Aphanit (Trapp-Porphyr, Grünstein-Porphyr u. s. w.). IV. *Dichte Gesteine.* 51. Serpentin. 52. Basalt. 53. Wacke. 54. Alaunfels (Alaunstein). 55. Thon. a. Gemeiner Thon (Töpferthon, Pfeifenthon, Letten). b. Salzthon (Salzletten). V. *Glaserartige Gesteine.* 56. Pechstein. 57. Obsidian. 58. Perlstein. 59. Bimstein. 60. Verglaster Schieferthon (Porzellanjaspis). VI. *Schlackenartige Gesteine.* 61. Verschlackte Lava. 62. Verschlackter Basalt (Rheinischer Mühlstein). 63. Erdschlacke.

Schließlich dürfen wir die, auch schon bey der Recension der 1ten Abth. des Werks gemachte Bemerkung nicht vergessen, wie bey einer Beurtheilung des Buchs es nicht unberücksichtigt gelassen werden kann, daß dasselbe das erste ist, welches eine Naturgeschichte der Felsarten enthält, und daß eine solche bey weitem schwieriger, als die der einfachen Mineralien ist. — Wir hoffen, auch die dritte Abtheilung, mit welcher das Werk schließt, wird, bald in Händen zu haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Fätsli und Comp.: *Germanikus. Trauerspiel von Karl Ludwig Wurstemberger.* 1822. 104 S. 8.

Der Vf. hat einen noch selten benutzten höchst tragischen Stoff, des Germanikus Tod durch Gift in Antiochien, zu einem Trauerspiele, aber nicht zu einer *Tragödie* im höheren Sinne, verarbeitet. Von tragischer Erhebung und Erschütterung ist nicht die Rede, und im Ganzen herrscht kein dramatisches Leben. Ausser des Germanikus bösem Dämon, dem Cn. Piso, und allenfalls noch dessen Gemalin Plancina, (deren Namen das ganze Stück hindurch von dem Setzer in Plaminia ist umgeändert worden), verstehen die übrigen, und am meisten von ihnen Markus, der Sohn, den der Dichter dem Piso leiht, und den er im Kampfe zwischen Sohnesliebe und Pflicht der Freundschaft und Dankbarkeit gegen Germanikus hinstellt, nur zu schwatzen, aber nicht zu handeln. Die Diction ist mehr rhetorisch als dramatisch, und in die Reflexionen mischt sich, wie z. B. in dem langen erzählenden Monolog der Agrippina im Anfange des fünften Aufzuges, oft ungehöriges. Wie kann Agrippina, die sich von langer, aber ungewisser Ahnung geängstigt fühlt, zu folgender Betrachtung kommen:

Doch alle gleich, den Herrscher wie den Sklaven,
Ergreift mit starkem Arm zuletzt der Tod.
Folgt etwas Besseres auf dieses Daseyn?
Erwacht der Mensch aus seines Todes Schlaf —
Zu neuem Lenz, gleich der Erde Kraft?
Wir fühlen wohl den Wunsch in unserm Herzen;
Doch stieg vom Himmel uns noch kein Beweis.
Wir hängen nur so liebend an dem Leben,
Weil dieses hier allein erkennbar ist,
Und keiner Kunde brachte von den Freuden,
Die das Elysium der Tugend reich.

Wie diese kühle Betrachtung in einer solchen Situation und dem ganzen Ideengang nach ungehörig erscheint, so der ganze Monolog als ein *ersählender*. — Auch finden sich seitenlang antithetische Schlagreden. — Nur die Einfachheit in der Leitung der Fabel und das Streben mit wenigen Personen auszureichen, möchte an diesem Trauerspiele zu loben seyn, und dann die Correctheit der sonst ziemlich nüchternen Sprache, und der nur selten (wie in der obigen vorletzten Zeile) missrathene Bau der Jamben: dadurch erhebt sich aber noch ein dramatisches Werk nicht aus dem Gebiet der Mittelmässigkeit. — Ob die Darstellung auf der Bühne dieses Trauerspiel erheben dürfte? — Vielleicht, wenn nicht gerade die Einfachheit ihm auf unsrer gegenwärtigen Bühne entgegen stünde. Stücke der Art spielen sich ja nicht von selbst, sondern wollen gespielt seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WEIMAR, im Land. Industrie-Comptoir: *Die Krankheiten des Ohres und des Gehörs.* Von J. M. G. Leard u. s. w. —

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Krankheiten des Gehörs, von denen das zweyte Buch handelt, theilt der Vf. ein in: 1) Erhöhung des Gehörs; 2) Verdorbenheit (*Depression*) und 3) Verminderung und Vernichtung des Gehörs.

Die Erhöhung des Gehörs (erster Abschnitt) *hyperacufis* nicht *paracufis*, schließt eine große Anzahl von Varietäten in sich, die als gemeinschaftlichen Charakter eine mehr oder minder lästige und sogar schmerzhaftige Wahrnehmung gewisser Töne, vorzüglich der hohen und scharfen, haben. Idiopathisch ist sie selten, häufiger symptomatisch. Bey jener bringe man erweichende, beruhigende Mittel in den Gehörgang. Opium und Bäder vermehren die Krankheit.

Zweyter Abschnitt. Verdorbenheit (!) des Gehörs. Erstes Kap. Vom Ohrentönen. Es giebt ein wahres und ein falsches; jenes hängt von einem Geräusch ab, das der Wirkung äußerer tönender Körper fremd ist, jedoch aber wirklich existirt, dieses aber von keinem in der Wahrheit existirendem Geräusch. Es ist entweder einfach, oder mit Taubheit complicirt; es ist entweder Urfach, oder begleitende Affection der Taubheit. Das wahre, von Plethora, oder von der Erweiterung irgend einer Arterie abhängend. Ohrentönen läßt sich durch die Bewegung und das Anstoßen des Blutes gegen die Wände des Gefäßes genügend erklären. (Ist diese Erklärungsart nicht zu mechanisch? Spielt der Nervenreiz hier nicht eine wichtigere Rolle?) Jedes Hinderniß, das sich der freyen Circulation der Luft im äußeren oder inneren Ohr entgegenstellt, kann das wahre Ohrentönen hervorbringen. — Das falsche entsteht von einem Stumpfwerden (wohl eher von einer erhöhten Reizbarkeit) der Gehörerven; es ist mehr oder minder langen Remissionen und zahlreicher Mannichfaltigkeiten fähig. Das phantastische Ohrentönen ist seltener, als man glaubt (?) nur ein Symptom von Geistesverwirrung; man verwechsle es nicht mit den andern Varietäten des falschen Ohrentönens. Das innere, wahre oder eingebildete Geräusch dämpfe man durch ein äußeres analoges

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

und gleichmäßig anhaltendes. (Eine gewiß sehr richtige Verfahrensart!) — Interessante Beobachtungen. — Zweytes Kapitel. Von den akustischen Anomalien. Das Ohr hört falsch und verliert sein musicalisches Vermögen, wenn es damit begabt war. Bisweilen hört man den Ton doppelt. (*Sauvages paracufis duplicata.*) Unsere Beobachtungen über diese Art von Gehörverletzung sind zu selten und zu unvollkommen, sagt der Vf., um einige Folgerungen für die Praxis daraus zu ziehen.

Dritter Abschnitt. Von der Verminderung und Vernichtung des Gehörs, oder von der Harshörigkeit (*Αυσχουσία*) und Taubheit (*Κωφότης*). Bevor der Vf. zu den einzelnen Arten von Taubheit kommt, schickt er (S. 204 247) einige allgemeine Bemerkungen voraus. Um zu erfahren, ob ein Kind taub sey oder nicht, bedient er sich des Taf. I. Fig. 1. abgebildeten Acumeters, und er scheint damit seinen Zweck zu erreichen. — Als Beweis für das Intermittiren der Taubheiten führt er einen sehr merkwürdigen Fall an. Ein Kind verlor allemal das Gehör, wenn man bey ihm kämmt seinen Kopf vollkommen reinigen wollte; die Taubheit dauerte bis zu einer neuen Erzeugung von parasitischen Insecten, von denen man den Kopf befreyt hatte. (Sollte hier das Kämmen an sich und der dadurch bewirkte Reiz nicht Schuld gewesen seyn?) — Die Prognose bey der Taubheit ist immer böse. — Die Tauben sind keinesweges schlimmer daran, als die Blinden. (Gewöhnlich nimmt man den entgegengeletzten Fall an, und, wie es Rec. scheint, mit Recht!) — In Hinsicht auf die verschiedenen veranlassenden Ursachen kann man zwey Klassen von Taubheit unterscheiden. Die Eine hängt von einer offenbaren Verletzung des äußeren Ohrs, des Trommelfells, des innern Ohrs oder des Gehörnervens ab, oder zeigt sich wenigstens in Begleitung derselben. Die Andere kann oft nicht auf eine dieser Ursachen bezogen werden; und diese sind vorzüglich die Taubheiten, welche auf einer allgemeinen oder örtlichen Plethora, einer Diathese, die sich bis auf das Gehörorgan erstreckt, oder endlich auf der Metastase des krankhaften Zustandes eines mehr oder minder entfernten Organes beruhen. — Speichel- und Niesemittel haben nur eine momentane Wirkung. Mittel, welche den Gehörgang entzünden, führen bisweilen zur Heilung der Taubheit. Als Abführungsmittel empfiehlt der Vf. Scammonium mit Calomel, und die Rottrouschen Pillen. Innere Su-

T (5)

do

dorifera helfen wenig. Unter den äussern Ableitungsmitteln giebt er der Ulceration der Haut, mittelst caustischen Kali's, den Vorzug; (man kann die Ulceration nur nie genug begrenzen!) Vescicatorien auf dem Arm üben nie einen Einfluss auf das Gehör aus. Blutentziehungen sind von dem grössten Nutzen. Electricität und Galvanismus haben die Hoffnungen, die man sich von ihnen machte, nicht erfüllt. Um die reizenden Fumigationen und Vaporisationen zweckmässiger, als bisher, anwenden zu können, empfiehlt der Vf. eine eigne Vorrichtung. Die Giesbäder leisten wenig, wenn man sie als Reiz für die Gehörsensibilität anwendet. Zu reizenden Injectionen und Instillationen paßt vorzüglich das Oel, weil es leicht ranzig wird. (?) Explosionen und dergl. können ein Mittel zur Erregung und Heilung werden. — Da alle Hörröhre und diesen ähnliche Instrumente dem Vf. nicht genügten und nicht genügen konnten, so erfand er zu diesem Behuf andere, obschon anscheinend passende, doch sehr zusammengesetzte und mithin den allgemeinen Gebrauch erschwerende Instrumente. — Nun kommt er zu den einzelnen Arten der Taubheit. Im *dritten Kapitel* spricht er von der Taubheit durch *schleimigen, oder eiterhaften Ausfluss*. Sie kommt häufig vor, und läßt sich auch wohl heilen, sehr leicht gelingt dies aber nicht. Im *vierten* von der Taubheit durch *Ulceration und Caries des Ohres*. Den Gehörgang und die Trommel reinige man durch häufige Injectionen mit lauem Wasser. (Abhaltung des Zutrittes der äusseren Luft ist eine unerlässliche Heilanzeigen!) Im *fünften* von der Taubheit mit *Excrefcenzen im Gehörgange*. Nach der Entfernung dieser Excrefcenzen stellt sich nicht immer, ja nur höchst selten das Gehör wieder her. Im *sechsten*, von der Taubheit durch *Concretionen oder andere fremde, im Gehörgange zurückgehaltene Körper*. Im *siebenten* von der Taubheit durch *Verengerung oder Verschließung des Gehörganges*. Die bloße Verengerung kann außerordentlich seyn, ohne das Gehör zu schwächen. Die völlige Verschließung ist immer (?) angeboren. Der Kanal fehlt und die Structur des Ohrs ist mangelhaft, wenn die Taubheit vollkommen ist. (?)

Das *achte Kap.* handelt von der Taubheit mit *Erweiterung des Gehörganges*. Sie soll mit Mißbildung des innern Ohrs verbunden seyn; der Vf. hatte jedoch nie Gelegenheit, sich von dem Zustande der Dinge durch die Leichenöffnung zu überzeugen. *Neuntes Kap.* Von der Taubheit mit *Verdickung des Trommelfells*. Es giebt viele Taubheiten mit, wenige durch Verdickung des Trommelfells. Der Vf. machte die Perforation oder die Zerreißen dieser Membran siebenmal, und nur einmal hob er dadurch die Taubheit. Er glaubt, daß sehr oft gleichzeitig innere Zerstörungen, als Folgen der vorhergegangenen Entzündung, vorhanden sind, und daß diese hauptsächlich an dem Mißglücken der Operation Schuld sind. — *Zehntes Kap.* von der Taubheit mit *Oeffnung im Trommelfell*. Ist die in das

Trommelfell gemachte Oeffnung bedeutend, faßt sie den Insertionspunkt des Handgriffs des Hammers in sich, so ist eine mehr oder minder merkliche Taubheit die unmittelbare, oder wenigstens nicht weit entfernte Folge. Das Eindringen der äusseren Luft veranlaßt Entzündung und den Verlust der Gehörknöchelchen. Die Verletzung des Trommelfells durch sich selbst (?) hat übrigens für das Hören keine störende Wirkung. *Das Elfte Kapitel* handelt von der Taubheit mit *Lösung und Verlust der Gehörknöchelchen*.

Im *zwölften Kapitel* spricht der Vf. von der Taubheit durch *Verstopfung der Eustachischen Trompete*. Hieran ist schuld: 1) die Entwicklung irgend einer an der Oeffnung oder in der Nähe der Trompete gelegenen Geschwulst; am häufigsten ist diese eine Anschwellung der Mandeln. Die entzündlichen Flüsse, (was für ein Ausdruck!) deren Sitz die Mandeln sind, zertheile man, indem man diese ausrottet, (ist das Ausrotten auch eine Zertheilung?) oder durch Einschnitte entleert. Das Ausrotten der Mandeln ist, nach dem Verfahren und mit dem Instrumente Default's, ein wenig schwieriges (?) Verfahren. 2) Eine schleimige Verstopfung dieses Kanals. Sie ist bloß momentan. 3) Eine entzündliche Anschwellung dieses Kanals; sie kommt bey syphilitischen und scrophulösen Personen öfters vor; die Anschwellung, die diese vollkommene oder unvollkommene Verschließung erzeugt, zertheile man. 4) Die Verwachsung der Wände dieses Kanals. In diesem Falle ist die Perforation des Trommelfells angezeigt. Das Verfahren von A. Cooper und Himly verwirft der Vf.; denn es macht die Operation langwieriger und folglich unsicherer (ist dieser Schluss wohl richtig?); er perforirt die Membran mit einer stumpfen Schildpatfonde, (warum gerade mit einer solchen?) und bringt alle 2—3 Tage in den ersten Wochen die Spitze einer gerinnten, mit Fett bestrichenen Sonde in die Oeffnung, um das Schließen derselben zu verhüten. Der Erfolg ist jedoch, wie schon bemerkt, selten glücklich.

Dreyzehntes Kap. Von der Taubheit durch *Verstopfung des innern Ohres*. Diese sehr häufige Art von Taubheit ist sehr veränderlich in ihrer Intensität. Sie zeigt sich gegen eine rationelle Behandlung am wenigsten hartnäckig. Brechmittel, Niesmittel, Haarfeil u. s. w. Helfen diese nichts, dann kommt man A. zur unmittelbaren Heilbehandlung des innern Ohres durch den Zitzenfortsatz, welche der Vf., ohne sich bedeutend auf eigne Erfahrungen hierin zu stützen, für unnütz und gefährlich hält. Denn, sagt er, unsere Instrumente gehen dabey mitten durch die gesunden Partien, um eine Krankheit aufzufuchen, die nur kaum vermuthet wird, und der diese Operation nur ein überflüssiges, momentanes Heilmittel geben kann; überflüssig, wenn es eiterhafte Materie ist, die früh oder spät sich nach Aussen Luft machen würde, (dann müßte man ja nie einen Abscess öffnen!) momentan, wenn es eine Schleimcongestion ist, die nicht verfehlt, sich, wenn

wenn sich die Oeffnung wieder geschlossen hat, von Neuem zu erzeugen, *B.* Zur unmittelbaren Heilbehandlung des innern Ohres durch das Trommelfell hindurch. Der Vf. ist der Erste, der das Trommelfell durchbohrte, um Einspritzungen in das innere Ohr zu machen. Dafs wir etwas davon erwarten können, geht aus der mitgetheilten Beobachtung hervor. — *C.* Zur unmittelbaren Heilbehandlung des innern Ohres durch seinen Schlundgang. Nachdem der Vf. die Geschichte dieser Operation durchgegangen ist und die Unzweckmäßigkeit der bisher befolgten Methoden bewiesen hat, giebt er die Art und Weise an, wie man den Gang nach seiner Methode catheterisiren, injiciren und vaporisiren müsse, wenn man eben so glücklich, wie er, seyn will. Das Nähere dieser Methode müssen wir den Lesern des Werkes selbst überlassen, da wir sonst fürchten müßten, zu weitläufig zu werden.

Vierzehntes Kap. Von der Taubheit durch Blutcongestion des innern Ohres (durch Blutextravasat im u. i. w.) Das in der Trommel angesammelte Blut kann resorbirt werden, oder sich durch das Trommelfell hindurch entleeren, oder auch zurückbleiben. Das innere Gehörnervenloch kann ihm auch den Durchgang verstaten. Perforation des Trommelfells ist indicirt.

Im *funfzehnten Kapitel* spricht der Vf. von der *Taubheit durch Compression des Gehörnerven*. Das Unvermögen unserer Mittel, die materiellen Ursachen, welche das Gehirn und das siebente Nervenpaar comprimiren, zu entfernen, ist uns leider nur zu bekannt. *Sechzehntes Kap. von der Taubheit durch Paralyse des Gehörnerven*. An dieser Paralyse sind Schuld: 1) Erhöthung des Gehörnerven; 2) Convulsionen; 3) Apoplexie; 4) gewisse Fieber; 5) der sympathische Einfluß irgend eines leidenden Organes; oft aber wird das Gehör ohne vorangehende Krankheit, ohne begleitende Störung, ohne bekannte Ursache, und ohne Verletzung, die nach dem Tode zu bemerken wäre, gelähmt; diese Varietät belegt der Vf. mit der wenig bestimmten Benennung: wesentliche Paralyse des Gehörnerven. Er versteht hierunter den Mangel der Erregbarkeit dieses Nerven, die Vernichtung des Lebens des Organs; entweder zufällig oder ursprünglich, wie in den meisten angeborenen Taubheiten. Der Gehörgang ist in der Regel dabey sehr trocken; die Veränderungen in der Intensität der Krankheit sind nicht sehr bemerklich; Ermüdungen des Geistes und Seelenleiden vermehren diese Taubheit; sie tritt gewöhnlich sehr unmerklich auf. Vorzüglich empfiehlt der Vf. dagegen: Moxa, ätherische Vaporisationen, und innerlich Arnica blumen und Eisenpräparate. Zu den häufigsten Ursachen der Taubheit rechnet er die, im *siebzehnten Kapitel*, durch *Plethora* beschriebene. Die Plethora ist entweder allgemein oder örtlich; jene ist leicht, diese schwer zu heilen, auch mehr zu Recidiven geneigt.

Ein wenig beträchtliche Blutentleerungen, sogar die durch Blutegel veranlaßten, vermehren sogleich die Taubheit; den Nutzen, den man von ihnen erlangt, bemerkt man erst nach ein bis zwey Tagen. Da das Nasenbluten sich nützlich erwiesen hat, so rath der Vf. das Anlegen eines Blutegels an die Oeffnung jedes Nasenloches, nach dem Nasenflügel zu, etwas über den Punct, wo die äußere Haut in die Schleimhaut übergeht.

Achtzehntes Kapitel. Von der Taubheit durch Metastase. Nach den Rötheln soll häufig Taubheit eintreten, ohne dafs man immer die, durch diese Krankheit verursachte, Gehörsverletzung als die Wirkung einer Metastase ansehen könne; (als was denn?) den ganzen Körper soll man mit frischen Brennnesseln reiben (peitschen) lassen, und sodann die Transpiration durch eine große Menge warmer Getränke, und durch den Aufenthalt im Bett hervorrufen. (Sind diese Mittel für den zarten Organismus eines Kindes nicht zu heroisch?) Die Gicht ist auch eine häufige Ursache von Taubheit (selten äußert sie sich gewiß als Metastase). Obschon Rec. oft Krankheiten innerer, edler Organe nach schnell unterdrückter Krätze entstehen sah, so beobachtete er doch nie in Folge davon Taubheit, wie der Vf., der, beyläufig gesagt, das Wesen der Krätze in der Gegenwart kleiner Thiere in der Haut sucht (?). Zurückgetretener Kopfgrund soll auch Taubheit verursachen.

Neunzehntes Kapitel. Von der Taubheit durch Diathese. Die syphilitischen und herpetischen Ursachen sind von allen, sogenannten böartigen Ursachen die, welche am gewöhnlichsten Taubheit hervorbringen.

Im *zwanzigsten Kapitel* endlich spricht der Vf. von der *angeborenen, oder im zarten Kindesalter eintretenden Taubheit oder Taubstummheit*. Lange war er der Meinung und verschiedene Leichenöffnungen schienen ihn noch darin zu befestigen, dafs der Taubstummheit immer eine Lähmung des Labyrinthnerven zum Grunde liege; oder dafs man weder im Leben noch im Tode eine Verletzung an den Gehörorganen wahrnehmen könne, indess fernere Nachforschungen leiteten ihn auf sichtbare Ursachen. Die Ursachen der Taubstummheit können also ganz dieselben seyn; welche das Gehör im Erwachsenen schwächen oder vernichten. Was die Grade der angeborenen Taubheit anbetrifft, so unterscheidet er fünf Grade, nämlich: 1) das Hören der Rede; 2) das Hören der Stimme; 3) das Hören der Töne; 4) das Hören des Lärms; 5) gänzlicher Mangel des Gehörs, vollkommene Taubheit. (den angegebenen Unterschieden von 2 und 3 kann Rec. nicht beypflichten.) — Die Folgen der angeborenen Taubheit setzt der Vf. sehr genügend und höchst interessant von S. 467 — 497 auseinander; wir müssen daher auf das Lesen derselben selbst verweisen. — Die Behandlung dieser Art von Taubheit hat nichts Eigenthümliches. Die angeführten Krankengeschichten sind meistens sehr merk-

merkwürdig. — Wollten wir die vom Vf. vorgeschlagene und wirklich von ihm in Ausübung gebrachte Methode der Erziehung der Taubstummen genau durchgehen, so würden wir nur eine unnütze Mühe übernehmen; denn derjenige, der sich für diesen Gegenstand interessiert, würde doch genöthigt seyn, diesen Abschnitt (S. 516 — 554) im Werke selbst nachzulesen. Wir bemerken daher nur noch, daß uns die Methode des Vfs. sehr zweckmässig zu seyn scheint; freylich gehört aber zu ihrer Anwendung eine große Ausdauer und Beharrlichkeit, die nur Wenige sich aneignen werden. Wie weit es übrigens die Taubstummen in Paris, in der für sie errichteten Anstalt, sich durch Zeichen auszudrücken, die Sprache anderer zu verstehen und schriftlich darauf zu antworten, gebracht haben, davon werden sich mit Rec. mehrere seiner Landsleute an Ort und Stelle selbst überzeugt haben und gern mit ihm im Lobe jener Anstalt übereinstimmen.

Auf den beygefügten drey Kupfertafeln finden wir mehrere, erwähnte Instrumente, als den Acumeter, den Apparat, um in das innere Ohr durch die Mündung der Eustachischen Trompete Aetherdämpfe gehen zu lassen, ferner ein Hörrohr mit elliptischer Trommel, ein halbzirkelförmiges Hörrohr u. dergl. abgebildet.

Die Uebersetzung ist vernachlässigt und Fabrikarbeit, wie die Meisten dieser neuern Arbeiten. S. 9 steht: außer die (!) Heftigkeit der Symptome; S. 23 ist von einer Steife des Halses die Rede. In der Ueberschrift des 2ten Abschnittes von einer *Verdorbenheit* des Gehörs ff. S. 249 liest man: „Wenn nach Lesung dieses Artikels noch etwas für die Erläuterung der Behandlung zu wünschen bliebe, so wird man die *Ergänzung* in folgender Beobachtung finden,“ und so weiter!!

RECHTSGELAHRTHEIT.

JENA, b. Cröker: *Theorie der sächsischen summarischen bürgerlichen Proceße*, hauptsächlich nach den Gesetzen der mit den *Oberappellationsgerichten zu Jena und Zerbst* verbundenen Lande; von Dr. Aug. Siegm. Kori, Oberappellationsrathe und ordentl. Professor der Rechte zu Jena. 1823. XVI und 429 S. 8.

Ueber die Verdienstlichkeit des ganzen Unternehmens und über die Lobenswürdigkeit der Ausführung desselben hat sich unsre Liter.-Zeitung schon bey der Anzeige des ersten Theiles dieses Werkes, (A. L. Z. 1823 Nr. 30) welcher den ordentlichen Proceß enthielt, ausgesprochen, und läßt es dabey

auch in Ansehung dieses zweyten Theils bewenden, in welchem nunmehr die besondern Vorschriften für alle summarische Proceßarten folgen. Doch ist gegen die Vollständigkeit und gegen die Eintheilung des Ganzen hier mehr zu erinnern, als dort, und zwar, was die erstere anlangt, nicht sowohl in Betreff der abgehandelten Materien, als in Betreff derjenigen, die gar nicht in Betrachtung gezogen worden sind. So ist der Mandatsproceß, das *Moratorium*, die *Cessio bonorum*, das *Beneficium Competentiae* und die Behandlung der Gläubiger, die Prodigalitätserklärung und die Untersuchung des Gemüthszustandes ganz übergangen; so sind die besondern Anordnungen in Forst-, Grenz-, Pacht- und Mieths-, Meß-, Schifffahrts-, Bergwerks-, Forst-, Confiscations- und Lehn-, Alimenten- und Fornicationsfachen übersehen worden. Die Eintheilung ist ferner ungleich und eben deswegen unlogisch. Es sind vom Vf. z. B. die Consistorial- und Bagatell-, die Innungs und Gefinde, die Commest- und Bau-, endlich die Vormundschafts-, Polizey- und Kirchenfachen im 2ten Kapitel des ersten Theiles unter dem allgemeinen summarischen Proceße des Königreichs Sachsen abgehandelt worden, welche in den folgenden Kapiteln entweder als eigne Arten von summarischen Proceßen sich aufgestellt finden, oder auch hier gar nicht weiter vorkommen. Gewiß würde es aber die Uebersicht ungemein erleichtert haben, wenn jeder Gegenstand für sich mit allen obwaltenden Verschiedenheiten der einzelnen Landestheile durchgenommen worden wäre, anstatt daß aus dem abwechselnden Gebrauche des realen und geographischen Eintheilungsprincipes Ungleichheiten und Lücken haben entstehen müssen. Endlich sind die Verhandlungen bey der Hülfsvollstreckung, mithin auch bey der Abarbeitung einer Schuld und bey der Einsetzung in den Schuldthurm, keine besondern Proceße, dürfen also auch nicht unter den summarischen Proceßen abgehandelt werden, sondern sie sind Incident-Theile des ordentlichen Proceßes, wie das Beweisverfahren, das Editionsverfahren, der Beweis zum ewigen Gedächtnisse, die Auction und Subhastation im Wege der Execution. — Bey dem Allen trifft diese Ausstellung immer nur die äußere Anordnung des Werkes, nicht dessen materiellen Inhalt, in Ansehung dessen der Vf. nicht bloß mit großem Fleiße gesammelt, sondern auch treu und umföchtig die mancherley zur Anwendung kommenden Vorschriften ausgezogen und dadurch die Besitzer seiner Arbeit der Mühe und der oft unübersteiglichen Schwierigkeit überhoben hat, alle diese einzelnen Gesetze sich zu verschaffen und selbst zu studieren, welches nur in selteneren Fällen noch nothwendig seyn kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Send-schreiben an Herrn Consistorialrath Dr. Planck, über den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums*, von Dr. Joh. Sev. Vater, nebst einer Nachschrift für jüngere Freunde der Religion und Theologie, und einer Predigt des Hrn. Prof. Marks, gehalten bey dem academischen Gottesdienste zu Halle. 1822. VIII u. 160 S. 8.

So sehr im Allgemeinen Inhalt und Geist dieser Schrift eine lobende Anerkennung verdienen und besonders einzelne Stellen einen bleibenden Eindruck im Gemüthe des Lesers zurücklassen werden; um desto mehr ist zu beklagen, daß weder die Bedürfnisse einer bestimmten Klasse von Lesern berücksichtigt scheinen, noch die Meynung des Vfs. überall unzweydeutig hervortritt. Gelehrten Lesern werden die Meisten der hier beygebrachten Gründe schon längst bekannt seyn; sie werden ihnen aber auch sehr wichtige Zweifel entgegen zu setzen wissen, deren Lösung sie ungern bey dem Vf. vermissen werden. Ueberhaupt scheint uns die aphoristische Manier, in welcher der Vf. Gedanken neben Gedanken, ohne genau logische oder wissenschaftliche Verbindung hinstellt, nicht zweckmässig für einen Gegenstand, welcher eine unparteyische Abwägung der Gründe und Gegengründe, und die bestimmteste Begrenzung der gewonnenen Resultate erforderte. Dieser Mangel an wissenschaftlicher Präcision muß den Gebrauch vorliegender Schrift ungemein erschweren. Denn, ob sie gleich vor der Planckischen den Vorzug hat, daß der Inhalt der sechs Abschnitte, in welche das Ganze zerfällt, in einer allgemeinen Uebersicht vorangeschickt ist; so geht doch, wie dort, die Untersuchung, ohne alle Rubepunkte fort und der Zusammenhang der einzelnen Abhandlungen, so wie die eigentliche Abicht des Vfs. läßt sich oft nur nach wiederholter Lesung errathen. Sehen wir endlich darauf, was der Vf. uns selbst zur Beurtheilung seines Versuches an die Hand giebt; so scheint aus der eigentlichen Zufchrift an Hrn. D. Planck zu folgen, daß er Rechenhaft davon geben wolle, ob es um jeden historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums wirklich gethan sey. Iowiewfern nun dieser Beweis durch den Vf. neue Stützen erhalten habe oder nicht, wird die kurze Angabe des Einzelnen lehren. Wenn aber als Veranlassung den

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ganzen Schrift eine Recension des Planckischen Werks in der A. L. Z. (1821, Nr. 275 — 277.) erwähnt wird, deren Eindrücken der Vf. habe bezeugen wollen; so hat er dies in der Schrift selbst so wenig gethan, und uns so wenig von der Unrichtigkeit jener durch einen andern Rec. verfaßten Beurtheilung der Pl. Schrift überzeugt, daß wir vielmehr ihre gründliche Kürze und Präcision zum Muster nehmen und sie wenigstens in der Form befolgen werden. Denn auch hier scheint es uns der Uebersicht wegen am Zweckmässigsten, den Inhalt der einzelnen Abschnitte hervorzuheben und mit kurzen Anmerkungen zu begleiten.

I. *Einleitung zur Erwägung des Standpunctes der Untersuchung* (S. 1 — 15). — Schon die Ueberschrift zeigt, daß hier dieser Standpunct selbst nicht bestimmt, sondern als nur vorbereitende Anmerkungen zur Feststellung desselben gegeben werden sollen. Und mehr, als ganz entfernte Winke, können wir auch in diesem Abschnitte nicht finden. Nachdem der Vf. gezeigt hat, daß es sich mit dem innigen Dankgeföhle jedes Christen gegen die durch Jesum gestiftete Volksreligion gar wohl vertrage, dieselbe einer ernsten Prüfung zu unterwerfen, sucht er die Art dieser Prüfung selbst genauer zu bestimmen. Er nennt sie schwer, weil im Reiche religiöser Wahrheiten nicht das Monopol Eines Systems gelten könne, sondern freye Vernunftbewegung ein unveräußerliches Recht der Menschheit sey. Bey der Untersuchung über das Christenthum befänden wir uns aber auf dem Standpuncte, eine in einer bestimmten Zeit vorgetragene, also positive Religionslehre mit dem zu vergleichen, was nach allem übrigen Nachdenken unserer Vernunft Wahrheit sey. So weit stimmen wir gern dem Vf. bey, begreifen aber nach dieser Voraussetzung nicht, wie ein ganz anderer Maassstab da eintreten müsse, wenn eine Religionslehre Sätze, welche über der menschlichen Vernunft sind, als von Gott mitgetheilte, aufstellt. (S. 5). Wahr ist es allerdings, daß alles, was über die Vernunftkräfte hinausgeht, eigentlich nicht vor das Forum dieser Richterin gehöre. Da aber jede positive Religion solcher Lehren mehr oder weniger enthält; so dürfte nicht kurz vorher ohne Einschränkung gesagt werden, daß wir, um redlich zu forschen, das Christenthum als eine positive Lehre nach den anderweitigen Ergebnissen unsers vernünftigen Nachdenkens beurtheilen können. Im Sinne des Vfs. dürfte sich ja eine solche Forschung nur auf diejenigen Punkte

U (5) cte

cte beziehen, welche das Christenthum mit der natürlichen Religionserkenntnis gemein hat, also insofern es eigentlich *nicht positiv* ist (S. 57). Im Folgenden sucht der Vf. die Behauptung zu entkräften, daß jede unmittelbare Einwirkung Gottes auf Erkenntniskräfte eines Menschen *an und für sich* unmöglich sey; welches wohl nicht leicht Jemand behaupten wird. Dagegen hätte gezeigt werden sollen, ob und an welchen Kriterien der Mensch ein übernatürliches unmittelbares Wirken Gottes zu erkennen vermöge. —

II. *Enthält die Religion Jesu und der Apostel mehr als Vernunftreligion und wissen wir, was sie ursprünglich war? Beglaubigung ihrer Quellen.* (S. 16—41). — Wenn sich uns in allen noch so erhabenen Naturszenen kein Weg eröffnet, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines unmittelbaren Einwirkens Gottes auf Menschengemüther darzuthun; so muß die unsre Vernunft übersteigende Erkenntnis, welche das Christenthum enthält, durch eine anderweitige Beglaubigung gesichert werden. Auf diesen Punct kommt der Vf. erst im fünften Abschnitte zurück und verspricht zunächst eine Beantwortung der Frage: ob das Christenthum wirklich so Vieles die Vernunft Uebersteigende enthalte, als gewöhnlich angenommen wird. Wenn hier (S. 16) von denen die Rede ist, welche zur Erörterung dieser Frage zwischen dem unterscheiden wollen, was Jesus und seine Apostel und was die spätere Kirchenversammlungen festgesetzt haben; so wird auf diese Unterscheidung im Gleichfolgenden vom Vf. gar keine Rücksicht genommen, und sie betrifft überhaupt bey vorliegender Untersuchung etwas höchst Unwesentliches. Denn daß ein Jeder, der das Christenthum, als solches, vorurtheilsfrey würdigen will, zu der ersten Quelle desselben, und allein zu dieser, zurückkehren müsse, leuchtet jedem Denkenden von selbst ein. Zweckmäßiger wäre vielleicht eine Entscheidung der Frage gewesen, ob man bey Beurtheilung der einfachen Lehre Jesu allein auf das im N. T. niedergelegte apostolische Christenthum im Allgemeinen, oder auch auf einen reineren aus diesen Schriften auf historisch kritischem Wege abzuleitenden Lehrtypus Christi selbst, Rücksicht nehmen dürfe. Die Lehre des Meisters bleibt doch immer eine nähere Quelle, als die Darstellung seiner mittelbaren oder unmittelbaren Schüler, und wenn sich auch jene bey der Kürze der neu-testamentlichen Relation nicht immer mit apodictischer Gewissheit bestimmen läßt, so ist doch bey sehr wichtigen Lehren, z. B. über die durch Christi Tod zu erlangende Sündenvergebung und über die göttliche Würde seiner Person, von den gewissenhaftesten Forschern eine verschiedenartige Vorstelllung in den drey ersten Evangelien, beym Johannes und Paulus, so wie eine allmähliche Ausbildung anfangs unbestimmter Lehrsätze anerkannt worden. So schwer und denklich auf der einen Seite ein solches Verfahren scheinen könnte, so muß es doch auch andererseits

für nothwendig erachtet werden, wenn nicht das aus dem N. T. abzuleitende Christenthum mit sich selbst in Widerspruch treten soll; und daß die Voraussetzung, auf welche sich eine solche Methode stützt, an sich sehr natürlich sey, dafür sprechen die neu-testamentlichen Schriften selbst, in denen sich eine individuell verschiedene Denk- und Lehrweise ihrer Vf. keinesweges verkennen läßt. — Die Frage, ob dann die richtig erklärte Schrift eine sichere Quelle für das echte Christenthum sey, veranlaßt den Vf. zu einer doppelten Untersuchung: haben die Schriften des N. T. wirklich die Verfasser, deren Namen sie an der Spitze tragen, und konnten uns diese Schriftsteller selbst eine beglaubigte Erzählung von Jesu Leben und Lehren liefern? — In Betreff der ersten Frage beruft sich der Vf. auf seine Andeutungen in der A. L. Z. 1821, Ergänz. Bl. Nr. 62 u. 63. und sucht hier nur die innige Verbindung der Paulinischen Briefe mit der Apostelgeschichte und damit zugleich die Authentie des Evangeliums Lucä geltend zu machen. Für die übrigen Bücher des N. T. stellt er (S. 25) den etwas schwankenden Canon auf, daß, so wie für den ästhetischen Philologen die Anerkennung des klassischen Geistes in Schriften des Alterthums volle Gewähr der Echtheit, wenigstens des Zeitalters sey, so auch der kritische Bibelforscher sich beruhigen könne, wenn er dieselbe Einfachheit und Kraft eines Gottergebenen Gemüthes in allen Theilen des N. T. wiederfinde. Noch weniger können wir, wenigstens von Seiten der Wissenschaft, dem Vf. darin Recht geben, daß, wenn auch bey vielen dieser Schriften, über die Namen ihrer Verfasser Ungewissheit bleibe, dennoch der Eindruck und die Benutzung derselben verbleiben würde. (S. 29). Wir müssen hier um so mehr dem Vf. widersprechen, da er selbst (S. 24) die entgegengesetzte Meynung für die seinige erklärt hat, daß Bücher des N. T., deren Echtheit nicht gesichert werden könne, nicht in gleicher Reihe mit den Ubrigen stehen dürfen, wenn es darauf ankomme, sie als Quellen der sicheren Lehre Jesu und der Apostel zu gebrauchen. — Was die andere Frage betrifft, so giebt auch der Vf., der nach dem ganzen Geiste der damaligen Zeit so unwahrscheinlichen Planckischen Hypothese seinen Beyfall, nach welcher Matthäus und Johannes, wenigstens die Begebenheiten der merkwürdigsten Tage im Leben Jesu, gleich nachdem sie geschehen, aufgezeichnet hätten. (S. 30). Doch bleibe besonnene Forschung auch bey der Annahme unbeschränkt, daß die Schüler Jesu während ihres vieljährigen Zusammenseyns in Jerusalem den verstorbenen Lehrer zum Gegenstande ihrer Gespräche gemacht und durch gemeinschaftliche Berathung eine möglichst treue Erzählung des Geschehenen vorbereitet haben. (S. 33). Sehr passend sind die folgenden Bemerkungen, daß so viele seine Züge in Jesu Leben und Reden, und so erhabene Gebote der reinsten Sittenlehre den Stempel des größten Geistes an sich tragen, und nicht hienher erfunden worden seyn.

III. *Blicke auf die Schicksale der Lehre Jesu und der Apostel* (S. 42 — 58). Diese treten nicht nur bemühend, sondern nach Rec. Bedürken ganz unnöthig in den Zusammenhang der Unterleuchtung. Denn so interessant die Andeutungen sind, wie sich die ursprünglich einfach populäre Christusreligion durch Gröbeln und Ehrgeiz, durch Befehl und Gewalt, in ein System dogmatischer Kirchenlehre verwandelte, das selbst von den Reformatoren und deren Nachfolgern nur allmählig auf seine ursprünglichen Elemente zurückgeführt werden konnte, und so gern wir auch darin dem Vf. Recht geben, daß bey dem Vorherrschenden des dogmatischen Strebens die sich später bildende Religionsphilosophie in desto grellern Gegensatz mit der Kirchendogmatik treten mußte, so daß, wie wir schon oben erinnerten; nothwendig das biblische Christenthum mit der Vernunftreligion verglichen werden müsse; so hätte sich doch diese Folgerung auch ohne jene wehläufige Digression darthun lassen. Denn nur so viel; glauben wir, wollte der Vf. durch diesen Abschnitt erreichen und nur in sofern können wir seiner Behauptung (S. 56) beystimmen, daß das Christenthum als Volksreligion nicht die Eigenschaften eines philosophischen Systems haben könne, und daß es Unrecht sey, jene nach einem Maassstabe zu messen, der nicht für sie passe. Ungern vermiften wir aber hierbey die Bemerkung, daß eine solche minder strenge Würdigung des Christenthums nur da eintreten könne, wo wir es nach den Bedürfnissen der Zeit seines Entstehens, oder nach seiner Anwendbarkeit für die Belehrung der Ungebildeteren zu beurtheilen haben. Denn die damalige Auffassung der Lehre Jesu kann die Ansicht eines gebildeteren Zeitalters unmöglich bestimmen, und, wenn wir zu der Stufe wissenschaftlicher Ausbildung gelangt sind, auf welcher es uns möglich wird, manches in dem Lehrinhalte des N. T. als mit unsern richtigeren Einsichten streitend oder sich selbst widersprechend anzuerkennen, dürfen wir uns nicht mit der vom Vf. zu wiederholten Malen geltend gemachten Bemerkung beruhigen, daß von einer Volksreligion, welche, wie keine andere Philosophie, den ganzen Menschen ergreife und alle Bedürfnisse seines Verstandes und Herzens in Anspruch nehme, keine philosophische Präcision, keine durchgängige Consequenz zu erwarten sey. Uebereinstimmung in seine Ueberzeugung zu bringen, ist jedes Menschen heiligste Pflicht und, so wie wir im praktischen Leben nur den hochachten, der in allen seinen Handlungen mit sich selbst übereinstimmt; so ist auch in unserm Erkenntniß eine durchgehende Consequenz, so weit einer Jaglichen Fähigkeit geht, pflichtmäßig zu erstreben. Auch hätte es nicht verkehrt werden sollen, daß gerade die in neueren Zeiten berichtigte Erkenntniß der philosophischen Religionswahrheiten es war, welche den kirchlichen Dogmatismus einschränkte und seine kunstvollen, aber oft unfruchtbaren Definitionen und Distinctionen auf die allgemeinen Wahrheiten zurückführte,

die den Inhalt des apostolischen Christenthums bilden. —

Mehr als diese etwas fern liegende Unterleuchtung hat Rec. IV. der Abschnitt, *über die Aufstellung des ursprünglichen Inhalts der Lehre Jesu und der Apostel*, (S. 58 — 81) angesprochen, in welchem gezeigt wird, wie man in dem Lehrinhalte des N. T. zwischen dem, was Jesus und seine Apostel gelehrt, so wie in Hinsicht auf die Art und Bestimmung in welcher das Gelehrte vorgetragen sey, zu unterscheiden habe. Mit unermüdeter Sorgfalt müsse man untersuchen, ob die Belehrung in Gleichnissen, Gnomem, Bildern, oder eigentlichen Worten enthalten sey, ob sie auf gewisse Zeiten und Verhältnisse gehe, oder nach der Absicht ihrer Urheber eine Belehrung für alle Zeiten und Völker seyn solle. Die Anwendung dieser allgemein als richtig erkannten Grundsätze sucht der Vf. in zwey Beyspielen darzuthun, von welchen der erstere Versuch über die Paulinische Lehre von der Gnadenwahl (S. 67 ff) ein Muster dogmatischer Behandlung des N. T. seyn kann. Der Vf. zeigt, wie nach vielen unzweydeutigen Aeußerungen und nach den gebrauchten Beyspielen des Apostels seine Meynung in einem viel mildern Sinne, als gewöhnlich geschehe, genommen werden müsse, und wie einzelne anscheinend härtere Aeußerungen desselben Schriftstellers durch den Zusammenhang, in welchem sie stehen, ihre Verständigung erhalten. Weitere Mittheilungen aus dieser schätzbaren Abhandlung gestattet der Raum nicht; nur glauben wir, daß der Begriff der Verstockung nicht scharf genug gezeichnet sey (S. 76), indem sich diese nach der Paulinischen Ansicht offenbar auf die Aufschiebung der Strafe, dadurch veranlaßte Verschlimmerung des Sünders und nachherige, aber gerechte Verschärfung derselben zur Abschreckung Anderer bezieht, Röm. 9, 22. Der zweyten Abhandlung von der Bedeutung des Ausdruckes *ὁ δὲ θεὸς Ἰησοῦς* und des damit verwandten Johanneischen *λογος*, wäre eine größere Ausführlichkeit zu wünschen, da der Vf. seine Ansicht über diesen wichtigen Gegenstand auf drey Seiten (S. 78 — 81) höchstens andeutet. Auch ist nicht anzunehmen, daß Paulus das Hohe, wo er Jesus den Herrn über Alles nennt, nicht in Verstandesbegriffen von dem Menschlichen trenne, sondern es im Gemüthe zusammenfasse, (S. 81) da er vielmehr überall den Stand der Erniedrigung und Belohnung bestimmt unterscheidet, und besonders in den Briefen an die Epheser und Colosser Christum, als von Ewigkeit bey dem Vater präexistirend, über die Engel erhaben, Mitregenten Gottes, Mitthöfner der Welt und höchsten Richter bey dem Weltgerichte, also in individualisirten Zügen seiner göttlichen Würde darstellt.

(Der Beschlufs folgt.)

NATURGESCHICHTE.

JENA, b. Schmid: *Wörterbuch der botanischen Kunstsprache* herausgegeben von F. (riedrich) S.

S. (Fegmund) Voigt. *Zweyte*, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1824. XII und 260 S. 8. (1 Rthlr.)

Die erste Auflage dieser nützlichen und empfehlenswerthen Schrift ist in unseren Blättern nicht angezeigt worden. Um so mehr glauben wir die vorliegende nicht übersehen zu dürfen, zumal sie mit Recht sehr vermehrt und verbessert genannt werden kann. Ihr Vf., Professor und Aufseher des botanischen Gartens zu Jena, erinnert daran, daß er wohl zuerst in Deutschland die weitere Verbreitung des natürlichen Pflanzensystems und die Berücksichtigung der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen in den Kreis der Wissenschaft gezogen habe. Die Bereicherungen seines Buches verdankt er vorzüglich der Arbeit, alle wichtige phytographische Werke mit der Feder in der Hand durchgesehen, und für sein Wörterbuch benutzt zu haben. Der erste Anlaß dazu war, bey dem Analysiren, zumal im Freyen, ein bequemes Mittel zu verschaffen, womit man sich in zweifelhaften Fällen schnell helfen könnte. Zu diesem Zwecke sind allerdings die vorhandenen botanischen Wörterbücher zu groß. Auch umfassen sie nicht ausschließlich, wie das Voigtsche, die Kunstsprache. Die Terminologie findet sich nun zwar in jedem Lehrbuche abgehandelt, aber nur in systematischer Ordnung, was bey dem Nachschlagen niemals so bequem seyn kann, als die hier beobachtete alphabetische Reihenfolge. Ein S. 203 beginnender Aphanth enthält die Erklärung der in der Botanik gebräuchlichen Zeichen \odot , σ , ξ u. s. w. und ein deutsches Register, das auch alphabetisch eingerichtet ist und auf die entsprechenden lateinischen Kunstausdrücke verweist, deren Erklärung in dem Werke selbst gegeben wird. Sollte der Titel nicht mehr erwarten lassen als sich eigentlich in dem Buche findet, da darin nur die eben gangbare botanische Kunstsprache (also nicht alle Kunstausdrücke) erläutert wird? Sollte ferner bey dem, der eine Pflanze analysirt, nicht so viel Latein vorausgesetzt werden können, daß er nicht erst brauche in dem Wörterbuche nach zu sehen, was *acidulus*, *acutus*, *apex* u. dergl. m. bedeutet? Auch sind ja diese Wörter keine botanische Kunstausdrücke, da die Wissenschaft ihnen keinen andern Begriff unterlegt als die Sprache, aus der man sie einnimmt. Wenn wir auch völlig damit uns einverstanden erklären müssen, daß die von *de Candolle* gebrauchten durchaus unschicklichen Bezeichnungen *petiolulatus*, *planta monocarpa* u. s. w. nicht aufgenommen werden durften, so vermissen wir doch einige allgemein gangbare Kunstausdrücke, als z. B. *Embryo*, *lasiocarpum*, *callosus*. Ward *anticus*, der vordere Theil, aufge-

führt, so durfte *posticus*, der hintere Theil, nicht feh'len. Könnte man *anastomosans* nicht durch Verschlungen, verkettet, ausmündend überlätzen, statt durch das hier gebrauchte *anastomosierend*, was nimmermehr ein deutsches Wort seyn wird? *Appendiculatum* heist hier mit Ohrläppchen versehen. Ist das richtig übersezt? Was haben hier Ohrläppchen zu thun? Die Erklärung dieses Kunstausdruckes lautet: „wenn an der Basis des Blattes zur Seite des Blattstieles ein paar längliche Läppchen stehen, die aber nicht mit der Basis zusammenhängen.“ Sie scheint uns nicht bestimmt genug abgefaßt. S. 15 heist es: *axillis embryo*, der in der Achse des Eyweisses liegt.“ Was liegt denn in der Achse des Eyweisses? Doch genug an diesen wenigen Erinnerungen! Wir schliessen mit dem Wunsche, daß dieses zum Gebrauche äußerst bequem eingerichtete und vom Verleger sehr gut ausgestattete Buch auch noch ferner recht fleissig benutzt werden möge. Den Anfängern kann man es mit gutem Gewissen dringend empfehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. E. Fleischer: *Die Mädchenjahre der Landwirthstochter zu Grünau*; eine moralische Erzählung für die weibliche Jugend. Mit einem (sehr schönen) Kupfer. 1823. 189 S. 12.

Der ungenannte Vf. dieser kleinen Geschichte für junge Töchter, schließt sich mit derselben und dem Tone, in welchem sie gehalten ist, an die Art und Weise von *Schmidt* (Vf. der *Ostereyer*) an, und nicht unglücklich. Die Sprache ist leicht und natürlich, und ermangelt nicht des Kindlichen und Naiven, wenn ihr auch zuweilen etwas zu große Breite zur Last fällt. Die Geschichte selbst ist glücklich erfunden, und wird eines vortheilhaften Einflusses auf Mädchenherzen nicht verfehlen, indem sie die Unschuld und Natürlichkeit schildernd empfiehlt, welche der höchste Schmuck des Jugendalters ist. *Sophie Walter*, frühe durch Leiden geprüft, aber immer geduldig; in allen Verhältnissen in welchen sie umhergeschleudert wird, immer dieselbe Fromme und Demüthige; still ihrer Pflicht nachlebend unter den Thorheiten und dem Eigensinne derer, welche Einfluß auf ihr Schicksal haben, ruhig und Gott vertrauend unter boshaften Verläumdungen und harten Mißhandlungen, wird sich unter der weiblichen Jugend wackere Freundinnen erwerben, die sich freuen, wie sie, durch Unglück bewährt, endlich wieder glücklich wird, und einer liebevollen That ihres guten Herzens selbst dieses Glück verdankt, dessen sie so würdig ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

THEOLOGIE.

ÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Send-schreiben an Herrn Consistorialrath Dr. Planck, über den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums* von Dr. Joh. Seb. Vater u. s. w. —

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir kommen jetzt V. auf den wichtigsten Abschnitt der ganzen Schrift, oder auf die *Beglaubigung des eigenthümlichen Inhalts der christlichen Lehre* (S. 81 — 109). — Unter dem eigenthümlichen Inhalte versteht der Vf. dasjenige, was in der Religionslehre Jesu nicht aus der Vernunftreligion abgeleitet werden kann (S. 81). „Was die Vernunft nicht aus sich selbst zu entwickeln vermag, für dessen Werth hat sie keine Entscheidungsgründe. Da also der Inhalt dieser Erkenntnisse ihre Göttlichkeit nicht beglaubigen kann; so muß es ihr Ursprung thun, und insofern reden wir von einem historischen Beweise der Göttlichkeit des Christenthums.“ (S. 82) Schon gegen diese Präliminarien der Beweisführung ließen sich Zweifel erheben. Wie sollte es wohl irgend eine Erkenntnis geben, für deren Werth die Vernunft, oder was einerley ist, das höhere Selbstbewußtseyn des Menschen, keine Entscheidungsgründe hätte? Sie muß doch, wie der Vf. selbst (S. 82) anzudeuten scheint, im Stande seyn, eine solche unmittelbar von Gott mitgetheilte Erkenntnis, als dem Menschen höchst wichtig, auf seine geistige Entwicklung wohlthätig einwirkend und zur reinen Gottesverehrung nothwendig gehörend, anzuerkennen. Denn auf welche Weise könnten wir sonst angeblich unter göttlicher Auctorität mitgetheilte Lehren von so vielen anderen, ohne, oder mit einer solchen auftretenden Lehrmeynungen unterscheiden, die ebenfalls aus der gesetzmäßig geleiteten Vernunft unerkennbar, dennoch von uns nicht als göttliche Wahrheit, sondern als Vorurtheile eines gewissen Zeitalters, als Ausgeburten menschlicher Vernünfteley oder irregeleiteter Phantasie betrachtet werden, weil sie für die theoretische und praktische Bildung der Menschen unfruchtbar oder mit unserer anderweitigen, fest begründeten Ueberzeugung unvereinbar sind? Darum mußte bey jeder möglichen Offenbarung der Vernunft das Recht bleiben, den Werth derselben zu beurtheilen, wenn sie auch von ihrem

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Standpuncte aus die *Gründe ihrer Wahrheit* nicht zu erforchen vermöchte und immer mußte jener treffliche Grundsatz des Demosthenes gültig bleiben, daß Keiner etwas auf göttliche Auctorität thun solle, was, wenn es Menschen befohlen, für schlecht oder unsittlich gelten würde (*adv. Leptin. f. 105*), folglich auch Keiner etwas auf göttliche Auctorität als wahr anzunehmen verbunden sey, was, wenn es ein Mensch gesagt, für unvernünftig oder nutzlos erklärt werden könnte. Demnach könnte jeder mögliche historische Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums, da er ja eben nur die göttliche Bekanntmachung des die Vernunft übersteigenden Lehrinhaltes darthun soll, nur für diejenigen gültig seyn, welche eben in diesem außerhalb der natürlichen Erkenntniskräfte Liegenden den Charakter religiöser Wirksamkeit und praktischer Nothwendigkeit erkennen. Aber bekanntlich giebt es eine ganze Partey unter den Theologen, welche nur das mit der vernünftigen Erkenntnis eines Jeden im Christenthum Uebereinstimmende für das eigentlich Wohlthätige dieser Lehre, alle übermenschlichen Mittheilungen aus dem Reiche des Unsichtbaren dagegen für praktisch gleichgültig und zur Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit keinesweges nothwendig erklären.

Wir wenden uns jetzt zum historischen Beweise des Vf. selbst, den er richtig als einen solchen definiert hat, welcher sicher gestellte historische Facta liefern müsse, die kaum auf irgend eine Weise gedacht werden können, wenn nicht das vorhergegangene ist, was eben bewiesen werden soll, nämlich der unmittelbar göttliche Ursprung einer Lehre. (S. 87). Es käme also darauf an, in dem Leben und der Lehre Jesu gewisse Puncte nachzuweisen, welche weder in der geistigen Kraft eines ausgezeichneten Menschen, noch in irgend einem begünstigenden Umstande, der seine Bildung und Thätigkeit auf natürliche Weise zu befördern vermöchte, den Grund ihrer Möglichkeit haben konnten. Denn nur auf solche Weise wird dieser apagogische Beweis stringent geführt. — Unter den drey Thatfachen, welche der Vf. zu diesem Zwecke anführt, ist das *Erste*: die Entstehung der Religion Jesu durch die Mittel, wodurch sie erfolgte und die Bücher, in denen sie enthalten ist. Wir geben zu, daß es vor den Büchern des N. T. noch keine Schriften gegeben, in denen dieser

X (5) re.

religiöse Geist mit dieser Haltung einer so reinen Moral durchgeherrscht habe, und daß überall im N. T. die Kraft des frommen Gemüths und der strengen Sittlichkeit, welche über Millionen ihre Segnungen verbreitet hat, (S. 89) vorherrschend sey. — Aber, war denn dieser Geist von der Art, daß er auf keinem andern, als einem übernatürlichen Wege geweckt werden konnte? Der Vf. giebt uns hierüber keine Auskunft, so wie er überhaupt in seiner ganzen Beweisführung nur die Gründe angegeben hat, warum das allerdings Außerordentliche und Bewunderungswürdige, welches uns in der Religionst, nicht auf menschliche den konnte. Wenn er da, daß sich unter Anders als der übrigen Propheten gesprochen finden, aus dem Gottesreiches mit seinem an konnte; so gilt wohl die

Bemerkung wenig, daß unter den Zeitgenossen Jesu von so herrlich gestreuten Samen fast gar nichts mehr zu erblicken war. Da der Vf. auch in Absicht der Moral einräumt, daß schon durch Salomo und den Siraciden vortreffliche Sprüche der Weisen, die nicht nur zur Klugheitslehre gehören, sondern zur wahren Weisheit und Tugend führen, unter der hebräischen Nation verbreitet worden waren; so darf es uns nicht wundern, daß ein so ausgezeichnete Geist, seine vortrefflichen Vorgänger vortrefflich benutzend, eine ionigst religiöse Moral in weit festerer Haltung und ernsterer Strenge aufstellen konnte. Mehr als hierüber beyzubringen, wäre unnötig, da schon Andere hinreichend erwiesen haben, daß es keine unter den charakteristischen Lehren des Christenthums gebe, für die sich nicht deutliche Spuren in den alttestamentlichen Urkunden vorfinden, deren Gebrauch allen damaligen Juden zugänglich war. Und gesetzt, es gäbe in der Lehre Jesu manches durchaus Neue, alles bisher Gesagte beyweitem Ueberstrahlende, wollten wir darum allen andern Weisen, von denen wir Aehnliches wissen, ausgezeichnete Geistesgaben und eine glückliche Erfindungskraft beylegen, und Jesu allein eine natürliche Ausbildung seiner geistigen Anlagen absprechen? Doch, wozu bedürfte es dieses, da der Vf. (S. 9-) ebenfalls nur behauptet, daß etwas Außerordentliches und alles Andere Außerordentliche der Weltbegebenheiten Uebersteigendes in diesem Factum vor uns liege, womit aber das eigentlich zu Beweisende noch keinesweges erzielt ist. Dasselbe gilt von dem zweyten Beweisgrunde des Vfs., oder von dem Ideal der Charakterreinheit und Charakterkraft, welches uns, besonders in den drey ersten Evangelien, in der Person Jesu entgegentritt. (S. 98). Daß eine relativ vollendete Heiligkeit des Herzens und Wandels dem Menschen, als solchem, unmöglich sey, wird Keiner behaupten, der das Ebenbild Gottes in den erhabenen Geistesanlagen des Menschen verehrt und sich der Geschichte einzelner Männer erinnert, in

denen wir ein fast eben so vollendetes Ideal der Tugend, als in Jesu bewundern und die vielleicht mit gleichem Rechte fragen könnten: wer kann mich einer Sünde zeihen? (S. 101) Denn, daß dieser Ausspruch Jesu im populären Sinne zu nehmen sey, nach welchem er nur die Jüdre berücksichtigte, in welchen er zur vollkommenen Erkenntniß des göttlichen Willens und seiner eigenen Bestimmung gelangt war, bedarf wohl keiner Erinnerung. Wenn aber der Vf. aus dieser Charakterreinheit Jesu (denn so glauben wir seine etwas rhapsodische Argumentation ergänzen zu müssen) den Schluß macht, daß Jesus, als der Wahrhaftigste, auch in den Aussprüchen seine Zuhörer nicht täuschen wollte, in welchen er sich in einem höheren Verhältnisse zu Gott, als andre Menschen betrachtete; (S. 100) so werden freylich darin Alle, welche nur irgend Sinn für das Hohe und Edle in dem Charakter Jesu haben, dem Vf. beystimmen, aber zugleich, wenn sie mit den verschiedenartigen Vorstellungen, welche das N. T. über die Göttlichkeit der Person und Lehre Jesu darbietet, und mit der ganzen Denk- und Redeweise eines ungebildeten Zeitalters vertraut sind, die Nachweisung verlangen, daß nicht Manches dieser Art, besonders im Johanneischen Evangelium, von der individuellen Auffassungsweise des Schriftstellers abzuleiten sey, Vieles auch, wenn wir in den Berichten seiner Schüler die eigentlichen Reden Jesu vor uns haben, ohne den Worten Gewalt anzuthun, einen milderen Sinn zulassen würde, und daß es endlich einem großen, von der Gottesidee ionig ergriffenen und über seine Zeitgenossen erhabenen Menschen nicht natürlich sey, in sich Funken des göttlichen Geistes zu spüren und sich selbst als ein unmittelbares Werkzeug in Gottes Hand zur Veredlung und Beglückung der Menschheit mit der vollsten subjectiven Ueberzeugung zu betrachten, die aber als bey berichteter Erkenntniß der göttlichen Wirkungsart das Criterium der objectiven Wahrheit enthalten kann. Noch leichter hat uns der Vf. die Widerlegung bey seinem dritten Puncte gemacht, in welchem er die Auferstehung des Heilandes als einen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums angesehen wissen will. Unwiderleglich ist die Prämisse durchgeführt, daß die Wiedererscheinung Jesu nach seiner Kreuzigung das beglaubigste Factum der ganzen Weltgeschichte sey. Aber wie wird aus dieser Begebenheit die Göttlichkeit seiner Person und Lehre bündig gefolgert werden können, so lange nicht dargethan ist, daß diese Auferstehung selbst ein unabsehbbares Wunder war? Daher wendet der Vf. in der Frage: warum begehren wir bestimmen zu können, was für Veränderungen mit dem sterbenden Körper Jesu vorgegangen sind? (S. 104) die Weisen gegen seine eigene Sache und mit nicht größerem Glücke sucht er die Annahme, daß Jesu Tod ein Scheintod gewesen sey, zu entkräften. Denn in der Behauptung, daß dieser Scheintod ein solcher und diese Wiederbelebung eine solche gewesen, wie Bei-

Beides seit Anbeginn der Welt nie war und nie seyn wird (S. 104), behauptet er augenscheinlich mehr, als er wissen konnte. Wir erinnern uns an das Beispiel so vieler Hingerichteten, die ins Leben zurückgekehrt sind und an die ähnliche Erzählung des Josephus (c. *Apon. extr.*) von einem Gekreuzigten. — Und somit können wir die Beürtheilung dieses Abschnittes, den wir für den schwächsten in der ganzen Schrift halten, nicht anders als mit dem Wunsche beschließen, daß der geschtete Vf. bey einem abermaligen Abdrucke dieses Sendeschreibens, auf die Umarbeitung dieses Theiles eine besondere Sorgfalt verwenden und die Resultate selbst deutlicher hervorheben möge, weil es höchst misslich ist, dieselben bey einer so wichtigen Sache dem Gutmüthen eines jeden Lesers zu überlassen. Die drey hervorgehobenen Punkte scheinen, wenn sie mit Gründlichkeit benutzt werden, allerdings sehr geeignet zu seyn, das System der Offenbarungsgläubigen zu unterstützen. Aber selbst diese werden einen überzeugenden Beweis ihres Glaubens, als den hier durchgeführten, verlangen. Wenn aber der Vf. (S. 87) den geforderten historischen Beweis in einem milderen Sinne zu nehmen scheint, nach welchem die Richtigkeit der Folgerungen nur so weit, als es bey einer entfernten Begebenheit möglich bleibt, gesichert werden müsse, weil, wie er hinzusetzt, der historische Glaube sonst nicht Glaube bliebe, so wissen wir wohl, daß sich bey den oft mangelhaften Nachrichten des Alterthums, das Daseyn oder die Abwesenheit gewisser Ursachen nicht immer mit Evidenz erweisen lasse, halten es aber wegen nahe liegender Mißverständnisse für unpassend, den Ausdruck eines historischen Beweises mit dem des historischen Glaubens zu verwechseln. Einen *historischen* *Glauben* kann es streng genommen, in dieser Sache nicht geben, sondern nur einen *Glauben, um der Historie willen*. Die Historie ist, wie das Wort sagt, eine Wissenschaft des Wissens und der Erfahrung; sie kann also nicht selbst Gegenstand des Glaubens seyn, sondern nur die Nothwendigkeit des Glaubens erweisen. Der Supernaturalist, welcher sich von der Möglichkeit und Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung unter gewissen Umständen, philosophisch überzeugt hält, wird durch die Geschichte von der Wirklichkeit derselben versichert, wenn sie ihm schlechterdings keine Mittel nachweist, durch welche etwas Geschehenes auf natürliche Weise wirklich werden konnte. Der Rationalist würde sich selbst dann schwerlich zu einem Glauben bekennen, der seiner innigsten philosophischen Ueberzeugung widerspricht, sondern immer noch das Daseyn solcher Mittel *a priori* postuliren müssen.

VI. Die *Schlussbemerkungen* (S. 109 — 123) verbreiten sich in einer herzlichen Sprache über die Wohlthätigkeit der religiösen Wärme, die uns bey allen gelehrten Speculation begleiten müsse. Auch die *Nachschrift* an jüngere Freunde der Religion und

Theologie (S. 124 — 139), enthält sehr beherzigungswerthe Ermahnungen für angehende Theologen, bey dem Streben nach theoretischer Erkenntniß der Wahrheit, doch ja nicht das Interesse für die Religion selbst erkalten zu lassen, welches sie einst bey ihren Anvertrauten wecken und nähren sollen. —

Die angehängte und inhaltsverwandte *Predige des Herrn. Prof. Marks* (S. 141 — 160) ist gewiß für viele Leser eine wünschenswerthe Zugabe. Sie behandelt nach Phil. 1, 9 — 11. in lichtvoller Klarheit und mit zweckmäßiger Vielseitigkeit: die wachsende Liebe und Erkenntniß und den echten Geist der Prüfung, als zwey nothwendige Merkmale einer Gott wohlgefälligen Christengemeine.

BIBLISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Barth: D. *Christi. Theoph. Kuinoel, Commentarius in libros Novi Testamenti historicos. Vol. I. Evang. Matthaei. Ed. II. auctior et emendator. 1823. XL u. 818 S. gr. 8.*

Dieses schätzbare Werk ist eine Sammlung der wichtigsten Erklärungen jeder Stelle, welche auch die neuesten Hülfsmittel, größere, oder einzelne, zum Theil zerstreute Abhandlungen darbieten, und die ruhigen, besonnenen Urtheile darüber geben ihm den Werth, welchen das theologische Publicum anerkannt hat, sonst würde es nicht die *dritte* Auflage vor sich sehen. Mögen weniger eigene Erklärungen Erfindung und ihren Scharfßinn bezeugen: es herrscht in dem ganzen Werke eine so gleichmäßige verständige Haltung, daß das eigene Nachdenken überall Materialien genug, wohl geordnet, vorfindet. Diese neue Auflage ist nicht nach der Seitenzahl mit der vorhergehenden zu vergleichen, welche 838. X u. 26 Seiten füllte: denn bey dem diesmal schärferen und sehr ansprechenden Drucke sind selbst einige Vermehrungen angebracht. Solche sind z. B. in den Praemonendis zu bemerken, wo S. XII nun auch *Gieseler's Versuch* u. s. w. aber auch nur der Titel, und S. XVI ein ganzer Paragraph zur Anführung und Schilderung der Schriften von *Schleiermacher, Gersdorf* u. A. eingeschaltet ist. Außerdem hat Rec. freylich Alles das unverändert gefunden, was er sich bey der vorigen Ausgabe als der Aenderung fähig oder bedürftig bemerkt hatte, und macht also den würdigen Vf. hier auf Einiges Wenige davon aufmerksam. Zu K. 12, 8. 20. und 27. sollten entscheidendere Gründe gegeben seyn. Vs. 31. ist nicht deutlich genug, daß sich die *similes loci* auf das *non nimis premenda* bezieht, und im folgenden Vs. die Anmerkung zu *ἀποδοξ.* wegen der eben vorhergegangenen überflüssig. K. 13, 21. bedarf es der künstlichen *Scorrichen* Wendung des *ἐν αὐτῷ* nicht. Vs. 28. liegt deutlich im Zusammenhange, daß *ἐν αὐτῷ* nicht ohne vorhergegangenes Her-

Herausziehen geschehen konnte, aber aus dem *ausf.* und der Stelle der Septuag. folgt es ja nicht. Bey der Ellipse des *ον* sollte bemerkt seyn, daß sie gerade bey *αμα* stattfindet. — Wozu sollen die Citate K. 12, 37. L. zu *κα* für *aut* aus *Tibull*, ähnliche K. 20, 3. zu *ἀγορά*, Vs. 12. zu *πεισιν* aus Seneca und Terenz, Vs. 16. aus Virgil, zu *καλῶν* K. 22, 3. aus Plautus? — K. 23, 31. steht in der aus Jer. 1, 18. angeführten Stelle *ἔσθῃ* in einem andern Zusammenhange, als dort *ἐκτοῖς* zu *μαρτυρ.* Es war an den passenden Anführungen aus dem N. T. genug. K. 26, 8. liegt in keiner der zu *ἡμῶν* angeführten Stellen: Verschwendung, aber es liegt bey *ἀπώλεια* in dem Zusammenhange selbst. Vs. 38. paßt Num. 23, 10. nicht, auch Sir. 4, 28. ist etwas Anderes, ob schon Vergleichbares. Vs. 55. war es doch überflüssig, über das bekannte *καθ' ἡμέραν* Worte zu machen.

Bey der großen Menge von Urtheilen und Anführungen, welche ein solches Werk enthält, muß ein anderer Exeget eine große Menge von Anlässen zur Polemik finden, dies versteht sich von selbst: *hanc veniam damus petimusque vicissim*: Nicht von solchen sollte im Vorigen die Rede seyn, sondern wenigstens Einiges von dem angeführt werden, was der Vf. bey einer neuen Auflage wahrcheinlich ändern möchte. Am wenigsten sollten Druckfehler, deren am Ende dieser mehrere als bey der vorigen, angegeben sind, aus letzterer übergegangen seyn. so wie in der gegenwärtigen K. 15, 32. wieder 14. 15. statt 14, 15., zu K. 21, 12. *e gent.* statt *et gent.*, zu K. 26, 3. Matth. 21, 29. statt Matth. 12, 29. steht; auch ist uns ein Citat nach der Seitenzahl der vorhergehenden Ausgabe aufgestoßen, statt nach der Seitenzahl der gegenwärtigen eingerichtet zu seyn. Daß der würdige K. überall die lateinischen Präpositionen mit den griechischen Textesworten construirt, z. B. *ante τοῦ σαββάτου*, statt *vocc.* zwischen zu setzen, ist oft auffallend, doch keine Aenderung dessen durch ein ganzes großes Werk zu verlangen.

JUGENDSCHRIFTEN.

HALLE, b. Kümmel: *Der neue deutsche Kinderfreund*, ein Lesebuch für Volksschulen. Von C. C. G. Zerrenner, Königl. Preufs. Consistorial- und Schulrath, Director des Königl. Schullehrer-Seminarii und Schulinspector zu Magdeburg, Ritter des rothen Adlerordens. Fünfte durchaus verbesserte, mit zwey Kupfertafeln vermehrte Auflage. 1824. VIII und 330 S. 8. (6 ggr.)

Ueber den Werth dieses Schulbuches haben die schnell auf einander folgenden Auflagen desselben so bestimmt und unzweydeutig entschieden,

daß es überflüssig wäre, ihn jetzt noch besonders hervorzuheben. Rec., der es aus früherem Gebrauche selbst genau kennt, freut sich um so mehr, eine neue Auflage davon anzeigen zu können, als sie in der That eine durchaus verbesserte und vermehrte genannt werden darf. Da jetzt besonders in den meisten Schulen des Herzogthums Sachsen der deutsche Sprachunterricht nach den so vorzüglichen Lehrbüchern des Hrn. Directors Dr. Heyse ertheilt wird, und es sehr wünschenswerth war, daß das Schul-Lesebuch mit der eingeführten Sprachlehre überall übereinstimme: so ist auf Ansuchen des Vfs. das Manuscript von Jenem in dieser Rücksicht revidirt worden, so daß sich nun beide Bücher, wenn sie in ein und derselben Schule gebraucht werden, gegenseitig erläutern und unterstützen. Außerdem hat das Buch durch die sorgfältige Feile des würdigen Vfs. in allen seinen Theilen Verbesserungen und Erweiterungen erhalten. Solche finden sich in der 2. Abtheilung: *Bestimmung einiger wichtigen Begriffe*, z. B. S. 78 *Körper*, S. 82 *Gewissen*, S. 86 *Glück*. In der 3. Abtheil.: *von der Welt*, S. 88 *von den Planeten*. Die größten und wesentlichsten Verbesserungen und Vermehrungen hat aber die 7. Abtheil.: *die Gesundheitslehre* (S. 154 — 196) erhalten, welche deshalb für die Besitzer der früheren Ausgaben und Andere noch besonders abgedruckt bey dem Verleger zu haben ist. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist der Abschnitt *von den Mitteln, Todessehnende zu retten*, und *von dem Verhalten in Hinsicht auf die Hundswuth* bearbeitet; ganz neu hinzugekommen ist der Abschnitt: *Einfluss der Religion und Tugend auf unsre Gesundheit*. (S. 194 — 196) Auch ist diese Abtheilung mit 2 colorirten Abbildungen bereichert, daran 1. die gefährlichsten Giftpflanzen unsers Landes, (Kellerhals, Herbst-Zeitlose, Stachafel, Belladonna), die 2. einen Hund mit allen Zeichen der völligen Wuth treu darstellt. Auch die 8. Abtheil., *merkwürdige Naturerscheinungen*, und die 11. *Geographie* (cf. besonders Preufs. Staat S. 297 u. f. w.) sind mannichfach bereichert worden. Endlich ist S. 321 und 302 das *Ein mal Eins* und das *Eins und Eins* hinzugekommen; nur steht am Ende des letztern ein Druckfehler: 9 und 9 ist 19 für 18. Auch S. 158 Z. 3. v. u. findet sich ein solcher. *Der Bette für der Betten*. Obgleich nun diese neue Auflage um 2 Bogen stärker und durch die 2 Kupfer kostbarer geworden ist, so hat der Verleger, was rühmliche Anerkennung verdient, den so geringen Preis derselben von 6 ggr. doch nicht erhöht. Auch der Druck ist scharf und correct und das Papier gut.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) HILDESHEIM, b. Gerstenberg: *Hildesheimische Landesordnungen*. Neue, auf Befehl des königl. Cabinetsministeriums veranstaltete Ausgabe. *Erster Theil*. (1609 — 1773.) 1822. 547 S. *Zweiter Theil*. (1774 — 1802.) 1823. 349. LXXXV u. 82 S. 4.

2) HANNOVER, b. Hahn: *Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämtliche Provinzen des Hannoverschen Staats — bis zur Zeit der feindlichen Usurpation ergangen sind*. Mit Genehmigung des Königl. Cab. Ministerii, herausgegeben von Ernst Spangenberg, Dr. b. R. Hof- und Canzleyrath (jetzt Oberappellationsrath) zu Zelle. *Vierter Theil, dritte Abtheilung, die Hadelnschen Verordnungen bis 1739 einschließend* enthaltend.

Auch unter dem Titel:

Corpus privilegiorum et constitutionum terrae Hadelariae, oder *Sammlung der für das Land Hadeln ertheilten und ergangenen Privilegien, Verordnungen und Ausschreiben*. — 1823. IV und 508 S. 4.

3) STADE, b. Pockwitz: *Die Ordnung des königlichen Hofgerichts der Herzogthümer Bremen und Verden in Stade*. Von neuem herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Ernst Wilhelm Gustav Schlüter, b. R. Dr. königl. Großbr. Hann. Justizrath und Hofgerichtsaffessor. 1823. XXXVI und 242 S. 4.

4) Ebendaf.: *Gemeine Bescheide u. gerichtliche Verordnungen der königl. Justizkanzley und des königl. Hofgerichts zu Stade*. Nebst den Formularen der bey diesen Collegien gebräuchlichen Dienststeide u. s. w., begleitet mit einem Realindex und als Anhang der Hofgerichtsordnung herausgegeben von C. W. G. Schlüter u. s. w. 1824. XVI. u. 84 S. in 4.

Nr. 1. Die drey Theile der Hildesheimischen Landesordnungen, welche in den Jahren 1782 und 1791 auf landesherrlichen Befehl gesammelt und abgedruckt wurden, waren schon zur Zeit ihres Erscheinens nicht vollständig. Es fehlten darin, anderer minder wichtiger Verordnungen nicht zu gedenken, das in der Hochgerichtsordnung Tit. 29. §. 3. angezogene Patent wegen der Actenverhickung *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1824.

an auswärtige Spruchcollegien vom 14ten Febr. 1653; das in der Verordnung vom 20ten Junius 1766 angezogene Patent wegen der Confirmation der Verträge vom 14ten Februar 1738; die Consistorialverordnung wegen der Eheverlobung und verbotenen Grade vom 22ten October 1743; die Verordnung gegen die unregelmäßig vollzogenen Ehen der katholischen Unterthanen vom 8ten Jun. 1750, und die *Instructio episcopalis, intuitu sponsalium clandestinorum pro officiali Hildesiensi* vom 16ten Sept. 1755; sodann die noch jährlich zur Anwendung kommende Remissionsverordnung vom 20ten Aug. 1757; ferner die Verordnung wegen der Reduction der schlechten, im siebenjährigen Kriege in Umlauf gekommenen Geldsorten, vom 13ten April 1763; die protestantischen Schulordnungen vom J. 1735 und die Declaration der letztern vom 18ten Sept. 1771. Hiezu kam, daß die seit dem J. 1791 bis zu der Preussischen Besitznahme im J. 1802 erlassenen Verordnungen nicht weiter gesammelt waren, ja, daß der dritte Theil der Sammlung, weil die Preussische Regierung die Herausgabe eines Hildesheimischen Provinzialrechts beabsichtigte, bey dem Transport des Hildesheimischen Cammer-Archivs nach Halberstadt vernachlässigt und zum Theil als Maculatur verbraucht und daher gar nicht mehr zu haben war. Auch von den ersten beiden Theilen waren die Exemplare meistens vergriffen, und die noch vorhandenen unvollständig geworden. Diese Verhältnisse veranlaßten das königl. Cabinetsministerium auf eine neue vollständige Sammlung Bedacht zu nehmen, und es wurde mit der Redaction derselben der Justizrath Koken zu Hildesheim beauftragt. Solchergestalt erschien die vorliegende Sammlung, über deren Plan noch folgendes zu bemerken ist. Um dieselbe nicht unnöthig zu vergrößern, war es eine sich von selbst an die Hand gebende Maassregel, daß die nicht mehr zur Anwendung kommenden Verordnungen und Ausschreiben, z. B. alle diejenigen, welche die alte Steuerverfassung, die Cartells mit benachbarten Staaten und sonst veraltete und aufgehobene Institute betrafen, ausgelassen wurden. Um jedoch den Besitzern der neuern Sammlung eine vollständige Nachweisung über den Inhalt der ältern Sammlung zu verschaffen, wurde ein chronologisches Verzeichniß aller im Fürstenthume Hildesheim von Anfang des 17ten Jahrhunderts bis zum 2ten August 1802 ergangenen Verordnungen, Ausschreiben, Patente u. s. w. angehängt. Ebenfalls ist es zweckmäßig befunden worden, der Sammlung ein

nen Abdruck der im gedachten Fürstenthume der Religion wegen abgeschlossenen Verträge anzuhängen, und einen Auszug aus dem statutarischen Rechte der Stadt Hildelsheim beyzufügen. Dieses ist nun Alles mit großer Umsicht und Genauigkeit geschehen, der Sammlung selbst aber durch sorgfältige und vollständige Register, ein hoher practischer Werth gegeben worden.

Nr. 2. ist die Fortsetzung einer Sammlung, welche bereits öfters in diesen Blättern erwähnt worden ist. Die Privilegien einer kleinen, aber wegen ihrer freyen, man möchte sagen, republicanischen Verfassung höchst interessanten Provinz des Königreichs Hannover, nämlich des Landes *Hadeln*, erscheinen hier zum erstenmale in einer Sammlung vereinigt. Früher sind nur äußerst wenige von denselben gedruckt, nämlich das Landrecht, die Kirchenordnung und das Otterndorfer Statut; alle übrigen hier mitgetheilten Privilegien, Urkunden, Verordnungen und Ausschreiben, welche von dem Jahre 1219 anheben, insofern sie Hadelnschen Ursprungs, und nicht etwa, nach Erwerbung des Landes, auf dasselbe ausgedehnt, oder dort publicirt waren, sind bis jetzt ungedruckt geblieben.

Nr. 3. Seit dem J. 1675, in welchem die alte Schwedische, noch fortdauernd gültige Processordnung für das Hofgericht zu Stade in Druck erschien, ist keine neue Auflage derselben veranstaltet worden, und da diese ältere Ausgabe so weit vergriffen war, daß man sie nur gegen einen Preis von 3 und mehreren Thalern in Auctionen erhalten konnte, so wurde das Bedürfnis einer neuen Auflage häufig gefühlt, und oft laut ausgesprochen. Ein bloßer Abdruck des Textes würde aber diesem Bedürfnisse wenig abgeholfen haben. Die Fortschritte in der Legislation und Rechtswissenschaft, die Veränderungen in der Verfassung der Provinzen, so wie Observanz und Praxis haben zur natürlichen Folge gehabt, daß die alte Hofgerichtsordnung keinesweges eine getreue und genügende Nachweisung der jetzigen innern Verfassung, der Verfassungsart bey den vorkommenden Rechtsgeschäften und des Geschäftsganges der Stadischen Obergerichte enthielt. Der Herausgeber hat sich daher das große Verdienst erworben, nach dem Muster der vor einigen Jahren von dem Canzleydirector *Hagemann* in Zelle, besorgten Ausgabe der Oberappellationsgerichtsordnung, den Text der Verordnung durch beygefügte Parallelstellen, geschichtliche Notizen, literarische Hin- und Nachweisungen, so wie durch eine Anzeige dessen, was durch veränderte Verfassung, Observanz und Praxis oder gesetzliche Verfügung unanwendbar geworden, in Abgang gerathen oder abgeändert ist, erläutert, und dadurch das vorliegende Werk zum praktischen Gebrauch möglichst bequem gemacht zu haben. Außerdem hat der Herausg. sehr zweckmäsig den ersten Fundationsrecess des Hofgerichtes durch Erzbischof Christoph mit abdrucken lassen; theils weil er durch die beygefügte Anmerkungen und

Notizen zu den gleichfalls abgedruckten bestätigenden Verordnungen Karls XI. von Schweden, und Georg I. von Großbritannien, statt einer historischen Einleitung dient, in welcher man über die Anordnung, den Fortgang und die wichtigsten Schicksale des Stader Hofgerichtes unter der Erzbischöflichen, Schwedischen und Hannöverschen Regierung, von seiner Entstehung an bis auf die neuesten Zeiten, Aufschluß erhält; theils, weil die bisherigen Abdrücke dieses Reccesses (in *Cursel* Bremens I. p. 112. *Pratje* Altes und Neues IV. p. 195. *Wolf* Miscellen I. 84.) keinesweges genau und fehlerfrey sind. Der vorliegende Abdruck ist aus dem handschriftlichen Original gegeben. Ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister erhöht den Werth dieser Ausgabe.

Nr. 4. Zwar befahl man eine Sammlung dieser gemeinen Bescheide von *Ribbenroep*; indessen konnte dieselbe aus einem doppelten Grunde nicht mehr genügen, denn eines Theils schloß sich dieselbe schon mit dem J. 1793, und andern Theils sind in derselben auch manche bis dahin erfolgten gemeinen Bescheide übergangen worden. Beiden Mängeln hilft die vorliegende Sammlung vollkommen ab, indem sie diese gemeinen Bescheide bis zum 19ten July 1823 mittheilt.

ÖKONOMIE.

HANNOVER, in d. Hahn'schen Hof-Buchh.: *Der practische Gärtner*. Herausgeg. von *Friedrich Georg von Graffen*. Mit Kupfern u. Holzschn. 1822. VI u. 258 S. 8.

Der Zweck dieser Schrift ist nach der deutlichen Erklärung des Vfs. Privatpersonen, denen es an einem Kunstgärtner und an eigener Kenntniß mangelt, zu lehren, wie sie in ihren Gärten das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und dem gemäß ihre Anordnung treffen sollen. Der Vf. ertheilt daher seine Belehrungen über die Anlegung eines Küchengartens, über den Anbau eines jeden Gewächses, welches für einen bürgerlichen Garten geeignet ist, und über die kleinen Handgriffe dabey, worauf oft so viel ankommt. Auf Gewächse aus heißen Himmelsstrichen aber, die nur in kostspieligen Glas- und Treibhäusern gezogen werden können, nimmt er keine Rücksicht, weil, wer dergleichen hat, auch einen erfahrenen Kunstgärtner dazu hält.

Bey Anlegung eines Gartens bemerkt er sehr richtig, daß der Boden nach seinem Ober- und Untergrund vorher untersucht werden müsse, damit nicht bey dem Rajolen der Fruchtbarkeit schädliche Theile hervorgebracht werden, als Sand, Töpferthon, kalkige, kreidige Erden. Ueber das Rajolen, Reinigung der Erde von Graswurzeln und Steinen, Abtheilung des Gartens nach Haupt- und Nebengängen, Umziehung des Gartens mit einer Mauer, oder mit einem lebendigen Zaun und Graben,

ben, wird zwar manches Bekannte, aber doch Nützliche in Erinnerung gebracht. Die allgemeinen Gärtnerregeln im 1ten Abschnitte sind aller Aufmerksamkeit würdig. Im 3ten Abschnitte wird von den Küchengewächsen, und zwar zuerst von den Wurzel- und Knollengewächsen, z. B. von den Pastinak-, Peterfilien-, Skorzoner-Wurzeln, von der Cichorie-, Hafer- und Zucker-Wurzel, von der Möhre und rothen Rübe, von der Rapontika oder Rübenrapunzel, von Meerrettig, Rettig, Radieschen, Sellerie, von Sommer- und Winterzwiebeln, Schalotten, ferner von Schnittlauch, Knoblauch, Schlangen-Knoblauch, Erdbirn, Erdkastanien u. f. w. ein zwar kurzer, aber genügender und zweckmäßiger Unterricht ertheilt. Eben das geschieht über die sogenannten wässerigen Früchte, als: Spargel, Gurken und ihre Erzeugung im Mistbeet, Melonen, Artischocken, Cardonen, Erdbeere; allenthalben stößt man auf aus der Erfahrung entlehnte, daher richtige Bemerkungen über ihren Gehalt und Werth, über ihre verschiedenen Arten, und die beste Weise, sie zu ziehen.

Die Bemerkungen über die Hülsenfrüchte, als: Erbsen, Virginische Wicken, Bohnen und Puffbohnen sind zwar kurz, doch ausreichend. In dem Abschnitte von Salat und Suppenkräutern handelt der Vf. von Salat, Rapunzen, Endivien, römischem Fenchel, Kresse, Körbel, Sauerampfer, Peterfilie, Portulack, Pimpinelle, Tripmadam, Estragon, und fügt allenthalben das Wissenswürdige, über die Zeit der Ausfaat, ihre Pflege und ihren Gebrauch bey. Zu den Kohlplanzen zählt er den Spinat, die Zuckermelde, Borretsch, krause Pappel, Mangold, Blumenkohl, Canadensischen Kohl, Braunkohl und seine verschiedenen Arten, Wirsing, Weisskraut, Rothkraut, Kohlrabi über und unter der Erde. Unter den gewürzhaften Kräutern wird des Majorans, Pfefferkrauts, Dill, Thymian, Basilicum, der Salbey, des Ysop und der neuen deutschen Würze, Krausemünze, Melisse, Spierstaude, Botrys, Senf, Rauten und Eherrauten gedacht, und das Nöthige über die der Natur gemäße Behandlungsart derselben erinnert. Im 4ten Abschnitte handelt der Vf. von den Blumen; a) die Zwiebelgewächse sind, als von den Tulpen, die durch Gesner aus der Turkey nach Deutschland kamen, und vorzüglich in Holland cultivirt wurden, von der Stern- und Trauben-Hyacinthe, von der monströsen Hyacinthe, Narcisse, Tazette, Jonquille, wilden Safran, weissen Lilien, Feuerlilie, Türkenbund, Kaiserkrone, Kiebitzey, Tuberoze, Schwerdblume, Zeitlose, Schneeglöckchen und Hornungsblume; dann b) von Knollengewächsen, als der Pönie, Zwerg-Schwerdlilie, Ranunkel, Anemone, Asphodillilie, perennirenden Sonnenblume, weissen Nieswurz, Eisenhut, Milchglocke, Georgine, und c) von den zäferigen perennirenden Gewächsen, als der Nelke mit ihren neuerlich gemachten 9 Abtheilungen, Federnelke, Cartheufernelke, Chinesernelke, Pechernelke, Feuernelke, Kornraden, Ackelley, dem

perennirenden Rittersporn, der Nachtviole, Matronalviole, römischen Viole, Märzviole oder Osterveilchen, Winter-Levkoje, Lack, Stangenlack, Mayblumen, Aurikeln, Taufendschöuchen, weissen Dorant, weissen Diptam, Löwenmaul, Ocy-maler, Pipan, Fuchschwanz, Grofsruhrkraut, rothen Fingerhut, Schafgarbe, Geißraute, Dotterblume, Mäuseohren, Immergrün, Leberkraut, Himmeltengel, Küchenschelle, heidnisch Wundkraut, römische Chamille, Seidenpflanze, Monarde, Leimkraut, Malve, perennirenden Wicke, Lavendel und Spicke. d) Von zäferichten Sommergewächsen, die jährlich gesät werden müssen, als den Balsaminen, Afters, Klatschrosen, Mohn, wohlriechenden Wicke, Rittersporn, Kornblume, Strohblume, Sommerlevkoje, spanischen Winde, Naturzien, Goldblume, Sonnenblume, Scabiose, Belvedere, Bauernsenf, Schwarzkümmel, Lupine, Todtenblume; Amaranth, dreifarbiges Winde, Liebesapfel, Tollapfel, Zeylanischen Balsampfel, spanischen Pfeffer, Raupenklee, indianischen Pfirschenkraut, Ringelblume, Sommer- und Herbst-Adonis, Stundenpflanze, Stiefmütterchen, Versteh mich, Christiauge, Sommermalve und Resede. Vorstehende Uebersicht der Pflanzen, worüber in den genannten Abschnitten ein kurzer, aber ausreichender aus eigner Erfahrung geschöpfter Unterricht ertheilt wird, zeugt von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit der abgehandelten Gegenstände; auch ist in der Folge der Abschnitte eine gute und zweckmäßige Ordnung nicht zu verkennen. Der 5te Abschnitt handelt von den Scherben-Gewächsen, welche nur in Kammern, Kellern und Stuben durchgewintert werden können, wobey unter mehreren andern auch über den Lorbeerbaum, über Pomeranzen und Citroneu das Nöthige erinnert wird. Der 6te Abschnitt handelt von den Buschgewächsen und Lustgebüschern, worunter die Rose mit ihren vielen Abarten das Vorzüglichste ist. Der 7te Abschnitt vom Weinstock, bemerkt sehr richtig, daß man nicht sowohl ausländische Reben, deren Trauben in unserm Klima nicht reifen, als vielmehr gute deutsche, weisse und blaue Outedel, Muskateller, Kilianer, Traminer, Schönpfeiler, Kleberother, zu erhalten suchen solle, und giebt gute Lehren über das Abfenken und die Pflege. Der 8te Abschnitt vom Feigenbaum, seinen Arten und ihrer Cultur. Der 9te vom Baumgarten. Zu einem guten Baumgarten fodert der Vf., daß er eine freye sonnenreiche Lage habe, daß der Untergrund von so guter Beschaffenheit als der Oberboden sey; daß die Bäume in gleicher Regelmäßigkeit und Entfernung, das Kernobst wenigstens 24 Fuß von einander stehe; daß die Bäume 7 Fuß hohe Stämme mit runden Kronen haben, was sich nicht leicht immer vereinigt. Die Lehren über Behandlung der Bäume im gesunden und kranken Zustande sind sehr zweckmäßig. Der 10te Abschnitt, von der Baumschule, lehrt, wie aus Kernen junge Bäume erzogen und durch Pfropfen in den Spalt und die Rinde durch Oculiren und

und Copuliren veredelt werden sollen, welche verschiedene Arten der Veredelung durch Figuren auf der beygefügten Kupfertafel dargestellt werden. Der 11te Abschnitt von Zwergbäumen. (Spalierbäumen in Fächer- und Gabelform). Der Vf. bemerkt sehr richtig, daß man Zwergbäume nicht nahe an einander, auch nicht nahe an die Wand, sondern 1 Fuß von der Wand ab pflanzen solle; damit sie sich nicht decken und einander die Nahrung nehmen; daß man nicht bloß Birn auf Quitten und Aepfel auf Johannisbäume zu Zwergbäumen veredeln könne, sondern daß sich auch Kernstämme auf Kernstämme von allerley Sorten dazu ziehen lassen. Beygefügt ist ein zweckmäßiger Unterricht, wie durch Verschneiden der Spalierbaum gezogen werden könne und müsse, was zur größern Deutlichkeit noch durch ein Kupfer erläutert wird. Beschlossen wird dieser Abschnitt mit Bemerkungen über die Erziehung hübscher Bouquet-Bäume, über die Quitte, Azerole, über die verschiedenen Sorten der Lambertsnüsse, über den welschen Nuss- oder Wallnussbaum, über den Mandel- und Maronenbaum, und allenthalben ist das einem praktischen Gärtner Nöthige mitgetheilt. Ein *bewährtes Mittel* gegen den Maulwurf soll (nach S. 206) seyn: daß man das Loch in dem Aufwurf suche, und mit einem starken spitzen Pfahl sechs bis acht Mal in den Grund hinab kräftig stosse, wodurch er getödtet, oder wenigstens zu entweichen gezwungen werde. Rec. hat gewöhnlich die frischen Fahrten des Maulwurfs niedergetreten, und gefunden, daß es eben sowohl zur Erhaltung der jungen Pflanzen, als zur Vertreibung des Maulwurfs gedient habe. Im 12ten Abschnitte stehen Supplemente, als Berichtigungen und Zusätze, welche alle von der Aufmerksamkeit und dem Fleisse des Vfs. zeugen. Das Ganze schließt mit einem Register, welches den nützlichen Gebrauch des Buchs gar sehr erleichtern und befördern wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Der kleine Phantafus. Erzählungen und Gespräche im Freundeskreise, von Wolfgang Adolph Gerle. Erster u. Zweyter Theil. 1822. 222 u. 204 S. 8.*

Rec. weiß nicht, wer zuerst die Bemerkung gemacht hat, daß die österreichische Literatur jedem gefeyerten Heroen und Nicht-Heroen der übrigen deutschen Literatur einen *en miniature* gegenüber zu stellen habe. Jetzt ist die Reihe an unserm Tieck, der, wenn er will, sein Bild *en miniature* in Herrn Gerle erkennen wird, und vielleicht nicht gerade mißfällig, besonders da Hr. G. unverholen ihn als Vorbild anerkennt, welches sonst gewöhnlich nicht geschieht. — Wie im *Phantafus* giebt der Miniatur-Phantafus phantastische Schauer-Märchen und Romanzen, Lieder und andere Gedichte mit ästhetisch-*raisonnirenden* Gesprächen

untermischt, zum Besten. — Darunter hat Rec. der Auszug aus einem alten Chronikenbuche: *Historie von einem feindseligen Geschlechte in Böhmen*, der Wrffowce gegen das Geschlecht des Primislaus, mit welchem der Vf. beginnt, am meisten angezogen; weit weniger die darauf folgenden Märchen, welche die *Ludwigsbrüder*, so nennt sich die Gesellschaft von Brüdern, Schwägern und Freunden, *Ludwig Tieck* zu Ehren, nach dem Bayspiel der Hoffmann'schen *Serapionsbrüder* einander erzählen; doch unter diesen noch am meisten die Erzählung *Bertha's*, des einzigen weiblichen Ludwigbruders: *Der Ritter in der Mühle*. — Die übrigen gewähren so gar wenig Halt, dagegen aber viele Reminiscenzen. — Eine liebliche Gabe sind die geistreich naiven *Briefe der Babet an Boursault*, den Dichter aus dem Zeitalter Corneille's und Racine's, in einer gelungenen Uebersetzung von *Bertha*. — Unter den Gedichten giebt es ein vortreffliches, nämlich das von Tieck: *Phantafus*, hier ganz abgedruckte. Die eigenen Gerle'schen sind weniger vortrefflich, und die im elegischen, wie es scheint dem Lieblingsversmaasse des Vfs., haben manchmal, wie S. 43 Z. 6 im zweyten Theil, einen Fuß zuviel, und dagegen, wie S. 79 Z. 3 v. u. im 1sten Th., auch wohl einen zu wenig. — Doch sind sie nicht ohne poetischen Gehalt, und die metrischen Erzählungen aus der griechischen Mythenwelt im zweyten Theile sind zu loben. — Das ästhetische *Raisonnement* enthält manche gut entwickelte Wahrheit, wenn auch Rec. sich mit des Vfs. Theorie des Romans nicht vereinigen kann: ins Phantastische vermag er dessen Hauptwerth keinesweges zu setzen. Der Vf. scheint aber auch selbst noch nicht ganz mit seiner Theorie im Reinen zu seyn. Die eingemischte liebe feurige Freundschaft der beiden Ludwigbrüder, des ältern Walther und des jüngern Herrmann, den jener fast dithyrambisch bejingt, hat etwas Widriges für Rec. — Uebrigens scheint die von dem Vf. gewählte Form recht geschickt benutzt, um seine eigenen Producte gehörig zu loben, denn die Zuhörer ermangeln nicht, dem Erzähler irgend etwas schmeichelhaftes zu sagen. — Ein komischer Druckfehler ist Rec. aufgefallen im ersten Theile S. 79, wo der letzte Vers besagt:

„Also sprach ich, und schaute staar zum nächlichen Himmel“

für *starr*; übrigen ist Druck und Papier gut. Das Deutsch des Vfs. ist ziemlich rein bis auf die Form *frug* für *fragte*, und *wegen dem* für *wegen des*. — Fehlt nun gleich diesem kleinen *Phantafus* die Vollendung und Mannigfaltigkeit und Tiefe des *großen*, und besonders der *köstliche Humor*, so gewährt er doch eine keinesweges geistlose Unterhaltung, und ist der Lesewelt, die Zeitvertreib sucht, wohl zu empfehlen, besonders da sie noch manche gute Ansicht nebenbey gewinnen kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

HALLE, in d. Waisenhausbüchh.: H KAINH ΔΙΑΘΗΚΗ. *Novum Testamentum graece*. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit *Georg. Christian. Knappius*. Tomus I. complectens quatuor Evangelia. Tom. II. complectens Acta ap. Epistolas et Apocalypsin. Edit. *tertia*. 1824. L und 791 S. 8. (1 thlr., auf besserem Papier oder gr. Format 1 thlr. 12 gr.)

Ueber die Einrichtung und den Werth dieser Ausgabe des neuen Testaments von dem ehrwürdigen Veteran unter den Schriftauslegern, welche längst als die bis jetzt unter allen Händausgaben brauchbarste und correcteste anerkannt ist, erst jetzt noch bey Erscheinung ihrer *dritten* Auflage weitläufigen Bericht geben zu wollen, erschiene so überflüssig, wie unangemessen. Das Buch ist in Aller Händen und durch langen Gebrauch bewährt. Gewiss aber mußte es dem verdientvollen Geiste eben so zur Freude gereichen, noch diese dritte Ausgabe seines schönen Werkes zu erleben, als es dem theologischen Publikum erwünscht erscheinen wird, den ausgezeichneten Vf., welcher in den ersten beiden Ausgaben bereits so viel geleistet hatte, noch einmal selbst auf diesem Gebiet beschäftigt, und gleichsam die letzte Hand ans Werk legen zu sehen. Rec. freute sich wenigstens ungemein, als er von dem Erscheinen dieser neuen Ausgabe die erste Nachricht erhielt. Doch fand er keine Erwartung in der Art getäuscht, daß, als ihm das Werk selbst zu Händen kam, er gleich auf der ersten Seite der Vorrede zur alten Ausgabe, statt einer neuen Vorrede bloß folgende kurze Note fand: †) „*Nova praefatione haec tertia editio non eget, textum Graecum secundae, praemissamque eidem commentationem isagogicam, cum subiunctis variorum lectionum atque argumentorum notationibus, sine ulla notabili mutatione reddens.*“

So kündigt sich also diese neue Ausgabe nur als eine Wiederholung der zweyten an. Und das muß jeder Sachkundige mit uns bedauern. Denn wie viel auch in der ältern geleistet, mit wie großer, höchst dankenswerther Sorgfalt ihr Text bearbeitet worden war, immer ließe sie noch Manches zu verbessern übrig: und wer könnte mehr im Stande

seyn, die noch vorhandenen Mängel zu beseitigen, die möglichst vollendete Gestalt dem eigenen, durch vieljährigen Fleiß und durch ununterbrochene Behandlung stets gepflegten Werke zu verleihen, als Hr. Dr. Kn. selbst. Die feine Kenntniß der alten Sprachen, welche ihn unter den Theologen so sehr auszeichnet, der geübte Schärfblick, das unbefangene Urtheil über den Grundtext und dessen Zeugnisse, (wesentliche Erfordernisse zu einer zweckmäßigen Ausübung der Kritik, so wie zur Auslegung des neuen Testaments) haben sich selten mit einer solchen Genauigkeit, mit so viel Aufmerksamkeit auch auf sogenannte grammatische Kleinigkeiten, die gleichwohl nicht ohne Gewicht sind, in einem Exegeten vereint gefunden, als in diesem ehrwürdigen Herausgeber. Was mußte also der Grund oder das Hinderniß seyn, daß derselbe nicht noch einmal den Text des N. T. einer Revision unterwarf und deren Resultate dem dabey so sehr interessirten theologischen Publikum mittheilte?

Zwar ist die neue Auflage nicht ohne alle Verbesserung geblieben. Eine Anzahl Druckfehler, wie wohl deren nicht gerade sehr viele in der 2ten Ausgabe stehen geblieben waren, sind verbessert: (Vgl. Matth. XXI, 5. XVIII, 5. XXI, 11. XXII, 4. Marc. XIV, 18. Luc. XVII, 17. Joh. VII, 10. u. a.) auch in der *Commentatio isagogica* hier und da im Ausdruck eine kleine Aenderung vorgenommen; (pag. XXIX Z. 7. 8. *putabam* für *putavi*, — p. XXXIII, Z. 11. *coni mutationem* für *mutac. coni.* — *ut* für *v. c.* und *a. c. u.* dergl. öfters gesetzt;) und zwey neue Noten sind p. XXXI zur letzten Zeile, und p. XXXVIII. zugefügt worden, von denen die letztere bloß eine Hinweisung auf des Vfs *Ed. II.* der *Scripta varii argumenti* enthält, die erstere also lautet: †) *in sola Apocalypsi, ne nimis crebra notatio varietatis lectionum molesta lectoribus esset, eas vocabulorum in versiones et traiectiones, quibus sensus scripti non mutatur, sub texu indicare superaddi his in locis: c. II, 13. 20. VI, 13. IX, 6. XI, 7. XII, 3. XIII, 12. 13. XIV, 9. 11. 15. XVI, 2. XVII, 2-9. XIX, 1. 8. XX, 12. XXI, 3. 5. — Luc. IX, 48. ist die Variante „*ἔσται*“ *Alii: ἐστὶ*“ jetzt genauer so angegeben: „*οὐτός ἐσται*“ *Alii: οὗτός ἐστι*.“ — Ebenso Joh. VIII, 39. das „*ἔσται*“ *Alii: ἐστὶ*“ verändert in „*ἄβραμ ἔσται*“ *Alii: ἄβραμ ἐστὶ*“ und anderwärts Aehnliches. Aber dagegen sind leider eine bedeutende Anzahl neuer Druckfehler an die Stelle getreten;*

44. muß *πρόσθετον*, — und *πρεσβύτερος*, *πρεσβεία*, *πρεσβυτέριον*, *πρεσβυτης* u. f. w., muß *πρεσβύτερος*, *πρεσβεία*, *πρεσβυτέριον*, *πρεσβυτης* u. f. w. geschrieben werden. Die ältern Ausgaben des N. Test. haben hier das rechte. Ohne genügenden Grund sind die neuern, selbst die Leipziger Griesbachsche vom J. 1805 davon abgewichen. Vergl. auch *Buttmanns Lexilog.* p. 165.

An der *Sylloge conjecturarum etc.* und dem *Recensius locorum veteris Test. in novo vel ipsis verbis vel obscurius commemoratorum*, welche eine sehr nützliche Zugabe der Knappischen Ausgabe sind, scheint gleichfalls nichts verändert worden zu seyn. Jedoch ist der letztgedachte Recensus nicht vollständig genug und enthält manche unrichtige Anführungen. S. 785 Z. 11. v. unten mußte Vs. 33. verbessert werden in Vs. 43. Auf folgender S. ist das Citat bey Luc. IV, 18. 19. aus Jes. „62, 7.“ wohl jeden Falls unrichtig. Ob es vielleicht c. 30, 26. seyn soll? — Ebend. S. 786 könnte Luc. 1, 17. mit Hinweisung auf Mal. III, 23. 24. Jes. XL, 3. S. 787. Röm. VIII, 32. mit Hinweisung auf Gen. XXII, 16. desgleichen S. 785. Matth. II, 23. mit Hinweis. auf Judic. XII, 5. zugesetzt und auch sonst noch dieses und jenes theils berichtigt, theils vervollständigt werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

BAMBERG und WÜRZBURG, in d. Göbhardt. Buchh.: *Abendbilder*. Eine Sammlung romantischer Erzählungen. Von Dr. Karl Weichselbaumer. 1822. 364 S. 8. Mit 1 Titelkupfer.

Rec. findet in den neun in dieser Sammlung enthaltenen Erzählungen das Beywort *romantisch*, (insofern der Vf. es nicht etwa mit *romanhaft* für gleichbedeutend nimmt); nur in der ersten, fünften und letzten allenfalls gerechtfertigt; die übrigen sind dem prosaischen Leben entnommen, in welcher die Liebe wohl auch eine Hauptrolle spielt, ohne es gerade romantisch zu gestalten. — Die erste Erzählung führt den Titel: *Die Tochter des Einsiedlers*; und ist in die Ritterzeit versetzt, ziemlich im Stile eines *Isidorus Orientalis* mit einem sästlich spielenden Tone und vielem Schwallst in der Sprache, wie in folgender Stelle: „Himmelsgewölbe, sagte Philipp (zu seiner Schönen auf einem Kanale des erleuchteten Parks im Kahne), jetzt bist du unendlich, mein Busen hat Raum, ich fühle den Hauch der Gottheit und — Agnes! soll mein reich entfaltetes, prangendes Leben wieder einsinken zu einer sich selbst verzehrenden Brust?“ — (Wie kann denn das Leben eine *Brust*, und eine *sich selbst verzehrende Brust* werden?) — „Nein! Nein! jenes Silberlicht da oben bittet für mich, und die leise wehenden Rosenbüsche flüstern dir zu: Liebe ihn! O die Natur ist befeelt, vertraue ihr, und aus jeder Blume, Wolge, Laube, Wolke klingen die Stimmen rathender Engel.“ *Ohe! jam satis est!* würde Ref. ausrufen, wenn er sich nicht überwunden hätte, nach dieser

ersten Erzählung, die ihn anfänglich selbst anzog, zuletzt aber — und er ist geneigt zu glauben vorzüglich durch den verfehlten Ton — ihm herzlich widersteht, zur zweyten: *Die Conventienzheirath*, überzugehen, in welcher er, was der ersten fehlt, eine Idee durchgeführt fand, woran der Geist einen Halt hat, und wo ihm der Vf. mehr auf seinem Gebiete zu seyn dünkte. Ist auch die Erfindung nicht neu, daß ein durch seine Aeltern in seiner Jugend Verlobter die Verlobte unter fremden Namen kennen lernt und sich in sie verliebt; so ist sie in dieser Erzählung doch recht artig benutzt, obgleich Rec. es sonderbar dünkte, daß das Gespräch der beiden einander fremden jungen Leute gleich bey der ersten zufälligen Zusammenkunft auf die Conventienzheirathen fällt, und eben so wieder auf dem Balle. Die Darstellung ist hier weit weniger schwülstig, als in der ersten Erzählung. — Die dritte: *Die Klosteraufhebung*, hat mit ihrem Titel weiter nichts zu schaffen, als daß durch die zu rechter Zeit eintretende, aber durch nichts motivirte Aufhebung eines Klosters ein Jüngling die Braut erhält, welche der Eigensinn ihres habüchtigen Vaters ihm verweigerte, um sie mit einem Nichtswürdigen zu verbinden, dem sie durch Annahme des Schleiers entging. Hier möchte die Darstellung wohl vorzüglicher als die Erfindung seyn, in der manches sehr lose eingewebt scheint, wie z. B. die anfänglich viel versprechende Einmischung des dankbaren Bettlers, der nicht einmal die Bekanntschaft der jungen Leute eigentlich vermittelt und überhaupt gar nichts wirkt. Leicht und artig ist die vierte Erzählung: *Die unverhoffte Vereinigung*, versteht sich zweyer Liebenden, welche eine unwürdige, aber in Romanen ziemlich verbrauchte Intrigue von des Jünglings Vater, (nämlich die Unterschlagung der gegenseitigen Briefe) zu trennen droht, und die durch die Erscheinung eines auch ziemlich verbrauchten reichen Veters aus Baltimore im entscheidenden Augenblicke wieder vereint werden. Es findet sich darin eine Romanze, die bey ihrer Kürze als ein Beleg vom Dichtergeiste des Vfs. hier stehen mag!

Ein Mädchen an dem Ufer stand,
Rief klagend in das Meer hinaus:
„Kehr wieder, Schiffer, an den Strand
Und laß mich ins beschwingte Haus.“

Verhaare Mädchen auf dem Land,
Begehre nicht zu mir herab,
Zurück die ausgestreckte Hand,
Das Meer ist keine Blumenbahn.

Komm lege nur dein Fahrzeug an,
Und nimm die Fliehende hinein,
Die Flut ist mehr als Blumenbahn,
Sie ist gewebt aus Sternenschein.“

Schiff du noch nie des Sturmes Wuth,
Des Meeres schwarzen Todeschlund?
Des Blitzes blutrothe Glut?
Zurück! nach Leichen lechzt der Grund!

„Ich scheue nicht den Wellenklang;
Ich fürchte nicht der Blitze Glüh’n;
Das Sturmetös ist nur Gesang,
Schiff! ich an dem Geliebten hin!“

Begehre Mädchen nicht herein,
 Schon Schwillt ringsum die falsche Nacht.
 „Die Liebe, Freund, ist Sonnenchein,
 Durchflammt das Meer mit Morgenpracht.“
 „Frisch auf! Wie meine Liebesbrust
 Habt voll das Segel sich empor;
 Ich fliege zu der höchsten Luft
 Durch's rolig goldne Abendhor!“

Psychologisch interessant und wahr und ergreifend ist die *fünfte* Erzählung: *Krieger-treue*, in welcher ein französischer Krieger sich Bonaparte in bedeutenden Momenten genähert hat, von ihm bemerkt worden ist und an den überwältigenden Genius so sich hingeeben hat, daß er sein Seyn mit dem seines Feldherrn ganz identificirt glaubt, und stirbt als dieser aufgehört hat zu seyn. — *Der angenehmste Fremdling* heißt die *sechste* und die gelungenste Erzählung; sie wird als ein Seitenstück zur *zweiten*: *die Conventiensehekrath*, bezeichnet. In dieser wurde die Bekanntschaft der Verlobten unter fremdem Namen durch die Aeltern vermittelt; hier bestimmet sich dazu der Verlobte von selbst mit recht anmuthigem Detail unter der Maske eines reisenden Malers. Ein Lafontänischer Major ist übrigens hier ziemlich müßig. — Die *siebente* Erzählung: *Der Edelmann aus Norden*, leidet an innerer Wahrscheinlichkeit. Drey Jünglinge, von denen der eine voll Thatendrang, der zweyte idyllisch genüßsam und der dritte ein Zeitmann ist, finden einen alten schwedischen Sonderling mit zwey lieblichen Töchtern, der nur unter dem Namen: der Edelmann aus Norden, bekannt ist und sich auf einer Insel in einem deutschen See angesiedelt hat. Das Seltsame des Mannes, der mit Niemand aus der Nachbarchaft Gemeinschaft hält, reizt sie, jeden nach seiner Weise, und Otto, der sich überall in die Zeit zu schicken weiß, verschafft seinen beiden Freunden den Zutritt. Der idyllisch Genüßsame findet in der einen Tochter das Ideal seines Herzens, wird Forstmann und erhält sie zur Gattin. Der Thatendurstige wirbt um die andere Tochter, wird von dem Alten angewiesen, erst die Welt mit seinen idealen Plänen zu durchstreifen und so Maass zu lernen, und erhält, als er bald gedemüthigt und übersättigt zurückkehrt, die Geliebte. — Für den Zeitmann ist keine Tochter da, aber er kehrt als russischer Officier einst bey den Glücklichen in ihrem Hafen ein, um sich an ihrem Glücke zu laben, da ihn die Zeit mit ihren Strudeln gefaßt hat und er in ihr keinen Halt findet, und verwindet dann mit dem unglücklichen Gefühle, keinen Zweck erreicht zu haben. Ausser der Hauptwahrheit, die jeder leicht sich selbst entnehmen kann, finden sich denn hier auch manche Ausprüche, die von den Jünglingen gegenwärtiger Zeit Beherzigung verdienen; Rec. will ihnen nur

den einen davon mittheilen, den der Edelmann aus Norden an die drey Jünglinge als Resultat seines Lebens richtet: „Es ist gut mit dem Geiste, aber gefährlich mit der That der Zeit voran zu fliegen.“ — Die *Verschleierte*, die *achte* Erzählung, ist eine artige Kleinigkeit, etwas geschwätzig, aber voll Menschenkenntniß und unterhaltend, obgleich die Erfindung etwas matt ist. — Die *neunte* ist ein ganz artig erzähltes Märchen, bey welchem Rec. sich nur die Lehre, wie der Erzähler rath, nicht selbst hat machen können, woran ihm aber auch weiter nichts lag, weil ihm bey einem Märchen es nicht darauf ankommt, ob er sich eine Lehre daraus nehmen könne oder nicht. — Uebrigens ist Rec. fast bey allen diesen Erzählungen ein gewisser Mangel an innerer Motivirung aufgefallen; dann auch, daß die Jünglinge des Vfs. fast alle phantastisch und sehr heirathslustig sind, und hier und dort ein Provinzialismus, wie „*sie ist fehltig*“ für: sie hat gefehlt; *nimmer*“ für: nicht mehr und ähnliche; doch schreibt im Ganzen der Vf. ein recht reines Deutsch. Druck und Papier sind vorzüglich, und das zur ersten Erzählung gehörige Kupfer ist von C. Heideloff gut gruppiert und gezeichnet und von Bittheuser brav gestochen.

BASEL, in der Schweighäuser'sch. Buchh.: *Opferblumen* von Sophie Richard-Schilling. 1823. 180 S. 8.

Eine Anzahl von lyrischen, meistens Gesehensgedichten, deren Herausgabe der Unterstützung der Griechen gewidmet ist. Daher der Titel: „Opferblumen“, welcher auch dadurch noch erklärt wird, daß über jedem Gedichte gleichsam als Motto ein Verschen von einem bekannten oder unbekannten Dichter steht, in welchem irgend eine Blume besungen oder erwähnt wird. Was die Gedichte selbst anbetrifft, so sind sie freylich keine Meisterstücke, aber sie athmen doch einen klaren, reinen, liebewarmen Geist, sprechen das Herz sanft und wohlthuend an, und ihr edler Zweck läßt über manche Härte der Sprache und des Versbaues, über manches Unpoetische und Matte nachsichtig hinwegblicken. Wohl dem weiblichen Wesen, welches, wie die Verfasserin, den Kreis von Freunden, den es um sich her gebildet, durch solche einfache Herzensstöne erfreuen kann, ohne sich dadurch von seiner eigentlichen weiblichen Bestimmung zu entfernen! Wohl ihm, wenn es die Lebensverhältnisse, in welchen es sich bewegt, so durch Gesang zu weichen vermag, wie hier z. B. in „den Brautgedanken“, S. 6, gelobehen ist! Die beiden Gedichte in schweizerischer Mundart haben uns besonders angesprochen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Eymery: *Mémoires pour servir à l'histoire des événements de la fin du 18^{me} siècle, depuis 1760. Par un contemporain impartial, feu l'abbé Georgel, Jésuite, ancien secrétaire d'ambassade de France à Vienne. Avec la gravure du fameux collier, 2^{de} édition. 1820. Sechs Bände. gr. 8.*

Diese Memoiren enthalten, neben vielen bekannten Dingen, wohin wir besonders ziemlich Alles rechnen, was sich auf die Geschichte der Revolution selbst bezieht, eine Menge höchst interessanter Anekdoten, und verbreiten namentlich über die Aufhebung der Jesuiten, über die Gesandtschaft des Prinzen Louis von Rohan zu Wien, über die berühmte Halsbandgeschichte, bey welcher der Vf. die Hand tief im Spiele hatte, ein ganz neues Licht. Wir werden das Interessanteste, insonderheit Schilderung bekannter Personen ausheben, und uns für unsere Person, nur da einmischen, wo es uns mit der angerühmten, „*impartialité*,” des Vfs., der Jesuit und warmer Anhänger des Rohan'schen Hauses war, nicht ganz richtig zu seyn scheint.

Als einen der Haupthebel zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich betrachtet der Vf. den Haß der Marquise von Pompadour gegen diese Gesellschaft. Die Marquise hatte keinen sehnlicheren Wunsch gehegt, als Palaßdame der Königin Maria Lezeczinska zu werden; und um diese tugendhafte Prinzessin für sich zu gewinnen, suchte sie sich ein Ansehen von Frömmigkeit zu geben. Sie ließ zu dem Ende, mit geheimer Zustimmung des Königs, die aus ihren Apartements nach den feinnigen führenden Verbindungsthüren vermauern, und wollte einen erklärten Beichtvater unter den Jesuiten haben, die darnals in der Mode waren. Ihre Wahl fiel auf Pater de Sacy, „*plus connu par ses rapports avec d'illustres dévotés, que par son esprit et ses talents, qui n'étoient que médiocres*,” wie sich der Vf. ausdrückt, der uns, im Eifer für das Interesse der Gesellschaft, schon hier nicht recht „*impartiel*” zu seyn scheint. Der heilige Mann machte aber die Entfernung der Büsserin vom Hofe zur Hauptbedingung; und erbitterte dadurch die Marquise, die davon nichts wissen wollte, dergestalt, daß sie den Untergang der Gesellschaft schwor, der, wie man weiß, durch ihren

Günstling Choiseul, später ins Werk gesetzt wurde. — Das Portrait, welches G. von diesem berühmten und verdienten Staatsmanne entwirft, ist mit einem wahren Jesuiten-Pinsel gezeichnet; wir übergehen es, mit Ausnahme eines einzigen Zuges. Eine Ausschweifung mit einer Actrice vom italienischen Theater führte, wird hier erzählt, den Herzog schnell dem Tode entgegen. Sein Tod glich seinem Leben: er wollte weder von Gott noch von Priestern wissen, und verordnete im Testamente ausdrücklich, auf sein Grab, statt eines Kreuzes, eine Cypresse zu setzen. Als er schon im Todeskampfe lag, kam der Prinz von Luxemburg, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und erhielt von dem, in Thränen schwimmenden Schweizer die naive Antwort: *Ah! mon prince, à moins d'être devant dieu, il ne peut être plus mal.* — Der Vf. geht aber noch weiter: er will aus dem Munde Josephs gehört haben, daß man Choiseul, wegen des unerwarteten Todes des Dauphin's, stark im Verdachte gehabt habe. Rec. glaubt um so weniger daran, als er sich aus den herrlichen Memoiren von Dutens ein ganz anderes Bild des Ministers zusammengesetzt hat. — Freylich schien sich das Geschick selbst zum Untergange der Jesuiten mit verschworen zu haben. Sie fanden noch einen Zufluchtsort in Lothringen, bey Stanislaus, als dieser, von seinen Unterthanen angebetete Fürst das Opfer eines unglücklichen Zufalles wurde. Seine Tochter die Königin von Frankreich, hatte ihn mit einem selbst gearbeiteten Schlafrocke beschenkt, den er aus Vorliebe trug. Eines Tages sitzt er, in demselben, am Caminfeuer, als ein Funke die Watte unbemerkt entzündet, und der Brand den Prinzen so verletzt, daß er, wenige Tage nachher, den Geist aufgeben mußte. — Nichts gleicht aber der Geheimhaltung, mit welcher der den Jesuiten zugedachte Schlag in Spanien vorbereitet wurde: nur Montalegre, Campomanes, Monino, der Graf von Aranda und der König wußten darum; und die Befehle wurden in des letztern geheimen Cabinette vom Grafen selbst expedirt. Sie waren sämmtlich *Jo el Rey* gezeichnet, vom Präsidenten des hohen Rathes von Kastilien contrasignirt, und mit zwey Umschlägen, jedem dreymal beiegelt, versehen; auf dem innern Umschlage las man die Worte: „Ihr habt dieses Schreiben, bey Todesstrafe, nicht eher als am Morgen des 2ten Aprils 1767 zu erbrechen.” Der Befehl selbst ist in gemessenen Ausdrücken abgefaßt. — Auch glückte die Sache nicht

nicht nur hier, sondern überall auf eine außerordentliche Weise. — Dem 2ten Abschnitt des Werkes: von den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. giebt der Vf. das Horazische ... *ego apud Matinae more modoque etc.* zum Motto; nur, Honig wenigstens bietet diese abscheuliche Zeit der erbärmlichsten Monarchenschwäche und tiefsten sittlichen Verderbniß nicht dar. Die „*insouciance*“ des Königs war so groß, daß er, im Conseil, die Entscheidung der wichtigsten Fragen, lediglich auf die Stimmenmehrheit ankommen ließ; und wenn die Minister wider seine eigene Meynung votirten, so pflegte er sich wohl mit einem „*Nous verrons comme ils vont s'en tirer*“ gegen seine näheren Umgebungen, zu beruhigen. Am meisten trug aber die unselbige Verbindung mit der Gräfin du Barry dazu bey, ihn in den Augen der Nation herabzusetzen; selbst der „*complaisant*“ Choiseul, wie ihn G. nennt, tadelte sie bitter, und zog sich dadurch seine Absetzung und die Verweisung zu, welche ihm der Minister des Hauses, der Herzog de la Vrilliere in einem Augenblicke überbrachte, da sich der Bischof von Arras, Compiègne, in Geschäften bey ihm befand, der ihn „*pâle, terrassé, begayant quelques mots entrecoupés*“ gesehen haben will, welches wir wiederum nicht unbedingt glauben, da Choiseul als ein Mann von Seelengröße bekannt ist. — Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Aiguillon, hatte sich bis dahin nur durch sein Talent für kleine Intriguen bemerklich gemacht. An dem, unter seiner Anführung, bey St. Cast über die Engländer erfochtenen Siege, wollte man ihm keinen großen Antheil zugestehen, da bekannt war, daß er sich, während des Gefechtes, in eine Mühle verkrochen hatte. Seine beständigen Handel mit dem Adel und dem Parlemeute von Bretagne, während seiner Verwaltung dieser Provinz, zeigten ihn von einer sehr ungünstigen Seite, zumal da er nie eine andere Zuflucht als Gewalt - Maassregeln kannte, indem er von dem Parlemeute von Paris befangen war, mußte ihn die Vermittlung des Kanzler's Maupeou ziehen. — Vollkommen unbekannt mit den diplomatischen Geschäften, war er gezwungen seine Schule bey den Subalternen zu machen, mit denen das Departement durch seinen Vorgänger besetzt worden war, und dieser unglücklichen Nothwendigkeit muß die Beybehaltung aller dieser Leute zugeschrieben werden. Gleichwohl wünschte er seiner Verwaltung allen möglichen Glanz zu geben, und dieser Wunsch gab ihm, sobald er nur die Gewissheit seiner Ernennung zu derselben hatte, den Plan ein, den Prinzen Louis von Rohan, Coadjutor von Straßburg, an die Stelle des früher dazu bestimmt gewesenen Baron v. Breteuil, als französischen Gesandten nach Wien zu schicken. G. versichert, daß der Prinz anfänglich eine sehr bestimmte abschlägliche Antwort gegeben habe; indess wußte man ihn durch das Versprechen großer Geldsummen zu locken, und er machte, auf dies Versprechen hin, einen ungeheuren Aufwand. „Die beiden Paradekutschen hat-

ten 40000 Livres gekostet, und Reichthum und Kunst waren an denselben verschwendet. Der Marstall des Ambassadeurs bestand aus 50 Pferden; der erste Stallmeister war Brigadier in der Armee, hierzu kamen ein zweyter Stallmeister mit zwey Piqueurs; ferner sieben Pagen aus den besten adeligen Familien der Bretagne und des Elsass, zwey Heiducken, vier Läufer u. s. w. u. s. w.“ Mit solcher Pracht erschien Rohan am 6ten Januar 1772 zu Wien und erfuhr von der Kaiserin sowohl als ihrem Sohne Joseph die schmeichelhafteste Aufnahme. Dem Besuche bey dem Fürsten Kaunitz, Staatskanzler, wohnte G., in seiner Eigenschaft als Gesandtschafts-Secretair bey; der Empfang war sogar freundschaftlich zu nennen: indess erhielt das gute Vernehmen bald einen Stofs dadurch, daß sich das Gesandtschaftspersonale der größten Veruntreuungen durch Contrebandiren schuldig machte; ein Umstand, der die Aufhebung der bisherigen Mauthfreyheit des diplomatischen Corps nach sich zog. „Eine andere Veranlassung, wodurch das Mißfallen der Kaiserin erregt wurde, hatte wichtigere Folgen. Der Prinz gab jede Woche Soupers zu 160 bis 150 Couverts, wo sich der vornehmste Adel Wiens einfand, und deren rauschende Genüsse bis tief in die Nacht hinein verlängert wurden. Marien Theresen's strenger Sittlichkeit mißfiel aber diese Neuerung höchlich, und sie trug dem Prinzen von Hildburghausen auf, darüber mit dem Ambassadeur zu sprechen. Letzterer war indess zu keiner Aenderung zu bewegen; und erbitterte dadurch die Kaiserin so, daß sie in der Stille seine Abberufung betrieb, und damit die Dauphine Maria Antoinette beauftragte.“ Sie schilderte ihn derselben zugleich in einem so außerordentlich nachtheiligen Lichte, daß der unverföhlliche Haß der nachherigen Königin von Frankreich gegen den Prinzen Rohan hier seinen Anfang nahm; ein Umstand, auf den wir aufmerksam machen, um die entfernten Ursachen der französischen Revolution aufzuhellen, zu deren Ausbruche jene Feindschaft allerdings mit beytrug, und zu deren vorbereitenden Veranlassungen also die Soupers eines französischen Prinzen in einer deutschen Kaiserstadt gerechnet werden müssen. — Die Dauphine theilte die Briefe ihrer Mutter der Frau von Marfan, Gouvernante der Kinder von Frankreich, einer Verwandtin des Gesandten mit; und des letzteren Abberufung fand, unter dem Vorwande eines Familien-Verhältnisses statt, G. blieb als *Chargé d'affaires*. In diese Zeit fällt der Theilungstractat Polens zwischen Oestreich, Preussen und Rußland; und der Vf. klagt bitterlich über die Sorglosigkeit, mit welcher der Herzog von Aiguillon seine Vorstellungen darüber aufgenommen habe. Dem Prinzen von Rohan war es, in diesem Bezuge, schon früher nicht besser gegangen; und ein von ihm diesfalls an den Minister geschriebener Brief, der harte Ausdrücke über die tiefe Verstellungskunst der Kaiserin enthielt, in die Hände der du Barry gerathen, und, seinem Inhalte nach, später sogar der Dauphine bekannt wor-

den. — Auch fällt in diese Zeit ein für die Geschichte der Diplomatie interessantes Ereigniß. „Eines Abends nämlich“ erzählt G., „als ich in's Gesandtschaftshotel zurückkehrte, übergab mir der Schweizer ein wohl versiegeltes Billet, die Worte enthaltend: Stellen Sie sich heut, gegen Mitternacht da und da auf dem Walle ein; ich habe Ihnen Sachen von der allerhöchsten Wichtigkeit mitzutheilen.“ Ich folgte der Einladung, mit den erforderlichen Vorsichtsmaafsregeln, und fand, am bestimmten Orte, einen maskirten Menschen in einem grossen Mantel, der mir mit verstellter Stimme die Worte zuflüsterte: Sie haben mir Vertrauen eingeflößt, nehmen Sie diese Papiere, kommen Sie morgen Abend wieder und bringen mir 1000 Ducaten mit. — Wie gross war mein Erstaunen, als ich die Papiere nach meiner Rückkunft durchsah, es waren Abschriften der interessantesten diplomatischen Correspondenz überhaupt und der Depeschen des Wiener Cabinets selbst, welches die Kunst des Deciffrirens damals im höchsten Grade besafs; Zweifel blieben gar nicht übrig, da sich Auszüge meiner eigenen, mit der Post oder sonst gelegentlich beförderten Briefe darunter vorfanden. Gleichergestalt hatte dies Cabinet die sehr geheime politische Privat-Correspondenz Ludwigs XV., von welcher weder sein Conseil, noch sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten das mindeste ahndeten, zu entdecken gewußt; und es ist hier der Ort, etwas mehr über dieses merkwürdige Verhältniß zu sagen. Ludwig XV. nämlich, voll Mißtrauens gegen sich selbst, noch mehr aber gegen seine Minister und namentlich den der auswärtigen Angelegenheiten, liefs diesen zwar öffentlich, ohne einigen Widerspruch, gewähren; unterhielt aber, unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses, an den bedeutendsten auswärtigen Höfen eigene diplomatische Agenten, mit denen er in einer unmittelbaren Correspondenz stand. Zuerst hatte er sich zu Führung derselben seinerseits, des Prinzen von Conti bedient, diesem folgte der Graf von Broglio: der Secretair war ein gewisser Favier, und nachher ein Zögling desselben, D'Amourier. Zu Agenten brauchte man selten die Gesandten selbst; öfter einen oder den anderen Gesandtschafts-Secretair, oder einen, unter irgend einem Vorwande reisenden, andern Franzosen: so hatte z. B. der bekannte Guibert diese Rolle in Wien zu spielen. Die erforderlichen Summen aber wies der König auf seine eigene Kasse an, und sicherte dadurch das Geheimniß auch von dieser Seite. — Von dieser unmittelbaren Correspondenz, fährt G. fort, fanden sich z. B. die Depeschen des Grafen von Broglio an unsern derzeitigen Gesandten zu Stockholm, den Grafen von Vergennes, abschriftlich unter den mir eingehändigten Papieren vor; und es ward nun sogleich ein außerordentlicher Courier, mit dem ganzen kostbaren Funde, nach Versailles abgefertigt. Er hatte den gemessensten Befehl nirgend zu rasten, und die Depeschen-Tasche, bis zu seiner Ankunft, nicht vom Leibe zu lassen. Ein Paquet war, mit-

telst Umschlages an den Prinzen von Soubise, für den König selbst bestimmt, und eothielt die, auf seine oben erwähnte eigene Correspondenz bezüglichen Papiere, sammt einer Auseinandersetzung der getroffenen Maafsregeln, um diese Entdeckung dem Herzog von Aiguillon zu entziehen, für den das zweyte Paquet bestimmt war.“ Wir dürfen kaum bemerken, welch einen außerordentlichen Eindruck diese Mittheilung auf das Cabinet von Versailles hervorbrachte: G. erhielt Vollmacht dem Wiener Unbekannten, der die zuerst geforderten 1000 Ducaten indeß bereits erhalten hatte, jede andere Summe, die er weiter verlangen würde, zu zahlen; und wir werden unten sehen, welch einen ganz eigenthümlichen Ausgang diese Sache genommen hat. —

Unterdeß stieg der Herzog von Aiguillon, mit Hülfe der du Barry, immer höher in der Gunst des Königs; die Maitresse wünschte ihm auch das Departement des Krieges, welches der Marquis von Montaynard bekleidete, zu verschaffen, und es gelang auf folgende Weise: Montaynard, dem der König achtete, aber nicht gern hatte, war noch nicht in den Staatsrath gezogen worden; er betrübte sich darüber unbefchreiblich, und trug diese Betrübniß dergestalt zur Schau, daß das verschmitzte Weib ihren Plan darauf gründete. Da nämlich kein Minister den Zutritt, ohne eine besondere Einladung des dienstthuenden *Huissier* im Namen des Königs, hatte, so liefs sie denselben, als sich Ludwig eines Tages, kurz vor Eröffnung des Conseil bey ihr befand, in's Vorzimmer rufen, und trug ihm, als wie auf Befehl des Königs, die Einladung an den Marquis auf, der sich auch, voller Freude, einfand. Der König aber, unbekannt mit dem Vorgefallenen, und beleidigt durch Montaynard's vermeinte Dreistigkeit, fragt ihn zornig: *Que cherchez vous ici?* — *Sire, je me rends aux ordres de votre Majesté.* — *Je ne vous ai point fait appeler, retirez-vous.* — Dieser unangenehme Vorfall machte den armen Marquis zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters; er sah sich gezwungen den Abschied zu nehmen, und Aiguillon erhielt das gewünschte Portefeuille. So ward mit dem Könige gespielt. — Bald darauf, den 10ten May 1774, ward dieser Monarch der Welt entrissen; die Lage Frankreichs, bey seinem Tode, war schrecklich, und die Freude des Volkes beym Regierungsantritte seines Nachfolgers, des unglücklichen Ludwig XVI., also wohl besser, als durch des Vfs. hartberziges: „*le peuple aime la nouveauté*“ begründet. — Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten kam jetzt in die Hände des Grafen von Vergennes, und dieser hatte nichts angelegentlicheres als unserm G., der, angeführtermaassen, in der Eigenschaft eines *Chargé d'affaires par interim*, zu Wien geblieben war, die weitere Benutzung des uns oben erschienenen mysteriösen, diplomatischen Unbekannten zu empfehlen. „Von welcher dauernder Wichtigkeit meine Entdeckungen auf diesem Wege aber auch waren,“ fährt G. fort, „mag das folgen-

de Factum beweisen. Eines Tages legte die Maske Abschrift zweyer Briefe in meine Hände, die der Graf von Mercy, Oesterreichischer Gesandte zu Paris, der jungen Königin übergeben sollte: einen „*ostensible au roi*;" den zweyten für die Königin allein, Rathschläge enthaltend *sur le mode à prendre, pour suppléer à l'inexpérience du roi, et à profiter de la facilité de son caractère, pour influencer dans le gouvernement.*" Als indeß, im August 1774, der Baron von Breteuil zum Nachfolger des Prinzen Rohan auf dem Gesandtschaftsposten zu Wien ernannt wurde, erschien, nach des Abbé G. Versicherungen, der Unbekannte zum letzten Male bey ihm, mit der Bitte, dem designirten Ambassadeur keine, ihn betreffende Mittheilungen zu machen, die sein Unglück zur Folge haben würden; „*une pareille déclaration*" fährt G. fort, „*justifie l'impossibilité où je me suis trouvé, de remettre ce fil au baron de Breteuil, lorsqu'au mois de Mars de l'année suivante (1775), je l'installais dans son ambassade.*" Man kann sich Breteuil's Wuth über den Abbé vorstellen. Dieser liefs sich indeß dadurch nicht anfechten, sondern ging bald darauf von Wien, wo nichts mehr für ihn zu thun war, nach Versailles zurück, wo er im April 1775 eintraf. Er schaltet hier aber eine Schilderung des Wiener Hofes ein, die zu interessante Angaben enthält, als daß wir sie ganz übergehen könnten. So wird z. B. lebhaft Klage über die große Charakter-Falschheit von Maria Theresia geführt. „Während der Prinz Louis v. Rohan von ihr mit Achtungsbezeugungen überhäuft wurde, und der einzige Gesandte war, der an der kaiserlichen Tafel Platz fand, trieb sie die Dauphine an, nichts zur Bewirkung seines baldigen Rapport's zu verschäumen." — Mit Joseph will G. viel Umgang gehabt haben: *Combien de fois je me suis promené tête à tête avec ce souverain populaire dans les jardins du Belvédère!* Dieser Prinz erschien damals öffentlich nie anders, als in der Uniform seines Regiments; der Staatsanzug war der Feldmarschal's Rock. Joseph schlief auf Stroh, trank nur Wasser, und aß nur gebratenes Rindfleisch: er hoffte davon eine starke Leibesbeschaffenheit, die ihn zur Ertragung der Beschwerden des Krieges geschickt machen sollte, für welchen er eine entschiedene Neigung besaß. Lieblinge oder Maitressen hatte er nicht (doch soll eine Venetianische Dame Barbarigo sein Herz eine Zeit lang beherrscht haben); indeß widerstand er den Lockungen grober Sinnlichkeit nicht immer; und man war gewohnt, ihn, allein, in einem grauen Ueberrocke spazieren gehen zu sehen. — Sein Handbillet an Laudon, nach seiner Rückkunft aus dem unglücklichen Länderkriege, ist charakteristisch: „*Allez*" schrieb er ihm, „*allez mon cher Laudon, réparer mes sottises; je Vous donne carte blanche.*" — Unter den übrigen Portraits sicht das des Prinzen Kaunitz hervor. Kaunitz ist 91 Jahr alt, auf seinem Posten gestorben,

„*en parcourant cette longue carrière en héros politique.*" Sein Gesicht war kalt und ernst; aber sein Auge lebhaft und durchdringend. Er war weder mit seiner Achtung noch mit Anhänglichkeitsbeweisen verschwenderisch; wollte er aber Wohlwollen zeigen, so verstand er meisterlich den ganzen Werth davon fühlbar werden zu lassen. Auch rechnete man sich einen günstigen Empfang von seiner Seite zur größten Ehre an, und sein Hof war besuchter als der der Souverains selbst; G. versichert, gesehen zu haben, wie der Kaiser Joseph selbst oft die Nachmittagspartie des Fürsten auf dem Billard machte. — Daneben war Kaunitz aber nicht frey von Kleinlichkeiten: sogar wenn er bey der Kaiserin speiste, liefs er sich, gegen den Schluß der Tafel, einen Taschenspiegel und ein Zahnstocher-Etui bringen, und stocherte sich lange und unmanierlich in den Zähnen; ein Fehler gegen den Wohlstand, den die Kaiserin ertrug. Man mag mit dieser Schilderung dasjenige vergleichen, was Dutens in den *Mémoires d'un voyageur qui se repose*, über Kaunitz sagt. Beide Portraits sind in den Hauptzügen vollkommen ähnlich.

(Der Beschlufs folgt.)

BERLIN, b. Stühr: *Abriß der allgemeinen Weltgeschichte.* Als Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der Geschichte, vorzugsweise in Bürger- und Landschulen zu gebrauchen. Von Karl Stein, Königl. Preuss. Hofrath und Professor. 1823. 110 S. 8.

Zu den vielen allgemeinen und Weltgeschichten für die Jugend kommt noch eine *allgemeine Weltgeschichte*, gut und falsch geschrieben, aber ziemlich flüchtig gearbeitet. Wer denkt sich z. B. unter Pyramiden ungeheure Säulen? wer sucht (S. 9) die alten Babylonier im heutigen China? und läßt Abraham (den Stammvater des Volkes) aus dem jüdischen Volke stammen? welches von Israel oder Jacob seinen Namen hatte (!?) — Die Griechen zogen von Kleinasien (nur daher?) in Afrika (?) und Europa ein; hier wohnten sie in Thessalien, Arcadien und dem eigentlichen Griechenland (waren denn erstere Länder nicht eigentliches Grld?) — Gründung Roms 756 — Tassilo's von Baiern Befestigung 778. (788) — Bouillons (der nicht König wurde wie S. 50 steht) Zug 1097 (1096) — Friedrichs I. Kreuzzug 1189 nicht 1188 — die Jungfrau von Orléans 1429 nicht 1142 — Was soll W. Tell in der neuen Geschichte, die 1492 anhebt? — Friede von Utrecht 1713 nicht 1773 — S. 109 heisst es: Norwegen ging an Schweden über, wofür es (wer?) durch Tausch Lauenburg von Preussen erhielt — u. s. w. Statt mehrerer anderer Belege ähnlicher Art, wo bey wohl manches Druckfehler seyn mag, fügt Rec. nur die herzliche Bitte bey, Bücher für die Jugend nicht so sehr leicht zu behandeln. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Eymery: *Mémoires pour servir à l'histoire des événements de la fin du 18^{me} siècle, depuis 1760. Par un contemporain impartial, l'abbé Georgel u. l. w.* —

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey Georgel's Ankunft zu Versailles bezog sich die erste Frage an ihn, natürlich auf die Wiener diplomatische Maske, und auf die vorgegebene Unmöglichkeit, diesen Faden in Breteuil's Hände zu bringen; indess versichert der Jesuit sich herausgeredet, und beym Könige sogar eine sehr gnädige Aufnahme erfahren zu haben. An der Spitze des französischen Ministeriums stand damals bekanntlich der Graf v. Maurepas, obwohl er noch nicht officiell mit allen Functionen eines Principal-Ministers bekleidet war, „*et c'est intéressant vieillard*“ beehrte den Vf. ebenfalls mit seiner Geneigtheit. Kriegsminister war der Maréchal du May; als derselbe aber bald darauf an den Folgen einer chirurgischen Operation starb, schlug man dem König zu seinem Nachfolger den Grafen von St. Germain vor, der bekanntlich früher aus französischen Diensten in Dänische getreten war, sich aus diesen aber, bekleidet mit dem Elephantenorden, in den Ruhestand zurückgezogen hatte, und jetzt zu Lauterbach im Elsass lebte; „Ich war,“ fährt G. fort, „bey der Präsentation des neuen Ministers, die zu Fontainebleau, wo sich der Hof eben befand, Statt hatte, gegenwärtig. Er erschien, decorirt mit seinem Elephantenorden, aber im Gefühle des Unrechtes jenes früheren Vertauschens der Dienste seines Vaterlandes gegen fremde, als ein Reuiger, und den Ausdruck gerührter Dankbarkeit auf dem Gesichte tragend: *M. de St.-Germain*, sagte ihm der König mit Würde, *on m'a persuadé que vos talens pouvoient m'être utiles; cette persuasion m'a fait oublier vos torts. Répondez à l'attente qu'on a de vous. Je vous rends votre ancien grade et l'ordre de St. Louis, en vous autorisant à garder celui dont je vous vais décorer.* St. Germain konnte nur mit Thränen antworten: *c'était l'éloquence de la sensibilité, et elle fut universellement applaudie.*“ — Leider entsprach das öffentliche Benehmen des Ministers, den Besselval in seinen Memoiren, mit Anspielung darauf, daß St. Germain ehemals Jesuit war (II. 239 ff.) *un vieux moine défrôqué, déplacé à la cour* nennt; — diesen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ersten Erwartungen nicht; und G. macht die sehr richtige Bemerkung, daß ohne die von ihm ausgeführte Aufhebung eines großen Theiles der Königl. Haustruppen, die Auftritte des 5ten und 6ten Octobers 1789 schwerlich statt gefunden hätten. Seine Herrschaft dauerte auch nicht lange; Maurepas wußte ihm zu schaden und einen Verwandten, den Prinzen von Montbarrey an seine Stelle zu setzen. — Man liest die Geschichte dieser Kabalen mit Ekel; aber man *muß* sie lesen, um zu begreifen, daß eine Revolution in Frankreich nicht ausbleiben konnte. — Nicht viel vortheilhafter fällt Gs. Gemälde des Finanzministers Turgot aus. „Während der Graf v. St. Germain Frankreich um seinen militärischen Glanz brachte, ging Turgot, der sich auf dem Wege zur ministeriellen Dictatur glaubte, seinem Untergange entgegen. Sein Selbstvertrauen glied seiner Eitelkeit. Seine Finanz-Edicte und Administrationspläne gingen zwar im Conseil durch, fanden aber entschiedenen Widerspruch im Parlemeute, der ihn um so mehr überraschte, da er auf die ganze Ergebntheit dieses Collegiums, zu dessen Zurückberufung er viel beygetragen hatte, rechnete. Mehrere *lits de justice*, zu denen er den König bewog, vermehrten die Zahl seiner stillen Feinde; und Maurepas, dem sein Credit ein Dorn im Auge war, schürte das Feuer heimlich an. Eine indess zu Paris ausgebrochene Hungersnoth veranlaßte Volksbewegungen; Pöbelhaufen stürmten nach Versailles, und die Besorgniß des Königs ward eines Tages so groß, daß er sich, durch eine Kabinetstüre zu Maurepas begab, und diesem sein Herz über Turgot eröffnete; „*le vieux et rusé ministre reçut avec le sang-froid et l'astuce d'Ulysse cet épanchement du coeur du roi.*“ — Da wir nicht recht einsehen, auf welche Weise G. zur Kenntniß der Worte gelangt ist, die hier zwischen dem Könige und Maurepas gewechselt worden seyn sollen; so begnügen wir uns anzuführen, daß Turgot noch am nämlichen Tage seinen Abschied erhielt, und daß ein von ihm an den König gefendetes Schreiben uneröffnet zurückgegeben wurde. So endigte Turgot. (Besselval, l. c. S. 258. urtheilt eben so über diesen Minister. In einer Unterredung mit Maurepas will er gesagt haben: „*Vous savez que votre St. Germain est de toute incapacité; il perdra votre armée comme Turgot a perdu vos finances.*“ Ganz anders urtheilt Labarpe). Gleichzeitig forderte Malherbes, Minister des Innern, seinen Abschied; er ward durch Amelot, und Turgot

B (6)

got durch Clügny ersetzt. Amelot, dessen Unfähigkeit allgemein anerkannt ist, verdankte das Ministerium dem Einflusse seiner Mutter, die, in zweyter Ehe, einen Grafen von Amezaya geheirathet hatte. Man ordnete ihm, unter dem bescheidenen Namen eines ersten Commis, Robinet bey, ohne den er nichts that, so dals seine beständige Antwort: „*Voyez M. Robinet, qui m'en rendra compte*,“ — zum Sprichworte geworden ist. — Clügny, Sohn eines Parlementsrathes zu Dijon, war dem Grafen v. Maurepas durch den Siegelbewahrer Meroménail empfohlen worden, „*comme convenant à raison de son caractère souple et docile*“ (eine schöne Empfehlung!); ein frühzeitiger Tod errettete ihn aus dem Labyrinth der Finanzen, in dem er den Faden nimmermehr gefunden haben würde. —

Jetzt trat der Amerikanische Krieg ein. G. declamirt weitläufig gegen die von Maurepas dabey beobachtete Politik die er „*digne de Macchiavel*“ nennt. — Baron von Beaumarchais war einer der Agenten, dessen sich das franz. Gouvernement; bey dieser Veranlassung, zur Verlorung der Amerikaner mit Kriegesbedürfnissen bediente. Er belud unzählbare Fahrzeuge damit, und die noch fortdauernde scheinbare Neutralität Frankreichs begünstigte diese heimlichen Expeditionen, bey denen der Unternehmer unermessliche Summen gewann. In einem Werke, wo man es nicht suchen sollte, in *Laharpe Cours de littérature*, XI. 113. finden sich interessante Details über diese Expeditionen, Beaumarchais pecuniären Kräfte allein waren damals noch viel zu gering zu einer solchen Unternehmung; aber es gelang ihm, über fremde Fonds zu disponiren. Er hatte berechnet, dals die Ankunft eines Fahrzeuges den Verlust zwey anderer decken würde; dieser Catull aber that eben die Nothwendigkeit dar, viele Schiffe abzulenden um einen Theil zu retten. Der Erfolg hat die Richtigkeit seiner Voraussetzungen vollkommen bewährt: mehrere seiner Schiffe wurden genommen, unter andern einmal drey an einem einzigen Tage bey'm Auslaufen aus der Gironde; aber der Gewinn von den ankommenden ersetzte alles überreichlich. Indessen öffneten die Engländer die Augen; Lord Starmont, dermaliger Ambassadeur erhob die lebhaftesten Klagen zu Versailles; man hielt ihn hin; und erst die dringenden Aufforderungen des Kabinetts zu Madrid konnten den Grafen von Maurepas, der in seinem Alter nichts so sehr als Störung einer behaglichen Faulheit fürchtete, zur wirklichen Kriegserklärung bewegen. Allein Frankreich ärtete nur einen sehr geringen Theil der gehofften Früchte, und empfand dagegen die drückende Last der Kosten für unermessliche Rüstungen nur zu bald und zu schmerzlich in dem immer mehr sinkenden Zustande seiner Finanzen. Die Verlegenheit ward endlich so grofs, dals sich der Principal-Minister zu einer neuen Organisation des Finanzdepartements gezwungen sah: der administrative Theil ward an Taboureaux, und die Direction des Königl. Schatzes an Necker gegeben. Es ist interessant über

einen so viel besprochenen Mann eine Stimme mehr zu vernehmen. „Von Genf“ sagt G. „wo Necker geboren wurde, kam er nach Paris in das Comtoir des Banquier's Thétissou, als Buchhalter, und erwarb sich, durch Genauigkeit und Einsicht, bald ein solches Vertrauen, dals er zum Associé aufgenommen wurde: sein Gewinn war so ungeheuer, dals man sein reines Vermögen auf 3,000,000 Livres anschlug, *lorsqu'il s'avisa de vouloir être homme d'état*. Als bedeutender Actionnair der Indischen Compagnie, trat er in den Versammlungen derselben öfter als Redner auf und erregte die Aufmerksamkeit der Directoren. Er gab wöchentlich ein glänzendes Dinner und Souper, wo sich viele „*gens de lettre*“ einfanden, *qui en sortoient aussi enthousiasmés de l'esprit philosophique de leur hôte que de sa bonne chère*. Madame Necker, *bien stylée dans le jargon de la Philosophie du jour*, wie der Vf. diese gute Christin verläumderisch nennt, war die Heldin dieser Cirkel: die Academie hatte das Lob Colbert's zur Preisaufgabe ausgesetzt: Necker erhielt den Preis, seine Arbeit wurde, bey der Vorlesung lebhaft beklatscht, und alle Welt interessirte sich für die öffentliche Anstellung des Verfassers. — Ein gewisser Malfon, bekannt unter dem Namen des Marquis von Pezay, (als Uebersetzer des Catull von Voltaire sehr belobt) hatte damals vielen Zutritt bey Maurepas: Necker versprach ihm 100000 Thlr., wenn er den Minister zu einer angemessenen Anstellung für ihn vermöge. Die oben erwähnte Ernennung zum Tresor-Director war das Resultat. Allein Necker verlangte nach Alleinherrschaft in den Finanzen; Taboureaux, der ihm angeführtermassen zur Seite stand, erfuhr nichts als Behinderungen, und der Emporkömmeling ging endlich so weit, dem Könige ein Mémoire zu überreichen, in dem er vorstellte, dals, da er als Protestant nicht General-Contröleur werden, in einer andern Stellung aber seine Pläne nicht realisiren könne, er um seinen Abschied bitte. „Si“ fährt G. nach einer durchaus unrichtigen Ansicht fort, *l'ange tutélaire de la France avoit bien voulu alors suggérer au roi et à M. de Maurepas la volonté d'accepter cette démission, la France ne seroit pas aujourd'hui dans le deuil et le chaos*.“ Allein der Charlatanismus des Grafen, die Beredsamkeit des H. v. Pezay, und die Seelen-Angst des Grafen Maurepas trugen den Sieg davon: Necker wurde General-Director; und um den Eid, den er als Protestant in dieser Form nicht leisten konnte, zu umgehen, wurden ihm zwey Rechnungsräthe als Contröleurs beygegeben, und die Rechnungsablage unmittelbar in die Hände des Königs gestattet. Man weifs, zu welchen Mitteln der neue Minister seine Zuflucht nahm; und wir sind weit entfernt seinem Anleibesysteme das Wort zu reden: indess mufs man andererseits die Segenswünsche in Anschlag bringen, mit denen ein unglückliches, unter dem Drucke der Abgaben erliegendes Volk den Mann überschüttete, welcher jene Last zu vergrößern zu scheu war. Dieser Erfolg verleitete den eiteln Necker zur Heraus-

gab seine berühmten „*Compte rendu au roi de sa administration*,” welches anfänglich mit einer unfählichen Begierde gelesen wurde, späterhin aber auch die bittersten Kritiken erfuhr. Der Graf v. Maurepas gönnte dem Finanzminister diese Demüthigungen von ganzem Herzen, und pflegte sich gegen seine Vertrauten nur immer mit einem „*Tu l'as voulu, George Dandin*” darüber zu äussern. Da die Schrift unglücklicherweise blau broschürt ausgegeben wurde, so war seine ironische Frage an jedermann: „*Avez vous lu le Compte-Bleu*, — und dieser gesellschaftliche Scherz, zumal aus dem Munde eines ersten Ministers, hatte einen solchen Erfolg, daß die tiefinnige Arbeit des Finanzministers bald unter keinem andern Namen mehr, als dem des *Compte-Bleu*, bekannt war. Necker war schwach genug, seinen Verdruss über die vielen Pamphlets gegen ihn laut werden zu lassen; er wandte sich, wegen Bestrafung der Verfasser an Hrn. v. Maurepas, erhielt aber die Antwort: daß, wenn jene Libelle und Satiren seyn, sie bald vergessen werden würden; wenn sie aber Wahrheiten enthielten, N. wohl gethan hätte, einen Schritt zu vermeiden, der ihn zwinge; sie zu hören. — G. erzählt von beiden noch folgende Anekdoten. Necker wünschte sehr, den Marineminister Sartine los zu seyn, über dessen vollkommene Unfähigkeit übrigens nur Eine Stimme herrschte. Zuerst warf er seine Augen auf den, eben gebildeten Marquis von Pezay; als dieser Plan aber scheiterte, Pezay vor Kummer darüber starb, und N. seine, demselben in dieser Angelegenheit geschriebenen Briefe aus dem Sterbezimmer selbst wieder weggeholt hatte, versiel er auf den Marschal von Caltrix, und um keinen Widerspruch von Seiten des Grafen von Maurepas zu erfahren: so nutzte er einen Krankheitszufall desselben, der ihn abhielt, am Hofe gegenwärtig zu seyn, um dem Könige den Vorschlag allein zu machen. Die erste Frage Ludwigs war: „*En avez vous parlé à M. de Maurepas?*” — worauf N. dreist genug erwiderte: „*Oui, Sire, le comte n'y est pas contraire*,” obwohl eine bestimmte Rücksprache mit letzterem wirklich nicht Statt gefunden hatte. Man kann sich den Verdruss desselben vorstellen, als er die Nachricht erhielt. Necker begab sich, nach seiner Rückkunft von Versailles, selbst zu ihm; der alte Mann empfing ihn kalt und entließ ihn, nach wenigen gewechselten Worten, mit der Weisung: „*Vous êtes surement fatigué du travail et de la route, et je le suis de la goutte; je crois que nous avons tous deux besoin de repos*.” — Am andern Tage aber begab er sich zum Könige, der bey der Versicherung, daß Neckers Auführungen von seinem Einverständnisse unwahr gewesen seyn, in einen unbefehrblichen Zorn gerieth, und den Grafen, nach *Georges*'s Versicherung, auf der Stelle wegzagen wollte, wovon ihn jedoch Maurepas mit den Worten: „*il faut s'en servir pour les finances et s'en défer pour tout le reste*” abhielt. —

Also ging es damals am Hofe des unglücklichen Frankreich her, und wir werden, bey Wiederan-

knüpfung des Fadens des Gemüths nur durch wenig helle Striche erhellen können.

ARZNEYGELEHRTHEIT.

PARIS, b. Béchet: *De la ligature de l'artère dans l'opération de l'Aneurisme par la methode moderne*. Par Aug. Pécos, de Besançon, Docteur en médecine, ex-chirurgien interne de l'hôpital civil de Besançon. 1822. 62 S. 4. Nebst einer Tafel in Steindruck.

Unter der neuen Methode wird hier die sogenannte Hunter'sche, schon viel früher von *Guillemeau*, *Paré*, *Schüller*, und *Axel* ausgeübte Methode verstanden. Der Vf. bemüht sich in seiner gründlichen Abhandlung, die wichtigsten Einwendungen zu prüfen, welche man gegen diese Methode macht und zu ergründen, auf welchem Orte und auf welche Art man die Pulsader am vortheilhaftesten unterbände. Die weniger haltbaren Behauptungen der absoluten Gegner werden bündig zurückgewiesen und die Fälle bestimmt, in welchen die neuere Methode vor der ältern, die Pulsadergeschwulst selbst zu öffnen, den Vorzug verdient. Die Anwendbarkeit der letztern beschränkt der Vf. nur auf die traumatischen diffusen Aneurysmen, besonders wenn eine äussere Wunde dem Blute freyen Ausflusse gewährt und auf die spontanen Pulsadergeschwülste, wenn sie in Eiterung oder Brand übergehen und eine entfernte Ligatur der Blutung nicht Einhalt thun kann.

(Mit dem Vorschlage des Vfs., in den Fällen, wo eine andere Operationsart nicht ausführbar ist, die Unterbindung unterhalb der Geschwulst anzulegen, kann sich Rec. nach den vorliegenden Erfahrungen noch immer nicht recht befreunden. *Deschamps*'s Fall lief ganz übel ab, der von *A. Cooper* hatte nur Anfangs einen glücklichen Anschein, aber dasselbe tragische Ende. Hierzu kommt nun noch, daß vorzüglich die grössern Pulsadern einem solchen Verfahren unterworfen werden müssen, da gerade diese wegen ihrer Localitäten die andern Operationsarten vereiteln. Nur ist aber in ihnen der Blutstrom um so kräftiger, je näher sie dem Herzen liegen und die krankhafte Stelle der Arterie wird um so leichter bersten, je grösser der Andrang bey einem unterhalb der Geschwulst angebrachten Hindernisse des freyen Blutlaufs seyn wird. Rec. scheint es unter solchen Verhältnissen immer noch am angemessensten, bloß ein allgemeines Verfahren einzuschlagen, da ohnehin die Unterbindung der tiefer liegenden grossen Pulsadern zu den heftigsten Eingriffen in den Organismus gehört.)

Als Regeln für den Ort der Unterbindung gelten nach dem Vf. hauptsächlich hinlängliche Entfernung von der kranken Stelle und von grossen Collateralgefässen. Kann man die Nähe der letztern durchaus nicht vermeiden, so ist es besser, dieselben unterhalb der Ligatur zu lassen, weil sie bey einem entgegengesetzten Verfahren weniger durch Wiederherstellung der Circulation nützen, als durch eine Nach-

Nachblutung schaden würden, — Sonst mafe man im Allgemeinen die Arterie da entblößen, wo man sie am leichtesten erreichen und von den Nerven und Venen trennen kann. — Die Anlegung zweyer Ligaturen hält der Vf. nach Versuchen, die er an Thieren anstellte, für durchaus unnöthig. Allenfalls könne man sie da anwenden, wo durch irgend einen Umstand die Arterie in einer sehr großen Strecke blofs gelegt worden ist, obfchon dadurch keinesweges ein nothwendiges Absterben des Gefäfses bedingt sey. Eben so erklärt er sich gegen *Mauvois's* erneuerten Vorschlag, die Pulsader zwischen zwey Ligaturen durchzuschneiden, weil Versuche an Thieren zeigten, dafs sich dann die Ligaturen eher später, als früher lösten, und weil auch die Absicht, die Arterie vermöge der Durchschneidung in einen ähnlichen Zustand, wie bey Amputationen, zu versetzen und so die Nachblutungen besser zu verhüten, nicht gelinge, indem hier nicht das ungehinderte Zurückziehen der Arterien-Enden allein in Betrachtung zu ziehen sey, sondern auch ganz vorzüglich der bey Amputationen viel häufiger Statt findende gesunde Zustand der durchschnittenen und unterbundenen Pulsadern. Dann spricht noch gegen diese Durchschneidung die gröfsere Leichtigkeit des Entschlüpfens der Arterien-Enden aus der Ligatur, die schwierigere Wiederholung der Unterbindung und die bedeutendere Eiterung.

Folgende Gründe überzeugen den Vf. von den gröfsern Vorzügen der einfachen Unterbindung vor der doppelten der Arterien: 1) die einfache Ligatur ist die Arterie später, wenigstens nicht so bald, nach der Unterbindung auszuwiltzen, als die doppelte, dient der Arterie zu einer vollkommeneren Heilung, indem sie dieselbe durchaus umgiebt, um so mehr, wenn man die Ligatur-Enden kurz am Knoten abschneidet; 2) die Wunde der innern Arterienhäute schliesst sich schneller und *per primam intentionem*; 3) die schnelle Vereinigung der Wundflächen unterstützt die Arterie kräftiger und hindert das Ausfliefsen des Blutpfropfs.

Diesem zufolge verwirft der Vf. jede platte Ligatur und empfiehlt Seidenfäden, die niemals die Breite einer Linie selbst für die gröfsen Pulsadern überschreiten dürfen. Mit diesen soll man die Pulsader am geeigneten Orte so stark zusammenfchnüren, dafs die innern Häute möglichst vollkommen getrennt werden. Ungeachtet durch das kurze Abschneiden der Faden-Enden die Sicherung der Pulsader vermittlest der ausgeschwitzten Lymphe vollkommen wird, räth doch der Vf. lieber dieselben aus der Wunde herauszufleiten, aus nicht unerheblichen Gründen, die im Buche selbst nachgesehen werden mögen, welches Rec. den Lesern angelegentlich empfohlen haben will.

ERDBESCHREIBUNG.

Koblenz, b. Hölcher: *Panorama von Koblenz und dessen Umgebungen. Mit Ems und Bertrich.* Von Johann Joseph Reiff. 1821. 8. II u. 157 S. (1 R.)

Ueber den Zweck dieser Schrift drückt sich der Vf. im Vorworte folgendermafsen aus: „diese Blätter sollen berühren, was war, und zeigen, was ist. Sie sollen zum Vergnügen und zur Belehrung meiner Mitbürger beytragen.“ — Ehe der Vf. S. 4 seine geschichtlichen Bemerkungen (denn im Vorworte verweist er auf die ausführliche und gründliche Geschichte von Koblenz des Hrn. W. A. Oeuther) uns mittheilt, ergiefst er erst seine Gefühle über den Rhein und die Mosel in einem Gedichte; aber nicht hier allein, sondern fast vor jedem neuen Gegenstande spricht er seine Empfindungen in Versen aus, worauf wohl gerne mancher Leser Verzicht geleistet haben würde. Die Beschreibung der Stadt Koblenz füllt 20 Seiten, unmöglich aber konnte der Vf. alles Merkwürdige auf einem so engen Raume andeuten, und manche Fragen über den Sanitätszustand, weitere Ausführungen über die Industrie, geistige Cultur u. dergl., bleiben daher unberührt und lassen manches zu wünschen übrig. S. 36 fl. malt er die Umgebungen von Koblenz, anfangs die nahen, dann die entferntern; so viel wie möglich geht er kurz auf die Geschichte der Entstehung und der Hauptschicksale der benannten Orte zurück, und giebt oft ein treues Gemälde der dargestellten Gegenstände. Fleifs und Bestreben nach Wahrheit ist dem Vf. nicht abzusprechen, wenn gleich auch die Reichhaltigkeit der Quellen und die Erhabenheit der Gegenstände eine mehr ausführliche Darstellung mit Recht erwarten liefsen; dann den Bau der Festungswerke, die entferntern Orte als Sayn, Neuwied, Andernach u. s. w. werden doch gar zu kurz behandelt. S. 135 — 144 spricht der Vf. von Ems und Nahe, S. 145 — 157 von Bertrich. Der Leser erfährt hier nichts Neues, und es ist zu bedauern, dafs der Vf. besonders auf letztern Badeort nicht mehr Aufmerksamkeit gewendet hat, da ihm die Königl. Preuss. Regierung gewifs die besten Materialien zu einer gründlichen Darstellung dieses merkwürdigen Ortes gerne geliefert haben würde. Am Ende befindet sich eine Inhalts-Anzeige alphabetisch geordnet, wodurch zwar die Uebersicht des Inhalts erschwert, das Auffinden der zu suchenden Orte aber erleichtert wird. —

Das später erschienene *Gemälde von Koblenz, nebst Ausflügen nach Ems, Bertrich, Trar und dem Laacher See* (1822) werden wir bey einer andern Gelegenheit näher würdigen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHLESWIG, bey'm Taubstummen-Institut: *Staatsbürgerliches Magazin mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg*, herausg. von C. F. Carstens, Ober- und Landgerichts-Advocaten in Oldeslohe und Dr. N. Falk, ordentlichem Professor des Rechts an der Universität in Kiel. Jahrg. 1821. 835 S. 1822. 851 S. 1823. 838 S. 8.

Dieses Provincialblatt verdiente auch im Auslande mehr gelesen zu werden, als bisher geschehen ist. Zwar haben die meisten Aufsätze nähere Beziehungen zu deutschen Küsten-Ländern, tragen aber Spuren vieler Regsamkeit der denkenden Köpfe im Lande dar. Juridisch und historisch ist der grössere Inhalt dieser Zeitschrift. Heft 1. des ersten Bandes. — Gleich im Vorwort lesen wir S. 5 treffliche Bemerkungen, über die *zu unabhängigen Gemeindeverfassungen* für deren Administratoren. „Allen Gemeinden, wenn ihre Beamten sich zu sehr selbst überlassen sind und nicht durch eine genaue Oberaufsicht geregelt werden, wohnt die Tendenz bey, das lebende Geschlecht von allen Lasten und Ausgaben möglichst zu befreien und immer auf Kosten der kommenden Geschlechter die Verwaltung zu führen.“ — Ehrwürdig ist die von dem Vf. geübte festere Stellung des vaterländischen Rechts. Was aber Holstein betrifft, so muß es eine der ersten Sorgen des künftigen Landtags und der Regierung seyn, die vielen abweichenden Provincialrechte des kleinen Landes, sey es auch mit Erhaltung einiger Abweichungen für den recipirten Landesadel, in ein allgemeines Landrecht zu verschmelzen und dann werden freylich manche gelehrte Forschungen eine Antiquität zum Heil Holsteins. — Die zweyte Abhandlung des ersten Hefts, *der Schlagbaum*, enthält die Wahlcapitulation K. Christian I. zum Grafen Holsteins und Herzog von Schleswig d. d. von Ripen 1460 am Mittewochen nach Invocavit, die Privilegienvermehrung am Freytag vor Palmaren 1460, und die letzte Confirmation der Privilegien für Prälaten und Ritterschaft Holsteins vom 17ten Aug. 1816. — Abhandlung 3. *Reisebemerkungen*, interessant auch für vergleichende Ausländer. — IV. *Plan zur Errichtung einer allgemeinen Brandversicherungsgilde für bewegliche Güter*. Die bisherigen dortigen Privatgilden hatten der Mängel

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

viele. Der für die Herzogthümer angegebene Plan scheint ausführbar und den vielen anstößigen dortigen Bränden ein Ende schaffen zu können. V. Aufforderung an christliche Volksfreunde, zur *Bearbeitung kleiner religiöser Schriften speciellen Inhalts*. — VI. Bemerkungen, veranlaßt durch die neuesten Verzeichnisse der in Schleswig-Holstein *verhafteten Verbrecher*. Gewiß sind solche Verzeichnisse eine Mortalitätsliste der Volkstugend; ein merkwürdiger Aufsatz von dem denkenden Staatsrath Niemann, mit geistreichen Bemerkungen. VII. Uebersicht der Verhandlungen über die *Anlegung neuer Canäle* von Dr. Lorentzen. Der Aufsatz enthält herrliche Ideen über Landwehr, und daß man diese aus der ganzen Nation conscribirter Jünglinge nicht mehr wie vormals zu Wege und Canalarbeiten benutzen soll. Viel Gemeinheitsfion und Uneigennützigkeit ist mehr wie anderswo in den Herzogthümern, und deswegen viel Gutes von einem dortigen Landtage gemischter Stände zu erwarten. Vereinigt man das Abwässerungsinteresse, z. B. des Ploener Landsees mit dem Canalprojecte, so ist um so mehr Nützlichendes zu erwarten. VIII. Ueber eine *Canalverbindung zwischen der Elbe und Ostsee*, mittelst der Aelster, der Trave, des Ploener Sees und der Schwentin. Er betrifft die Verbindung der Obertrave mit dem großen Ploener-See. Fortgesetzt Band 2. XI. XX. vom Capitain Justel und Dr. Lorentzen. Freylich ist noch das innere Holstein sehr schwach bevölkert, aber es kann nicht fehlen, daß der vorgeschlagene wohlfeile Barkencanal doch endlich manche neue Industrie wecken muß, welche noch immer am großen Canal zwischen Kiel und Tönningen fehlt, der dem Staat an Zoll kaum 100,000 Bankthaler einbringt. IX. *Erfahrungen und Wünsche eines Schleswig-Holsteinschen Lustbeamtens*. X. Etwas Holstein betreffendes, aus Sartorius, über die *Gefahren, welche Deutschland bedrohen*, mit Bemerkungen der Hs. XI. Bemerkungen zu einigen vorhergehenden Aufsätzen. XII. Landeschronik, welche durch viele folgende Quartalhefte fortläuft. — Heft 2. XIII. *Jahresfeyer der engl. Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängniszucht*. Es nehmen in England die jugendlichen Verbrecher sehr überhand. XIV. *Erweckung zur Theilnahme am Christenwerk der Heidenbekehrung*. XV. *Beweis der friesischen Abstammung der dithmarscher aus der noch übrigen Volkssprache der Letztern*. XVI. Sollte es wirklich gut seyn,

C (6)

seyn,

seyen, statt der Geldabgaben Kornlieferungen eintreten zu lassen, von Falk. Der Vf. erklärt sich dagegen, und Rec., der Dänemark kennt, gleichfalls. XVII. Ueber das Reisen in Holstein. Es reist sich dort langsam, unbequem, und der Transport ist theuer, wenn gleich Wagen und Wege besser sind, als in Meklenburg. XVIII. Die inlandwirthschaftlichen Contracten angeordneten Compromissgerichte — sind dort üblich und bewähren sich nützlich zur schnellen Beendigung der Zwiste der Contractanten. XIX. und XXIX. Band 2. Bemerkungen über die Quellen des vaterländischen Rechts, von Falk. XXI. Vorschläge und Ansichten, betreffend die Ackervertheilung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, besonders der Kieler Stadtländereyen, von Gudme. XXII. 14 Miscellen interessanten Inhalts. Heft 3. XXIII. Dethmars Lübeck'sche Chronik, vom Oberappellationsrath Dr. Hach. XXIV. Sätze aus der Staatsverwaltung und Staatswirthschaftslehre. XXV. Der kirchliche Kalender. Wir haben darüber noch nichts vollständiges und zusammenhängendes. XXVI. Geschichte des Herzogthums Lauenburg, von Peter Kobbe. Eine treffliche vaterländische Geschichte mit manchen neuen Ansichten. XXVII. Unterschied zwischen Feste und Bondgütern und allmähliche Aufhebung der Festeverfassung. XXVIII. Aufforderung zu einer vaterländischen Preisaufgabe. XXIX. Reisen in Holstein. XXXI. 16 Miscellen. Beide Herzogthümer haben über 30,000 Fönnen Moore à 320 □ Ruthen à diese 4 Fuls. Heft 4. XXXII. und Heft 1. Band 2. II. Landkriege der Dänen mit den Deutschen im neunten und zehnten Jahrhundert. Ein Aufsatz, der des Vfs. Pastor Kruse in Neumünster gründliche Geschichtsforschung beweist. — XXXIII. Band 2. III. Ueber das Protocollationswesen, vom Advoc. Poffelt; voll Interesse für sein Vaterland entwickelt eine auch im Auslande nachahmenswürdige Einrichtung, wo das Hypothekenwesen weniger einfach als in Holstein ist. XXXIV. Landwirthschaftliche Zeitschriften. Zuerst wird den landwirthschaftlichen Annalen Meklenburgs das höchste Lob gezollt; denn sie sind voll gediegener Aufsätze, die auch im Auslande beherzigt zu werden verdienen, besonders von Mittelddeutschland, wo man in der practischen Landwirthschaft etwas stationair geworden ist. Viele würdige adlige Gutsherren arbeiten an solchen mit, und selten sind denkendere Köpfe als Dr. Gerke zu Franenmark. Auch sind die landwirthschaftlichen Hefte der patriotischen Gesellschaft in Altona voll Interesse. — XXVI. Miscellen. Die französische Hutmacherey Lyons kann die Lammwolle aus Jütland, Krullwolle genannt, nicht entbehren. Sie gilt im Lande 16 bis 32 Sch. pro Pfund. — Zu bedauern ist die geringe Achtung der holsteinischen großen und kleinen Gutsbesitzer für die Schaafzucht, besonders da ihre reichlichere Wirthschaft dort schon das Schaafvornanthen Krankheiten der edeln Schaafe in Mittelddeutschland bewährt, woselbst die Ammoniakausdünstung die Lungen der Thiere verdirbt

und durch die Erweichung des Hufs Krankheiten entwickeln hilft, welche selbst der Holsteinische Marschbauer auf seinen Sumpfboden nicht spürt. Merkwürdig ist der Flecken Bramfede, Stolbergs Geburtsort. — Sehr richtig wird die Oberflächlichkeit der Reise des Domherren Meyer durch Holstein und andere häufige Unrichtigkeit gerügt. — Sehr interessant ist die Beschreibung der Colonie auf der Harksheide mit 479 Tonnen Landes und die Nachrichten über Eiderstedt. Band 2. Heft 1. I. Bemerkungen über das Stempelpapier. IV. Ueber Armenversorgung. Die Herzogthümer haben 20000 Arme bey einer Bevölkerung von 700000 Menschen. V. Bemerkungen zum 16ten Aufsatze Bandes I. VI. Nordalbingiens östliche Grenze. VII. Ueber die Lage der Kirche und Marsch zu Bishorst, von Kufs. VIII. 21 Miscellen, meistens sehr interessant. — Die gelehrten Stipendien in Schleswig und Holstein haben mit den Freytschen ausser 5 Legaten 6751 Rthlr. Einkommen. — Durch den Schleswig-Holsteinischen Canal schifften 2773 Schiffe im J. 1821. — Jütland führt jetzt jährlich nach den Herzogthümern aus: 3000 Pferde, Ochsen und Kühe 16000, Schweine 18000. — Das Gut Lundsgaard wurde 1821 für 8750 Rthlr. verkauft, darauf waren vom Staat an rückständigen Abgaben gewonnen 6832 Rthlr. 19 Lsb. Schill. Diese und die Bankhaft erschöpften die ganze Concursmasse. — Man muß aber zur Erklärung dieser unwahr scheinenden Angabe folgende Thatfachen hinzufügen, daß der Rückstand aus 6jährigen Restanten bestand und daß vormals seine großen Ländereyen meistens unter der Bedingung parcellirt worden, daß der parcellirende Hauptbesitzer für immer alle Abgaben für die Käufer der abgelegten Parzellen bezahlen wollte. Solchen Unfug der gutherrlichen Gewalt duldete die Regierung leider zu lange. — Berechnung, daß ein gewöhnlicher Hufenbesitzer von 80 Tonnen nach abgetragenen 341 Rthlr. 16 Sch. Abgaben für sich übrig behält 25 Rthlr. 12 Sch. — Heft 2. X. Wünsche für den vaterländischen Pferdestamm. XII. Fortgesetzt XXI. Historisch dogmatische Darstellung der Güterverhältnisse der Eheleute nach jütischem Low und den verwandten Stadtrechten. Sehr tief juristisch und philosophisch zugleich, vom Cand. juris Paulsen. — XII. Trauerrede auf König Christian VII. XIV. Materialien zu einer Chronik der Herzogthümer Schleswig-Holstein vom Anfange d. Jahrhunderts an. Fortgesetzt XXIII. und XXXI. Band 3. VII. XVII. XXV. und XXXIII. XV. 14 Miscellen, meistens voll Interesse. XVII. Aufstellung von Preisen für die besten Arbeiten über die Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. XVIII. Stellung der Kieler Badeanstalt für die Universität. Heft 3. Ernstes Wort über die Noth der Heuersleute, von Hasselmann, und über den Armentransport, vom Etatsrath Niemann. XXII. Ueber die Schleswigsche Wegepolizey, von Thaden. XXIV. 15 Miscellen. Die Armenstiftungen der Stadt Lübeck haben Vermögen 1,215 639 Rthlr.

Rthlr. 46½ Sch. und festes Einkommen 71, 175 Rthlr. 42½ Sch. — Der Wohlstand der einst reichen Stadt Flensburg sinkt natürlich. Wenn aber auch Norwegen dänisch verblieben wäre, möchte doch schwerlich bey dortigem Wachsthum des Kartoffelbaues, auch zur Brantweingewinnung, der Korn- und Brantweinabfuhr von Flensburg nach Nordland besonders, seine alte Höhe behalten haben. Da das Gebiet umher arm und meistens gutspflichtig und der Seehandel und die Rhederey uneinträglich geworden sind, so ist das Erholen schwer; doch laufen hier jährlich noch fast 1200 See-Schiffe aus. Ihr Communal-Contributionsfuß ist ausnehmend hoch bey einer eben so hohen Armensteuer. Ersterer Fuß giebt bey jeder Schätzung vom Werthe des Hausgartens und der Landesparcele jeden Hauses aus der getheilten Stadtgemeinheit 3 Sch. vom Rthlr. = $\frac{7}{8}$ Procent, vom Werth des Eigenthumlandes und übrigen Vermögens $\frac{1}{2}$ Procent, vom Gewerbe 1 bis 60 Sch. Diese Quote muß jetzt 8mal bezahlt werden und wurde 1815 108fach bezahlt; dennoch errichtete die verarmte Stadt eine Sonntagschule und ließ ihre Schul- und Lehranstalten nicht sinken, um sich durch die sittliche Bildung ihrer Mitbürger einmal erholen zu können. Aber es herrscht dort noch immer wievormals große Vergnügungssucht. — Sehr richtig wird, wie Rec., der den Mann persönlich kannte, über den Baron Procureur Eggers, der als Kieler-Oberpräsident starb, bemerkt, daß er zwar arbeitsam war, aber auch in gesetzgebender Hinsicht sehr oberflächlich handelte und dachte. Daß er hauptsächlich die Aufhebung der Leibeigenschaft betrieb, ist wahr, aber eben so tadelnswerth, daß er allen Gewinn nicht den ohne alle Landdotations zur Erbpachte dürftig in die Freyheit hinausgestossenen Leibeigenen, sondern ihren Gutsherrn zuwandte, und daß er so viele Verordnungen schnell wieder aufhob, weil er zu kurzzeitigen Blickes war und doch alles übersehen zu können glaubte. XXV. Literatur vollständig. XXVII. Lied der Wahrheit. — Heft 4. XXVIII. Viel Vernünftiges über *Collegialresolutionen*, vom Prof. Falk, dessen Feder und Urtheilskraft nur Gediogenes liefert. XXXII. Miscellen. Viel Treffliches über das Studium der Rechtswissenschaft, von Falk. — Manches Treffliche ferner über das Heimathsrecht der Armen. Man spricht so vieles über das häufige Austreten der jungen Mannschaft fast oder ganz eigenthumloser Aeltern über die Gränze in Dänemark, die aber gleich andern zum Landesmilitär auf 8 Jahre herbeygezogen werden. Solche Jünglinge haben selten ein Handwerk gelernt, und wenn sie nach 8 Militärjahren Tagelöhner oder Knechte der Bauern u. s. w. werden, so stößt man sie alle 2½ Jahr, wenn sie unbeweibt sind, *vielleicht*, wenn sie beweibt sind *sicher* außer ihrer Geburtsheimath in eine andere Gemeinde. Solche unfreundliche Landesgesetze und Gewohnheiten geben diesen Jünglingen keine Liebe zu einem Vaterlande, das sie nicht billig behandelt, und erklären bey der dortigen unter den

Aermern nicht gerade schlechten Bildung, das häufige Auswandern der jungen Mannschaft, ohne eine Spur von sich zurückzulassen, zumal sie dort keine Erbschaften erwarten. Diefes erklärt dort ferner die Theuerung des männlichen Gesindes an Lohn und Verpflegung, selbst in dieser dürftigen Zeit, und ermuntert um so mehr zur Parcelirung der dort übergroßen Güter in so kleinen Landstellen, daß sie ohne Mitarbeiter cultivirt und mit ein paar Kühen gepflügt werden können. Die unentbehrlichen Gebäude muß man nach Meklenburgs Art von Pise bauen, und das nächste Geschlecht wird schon besser fortkommen lernen. — Die stehende Landarmee ist jetzt 30,838 Mann, die Reserve 27450. — Vom Oct. 1819 bis Nov. 1820 führten Schleswig und Holstein aus 560,314 Tonnen, und Dänemark 595,841 Tonnen Getreide, Oelhasen und Hülsenfrüchte. Der Ausfuhrzoll war 119,036 Reichsbankthaler. — Im J. 1821 führte Dänemark aus: 7716 Tonnen Butter, Schleswig 7499 und Holstein 19813 Tonnen. — Die Unterhaltung der Flensburger Armee kostete 89000 Mark im J. 1820, die Zahl der Armee war 2075. — Im Ostenlands Islands entstand 1821 ein neuer feuerpeyender Berg; auch erfroren viele Menschen im Freyen. — Dritten Bandes Heft 1. Nr. I. u. XVIII. Die *Landwirthschaft in Angeln*, besonders die Bauernwirthschaft in den Aemtern, ein sehr reich mit Bemerkungen ausgestatteter Aufsatz, der aber auch zeigt, wie viel eine gute landwirthschaftliche Gesetzgebung den Wohlstand des Landes Angeln und der Bauergüter verbessern könnte. In Landwirthschaft und Viehzucht ist der Angler gleich thätig. Es giebt hier ☐ Meilen mit 1350 Milchkühen neben einer starken Zuzucht. Die Kuh liefert dort 80 bis 150 Pfund Butter. Die Stallfütterung ist selten, die Fütterung der Kühe auf der Weide häufiger; die Pferde-, Schaaf- und Bienenzucht sind nicht ganz verabläumt, eben so wenig der Garten- und Obst-, und der Hanf-, Flachs- und der Hopfenbau. Der Landmann liebt viel, ist religiös, läßt sich aber von seinen Vorgesetzten ungern zu vielerley vorschreiben, was er selbst besser zu kennen glaubt. Der Angler lebt gut, aber auch er ist meistens durch Wohlfeilheit seiner Producte verarmt und leidet an einer fehlenden Gesindeordnung. — II. Ueber die *Briefungen im eiderstädtischen Proceßverfahren*, d. h. die Mandatsprocesse, vom Adv. Cornils. — III. Ueber die verschiedenen Arten der *Landstellen* und besonders der festen, d. h. der dienstpflchtigen. V. Beispiele neuerer Bemühungen für *Verbesserung der Gefängnisse*, von Niemann. — VI. Betrachtungen über die *Sparkassen*, ein wohlgerathener Aufsatz. Auch in Flensburg bewährte sich diese Einrichtung als sehr wohlthätig. IX. 20 Miscellen. Bitte der Schleswig Holsteiner an den Monarchen um eine Verfassung. — Das Seebad zu Wyck auf Föhr blüht seit 1819. — Die Friedrichberger Spar- und Leihenkasse in Schleswig hat 10,000 Rthlr. Einätze und einen Sparfond von mehr als 1100 Rthlr.

gesammelt. XI. Literaturbericht neuer Druckschriften. — XII. XIII. Unwichtig für Ausländer, außer das Capitän v. Jahn den Volkskrieg unter K. Christian IV. in den J. 1643 bis 1645 wider den schwedischen General Torstenlohn in einem eigenthümlichen Werke darstellen will. — Heft 2. Darstellung der *Communalverfassung in der Kremper und Wilster-Marsch*, vom Obergerichtsadv. Löck in Itzehoe. Für das Ausland voll Interesse, um sie mit eigenen ähnlichen Verfassungen zu vergleichen. — XV. Statistik von *Rendsburg*. — XVI. Beyträge zur *physischen Geschichte Eiderstedts*, auch als Beyspiel der Umformung des Bodens eines niedrigen Küstenlandes merkwürdig, vom Pastor Kufs. XX. Ueber das *neutrale Interesse, besonders Dänemarks, bey den Kriegsverhältnissen Spaniens und Portugals*, vom Kammerrath Gloyer. — XXI. 11 Miscellen. Ein Böttgeramtsmeister Behrensen in Kiel veranlaßte das Amt, ein Stück Land zu Erzielung von Bandweiden zu pachten, worauf 145,000 Weiden gepflanzt wurden. Der nämliche fand sich veranlaßt, als 27 Pf. Bretlinge (kleine Fische) in Kiel 2½ Shill. galten aus solchen 1820 und 1821 45 Tonnen trefflichen Thran zu brennen, und nutzte den Abfall als Düngung. Auch benutzte er den Obstüberfluß zu Cyderwein und Essig. Die Regierung schenkte dem unternehmenden Manne zur fernern Ermunterung 300 Reichsbankthaler. Heft 3. XXIII. *Geschichte des Schleswiger Stadtrechts*. — XXIV. Bemerkungen über die *Gefängnisse des Landes*, besonders in *Glückstadt*. — XXVI. Der *königl. dänische Hof- und Staatskalender* für 1823. Der Hof ist nicht zahlreich. Die Kapelle hat 57 Musiker. Das Theaterpersonal gegen 111. Der Hofstaat der Königin zählt 46 Personen, der geheimen Conferenzzräthe sind 38, der Conferenzzräthe 30, der Staatsräthe 112, 26 tituläre Generalkriegscommissäre; die dänische Kanzley besteht aus 64, die Schleswig-Holstein-Lauenburgische aus 31 Personen. Die Universität zu Kopenhagen hatte 11 ordentliche und 13 außerordentliche Professoren, die zu Kiel 26 Professoren und 8 Privatdocenten mit 260 Studierenden im J. 1823. Das höchste Gericht hat einen Justitiar, einen Vionjustitiar und 11 Assessoren neben 31 außerordentlichen Assessoren, von denen der Justitiar nur 20 einzurufen pflegt. Die Obergerichte zu Schleswig und Glückstadt haben jedes einen Kanzler, Vicekanzler und 7 Räte mit 6 Sekretären. Das Schleswigsche Landgericht hat einen Landkanzler (den Obergerichtskanzler) mit 4 Obergerichtsräthen, auch 5 adligen Landräthen. Das Holsteinische Landgericht hat einen Landkanzler (den Obergerichtskanzler) 4 gelehrte Obergerichtsräthe und 3 adlige Landräthe. — XXVII. 20 Miscellen. — Das Torfgraben in der Herrschaft Pinneberg ist ein Beförderungsmittel der Sittenlosigkeit unter dem Gesinde. XXVIII. *Stipendien in Holstein* aus dem 16ten Jahrhundert tragen Einkommen 197 Mark 15½ Sch.,

aus dem 17ten Jahrh. 3490 M. 7 Sch., aus dem 18ten Jahrh. 5050 M. 7 Sch., aus dem 19ten Jahrh. 489 M. in Summa 9227 Mark 13½ Sch. XXIX. Literarische Anzeige. XXX. Bericht über, das *Taubstummen-Institut zu Schleswig* für 1822. Es hat an Industrie-Anstalten eine Drechsler-Werkstätte, eine Weberey und eine Buchdruckerey. Heft 4. XXXI. *Peter Hobbes Gedenkbuch über die kremper und wilster Marsch* giebt manche neue Nachrichten über den Aufstand Grafen Gerhards wider seinen Bruder König Christian I., über die Eigenthümlichkeiten jener Märschen und seine Unterhaltung mit König Friedrich III. von Dänemark. XXXII. Die *Bevölkerung Holsteins* betrug 1823: 385000, die von Schleswig 314000 Köpfe auf 170¼ Quadratmeilen.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Fellecker: *Ueber den Nutzen der Geschichte. Gelesen in der öffentlichen Versammlung der königl. Acad. d. Wissensch. in München zur Feyer des Maximilianstages 1822*, von Fr. Roth, königl. bayer. Ministerialrath und ord. Mitgl. der Acad. 16 S. 4.

Der hochgeachtete Vf. scheint sich vorgenommen zu haben, an einem recht gewöhnlichen Thema zu zeigen, daß klassische Bildung, philosophischer Geist, verbunden mit einem kernigen Hamann-Taciteischen Stile, noch immer einer vielbesprochenen Sache eine anziehende Seite abgewinnen könne. Aber der Zweck der Gelegenheitschrift verbot fast eine völlige Ausführung und erlaubte nur Andeutungen, die zugleich deutlich zeigen, daß sich selbst noch mehrere nützliche Anwendungen dem Thema abgewinnen lassen. Was gewöhnlich und zunächst von der Geschichte gelobt wird, wird kurz abgefertigt, und in ihr ein *Schauplatz göttlicher Gerechtigkeit* (mit Anwendung auf Schillers bekanntes Wort: die Weltgeschichte ist das Weltgericht!) gefunden, und zwey große Wahrnehmungen von der *Macht und Lebenskraft des Guten* und der oft späten, doch gewissen *Strafe des Bösen* damit verknüpft. Die Geschichte gewährt Einsicht in die Beschaffenheit menschlicher Dinge, in die Stärke und Schwäche der menschlichen Natur, und giebt Aufschluß über die Natur der bürgerlichen Gesellschaften. Wenn nicht in gleicher Ausdehnung und Fülle, doch zuweilen selbst eindrücklicher wirkt diess auch die *vaterländische Geschichte*; aber alle Geschichte wirkt nichts, ohne die *Wissenschaft des Wahren und Wirklichen*. „Durch die Philosophie,“ schließt der Vf., „wird die Historie ein Licht der Wahrheit, eine Führerin zur echten Aufklärung, die nichts blendendes hat, nichts angreifendes noch verletzendes, sondern aus der Einsicht Besonnenheit, und aus der Besonnenheit Ergebung, Ruhe und Zufriedenheit erzeugt.“

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELEHRTHEIT.

BRESLAU, in d. Univerſit. Druckerer: *Commentatio de examine physiologico organi visus et systematis cutanei, quam pro loco in ord. med. Vratſlav. publ. def. Joannes Evangelista Purkinje, Physiol. et Pathol. Prof. ord. 1823. 38 S. 8. und eine Tafel in Steindruck.*

Herr P., früher Professor in Prag, wurde an des verdienstvollen Bartels Stelle nach Breslau berufen. Obgleich nun Rec. recht wohl weiß, daß man nicht allemal von den Schriften eines Gelehrten auf seine Tüchtigkeit als öffentlicher Lehrer einen richtigen Schluß machen kann, so war er doch mit Vielen, die gleich ihm an dem Gedeihen der Univerſität Breslau wahrhaft Theil nehmen, auf dieſe erste literariſche Auftreten des Vfs. um ſo mehr geſpannt, als ihm eine frühere kleine Schrift deſſelben über das Sehen in ſubjectiver Hinſicht nur dem Titel nach bekannt geworden war. Rec. hat nun vorliegende Habilitationsſchrift aufmerkſam geſehen, würde es aber für zu voreilig und für unbillig gegen den Vf. halten, wenn er aus derſelben einen allgemeinen Schluß auf die Tüchtigkeit des Letztern ziehen wollte. Gelegenheitsſchriften der Art müſſen oft unter ſo ungünstigen äußern Verhältniſſen ausgearbeitet werden, daß ſie nur ſeltener geſiegen ausfallen, und beſonders ſieht man der gegenwärtigen eine ziemlich große Flüchtigkeit an. Ist doch die Zeit ſo kurz zugemessen geweſen, daß die unerhört vielen Druckfehler nicht verbeſſert, oder auch nur angezeigt werden konnten. Hoffentlich giebt uns bald eine größere Arbeit Hrn. P's reichliche Veranlaſſung, anzuerkennen, daß er das in ihn geſetzte Vertrauen gerechtfertigt habe.

In der *Einführung* handelt der Vf. von der phyſiologiſchen Praxis, und verſteht darunter, nicht ganz übereinstimmend mit dem Sprachgebrauche, dasjenige ärztliche Verfahren, vermittelt deſſen der Menſch, abgeſehen von aller Krankheit, dem Ideale der Geſundheit möglichſt nahe geführt wird. Er ſtifert gegen diejenigen, welche die Anwendbarkeit eines ſolchen Verfahrens für paradox und die Anwendung deſſelben für der menſchlichen Freyheit nachtheilig halten, da doch der tägliche Augenschein lehre, daß Thiere und Pflanzen nach gewiſſen Regeln zu höherer Vollkommenheit gezogen werden können. Rec. geſteht, daß auch er von einer ſoge-

nannten Macrobiotik zum täglichen Gebrauche des Laien wenig halte, wenn ſie nur über die allge-
meiſten Regeln hinaus geht. Der Menſch, der ſich durchaus nach dem oft noch ſehr problematiſchen Vorſchriften richten wollte, müßte wirklich das elendſte Leben führen. Er wäre, wie der Hypochondriſt, der Sklave ſeiner Beforgniß für Krankheit. Darin liegt es auch, daß die Diätetik von jeher ſo wenig allgemeinen Eingang gefunden hat, und die meiſten Menſchen es vorziehen, ihre Sünden in dieſer Hinſicht jährlich mit einigen Wochen Krankheit abzubüßen. Die Parallele zwischen dem Ziehen der Pflanzen, Thiere und dem des Menſchen iſt übrigens unglücklich gewählt, wie jeder leicht einſehen wird, der ſich den Zweck und die Art dieſes und jenes vergegenwärtigen will. — Die biſher zu ſehr überſehene und doch wirklich beynahe wichtigſte Hälfte des ärztlichen Wiſſens ſoll nun in jener phyſiologiſchen Praxis beſtehen, welche die medi-
cinische Policy, die Lehre von der phyſiſchen Erziehung, die Diätetik und Gymnaſtik unter ſich be-
greift.

Zweiter Abſchnitt. Kenntniß der Individualität im Allgemeinen. Sie iſt Grundlage der Kunſt des Individualiſirens und dadurch eines glücklichen Erfolgs in der ausübenden Heilkunſt. Gemeinhin ſchreibt man den Beſitz jener Kunſt einer angeborenen oder erworbenen Fähigkeit, einem eigenthümlichen Tact des Arztes zu, allein eigentlich muß man die Phyſiologie als wahre Quelle derſelben anſehen. Denn es handelt ſich um die richtige und genaue Kenntniß der natürlichen Eigenſchaften eines gegebenen Individuums, welche der Arzt bis in ihre letzten Verzweigungen genau erforſchen ſoll, um ſich einen klaren Blick in die Natur des Individuums zu verſchaffen. — (Rec. wünſchte wohl zu erfahren, wie es ein auch nur etwas beſchäftigter Arzt anfangen ſollte, wenn er ſich auf die vom Vf. angegebene Weiſe mit den Eigenheiten eines Individuums bekannt machen wollte. Wo ſollte er dazu Zeit hernehmen? Der tüchtige Arzt überſieht alles Nöthige mit einem Blicke und trifft unter hundert Malen gewiß den Nagel neun und neunzig mal öfter auf den Kopf, als ein anderer, der jede Faſer des Körpers zehnmal nach allen Seiten umkehrt. Es iſt nicht bloß ein leerer Volkswahn, daß das Talent den Arzt zur Ausübung geſchickter macht, als alle Gelehrſamkeit. Nur der kann eig in jeder Hinſicht tüchtiger Arzt werden, in welchem ſich angebornes Ta-

lent und erworbene Kenntnisse vereinigen, nur mit letztern ohne ersteres wird der Arzt am Krankenbette immer eine traurige Figur spielen.)

Dritter Abschnitt. Ueber das physiologische Examen. Man kann die physiologische Praxis nach Maafsgabe der therapeutischen in Diagnose, Prognose, Indication und Kur eintheilen. Die Diagnose fufst auf dem Examen. Zum physiologischen Examen fehlt es noch an einer Anleitung, die auch hier nicht vollständig gegeben werden soll. Im Allgemeinen sind die besondern Formen des Organismus und die verschiedenen Erscheinungen des Lebensprocesses, letztere nöthigen Falls durch Experimente zu erforschen. — (Wenn nun Herr P. auch die Ausmittelung der krankhaften Anlagen in das Gebiet des physiologischen Examens zieht, so kann ihm Rec. darin nicht beypflichten. Denn krankhafte Anlage, wenn man, wie gewöhnlich, darunter die vorherrschende Neigung zu irgend einer Krankheit versteht, ist schon Anfang der Krankheit selbst und somit Gegenstand der Pathologie und des pathologischen Examens, um einen dem „physiologischen Examen“ analogen Ausdruck zu brauchen.)

Vierter Abschnitt. Aeusere physiologische Untersuchung des Sehorgans. 28 verschiedene, zum Theil Rec. früher noch nicht bekannte, oft sinnreiche Vorschriften zur Erforschung der Verhältnisse dieses Organs. (Rec. bemerkt hier nur, daß es ihm bey mehrfach, an verschiedenen Subjecten angestellten Versuchen nie gelingen wollte, Luft aus der zugehaltenen Nase bey zugemachtem Munde durch die Thränenpuncte herauszutreiben. Immer wurden die Gehörorgane vor dem Gelingen so stark afficirt, daß man von fernern Bemühungen absehen mußte. Auch scheint Rec. die Behauptung, daß man von der Beschaffenheit der Albugines auf die der übrigen fibrösen Häute mit Sicherheit schließen könne, zu wenig haltbar.)

Die Betrachtung einiger subjectiven Erscheinungen bey dem Sehen macht den Uebergang zum vierten Abschnitte, in welchem die äußere physiologische Untersuchung des Hautsystems abgehandelt wird. Der Vf. erklärt sich für die Gegenwart von Hautporen, die aber wegen der Elasticität der sie umgebenden Substanz so verschlossen werden, daß sie nur einer von innen andringenden Flüssigkeit Durchgang gewähren, keinesweges aber dem Auge, selbst nicht dem bewaffneten, sichtbar sind.

Rec. wunderte sich folgende, wörtlich hierher gesetzte Stelle zu finden, die doch wenigstens viel zu spät kommt:

„*Est non negem hisce lineis (scil. palmaribus) physiognomicum etiam inesse quemplam significatum, quum manus instrumentum sit praecipuum humani laboris, atque diversae motus modi ad quos destinata est ad internam quosque individui indolem indeque sequentes vitae casus conjecturam facere perhibeant,*

parum tamen et vix quidpiam veritatis in cheiromantorum placitis adesse persuasum habeo et eorum operam augurum et haruspicum ex volatu avium insectinorumque motibus varicintis aequiparandam existimo.“

Die Steindrucktafel enthält mehrere, nicht durchaus gut ausgefallene, den Text erläuternde Abbildungen des Auges, der Hautfurchen, der Hand und dergl.

GESCHICHTE

BERLIN, b. Reimer: *Die Weltgeschichte in gleichzeitigen Tafeln zum Gebrauch für Schulen*, bearbeitet von F. A. Pfichon, Pred. am großen Friedrichs - Waisenhaus und Lehrer am königl. Cadettencorps in Berlin. Zweyte Abtheilung, welche die Geschichte des Mittelalters, nebst einer vollständigen Darstellung der politischen Geographie der mittlern Zeiten, eine Uebersicht der geschichtlichen Literatur und der Wissenschaft-, Kunst- und Sittengeschichte dieses Zeitraums enthält. 1824. VIII u. 203 S. qu. 4.

Für das dreyjährige Warten auf diese Fortsetzung wird der Besitzer der ersten Abtheilung (1820 f. A. L. Z. 1821. N. 95) reichlich entschädigt, und diesmal bestätigt sich das alte Sprichwort: *Was lange währt, wird gut*. Wenn Rec. an der ersten Abtheilung manches nicht unbegründete auszufetzen hatte, so findet er hier einen desto größern und unverdrossenem Fleiß, der sich in Zusammentragung von Materialien so gut wie in ihrer Prüfung und Sichtung und in Verbindung mit einem geschärftern Blicke auf das, was mehr und minder wichtig ist, unverkennbar zeigt.

Schon die Inhaltsbestimmungen, die auf dem Titel selbst enthalten sind, beweisen, daß sich der Vf. das Mittelalter in seiner ganzen historischen Fülle gedacht habe; daß es ihm nicht bloß um eine trockene Aufzählung der wichtigsten Thatfachen jenes Jahrtausends in abgebrochenen Sätzen und ethnographisch und synchronistisch neben einander fortlaufenden Spalten zu thun gewesen sey, die wahrhaftig weder neu noch sehr schwierig gewesen wäre, sondern vielmehr um eine Darstellung des Mittelalters in geographischer, politischer und literarisch - moralisch - technischer Hinsicht. So erst rundet sich alles ab, was gewöhnlich vereinzelt, eckig und hölzern in Tabellen über das Mittelalter zusammengepfertcht wird. Von allen diesen Bemühungen war nun anbestritten die um die Geographie des Mittelalters die mühsamste, und es bedarf nicht erst dafür der Versicherung in der Vorrede, daß man kaum ahnen werde, wie viel Mühe die wenigen (12) Bogen (Geographie) ihrem Vf. gekostet haben. Von der Regierung aufgefordert zu einer genauern Bearbeitung der politischen Geographie, ging der Vf. von dem frühern Vorfatze, bloß einen ganz kurzen Abriss der Tabellen voranzuschicken, ab, und an das

des tieferen (dreyjährigen) Studium, ohne indeß seine Arbeit für etwas Vollkommenes anzusehen. Wenn auch dies letztere Rec. bestätigt, so soll es keinesweges ein Tadel oder Vorwurf seyn; denn nach des Rec. Meinung kann überhaupt über diesen schwierigen Gegenstand *im Ganzen* noch nichts Vollkommenes geliefert werden, so lange nicht eine Menge specieller (und unmöglich von Einem oder Zwey Forschern bloß anzustellende) Untersuchungen über die mittlere Erdkunde einzelner Länder und Territorien angestellt und in ihren Resultaten vorgelegt worden sind. Viele Karten und Werke sind dem Vf., wie er selbst bedauert, nicht bekannt geworden, und in der Schilderung einzelner Länder wird leicht der Gelehrte, der einem derselben ausschließliche sein Studium widmet, manche Aussetzungen zu machen haben; aber alle solche Bemerkungen sind unendlich leichter als das Ganze nur so zu machen, wie es dem Vf. gelungen ist. — Rec. trägt kein Bedenken, diese auf 96 eingedruckte und großen Quartseiten vorausgeschickte Geographie des Mittelalters als die *beste Arbeit* anzuerkennen, die ihm, mit der Literatur dieses Gegenstandes, so wie mit Untersuchungen dieser Art, nicht ganz unbekannt, zur Zeit zu Gesicht gekommen ist. So ist vorerst für diesen Theil der historischen Geographie ein Abriss gewonnen, von dem aus und in welchen hinein man nur speciell untersuchen, nachtragen, nachbessern, vervollständigen kann. Leicht möglich, daß, wenn dadurch dieses Studium recht angeregt würde, in 20 Jahren schon ganz andere Resultate dastehen könnten, aber etwas schon haltbares mußte doch da seyn, von dem man ausgehen könnte, und diesem wird auch dann der Ruhm unverkümmert bleiben, nach Zeit und Kräften das Ganze begründet oder um einen tüchtigen Schritt weiter gebracht zu haben. Damit aber so schöne und lange Vorarbeiten noch weiter wuchern mögen, wäre sehr zu wünschen, daß der Vf. nach baldiger Vollendung der dritten Abtheilung oder der neuern Geschichte noch einmal zur Geographie des Mittelalters zurückkehren, sich vorläufig weitere Materialien und Karten sammle, wobey z. B. *Wersebe*, *Schultes directörium diplomaticum* von Obersachsen, *Günther codex diplom. Rheno-Mosellanus*, v. *Langs* Karten und Abhandlung über Baierns Länderbestand und Anwachs (in den Denkschriften der Münchner Akademie) für Deutschland u. s. w. benutzt werden müßten. Bey einer öffentlichen Aufforderung würde mancher gern neue Materialien dem Vf. nachweisen, vielleicht selbst mittheilen. Dann müßten aber auch Karten beygegeben werden, wenn auch nicht von einzelnen Ländern, doch wenigstens von West- und Ost-Europa abge sondert, und eben so einzeln von Asien und Afrika, auch nicht nach Jahrhunderten, sondern nach den wichtigsten Momenten des politischen Lebens.

Auf eine kurze Einleitung folgt die *Chronologie* des Mittelalters nach den verschiedenen Aeren, in-

dicationen (314, nicht 1314, wie es durch einen Druckfehler heißt) Hadichra u. s. w. Dann S. 2, geht der Vf. zur *Geographie* über. Unter den Hilfsmitteln vermißt Rec. den immer noch hin und wieder brauchbaren *Atlas historicus*, von Joh. Matthias Hase. Nürnberg. 1750. Fol. Die Geographie ist in 3 Zeitabschnitten, 888, 1300 und 1500 abgehandelt, und zuerst natürlich immer Europa, dann Asien und Afrika. Daß der erste Abschnitt besser bey 843 als dem Zeitpunkte der *vertragsmäßigen* Trennung des Frankenreichs, und der wirklichen Entstehung Frankreichs und des deutschen Reichs zu machen gewesen wäre, geht auch daraus hervor, daß um 888, oder richtiger 887, als am Ende den kurzen und *ganz zufälligen* Vereinigung, Karls des Großen Monarchie unter Karl dem Dioken gar nicht mehr ganz beysammen war. Bey wichtigeren Reichen wird in jeder einzelnen Periode wieder der geographische Zustand unter mehreren wichtigen Regenten aufgeführt, z. B. Frankenreich unter Chlodwig, dann 569, 741, 814, 843. — Ueber einzelne Kleinigkeiten wird Rec. nicht viel mit dem Vf. rechten, z. B. daß Hochbuckel und Hamaburg für dasselbe gehalten werden; bey den Slaven des ersten Zeitraums die Carner und Carastaner fehlen, wenn sie nicht vielmehr *celtischen* oder *rhätischen* Stammes waren. Daß China vier Mondreisen (Reisen nach dem Monde?) lang seyn soll; daß die deutschen Fürstenthümer erst im 13ten Sec. neblich geworden wären, daß zu Werlitz eine sächsische Pfalz war, was Werle heißen muß, von wo sie nach Goslar verlegt wurde; daß Dacia noch immer für Danix angeführt wird; daß die drey Marken, die meißnische, südthüringische und nordthüringische mit ihren Bistümern (aus denen sie noch erkannt werden können) Meissen, Merseburg und Naumburg-Weitz nicht genau genug gesondert und die Zupantien (das slavische Analogon der deutschen Gane) nicht erwähnt sind. Die Existenz des alten *Wineta* ist zu zweifelhaft, um bestimmt angenommen zu werden: die Vereinigung Aragoniens (warum *Arrag*?) und Castiliens ging erst 1516 oder 1517 vor sich, so wie die Vermählung Ferd.'s und Isab.'s 1469, nicht 79. Otto der Erlauchte † 1253, nicht 52, und sein Vater nicht 1301, sondern 1231. (cf. S. 70.)

S. 97 beginnt eine Uebersicht der vorzüglichsten Quellen und Hilfsmittel der mittlern Geschichte, wobey Rec. den ersten Band von Robertsons Karl V., Gibbons und Hallams Werke ungern vermißt. Bey Deutschland sind die SS. r. G. (vor denen *dessen* Reht) nicht von Leibnitz, sondern von Mencke, eine Anzahl anderer Sammlungen fehlen ganz; so auch Güntheri Ligurinus bey Friedrich I.; ferner die letzten 6 Bände der *Monumenta boica* bis 1821; der Vte Band der Orig. Quell. — Die historischen Tabellen selbst zerfallen in 3 Zeiträume: 476.—622; 888; 1095; 1300; 1492; obgleich sehr passend in den Spalten der einzelnen Völker noch eine besondere und zweckmäßige Periodologie durchgeführt ist.

ist. Auch verdient es Lob, daß die Chronologie zwar eine eigene Spalte hat, aber doch bey jedem einzelnen Staate wieder besonders und specieller angeführt ist. Wenn in einigen Spalten vor 843 schon Frankreich statt Frankenreich steht, ist es wohl ein Druckfehler. Auch hätte von den vielen Fragezeichen eines bey dem den Ungern geschickten Hund gesetzt werden können, und bey der Fehle, die (170) bey dem Jahre 1381 erst aufkommen soll, obgleich hinten der Umstand richtiger angegeben ist. Ob die Pikten Germanen waren, will Rec. nicht unbedingt unterschreiben. S. 174 fehlt die wichtige Vergabung Brandenburgs an das Haus Zollern, und S. 180 muß es nicht Colon, sondern Colombo, aus der Vorstadt S. Andreas bey Genua gebürtig, heißen. (cf. *Codice diplomatico Colombo-Americano*. Genua 1823. 4.) S. 148 ist die Schlacht von Lignano richtig 1176, S. 192 aber falsch 1175 angegeben, auch steht das Aeneas Sylvius Roman Euryolus und Lucretia im 1sten (nicht im 2ten Bande) von Hahns Collectio. — S. 182 beginnt eine für den Zweck des Buches sehr passende Uebersicht der Wissenschaft, Kunst und Sittengeschichte der mittleren Zeit, die mit vielem Fleiß zusammengetragen ist. Schriften und sogar Ausgaben der Gelehrten sind meistens angegeben; über das zuviel und zuwenig wird die Ansicht immer verschieden bleiben. Von Druckfehlern, deren leider viele vorkommen, will Rec. den Herrn Vf. nur auf einige nicht angezeigte aufmerksam machen. S. 27 Saufeld st. Sualif; Lontium st. Lentium; Radericus st. Radevic. S. 114 bey Severin l. 638. 115 Baiern; S. 135 am Rande l. 950 st. 750; S. 144 Abmudolmen l. Abdolmumen; S. 172 Joh. v. Trotzmar l. Troznow; S. 176 muß es st. 1470, 1740 heißen; S. 180 Togluk l. Togral; S. 186 vita Aescharii l. Ansch. und Annales Bertiniani statt ae. — S. 188 Domianus, Montanabbi l. Montanebbi; Clemangis l. Clemangis; S. 205 Feuerbach l. Peurbach, u. S. 203 Abrabanal l. Abarbanel. Mehreres minder wichtige, welches Rec. in seinem Exemplar angestrichen, übergeht er, des „ubi plurima nitent etc.“ eingedenk, und bittet nur noch den Vf., die oben von ihm geäußerten Wünsche zu beherzigen.

ERDBESCHREIBUNG.

TÜBINGEN, in Comm. b. Osander: *Versuch einer Beschreibung von Schwenningen in der Baar am Ursprung des Neckars, in geognostischer, landwirthschaftlicher und medicinischer Beziehung; mit 2 Beylagen die Bevölkerungsverhältnisse und Resultate der Bohr-Versuche auf Steinsalz bey Schwenningen enthaltend*, von F. W. Sturm, Unter-Amtsarzt zu Schwenningen und correspondirendem Mitglied der Centralstelle des

Landwirthschaftlichen Vereins in Württemberg. 1823. IV u. 120 S. 8.

Wenn auch zuweilen über die ungemessene Zahl der Bücher geseufzt wird, so giebt es doch wieder ganze Arten, deren es eigentlich nie zu viele geben kann, dahin gehören Topographien, von welchen jede, die sich mit noch nicht beschriebenen Orten und Gegenden beschäftigt, nothwendig etwas Neues enthalten, und als Beytrag zur Erd- und Menschenkunde höchst willkommen seyn muß, es wäre denn, daß Civilisation und Luxus am Ende alle Völker der Erde gleich machten. In gewisser Art mögen auch Topographien größerer Städte noch eher manch gemeinames haben; desto verdientlicher, wenn gleich weniger belohnend, ist es aber, Dörfer und entlegene Gegenden des Landes zu beschreiben. Hier tritt ein gelehrter Arzt mit der Beschreibung eines Orts, dem Abnoba'schen Gebirge der württembergischen Baar auf, dem bis jetzt noch nicht die Ehre einer öffentlichen Beschreibung wurde, ungeachtet seine Lage an der so schmalen Wasserscheide der Donau, des Rheins und Neckars mit dem Ursprung des letztern, die Nähe eines reichen Torflagers und wenig entfernt, reicherst kürzlich entdeckte Salzlager derselben ein eigenthümliches Interesse verleihen. Sowohl für sich, als auch als Beytrag zu einem größern Werke ist recht interessant, was der Vf. in den vier Abschnitten seines Buchs über Geschichte des Orts, Lage und Klima, Ursprung der Benennung, Wasserscheide, Gebirgsarten, Torfmoor, Pflanzen u. s. w., so wie über Volkszahl, Lebensart, Nahrungsmittel, Kleidung, physischen und moralischen Charakter, Mundart und Provinzialausdrücke, eigenthümliche Gebräuche, Krankheiten, Gewerbe und endlich über Landwirthschaft sagt. Rec., der jene Gegenden nur von einem sehr flüchtigen Besuch kennt, wünscht ihrem etwas rauhen, wenn nicht ungeschlachten, Bewohnern Glück zu einem so gutmüthigen Arzt, der seinen wohl nicht angenehmen Aufenthalt neben einer gewiß wenig ermuthigenden Praxis solchen Untersuchungen widmet, und so wohlwollend von seinem Publicum spricht. Doch hätte Rec. gewünscht, über eine vor mehreren Jahren in dieser entlegenen Gegend entstandene, den Quäkern ähnliche Secte, wobey, so viel Rec. erfahren konnte, viele plötzlich und krankhaft von convulsivischen Bewegungen des Körpers befallen wurden, und deren der Vf. S. 48 zu kurz erwähnt, mehreres zu erfahren. Für die zahlreichen Verehrer von Hebels alemannischen Gedichten wird der Abschnitt über Mundart und Provinzialausdrücke wichtig seyn. Einen vorzüglichen Werth erhält die Schrift durch die mineralogischen Untersuchungen und Resultate der Bohrversuche auf Steinsalz in der Gegend von Schwenningen, wovon hier das ausführliche nicht erwähnt werden kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Praktische Bemerkungen über die gestörte Absonderung der Galle, abhängig von Krankheiten der Leber und der Verdauungswerkzeuge*, von Dr. Joseph Ayre, Arzt am allgemeinen Kranken- und Gehärbause zu Hull u. s. w., deutsch bearbeitet von Justus Radius, Doctor der Medicin und Chirurgie u. s. w. 1822. 168 S. 8.

Vorliegendes Buch ist für den praktischen Arzt, welcher, unbefangen von hypothetischen Träumen, durch Beobachtung und Erfahrung seiner Kranken und sein eignes Bestes sucht, eine der erfreulichsten Erscheinungen neuerer Zeit, und der deutsche Bearbeiter verdient den aufrichtigsten Dank des ärztlichen Publikums für die angewendete Mühe. Das sorgfältige Studium dieser Schrift hat uns manchen wichtigen Aufschluß und heilsamen Wink am Krankenbett gegeben, und wir können es nicht dringend genug einem Jeden empfehlen, wenn wir auch dabey auf die, bisweilen etwas einseitig auftretende Vorliebe des Verfassers für seine Ansichten aufmerksam machen müssen.

Nach diesen Ansichten giebt es eine Krankheit der Leber, vermöge welcher die Gallensekretion gestört, gehindert, oder gänzlich unterdrückt werden kann. Da die Leber dabey weder entzündlich afficirt, noch ursprünglich in ihrer Organisation (*fabrica*) verletzt wird, sondern jene Krankheit allein in einer Verstimmung und Abweichung in der Funktion der Leber, der Gallenbereitung, besteht; so kann man sie mit Recht eine dynamische nennen, obgleich ihre nächste Folgen allerdings in materiellen Abweichungen bestehen, wie sich weiter unten deutlich ergeben wird.

Die Formen des Uebels, (*aegritudinis*) welchen allen jene Leberkrankheit oder ihre nächste Folge, die gestörte Gallensekretion, als eigentlicher *morbus* zum Grunde liegt, sind sehr mannichfaltig und vielgestaltig, so daß die Erkenntniß der eigentlichen Krankheit oft ungemein schwierig ist. Ihre Mannichfaltigkeit ergibt sich auch schon leicht aus der vielseitigen Beziehung der Verdauung und der Verdauungsorgane; und es werden ferner die Erscheinungen jener Krankheit durch das Alter, die Constitution, die Kräfte des Kranken, und durch die einwirkenden Schädlichkeiten auf das Mannich-

faltigste modificirt. Als, am häufigsten vorkommende, und gleichsam die Krankheit charakterisirende Erscheinungen führt indeffen der Vf. folgende an: Im Anfange der Krankheit, bald nach Störung und Unterdrückung der Gallensekretion, stellt sich ein auffallend starker Appetit ein, doch findet nach dem Genuß keinesweges ein Gefühl der Sättigung statt, und es bekommen die Speisen nicht gut, wie sich die Kranken auszudrücken pflegen. Die Zunge wird allmählig trocken, und bekommt in der Mitte und an der Wurzel einen weissen und pelzigen Ueberzug, der Stuhlgang wird träge, wegen mangelnden Gallenreizes, und nur, wenn sich unverdaute, und nun krankhaft reizende Nahrungstoffe im Darmkanal angesammelt haben, entstehen durchfallartige, und etwas erleichternde Ausleerungen. Die Exkremente sind wenig oder gar nicht gefärbt, schäumend, übelriechend, oft sauer, schleimig und milch- oder vielfarbig. Der Urin ist trübe und dunkelgefärbt, bisweilen auch klar. Außerdem bemerkt man an den Kranken eine bedeutende Niedergeschlagenheit und Entkräftung; auch klagen sie bisweilen über Schwindel und Blödsichtigkeit, die Augen sind matt, sie haben öfters Frösteln und ziehende Schmerzen in den Knien und Knöcheln. Dabey ist viel Neigung zum Schlaf vorhanden; der Schlaf dauert lange, ist aber nicht erquickend. Der Puls ist meistens unverändert, nur bey reizbaren Personen wird er fieberhaft und Kinder bekommen ein wirkliches remittirendes Fieber. Durst ist selten vorhanden.

Aus diesem ersten, *chronischen* Stadium, welches oft Monate, ja Jahre dauern kann, geht nun die Krankheit plötzlich in das *acute* über, der grobe Appetit verwandelt sich in kurzer Zeit in Appetitlosigkeit, ja in Ekel und Widerwillen gegen alle, besonders gegen ehemalige Lieblings Speisen. Zugleich zeigt sich im Anfange dieses Stadiums ein auffallendes Zusammenfallen des Pulses und der Lebenskräfte (*collapsus*), es stellen sich Schmerzen in der Magengegend und in dem einen oder andern Hypochondrium ein, welche nach dem Rücken hinunter ziehen, und bey Nacht zunehmen. Der Schlaf ist sehr unruhig, und wird durch aufschreckende Träume unterbrochen, welche endlich eine gänzliche Abneigung gegen denselben erzeugen; und nun bildet sich, nach jenem Zusammenfallen, eine fieberhafte Reaction aus, ein wirkliches Fieber, welches besonders in der Nacht heftiger

tiger wird, und des Morgens nachläßt. — Bey Kindern sehr häufig, seltener bey Erwachsenen, stellt sich schon im ersten Stadium ein schleimiger Husten ein, welcher besonders gegen Abend zunimmt, und dann oft mit einiger Schwerathmigkeit verbunden ist. Er ist wichtig, weil er leicht die Diagnose trüben kann. Mit diesem akuten Stadium beginnt aber nun die Thätigkeit der Naturkraft, welche dabey immer, wenn auch oft, ohne ihren Zweck zu erreichen, in ihren Bestrebungen als *vis medicatrix* erscheint. Sehr gefährlich ist der Anfang des akuten Stadiums, das Zusammeninken der Lebenskräfte, der *collapsus*, welcher oft tödtlich wird. Dann aber sucht die Natur auf dreyerley Wegen die Heilung zu bewirken. Einmal thut sie dies, indem sie plötzlich die Gallensekretion wieder herstellt, entweder durch unerwartet eintretende, galligte und reichliche Stuhlausleerungen, oder durch eine wirkliche Gallenruhr, das heist, durch galligte Ausleerungen nach oben und unten, welche durch ihre Heftigkeit gefährlich werden können. Dennoch ist dies immer noch die günstigste Entscheidung. Dann sucht die Natur die Blutanhäufung in den Gefäßen der Leber, der übrigen Verdauungsorgane und der Pfortader, welche stets eine Folge der gehemmten Gallensekretion ist, entweder durch Hämorrhoidalblutfluss (auf eine seltner, aber sehr vortheilhafte Weise,) oder durch ein idiopathisches Blutbrechen und blutige Stuhlgänge, durch eine Art *melaena*, zu vermindern, welche letztere Krise schon bedenklicher ist, und durch Uebermaafs sehr gefährlich werden kann. Endlich gleicht sie durch allgemeine Erregung des Gefäßsystems, durch Fieber, das Mißverhältniß zwischen dem Venensystem des Unterleibes und dem gesammten Gefäßsystem aus. Aber dieser Weg ist der allergefährlichste, theils wegen der Heftigkeit, theils wegen der langen Andauer des Fiebers, und weil sich leicht anderweitige nachtheilige Symptome, z. B. örtliche Entzündungen u. dergl. hinzugesellen können.

Dies zur allgemeinen Uebersicht der Ansichten des Vfs., nach deren Vorausschickung eine kurze Anführung der einzelnen Abschnitte des Buches selbst, in welchem oft Wiederholungen und Absehwefungen vorkommen, deutlicher werden wird.

In der Einleitung will der Vf. den Begriff der *galligten Krankheiten* nur auf solche eingeschränkt haben, welche auf übermäßige, verkehrte oder gestörte Sekretion der Galle beruhen. Man sieht aber leicht ein, daß er ihn weiter, als gewöhnlich ausdehnt, da eigentlich galligte Krankheiten nur solche (wenigstens nach altem Sprachgebrauch) genannt werden, welche von einer übermäßigen Gallenerzeugung (Polycholie) ausgehen oder damit verbunden sind. Er bemerkt ferner, daß jene, oben ausführlich erläuterte Störung der Gallensekretion öfter vorkomme, als man glaube, und daher in vielen Fällen verkannt werde. Bey Kindern liege sie z. B. jener Krankheit zum Grunde, welche man *maras-*

mus oder das remittirende Fieber der Kinder genannt habe. Sie könne aber auch mit Zahnkrankheiten, oder mit Würmern, so wie mit dem chronischen Wasserkopf, auch mit einer Krankheit der Mesenterialdrüsen, und später mit Hypochondrie, Hysterie, Bleichsucht, Lungenlucht, mit Entzündung der Leber, des Bauchfells, der Gedärme, mit Blutbrechen (besonders der Schwängern) mit Kindbettfieber verwechselt werden, und liege oft dem Mutterblutflusse, besonders im Wochenbette zum Grunde.

Das *erste Kapitel* enthält die Pathologie der Grundkrankheit. Nachdem der Vf. das Physiologische der Verdauung sehr gründlich abgehandelt, macht er auf den sympathischen Zusammenhang der einzelnen Verdauungsorgane, und auf die Störung der Functionen in den übrigen, wenn die Thätigkeit des einen oder andern krankhaft verletzt sey, aufmerksam. Die Ursachen sind Erkältungen, Diätfehler, Uebermaafs im Genuß geistiger Getränke, einige Auschlagskrankheiten, namentlich die Mäfern, sitzende Lebensweise u. d. m. Das akute Stadium wird besonders leicht durch Erkältung herbeygeführt. Die Krankheit kann auch alsbald mit dem akuten Stadium hervortreten, z. B. in der wahren Cholera.

Im *zweyten Kapitel* werden die, von uns hier gleich anfänglich angegebenen Symptome genauer beschrieben, und das nachlassende Fieber der Kinder, dem gestörte Gallensekretion zum Grunde liegt, ausführlich dargestellt. Das erste Stadium bleibt oft unbeachtet. Kleine Kinder werden matt, schlafen bey Tage viel, sind aber des Nachts sehr unruhig, haben starke Neigung zum Essen ohne Sättigung. Später beginnt das akute Stadium mit Appetitlosigkeit und Ekel, Abmagerung, die nun rasch zunimmt, es stellt sich Fieber und seine Art Stupor ein, Kopf und Leib werden heiss, die Glieder kalt, bald erscheinen leichte Krämpfe (innerliche Krämpfe), wobey das Gesicht, besonders um den Mund herum, zusammenfällt, und eine dunklere Farbe annimmt. Tödtliche Convulsionen beschließen die Scene. Bey etwas kräftigeren Kindern hilft sich die Natur länger durch die beschriebenen Stuhlausleerungen. Ueberhaupt aber ist bey Kindern die *Abmagerung* auf eine mehr in die Augen fallende Weise, als bey Erwachsenen, die stete Begleiterin dieser Krankheit; so wie auch der Husten nicht leicht fehlt. Bisweilen kommen auch Pusteln im Gesicht, oder Blasen über den ganzen Körper vor, welche auf einige Zeit erleichtern. Den Eintritt des akuten Stadiums kann man auch bey Kindern an dem oben beschriebenen Zusammeninken (*collapsus*) erkennen. Sie befinden sich dabey in einer Art Taumel, und haben ein schläfriges Ansehen.

Das *dritte Kapitel* handelt von den Abweichungen der Krankheit, oder vielmehr von solchen Fällen, in denen einzelne Symptome so stark hervortreten, daß dadurch die Krankheit leicht mit einer andern verwechselt werden kann. — Biswei-

len erscheint die Krankheit auf den ersten Blick als Leberentzündung, besonders wenn Erkältungen vorhergingen. Doch schaffen in diesem Falle Aderlässe keinen Nutzen, und das Blut zeigt statt der Speckhaut nur eine grünliche Schattirung. Auch unterscheidet sich die Krankheit von der Leberentzündung durch die, bey Letzterer wohl nicht vorkommenden Niedergeschlagenheit und Schlaflosigkeit. Auch unter der Maske einer Bauchfell- und Darmentzündung tritt sie bisweilen auf, so wie im Wochenbett als Puerperalfeber, wo sie sich auch nicht selten mit Mutterblutfluss verbindet. Endlich zeigt sie bisweilen Symptome, welche eine chronische Leberentzündung oder organische Fehler des Unterleibes vermuthen lassen. Dasselbe gilt von Leiden der Gekrösdrüsen, bey welchen der Leib jedoch härter ist. Bleichsucht, Meteorrhagie, gestörte Menstruation und weißer Fluß sind nicht selten Symptome der Krankheit, so wie die wahre Cholera die akuteste Form der Krankheit selbst ist. In einem zweyten Abschnitte dieses Kapitels handelt der Vf. die sekundären und sympathischen Symptome der Krankheit ab. Dahin gehören wasserfüchtige Anschwellungen schwieriges Zehren, Husten und andre, scheinbar der Lungenschwindfucht angehörige Symptome, die sich aber durch Störung der Verdauung, durch die Stuhlausleerungen und durch den Mangel des eigentlichen phthisischen Fiebers von der wahren Schwindfucht unterscheiden. Selbst eine chronische Affection der Bronchien soll von dieser Krankheit ausgehen (?) Dasselbe gilt von der Hypochondrie und Hysterie, doch bekommen den wahren Kranken Abführungen schlecht, welche in der Hypochondrie und Hysterie von gestörter Gallenabsonderung Erleichterung bringen. Auch Leiden des Gehörs, welche zu Wasserergießungen Gelegenheit geben, gehen von der Krankheit aus, so wie Häutauschläge verschiedener Art. — Bey Gelegenheit der Nahrungsmittel empfiehlt der Vf. dringend das Selbststillen, und handelt überhaupt diesen Gegenstand trefflich ab.

Die Behandlung der Krankheit wird nun kurz, aber deutlich angegeben. Der Vf. würdigt die *vis medicatrix* der Natur, besonders in sofern sie sowohl die Erkenntniß der Krankheit erleichtert, als auch durch ihre Bestrebungen dem Arzte Winke für die Behandlung giebt. Als Hauptindicationen setzt er folgende fest: 1) Die Krankheit der Leber muß durch Wiederherstellung der Gallensekretion und durch Entfernung des congestiven (Blutüberfüllten, überhaupt vollsaftigen) Zustandes dieses und der übrigen Verdauungsorgane vermindert oder gehoben werden. 2) Man muß den Darmkanal von seinen krankhaften Ansammlungen und schlechtverdauten Nahrungsstoffen befreyen. 3) Es sind alle die verschiedenen schädlichen Einflüsse zu vermeiden, welche zur Unterhaltung der Krankheit beytragen. Die beiden ersten Indikationen werden durch *Calomel*, in kleinen Gaben, Kindern zu $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$, Erwachsenen zu $\frac{1}{2}$ Gran, in gelinderen Fällen nur des Abends ge-

leicht, und durch purgierende Salze, z. B. Bittersalz, in vielem lauen Wasser gelöst, und in kleinen Gaben, zweckmäßig erfüllt. In leichteren Fällen giebt man das Calomel nur des Abends, wo es wie ein beruhigendes Mittel wirkt, und am folgenden Morgen das abführende Mittel. In schwereren Fällen muß das Calomel öfter, alle zwey bis drey Stunden, auch bisweilen in abführender Gabe, angewendet werden. Selbst im Anfange des akuten Stadiums, wo das Zusammenstinken eintritt, darf man sich durch die scheinbar große Schwäche, welche nur von Blutanhäufungen in den Venen des Unterleibes ausgeht, nicht vom Gebrauch des Calomels abschrecken lassen. In Fällen wo es zwey bis drey stündlich gegeben werden muß, setzt man den Gebrauch kleiner Gaben auf diese Weise zehn bis zwölf Stunden hinter einander fort, und giebt dann das abführende Mittel. Bisweilen schreitet bey diesem Verfahren die Besserung nur bis zu einem gewissen Punkt fort, und bleibt dann stehen. Dann dienen Merkurialeinreibungen in das rechte Hypochondrium. Ueberhaupt muß das Quecksilber bis zur gänzlichen Umänderung der Stuhlausleerungen in die natürliche Beschaffenheit fortgebraucht werden. Da in dieser Krankheit nicht selten die Harnabsonderung ins Stocken geräth, so sind diuretische Mittel nicht selten heilsam, besonders Digitalis und Squilla. Im Anfange der Krankheit, wo der Magen mit zähem Schleim überladen ist, dienen Brechmittel; im späteren Verlauf sind sie nachtheilig. Blutentziehungen, allgemeine, sind im Ganzen schädlich, örtliche bisweilen angezeigt. Der Vf. bedauert indessen, daß es nicht in unserer Macht steht, den Hämorrhoidalblutfluss künstlich zu erregen. Opium darf nur bisweilen, in kleinen Gaben, mit Calomel verbunden, und sehr vorsichtig zur Minderung höchst erschöpfender Durchfälle bey Kindern, angewendet werden. Tonische und stärkende Mittel zur Nachkur widerräth Hr. A., doch gab er in einigen Fällen mit Nutzen eine Verbindung von China, Rhabarber und Squilla in kleinen Gaben.

Es folgen nun eine Reihe höchst interessanter Fälle und Beobachtungen, welche indessen keines Auszuges fähig sind; wohl aber fleißig im Werke selbst nachgelesen werden müssen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, zum Besten des Waisenhauses: *Das Hamburger Waisenhaus*. Geschichtlich und beschreibend dargestellt von *Meno Günther Kiehn*, Waisenvater und Oekonom der Stiftung. Erster Thl. Mit 1 Kupferstich und vier lithographirten Zeichnungen. 1821. XLVII und 512 S. 8.

Nicht bloß eine auf das vollständigste, durch Urkunden beglaubigte treue Geschichte, verbunden mit der Localbeschreibung des ehemaligen hamburgischen Waisenhauses macht den Inhalt dieses mit außerordentlichem Fleiße und wahrhaft diplomatischer Ge-

Genauigkeit zusammengetragenen Buches aus. Der vielseitig gebildete Vf. giebt durch eben diese seine fleißige und in wahrhaft blühendem Stile geschriebene Arbeit einen überzeugenden Beweis, wie wichtig solch eine umfassende Beschreibung für eine milde Stiftung werden kann: denn welcher patriotisch gebildete Hamburger wird bey Lesung dieses Werkes durch die rastlose Thätigkeit der Alvordern, durch ihr Ringen mit dem Druck der Zeiten, durch die unermüdliche, rühmliche Pflichterfüllung so mancher aufeinander folgender Vorsteher dieses Instituts, so wie durch die vielen frommen Vermächtnisse und Schenkungen, die demselben seit zweyen Jahrhunderten zu Theil wurden, selbst von auswärtigen zu Theil wurden, nicht mit lebhafteren Interesse für diese Wohlthätigkeitsanstalt erfüllt werden? — Möge diese Voraussetzung des Rec. nicht bloß frommer Wunsch seyn! Mögen Hamburgs Vorstand und Hamburgs bemittelte Bürger sich auch durch vorliegendes Werk angeregt fühlen, den Alvordern gleich, nach allen ihren Kräften zur wahrhaften Vervollkommenung dieses Instituts zu wirken. Wie vortrefflich den Umständen und örtlichen Verhältnissen nach die Einrichtung des jetzigen (in den 80er Jahren neu erbauten) Hamburg. Waisenhauses auch seyn mag, so bedarf doch jede öffentliche Stiftung fortwährender uneigennütziger, wohlwollender, thätiger Unterstützung. — Wenden wir uns jedoch zu unserem Buche, von welchem es in der demselben vom Hrn. Pastor *Hübbe*, (dem beliebten Seelsorger des Instituts) beygegebenen XXIX Seiten starken Vorrede heist, daß es „keiner Einführung in die Lesewelt bedarf, indem es sich von selbst empfiehlt, und es ihm also an günstiger Aufnahme bey dem hamburg. Publikum nicht fehlen kann.“ Rec. pflichtet diesem wohlverdienten Lobe eben so vollgerecht bey, wie der nächstfolgenden scharfsinnigen Aeußerung des geschätzten Vorredners; der Aeußerung: „Es wäre einer jeden unserer milden Stiftungen eine so gründliche und wohlgerathene Geschichte zu wünschen. Die Vorsteher derselben würden sich daraus zu ihrem wichtigen Geschäfte vorbereiten können, und den rechten Gesichtspunct bey ihrer Verwaltung gewiß seltener verfehlen, als jetzt auch bey dem redlichsten Willen, doch wohl oft geschehen mag.“ Rec. ist noch überdies der Meynung, daß diese Aeußerung mit eben dem Nutzen auf alle andere irgend bedeutende milde Stiftungen, wie auf die hamburgischen anzuwenden sey; indem nichts für belehrender und ermunternder zu achten ist, als — das *Beispiel*. Kann nun eine noch geschichtlicher Ordnung und mit fachkundiger Genauigkeit ausgeführte Aneinanderreihung eben so lehrreicher wie rührender Beispiele der Stiftung, Förderung, Wiederaufrichtung und abermaliger Förderung eines für cultivierte Staaten so hochnothwendigen Instituts einem Buche, wie das vorliegende einen wahren Werth beylegen, so verdient diese Arbeit des wackern

Vf. der überdies noch als Oekonom des hamb. Waisenhauses sich nach allen seinen Kräften des Ehrennamens „Waisenvater“ würdig macht, die rühmendste und dankbarste Anerkennung. Mit musterhafter Bescheidenheit widmet der Vf. sein Buch dem Andenken seines „Vasers, Amtsvorgängers und Vorbildes, *Hieronymus Sebastian Kiehn*, der ihm und dem Institute allzufrüh entzissen ward, und dem — setzt er hinzu —” manche der Anstalt neuerdings zu Theil gewordenen wesentlichen Verbesserungen der ersten Idee nach eigentlich angehören.“ — Zu dieser Stelle gehört das Titelkupfer, das den „zu früh Heimgegangenen“ von seinem Sohne (*Meno Gärtner*) nach dem Leben gezeichnet und von *Bolt* sauber gestochen, im Brustbilde zeigt. — Das Buch selbst, das nur die erste Abtheilung des ganzen Werkes enthält, theilt die Geschichte des hamb. Waisenhauses bis zum Jahre 1708 mit, und schildert: 1) die Geschichte der Stiftung des Instituts (1597 bis 1604), 2) den inneren Zustand der Anstalt während des ersten Jahrzehnds ihrer Existenz (1605 bis 1614), 3) die zweifelhafte Fortdauer des Instituts unter mancherley widrigen Umständen (1615 bis 1624), 4) die allmähliche Sicherung des Bestandes der Anstalt, nebst Erweiterungen und Verbesserungen im Innern (1625 — 1629. — Ein höchst interessantes und belehrendes Kapitel.) 5. 6) den abwechselnden Flor und Verfall des Instituts bis zu beschaffter Herstellung seines baufällig gewordenen Locals (1660 — 1708).“ Der dieser Abtheilung beygefügte Anhang giebt die verschiedenen Urkunden und Documente (52 an der Zahl), aus denen der Vf. zum Theil seine Arbeit zusammentrug, oder die doch mit dem Entstehen, Fortgang und Wachsthum des Instituts auf das Genaueste in Verbindung stehen und die alle für den hamburgischen Geschichtsforscher von Wichtigkeit sind. Die dem Buche beygefügte lithographische Zeichnungen veranlassen die Facade und die innere Beschaffenheit jenes „neubeschafften Locals“; um so denkwürdiger, da jenes Local längst wieder in Trümmer sank, und ein neues schöneres, wiewohl immer noch an großer Beschränkung leidendes Gebäude sich unsern des Platzes, wo jenes stand, schon vor etwa vier Decennien erhob. — Die Geschichte des Vergehens jenes (so genannten alten) und des Entstehens des gegenwärtigen (neuen) hamb. Waisenhauses wird den Inhalt des zweyten Theils des vorliegenden Werkes ausmachen. Zwar hoffte der Vf. bey Herausgabe dieses ersten Theils den zweyten bald folgen zu lassen; indessen hat es ihm nach seiner eignen Versicherung bey den mannichfaltigen Geschäften, die er als Waisenvater sich zur frommen Pflicht machte, bisher am Mulse gefehlt, sein Wort zu lösen. Möge er bald diese Mulse finden können: denn wenn jemals die Fortsetzung und Vollendung eines Werkes wünschenswerth war, so ist solches unstreitig bey dem vorliegenden der Fall!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

GESCHICHTE.

PARIS, b. d. Gebr. Boffange: *Mémoires de Louis Jerome Gohier* président du Directoire an 18 Brumaire. (Mit dem wohlgetroffenen Bilde Gohiers) 1824. Tome I. XVI u. 430 S. Tome II. 376 S. 8. (Macht die dritte Lieferung der *Mémoires des Contemporains pour servir à l'histoire de France et principalement à celle de la République et de l'Empire* aus.) (Bey Zirkes in Leipzig. 5 Rthlr. 12g Gr.)

Diese Memoiren eines Plebejers, den sein Verdienst zur Würde eines Directors steigen ließ, und der 79 Jahr alt die Scenen und Begebenheiten des 19 Brumaire und die Grundsätze der unglücklichen napoleonischen Regierung mit starkem Griffel beleuchtet, enthalten manchen Tadel der Staatsverwaltung Napoleons, aber noch mehr des Geizes des republicanischen Directors Sieyes und seiner gemeinen List und Furchtsamkeit, so wie dagegen der Gutmüthigkeit der Exkaiserin Josephine manches verdiente Lob. — Der Expräsident des Directoriums Gohier erhielt nach der Räumung des Directorialpallastes seine Freyheit, kaufte mit dem Wenigen, was er rettete ein kleines Gut zu Eaubonne, und lebte dort mit einer Gattin und Tochter, als ihn zwey Jahre später der Oberconsul zum Generalconsul in Holland beförderte, eine Stelle, welche er 10 Jahre bekleidete und dann auf Pension gesetzt wurde. — Die moralische Seite dieser Memoiren ist, daß der Vf. weder über Napoleon heftig herfällt, noch der königlichen Regierung und der jetzigen Charte nach der Weise seiner Landsleute mit kriechender Servilität huldigt. Dagegen blickt auf jeder Seite eine brennende Vaterlands- und Freyheitsliebe hervor, welche die Trefflichkeit der Directorialregierung beweisen will, so weit ihr die Umstände es erlaubten sich edel zu bewegen und besonders der Verrath an der Republik, welcher in beiden Räthen und selbst im Schoosse des Directoriums wüthete. (Band 1. erster Theil.) Nach der Revolution des 18. Fructidor, trat Gohier an Treilhards Stelle ins Directorium, am 1sten Messidor. Er war vormals Advocat in Rennes (und zuletzt Mitglied des Cassationshofes zu Paris) gewesen und beweist, daß nicht dieser Stand, sondern despotische Charaktere der Ruhe der Welt gefährlich sind. Persönlich war Gohier einer der Bewunderer Bonapartes und dessen Gemalin eine sehr genaue Freundin von Gohiers Gattin, während Bonaparte in Aegypten kämpfte. Seine Collegen Merlin und La Reveillère-Lépeaux mußten dem General Moulins und dem Friedensrichter Royer-Ducos Platz machen. Ersterer wurde am 9. und Letzterer am 13ten Messidor eingeführt. Sieyes war Rewbeld im Directorio gefolgt und Barras der einzige alte Colleague. Napoleons anfänglicher Plan war, im Directorio selbst Sitz zu nehmen, und nur weil Gohier und einige andere Directoren in seinen Purificationsideen nicht eingehen wollten, ließ er sich mit Sieyes in eine Verschwörung ein. Der schlaue Expriester stiftete seitdem aus wahrer, oder vorgebildeter Furcht, vor den Jacobinern überall Unheil an. Das Gemälde dieses Cynikers, der sich am liebsten reden hörte, ist nicht reizend; aber vom Verdacht ausländischer Verbindungen spricht ihn der Vf. frey. Auf Gohiers Vorschlag wurde der Regierungscommissar Bourguignon Polizey- und Bernadotte Kriegsminister, Bourdon wurde Kriegsminister, Sieyes entließ wie die übrigen Directoren ungerne Talleyrand aus dem Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten und setzte durch, daß l'honnête et bon Wurtembergeois Reinhardt statt Talleyr. Minister wurde. Auch der Finanzminister Ramel, verhaftet wegen seines als Meister durchgeführten Uebergangs von der Herrschaft des Papiergeldes zur klingenden Münze, mußte Thermidor 2 Robert Lindet Platz machen. Er saß im Wohlfahrtsausschusse in der Section der allgemeinen Versorgung und war so ehrlich, daß er keine Verhaftsbefehle in blanco unterzeichnen wolte, und das Andringen der Collegen laconisch abwies, „je suis ici pour nourrir les citoyens non pour les envoyer à l'échafaud.“ Der Justizminister Lambrechts wurde seiner schwachen Gesundheit halber durch den nachherigen Fürsten Erzkanzler Cambacérés ersetzt, der eine so fette Erbschaft hinterließ. Sieyes trieb bald den ihm zu heilen Bourguignon aus dem Polizeyministerium und berief dazu durch Mehrheit der Stimmen Fouché, indess Bourguignon in die Verwaltung der Einregistrierung und der Domainen trat. (Jetzt ist er *Conseiller honoraire* des Pariser Appellationsgerichts). Als Napoleon das Directorium der Regierung entsetzte, waren die Waffen der Republik von Außen segreich und im Innern Ordnung, ohne alle Anarchie. Nicht das Directorium; sondern eine damals in Wien befindliche hohe Dame ließ durch den Obersten der Szeckler Husaren

partes und dessen Gemalin eine sehr genaue Freundin von Gohiers Gattin, während Bonaparte in Aegypten kämpfte. Seine Collegen Merlin und La Reveillère-Lépeaux mußten dem General Moulins und dem Friedensrichter Royer-Ducos Platz machen. Ersterer wurde am 9. und Letzterer am 13ten Messidor eingeführt. Sieyes war Rewbeld im Directorio gefolgt und Barras der einzige alte Colleague. Napoleons anfänglicher Plan war, im Directorio selbst Sitz zu nehmen, und nur weil Gohier und einige andere Directoren in seinen Purificationsideen nicht eingehen wollten, ließ er sich mit Sieyes in eine Verschwörung ein. Der schlaue Expriester stiftete seitdem aus wahrer, oder vorgebildeter Furcht, vor den Jacobinern überall Unheil an. Das Gemälde dieses Cynikers, der sich am liebsten reden hörte, ist nicht reizend; aber vom Verdacht ausländischer Verbindungen spricht ihn der Vf. frey. Auf Gohiers Vorschlag wurde der Regierungscommissar Bourguignon Polizey- und Bernadotte Kriegsminister, Bourdon wurde Kriegsminister, Sieyes entließ wie die übrigen Directoren ungerne Talleyrand aus dem Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten und setzte durch, daß l'honnête et bon Wurtembergeois Reinhardt statt Talleyr. Minister wurde. Auch der Finanzminister Ramel, verhaftet wegen seines als Meister durchgeführten Uebergangs von der Herrschaft des Papiergeldes zur klingenden Münze, mußte Thermidor 2 Robert Lindet Platz machen. Er saß im Wohlfahrtsausschusse in der Section der allgemeinen Versorgung und war so ehrlich, daß er keine Verhaftsbefehle in blanco unterzeichnen wolte, und das Andringen der Collegen laconisch abwies, „je suis ici pour nourrir les citoyens non pour les envoyer à l'échafaud.“ Der Justizminister Lambrechts wurde seiner schwachen Gesundheit halber durch den nachherigen Fürsten Erzkanzler Cambacérés ersetzt, der eine so fette Erbschaft hinterließ. Sieyes trieb bald den ihm zu heilen Bourguignon aus dem Polizeyministerium und berief dazu durch Mehrheit der Stimmen Fouché, indess Bourguignon in die Verwaltung der Einregistrierung und der Domainen trat. (Jetzt ist er *Conseiller honoraire* des Pariser Appellationsgerichts). Als Napoleon das Directorium der Regierung entsetzte, waren die Waffen der Republik von Außen segreich und im Innern Ordnung, ohne alle Anarchie. Nicht das Directorium; sondern eine damals in Wien befindliche hohe Dame ließ durch den Obersten der Szeckler Husaren

ren, die auf der Rückkehr vom Raftadter Congress getödteten französischen Gesandten Roberjot und Bonnier ermorden. Den Erzherzog Karl und den kaiserlichen Hof versetzte die Unthat in Trauer, aber die Politik gestattete nicht den Schleyer der Mordthat zu lüften. Das Gesetz des Directoriums wegen der adligen Geiseln war wohlthätig; denn es verhinderte der Familienvettern Strafsenräuberey und ihre Befehdungen der guten ruhigen Bürger, die mit ihrer republikanischen Verwaltung ganz wohl zufrieden waren; auch schritt man mit Schonung zu dieser gewaltsamen Maafsregel und die gezwungene Anleihe von 100 Millionen Franken, traf nur die Reichen mit Rückzahlung. Bernadotte bewirkte viel Gutes als Kriegsminister und hatte die conscribirtten Bataillone eingeübt, welche Napoleon den Sieg bey Marengo möglich machten. Sieyes war es der diesen thätigen Minister stürzte. Sieyes hielt Thermidor 23 eine unkluge öffentliche Rede, worin er Gefahren der Republik von Seiten der Jacobiner verkündete, welche er allein in seiner Furchtsamkeit sah. In der Schweiz unter Massena und in Holland unter Brune siegte Frankreich glänzend.

Zweyter Theil. Bey Gohier sahen sich Moreau und Bonaparte zum erstenmale. Beide waren gegen einander verlegen. Bonaparte versuchte bey Moullins und Gohier den Sturz Sieyes einzuleiten, und wollte dann ins Directorium rücken, für welches er constitutionell noch zu jung war, und lebte dagegen ein angetragenes Armeecommando ab, bat sich aber auf den 18 Brumaire bey Gohier zu Galte. Madame Bonaparte lud zum 18ten Morgens um 8 Uhr Gohier und seine Frau zum Frühstück durch ein Billet ein, welches ihr Sohn überbrachte; Gohier erschien nicht, aber seiner Gattin theilte Josephine mit, daß die Revolution durchgehen solle, daß aber Gohier, wenn er sich füge, einen hohen Posten in der Regierung erhalten könne. Gohier verwarf auch diesen Antrag. Heftig reden Gohier und Bonaparte miteinander am 18 Brumaire im Commissionsaal der Inspectoren des Raths der Alten, worauf General Moreau die Directoren Gohier und Moullins verhaftet. Im entscheidenden Augenblick gab Barras seine Entlassung, und Gohier mit Moullins waren Gefangene im Directorialpallast, bis Napoleon durch seinen Bruder Louis dem Directorialpräsidenten Gohier ankündigen liess, daß er frey sey, aber seine bisherigen Zimmer räumen müsse. Dem Bruder fiel des Bildhauers Ceraschi ähnliche Büste Napoleons auf, der einige Monate später in die Verschwörung mit Arena verwickelt wurde. General Moullins flüchtete sich; der General Leclerc der unter ihm gedient hatte, liess ihn entweichen. — Den Männern des 18. Brumaire werden einige Seiten gewidmet. Unter den Beil. Nr. 3. wird man gerne ein stolzes, fast etwas verrücktes Schreiben des besiegten Feldmarschalls Grafen Suwarow aus Novara lesen, und einige scharfe Notizen über den Pair Grafen Cornet und über Lucian Bonaparte. —

Der dritte Theil des 2ten Bands schildert Sieyes Habgier. Ihm überhiefs der Oberconsul für sich und Roger Ducós die geheime Directorialcasse von 800,000 Fr.; woraus sich aber Sieyes 700,000 Fr. zueignete; ausserdem liess er sich zum Senator und Besitzer der Nationaldomäne Dubrosne erheben. Er ist ohne Familie und Besitzer eines unermesslichen baaren Vermögens, des Hotels Infantado und des Fasanenhofs zu Versailles. Als Fouché einmal alle Huren auf den Gassen aufheben liess, um sie nach den Colonien oder Aegypten zu spediren, fand der Oberconsul die leichtfertigen Sinderinnen nicht so gefährlich als die politischen, und er sprach die leichte Waare von der Deportation frey; aber Fouché versicherte, er habe sie nur bloß zwingen wollen Gewerbepatente zu lösen, damit der Hurenkram so wie jeder andre für den Staat fiscalisch einträglich werde. Auch gründete Fouché zuerst das spionirende Polizeywesen, und setzte einst den Oberconsul in die grösste Verwunderung, als er diesem hinterbrachte wie er den letzten Tag zugebracht habe. Wer der neuen Regierung nicht zu ihrer Thätigkeit Glück wünschte, wurde abgesetzt. Sie führte den Fluch der Verurtheilung ganzer Districte in den Zustand der Belagerung, der Militaircommissionen und der Stellung ausser dem Gesetze, ein. Darauf maasste sie sich die constituirende Gewalt an, gab Frankreich die Constitution des Jahrs 8, bot der englischen Regierung Frieden, so wie Ludwig XVIII. mit Unverschämtheit gewisse Entschädigungen für seine Anerkennung an, welche der jetzige Monarch mit Würde ablehnte. Der erste Consul schuf nun Präfecturen, die Ehrenlegion, den italienischen Orden der eisernen Krone, den holländischen Orden der Reunion und den Orden der drey goldenen Vliesse durch ein Decret d. d. Schönbrunn 1809. August 14, der aber unvollzogen blieb. Der erhaltende Senat erhielt weder sich selbst noch seinen Kaiser. Würdiger zeigte sich der Staatsrath und in solchem Regnault de St. Jean d'Angely, den Napoleon selbst fürchtete, weil er seiner witzigen Laune freyen Lauf liess. Nur im Staatsrath, in welchem man frey discutirte, wurden manche Nationalinteressen mit Edelmuth beschützt gegen die Gier des Fiscus. Günstiger für die Freyheit waren die Senatuscoalulte, der Angeklagte und von einem Geschworenengericht freygesprochenne Maire von Antwerpen, sollte und mußte in Napoleons Augen schuldig seyn, und die Freysprechung cassirte der Kaiser, so wenig verstand sich der Despot zu mässigen.

Vierter Theil. Nach dem Frieden von Amiens wuchs Napoleons Muth sich über die Gesetze zu stellen. Er liess sich das erste Consulat auf 10 Jahre, auf Lebenszeit und endlich das Kaiserthum zuerkennen, wogegen nur Carnot Bedenklichkeiten äusserte, das Tribunat wurde abgeschafft, 6 Bastillen wurden errichtet — auf Fouchés Antrag. Narbonne, Ludwig XVI. Minister, überbot die andern an Unterthänigkeit und stieg daher hoch in Napoleons Gunst, so daß er für Napoleon um die Kaisertochter werben durf-

darfte. — Es war ein Versehen, daß Joseph B. Paris nicht zu behaupten wagte, und ein Unglück für Napoleon, daß er nur Schmeichlern sein Ohr lieh, als er die Angriffe bey Waterloo zu lange fortsetzte und wie in Russland sein Heer im Stich ließ. — Die Denkwürdigkeiten des Gefangenen auf St. Helena sind oft äußerst unzuverlässig, der Geschichtsschreiber ist eben so falsch in seinen Darstellungen der Zeitbegebenheiten, welche er leitete, als der Mann auf dem Throne, wenn er Fremden und Unvertrauten vieles versprach und nichts hielt, selbst die treuen Schergen seiner Befehle, selbst einen Fürsten von Neuchâtel beschuldigt er der Kopfloßigkeit. Groß war Napoleon nicht, aber höchst eitel und spürte oft viel zu sorgfältig nach Heimlichkeiten. Selbst in seiner Gefangenschaft war die Umgebung eines sogenannten Hofes für ihn eine Herzkürzung. Er belohnte diese Schergen der Etiquette für ihre Untertänigkeit mit kaiserlichen Legaten; was er selbst verah, das sollten stets Andere veranlaßt haben. Eine Abgötterey trieb er mit seinen Adlern. Die großen Geschäftsmänner und Schriftsteller Frankreichs würdigte er schlecht: sey es aus Bosheit, oder wegen seines verschrobenen Kopfs. Nur seinen unglücklichen Heereszug nach St. Domingo tadelte er selbst. Eigentliche Anhänger seiner Person sind in Frankreich schon sehr sparsam, aber seine despotischen Grundsätze haben hier und da in und außer Frankreich Glück gemacht. In Frankreich wird sein Sohn nicht regieren, eher mag solcher, was ihm sein Geburtstitel gab, König von Rom werden. — Daß der Exdirector Barras mit dem Auslande sich wider die französische Republik verschworen haben solle, leugnet der Vf. durchaus, und beweist dies aus Fauché, Borel eigenen Schriften. —

In der Beilage des 2ten Bandes schimmert zuerst das Actenstück, wodurch der Exdirector Sieyes die Nationaldomaine du Crosne unisignenmäßig erwarb. — Der bekannte Julien schrieb über den 18. Brumaire zum Lobe Napoleons und blieb unbelohnt, aber Riouffe, der die Posaune höher stimmte, erhielt eine Präfectur. Am Schlusse giebt Gohier die Constitution des J. 3. (1795. Aug. 22), bittet damit die kaiserliche Regierung Napoleons zu vergleichen, und dann zu erklären, in welcher von Beiden Anarchie und Despotismus herrschte.

Sollte der Vf. noch eine Zeit lang in seinem hohen Alter leben: so wird er noch seine für Hollands Socialverhältnisse rühmlichen Darstellungen aus seinem 10jährigen dortigen Amtsleben im Publicum erscheinen lassen. — Er schließt mit der Versicherung, manche Schändlichkeiten die er kenne, nur mit leisem Strich berührt zu haben. Gerne sähe er sich berichtigt, wo er sich geirrt oder getäuscht habe, aber wenn man der Sache nicht ganz gewiß sey, so rath er Denen, welchen er nicht gerade rühmliche Zeugnisse ertheilen könnte, lieber zu schweigen; denn er habe manche Beweise im Rückhalt, die eine arge Schaamröthe aufregen könnten.

LITERATURGESCHICHTE.

St. PETERSBURG, in d. Dr. d. medic. Administration: *Catalogus librorum Academiae Caesareae medico-chirurgicae*. 1809. 705 S. gr. 8.

Keine Vorrede oder vorläufige Nachricht giebt über Zweck und Veranlassung dieses Bucherverzeichnisses auch nur die geringste Auskunft. Rec. hat nur erfahren können, daß auf Befehl des Ministers des Innern, Grafen Kotschubey, unter welchem die med. chir. Akademie steht, den Befehl zur Ausfertigung gab, um den Lehrern und Studirenden den Gebrauch dieses Bucherschatzes zu erleichtern. Ein sehr lobenswerther Befehl. — Der Literator gewinnt noch überdies dadurch Gelegenheit, daraus den Zustand der literarischen Anstalten dieses Reichs, deren mit so vielem Lobe gedacht wird, die Art kennen zu lernen, in welcher sich die Vorsteher bemühen, den lobenswürdigen Absichten der das Gute wollenden Regierung zu entsprechen. Die erfreulichsten Aufschlüsse verbreitet indess dieses Verzeichniß weder in Hinsicht der Fürsorge, die man auf eine so wichtige Anstalt zu wenden verpflichtet wäre; noch der Ausführung des höchsten Auftrages. Die Bibliothek scheint nach keinem festen Plan weder angelegt, noch fortgeführt worden zu seyn. Es blickt aus dem vorliegenden Verzeichnisse wenigstens eine eben so große Unvollständigkeit in Hinsicht des Aelteren, als eine sehr auffallende Armuth des Neuern hervor. Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist man offenbar mit der Anschaffung neuerer Werke stehen geblieben. Vielleicht haben daran die häufigen Handelsperren Schuld, vielleicht mögen später diese Lücken ausgefüllt worden seyn. Wer aber der Bibliothekar auch seyn mag — er hat sich nicht genannt — Beruf zu der Anfertigung dieses Katalogs hat er gewiß nicht gehabt. Sonderbar genug sind schon die Hauptabtheilungen. Es sind ihrer vier. In der ersten sind die Werke über Anatomie, Physiologie, Chirurgie, Accouchement und gerichtliche Medicin; in der zweyten Pathologie und Therapie, Veterinairkunde, Pharmacologie und Pharmacie, Geschichte der Medicin, Medicinisches Allerley aufgestellt; in der dritten über die Mathematik und Physik, Chemie, Naturgeschichte, Zoologie, Botanik und Mineralogie und in der vierten Zeitschriften, Commentarien (darunter sind die Schriften gelehrter Gesellschaften zu verstehen) und die zur Technologie, Philologie, Sprachkunde (hier *Dictionaria* überschrieben), schönen Literatur gehörigen Schriften und zum Beschluß *Varia* zusammengestellt. So sonderbar und unbedachtsam diese Hauptabtheilungen entworfen sind, so verworren ist nun das Einordnen der einzelnen Schriften in diese Rubriken ausgefallen. Abgesehen davon, daß eine zahllose Menge von Druck- und Schreibfehlern fast jede Seite verunstalten, findet Rec. es bey dem der Anzeige von Schriften dieser Art hier gestatteten Raume genügend, nur an einigen Beyspielen zu zeigen, in was für Hände die Anfertigung dieses Katalogs

logs gerathen. S. 371 findet man *Mairan's* Abhandl. vom Eise unter Mat. med.; *Portals instruction sur les traitemens des asphixies* S. 96 unter Chirurgie; S. 586 *Georgi's* Beschreib. des Russischen Reichs ist in die schöne Literatur verlegt, und dafür, wahrscheinlich zur Entschädigung, S. 570 *Sulzer's* Theorie der schönen Künste — man denke sich — in die *Technologie*. —

St. PETERSBURG, in d. Kaiserl. Dr.: *Supplex Dissertationum inauguralium*, quas in ordinem redegit, atque aevi indice instruxit *Basilus Daunowsky*, Bibliothecae Academiae Caesareae Medico-Chirurgicae Praefectus. 1816. 640 S. 8.

Enthielte nicht das kurze Vorwort die Nachricht, daß diese Sammlung der medicinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg gehöre, aus dem Titel liesse es sich nicht leicht errathen. Wahrscheinlich ist der vorige Katalog auch ein Werk dieses Vfs., was Rec. aber, mit den Verhältnissen St. Petersburgs unbekannt, nur vermuthen kann. Leicht hat es sich übrigens der Vf. gemacht, indem er alles in alphabetischer Ordnung läßt und nur voran einen *Index rerum* giebt, der aber keinesweges auf die im Kataloge verzeichneten Dissertationen hinweist, sondern die beygesetzten „*Numeri indicant seriem dissertationum in thes.*“ Das heist doch den Gebrauch dieses Vorraths, statt ihn durch den Katalog zu erleichtern, nur erschweren. Denn die darauf folgende *Enumeratio dissertationum secundum classes scientiarum* enthält auch nur ein dürres Zahlenverzeichnis ebenfalls nach den Numern „in thes.“ Was hilft es also demjenigen, der auch Gebrauch von diesem Katalog machen wollte, daß er unter der Rubrik Physiologia z. B. mehr denn zwey Seiten voll Zahlen findet, wie soll er es nun anfangen, um die einzelne Dissertationen, wenn ihm der Vf. unbekannt ist, aufzufinden, soll er etwa den über 130 Seiten füllenden Index durchgehen, um die Zahl aufzufinden. Kurz der Vf. scheint entweder selbst sich nie mit literarischen Arbeiten beschäftigt, oder nicht Gelegenheit gefunden zu haben, auch nur eine einzige ordentlich geordnete Bibliothek kennen zu lernen.

Uebrigens umfaßt dieser ziemlich weitläufig und mit großer Schrift gedruckte Katalog nur 8628 Dissertationen. Was haben nicht einzelne Sammler, denen die Mittel nicht zu Gebote stehen, welche wahrscheinlich der med.-chirurgischen Akademie zu Theil worden, in dieser Art aufzuweisen gehabt; man erinnere sich nur *Heffter's*, dessen seltene Sammlung verbrannte, und deren Reichthum das zwey starke Quartanten anfüllende Verzeichniß darthut.

Da dieser Katalog sich, wie aus dem vorhin angezeigten Katalog S. 422 erhellt, in der Bibliothek der medicinisch-chirurgischen Academie befindet, so wundest es den Rec. sehr, daß der Vf. sich denselben nicht zum Muster wählte.

JUGENDSCHRIFTEN.

ILMENAU, gedr. u. verl. b. Voigt: *Der kleine deutsche Cornelius Nepos* oder kurze Lebensbeschreibungen der berühmtesten Deutschen neuester Zeit; der deutschen Jugend zur Belehrung, Unterhaltung und Belebung des historischen Unterrichts gewidmet von *Moritz Thieme*. Erstes Bändchen. Mit einem Titelkupfer (den Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. bey dem sterbenden Fürsten Blücher darstellend). 1824. XVIII und 374 S. 12.

Einen deutschen *Plutarch* haben wir schon, nun ist auch ein deutscher *Cornelius Nepos* da. Fast hätten Rec. die Zueignungsverse und das Vorwort die Lectüre desselben verleidet. Denn der letzte von jenen (das Buch ist den Söhnen des Prinzen Wilhelm von Preussen K. H. gewidmet) lautet wörtlich also:

So hab' ich denn zwey hoffnungsvollen Blüthen
Vom kräft'gen Fürstenthum den Bilderfaul gewelht.
Ich wollt' so gern Etwas zum Danke bieten,
Dem Preussenvolk und seines Königs Herrlichkeit!
Denn wenn in mir einst bessere Funken sprühten,
Und sich einst hätt' ein Kranz von Kenntnissen gereiht!
Ich müßte den Grund dem Preussenland verdanken:
Dum wird auch nie des Sängers Treue wanken!

Das Vorwort aber ist so breit und ungelenk geschrieben, daß es eben keine höhere Meinung von der Prosa des Vfs. als von seiner Poesie erweckt. — Jedoch die Lebensbeschreibungen selbst sind besserer Art, und lassen sich größtentheils recht gut lesen. Neues wird man freylich hier nicht finden; es kommt aber auch nur darauf an, daß das Alte, Bekannte, für die Jugend zweckmäßig bearbeitet und für dieselbe anziehend genug vorgetragen ist; und das kann Rec. größtentheils von den hier gelieferten Biographien rühmen. Nur zuweilen erhebt sich die Sprache etwas zu sehr über den Ideenkreis des jüngern Geschlechts, wird zu rednerisch und prunkend, was aber vielleicht Schuld der benutzten Quellen ist. Historische Unrichtigkeiten von Bedeutung sind Rec. nicht aufgestossen, und er empfiehlt deshalb dies Büchlein als eine gesunde und kräftige Geistesnahrung für deutsche Knaben. Es finden sich übrigens hier die Lebensbeschreibungen von *Joseph II.*, *Friedrich II.*, *Blücher*, *Schiller*, *Th. Körner*, *Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels*, *Mozart*, *Kant*, *Gallert*, *K. Th. v. Dalsberg*, *Schill*, und dem Schauspieldichter *Schröder*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

OEKONOMIE.

JENA, b. Schmid: *Lehrbuch der Landwirthschaft* nach Theorie und Erfahrung bearbeitet von Dr. K. Ch. G. Sturm, ordentlichem Professor der Landwirthschaft und Staatswirthschaft auf der Königlichen Preussischen Rhein-Universität zu Bonn, Vorsteher des landwirthschaftlichen Instituts daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglieder. *Erster Theil. Specielle Landwirthschaft. Zweyter Band. Viehzucht.* 1821. X u. 321 — 588 S. mit 5 Kupfrt. *Zweyter Theil. Allgemeine Landwirthschaft. Mit Tabellen.* 1822. X u. 174 S. 8. (2 Thlr. 3 Gr.)

Mit diesen beiden Bändchen hat der Verf. sein Lehrbuch der Landwirthschaft vollendet. Den *ersten* Band, welcher ausser der Agronomie und Agricultur auch die Kenntniß und Cultur der ökonomischen Pflanzen in sich faßt, haben wir bereits im J. 1820 Nr. 314. angezeigt. Der *zweyte* Band, als des *ersten* Theils *zweyte* Abtheilung, ist der *Viehzucht* gewidmet, und zwar nur der Säugethiere: die Federviehzucht, Fischereywirthschaft und Bienenzucht sind gänzlich übergangen, weil sie, wie der Vf. sagt, keinen absolut nöthigen Bestandtheil einer Landwirthschaft ausmachen, auch mehr zur eigentlichen Haus- als Landwirthschaft gehören. Mit dieser Erklärung steht das im *ersten* Bande gegebene Versprechen: die Viehzucht im weitesten Umfange und möglichst vollständig zu behandeln im auffallendsten Widerspruch, und wir bedauern sehr, unter den Vorzügen dieses Werks nicht auch die Vollständigkeit rühmen zu können. Die ganze Lehre von der Viehzucht ist in vier Kapitel vertheilt, wovon das *erste* den Pferden, das *zweyte* dem Rindvieh, das *dritte* den Schafen, und das *vierte* den Schweinen gewidmet ist. Die landwirthschaftlichen Säugethiere werden überhaupt in Arbeitsvieh (Pferde und Esel) Milchvieh (Rind- und Ziegenvieh) Wollvieh (Schafe, angorische Ziegen und Seidenhasen) und Schlachtvieh (Schweine) eingetheilt; eine Eintheilung, die freylich nicht vollkommen logisch ist, dennoch aber schwerlich durch eine passendere ersetzt werden dürfte. — Nach Vorausschickung des Nöthigsten über die *Rassen* im Allgemeinen und ihre unterscheidenden Merkmale, nach seinen bereits bekannten Ansichten, handelt der Vf. im *ersten* Kapitel von der *Pferdezucht*. Der Beschreibung dieses

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

edlen Thieres sind viele scharfsinnige Bemerkungen eingewebt. Der Vf. hält es für wahrscheinlich, daß es heut zu Tage nur noch verwilderte, nicht aber ursprünglich wilde Pferde gebe (?). Von Natur scheine das Pferd vorzugsweise für den sandigen, oder lehmig-sandigen Boden und für die Ebene bestimmt zu seyn. Sämmtliche Rassen-Schläge bringt er auf zwey Hauptschläge zurück, nämlich auf die Rasse des *trocknen* und auf die Rasse des *feuchten* Bodens. Jene fast hauptsächlich das arabische Pferd in sich; doch neigen sich auch mehr oder weniger zu ihr alle orientalische Rassen, viel russische, die hungarische und polnische, wie auch das neuenglische. Die Rasse des feuchten Bodens macht das Friesische Pferd aus und an sie schliessen sich die holländische, brabant, altenglische, dänische und hollsteiner Rasse an. Zwischen diesen beiden Rassen steht nun noch eine dritte Rasse in der Mitte, die sich zu beiden gleich stark hinneigt. Dahin gehört die spanische, neapolitanische, ein Theil der französischen und von den deutschen die altmecklenburgische. — Nachdem der Vf. hierauf die einzelnen Theile des Pferdes aufgezählt, und dasselbe nach seinen Farben geordnet hat, giebt er die Kennzeichen des Alters an, und handelt sodann von der Zucht der Pferde in und ausser den Gestüten. Die Erfordernisse einer Zuchtstute und eines Beschälers sind im Allgemeinen angeführt, die beste Zeit zum Beschälen vom Monat März bis Ende May bestimmt und in Absicht auf die Wartung während der Trächtigkeit und bey der Geburt ganz kurze Bemerkungen gemacht. Der Vf. behauptet: es sey für den Landwirth nur da rathsam, seine Füllen selbst anzuziehen, wo er Gelegenheit habe, sie bis zum dritten Jahre auf eine gute Weide zu bringen. Wir können ihm aber nur in dem Falle beystimmen, wenn die Weide — wie im Bremischen auf den eigenen Grundstücken des Landwirths Statt findet, denn insgemein verkriecheln die Füllen auf Weiden im Verdinge, weil diese gewöhnlich mit jungen Vieh überhäuft werden, und daher nicht hinreichendes Futter geben. Der englische Pferdezüchter nimmt, nach Hrn. v. Knobelsdorf, als unumstößlichen Grundsatz an, daß ein kräftiges Pferd nur durch kräftiges Futter hervorgebracht werden könne, und daß man die Entwicklung seiner Körpergröße und Kraft nicht zurückhalten, sondern möglichst beschleunigen müsse, was freye Plätze thun können, ohne eben das Grafen als Nahrung nothwendig damit zu verbinden.

Dem zufolge müssen die Füllen neben der Weide immer noch etwas Schrot erhalten, wenn sie zu kräftigen Pferden aufwachsen sollen. Sonst hat der Vf. über die Aufzucht der Füllen sehr gute Regeln ertheilt. Beym Ankauf der Pferde hat sich der Vf. sehr kurz gefasst und nichts von den Betrügereyen der Roschkämme erwähnt. Ueber die Wartung und Fütterung, das Reinhalten und Beschlagen der Pferde sind von S. 505 — 521. sehr gute Lehren gegeben, denen gewiss jeder erfahrene Landwirth beystimmen wird. Hierauf kommt er zu den gewöhnlichen Krankheiten der Pferde, die er in äußerliche und innerliche eintheilt und über ihre Heilung sehr gute Vorschriften giebt. Zu der Entstehungsursache des Kolers hätte insonderheit auch ein dumpfiger Stall gezählt werden können. — Nachdem nun noch einige allgemeine praktische Bemerkungen über die Stallpolizey mitgetheilt worden, giebt der Vf. den Nutzen und Gebrauch der Pferde an. Wir müssen hier dem Vf. in dem, was er über den frühen Gebrauch der Füllen sagt, vollkommen beystimmen. Sollte der Bauer, der sich seine Füllen selbst zieht, diese nicht eher als mit dem 4ten Jahre zur Arbeit brauchen, so würde er von seiner Pferdezucht offensbaren Schaden haben. Rec. kennt Landwirthe, die ihr Füllen in der Regel schon in zweyten Jahre anspannen, und noch im 24sten alle ihre Arbeiten mit demselben verrichten; aber freylich geben sie solche in den ersten Jahren keinem rohen leichtsinnigen Knechte in die Hand, sondern behalten sie immer unter eigener Aufsicht und Führung. Den Beschluss dieses Kapitels machen einige kurze Bemerkungen über die Esel- und Maulthierzucht.

Im 2ten Kapitel ist die Rindviehzucht auf gleiche Weise abgehandelt. Nachdem der Vf. 6 verschiedene Gattungen vom Rinde (*bos*) aufgezählt hat, sucht er die Behauptung: daß das Rind im Naturzustande vorzüglich für fettes, thonige, feuchte Boden bestimmt sey, mit Gründen zu unterstützen, auch glaubt er, sämtliche Rassen des Rindviehes naturgemäß unter 2 Hauptassen zu bringen. Die eine, und vielleicht die Urrasse sey die, welche in der Tiefe, in Niederungen — Holland, Friesland, Oldenburg — die 2te, welche auf dem Gebirge — Schweiz, Tyrol, Algau — gefunden wird. Zwischen diesen beiden ständen nun alle übrige Rassen entweder ganz in der Mitte, oder neigten sich mehr oder weniger zu einer von diesen beiden hin. Diese 3 Rassen werden nun genauer charakterisirt, und eben so wie die Rassen der Pferde im naturgetreuen Umrissen dargestellt. Hierauf giebt der Vf. die äußersten Kennzeichen einer guten Kuh und eines guten Springochsen an, und lehrt hernach das Alter an den Zähnen erkennen. Im weiteren Verfolg von der Zucht des Rindviehes theilt der Vf. recht schöne praktische Bemerkungen mit. So ist es in der Erfahrung begründet, daß Kuhkälber, welche später als 1½ Jahre zu den Bullen gelassen werden, selten fruchtig werden, weil schon die Fottbildung bey ihnen eingetreten ist. Um dies zu verhüten, lassen erfahrene Landwirthe

selbst dann, wenn sie großes schweres Vieh ziehen wollen, ihre Kuhkälber mit 1 Jahre bespringen, und, nachdem sie das erste Kalb gebracht haben, ein ganzes Jahr gelte gehen, damit sich alle Organe während dieser Zeit ausbilden können, hernach aber gegen das 3te Jahr zum 2ten Male begehen. Auf diese Weise bekommen sie großes und zugleich fruchtbares Vieh. — Es folgen die Vorsichtsregeln bey und nach der Geburt, und ein guter Unterricht über die Aufzucht der Kälber. Dem Börnen werden mit Recht große Vortheile zugestanden, aber doch empfiehlt es der Vf. nicht unbedingt. In Niedersachsen ist dagegen das Saugen der Kälber ganz unbekannt; man bringt sie gleich nach der Geburt von der Mutter weg, sie mögen geschlachtet oder auferzogen werden sollen; erstere werden sogleich dem Schlächter überliefert. — Ueber die Veredelung des Rindviehes theilt der Vf. seine aus der Erfahrung geschöpften Grundsätze mit. Die schönsten Mittelfassen sollen entstehen, durch eine Paarung einer Höhen- und Tiefenrasse; aber dabey ist wieder zu beobachten, daß man z. B. wenn man Schweizer- und Friesische Kühe kreuzen will, keinesweges auf eine friesische Mutter einen Schweizer Ochsen bringe, sondern vielmehr umgekehrt einen friesischen Ochsen auf eine Schweizer Kuh. Der Vf. giebt von dieser Regel die Gründe an. — Es folgen nun Regeln über den Ankauf der Kühe. Wegen der Gefahren die damit verbunden sind, ist die eigene Anzucht des Viehes jedem Landwirth anzurathen; denn auch selbst der Kauf von Bekanntem, den der Vf. vor dem Kauf auf Märkten empfiehlt, sichert nicht allemal vor Betrug. — In der Lehre von der Wartung und Pflege des Rindviehes werden zuerst die Erfordernisse eines guten Stalles angegeben. Der Vf. verwirft die belgische Einrichtung der Rindviehställe, welche Hr. von Schwyz so sehr empfiehlt, ohne jedoch dafür eine bessere zu geben. Er verspricht zwar im 2ten Theil mehr darüber zu sagen, doch haben wir hier diesen Gegenstand mit keiner Sylbe erwähnt gefunden. — Die Vortheile der Weide- und Stallfütterung sind mit höchster Unparteylichkeit aufgeführt; allein wenn von der Tag- und Nachtweide, welche in Niedersachsen, Holstein und Mecklenburg üblich ist, gesagt wird: daß das Vieh weniger gehetzt und durch das Hin- und Hertreiben nicht ermüdet werde, so können wir hier dem Vf. nicht beystimmen. Mit Schauder erinnern wir uns des Anblickes des bis zum Tollwerden vom Ugeziefer geplagten Rindviehes auf den Mecklenburger Weidekoppeln. Wer dieses in heißen Sommertagen nur einmal gesehen hat, kann unmöglich der Weide den Vorzug vor der Stallfütterung geben; denn das aus Angst wüthige Herumrasen kann dem Vieh unmöglich zuträglich seyn. Gleichwohl ist die freye Weide auf Koppeln ungleich vortheilhafter als das Tüdern, welches jedoch der Vf. im Kleinen für höchst nützlich hält. Was über die Stallfütterung gesagt worden, ist empfehlenswerth. Nur muß Rec. gegen das Schröpfen des Rapses im Herbst warnen; denn er hat im-

mer die größten Nachtheile davon erfahren und mindestens an der Aernte eingebüßt. Auch über die Winterfütterung sind treffliche Bemerkungen mitgetheilt. Was über Träbern und Spöhlchtfütterung gesagt worden ist, stimmt mit unserer Erfahrung vollkommen überein. Nachdem nun noch über das Tränken, Reinigen, Putzen und die sonstige Pflege des Rindviehes das Nöthigste beygebracht worden ist, werden die wesentlichsten Krankheiten desselben durchgegangen und die wirksamsten Mittel dagegen angegeben. Ueber das Trocariren des aufgeblähten Rindviehes sagt der Vf. S. 439 sehr richtig: Diese Kurmethode wird man aber immer nur wählen, wenn man mit den andern nicht auszukommen glaubt. Es werden nun die Vortheile der Rindviehzucht aufgezählt und gewürdigt, als Dünger, Zuzucht, die Milch, Mastung und Arbeit, und die über alle diese Gegenstände sind interessante Notizen mitgetheilt. Am Schlusse dieses Kapitels wird noch von den Büffelkühen und Ziegen gehandelt. Die Zucht dieser beiden Thierarten ist bisher in Deutschland noch sehr vernachlässigt worden; doch scheinen die letztern noch mehr Nutzen zu gewähren als erstere, wiewohl diese zum Zuge noch brauchbarer gemacht werden können als unsere Ochsen.

Im dritten Kapitel wird nun von der Schafzucht auf gleiche Weise gehandelt. Der Vf. geht von der allgemein angenommenen Meinung, daß unser Schaf von dem Mufflon abstamme, ab, und hält solches mit allen seinen Rassen für eine eigene Species, und die sogenannte Haidschnucke für die eigentliche Urrasse der Schafe in Deutschland. In Hinsicht der Beschaffenheit des Körpers nimmt er 2 Hauptrassen und eine Mittelrasse an, und hat solche ebenfalls durch leichte Umriffe nach ihren charakteristischen Unterscheidungszeichen darzustellen gesucht, nämlich: 1) die Höhen- oder Bergrasse als Urrasse, wohin die Merinos gehören; 2) das Tiefenschaf, wozu das Marsch- und Eiderschaf zu rechnen, und 3) eine Mittelrasse, die sich mehr oder weniger auf der Anhöhe ausgebildet hat. In Hinsicht der Beschaffenheit der Wolle zeigen sich wieder 3 Haupt- Verschiedenheiten: 1) Schafe mit Haaren und Wolle zugleich (Haidschnucken) 2) Schafe mit grober Wolle (Landschafe) und 3) Schafe mit feiner Wolle (Merinos und durch sie veredelte. Die Geschichte der letztern wird nun zunächst mitgetheilt und dann von den veredelten Schafen gehandelt, die Kennzeichen eines tauglichen Bocks und Schafes, und die Kennzeichen des Alters und der Gesundheit angeben. Die dithyrischen *Negretti* und die lockereiligen *Escurial* zu nennen, wie man neuerlich vorgeschlagen hat, wird als willkürlich und unbestimmt getadelt, und dagegen die Benennung *geschlossene* und *offene* Vliesse, oder *Sachsen* und *Oestreicher* in Vorschlag gebracht. Ueber die Zucht, Pflege und Wartung der Schafe und insonderheit der Lämmer sind treffliche Bemerkungen mitgetheilt. Das methodische Verfahren bey der Veredelung ist §. 731—735 genügend gelehrt. Die Erfordernisse eines guten Schafstalles und zweck-

mäßige Einrichtung desselben sind §. 737—739 angegeben. Ueber die Fütterung und Weide, das Hüten und die Stallfütterung, das Getränk und Salzgeben sind gewiß alle gute Schafzüchter mit dem Vf. einverstanden; besonders verdienen die Regeln bey der Fütterung Beherzigung. Unter den Krankheiten der Schafe, (§. 760—776) hält der Vf. die Fäule mit Recht für eine der gefährlichsten. Rec. hat sie durch eine Pfefferinfusion, welche im 5ten Bande des Landwirth S. 294 empfohlen wurde, bey einigen Individuen gründlich gehoben, ob sie gleich schon weit vorgeschritten war. Die Lehre von der Wolle ist klassisch, aber bereits aus einer eigenen Schrift des Vfs. bekannt. Was nun noch über die Mastung, Zuzucht, Milch und den Dünger vorkommt, ist alles aus der Erfahrung geschöpft. Zuletzt folgen noch einige Bemerkungen über die Schafhunde, Feld- und Stallhorden und das Zeichnen der Schafe. Am Schlusse des Kapitels ist noch mit einigen Worten der Angorischen und Thibetanischen Ziegen, wie auch der Seidenhasen, wegen der Nutzbarkeit ihrer Haare gedacht worden.

Das 4te Kapitel faßt die Lehre von der Schweinezucht in sich. Für die Urrasse hält er das wilde Schwein, dessen Gegensatz das vollkommen domestizierte Schwein ist, welches unter den vollkommensten, seiner Natur ganz entsprechenden Bedingungen, nämlich in der Tiefe erzogen und ausgebildet worden sey. Er nimmt auch hier eine Mittelrasse, wohl sehr uneigentlich eine *Höhenrasse* an, welche mehr auf trockenem Boden gebildet worden sey, und hat sie alle 3 in leichten Umrissen dargestellt. Ausser mehreren in Deutschland ausgezeichneten Rassen werden noch die kleinen schwarzen Merinoschweine, die krausen Sirmischen, die Champagner und die kleinste Gattung chinesischer Abkunft erwähnt. Von den äußern Kennzeichen und dem Alter der Schweine, von der Zucht und Voricht bey dem Werfen, von der Aufzucht der Ferkel, von der Veredelung der Schweine, worauf bisher in der That noch zu wenig gedacht worden, von der Wartung und Pflege derselben, von den gewöhnlichen Krankheiten und von dem Nutzen und Gebrauch dieser Thiere ist zwar kurz aber genügend gehandelt.

Im zweyten Theile hat der Vf. die allgemeine Landwirthschaft vorgetragen. Die hier beobachtete Kürze sticht freylich gegen die ausführlichere Behandlung der Materien im ersten Theile auffallend ab, und wir bedauern, daß sich der Vf. von seinem früher befolgten Plane hat abführen lassen. Nach vorangeschickter kurzer Einleitung sind die allgemeinen Mittel der Production 1) die moralischen und persönlichen Kräfte, — die Intelligenz, oder überhaupt das Subject; 2) das Landgut mit allem was dazu gehört, oder die Landwirthschaftlichen Fonds - Capitale; 3) die zweckmäßige Benutzung dieser Fonds, oder die richtige Anwendung der Intelligenz auf das Material — Direction der Wirthschaft. Diese 3 Gegenstände werden in folgenden 5 Abschnitten abgehandelt.

3ter Abschnitt. Von den persönlichen Kräften oder dem Subject. Ganz kurz sind die Erfordernisse desselben und Mittel angegeben, wodurch die vollkommene Ausbildung zum Landwirth geſchehen kann. — *4ter Abſchn. Von dem Landgute und den landwirthſchaftlichen Fonds.* Die verſchiedenen Arten der Landgüter nach ihrer Größe, nach ihren Beſitzern und nach ihren rechtlichen und politiſchen Verhältniſſen werden zuerſt namhaft gemacht und die Frage: ob groſſe oder kleine Güter vortheilhafter ſind? durch Anführung der beiderſeitigen Vortheile der Beantwortung näher gebracht. Dem Vf. ſcheinen Güter von mittelmäßiger Größe die zweckmäßigſten zu ſeyn. — Hierauf wird von der Werthſchätzung der Güter und den allgemeinen Rückſichten gehandelt, welche auf den Werth derſelben Einfluß haben. Dahin gehört zuvörderſt die Lage und Beſchaffenheit der Grundſtücke, wobey vor allen der Boden — der nach verſchiedenen Geſichtspunkten klaſſificirt iſt — ingleichen Wiefen, Weiden und Triſten, Gärten, Holzungen, Fiſchwaſſer u. ſ. w. nächſt dem aber die Lage des Hofes und die Einrichtung der Gebäude, die merkantilſchen Verhältniſſe, der Staats- und Nationalreichthum, die Staatsverfaſſung und Bevölkerung des Landes, der Charakter des Volks und beſondere Gerechtigkeiten, die mit einem Gute verbunden ſind, in Betrachtung kommen. Hierauf werden bey der Beſitznahme des Landguts die Lehre vom Capital vorgetragen, und bey der Beſitznahme der Wirthſchaft durch Ankauf eines Landguts, Anbau und Pacht, die Punkte, die zu berückſichtigen ſind, herausgehoben, ſodann die Mittel zur Bewirthſchaftung der Güter abgehandelt, wozu die Arbeit von Menſchen und Thieren gehört. Wie dieſe verlohnt, und theils durch richtige und zweckmäßige Vertheilung derſelben, theils durch Anwendung von Instrumenten und Maſchinen wirkſamer gemacht werde, iſt im Folgenden gezeigt. Ferner iſt auch der Spannarbeit und was dazu gehöret, als Zugvieh — Pferde und Ochſen, deren Vorzüge vor einander angeführt werden — und deſſen Geſchirr, Knechte und andere dazu nöthige Leute, Spangeräthſchaften, Karren und Wagen vollſtändig aufgezählt, das nöthige Zugvieh nach ſeiner Arbeit berechnet, und endlich die Handarbeit, welche von Gefinde, Tagelöhnern und Eröhnern verrichtet wird, gehörig gewürdigt und über die Löhnung und Speiſung dieſer Leute das Nöthige erinnert. — Im 5ten Abſchn. iſt das Verhältniß der agronomiſchen Kräfte unter einander dargeſtellt, nämlich des Düngers zum Futter, des Futters zum Viehſtand und des Viehſtandes zum Ackerbau. Sehr richtig wird gegen die Hypotheſe des Herrn Staatsrath Thaer: daß die erſchöpfende Kraft im Verhältniſſe ſtehe mit der Menge der nahrhaften Stoffe, welche die Pflanzen ent-

halten, erinnert, daß ſie durchaus nicht auslangend ſey. Dieſe Verhältniſſe laſſen ſich freylich nicht mit Sicherheit beſtimmt angeben, indessen iſt doch das, was bisher mit Wahrſcheinlichkeit gelehrt wurde, beygebracht worden. Eben ſo ſind über den Dünger und den Werth deſſelben, das Verhältniß des Viehſtandes zum Ackerbau und des Düngers zum Futterbau, den Ertrag des Strohes und der verſchiedenen Futterpflanzen, den Futterbedarf verſchiedener Thiere, und über die Weide ſchätzbare Notizen mitgetheilt. — Im 6ten Abſchn. ſind die verſchiedenen Ackerſysteme entwickelt. Der Vf. theilt ſie in verzehrende, erhaltende, und verbeſſernde ein. Unter verzehrenden begreift er ſolche, welche ohne äußere Beyhülfe nicht in ihrer Ertragbarkeit beſtehen können, und rechnet die 2. 3. und 4 Felder-Wirthſchaft dahin; unter erhaltenden verſteht er ſolche, welche vermöge ihres Verhältniſſes des Getreide- und Futterbaues eben ſo viel Dünger wieder gewähren, als ein durchlaufender Turnus verzehrt, und zählt die Mecklenburger und Hollſteiner Koppel-Wirthſchaft dazu; unter verbeſſernden aber ſolche, wo ſowohl durch eine zweckmäßige Folge der Früchte, als auch durch hinreichenden Futterbau und gehörige Bearbeitung des Bodens deſſen Kräfte negativ und poſitiv vermehrt werden, und dahin gehört die eigentliche Fruchtwechſel- oder die engliſche Wirthſchaft. Er zeigt nun, wo jedes dieſer Systeme ſeine Anwendung finde; und nachdem ſie möglichſt genau dargeſtellt worden, wird der Uebergang aus einem Wirthſchaftsſystem in das andere gelehrt. — Im 7ten Abſchn. wird endlich die Direction der Wirthſchaft, oder die Leitung ihrer productiven Kräfte abgehandelt. Sie faßt das landwirthſchaftliche Perſonale in ſich, welches theils in dirigirenden Perſonen, theils in Gefinde beſteht. Außer dem Wirthſchaftsdirector, über deſſen Befoldung und Inſtruction einige Bemerkungen gemacht werden, iſt das untergeordnete Perſonal kurz aufgeführt, dann ſind die Obliegenheiten der Direction, die ſich auf die innere Wirthſchaft, den Handel, die Hauspolizey und die Buchführung beziehen, angegeben, und endlich wird noch von der fabrikmäßigen Verarbeitung der Erzeugniſſe des Grundes und Bodens die Bierbrauerey und Branntweinbrennerey gelehrt, die Stärke- und Zuckerfabrikation aber, weil ſie höchſt ſelten mit dem landwirthſchaftlichen Gewerbe verbunden ſind, übergangen. Für die Buchführung — Journale, Register und Rechnungen — ſind die nöthigen Tabellen beygefügt.

Aus dieſer kurzen Inhaltsanzeige erhellt, mit welcher Umſicht, und in welcher Ordnung das Ganze vorgetragen iſt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

KOPENHAGEN, in Gyldendal's Verlag: *Den aeldre Edda. En Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfusson, kaldet Hin Frode.* (Die ältere Edda. Eine Sammlung der ältesten Sagen und Lieder der nordischen Völker, von Saemund Sigfus-Sohn, genannt der Gelehrte). Uebersetzt und erklärt von Finn Magnussen, Prof. und Mitglied der Königl. Commission zur Aufbewahrung der Alterthümer. *Erster Band.* 1821. LI und 274 S. *Zweiter Bd.* 1822. VI und 319 S. *Dritter Bd.* 1822. VI und 312 S. *Vierter oder Letzter Bd.* 1823. IX, XII und 349 S. kl. 8. (zusammen 7 Thl.)

Die Literatur der Dänen erhält hiermit ein Werk, welches ihr zur Ehre gereicht, und dessen sich gewiss auch ausserhalb Danemark und dem ganzen Norden alle diejenigen freuen werden, die nur einigermaassen der dänischen Sprache gewachsen sind und dabey ein Interesse nehmen an den Beiden, unter den Namen der älteren, oder Saemund'schen, und der jüngere, oder Snorro'schen, Eddas bekannten, merkwürdigen Schriften. Vor Allem, was bisher über das Eine, wie über das Andere, dieser Denkmäler des nordischen Alterthums im Drucke erschienen ist, dürfte doch die gegenwärtige Bearbeitung der ältern Edda, sowohl wegen der grössern Vollständigkeit des Inhaltes, als wegen der Geschicklichkeit in der Uebersetzung desselben, und besonders wegen der hinzugefügten, von vielem Scharfsinn und der ausgedehntesten Kenntniss der nordischen Mythologie zeugenden, ausführlichen Erläuterungen; wie auch um der dem letzten Bande angehängten verschiedenen Register willen, einen wesentlichen Vorzug behaupten. Der Vf., von Geburt ein Isländer, und zwar den 27. August 1781 (nicht 1731, wie im dänischen Schriftstellerlexicon Th. 2. S. 369 steht,) zu Skalholt geboren, brachte nicht nur seine ersten Jugendjahre, sondern auch späterhin und nachdem er seine akademischen Studien auf der kopenhagener Hochschule vollendet hatte, noch eine Reihe von 12 Jahren auf seiner Geburtsinsel zu, und erwarb sich schon vom J. 1801 an durch seine Fortsetzung der von Magnus Stephensen 1795 angefangenen, und dann von dessen jüngerem Bruder, Stephen Stephensen, 1798 weiter geführten *Minnis vaerd Tidindi*, oder Isländischen Jahrbüchern, wie auch durch viele

andere Schriften und Abhandlungen in dänischen Zeitschriften, namentlich in *Rahbek's Minerva*, eingerückten *Thules Klage*, *Beyträge zur nähern Kenntniss aller verdienstvoller Isländer*, *Einleitung zu Vorlesungen über die ältere Edda* u. s. w., den gerechten Ruf eines seltenen Kenners der isländischen Sprache, Sitten und Alterthümer.

Als solchen bezeichnet ihn in einem vorzüglichem Sinne die vorliegende Schrift. In der *Vorrede* zum 1ten Bd. erhält man einige Bemerkungen über den Ursprung und Hauptinhalt der älteren Edda. Der Vf. erklärt sich für die immer herrschender werdende Meynung, nach welcher die meisten Einwohner von Deutschland und den nordischen Reichen zur Zeit der höchsten Macht des römischen Staates aus Germaniern und Gothen bestanden, welche in Asien ihren gemeinschaftlichen Ursprung hatten; die Hauptgründe findet er in der Uebereinstimmung der Sprache, der Geschichte, und der Religion und Mythologie (S. VIII). Viele und wichtige Beweisstellen für diese Uebereinstimmung und Verwandtschaft finden sich in der älteren Edda. Erst in der Mitte des 17ten Jahrh. wurde diese ausserhalb Island bekannt, nachdem Bischof *Brynjolf Soendsen* in den Besitz eines alten Pergamentcodex, der die meisten Gedichte derselben enthält, gekommen war. Unter K. *Friedrich III.* kam diese wichtige Membrane nach Kopenhagen, und ist noch jetzt die vollständigste alte Membrane, welche die große königl. Bibliothek besitzt. (*Schlözer, Rühls* u. a., welche aus dem Mangel älterer Abschriften die Echtheit der Edda geleugnet haben, erhalten S. XVI ihre Abfertigung: „aus demselben Grunde könnten sie gegen das hohe Alter der Homerischen Dichtungen protestiren; weil man zur Zeit dieser [allzu] kritischen Kritiker keine älteren Abschriften jener Werke gekannt habe, als aus dem 10ten Jahrh.; da man doch jetzt eine um 4 bis 5 Jahrh. ältere entdeckt haben will.“) Der Vf. theilt nun das Verzeichniss sämmtlicher im Allgemeinen zur ältern Edda gerechneter Gedichte, nebst den dazu gehörigen prolaifischen Ueberresten von verloren gegangenen Gesängen, in folgender, seiner Bearbeitung zum Grunde liegender Ordnung mit I. Abtheilung: *religiöse und mythologische Lehrgedichte*. II. Abth.: *erzählende und dramatische Mythen*. III. Abth.: *vermischte Gedichte*. IV. Abth.: *epische oder mythischhistorische Dichtungen*. Nur die in den beiden ersten dieser Abtheilungen enthaltenen Dichtungen betreffen die nordische

ische Götterlehre; dieses läßt sich nicht von dem Inhalte der dritten, und noch weniger von dem der vierten Abth. sagen. Der Vf. begegnet (S. XXII f.) dem weit verbreiteten Irrthum, als ob *Saemund Sigfussön* (geb. ungefähr im J. 1054 — 1057) die ältere Edda verfaßt habe: welchem der in den meisten Gedichten herrschende durchaus heidnische Geist, die große Verschiedenheit ihres Inhaltes, Stils und poetischen Werthes, wie auch mehrere ihrer Benennungen geradezu widersprechen. Nur von dem, der 1ten Abth. als Zugabe angehängten christlichen Gedichte *Solens Sang* ist es wahrscheinlich, daß *Saemund* dasselbe verfertigt habe. Dagegen ist es aus innern Kriterien so gut, wie gewiß, daß *Saemund*, oder ein anderer gleichzeitiger Sammler, die meisten der Gedichte und prosaischen Erzählungen, entweder nach älteren einzelnen Abschriften, vielleicht auch nach Runatafeln, oder nach mündlichen Uebersetzungen, aufgezeichnet hat. Sollte auch *Saemund* auf seinen Reisen in Deutschland einige dieser Dichtungen aus altdeutschen Originalen kennen gelernt haben: so ist doch so viel gewiß, daß mehrere der eddaischen Gesänge über dieselben Gegenstände von *Saemunds* Zeit im Norden bekannt gewesen und gefungen worden sind; dafür sprechen die Benennungen *Atlamaal* und *Atlaquida*, so wie die in der prosaischen Zugabe zu diesen Liedern ausdrücklich gemachte Bemerkung: „daß die Deutschen des *Sigurd Fafnerbanes* Tod auf eine andere Art erzählen.“ Jedenfalls haben selbst mehrere der einsichts-vollsten deutschen Gelehrten den eddaischen Gesängen über diese Gegenstände ein weit höheres Alter, als dem *Nibelungenliede*, *Heldenbuche* u. m. dergl. eingeräumt. (In den Streit über die Echtheit der beiden Eddas, der besonders durch *Adelung*, als den scharfsinnigsten Gegner ihrer Echtheit, veranlaßt und dann durch *Schlözer*, *Delius* u. a. fortgesetzt wurde, läßt sich der Vf. nicht weiter ein; auch glaubt Rec., daß seit *P. E. Müllers* bekannter Schrift *über die Echtheit der Afsalehre* u. s. w. Kopenhagen 1811 [S. A. L. Z. 1813. Nr. 5.] der Streit als völlig beendigt und zum Vortheile der bezweifelten Echtheit entschieden betrachtet werden kann.) Zu den verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen der älteren Edda, welche bisher erschienen sind, rechnet Hr. *F. Magnusen* S. XXVII f. nur folgende: die große Quartausgabe von der *Arnaemagnaeischen* Commission: *Edda rhythmica s. antiquior*, Pars I. Hafn. 1787. Pars II. *ibid.* 1818. Eine große Octav Handausgabe, von dem Dänen *Rask* und dem Schweden *Afzelius* besorgt, Stockh. 1818. Die deutsche Ausgabe vom Prof. *v. d. Hagen*, Berlin 1812. und eine andere von den Gebrüdern *Grimm*, Berl. 1815. Eine dänische Ausg. von *B. C. Sandvig*, Kopenhagen 1783. 1785. (Ihrer Mängel ungeachtet, da der Vf. der isländischen Sprache nicht völlig gewachsen war, bedauert Hr. *F. M.*, wegen des vielen Guten, das sie gleichwohl enthielt, daß sie nicht bekannter geworden und zum Theil als Makulatur verkauft worden ist.) Eine schwedische Uebersetzung

von *Afzelius*, durch Vollständigkeit verschiedener von der oben bemerkten, Stockholm 1818., jedoch ohne Varianten, Erklärungen und eine Uebersicht des Inhalts der einzelnen Dichtungen. Endlich eine englische Uebersetzung der mythologischen Gedichte, mit Ausnahme des *Solens Sang*, als in das katholische Zeitalter gehörend, von *Cottle*, Bristol, 1797. Dem Vf. scheint sonach die deutsche Ausgabe: *die isländische Edda*, d. i. *die geheime Gotteslehre der älteren Hyperboräer* u. s. w. von *Jac. Schimmelmänn*, Stettin, 1777. 4. nicht gehörig bekannt worden zu seyn. Auch die Bearbeitungen von *Resen*, *Denis*, *Graeter*, *Herder* u. a. Deutschen, werden zwar im Werke selbst zum Theile berührt, aber doch nur um ihre Fehler zu berichtigen; zu den eigentlichen Ausgaben zählt sie Hr. *F. M.* nicht. S. XXIX f. wird von der jüngern Edda, ihren Quellen u. s. w. gehandelt. Der Vf. untersteidet in ihr nicht, wie gewöhnlich 3, sondern 5 Haupttheile; nämlich: mythische Erzählungen, poetische Beschreibungen, eine Abhandlung über die isländische Schrift, sowohl mit Runen, als mit Buchstaben, eine andere von grammatikalischen, rhetorischen und poetischen Figuren, und eine Metrik oder Prosodie. Die sehr bezweifelte Vorrede zu dieser prosaischen Edda kann ihren Sammler, *Snorro Sturleson*, nicht zum Vf. gehabt haben, da ihr Inhalt mit andern Nachrichten desselben in der *Ynglingasaga* im geradesten Widerspruche steht. Die einzige vollständige und correcte Ausgabe von ihr ist die von *Rask*, deren erster Theil zu Stockholm 1819. in schwedischer Sprache erschien. *Nyerup* übersetzte nur die wichtigsten mythologischen Erzählungen derselben ins Dänische, Kopenh. 1808., welche denn von *Rahs* u. a. ins Deutsche übertragen worden. Zu den unvollkommenen Ausgaben zählt Hr. *F. M.* die von *Resen*, Kopenh. 1665., von *Göranson*, Ups. 1750. und die von *Schimmelmänn*, Stettin 1777., welche letzte aber nicht die *Snorro'sche*, sondern, wie der Titel bestimmt sagt, die *Saemund'sche* ist: auch ist sie keine bloße Uebersetzung ins Deutsche, sondern sie enthält viele Erklärungen, die aber nicht immer die Probe bestehen. Der Vf. zeigt sodann, in welchem Verhältnisse beide Eddas mit einander stehen. (S. XXXVII f.) Alte, von *Arngrim* angeführte, Zeugnisse sagen, *Snorro* habe das vollendet, was *Saemund* zu schreiben und zu sammeln angefangen habe. Diese Zeugnisse erhalten viele Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß *Snorro* von seinem 3ten bis 20ten Lebensjahre der Pflegesohn von *John Loftson*, einem Enkel von *Saemund Frode* war, in dessen Händen sich seines Großvaters hinterlassene große literarische Sammlungen befanden. In dieser sind ohne Zweifel viele Gedichte aus der grauen Vorzeit gewesen, eingetragen in ein Buch, dessen Ueberreste entweder nach dem Orte, wo der Sammler wohnte, *Odde*, oder nach dem isländ. Worte *Odr* (Gedicht, Vernunft), oder nach dem vom hohen Alter der Lieder entlehnten Worte *Edda*, *Aeltermutter*, oder nach dem unter den Indianern von

ihren ältesten Religionsbüchern noch gebräuchlichen *Veda* — die Benennung *Edda* erhalten hat. Die spätere Trennung der ältern von der jüngern *Edda*, unter beiderseitiger Beybehaltung ihres ursprünglichen Namens, läßt sich bey den vielen politischen und physischen Erschütterungen und Umwälzungen, denen Island von je her unterworfen war, leicht erklären. — Von seinen über die Tendenz und den Inhalt der in *Saemunds Edda* enthaltenen Dichtungen gegebenen Erklärungen hofft Hr. F. M., daß es daraus erhellen werde, daß in ihnen die Gottheiten unserer Altvorden (*Odin, Thor, Freyr* u. s. w.) keinesweges als irdische Männer oder Weiber, Fürsten oder Fürstinnen (ob diese gleich zum Theil Götternamen geführt haben können), wohl aber als Beherrscher und Lenker der Natur und der Elemente erscheinen; wie auch, daß die Götter des Nordens, nach den Vorstellungen unserer Urväter in der Natur lebten und wirkten und damit bis zu der Welt Ende fortfahren werden: so, daß unsere Dichter und Künstler, wenn sie sich in die Vorstellungen der Vorzeit zu denken wissen, die Bilder der Götter unter vielfältig abwechselnden Formen in der ewigen Natur finden werden, wodurch dem Genie ein weites Feld zu neuen und herrlichen Anschauungen sich öffnet. Unter andern können *Oehlenschlägers Gedichte* in dieser Art durch unsers Vfs. vorliegendes Werk für viele seiner Leser in das rechte Licht gesetzt, und gegen Unverstand und Mißverständnisse geschützt werden. Bekannt ist's, daß mehrere der besten dänischen, schwedischen, deutschen und englischen, auch einige französische Dichter, wovon der Vf. Beyspiele in einer Note anführt, jene hohe Ideale erkannt und, mehr oder weniger befriedigend, aus dem ursprünglich richtigen Gesichtspunct dargestellt haben, der übrigens bald nach der Einführung des Christenthums von den Nordbewohnern größtentheils verfehlt und verkannt worden war. Hr. F. M. bekennt aufrichtig (S. XLVI), daß auch er in früheren Jahren die historische Erklärung der *Eddas* und ihrer Gottheiten für die einzig richtige gehalten habe; daß er aber von dieser Meynung zurückgekommen sey, nachdem er die ältesten Dichtungen gründlich untersucht und die einzelnen Theile derselben, sowohl unter sich, als mit dem späteren Volksglauben und mit den mythologischen Systemen anderer alter Völker verglichen habe. Damit leugnet er aber keinesweges die Verwandtschaft und Verbindung zwischen der altnordischen Geschichte und Mythologie; in sofern nämlich beide miteinander vereinigt auf den Ursprung, die Wanderungen, die ältesten hierarchischen Staatseinrichtungen der verschiedenen nordischen Völkerschaften hinweisen. —

Rec. glaubte es seinen Lesern schuldig zu seyn, das Wichtigste aus der gehaltreichen Vorrede zum 1ten Bd. auszuheben, um sie dadurch in den Stand zu setzen, sich von dem Inhalte des ganzen Werkes, von dem Gesichtspuncte, aus welchem der Vf. seinen Gegenstand betrachtet und behandelt hat, so

wie von dem äußern und innern Berufe desselben, einer solchen Arbeit zu unterziehen, im Voraus schon einen richtigen Begriff zu machen. Zur näheren Bezeichnung des Inhalts selbst und der Art, wie dieser von Hrn. F. M. bearbeitet worden ist, will nun Rec. aus jedem der 4 Bände die Ueberschriften der einzelnen Stücke, verbunden mit einigen von den zahlreichen Bemerkungen, womit der Vf. das Eine oder das Andere derselben begleitete, mittheilen: indem der große Reichthum des Stoffes und der beschränkte Raum dieser Blätter eine vollständige Uebersicht des Ganzen darzulegen nicht gestattet. *Erster Bd. I. Valas Spaadom*, oder das Lied der Wahrsagerin (S. 3 f.). *II. Vafthrudnersmaal*, oder der Spruch von dem kraftvollen Verwickler (Räthselaufgeber). (S. 73 f.) *III. Grimnersmaal*, oder der Gesang des unter dem Namen *Grimner* (der Verlarvte) zwischen 2 brennenden Scheiterhaufen gebundenen *Odins* (S. 132 f.). Der Vf. schickt jedem dieser Stücke eine Einleitung voraus, theilt alsdann die Uebersicht von dessen Inhalt mit, läßt nun das Gedicht selbst in dänischer Sprache folgen, und beschließt das Ganze mit seinen Anmerkungen. Er scheint bey solchen Lesern, die der isländischen Sprache gewachsen sind, die Kenntniß der Originale vorausgesetzt zu haben; sonst möchte es der Vergleichung wegen nicht überflüssig gewesen seyn, diese der Uebersetzung beizufügen. Eine recht schätzbare Zugabe zu Nr. III. (*Grimnersmaal*) ist die (S. 148) beygefügte *kalendarische Tabelle* über die nach den 12 Himmelszeichen sich richtenden 12 Sonnenhäuser, oder Gottesburgen, und die verschiedenen der einer jeden vorstehenden Monatsgottheiten. Da das Gedicht selbst in Deutschland erst kürzlich wiederholt übersetzt worden und also in frischem Andenken ist, (So z. B. von *Gräter* in verschiedenen Numern der antiquarischen Zeitschrift *Idunna und Hermode* von 1814. auch von *Fr. Mayer* in dessen *mythologischen Dichtungen der alten Skandinavier*, 1818.): so wird es nicht außer dem Wege seyn, diese Tabelle, wobey der Vf. den Eintritt der Sonne in die 12 Sternenbilder vom Jahre 1820. befolgte, im Auszuge mitzutheilen. Die alten Skandinavier vom gothischen Stamme fingen von jeher ihr bürgerliches Jahr mit dem *Winter* an. Der Vf. glaubt also in dem erwähnten Gedichte den Grund zu einem altnordischen Zodiacus in folgender Ordnung gefunden zu haben; der *Schutz*, Sonneneingang den 22. Nov.; Gottesburg: *Ydale*, Monatsgottheit: *Uller*. „Dieses Monats ältester uns bekannter nordischer Name ist *Yler*; auch wurde ebenderselbe für den höchsten Asagott des ganzen Winters gehalten.“ *Der Steinbock*, 21. Dec.; — *Alfheim* — *Freyr*. „Geburt *Freyrs* oder des Sonnengottes.“ Das eigentliche *Juulfeft*“ (noch jetzt ist dies die allgemeine Benennung des *Weihnachsfestes* im ganzen Norden). „Die Winterlönnewende.“ *Wassermann*, 21. Jan. — *Valaskjalf* — *Vale*. „Der Monat hieß *Liósberi*, oder *Lichtbringer*, auch *Thorre*. „Man feyerte das *Fackelfest*, in den nordlichsten Län-

Ländern, wo die Sonne um diese Zeit sich zuerst wieder erblicken liefs, fast so heilig gehalten, als Juul." *Die Fische*, 19. Febr. — *Sönuquabeck* - *Saga*. „Noch jetzt heist dieser Monat *Goa*, *Goe*, in Schweden *Göja*. Der Schweden großes Volksfest in *Upsala*." *Der Widder*, 19. März — *Gladshelm* - *Hropt* oder *Odin*. „Die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Die Pforte der Sonne, oder der Eingang in *Valhall* (die höhere Himmelsphäre)." *Der Stier*, 20. Apr. — *Thrymheim* - *Skade*. „Von diesem Monate an rechnete man die Sommerszeit, so wie der Sommer noch jetzt in Norwegen und auf Island mit diesem Monate, der *Harpa*, Harfe, heist, den Anfang nimmt." *Die Zwillinge*, d. 21. May — *Breidablik* - *Baldur*. „Diesen höchsten und angenehmsten Sommermonat nannten die Alten den *Sommermonat*. Auch wurde in ihm die *Sommer-sonne* unter dem Namen: *Baldur*, der Gute, verehret." *Der Krebs*, d. 21. Jun. — *Himmelbjerg* - *Heimdall*. „Die Sommer-sonnenwende. Das Fest *Baldurs* und *Heimdalls*, späterhin in das Fest des heil. *Johannes* verwandelt." *Der Löwe*, d. 23. Jul. — *Folkvang* - *Freya*. „Der wärmste Monat im Jahre, entsprechend den jetzt sogenannten *Hundstagen*. Zeit der Aernte." *Die Jungfrau*, d. 23. Aug. — *Glinner* - *Forsete*. „Die Herbst-Tag- und Nachtgleiche, gegen das Ende des Monats." *Die Wage*, d. 23. Sept. — *Noatun* - *Njord*. „Das große Herbstfest, in neueren Zeiten in den *Michaëlistag* verwandelt." *Der Scorpion*, d. 23. Oct. — *Landvide* - *Vidar*. „Die Zeit des Laubabfallens, der *schweigende Monat*, welcher den Fall seiner jüngern Brüder überlebt, eben so wie *Vidar* den Fall der *Ältagötter*." In einer Schlussbemerkung verspricht der Vf., die Uebereinstimmung dieses mythischen Kalenders mit den ägyptischen, griechischen und asiatischen in seiner, demnächst zu erwartenden, *systematischen Eddalehre* zu entwickeln. Einer solchen Entwicklung bedarf es freylich noch; aber an Winken über die Möglichkeit derselben läst es doch schon diese blöse Skizze nicht fehlen. Und wie manche Winke anderer Art, z. B. über den Ursprung der noch jetzt am heil. *Johannestag* in Deutschland, wie im hohen Norden, brennenden Freudenfeuer, der offenbar heidnisch ist, enthält sie nicht! Am Schlusse des Gedichts selbst werden alle hier nur vorläufig und aphoristisch gegebenen Bemerkungen weiter ausgeführt. — Ausser diesem altnordischen Zodiak, oder mythischen Kalender, fand der Vf. in demselben Gedichte *Grimmersmaal* den Stoff zu einem poetischen oder mystischen Kalender, dessen Bedeutung im hohen Alterthume sehr leicht zu fassen war, für die nämlich, welche in die Geheim-

nisse der Jahresberechnungen eingeweiht waren. Die ältesten Kalender bestanden aus Hieroglyphen und mystischen Charakteren; oder sie waren in dunkle Verse eingekleidet; da die Priester, welche sich allein auf die Schriftzeichen verstanden, in den ausschließlichen Besitz von den Geheimnissen der Zeitrechnung gesetzt hatten und sie ihren Schülern oder Freunden nur auf eine von jenen Arten anvertrauten. „Selbst die katholischen Priester und Mönche nahmen zum Theil jene Lehrart an, wovon ein Ueberbleibsel dieses ist, das das Volk auf Island einen ganzen Almanach, was die gewöhnlichen Zeitbestimmungen und Feste betrifft, mit Hülfe gewisser Verse ausrechnen kann, deren jeder Monat seinen eignen hat und worin die Beschaffenheit einer jeden Jahreszeit sowohl, als die bemerkenswertheften Tage, angedeutet werden. Einzelne Wörter in diesen Monatsversen sind von der grössten Wichtigkeit für die, welche die Zeitrechnung selbst ausfinden wollen, würden aber höchst wahrscheinlich für die Uneingeweihten immer ein Geheimniß bleiben, wenn sie nicht ausdrücklich über ihre Bedeutung unterrichtet würden. Ein solcher Vers besteht nämlich aus eben so vielen Sylben, als Tage zu dem Monate gehören, wovon er handelt." Des Beyspiels wegen führt der Vf. einen solchen Monatsvers in der Uebersetzung an:

¹ „Sep-² tem-³ ber⁴ lig-⁵ not⁶ bring-⁷ er
⁸ Ma-⁹ ri-¹⁰ a; ¹¹ Kor-¹² set¹³ bae-¹⁴ ves;
¹⁵ Lam-¹⁶ ber-¹⁷ tus¹⁸ ord-¹⁹ ner²⁰ li-²¹ ge²² Dögn
²³ Og²⁴ Mic-²⁵ hel²⁶ för-²⁷ er²⁸ Sjael²⁹ til³⁰ Havn."

„Ins Deutsche übertragen würde dies ungefähr so heissen.

¹ Sep-² tem-³ ber-⁴ zeichen⁵ brin-⁶ get
⁸ Ma-⁹ ri-¹⁰ a; ¹¹ Kreu-¹² zes-¹³ Hö-¹⁴ he;
¹⁵ Lam-¹⁶ ber-¹⁷ tus¹⁸ ord-¹⁹ ner²⁰ gleichen²¹ Tag
²³ Uod²⁴ Mi-²⁵ chel²⁶ fährt²⁷ zum²⁸ Hafen²⁹ hin.

In diesem Monatsverse ist „*lige*“ (gleich) das wichtige Wort. Uebrigens sind alle katholische Feste des Monats September darin angedeutet, nämlich *Mariä Geburt*, *Kreuzeserhöhung*, statt der alten heidnischen Feste. Der heilige *Lambert* hat, statt des Gottes *Forsete*, die Mühe übernommen, die Tages- und Nachtgleiche zu Stande zu bringen, und der Erzengel *Michaël* hat sich in den Besitz des Aerntefestes gesetzt, des Festes, welches vormals besonders dem Luft- und Meergotte *Njord* geheiligt war. —

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

November 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

KOPENHAGEN, in Gyldendal's Verlag: *Den aeldre Edda. En Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfussön, kaldet Hin Frode.* Uebersetzt u. erklärt von Finn Magnusen u. s. w. —

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Vorerinnerung zum zweyten Bd. vertheidigt sich Hr. F. M. gegen den ihm über den ersten Bd. gemachten Vorwurf, daß er für seine geäußerten Meynungen und Sätzen oft die *Beweise* schuldig geblieben sey. „Ein Commentar dieser Art verbietet alle Weitläufigkeit. Wer aber sowohl den Text mit den Anmerkungen, als die verschiedenen altnordischen Mythen untereinander vergleicht und mit Unbefangenheit urtheilt, dem wird die Richtigkeit von meinen Hauptsätzen einleuchten.“ Von einzelnen Hypothesen und manchen zur nähern Prüfung dargelegten Vermuthungen spricht sich der Vf. selbst nicht frey; diese hat er aber auch nur als solche immer vorgetragen, und welcher Billigdenkende könnte von einem Werke, wie dieses, lauter unumstößlich bewiesene Sätze und Behauptungen erwarten? — Eben so nimmt der Vf. die altnordische Mythologie oder Götterlehre gegen die Einwürfe in Schutz, wozu man den Grund in den in *Lokes Wortstreit* vorkommenden Beschuldigungen eines unzüchtigen Betragens u. s. w. von Seiten der Alagötter hat finden wollen. Einem *Loke* sahen die meisten Heiden dergleichen Beschuldigungen gern nach, ohne ein großes Gewicht darauf zu legen, oder einen Anstoß daran zu nehmen. Wessen hat man aber nicht die griechischen Gottheiten zu ihrer Zeit beschuldigt? Erhellte denn nicht gerade aus solchen Beschuldigungen das hohe Alterthum der Einen, wie der Andern, Götterlehre? Man denke sich z. B. die des Nordens ganz frey davon: würde man auf diesen Umstand nicht seine gerechten Zweifel gegen ihr Alter gründen? Sagen würde man dann wahrscheinlich: es geht in derselben Alles so modern, so fein, so anständig, so züchtig und geistet her, daß dergleichen unmöglich aus einem so hohen Alterthum, als man vorgiebt, herrühren kann! Man könnte noch weiter gehen, und sich auf manche in den Schriften des A. T. der Gottheit beygelegten Eigenschaften und Handlungen berufen, wenn man es je im Ernst bezweifeln wollte, daß die Vorstellungen von den Gottheiten einen getreuen Spiegel der

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

gleichzeitigen Denkart und Sitten der Menschen aufstellen. — Noch zu den *religiösen und mythologischen Gedichten*, welche der erste Bd. enthält, gehört das den zweyten Bd. eröffnende Lied *Alvismaal* (S. 1 f.), welches übrigens eben so, wie die folgenden *erzählenden und dramatischen Mythege-dichte*, nach vorausgeschickter Einleitung und Uebersicht des Inhalts, mit erläuternden und bestätigenden Anmerkungen begleitet wird. Diese Mythedichtungen sind: I. *Hymisquida*, oder das Lied von *Hymr*, S. 39 f. II. *Thrymsquida*, oder die Zurückbringung des Hammers. (S. 88 f.) (Umfreut: Eine der komischsten Dichtungen, welche einem wohlgelaunten Kopfe zu einer das Zwerchfell stark erschütternden Unterhaltung seiner Leser reichen Stoff abgeben könnte.) III. *Harbards Ljod*, oder der Gesang von *Harbard*. („Dieses Gedichte verdanken wir einem Verfasser, der die alten Götter und Riesen nur als Natur- oder Elementargeister betrachtete, die feindlich gegeneinander gefinnt waren, und, nach Bewandniß der Zeiten und der Umstände, sich wechselseitig verjagten. Eine solche Denkart scheint nicht ungewöhnlich gewesen zu seyn, unter den ältesten Dichtern und Glaubenslehrern des Nordens, von deren geheimen Lehrgedichten dieses *Harbards Ljod* ohne Zweifel ein merkwürdiger Ueberrest ist.“) (S. 131 f.) IV. *Skirnars Reise*, mit dazu gehörenden alten Volksagen. (S. 167 f.) Die gemüthvolle, profaische Erzählung, welche zu dieser Dichtung Anlaß gegeben hat, ist aus der *jüngeren Edda* bekannt und nach ihr in verschiedenen Uebersetzungen erschienen. Hr. F. M. zeigt, mit Hinweisung auf seine *Beyträge zur nordischen Archäologie*, daß *Freyr* ursprünglich die *Sonne*, oder den sie lenkenden Geist, Gott, bedeutete. Daraus folgert er, daß auch die übrigen mythischen Wesen, welche in diesem uralten Gedichte mit ihm zu schaffen haben, *physisch-allegorische Personificationen* sind, welche man also nach ebendenselben Regeln und Grundsätzen erklären muß. Rec. wünscht, daß es ihm der Raum verstatten möchte, die ganze so sinnreiche Auslegung des Vfs. hier mitzutheilen: überzeugt, daß sie über diese dunkle und doch von so tiefem Gefühle zeugende, Mythe ein helleres Licht geben würde, als sie durch frühere Bearbeitungen von *J. Möller*, *Grundtvig* u. a. erhielt. *Graeter* gab sie bekanntlich in griechischer Sprache unter dem Titel *Ποίημα Ἐδδαρῶν Σκίρρηος* (Schwäbisch Hall, 1811.) heraus. Am Schluß seiner Bemerkungen macht

macht der Vf. noch auf die unverkennbare und bemerkenswerthe Uebereinstimmung aufmerksam, welche zwischen der diesem Gedichte zum Grunde liegenden Hauptidee und jener treffenden Vergleichung der aufgehenden Sonne mit einem Bräutigam, der sehnuchtsvoll aus seiner Kammer der Braut entgegen eilt, Psalm XIX, v. 5—7., statt findet (S. 206). Der altnordische Skalde, der Freyr redend einführt, drückt dessen (d. h. der Sonne) Sehnucht nach der Braut, (d. h. der Aurora, oder dem Nordlichte) die ihm aber erst nach 9 Nächten nach Barey zu kommen und ihn da ihre Hand zu geben versprochen hatte, so aus: „*Lange ist Eine Nacht, länger sind dann 2; wie kann ich ihrer 3 aushalten? Kürzer schien mir sonst ein Monat, als jetzt eine halbe von diesen Sehnuchtsnächten.*“ Wie wahr und wie sinn- und gefühlvoll! V. Odins Ravnes Sang, oder das Vorrede-gedichte (S. 209 f.). Der Vf. schließt aus der Dunkelheit, welche diese doppelte und so verschiedene Ueberschrift verursacht, daß ein Theil des Liedes, welcher von Odins Raben handelte, möchte verloren gegangen seyn. Im Schlusse des Gedichts (wovon Graeter eine deutsche Uebersetzung in seiner *Idunna* für 1816 geliefert hat) findet er: „eine dichterische Schilderung vom Anbruche der Morgenröthe, des Tages und dem Aufgange der Sonne. Der Geister der Finsterniß schnelle Flucht in den Abgrund. Die Helden erheben sich. Die Nacht verschwindet und Heimdall besteigt die Götterbrücke.“ (Man kann sich dabey kaum des Gedankens an jenes biblische Lied in der poetischen Sprache des Morgenlandes Pf. 104., besonders v. 22, 23. f., enthalten.) VI. *Vegtamsquida*, oder das Lied von *Vejtam* (S. 243 f.). Der Vf. hält dasselbe für eine Fortsetzung des nächstvorhergehenden, beide aber für bloße Bruchstücke von einem ganzen Epos, bestehend aus mehreren gleichen Abtheilungen, deren Letztere verloren sind. *Vejtam*, oder Wanderer, ist nur der von Odin angenommene Name. Herder, Denis, Graeter und Mayer haben das Gedicht, das auch lateinisch, schwedisch und englisch übersetzt ist, ins Deutsche übertragen. VII. *Aegers Gastmahl*, oder *Lokes Wortsfreit* (S. 269 f.). Wahr ist, Loke, dieser schlimme Beherrscher des unterirdischen Feuers, der Vulkane, der Erdbeben u. s. w., überhäuft als Theilnehmer an dem Gastmahle, welches einst Aeger, der Dämon des Meeres, den Afen und Alfes zur Erwidderung seines von den Göttern in *Asgaard* ihm vorher zu Theil gewordenen glänzenden und prachtvollen Empfanges gab, sämtliche Anwesende, eine *Idunna*, eine *Gefion*, einen *Odin*, eine *Frigg*, *Freya*, einen *Njord*, *Tyr*, *Freyr*, *Beyggver*, *Heimdall*, *Skade* — mit so empörenden Schmähungen, daß man sich, wüßte man nichts anders von ihrem Thun und Lassen, als was ein gallstüchtiger Loke ihnen in das Angezicht sagte, gar wunderliche Begriffe von dieser ehrbaren Versammlung machen müßte. Zum Glück galt aber Herr Loke schon in den späteren heidnischen Zeiten (gleich dem Teufel in den Schriften

des N. T. Johann. 8, 44) für den Vater der Lüge: so, daß es noch jetzt ein auf Island gewöhnlicher Ausdruck ist, eine handgreifliche Unwahrheit *Loka-Lygi*: (Lokes-, Teufels-Lüge) zu nennen. (Auch verdient es bemerkt zu werden, daß die Bauern in *Venßyssel*, wenn im Frühlinge das schädliche Gewächs *Polytrichum commune* häufig aufschießt, sich des Ausdruckes bedienen: *Nun säet Loke seinen Hafer aus.*“ Dieses Unkraut ist nämlich dorten ein Moos, das selbst kein Thier essen mag. Der Gedanke an das bekannte Gleichniß Matth. 13, 24. ff. bietet sich hier von selbst dar.) Unser Vf. giebt daher Gräter Recht, wenn er den Verfasser dieses Gedichtes den *Lucian* des alten Nordens nennt, in sofern es in eben derselben Absicht, wie die griechischen Göttergespräche von diesem, geschrieben zu seyn scheint, um nämlich der von den Altvordern verehrten Gottheiten Schwächen und Laster nach ihren eigenen Meynungen zu entlarven. „Um diese Untugenden so zusammengedrängt darzustellen, konnte er keine glücklichere Einkleidung für seine Stichelreden wählen, als daß er sie dem Dämon, der der Lüge Vater war, Loke, in den Mund legte.“ Gleichwohl war der Dichter recht gut unterrichtet von den Lehrgebäuden der ältesten nordischen (wenn nicht selbst asiatischen) Priester oder Philosophen, gegründet auf die Vergötterung der Elementargeister oder Naturprincipien, und deren Darstellung durch menschliche Formen, Leidenschaften, Denkart und Sitten.“

Die zu der älteren Edda gehörenden mythologischen Dichtungen werden im 3ten Bd. geschlossen und von den sogenannten mythisch-historischen, oder wie sie Hr. F. M. bezeichnet, altnordischen Riesen- und Heldenliedern, die 4 ersten mitgetheilt. Man pflegte diese im alten Norden bey den Gastgeboten der Fürsten von den Dichtern und Sängern abzingen zu lassen; ein Gebrauch, der nach *Catos* Zeugniß auch bey den ältesten Römern statt hatte. Gelehrte, denen die Herausgabe und Erklärung dieser schon um ihres hohen Alterthums willen merkwürdigen Heldenlieder zuwider ist; erinnert der Vf. in der Vorrede an das Ciceronische Wort: „*mihi quidem nulli satis eruditi videntur, quibus nostra sunt ignota.*“ Ueber ihren Werth an sich sagt er weiter: „Sie tragen so vieles zur richtigen Kenntniß der Sitten, Denk- und Sinnesart der Alten bey, und geben uns zugleich von der ältesten Dichtkunst des Nordens, die bereits bey der ersten Einführung des Christenthums in ein verderbliches Halben nach Wortklang und Künsteley, wodurch die meisten Lieder des Mittelalters unverständlich werden, auszuarten anfangen, die anschaulichsten Begriffe.“ Der Vf. hofft, durch seine Uebersetzung dazu mitzuwirken, daß man nicht mehr, wie bisher so oft, jene beiden höchst verschiedenen Perioden der altnordischen Poesie mit einander vermischen, oder beider Erzeugnisse nach Einem und eben demselben Maafstabe beurtheilen werde. Der Inhalt dieses 3ten Bds. ist: Dritte Abth. oder vermischte Ge-

Gedichte: I. *Hyndlar-Ljóð*, oder das Lied von *Hyndla* (S. 3 ff.) II. *Fjölvinnismaal*, oder der Gesang von *Fjölsvid* (S. 39 f.) III. *Havamaal* oder des Hohen Rede, auch der Hochgesang, (S. 67 f.) IV. *Grongaldur*, oder *Greas* Zauberland. (S. 175 f.) Als Zugabe folgt noch: *Sólar-Ljóð*, oder Lied der Sonne. (S. 149 f.) Von der 4ten Abth. enthält dieser Bd. nur I. *Völundar-Quida*, oder der Gesang von *Völund*. (233 f.) II. Das Lied von *Helge Hjorvards-son*, genannt der Verderber der *Hattinger*, (S. 258 f.) III. Von *Helge Hundingsbane* erstes — und IV. zweytes Lied. (S. 274 u. 292 ff.) Von den mythologischen Gedichten dieses Bds. behandelt der Vf. am ausführlichsten *Havamaal*, und er erlaubt sich in seinen Erläuterungen über den Schluss desselben, *Odins Runegesang* überschrieben, eine Digression, die jedem willkommen seyn wird, der es weiß, wie verschieden man über die sogenannten *Runen* denkt. „Das Gedicht selbst betrifft fast nur die religiöse Magie, oder die sogenannten *Runen*.“ Zur Bezeichnung des wahren Sinnes dieses Wortes theilt nun Hr. F. M. S. 76 ff. einen Auszug aus seiner Abhandlung mit, die er 1819. über die sonderbaren Charaktere auf einem 1818. bey *Willingshausen* in Kurhessen gefundenen und durch Landgraf *Karl v. Hessen* nach Dänemark gekommenen heidnischen Grabstein schrieb. Auch *W. C. Grimm* zu Cassel hat in seiner schätzbaren Schrift: *Ueber die deutschen Runen* (Göttingen, 1821) diesen Stein beschrieben und stimmt in seiner Erklärung desselben in der Hauptsache mit unserm Vf., der nur kürzer ist, überein. „Die Zeichnungen dieser Charaktere haben meist eine große Aehnlichkeit mit *Aesten*, *Zweigen* oder *Stäben*, und drücken also eine Art der ältesten Hieroglyphen aus, wovon die Runestäbe des Nordens, die doch auf asiatischen Fundamenten beruhen, sich entwickelten.“ Ursprünglich bedeutete das altnordische Wort *Rún* (plur. *Rúnar*, *Rúnir*) Worte, Reden, besonders geheime, oder lispelnde, Reden. (Das im Deutschen noch immer gebräuchliche Wort: in die Ohren raunen kommt sicher davon her, so wie man fast in allen alten europäischen Sprachen ähnliche Wörter in jener Bedeutung findet.) Späterhin erhielten die *Hieroglyphen* und *Schriftzeichen* dieselbe Benennung. Dr. *Münter* zeigt in seiner *Odinischen Religionslehre* Kopenh. 1821. das die Araber *Runah*, *Runeh* und *Alruni* von den Hexen gebrauchen. Ein eben so mythisches Wort, das in den eddischen Dichtungen häufig gebraucht wird, ist *Stafir* (pl. *Stafr*), welches ursprünglich ein Holzstück bedeutet, dessen man sich bey Zauberkünsten bediente und worauf zuweilen mythische Charaktere oder *Runen* eingeschnitten waren; nachher nannte man diese Charaktere selbst, zuletzt die Zauberschrift, so, wozu ohne Zweifel der alten Skandinavier abergläubische Weissagungen aus Aesten, Stecken, Ruthen (daher die Wünschelruthe) den ersten Anlaß gegeben haben. Der Vf. führt S. 86 ff. viele solcher Hieroglyphen mit ihren Bedeutungen an. Dafs die Skandinavier besonders gewissen Zweigen und den in sie

eingeschnittenen Charakteren eine Zauberkraft, übereinstimmend mit den ihnen gegebenen Benennungen, beylegte, wird aus mehreren Stellen der Edda, besonders *Skirnens* Reife, ganz klar. Die eigentlich runischen Schriftzeichen erhielten aber auch die Benennung *Rúna-Stafir*, Runestäbe, d. h. runische, mytherische, magische Charaktere. Zum Unterschied von den Runen nannte man denn die lateinischen Schriftzeichen nachher *Bók-stafir* (Buchstaben.) Noch bis in das 17te Jahrh., wo man den vermeinten Zaubern im ganzen christl. Europa die Scheiterhaufen anzündete, blieben die unschuldigen Runen, als Ueberbleibsel des Heidenthums, ein Hauptanlaß zur Verfolgung von Seiten der geist- und weltlichen Macht auf Island. Noch immer verstand man unter ihnen geheime und schädliche Zaubereichen. (Rec. kennt eine Gegend in Deutschland, wo unter dem rohesten Landvolke eine Scheu vor der Schreibekunst herrscht, die er sich allein aus einem Reste des Glaubens an die magische Kraft der Schriftzeichen zu erklären weiß. Bey Juden hat er diese Scheu nie gefunden, nicht selten aber bey christlichen Bauern so, dafs sie durch nichts dahin zu bringen waren, ihre Kinder schreiben lernen zu lassen.) Die Finnen und Lappländer nennen noch heutiges Tages ihre Lieder, die zum Theil magischen Inhalts sind, „Runen; in Dänemark u. s. w. versteht man aber jetzt unter ihnen gewisse Schriftzeichen, deren sich vorzüglich die alten Skandinavier bedienten und über deren Alter und ersten Ursprung man viel gestritten hat. (S. 93). In den Charakteren auf den bey *Willingshausen* gefundenen Steine erkennt nun der Vf. *Zweige*, *Blätter* und *Saamenkorn*, welches Alles auf die von *Tacitus* beschriebene Weise zusammen, wie über ein Tuch, ausgestreut ist. „Konnten nun, nach *Tacitus*, solche massive Hieroglyphen zu Weissagungen und Orakelsprüchen dienen; so konnten sie auch, gesetzt oder nachgebildet in eine feste Stellung, *geschehene* oder *zukünftige Begebenheiten* bezeichnen, oder auch gewisse *heilige Beschwörungen* oder *Gebete*. Diese, eingegraben in ein Grabmal, konnten also entweder den Lebenslauf, die Eigenschaften der Begrabenen, oder auch Wünsche für ihre Ruhe im Grabe, oder für ihre Seligkeit in einem andern Leben zu erkennen geben sollen.“ (S. 95). (Bemerkenswerth ist es übrigens, dafs, so wie die Gegend, wo der erwähnte Stein gefunden worden, *Jettenberg* (*Jaettebjerg*, das Riesengebirge) noch jetzt heifst, es auch in Kurhessen noch andere an die nordische Mythologie erinnernde Benennungen giebt, z. B. *Getten*. (*Jetten*. *Jaette*.) *bach* im Kreise Gellnhäusen; *Oden*. (*Odin*) *berg* bey der Stadt *Gudens*. (*Odins*, *Gottes*.) *berg*, auf welchem, nach einer Nachricht im Kirchenbuch des Dorfs *Besse*, noch im J. 1652. einige Zauberer, hoffentlich die Letzten, durch Strang und Feuer ins Reich der Todten geschickt wurden; *Odensachsen* im Kreise Hünfeld; *Odenhausen*, der *Odenwald*; u. s. w. Selbst zu der Bemerkung des Vfs. S. 168. „*Odin* wufste eine Feuersbrunst

brunst mit bloßen Worten zu löschen," nach des *Höfjangs* 155ten Verse, „einer der ältesten und verbreitetsten Zweige des Aberglaubens ist der: man könne das Feuer besprechen, oder einer Feuersbrunst durch Beschwörung, besonders wenn solche durch einen Fürsten geschieht, Einhalt thun," finden sich im Hellsichen Belege. Auch für die Benennung *Waldborg*, die dem Vf. nur aus *Schwaben* bekannt ist, S. Bd. 4. S. 119. „Noch gebe ich dir — Land und Leute — *Vinberg* und *Valberg*," im 2ten Gesange von *Gudrune*, giebt es in Kurheffen noch ein Dorf, nämlich *Walburg* bey der Stadt Lichtenau im Kreise Witzzenhausen. Wem es um Kenntniß mehrerer Spuren der altnordischen Mythologie und Götterlehre, die sich hier und da in Kurheffen einst freylich nur in den Namen von Orten, Wäldern, Bergen und Gegenden, erhalten haben, zu thun ist, den verweist Rec. in die interessante *Beschreibung des Meissners*, mit dessen ganz oben befindlichen Frau *Hollen-* (*Hulda*, *Holda*-) Teiche und den vielen wunderlichen, diesen Teich betreffenden Fabeln, in *Hinsicht auf mythisches Alterthum*, von K. v. Münchhausen, welche *Justis Hess. Denkwürdigkeiten*, Bd. 2. S. 161 — 202, Marburg 1800. zielt Ueberall wünscht Rec., daß Hr. *Finn Magnussen* diese *Denkwürdigkeiten* gekannt hätte, und daß deren verdienter Herausgeber diese treffliche Ausgabe der Saemundischen *Edda* hätte benutzen können: vielleicht, daß beider Schriften dadurch gewonnen hätten. Der merkwürdige Willingshauser Stein, der zu dieser kleinen Abchweisung Anlaß gab, ist es übrigens werth, bey ihm ein wenig verweilt zu haben.)

Der vierte Bd. enthält die Fortsetzung und den Schluß der altnordischen Heldengedichte, nämlich: V. Das Lebensende *Sinfjöbles*, Volksfage, aus einem verloren gegangenen Liede der Vorzeit ausgezogen, (S. 1 f.) VI. VII. VIII. und XI. *Gripers Weissagung; Fafnersmaal*; 1. 2. und 3ter Gesang von *Sigurd Fafners Mord*. (S. 3 ff.) IX. XII. *Sigurdriks* Gesang, oder 1. und 2tes Lied von *Brynildes* Tochter (S. 41, 83 f.) X. Bruchstücke von *Volsunga-Saga*, (S. 54 f.) XIV. XV. XVI. XVII. Mord der *Niflung*, 1. 2. und 3tes Lied von *Gudrune*. (S. 95 ff.) XVIII. *Oddrunes* Klage, (S. 128) XIX. XX. *Atlaquida* und *Atlamaal*, oder Lied von *Aste*. XXI. *Gudrunes* Aufforderung. (S. 189 f.) XXII. *Hamders* Maal oder Gesang von *Hamder*. (S. 199 f.) Auch bey diesen meist nur aus Ueberresten verloren gegangener größerer Stücke läßt es Hr. F. M. nicht an vielen gehaltvollen Anmerkungen fehlen; worüber aber Rec. hinwegzueilen muß. Ausser dem enthält dieser Band noch 1. ein hinweisendes Wörterbuch über die in der älteren *Edda* vorkommenden mythologischen Namen mit ihren vorzüglichsten Bedeutungen. (S. 211 ff.) II. ein Verzeichniß von den in ihr enthaltenen Eigennamen der Personen und

Oerter, (S. 300 f.) und III. ein vollständiges Sachregister mit Hinweisung auf den Band und die Seitenzahl, wo des Gegenstandes Erwähnung geschieht. (S. 327 — 349) Es bedarf nicht erst der Bemerkung, wie sehr durch diese dreyfache Zugabe das Ganze an Brauchbarkeit gewinnt und dessen mehrseitige Benutzung erleichtert wird. Auch die angehängte *Subscribentenliste* verdient bey einem solchen Werke beachtet zu werden. Dafs S. Maj., der König, ein Hauptbeförderer war, verspricht man sich von einem so hohen Gönner der Wissenschaften und Künste von selbst. Ausserdem sind aus Dänemark etwa 270, den Färöerinseln 1, Island 18, Norwegen 36, Schweden nur 31, Rußland 2, Deutschland 6, Preussen 1, Frankreich 6, England 1, Schottland 1 und Ostindien 2 Subscribenten bemerkt. Man sieht, wie auch bey diesem, den ganzen europäischen Norden in gleich hohem Grade interessirenden Werke, Dänemark sich auszeichnet. — Rec. erhielt mit dem letzten Bande dieser Schrift eine Subscriptionsanzeige von demselben Vfs. *systematischer Eddalehre und ihrem Ursprunge*, mit welcher Schrift der Vf. den, von dem, um die Wissenschaften so sehr verdienten, Conf. Rath *Johann v. Balow* zu Sanderumgaard ausgesetzten Preis gewonnen hat, die im Drucke ungefähr die Stärke, wie diese ältere *Edda*, haben, um denselben Preis verkauft werden, und, wenn sich wenigstens 150 Abnehmer melden, bald erscheinen wird. Möchte diese Nachricht etwas dazu beitragen, die Erscheinung eines Werkes zu bewirken, das von einem solchen Vf. gewiß viel, recht sehr viel, Gutes hoffen läßt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Zirges: *Die Kunst, sich die Liebe seines Gatten zu erhalten*, von *Eugene de Pradel*, Mitglied mehrerer Gelehrtenvereine. 1824. XX u. 199 S. 8.

Der Uebersetzer hat Recht, wenn er sagt: „daß auf jeder Seite des vorliegenden Buchs der *Franzose* hervorleuchtet." Statt einer ernsten und anziehenden Darstellung der Pflichten einer wackern Ehegattin findet man hier nur ungeordnetes mit Verlen und Anekdoten durchwebtes Geschwätz über weibliche Erziehung, Liebe, Ehe, weibliche und männliche Fehler, und zuletzt ein 5 Seiten einnehmendes Gesetzbuch für Frauen, welches trivial genug ist. Gewiß, was wir von deutschen Schriftstellern, (Schriftner sagt der Uebersetzer) in sehr vielen Büchern, theils eigentlichen Bildungsschriften, theils Erzählungen zu diesem Zwecke, angemessener und besser haben, das sollte man doch nicht erst aus Frankreich herüberholen. Am allerwenigsten kann Rec. da mit dem Franzosen übereinstimmen, wo derselbe verlangt, daß man schon erst heranwachsenden Jungfrauen die Geheimnisse des Geschlechts enthüllen solle.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

FREYBURG, b. Wagner: *Die Wissenschaft vom Schönen*. Grundzüge zu akadem. Vorlesungen, von Dr. *Heinr. Schreiber*. Allgemeiner Theil. 1822. IV u. 64 S. 8.

Der talentvolle Vf., welcher sich auch durch eine Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freyburg im Breisgau, Freyb. 1820. 8. vortheilhaft bekannt gemacht hat, will in diesen Bogen Grund zur allgemeinen Aesthetik legen. Es offenbart sich hierbey ein tieferer wissenschaftlicher Sinn als in manchen todten Compendien, welche das Glück gehabt haben, mehrere Auflagen zu erleben; und deshalb wollen wir die Leser dieser Blätter mit den wesentlichen und dem Vf. eigenthümlichen Gedanken dieses Buchs bekannt machen, ohne die Zweifel zu verbergen, welche wir gegen die Begründung des Vfs. hegen.

Der Vf. macht die Anforderung an die Wissenschaft, sie solle in das Wesen des Schönen eindringen, es als unvergängliche Grundlage und dadurch obersten Grundsat in sämtlichen einzelnen Erscheinungen des Schönen nachweisen. (S. 1) Vor allem sey daher diejenige Grundkraft, woraus das Schöne hervorgeht und deren Verhältniß zu andern Grundkräften im Wesen unseres Geistes auszumitteln. Der Vf. sucht nun das Schöne aus der Thätigkeit des Geistes abzuleiten, indem er eine zweyfache ursprüngliche Richtung annimmt, eine nach *innen* und eine nach *ausen*, welche beide Richtungen der Thätigkeit er *unbedingt* nennt, weil sie von seinen jedesmaligen Seyn unabhängig seyn soll; — und davon er eine dritte *bedingte* Thätigkeitsrichtung unterscheidet, welche davon abhängig seyn soll. Diese dreyfache geistige Wirksamkeit wird näher bezeichnet; die eine ist der sich *erforschende*, die zweyte, der sich *darstellende* Geist, die dritte bedingte wird die genannt, die in dem Einklange beider unbedingten Richtungen zu dem Zwecke des vollendeten jedesmaligen Seyns des Geistes bestehen, und nach innen und ausen zugleich gehen soll. Das Ziel der ersten ist das Wahre, das Ziel der zweyten das Schöne, das Ziel der dritten das Gute. Hiernach bestimmt der Vf. schon in den folgenden Paragraphen das Verhältniß dieser Zeitpunkte zu einander, oder das Schöne zum Wahren und Guten. Zum Schönen ist eine

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

überwiegende schaffende (darstellende) Kraft nöthig. Diesen nennt er Phantasie, Dichtungsvermögen; doch giebt es auch in Beziehung auf das Schöne ein Vermögen, dasselbe zu fühlen, welches der Vf. *Schönheitsfönn*, *negative Phantasie* nennt, und einen *Geschmack*, als Kenntniß der Gesetze des Schönen. Das Resultat ist: daß das Schöne dem Wahren gegenüber auf vollste Anschaulichmachung, *Personlichung* gerichtet ist, in Beziehung auf das Gute ein *unbedingtes* Streben des Geistes in Anspruch nimmt, *sonit* in vollendeter Aeußerung des Geistes im Sinnlichen, der Darstellung desselben in einem Gesamtbilde, der höchsten Durchdringung des Mannichfaltigen durch die Einheit bestehe. Dies ist nun das Schöne an sich, die Idee des Schönen. Wenn nun das Schöne wirklich in Erscheinung übergeht, oder eigentlich *wird*, so muß es nicht nur anschaulich, sondern zugleich unter möglichster Mannichfaltigkeit, in genauestem Ineinandergreifen und natürlichster Wechselwirkung, in bestimmter Nothwendigkeit und richtigstem Verhältnisse der Theile zur unbedingten, durch das Grundbild ausgesprochenen Einheit erscheinen. Die Beobachtung dieser ihrer Gesetze verlangt und ist zugleich die *finalische Vollkommenheit* und diese mit der ihr zum Grunde liegenden unbedingten Einheit bestimmt den Begriff des Schönen als den eines *unbedingten sinnlich vollendeten Ganzen*. Ihm entgegengesetzt das *Häßliche*.

Hier wollen wir ein wenig prüfend verweilen. Zuerst ist es schon eine ungerechtfertigte Voraussetzung, daß man, um in das Wesen des Schönen einzudringen, die Thätigkeit betrachten müsse, die darauf gerichtet ist, und insbesondere eine Grundkraft des Geistes auszumitteln müsse, aus welcher es *hervorgeht*. Denn *wir* schaffen das Schöne nicht bloß durch unsern Geist, wir finden es auch z. B. in der Natur, wie der Vf. selbst anerkennt; und es fragt sich, ob selbst dieses Schaffen aus einer *besondern Grundkraft* des Geistes zu erklären sey, ob nicht vielmehr die ganze Seele bey diesem Schaffen auf eigenthümliche Weise thätig ist. Es leuchtet aber ein, daß wenn das Schöne, um kurz zu reden, nicht bloß ein *Gemachtes*, sondern auch ein *Gegebenes* ist, die Ableitung des Schönen aus den Thätigkeiten der Seele bloß eine subjective und formelle ist, welche die objective, oder die Ableitung und Nachweisung des Schönen in dem Weltall, welches

K (6)

selbst die höchste Schönheit ist, voraussetzt. Jene Ableitung selbst beruht nur auf psychologischen Abstractionen, welche sich mit der Beobachtung nicht einmal genau wollen vereinigen lassen. Gegen die Richtungen nun, welche der Vf. hier unterscheidet, läßt sich viel einwenden, wenn wir die Anwendung dieser Abstraction auf die der Wahrnehmung vorliegenden Zustände des Gemüths machen. Die Richtung nach innen findet nach dem Vf. statt, wenn der Geist über sich selbst forscht; aber wenn er über die ihn umgebenden *Erscheinungen* forscht, findet denn auch eine Richtung nach *innen* statt? Ist der Geist beym Forschen über das Aeußere nicht auch *hingegen* an das Aeußere. Die Richtung nach außen soll statt finden, wenn der Geist sich *äußert*, im *äußern darstelle*, oder schafft. Allein entweder ist hiermit das *Handeln überhaupt* gemeint, denn sieht man nicht ein, weder warum dasselbe bloß nach *außen* gehen soll, da ja die Veredlung *seiner selbst*, so fern sie vom freyen Willen abhängig ist, auch zum Handeln gehört und doch keine Richtung nach *außen* ist, noch warum dasselbe in besonderer Beziehung auf das *Schöne* stehen, oder dies zum Ziel haben soll; oder es meint der Vf. damit, wie es scheint, das *schaffen* im eigentlichen Sinne, und dann erklärt sich ebenfalls nicht, warum dies nur ein Wirken nach außen seyn soll, da ja alles Schaffen des Künstlers einen innern Entwurf, ein Erkannntes umfaßt und voraussetzt, welches dann erst in einem anschaulichen Werke sich zu Tage legt; und weil das Letztere der Fall ist, so wird in diesem Schaffen eben die innere und äußere Thätigkeit vereinigt. Ist dieses aber der Fall, so würde sich das Schaffen wieder als *besondere Grundthätigkeit* von der welche der Vf. die *bedingte* nennt, nicht unterscheiden. Allein es fragt sich, wie der Vf. mit Hinwegsehen über den angenommenen Sprachgebrauch die Geistesthätigkeit in *unbedingte* und *bedingte* theilen, und gerade diejenige die bedingte nennen kann, welche sich nach seiner Ansicht auf das Gute beziehen soll, da dieselbe gerade durch die Freyheit der Selbstbestimmung am meisten den Charakter der Unbedingtheit zu tragen scheint. Es soll eine synthetische Thätigkeit seyn, denn der Vf. nennt sie in der Ueberschrift S. 3 Richtung nach außen und innen zugleich. Aber wie läßt sich das *denken*? Wenn man dem Geist beide Richtungen zuschreibt, so ist darin nichts auffallendes; wenn man aber eine *besondere* Richtung dem Geiste beylegt, welche doch die zwey vorigen *verbinden*, und dadurch eben keine *besondere* seyn soll, so ist dies nicht wohl zu begreifen. Der Einklang zweyer Richtungen bestimmt auch überhaupt keine besondere dritte Richtung. Aber warum wird denn diese vereinigende Thätigkeit *bedingt* genannt? Weil sie durch das „jedemalige Seyn des Geistes, den bestimmten Zustand bedingt ist.“ Aber dieses ist eine ganz unzureichende Bestimmung. Das sittliche Handeln gilt zwar für jeden Zustand, in *jedem Zeitmomente* soll der Mensch das Gute auf *besondere* Weise

verwirklichen, aber das Wollen des Guten, oder das sittliche Handeln selbst, ist nicht von dem jedesmaligen Zustande abhängig, oder bedingt; es geht ferner ebenfalls auf das Vollendete; ja soll es den *Charakter zweyer unbedingter Thätigkeiten in sich tragen*, so muß es ja *selbst unbedingt* seyn. Das Forschen dagegen ist ebenfalls bedingt, nämlich durch das Gegebene; es soll als *wahrhaftes* Forschen, die Dinge nehmen, wie *sie sind*. — Nun hält der Vf. das Schöne für das höchste Ziel der darstellenden, schaffenden Kraft; da entsteht die Frage: was ist diese Aeußerung, wenn sie *nicht* auf das Schöne gerichtet ist? Wäre sie *Handeln überhaupt*, dann wäre das Darstellen des Schönen nur eine *Art* des Handelns. Aber ist denn das Schöne nur das Ziel der *Darstellungskraft*? Wird es nicht auch *empfunden*, beurtheilt? die Kraft des Menschen also, welche auf das Schöne gerichtet ist, ist also durch das *Darstellen* nur einseitig und *unvollkommen* beschrieben. — Aus den Erläuterungen scheint nun hervorzugehen, daß der Vf. bey dem *bedingten* Charakter des Guten an die *Zwecke* gedacht hat, (vergl. S. 16), welche bey der Thätigkeit, welche sich auf das Gute bezieht, vorkommen. Allein ist nicht das (an sich) Gute ein *unbedingter* Zweck, wie das Schöne, und wird nicht von der andern Seite bey der Darstellung des Schönen das Ideal, welches dem Künstler vorschwebt, zum Zwecke für die ganze Darstellung? Ist nicht die Thätigkeit des Dichters im Zustande der *Begeisterung* durch die nicht durchaus willkürliche Stimmung desselben gebunden? (vergl. S. 33, wo es sogar heißt, der Künstler bringe eben so *nothwendig* als die Natur hervor.) — Ferner ist es ein aus obiger Voraussetzung folgender Irrthum, daß sich mit der Bestimmung der *Thätigkeiten*, welche sich auf das Wahre, Schöne, Gute *beziehen*, auch das Verhältniß dieser Ideen zu einander selbst bestimmen lasse, da ja doch jene Thätigkeiten diese Ideen als ihr *Ziel* voraussetzen, das, wenn es nicht willkürlich seyn soll, diesen Thätigkeiten *gesetzt* ist, oder aus welchen diese Thätigkeiten selbst erst hervorgehen. Auch ist das meiste, was der Vf. über diese Verhältnisse sagt, weniger aus seinen Vorderätzen bündig abgeleitet, als vielmehr aus anderweitiger Erkenntniß des Wahren und Schönen vorausgesetzt (z. B. S. 10); doch schleicht sich auch hier manches Irrige ein. In Wissenschaft, Kunst, meint der Vf., verlange man das Vollendete, und bezieht sie darum beide auf *unbedingte* Thätigkeiten, aber das Gute ist auch Vollendung, und Tugend umfaßt ja nicht den einzelnen Zustand, sondern, wie der Vf. selbst sagt S. 15, das *ganze menschliche Daseyn*. Ferner ist es sehr unbestimmt und vieldeutig gesagt: die Schöpfungen des Schönen setzen ein hochgesteigertes, äußerst regfames Darstellungsvermögen voraus, während das Gute nur angestrenzte *gewöhnliche Thätigkeit* in Anspruch nimmt; als ob es nicht auch sittliche Pflicht wäre, zu forschen und zu schaffen, für den, welcher den Beruf dazu hat; das Wahre scheint

scheint Rec., daß das Gute auf das *allgemeine*, aber darum nicht *gewöhnliche* hinweist, Kunst und Wissenschaft aber die *specielle* Ausbildung der Thätigkeiten fodern. Wir übergeben nun die Erklärungen der Phantasia und des Geschmacks, und bemerken nur, daß die erstere erst in Betrachtung des *Kunstschönen* ihren wahren Platz findet.

Aber das Befremdendste ist, wie der Vf. das *Schöne an sich* (nach der Ueberschrift 18) durch die Bestimmungen seines *Verhältnisses* zu dem Wahren und Guten (die, wie wir schon bemerkten, selbst fälschlich aus dem Verhältniß der Thätigkeiten abgeleitet wurden, welche sich auf dieselben beziehen) erklären zu können meint. Vornehmlich sieht Rec. nicht ein, wie der Vf. die Bestimmungen: höchste Durchdringung des Mannichfaltigen durch die Einheit, unbedingte Einheit u. s. w. aus seinen Voraussetzungen bündig ableiten kann. Denn die später (S. 28) angeführten Gesetze sind Gesetze der Natur oder der Welt, als der ganzen Schönheit, nicht nur Gesetze des das Schöne schaffenden Geistes; auch ist gar nicht erklärt, wie *gewisse* Beschränkungen zum *Häßlichen* führen, da doch alles einzelne Schöne auf Beschränkungen beruht.

Doch wir verfolgen nun des Vfs. Untersuchung weiter. Das Schöne in der Erscheinung theilt er 1) in Beziehung auf den *darstellenden*, in Natur und Kunstschönes. (Mit Recht nimmt er das Erstere an, aber der Grund, daß ja auch der Künstler eben so (?) nothwendig, als die Natur, *hervorbringe*, widerlegt nicht hinlänglich die Meinung der Gegner! Weil es nun ein Naturschönes gibt, so gibt es auch eine *Anschauung* desselben, und nun fragt sich, wie die nach dem Vf. *unbedingte* Thätigkeit, die sich auf das Schöne bezieht, und Veräußerung, Darstellen oder Schaffen ist, sich mit dieser Anschauung vereinigen lasse; und darüber ist der Vf. die Erläuterung schuldig geblieben.) Darauf wird von dem Grundsatze der *Nachahmung* und Veredlung der Natur gesprochen, wobey wir uns in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Vf. finden. Dann betrachtet er 2) das erscheinende Schöne nach den *Verhältnissen der geistigen zur sinnlichen Seite*, wobey wir bemerken wollen, daß zufolge der vorhergehenden Unterscheidung das „Geistige“ sich nicht mehr bloß auf den *menschlichen* Geist beziehen kann. Die Verhältnisse, welche hier vorkommen, sind: Gleichgewicht beider, oder Uebergewicht des Einen oder des Andern. Aber wir möchten gern wissen, wie sich das Anmuthige, das Erhabene und das Komische, welche von Einigen nicht unpassend die Cardinalschönheiten genannt werden, auf diesen Unterschied beziehen. Diefs hat der Vf. leider nicht berührt. Etwas willkürlich ist die Ordnung der Untersuchung, wenn sogleich darauf vom *Romanischen* die Rede ist, dessen Betrachtung unstreitig in den *folgenden* Abschnitt fiel. Hier ist uns nun der Vf. gar nicht klar geworden. Nach ihm scheint

es fast, als ob das Romantische ein schwächeres, unvollkommneres, nebelhaftes Schönes wäre (vergl. S. 45). Hierauf 4) von dem Schönen in Beziehung auf die Menschheit insbesondere — alte und neue Kunst, Kunst einzelner Völker u. s. w., wo Einiges vortrefflich ausgesprochen ist. Nur der Schluß ist sehr unbestimmt und unbefriedigend. Endlich 5) betrachtet der Vf. auch das Kunstschöne in Beziehung auf die *einzelnen Formen der Erscheinung*, oder giebt eine Uebersicht der Künste, die er auf gewöhnliche Weise in Künste des Raums, der Zeit und synthetische Künste (theatralische) eintheilt. Rec. findet diese Eintheilung zwar nicht falsch; aber für die genaue Verhältnißbestimmung der verschiedenen Gattungen der Kunstschönheit eben so wenig passend, als die sonst auch beliebte von bildender und redender oder tönender und synthetischer Kunst. Der Vf. meint, das Schöne finde seine Vollendung, wenn es unter den Formen des Raums und der Zeit, mithin in der theatralischen Kunst sich entwickle. Rec. wünscht, der Vf. hätte den Sinn dieser Worte genauer bestimmt, denn sonst könnte man fragen, ob das Zusammengesetzte nothwendig das Vollendere sey, und daher z. B. die Schauspielkunst der einfachern *Dichtkunst* vorzuziehen. Zuletzt giebt der Vf. die Literatur der allgemeinen Aesthetik, in deren Umriss Rec., wie oben bemerkt, die obengenannten Cardinalschönheiten vermißt. Uebrigens wünscht Rec., daß der Vf. diese Bemerkungen zur Vergleichung mit seinen Ansichten und zur weitem Förderung der Wissenschaft benutzen möge.

JUGENDSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Amelang: *Theodora*. Moralische Erzählungen für die weibliche Jugend, von P. P. Wilmsen. 1824. VI u. 422 S. 8.

Der für die wahre Bildung der Jugend unermüdet thätige Vf. hat in dem vorliegenden Werke Erzählungen geliefert, welche ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, und nicht allein durch eine leichte und gewandte Darstellung anziehen, sondern auch durch den Ernst, mit welchem der didaktische Gesichtspunkt darin festgehalten wird, wahrhaft belehren und bilden. In *Claudine's* Geschichte herrscht der Gedanke vor; wie das jugendliche Herz bey den besten sittlichen Anlagen durch den Glanz des Aeußern verblendet, zum Streben nach Scheingütern verführt und zum Dienste der Welt verlockt werden könne; und wie unerwartete Leiden und Unglücksfälle mehr noch als eine weise Leitung durch Aeltern oder Erzieherhand ihnen oft diejenige Richtung wiedergebe, welche es nicht verlieren darf, um in sich selbst selig zu seyn. Die zweyte Erzählung schildert den Segen der unerschütterlichen Liebe und Treue warm und innig, und zeigt, wenn sie beharrt in mancherley Kämpfen und über vielerley Ungemach endlich den Sieg davon trägt. In der dritten „Weltfönn und Eitelkeit“

zeigen sich die Gefahren, welchen das junge Mädchen durch diese Fehler ausgesetzt ist, und wie sehr es gegen dieselben kämpfen muß, wenn es nicht seine künftige Bestimmung ganz aus den Augen verlieren, und das edlere Streben in sich ganz unterdrückt sehen will. Nr. 4. „Die Macht und die Rechte des Gemüths“ behandelt denselben Gegenstand, welchen schon *Tiek* in einer Erzählung im *Berlinischen Taschenbuch* (auf 1823, wenn Rec. nicht irrt,) ins Auge gefaßt hat. Allein sachverständiger, tiefer und gründlicher ist von Hn. W. die Verirrung beleuchtet, welcher auch weibliche Gemüther in neuerer Zeit durch Hang zum Pietismus, zur Schwärmerey und Frömmerey ausgesetzt sind. Diese Verirrung pflegt besonders in größern Städten häufiger vorzukommen als anderwärts, und vielleicht hat der Vf. gerade in seinem Wohnorte, *Berlin*, die Veranlassung zu dieser Geschichte gefunden. Je näher aber eine solche Neigung zu einem bloßen Leben in unbestimmten, dunkeln, religiösen Gefühlen und frommen Redensarten, oder zu einer mehr weiblichen krankhaften Tugend, an etwas sehr Herrliches angrenzt, nämlich an die innige Liebe zu Gott und seinem Wort, um desto nöthiger war es auf das Fehlerhafte und Gefährliche derselben aufmerksam zu machen, damit die weibliche Jugend dem wahren, gesunden, aufrichtigen und heitern Christenthume gewonnen werde, welches die Zierde und das Heil jedes Geschlechtes und jedes Alters ist. Es gab eine Zeit, wo man mehr vor dem Gegentheile, einer gewissen Scheu vor dem Heiligen und Christlichen zu waren hatte, wo die Freygeisterey auch unter Frauenzimmern Ton zu werden anfang. Diese ist glücklich vorübergegangen. Die neue Verirrung, die eine und dieselbe Quelle mit ihr hat, allzugroße Verfeinerung und sittliche Schwäche, wird es hoffentlich auch, und ist, denkt Rec., schon im Abnehmen begriffen. Die letzte Geschichte ist dem Vf. von *Charlotte Haselich* mitgetheilt worden, an der vorletzten hat eine andere weibliche Hand Antheil. Nach Rec. Urtheil gehört jene nicht ganz in den Kreis, welchen der Zweck dieses Buches beschreibt, indem der Leichtsinns, welcher Geheimnisse ausgeplaudert und wichtige Papiere wegwirft, sich wohl nicht mehr bey jungen Frauenzimmern von dem Alter findet, wie sie sich der Vf. unter den Leserinnen seines Werkes gedacht hat; und *Elisens Jugendleben* scheint Rec. an einer gewissen Breite und Gedehntheit, besonders in den Dialogen, zu leiden, die wohl bey Schilderung eines wirklichen Lebens, das nicht reich an Begebenheiten ist, statt zu finden pflegt. Uebrigens gewährt auch diese Erzählung manchen tiefen Blick in das weibliche Herz und giebt treffliche Winke für weibliche Bildung und Erziehung.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, b. Ruff: *Kornelia, oder fromme Herzenserhebungen zu Gott, in Gesängen*. Zum Gebrauche für Kirchen und Schulen und jeden Erbauung suchenden Christen. Nach Anleitung der Sonn- und Festtageevangelien und Episteln, in der Reihenfolge bearbeitet von *Johann Jacob Wolf*, 1824. XXVI u. 224 S. 8.

Der Vf. dieser Gebete in der bekannten *Witschelschen* Form spricht sich in der Vorrede bescheiden über sein Werk aus, und da er selbst die Fehler desselben so vorurtheilsfrey anerkennt, so braucht Rec. ihn nicht erst näher darauf hinzuweisen. Allerdings ist in demselben noch viel Unreifes und Oberflächliches; die Gedanken müssen unter der Fülle der Worte noch sehr hervorgesucht werden; und die Verse ermangeln sämmtlich noch der letzten Feile, sind oft unrein, holprig und schwerfällig. Allein es lebt doch in ihnen ein guter, frommer Geist; der Vf. ist nicht ohne dichterische Anlage, nicht ohne inniges Betergefühl; und da er noch jung zu seyn scheint, so wird er vielleicht in der Zukunft, wenn er mit seiner Gabe haushält und sie fleißig ausbildet durch Studiren, nicht bloß Lesen, klassischer Dichter, etwas Vollendetes leisten können. — Dabey spricht Rec. dem Buche seine Brauchbarkeit als Erbauungsbuch nicht ab. Es kann in dieser Hinsicht, neben so vielen andern wohl empfohlen werden. Nur zum kirchlichen Gebrauche eignet es sich keinesweges. Einmal scheinen ihm längere gereimte Gebete überhaupt für die Kirche unpassend zu seyn, indem sie nicht die Würde des Kirchenstils haben; und dann haben die hier gegebenen auch nicht genug Klassisches, zu viel Gemachtes an sich. Man muß sich überhaupt nicht hinfetzen, um ein Gebet zu entwerfen, sondern es muß von selbst entstehen, und dann erst aufgeschrieben werden. Es scheint freylich leicht, die in den Perikopen gegebenen Ideen in die Gebetsform umzuarbeiten, und solche Verse, wie die hier gelieferten, wo bloß zwey Zeilen auf einander reimen, lassen sich allenfalls zu Hunderten im halben Schlafe machen. Aber etwas Gediegenes in dieser Hinsicht zu leisten ist wirklich schwer, das wird der Vf., je mehr er in das Heiligste der geistlichen Dichtkunst eingeweiht wird, immer vollständiger einsehen, und nicht ohne unablässige Anrufung der heiligen Muse, die einst Klopstock begeisterte, an ein solches Werk gehen. — Zu der vielleicht sonderbar scheinenden Benennung des Buchs: „Kornelia“ hat der fromme Beter „Kornelius“ Apostelgesch. 10. die Veranlassung gegeben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

MATHEMATIK.

GOtha, in d. Becker. Buchh.: *Der Venusdurchgang von 1769*, als Fortsetzung der Abhandlung über die Entfernung der Erde von der Sonne, bearbeitet von J. F. Encke, Director der Sternwarte Seeberg u. s. w. 1824. 112 S. 8. (1 Thlr.)

Der verdienstvolle Vf. beendigt seine neuen Berechnungen der Venusdurchgänge des achtzehnten Jahrhunderts damit, daß er nun nach eben den Grundsätzen und mit eben dem musterhaften Fleisse, womit er den Durchgang 1761. 5ten Jun. unter dem Titel: Entfernung der Erde von der Sonne (angezeigt in der A. L. Z. 1822. Nr. 202.) berechnet hatte, auch den zweyten Durchgang von 1769. 3ten Jun. bearbeitet hat. Für jeden Fall hat der Vf. den Zweck, den er laut der Vorrede sich vorgesetzt hatte, dafür zu sorgen, daß bis zum nächsten Venusdurchgange (1874) keine wiederholte Berechnung der früheren Durchgänge nöthig seyn möchte, vollkommen erreicht. — Der Venusdurchgang 1769 hatte unter solchen Umständen Statt, daß er auf einem sehr beträchtlichen Theile der bewohnten Erdoberfläche, wenn nicht überall in seiner ganzen Dauer, doch theilweise beobachtet werden konnte. Der Pol des frühesten Eintritts der Venus in die Sonne fiel in die Gegend von Mannheim; ganz America mit vielen Inselgruppen, ein nordöstlicher Theil von Asien, in Europa fast ganz Spanien, ganz Frankreich, England, Schweden, und ein kleiner Theil von Deutschland sahen den Eintritt. Der Pol des spätesten Austritts fiel bey Mascat im südlichen Arabien, und der Austritt war sichtbar in einem Theile des nördlichen Europa, fast in ganz Asien und Neuholland, im nordwestlichen America und in den Inselgruppen der Südsee. Der Pol der längsten Dauer fiel in der Mitte zwischen Siwas und Alexandrette in Natolien; den Durchgang nach seiner ganzen Dauer sahen hiernach das nördliche Scandinavien, ein Theil Asiens im Nordosten, und America's im Nordwesten, nebst den Inseln der Südsee. Wenn indess doch dieser Durchgang nicht alle zu kühnen Hoffnungen die man darauf gebaut hatte, erfüllt, und unserer Kenntniß der Sonnenparallaxe nicht ganz den hohen Grad von Sicherheit und Zuverlässigkeit, mit dem man sich geschmeichelt hatte, verschafft hat, so lag die Schuld davon weder an den Astronomen, noch an den Regierungen der damaligen Zeit. Auf eine ausgezeichnete Art wirkten zur möglich besten Benutzung des

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

merkwürdigen Phänomen's besonders die Regierungen von England, Frankreich, Dänemark, Schweden und Rußland, und 146 Astronomen, auf 77 verschiedenen Punkten von Europa, Asia, America und der Südsee zerstreut, beeiferten sich, das seltene Ereigniß zu beobachten. So günstig aber im allgemeinen der Durchgang 1769 zur Erreichung des großen Zweckes schien, und so groß auch die Basis vom nördlichen Lappland bis nach Otaheite seyn mochte; so wurde doch die Zuverlässigkeit der erwarteten Resultate durch mehr als einen Umstand bedeutend geschwächt. Da fürs erste der Pol des frühesten Eintritts mitten in Europa fiel, so konnten die in diesem Welttheil aufgestellten Astronomen die Venus vor der Sonne entweder gar nicht sehen, oder die Europäischen Eintritte erfolgten wenigstens bey einem sehr niedrigen Stand der Sonne, höchstens etwa von acht Graden über dem Horizonte. War schon dieser Zufall manchen Beobachtungen etwas nachtheilig, so litten diese ferner auch dadurch, daß man sich seit dem acht Jahre früher erfolgten Durchgange noch nicht über das vereinigt hatte, was man eigentlich *innere Berührung* nennen wolle; viele Astronomen bemerken zwar ausdrücklich, daß sie das richtige Moment, das Erscheinen und Verschwinden des Lichtfadens, aufgezeichnet haben; andere aber lassen dies unbestimmt, oder haben offenbar ein anderes, weniger passendes Moment gewählt; eine Unzuverlässigkeit, die selbst die Otaheiter, und Petersburger Beobachtungen trifft. Dann zeigt sich auch wenige Harmonie bey den Beobachtungen desselben Orts zwischen den äußern und inneren Berührungen bey dem Austritte; die Dauer des Austritts stimmt schlecht zur Dauer des Eintritts, und ein Beobachter macht die erste sogar um 24 Sec. länger als die zweyte, da doch beide einander gleich seyn sollten; die Dauer des Austritts ist oft um 40 Sec. zu klein. Außerdem sind überhaupt zu wenig Verweilungen, d. h. vollständige Beobachtungen des Eintritts sowohl auf des Austritts an demselben Orte, gelungen; im Norden war die Witterung zu ungünstig, und nur eine dort beobachtete Verweilung, die in Wardhus, ist scheinbar vollständig; acht andern Beobachtern im Norden schlug diese wichtige Wahrnehmung fehl, und im fernen Süden war Otaheite der einzige Punkt, wo eine Verweilung zu beobachten möglich war, weil es auf andern Punkten an Astronomen fehlte. Endlich wurde (*miserable dictu!*) hie und da sogar das wissenschaftliche Interesse durch ein leidenschaftliches, durch Egoismus

L (6)

mus und Rechthaberey gestört, wie dies unleugbar bey einem deutschen Astronomen *e. S. J.* dem bekannten *Pater Hell* in Wien, der Fall war, der, warum? mochte er selbst am besten wissen, zum Erstaunen und großen Leidwesen aller Astronomen neun volle Monate lang mit der Bekanntmachung seiner eigenen Wardhuser Beobachtungen zögerte. Diese Beobachtungen, welche als die einzigen vollständigen im Norden angestellten auf die Berechnung der Parallaxe so entscheidenden Einfluß haben mußten, wurden eben desswegen etwas verdächtig, und *La Lande* mit seinem gewohnten Freymuth säumte nicht, den Zauderer geradehin einer Unredlichkeit anzuklagen, und behauptete, derselbe habe bloßs deswegen so lange zugewartet, um sein Exercitium nach andern, die er gerne vorher einsehen mochte, corrigiren zu können. Der Vf. sucht indeß das Unwahrscheinliche dieser Vermuthung darzuthun, und hält für noch weniger glaublich, daß, wie andere meinten, *Hell* und seine zwey Gehülfen, durch Wolken verhindert, eigentlich gar nichts gesehen haben, und daß seine dem Publikum aufgebundenen Zahlen reine Erdichtung seyen. In der That läßt sich auch jene auffallende Verheimlichung aus *Hell's* bekanntem Charakter, wie er sich in allen seinen Schriften ausspricht, genügend erklären. Anmaßend und herrisch, wie er war, wollte er absichtlich erst spät mit seiner Beobachtung, und seiner Parallaxe hervortreten, und, diese als *infallibel* darstellend alles, was nicht damit stimmte, durch seine Autorität rechts und links zu Boden schlagen. Und daß er aus seinen Journalen etwa auch *bloßs* das zur Bekanntmachung auswählte, was ihm zu seinen Absichten am passendsten schien, wer möchte dies für unmöglich erklären! Seiner eigenen Verstecktheit ist es zuzuschreiben, wenn man die Wardhuser Beobachtung immer, mit einem ungewissen Seitenblicke betrachtet wird, und wenn man, was auch dem Vf. begegnete, sich des Wunsches nicht erwehren kann, solche lieber ganz weglassen zu dürfen. Alle bisher erwähnten Umstände trugen vereinigt dazu bey, daß auch durch den letzten Durchgang die GröÙe der Sonnenparallaxe in weniger enge Grenzen eingeschlossen wurde, so daß sie aus einzelnen Beobachtungen desselben sogar bis auf 0'', 4 verschieden berechnet werden kann. Noch spricht der Vf. in der Einleitung von den verschiedenen vor ihm versuchten Berechnungen dieses letzten Durchgangs von *Smith*, *Hornsby*, *Pingré*, *La Lande*, *Hell* und *Lexell*. Den Arbeiten *Lexell's* insbesondere in dessen *Disquisitione de investiganda vera quantitate parallaxis solaris* in den *Nov. Comment. Acad. Petropol. Tom. XVII.* läßt der Vf. alle Gerechtigkeit wiederfahren; auch fand *Lexell* wirklich etwas mit den Resultaten des Vfs. nahe übereinstimmendes, und nahm aus den Verweilungen 8'', 63 für den wahrscheinlichsten Wehrt der mittleren Parallaxe an. *Hell* dagegen glaubte sich in seinen Streifchriften jedes noch so kleinliche Mittel, um seiner nur aus einer einzigen mit Otaheite verglichenen Beobachtung, die ihm eine Parallaxe von 8'', 7 gab, den Preis zu sichern; auch bestand er darauf,

daß er bey den Berührungen der Venus keinen Fehler von 13 Sec. habe begehen können, ungeachtet man ihm nachgewiesen hatte, daß er an demselben Tage den Anfang einer Sonnenfinsterniß um 40'' zu spät beobachtet habe. — Die eigenen Berechnungen des Vfs. für den Durchgang 1769 zerfallen wieder, wie bey dem früheren Durchgange 1761, in drey Hauptabschnitte. Zuerst werden die geographischen Längen der Beobachtungsorte berichtigt, dann die Elemente der Venus und der Sonne verbessert, und zuletzt die verschiedenen Bedingungsgleichungen entwickelt, aus welchen, mit gehöriger Rücksicht auf den Werth der einzelnen Beobachtungen die Parallaxe selbst bestimmt wird. Für die *Berichtigung der Ortslängen* war es ein ungemein erwünschter Umstand, das wenige Stunden nach dem Durchgange der Venus eine in ganz Europa und in Asien großentheils sichtbare Sonnenfinsterniß einfiel (zum großen Glücke nach dem Durchgange der Venus! Denn wie unerfreulich hätte diese Erscheinung den Astronomen dünken müssen, wenn der Mond gleichzeitig mit Venus seinen Durchgang durch die Sonne hätte feyern wollen, um etwa gerade im Momente des Ein- oder Austritts der Venus diese, zugleich mit dem Sonnenrade, den sehnüchtigen Blicken irdischer Beschauer zu entziehen.) Der Vf. hat dieser Finsterniß, die auch schon *Lexell* zu gleichen Zwecken umständlich berechnet hatte, große Aufmerksamkeit gewidmet, und, nachdem er die Correction der angewandten Elemente bestimmt hatte, die Lände für 37 Orte, an denen sie beobachtet worden, berechnet. Für einige Orte sind auch Sternbedeckungen, wenn sie zu haben waren, zur Längenbestimmung benutzt, und mit besonderer Sorgfalt die Längen der Amerikanischen Orte untersucht worden, wiewohl bey diesen immer eine Ungewißheit von einigen Secunden übrig bleibt. Als Anhang seines Werks hat der Vf. noch einige durch die Parallaxenberechnung selbst abgeleiteten Ortslängen beygefügt. — Um die gebrauchten *Sonnen-elemente* zu verbessern, verglich der Verf. die in Greenwich beobachteten Mittagsdurchgänge der Sonne mit *Carlini's* Tafeln, und fand den Fehler für den 3. Jun. nur — 3'', 15. Die Fehler der *Venus-elemente* ergaben sich am sichersten durch den Durchgang selbst, womit indeß auch die gleichzeitigen Beobachtungen der Venus von *Maskelyne* gut stimmten; von *Lindenau's* Venustafeln erforderten nur eine sehr geringe Correction in der Länge. — Nachdem der Vf. in einer für die Zeitdauer des Eintritts von Minute zu Minute berechneten Tafel zum Behufe der Berechnung der Parallaxe und des Conjunctionsdreieckes die nöthigen Elemente der Sonnen- und Venusörter hatte vorangehen lassen, so giebt er in einer zweyten Tafel die gedrängte Uebersicht aller einzelnen Beobachtungen des Durchgangs, zuerst der vollständigen oder der Verweilungen, und dann der bloßen Eintritte, oder Austritte, sammt der Anzeige begleitender Nebenumstände, die auf die Würdigung jeder Beobachtung bedeutenden Einfluß haben konnten. Die inneren Berührungen sind, wie bey dem Durch-

Durchgänge 1761, in Klassen eingetheilt. In die *erste* Klasse kommen solche Beobachtungen, die in sich selbst, wenn sie durch die Berechnungselemente geprüft werden, das Kennzeichen der Sicherheit tragen, bey welchen die Ortslänge nicht zu ungewiß, der Lichtfaden namentlich beobachtet, und sonst die Umstände günstig waren; die *zweyte* Klasse begreift diejenigen Beobachtungen, wo es an mehreren dieser vortheilhaften Umstände fehlte; solche, die eine gewisse aus der Berechnung selbst hervorgehende Fehlergrenze überschreiten, werden ganz ausgeschlossen. Nach dieser kritischen Sichtung blieben noch 75 innere Berührungen bey dem Eintritt, 8 bey dem Austritt, für die *erste* Klasse, und 19 innere Berührungen bey dem Eintritt, 4 bey dem Austritt, für die *zweyte* Klasse übrig; die so ausgewählten Beobachtungen sind es, welche der Vf. mit gehörigem Unterschiede für die Parallaxe stimmen läßt, und für welche er Bedingungsbedingungen entwickelt hat; in eine *dritte* Klasse verwies er noch fünf Verweilungen am Sonnenrande an solchen Orten, wo bloß die Länge nicht sicher bekannt ist. Die sämtlichen *äußeren Berührungen* bey dem Ein- und Austritte, die 1761 noch etwas zuverlässiger schienen, hat der Vf. bey diesem zweyten Durchgange gänzlich beseitigt, und ihnen gar kein Moment für die Bestimmung der Parallaxe zugestanden, ein Verfahren das durch Nachweisung der großen Ungenauigkeit dieser Art von Beobachtungen hinreichend gerechtfertigt erscheint. Ueberhaupt hat der Vf. den Werth oder das Gewicht der durch die Bedingungsbedingungen erhaltenen Resultate mit aller der Umsicht, die sich von ihm erwarten ließ, abgewogen. Da namentlich die Europäischen Beobachtungen wegen des allzuniedrigen Standes der Sonne über dem Horizont, die Otaheitischen wegen ihrer geringen Uebereinstimmung unter sich selbst, einem Zweifel unterworfen zu seyn, und nicht gleiches Zutrauen mit den übrigen zu verdienen schienen, so bestimmte der Vf. die Parallaxe noch besonders mit Ausschluss der Europäischen, und dann wieder mit Ausschluss der Südsee-Beobachtungen, fand aber in beiden Fällen keine wesentliche Verschiedenheit in dem Werthe der Parallaxe. — Nach Vollendung der Rechnung für die beiden Durchgänge 1761 und 1769 ward es nun erst auch dem Vf. möglich, die wichtigen Elemente des Sonnenhalbmessers, und des Venusknoten genauer zu bestimmen. Den *Sonnenhalbmesser*, der für diese Gattung partieller Sonnenfinsternisse, die Venusdurchgänge, angewendet werden muß, fand der Vf. mit Zuziehung der Differentialgleichungen für den Knoten $= 944''$, 1: der Log. der Entfernung der Sonne war damals am 3ten Jun. 1769 $= 0,0065395$. Daraus folgt der Sonnenhalbmesser in der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne $= 958''$, 424 demnach etwa 3 Sekunden kleiner, als alle mikrometrischen Messungen in den beiden Venusdurchgängen ihn gemacht und auch, als Hr. von *Lindenau* aus zahlreichen von der Fadendicke unabhängigen Mittagsdurchgängen gefunden hatte. Fast dieselbe Verminderung des Halbmessers, in Vergleichung mit mikrometrischen Mes-

sungen, fand schon *La Lande*, der diese auffallende Erscheinung mit dem schwarzen Bande in Verbindung setzt, wodurch die auf der Sonnenscheibe schon beträchtlich vorgerückte Venus doch noch an den Sonnenrand sich anzuschließen schien. Ein die Sonne umgebender Irradiationsring, den *La Lande* annimmt, erklärt das ganze Phänomen auf eine nicht unbefriedigende Art; keine der einzelnen Beobachtungen giebt über 3 Sec. Irradiation, oder über 58. Zeitsecunden zwischen der scheinbaren Berührung und dem Lichtfaden; die meisten geben zwischen 20 und 30 Sekunden. (Durch die Untersuchungen des Vf. bestätigt sich nun auch die Größe der Irradiation, die aus einer mit dem Durchgange der Venus analogen Erscheinung, der ringförmigen Sonnenfinsternis am 7ten Sept. 1820, sich ergab, und die *Wurm* nach seinen Berechnungen im Berliner Astron. Jahrbuche 1825. S. 102. auf $- 3''$, 37 setzt, den Sonnenhalbmesser in der mittlern Entfernung nach *Delambre* $= 961''$, 43 vorausgesetzt.) Den wahrscheinlichen Fehler seiner obigen Bestimmung des Sonnenhalbmessers nimmt der Vf. $\pm 1''$ an. Auch noch ein zweytes Element, die *Länge des Knotens der Venusbahn*, gelang es dem Vf. aus den beiden Durchgängen so genau, als es bey diesem so schwierigen Elemente möglich war, festzusetzen. Er findet für die Epoche 1765 ein Mittel aus den Durchgängen 1761 und 1769 diese Knotenlänge $74^\circ 33' 48''$. Die jährliche Bewegung des Knotens auszumitteln, diente die Vergleichung eines frühern Durchgangs vom 4ten Dec. 1639. Auch diesen eigentlich nicht in seinem Plane liegenden Durchgang, von dem einzigen *Horoccius* (*Horox*) in Liverpool beobachtet, hat der Vf. umständlich berechnet; er verdiente dies um so mehr, da er, obgleich für die Parallaxe unbrauchbar, für die Theorie der Venus ungemein wichtig ist, und allen neueren Venustafeln zur Grundlage gedient hat. Die für den 4ten Dec. 1639 gefundene Knotenlänge $75^\circ 16' 33''$ gibt nun, mit der obigen Länge für den Anfang des J. 1765 verglichen, mittelst des Zwischenraums von 125,6728 Julianischen Jahren, die jährliche Bewegung des Venusknoten $- 20''$, 508; auf anderem Wege fand indess von *Lindenau* in seinen Venustafeln diese Bewegung $- 20''$, 26. — Am Schlusse des Werks stellt der Vf. die *Endresultate beider Durchgänge des vorigen Jahrhunderts* in Beziehung auf die Theorie der Venusbahn sowohl als auf die Sonnenparallaxe zusammen, und fügt noch einige allgemeine Betrachtungen über das bey, was etwa von den nächsten Venusdurchgängen für die genauere Kenntniß jener Parallaxe zu erwarten seyn möchte. Für 1761 findet der Vf. den *wahrscheinlichen Fehler einer Berührung* aus 149 Beobachtungen $\pm 6''$, 132 für 1769 aus 106 Beobachtungen den *wahrsch. Fehler einer inneren Berührung* $\pm 7''$, 980, (Sollte nicht S. 106. zweyte Zeile, stehen: W. F. einer Berührung, statt: einer äußern Berührung aus 149 Beobachtungen? Denn nach der Berechnung des Durchg. 1761. S. 108. macht die Summe, nicht bloß der äußeren, sondern aller Berührungen der inneren und äußeren 149 aus). Der *Venushalbmesser*, wel-

welcher aus dem Durchgange 1769 nicht mit Sicherheit abgeleitet werden konnte, fand sich aus dem Durchg. 1761 für den Zeitpunkt eben dieses Durchgangs $28''.725 - 0.031$ dr. (wenn dr. die Correction des Sonnenhalbmessers bezeichnet) mit dem wahrscheinlichen Fehler $\pm 0''.047$: hieraus folgt der Venushalbmesser in der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne $8'', 305 - 0.009$ dr. Die wahre GröÙe des Sonnenhalbmessers, wie sie aus den Untersuchungen des Vfs. sich ergibt, ist schon oben angeführt worden, da der Vf. diese Untersuchungen erst mit der Berechnung des Durchg. 1769 beendigen und damit die Correction des von ihm aus den Tafeln angenommenen Halbmessers der Sonne bestimmen konnte, so mußten theils aus dieser Ursache, weil von obiger Correction noch nicht Rechnung getragen wurde, theils wegen eines kleinen in der früheren Abhandlung eingeschlichenen und erst späterhin verbesserten Rechnungsfehlers, die Finalgleichungen in der Abhandlung für den Durchg. 1761 etwas anders ausfallen, als sie jetzt vom Vf. gefunden werden. Mit den eben erwähnten Verbesserungen bestimmt endlich der Vf. die *mittlere horizontale und äquatoriale Parallaxe der Sonne* aus dem Durchgange 1761 $= 8'', 5309 - 0.0136$ dr mit dem wahrscheinlichen Fehler $\pm 0'', 0613$ und aus dem Durchgange 1769 $= 8'', 6030 - 0.0112$ dr mit dem wahrsch. Fehler $\pm 0'', 0460$. Das wahrscheinlichste Resultat für die mittlere Parallaxe aus beiden Durchgängen ist $8'', 5776$ mit dem wahrscheinlichen Fehler $\pm 0'', 0370$ so dals also nach des Vfs. Berechnungen beider Durchgänge die Parallaxe nicht gröÙser scheint als $8'', 6146$ und nicht kleiner als $8'', 5406$. Ein Fehler dr des Sonnenhalbmessers würde die Parallaxe um -0.0120 dr ändern. (Da indess, wie oben bemerkt worden, der vom Vf. bestimmte Sonnenhalbmesser nur auf 1 Sec. ungewiß ist, so kann aus diesem Grunde die Parallaxe bloß auf $\pm 0'', 012$ oder auf nicht viel mehr als ein Hundertheil einer Secunde unsicher seyn). Die mittlere Sonnenparallaxe $8'', 5776$ zum Grunde gelegt, findet sich nun die *mittlere Entfernung der Erde von der Sonne* $= 20666800$ geographische Meilen, und zufolge der Grenzen, in welche die Sicherheit obiger Berechnungen der Parallaxe eingeschlossen ist, muß diese mittlere Entfernung immerhin zwischen 20 577 649 und 20 755 943 Meilen fallen. (Die Unsicherheit geht also nur auf ± 89 147 Meilen, in der astronomischen Welt eine große Kleinigkeit, da diese 89000 Meilen, um welche die mittlere Entfernung der Sonne noch ungewiß bleibt, nicht über den 230sten Theil der ganzen Entfernung betragen. Die mittlere, etwa 400mal kleinere Entfernung des Monds von der Erde, beyläufig $= 51$ 930 geogr. Meilen, kennen wir, wenn die Mondparallaxe auf 1 Sec. unsicher angenommen wird, bis auf 15 Meilen genau, so dals hier die Ungewißheit nur den 3460sten Theil des ganzen Abstandes beträgt. Begreiflich lassen sich nähere Distanzen viel genauer messen, als die mehrere hundertmal entfernten.) — Für künftige Venusdurchgänge würde es, um eine noch schärfere Bestimmung der Sonnenparallaxe zu

erhalten, hauptsächlich darauf ankommen, dals die bestgelegenen Punkte der Erdoberfläche mit so vielen unabhängig voneinander beobachtenden Astronomen, als nur möglich seyn wird, besetzt würden, eine Forderung, welcher bey den beiden letzten Durchgängen nicht vollkommen Genüge geschehen ist. Alle so zahlreichen Beobachtungen 1761 gewährten doch keine gröÙere Genauigkeit, als die auch schon durch drey vollständige Verweilungen in Wardhus und Otaheite hätte erreicht werden können. Und wäre 1769 auf allen acht nördlichen Stationen die Witterung günstig gewesen, was sie nicht war, und hätten eben so viele Astronomen, als man nach dem Norden schickte, auf entlegenen südlichen Punkten in den Freundschaftsinseln sich vertheilt, so würden diese 16 Verweilungen allein die Parallaxe noch etwas genauer gegeben haben, als alle 250 Bedingungsbedingungen der beiden letzten Durchgänge. Da ferner die GröÙe des wahrscheinlichen Fehlers einer Berührung 1761 und 1769 gegen 7 Sec. betrug, so wird, gesetzt auch, dals künftig etwas geübtere Astronomen beobachten, doch die Hoffnung sehr eingeschränkt, dals in den nächsten zwey Jahrhunderten auf diesem Wege die Ungewißheit der Sonnenparallaxe bis auf ein Hundertheil einer Secunde herabgebracht werden dürfte. Die nächsten zwey Durchgänge der Venus (sie fallen 1874 8ten Dec. und (1882 6ten Dec.) sind in Vergleichung mit dem so vortreflich gelegenen von 1769 so ganz ungünstig, dals nur die höchste Vervollkommnung der Werkzeuge und der Beobachtungskunst die Nachtheile auszugleichen vermögend seyn würde. Aber wären sie auch vorzüglich günstig, und wäre es erlaubt, auch hier den Maassstab von 1769 wieder anzulegen, so würde doch eine Genauigkeit von dem hundertsten Theil einer Secunde für die Parallaxe nur unter der Bedingung zu hoffen seyn, wenn auf eben so weit auseinander gelegenen Orten, wie Wardhus und Otaheite, die Zeit der Verweilung bis auf 1 Sec. oder wenn jede Berührung bis auf $0'', 7$ Zeit bekannt wäre. Diels würde indess an jedem der beiden Orte nicht weniger als hundert Beobachter erfordern; allein schon die Vereinigung von 20 bis 30 Astronomen in der Nähe jener Orte würde große Schwierigkeiten darbieten. Die erwartete gröÙere Genauigkeit dürfte also wohl noch lange Zeit nicht nur ein schwer zu erfüllender, sondern bey manchem neuen Durchgang noch immer unerfüllter Wunsch bleiben, und am wenigsten können bey vergangenen oder künftigen Durchgängen einzelne Beobachtungen entscheiden. Nur der vereinten Kraft von Menschen und Zeiten ist es möglich, die Wissenschaften immer weiter zu bringen. So wünschenswerth es übrigens, wie der Vf. bemerkt, für die Astronomen auch seyn möchte, in Rücksicht auf die Sonnenparallaxe sich von den gar zu seltenen Venusdurchgängen unabhängig zu machen, so ist doch, für jetzt wenigstens, nicht abzusehen, auf welch anderem, mehr oder weniger unmittelbaren Wege man sich jener Parallaxe eben so gut, oder noch besser, als bisher, versichern könnte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1. LEIPZIG, b. Reclam: *Observationes criticae in quosdam locos Xenophontis Memorabilium Socratis*. Munus rectoris in schola Schneebergensi auspicatoris scripsit M. C. H. Fröscher. Addita est brevis dissertatio de pronomine aliquis post particulas conditionales posito. 1819. 28 S. 8.
2. Ebend. b. Hartmann: *Xenophontis Hiero*. Recensuit et interpretatus est C. H. Fröscher. 1822. 128 S. 8.

In Nr. 1. wird eine gründliche, von genauer Sprachkenntnis zeugende, wenn gleich nicht immer ganz befriedigende Behandlung mehrerer Stellen der Memorabilien geliefert; ein um so dankenswertherer Beytrag zur Kritik und Erklärung, dieser so vielgelesenen Schrift, da die Herausgeber derselben besonders in grammatischer Hinsicht noch so manches nicht genügend erörtert haben, das eine neue Bearbeitung derselben, von einem tüchtigen Sprachkenner geliefert, ein, vorzüglich an Schulen schon längst gefehltes Bedürfnis ist. — Zuerst handelt Hr. F. über die vielbesprochene Stelle I, 1, 11: οὐδὲς δὲ πῶποτε Σωκράτους οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον οὔτε πράττοντος εἶδεν οὔτε λέγοντος ἤκουσεν. Ernestis Erklärung, der die Worte Σωκράτους πράττοντος λέγοντος für Genitiv. abs. hält, verwirft er mit Recht, aber aus einem ungenügenden Grunde. „Nam nonne accusator, quae ejus erat argutia, objicere poterat: nemo quidem vidit Socratem, cum impie faceret, et vero propterea nondum negari potest cum fecisse, cum vel clanculum secisse putandum sit.“ Wenn wirklich der Ankläger einen solchen Eindruck gemacht hätte, so würde er sehr leicht mit dem affirmanti incumbit probatio abzufinden gewesen seyn; und das dieser Beweis nicht leicht geführt werden konnte, hat Xenophon kurz vorher durch die Bemerkung gezeigt, das Sokrates immer an öffentlichen Orten, πρὸν πλείστοις ἐκάλει συνεσθῆναι, sich aufgehalten und gelehrt habe. Der wahre Grund gegen Ernestis Ansicht dürfte wohl in der Stellung der Worte zu suchen seyn. Eine Hauptfrage bey der Erklärung dieser Stelle ist wohl die: ob οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον von πράττοντος und λέγοντος, oder von εἶδεν und ἤκουσεν abhängt. Hr. Fr. nimmt das letztere an, und meint: dicere poterat: Σωκράτους οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον εἶδεν ἢ ἤκουσεν; sed majoris limitationis (?) causa participia addita, ut ut subintelligi (sub-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

audiri) voluisse videatur, quare tandem illud a nomine unquam auditum vel visum fuerit.“ Wie aber könnte wohl diese Erklärung dadurch gerechtfertigt werden, das Σωκράτους unmittelbar vor οὐδὲν steht, welches letztere Wort hier nicht allein, sondern in Verbindung mit ἀνόσιον und ἀσεβὲς den Genitiv regieren würde. Rec. läßt οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον von πράττοντος und λέγοντος abhängen; und findet den Beweis dafür theils in der Stellung, theils in den Worten §. 20. τὸν ἀσεβὲς μὲν οὐδὲν οὔτε εἰπόντα οὔτε πράξαντα. Den Genitiv erklärt er sich auf die von Hermann zu Sophokl. Trach. 393, (wo indessen wegen αἷς wohl Schäfers Erklärung die richtige seyn dürfte, vergl. Oed. T. 11. 145. u. a.) angegebene Weise, welche als vom Genitivus absol. ausgehend betrachtet wohl schwerlich sprachwidrig seyn dürfte. So scheint auch Jacobs die Stelle gefaßt zu haben, der im Sokrates zu Σωκράτους πράττοντος die Anmerkung giebt: „It. Σωκράτην οὐδὲν πράττοντα εἶδεν.“ Anders jedoch Reiff zu Soph. Col. p. 332 f. u. LX. f. Hierauf vertheidigt H. Fr. die Lesart ἔχει (ὅπως ὁ παλούμενος ὑπὸ τῶς σοφιστῶν κόσμος ἔχει) für ἔφθ. Das indess die Stelle des Lucian nicht für ἔχει spricht, zeigt ja sonnenklar das ὅπως ἐγένετο; während aus den Worten: οὐδ' ὅ, τι τὸ τέλος ἐστὶν αὐτοῦ gar nichts für diese Lesart geschlossen werden kann: Themistius berücksichtigt zwar diese Stelle, wählt aber ganz andre Vorstellungen, so das aus ihm weder für noch gegen das ἔχει sich etwas folgern läßt. Wenn ferner Hr. Fr. um dasselbe zu vertheidigen die Behauptung aufstellt, das, weil die Sätze nur durch καί, nicht durch τί καί, verbunden seyen, die Worte καί τισιν ἀνάγκαις ἐκαστα γίνεται τῶν οὐρανῶν nur eine Erklärung des vorhergehenden Satzes enthielten: so würde hieraus folgen, das überall, wo Sätze bloß durch καί verbunden sind, der zweyte eine Erklärung des ersten enthalte. Wie endlich ὅπως ὁ κόσμος ἔχει heißen könne: „quomodo mundus sit exortus, quomodo nunc sit comparatus, et qualis in posterum sit futurus,“ begreift Rec. nicht, da seines Wissens ἔχει mit einem Adverbium immer nur einen Zustand, nie ein Gewordenseyn bezeichnet. Und dies letztere erwartet man hier bezeichnet, da die ältesten Philosophen, besonders die jonischen, vorzüglich der Entstehung des Weltalls nachforschten. Daher ist wohl ἔφθ, wofür die Autorität der alten Ausgaben spricht, das einzig richtige, und ἔχει vermuthlich nur einem der Sache nicht kundigen Abschreiber zu verdanken. Ueber den Begriff von κόσμος

M (6)

μος vergl. Ideler: Ueber das Verhältniß des Copernicus zum Alterthum in Wolfs Mus. d. Alterthums-Wissenschaft II, 3. p. 397 ff. — Richtig erklärt Hr. Fr. §. 12. καὶ πρῶτον μὲν αὐτῶν ἐκπόει. „Genitivus ab tota pendet, quae deinceps sequitur, oratione, quasi dictum sit: καὶ πρῶτον μὲν ἐκπόει τὸς αὐτῶν.“ Vergl. Anab. III. 3, 18. und Busem. ad Soph. Phil. 439. — Wohl mit Recht auch vertheidigt der Vf. §. 14. die gewöhnliche Stellung der Worte τὰ τυχόντα und bezieht sie auch auf λίδους. Der Grund für das letztere klingt freylich gar sonderbar: τὰ τυχόντα philosophus ad λίδους simul referri voluit, quod ex Eusebii lectione [καὶ, ξύλα καὶ λίδους τοὺς τυχόντας] colligas.“ Passender würde bemerkt seyn, daß die Alten ein auf mehrere Substantive sich beziehendes Adjectiv oder Partia gern dem zunächst stehenden Substantiv accommodiren, wie z. B. Demosth. Ol. II. (III.) II, 2. p. 29 R. πολλῶν λόγων καὶ θορύβου γενομένου. — Hierauf vertheidigt Hr. Fr. das ἄν in den Worten: αὐτὸς περὶ τῶν ἀνθρωπείων ἄν αἰ διέλεγετο σκοπῶν, τί εὐσεβὲς κ. τ. λ. Hermann wollte ἄν mit σκοπῶν verbinden: „indem er etwa betrachtete.“ Hr. Fr. mißbilligt dies: „quia hoc verbo innuere [significare] vult Xenophon, certum illud et animo Socratis infixum fuisse, quod [?] quaerendum ipsi de rebus humanis esset.“ Der Hr. Vf. hat sich etwas dunkel ausgedrückt. Seine Meynung scheint zu seyn: wenn Xenoph. σκοπῶν ἄν gesagt hätte, so würde er damit andeuten, daß Sokrates auch über andere als die genannten Gegenstände Untersuchungen angestellt habe, was gegen Xenophons ausdrückliche Erklärung streite, ein freylich nicht richtiger Grund. Der wahre dürfte wohl die in diesem Falle allerdings zu urgirende Stelle seyn. Die Erklärung nun, welche Hr. Fr. von der Stelle giebt, ist folgende: ipse vero Socrates quavis oblata occasione (i. e. semper), nisi fallor, de rebus humanis differebat. Wie das nisi fallor in ἄν liegen könne, begreift Rec. eben so wenig als wie es hier passend sey; er glaubt vielmehr, daß αἰ mit Aristides getilgt werden müsse. — Die Billigung der Schreibart ἀνδρῶν widersteht Hr. Fr. selbst zum Hiero IV, 5. — Mit Recht nimmt der Vf. §. 20. die Worte τοὺς θεοὺς vor οὐτ' εἰπόντα in Schutz, und zeigt gegen Schneider aus de re eq. V, 1., daß περὶ τι εἰπεῖν καὶ πράττειν nicht ungr Griechisch sey. Dort steht indessen nur: αἱ δὲ περὶ τὸν ἵππον πράττειν; für εἰπεῖν περὶ τινα ist kein Beispiel angeführt. Zu vergleichen war Fischer zu Plat. Phäd. II, p. 276. Gegründet ist wohl der Unterschied, den Hr. Fr. zwischen περὶ τινα und περὶ τινα λέγειν aufstellt: jenes nämlich sey: „dicere aliquid de (super) aliquo;“ dieses: „dicere quod ad aliquem pertineat.“ Nur die hinzugefügte Bestimmung: „in Bezug auf Einen i. e. Dinge sagen, die man auf ihn beziehen, deuten kann,“ faßt wenigstens mit den letzten Worten den Begriff zu enge, wie schon die Stelle Plat. Phäd. p. 109 b. vergl. 108 c. zeigt. Was aber mit dem Zusätze: „quod si περὶ τινα λέγεις, nomen ejus afferas necesse est, quod quidem non necessario requireretur, si περὶ τινα λέγεις,“ gesagt werden

solle, ist dem Rec. nicht klar. Mißbilligen muß es es ferner, daß Hr. Fr. den eingeschlagenen Weg verlassend, wenn auch zweifelhaft die Vermuthung aufstellt, daß περὶ τοὺς θεοὺς nicht mit εἰπόντα und πράττειν, sondern mit ἀσεβές zu verbinden seyn dürfte. Dagegen spricht ja die Stellung so wie der Gegensatz: τοιαῦτα δὲ καὶ λέγοντα καὶ πράττοντα περὶ θεῶν. Die Stelle der Apol. 22. περὶ θεοὺς ἀσεβῆσαι kann nichts beweisen.

Hierauf folgt eine kleine Zugabe von Hrn. Voigtländer, der Agef. XI, 10. πόνοις μάλιστα ἀντέχων ἑταίροις ἥδιστα ὑπέκει, καλῶν ἔργων μᾶλλον ἢ τῶν καλῶν σμμάτων ἐπιθυμῶν, für ἑταίροις ἥδιστα lesen will ἑταίροις ἡμιστά. Aber einmal würde dann der Sian seyn: er gab Hetären nicht nach, und hierin der Gedanke liegen: er hatte deren wirklich, was offenbar falsch wäre. Wollte man aber annehmen, daß ὑπέκειν hier heiße sich hingeben: so würde dafür der Beweis zu liefern seyn, der wohl schwerlich zu führen seyn möchte. Auch würde es sehr sonderbar am Agefilas gepriesen werden, daß er sich den Buhlerinnen nicht hingeben habe, da man von diesen in Lacedämon überhaupt nichts wußte, mithin jedem Spartaner dies Lob gebührte. Wenn Hr. V. obff. in Xenoph. II. p. 6 diesen Einwurf durch die Bemerkung zu befeitigen sucht, daß hier die Tugenden des Agefilas im Gegensatze gegen die Laster des Perser Königs gepriesen würden: so ist dies ungegründet, da dieser Gegensatz hier nicht mehr statt findet, sondern von XI, 1, ja schon von X, 1. an des Spartanischen Königs Tugenden ohne alle Beziehung gerühmt werden. Rec. glaubt alle Schwierigkeiten gehoben, wenn man das Komma nach ὑπέκειν tilgt und vor ἔργων setzt: während er Beschwerden am meisten widerstand, wich er seinen Freunden gern (überließ ihnen gern) im Umgange (den Umgang) mit schönen Jünglingen, indem er mehr nach Thaten als nach schönen Körpern begierig war. Da der Schriftsteller hier alle Vorzüge seines Helden zusammenfaßt: so dürfte auch dieser Punct nicht unberührt bleiben. Vergl. V, 4. ff. und Schneider zu de rep. Lacc. II, 13. (Eine Verdoppelung des καλῶν, worauf Rec. sonst gefallen war, dürfte nicht nöthig seyn). Bey dieser Verbesserung, erklärt sich auch der folgende Artikel. Hierauf theilt H. V. eine Verbesserung von Hermann mit, der de Laoc. rep. IV, 6. καθιστάμεν βουλόμενοι εἰς τὸ μήποτε δοῦν τοῦ μη περὶ θεοῦ τοῖς νόμοις κρατῆσαι für τοῦ λέγειν will τὸ. Sollte aber die gewöhnliche Lesart hier nicht richtig seyn, da in den Worten καθιστάμεν εἰς τὸ μήποτε κρατῆσαι der Begriff des Verbindens liegt? Rec. freut sich diese schon längst gefaßte Ansicht auch von Buttman ad Demosth. Mid. p. 143 vertheidigt zu finden. — Im zweyten Anhang: „de usu pronominis aliquis atque ejus derivatorum post particulas conditionales si, fin, nisi,“ erklärt Hr. Fr. seine Ansicht hierüber mit folgenden Worten: „Quoniam quis significat, incertum quis, sive oppositionis cujusquam cogitatione; sed aliquis dicitur ita, ut

oppositus cogitetur is, qui nullus est, ideoque significat idem, quod non nemo [cl. Cic. Att. VI, 1. Off. III, 19. Caes. B. C. III, 32. Liv. XXXIX, 17. Cic. Att. XIII, 15. Terens. Andr. IV, 6. 18. Vell. Pat. II, 84. 2.]: *facile patet, eum, qui dicat, si quis, nihil nisi hoc sibi velle [dicere, significare], se dubitare et nescire, pluresne sint; an unus, utrum in plures, an in unum illud, quod praedicaveris, quadret, annon quadret. Ille vero qui dicit, si aliquis, dubitationem illam multo definitius profert, atque quod ex opposito concluditur, innuat necesse est, non facile esse, in quem hoc, quod dixerit, quadrare possit, vel neminem reperiri de quo praedicetur.* Diesen Unterschied erläutert er durch Cic. Verr. I. c. 18. Senect. c. 20. Epp. I, 7, 10. III, 11, 19. Senect. 13. epp. XI, 18. 6. Plin. epp. I, 10, 1. Cic. Cat. IV, c. 18. pro Flacc. I., 2. 3. Beachtung hatten hierbey verdient Stellen wie Plin. ep. I, 1, 1. *Frequenter hortatus es, ut epistolas, si quas paulo accuratius scripsissem, colligerem publicareque, an denen dieser Unterschied sich sehr gut erläutern lässt.*

Nr. 2. Xenophons Hiero ist sowohl wegen feinzs Inhaltes als wegen der Darstellung eine für Anfänger sehr empfehlenswerthe Lectüre, und dankenswerth ist es daher, daß Hr. Fr. uns von diesem Werkchen, das wie die meisten Schriften des Xenophon noch sehr wenig genügend bearbeitet war, eine neue Bearbeitung geliefert hat, welche die Mittelstraße zwischen dem zu viel und zu wenig haltend, zugleich dem Lehrer, dem ja seine zahlreichen Geschäfte selten Zeit lassen zu dem Schriftsteller, welchen er erklärt, sich selbst einen Commentar auszuarbeiten, die Erklärung und dem Schüler die Vorbereitung erleichtern soll, ohne jedoch dem letztern durch *notas ad modum Minellii* allen Stoff zum eignen Nachdenken wegzunehmen. Daß Hr. Fr. mit Sprachkenntnis und Belesenheit, so wie mit Fleiß und Urtheil ausgerüstet sich diesem Geschäfte unterzogen habe, zeigt jede Seite seiner Bearbeitung, die daher dem Zwecke, welchen ihr Vf. sich vorgesetzt hatte, vollkommen entspricht. Diesem allgemeinen Lob mögen einige Ausstellungen gegen Einzelnes folgen.

Was zuvörderst die Berichtigung des Textes betrifft, so hat der Herausgeber, unterstützt von manchen noch nicht benutzten Hilfsmitteln, unter denen besonders die Reuchlinische Ausgabe von 1520 ausgezeichnete Erwähnung verdient, nur wenig zu wünschen übrig gelassen. Doch würde Rec. I, 8. *Ἄλλ' ἐν τοῖςδε, ἔφη, διαφέρει· πολλαπλάσια μὲν ἐὶ ἑκάστων τούτων ἀφ' ὧν αἰνέται κ. τ. λ.* nicht aus Stobäus: *διαφέρει ἂν, αἱ πολλὰ* mit Schneider gegeben haben, dem hier mit Unrecht γὰρ nothwendig schien. M. I. Anab. III, 2, 19. *ἐν μόνῳ προέχουσιν ἡρώες* [vergl. Heindorf. zu Plat. Phaed. p. 199] *οἱ ἱππεῖς φεύγειν αὐτοῖς ἀσφαλέστερόν ἐστιν ἢ ἡμῖν.* M. vergl. Krüger de authent. et integr. Anab. p. 57. Uebri- gens ist die Stelle als Frage zu nehmen. M. vergl.

Memor. IV, 2, 22. Dagegen war wohl §. 27. das aus Stob. vor *μακροακούμενα* aufgenommene *πλαῖστον* nicht zu tilgen, da ja aus dem Zusammenhange zur Genüge erhellt, daß Hiero sagen will: in diesem Punkte stehen wir Tyrannen gerade am meisten Privatleuten nach. Wenn Hr. Fr. sagt: „*hoc additamentum meram continet nostrae lectionis interpretationem,*“ so begreift Rec. dieß nicht. Oder sollte vielleicht mit *nostra lectio* nicht *μακροακούμενα*, sondern *σάφ' ὅτι* gemeint seyn? Aber wie konnte es wohl jemand einfallen dieß durch *πλαῖστον* zu erklären. — II, 4. hält zwar Rec. gleichfalls *φανερὰ* für echt, verbindet aber um den harten Pleonasmus zu vermeiden *θεῶσθαι* damit, nicht mit *ἀνεπτυγμένα*. —

In Ansehung der Erklärung bietet weder der Inhalt noch die Sprache im Hiero bedeutende Schwierigkeiten dar und nicht sehr oft hat daher auch Rec. sich veranlaßt gefunden in dieser Hinsicht von Hrn. Frotschers Ansichten abzuweichen. Einiges davon mag hier Erwähnung finden. II, 14. *ὁ δὲ ἔχουσιν ἡδὲα οἱ ἐν ταῖς πόλεσι πρὸς τὰς πόλεις, ταῦτα, οὐκέτι ἔχουσιν οἱ τύραννοι.* So hat Hr. Fr. aus Reuchlin's Ausgabe geschrieben für: — *οἱ συνόντες πόλεσι* und erklärt *ἡδὲα ἔχουσιν πρὸς τὰς πόλεις* durch *ἡδονὴν ἔχειν πρὸς τὰς π.* „Germaniae dixeris sich freuen auf Unkosten des Andern; cf. *latinum exsultare in ruinis alterius.*“ Hätte der Schriftsteller diesen Gedanken ausdrücken wollen, so würde er wohl statt *πρὸς τὰς πόλεις* geschrieben haben *πρὸς τοὺς πολεμίους* (*ἀντιπάλους*), (was freylich bey der so häufigen Verwechslung beider Worte keine ganz unwahrscheinliche Vermuthung wäre; m. vergl. Thuc. I. 19. II, 40. Xenoph. Hell. I, 6, 17. Symp. VIII, 38. u. das. Bornemann), weil ja die Bürger einer Stadt gerade nicht immer gegen eine (freye) Stadt Krieg führten. Und auch abgesehen hiervon möchten die Worte *πρὸς τὰς πόλεις* schwerlich mit jener Erklärung vereinbar seyn, da es hart wäre, in einer solchen Verbindung das Wort *πόλεις* das zweyte Mal in einer andern Beziehung zu nehmen als das erste Mal. Anders wäre es, wenn da stünde *αἱ πόλεις πρὸς τὰς πόλεις*. Rec. glaubt daher, daß der Sinn sey: *das Angenehme was die Bürger einer (freyen) Stadt in Beziehung auf ihre Stadt genießen*, indem sie nämlich durch ihre Tapferkeit die Macht derselben vergrößert zu haben sich bewußt sind u. s. w. — §. 18. *ὅταν ἀποθάνωσιν οὗς ἐφοβήθη, οὐδὲν τι μᾶλλον τούτου θάρρει,* erklärt Hr. Fr. das *τούτου* durch *ἢ τούτῳ* i. e. *ἢ τῷ ἔργῳ* und übersetzt: „*er ist denn eben so wenig als darüber, daß er sie tödte, froh.*“ Heißt das aber nicht er ist eben so wenig froh über ihre Ermordung als über ihre Ermordung? Nicht erwähnen will Rec. das *θάρρει τινα*. Er zweifelt übrigens nicht, daß *τούτο* zu lesen sey. — V, 1. sollen *οἱ πόσμοι* synonym seyn mit *οἱ καλοὶ καὶ ἀγαθοὶ* und diese dann wieder nach Schneiders von dem Hrn. Hg. adoptirten Meynung: „*virtu potentes in civitate et publica negotia administrantes;*“ eine Erklärung, die doch nur auf die *καλοὺς καὶ ἀγαθοὺς* arist.

tolerantischer Staaten paffen würde. Vergl. *Kröger Commentatt.* p. 269 f. den *κορμῶς* könnten nur die *ἀκρωτὶς* §. 2. entgegengesetzt seyn; dafs aber hier der Begriff *capfere* erfordert werde, zeigt das Nächstfolgende, und kaum ist es daher zu bezweifeln, dafs mit Stob. *ἀλκμῶς* zu lesen sey.

Uebrigens hätte manches kürzer gesagt seyn, manches lieber ganz wegleiben können. Wozu dienen doch Anmerkungen wie die zu V, 2. *quid ad seqq. ei μὲν ἀδικοῖ — ei δ' ἀκρατὶς — ei δ' ἀνδραποδῶν* supplendum fit, non opus est demonstrare. Um vieles kürzer hätte Fr. sich z. B. bey I, 38. fassen können, zumal da auch (der nicht erwähnte) Matthiä Gr. §. 453. über die Sache gesprochen hat. Besonders find die lateinischen Parallelstellen zu sehr gehäuft. So sehr Rec. auch die Vergleichung des Römischen Sprachgebrauchs mit dem Griechischen billigt, so glaubt er doch, dafs der Erklärer eines griechischen Schriftstellers sich hierin nur mit Andeutungen begnügen müsse. Durch diese und ähnliche Beschränkungen, unter denen Rec. besonders grössere Kürze im Ausdrucke neunt, würde Hr. Fr. Raum gewonnen haben für manches, das wohl noch Berührung verdient hätte, wie z. B. das *τρεφόμεθα* *οἱ ἄνθρωποι* I, 16. (vergl. *Anab.* II, 5, 25. III, 1, 46. V, 5, 21. *Demosth. de pace* p. 59. *Med.* p. 575. *Soph. Antig.* 910 (919) seq.), das doppelte *οἱ* §. 23. (vergl. *Anab.* V, 6, 19. VII, 4, 5. und *Sturz. Lex. Xenoph.* III, p. 347 a.) *ἀναπράττων* II, 17. (vergl. *Sturz. in ἀνα* und *Matth.* §. 557. 3) u. A. Ueber Manches hätte wohl auch ausführlicher gesprochen werden können, wie z. B. über *οὐκ οἶδ' εἰ* — I, 7. Eben dahin gehören auch Stellen wie *Anab.* III, 2, 22. VII, 3, 37. *Mem.* II, 2, 2.) Viel zu kurz ist auch VIII, 9. *πρακτέον μὲν γὰρ χρήματα, εἰ μέλλοιμεν ἔχειν διαπαντὶς εἰς τὰ ἔθνη*, Weiskes Vorschlag *μέλλομεν* zu lesen mit einem *non credo* abgefunden. Rec. ist überzeugt, das Weiske Recht hat; wenigstens sieht er nicht wie hier der Optativ erklärt werden könne. Eine ähnliche Stelle ist *Anab.* III, 3, 16: *εἰ μέλλομεν τοὺς αἰγρεῖν — σφενδονητῶν δὲ*, wo Hr. Lion *μέλλοιμεν* aus einer Handschrift gegeben hat, sich auf Matth. §. 524, 3 berufend. Allein, ist denn hier im Vorderlatz ein nur möglicher Fall, oder nicht vielmehr (objectiv) etwas völlig Gewisses vorgestellt?

Der hinzugefügte Index zeichnet sich durch Genauigkeit in der Worterklärung und grosse Vollständigkeit aus. Aufgefallen aber ist es dem Rec. dafs Hr. Fr. bey *av* Reifigs Abhandlung über diese Partikel, wie billig, mit ausgezeichnetem Lobe anführt, jedoch dabey hinzufügt: „*Sed cum non tironibus scripta*

fit Reifigil commentatio, nobis ne nunc quidem ab usitata via recedere licuit.“ Rec. würde es recht gern erlaubt und rühmend erwähnt haben, wenn Hr. Fr. Reifigs Ansichten gefolgt wäre und sie in etwas populärerer Gestalt als ihr Urheber sie gegeben hat, vorgetragen hätte.

GESCHICHTE.

BAMBERG, b. Welché: *Neue Beyträge zur Geschichte*, von Paul Oesterreicher, der Philosophie Dr., der Rechte Licent., Königl. bair. Rath und Archivar u. s. w. *Zweytes Heft.* 1824. 80 S. 8. Mit 22 Beyl. (24 Kr.)

Dieses Heft (dessen Vorgänger wir A. L. Z. 1823. Nr. 256. angezeigt haben) umfaßt nicht nur die Geschichte des alten Königshofes Forchheim, sondern auch die Namen sämmtlicher *Königshöfe in Deutschland*, die der Vf. aus Urkunden, überhaupt der Basis aller seiner Forchung mit nicht geringer Mühe herausbringen konnte. Die Geschichte des Ortes Forchheim beginnt von der Zeit (805), wo desselben zuerst Erwähnung geschieht, und wird fortgesetzt bis dahin, wo er die Eigenschaft eines Königshofs verlor und das Eigenthum eines Fürsten, d. i. des Bischofs von Bamberg, wurde. Die nachherige Geschichte dieses Hofes, welcher zu einer Stadt und Festung empor gewachsen ist, bleibt einer künftigen Abhandlung vorbehalten. Von den Königshöfen in Deutschland finden wir 204 aufgezählt. In keiner der bisher erschienenen Schriften, welche freylich nicht alle den Zweck einer vollständigen Aufzählung der Königshöfe hatten, finden wir so viele namhaft gemacht. *Hüllmann* hat in seinem neuesten Werke (deutsche Finanzgeschichte) nur 123 alte, in der karolingischen Periode urkundlich vorkommende Reichsgüter, oder Höfe dargestellt, und hat die Werke eines *Mobillons (de re diplomat. lib. IV.)* und der *Chronic. gottwicens.* T. II, gänzlich vernachlässigt. Hr. Oest. hat die fehlenden Königshöfe so viel ihm möglich war, ersetzt, ihre Namen und Lagen richtig zu bestimmen gesucht, aus noch ungedruckten Urkunden Zusätze gemacht und sie hier und dort mit historischen Zusätzen begleitet. Mit Vergnügen bemerken wir, dafs in jedem der bisher erschienenen Hefte dieser Beyträge, welche nicht blofs für Gegenstände aus der bairischen, sondern auch aus der deutschen Geschichte bestimmt sind, alle Abhandlungen ohne Unterbrechung abgedruckt sind — ein Umstand, wodurch sowohl das Verstehen als Beurtheilen derselben erleichtert wird. Wir sehen mit Verlangen dem Erscheinen des dritten Heftes entgegen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

MATHEMATIK.

SCHMALKALDEN, in d. Varnhagenschen Buchh.: *Versuch einer festen philosophischen Bestimmung der ersten Vorstellungen und Grundbegriffe der Größenlehre*, insbesondere des Begriffs von den *discreten Größen* mit einer tabellarischen Uebersicht der Größen. Von H. W. Kraushaar, Conrector am Gymnasium zu Hersfeld. Zweyte, unveränderte Ausgabe, welche zugleich eine Prüfung der in der Jena'sch. allg. Literaturzeitung erfolgten Recension dieser Schrift, rückfichtlich des Begriffs von den *discreten Größen* enthält. 1823. 4½ Bog. 8.

Der Vf. nimmt *discrete Größe* als gleichbedeutend mit *Zahl*, erklärt sich übrigens mit Recht gegen die Verwechslung der Begriffe Menge und Zahl; bey der Zahl liege allemal der Begriff von Einheit, bey der Menge nur der Begriff von Theilen zum Grunde, welche noch nicht immer Einheiten sind, da sie gar nicht einander gleich zu seyn brauchen. (Dies gilt aber, nach unserer Meynung, auch in Bezug auf die *discreten Größen*; auch liegt in dem Begriffe Zahl gar nicht, daß die Theile derselben von einander abgefordert seyn, vielmehr kann jede stetige Größe als Zahl d. i. als ein Vielfaches eines ihrer aliquoten Theile gedacht werden.) Zahlen ist nach Hrn. K. „das Setzen der Einheit mit Hinsicht auf die Vielheit.“ Daß auch *Eins* eine Zahl genannt werde, rechtfertigt der Vf. dadurch, daß *Eins* wieder als Vielfaches eins seiner aliquoten Theile zu denken sey. Die Richtigkeit seiner Vorstellungen sucht der Vf. zu beweisen, indem er zeigt wie die Begriffe Einheit und Zahl aus der Erfahrung *abstrahirt* worden: er hält also diese Begriffe nicht für Vorstellungen *a priori*. — Beym Unterrichte in der Geometrie findet es der Vf. naturgemäß mit dem Begriffe des Körpers zu beginnen und zu den abstractern Vorstellungen der Fläche und der Linie fortzuschreiten, worin ihm Rec. beystimmt, wenn schon das umgekehrte Euklidische Verfahren strenger synthetisch ist.

Was die auf dem Titel erwähnte Antwort Hrn. K's. auf eine Recension seiner Schrift in der Jena'schen A. L. Z. betrifft, so kann es nicht Sache unserer A. L. Z. seyn, Recensionen und Antikritiken wiederum zu recensiren; wir begnügen uns daher zu bemerken, daß Hr. K. seinem Gegner stets mit dem *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1824.

Anstände antwortet, der sich für wahrhaft gebildete Männer ziemt.

Rec. empfiehlt die vorliegende kleine Schrift denen, welchen es um scharfe Bestimmung mathematischer Grundbegriffe zu thun ist; denn sollten sie auch eigentlich nichts Neues in derselben finden, so wird ihnen doch der klare Vortrag von Wahrheiten, die nicht von allen Mathematikern so wie von Herrn K. durchdacht worden sind, gefallen.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer andern Schrift desselben Vfs.:

SCHMALKALDEN, bey Varnhagen: *Lehrbuch der reinen Mathematik mit Anwendungen*. Für Lyceen, Gymnasien und andere Lehranstalten. Erste Abtheilung, welche so viel enthält als in den mittlern und untern Klassen der Gymnasien und in wohleingerichteten Bürgerschulen vorgetragen werden soll. Von H. W. Kraushaar, Conrector u. s. w. Nebst 2 Kupfertafeln. 1823. XVI u. 224 S. 8.

Da Hr. K. es nicht für zweckmäßig hält solchen Schülern, für welche, der Angabe des Titels zufolge, dieses Lehrbuch bestimmt ist, schon einen streng gründlichen Unterricht in der Mathematik zu ertheilen; so darf man an dies Buch auch nicht den Maassstab legen, welchen man an ein eigentliches Lehrgebäude zu legen befugt ist. Der Vf. handelt erst die Anfangsgründe der gemeinen, hierauf die der allgemeinen Arithmetik mit Ausschluss der Lehre von den Gleichungen ab; dann läßt er die Anfangsgründe der Combinationslehre folgen, wo er jedoch nicht über das Permutiren hinausgeht. Endlich trägt er die Elemente der Geometrie vor, diese jedoch nur bis zum pythagorischen Lehrsatz streng, (wenn schon auch hier keineswegs mit der Schärfe und Gründlichkeit wie Euklides), von da an mehr historisch als eigentlich beweisend. Die lobenswerthe Bescheidenheit, womit der Vf. überall auftritt, würde uns abhalten kleine Mängel und Unrichtigkeiten seines Werkes zu rügen, wenn es nicht Pflicht des Rec. wäre, auf Einiges aufmerksam zu machen, was der Vf. und andere Lehrer, die sich dieses Werks bedienen möchten, bey dem müdlichen Vortrage zu verbessern haben. — S. 5 meint der Vf. in einem Begriffe würden immer nur *wesentliche* Merkmale vorgestellt und versteht daher unter einer Definition den „bestimmten Ausdruck der wesentlichen Merkmale eines Begriffs.“ — Daß dies nicht ganz richtig

tig sey, kann man aus jedem guten Lehrbuche der Logik sehen. Auch nimmt der Vf. die Wörter *ausführlich* und *präcis* in anderer Bedeutung als sie sonst von den Logikern genommen werden. Er unterscheidet ferner gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch Grundsatz und Axiom von einander. Eine *Forderung* ist nicht, wie hier gesagt wird, ein Satz, der Etwas zu thun verlangt, dessen Richtigkeit so gleich eingesehen wird, sondern ein Satz, der Etwas verlangt, was man ohne alle Anweisung sogleich ausführen kann. Aehnliches läßt sich gegen die hier gegebene Erklärung von einer Aufgabe erinnern. — Der Begriff der rationalen und irrationalen Größen ist (S. 46) nicht richtig bestimmt. — Die Erklärung der geraden Linie als einer solchen, deren Theile alle nach einer Richtung liegen, ist bekanntlich deshalb unbrauchbar, weil der Begriff der Richtung schon den Begriff der geraden Linie als bekannt voraussetzt. — Ueberall finden wir hier die falsche Schreibart *Hypothenuse*. — Der Lehrsatz (§. 74. S. 181), welcher die Möglichkeit der Parallellinien zeigen soll, ist sehr weiterschweifig und unklar so ausgedrückt: Wenn sich eine gerade Linie so bewegt, daß ihre beiden Endpunkte *verschiedenen Richtungen* folgen, eine jede dieser Richtungen aber in jedem Theile der Bewegung dieselbe bleibt, so beschreiben jene beiden Endpunkte der sich bewegendenden geraden Linie zwey gerade Linien, welche aller Orten gleich weit von einander abstehen und nie zusammenstoßen, so weit auch die sich bewegendende gerade Linie ihre Bewegung fortsetzen möge. Der Beweis, welchen Hr. K. (S. 183) für den bekannten ersten Grundsatz Euklid's zu geben sucht, ist nichts weniger als gelungen, denn es ist durchaus nicht evident, daß sich in seiner Figur die *CD* der *AB* beständig nähere, und noch weniger, daß sie dieselbe wirklich erreichen müsse. — Ueberhaupt kann Rec. mit dem Vortrag der Geometrie in diesem Werke weit weniger zufrieden seyn, als mit dem der Arithmetik.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Anleitung zur Geometrie, besonders als ein Schärfungsmittel der Denk- und Beurtheilungskraft für die Schüler der mittleren Klassen der Gymnasien und für die der höhern Bürger Schulen*, bearbeitet von D. Aug. Heinr. Chr. Gelpke, Prof. der Mathematik und Astronomie am herzogl. Carolinum u. s. w. 1823. 9 Bog. 8.

Auch unter dem Titel:

Der erste Lehrmeister. Ein Inbegriff des Nöthigsten und Gemeinnützigsten für den ersten Unterricht von mehreren Verfassern. 28ster Theil. Anleitung zur Geometrie (mit eingedruckten Holzschnitten).

Dieser Auszug aus dem Lehrbuche des Vfs. über die Geometrie soll dem Schüler als Leitfaden zur Repetition des nach jenem Lehrbuche gehörten Vor-

trags dienen. — Auch hier darf man Euklidische Strenge nicht erwarten. Vieles was eines Beweises bedarf und fähig ist, ist als Grundsatz aufgestellt; wo Auflösungen und Beweise gegeben sind, da sind dieselben nicht sowohl mathematisch als mechanisch, oder doch höchst oberflächlich, wie z. B. S. 107 §. 121. „Da der Würfel zu den Prismen gehört, so muß der kubische Inhalt dieses Körpers (des Prismas) eben so, wie der des Würfels dadurch gefunden werden, daß man die Grundfläche des Prismas mit der Höhe desselben multiplicirt.“ Indessen kann das Buch bey Vorübungen zur eigentlichen Geometrie doch nützlich werden. Rec. erlaubt sich nur noch folgende Bemerkungen: die gerade Linie wird auch hier durch Bewegung eines Punktes in unveränderter Richtung erklärt, wogegen sich Rec. schon geäußert hat. — Gegen den geometrischen Sprachgebrauch werden hier unter Nebenwinkeln solche verstanden, welche eine gemeinschaftliche Spitze haben, und deren äußerster Schenkel eine gerade Linie ausmachen. In der zugehörigen Zeichnung sind drey Winkel mit einem gemeinschaftlichen Scheitelpunkte als Nebenwinkel von einander betrachtet. — Die Definition der ebenen Fläche (S. 11 §. 23.) als einer solchen „deren Theile so liegen, daß sie alle von einer geraden Linie, welche von der einen Seite derselben nach der gegenüberstehenden hingeht, berührt werden“ ist falsch. — Die Kugel rechnet der Vf. zu den regulären Körpern, (§. 50 S. 22) ungeachtet seine Erklärung der regulären Körper die gewöhnliche ist. — Den Kegel läßt Hr. G. so entstehen wie Euklides (B. 11. Erkl. 18), wodurch bekanntlich der schiefe Kegel nicht erklärt wird. — Von den Verhältnissen der Figuren zu einander ist die Rede, ohne daß erklärt wird, was unter Verhältnissen zu verstehen sey.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MERSEBURG, b. Kobitzsch: *Predigten und Gelegenheitsreden* von Chr. Lebr. Traug. Wankel, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. 1824. XVI u. 382 S. 8. (20gr.)

Es entscheidet zu unserer Zeit, wie die Erfahrung lehrt, zwar noch nicht über den Werth einer Predigt, wenn ihr Druck von den Zuhörern selbst dringend verlangt wird; doch muß man es den Zuhörern des Vfs. Dank wissen, daß sie ihn vermocht haben, das Publikum mit obigen Predigten und Gelegenheitsreden zu beschenken. Denn sie zeichnen sich in vielfacher Hinsicht sehr vortheilhaft aus. Vor allen Dingen wird, wer sie zur Erbauung liest, wozu sie zunächst bestimmt sind, diese hier nicht vergebens suchen; aber auch Angehende Geistliche, welche zur Bereicherung ihrer Ideen Predigten lesen, werden sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Zwar werden diejenigen, welche sich auch nicht die kleinste Abweichung von den strengen Regeln der Homiletik erlauben, oder die sich einseitig nur nach einem Muster gebildet haben, oder ihre Predigtweise für die ein-

zig richtige und zweckmäßige halten, manches auch an diesen Predigten auszufetzen finden. Sie werden z. B. sagen, daß hin und wieder die Einleitungen zu lang seyen, der Text nur selten ganz benutzt, wohl gar nur als Motto gebraucht sey; daß der Vf., der ein gemischtes Publicum hat, manches in seinen Vorträgen erwähne, was nur dem Hochgebildeten verständlich seyn könne, daß er z. B. sich Beziehungen auf berühmte, edle Männer der Heidenwelt erlaube, ohne sie einmal zu nennen, daß er Sentenzen aus alten klassischen und neueren vaterländischen Dichtern citire; sie werden es mit den Anforderungen wahrer Beredsamkeit unverträglich finden, daß er die prosaische Rede öfters mit Liederverfen verwebt, daß er sogar einen solchen Vers zur Disposition einer Predigt gewählt hat; daß er öfter zu bilderreich sey und das Gefühl zu sehr in Anspruch nehme; — aber Rec. mag nicht mit ihm hierüber rechten: denn theils hält er obige Ausstellungen nicht alle für gegründet, theils achtet und ehrt er gern die Individualität eines Jeden, so wie er ein Gleiches auch für sich und selbst bey dieser Beurtheilung in Anspruch nimmt. Nur darauf möchte er den Vf. freundlich aufmerksam machen, daß derselbe sich in einzelnen Ausdrücken, Wendungen und Gedanken einer noch größeren Popularität befleißigen könnte, ohne deshalb minder anziehend für seine gebildeten Zuhörer zu sprechen.

Der Predigten sind 23, der Gelegenheitsreden 9. Von einigen der ersten wird Rec. den Inhalt näher angeben, auch einzelne Stellen ausheben, um die Leser genauer mit dem Vf. bekannt zu machen. — Die 1te Predigt am Neujahrstage über Luc. 2, 21. zeigt: *wie bedeutungsvoll bey dem Eintritte in ein neues Jahr uns schon der Name seyn müsse, welchen der Stifter des Christenthums führte.* 1) Er mahnt uns an Gottes Vorsehung bey unsern Befürchtungen. 2) er verbürgt uns Gottes Liebe bey unsern Wünschen und Hoffnungen. 3) Er weist uns ein würdiges Ziel an für unsre Bestrebungen. Nur die Schlussworte: „*Su sey auch unser Ziel und Streben, Glück und Freude zu verbreiten, so viel wir können, und unsern Nebenmenschen zu dienen, so weit es uns möglich ist. Die Selbstsucht weiche aus unserem Herzen, damit die Liebe einziehen und es ganz erfüllen könne. Wir wissen nicht, ob wir glücklich seyn werden für uns selbst: — wohl uns, wenn wir darnach streben und es lernen: glücklich seyn in Andern. Das ist das zweyfache Ziel für unsre Bestrebung, das uns der Name Jesus anweist: Selbstveredlung und Menschenbeglückung. Den doppelten Wunsch wollen wir nähren mit aller Lebendigkeit zum neuen Jahre (und Gott wolle ihm Gewährung nicht versagen!) — Nie fehle uns Gelegenheit und Kraft andere glücklich zu machen! — und nie die Lust, des Glückes selbst werth zu seyn!*“ Pred. 2., gleichfalls am Neujahrstage, über Psalm 77, 6. *Die Gewalt der Zeit.* 1) Sie reißt, was der Mensch gesäet; 2) sie heilet, was das Unglück verwundet; 3) sie trennt, was die Liebe vereintigt; 4) sie vereinet, was, das

Schicksal getrennt hat. Diese Predigt hat Rec. noch mehr als die erste angesprochen. Die 3. Predigt am Oberneujahrstage über Matth. 2, 1—12. handelt von *Gottes Vorsehung* und zeigt deren Reichthum, Zweck, Weisheit, Macht, Umfang und Dauer, und hier ist es, wo der Vf. seine Disposition wohl etwas zu gekünstelt durch einen bekannten Liedervers näher bestimmt hat, und zwar auf folgende Weise: 1) Wege hat Gott aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht; (Reichthum) 2) sein Thun ist lauter Segen; (Zweck) 3) sein Gang ist lauter Licht; (Weisheit); 4) sein Werk kann niemand hindern; (Macht) 5) sein Arbeit kann nicht ruhn, wenn er, was seinen Kindern erprieslich ist, will thun. (Umfang und Dauer.) In der 4. Predigt am 2. Sonntag nach Epiphan. über Joh. 2, 1. u. f. w. redet der Vf. vom *häuslichen Glück* und disponirt: 1, 1) es ist das edelste, und wird von vielen am wenigsten geachtet; 2) das beglückendste und doch am leichtesten zu gewinnen; 3) das sicherste und doch am leichtesten zu verletzen. II. darum, 1) danke Gott, wer es genießt; 2) darum halte es heilig, wer es hat oder sieht; und es leide 3) mit Würde, wem es versagt ist. Die 2. Unterabtheilung des 2. Theils scheint hier mit der 1. zusammenzufallen: denn wer Gott danken will für den Genuß des häuslichen Glückes, wird es wohl nur dadurch können, daß er jenes Glück heilig hält. Allein in der Predigt selbst ist die 3. Abtheilung der 2. vorangestellt, und diese von der 1. auch durch die Ausführung verschiedener Gedanken gehörig geschieden. Ein sehr anziehendes Thema behandelt die 5. Predigt am Feste der Reinigung Mariä über Luc. 2, 22—32. *Ein Kind auf den Armen eines Greises, welch ein lehrreicher Anblick!* Erinnt 1) (zur Lehre und Warnung) an die eigenthümlichen Vorzüge des Kindes und des Greises; er weist 2) auf die Theilnahme hin, welche wir beiden schuldig sind; er lehrt 3) eine richtige Würdigung des irdischen Lebens. Nicht minder anziehend ist die 7. Predigt, am Sonntage Estomihi, über *die furchtbare Gewalt des Bösen*, wiewohl sie zu denen gehört, welche ohne einige philosophische Bildung nicht hinlänglich verstanden werden können. Dieselben Vorzüge, ohne daß von ihr was letzterwähnte gilt, hat die 9. am grünen Donnerstage gehaltene: *was wir bey dem Abendmahle vergessen sollen.* Am wenigsten in der ganzen Sammlung hat Rec. die 10. Predigt am 1. Oftertage gefallen: *Wie bedeutungsvoll die Zeit uns seyn müsse, wo der Erlöser auferstand.* Es war 1) die Zeit des Erwachens nach den Stunden des Schlafes; 2) die Zeit des Lichts nach den Schatten der Finsterniß; 3) die Zeit der Thätigkeit nach der vorbereitenden Ruhe; 4) die Zeit der Freude nach den Bangigkeiten der Nacht. Abgesehen davon, daß gerade in dieser Predigt der Wiederholungen nicht wenige sich finden, erscheint Rec. die praktische Anwendung oft gesucht und erzwungen. Zu den allergelegtesten hingegen gehört die 11. Predigt am 2. Oftertage über Luc. 24, 13—35.: *Erinnerungen an die, welche die Un-*
mög.

möglichkeit betrübt, auf die gewünschte Weise glücklich zu seyn. 1) Es ist ungewiß, ob die Erfüllung Deiner Wünsche Dich glücklich gemacht hätte: — drum prüfe! 2) Es giebt der Wege viel zum Glück: — drum suche! 3) Gott lenket das Schicksal: — drum schweige! 4) Er lenket alles zum Besten: — drum hoffe! Die 13. am 2. Pünkttage gehaltene Predigt behandelt einen gerade für unsre Zeit höchst wichtigen Gegenstand mit edler Freymüthigkeit und lichtvoller Eindringlichkeit. Der Vf. spricht darin von der *Lichtscheu* über Joh. 3, 16 u. f. w. Er zeigt 1) woher auch in unsern Tagen die Lichtscheu komme und findet ihre Ursachen a) in dem Leichtsinne; b) in dem Schwachsinne und c) in dem Schlechtsinne. 2) Wohin sie führt. a) zu geistiger Verfinsterung; b) zu sittlicher Entartung und c) zu bürgerlicher Zerrüttung. Eine Stelle aus 2, 6, finde hier Platz: p. 174. „Religion war von jeher die erste und festeste Stütze der Sittlichkeit; ist aber die himmlische Wahrheit entsetzt, oder wird sie gar nicht erkannt: hält man, wie es jetzt so häufig der Fall ist, ein leeres Spiel mit frommen Worten; eine Andacht, wobey man die Hände bloß zum Beten aufhebt, aber nicht zur Arbeit rührt, für wahre Frömmigkeit: — dann kann und muß die Sittlichkeit verlieren. Dafs keine böse Lust so schändlich ist, die man bey solcher Frömmigkeit nicht nährt, kein Verbrechen so entsetzlich, das man sich dabey nicht erlauben sollte, davon liegen die Zeugnisse zum Herzeleid aller besseren Menschen in öffentlichen Blättern vor. Beten und der Wollust fröhnen, fromm seyn und mäßig gehen, Gott dienen und Geschwister morden — reimt sich das zusammen? Das sind aber die Zeichen unsrer Zeit, das sind die Früchte eines Glaubens ohne Denken, und einer Frömmigkeit, welche viel vom himmlischen Lichte spricht, und darüber vor Finsternisse auf ihrem Wege in die Abgründe des Verderbens führt.“ — In der 22. Predigt am 3. Weihnachtstage redet der Vf. über Joh. 1, 1 — 14. *von der Herrlichkeit des Herrn*. Wenn der Vf. hier dem streng orthodoxen Systeme huldigt, so wird kein billig denkender Gegner dieses Systems ihn deshalb minder schätzen; aber bedauern muß doch Rec., dafs der Vf. vor seinem Publicum, das zum Theil aus sehr gebildeten Zuhörern, nach dem Inhalte dieser Predigten zu schliessen, bestehen mußte, S. 288 über die Weissagungen Christi also spricht: die Auflösung des jüdischen Staates, und die Zerstörung der Hauptstadt und ihres prachtvollen Tempels, sagte er mit vielen Einzelheiten und zufälligen Umständen unter Thränen voraus, und der Erfolg rechtfertigte seine Weissagung bis auf das letzte Wort. (?) Das geschehe, was er verkündigt hatte mit prophetischen Worten und Bildern: man sah des Menschensohn kommen mit grosser Kraft und Herrlichkeit. (?) So konnte er nicht prophezeihen nach ungefährrer Muthmaßung, welche die Klugen dieser Welt leicht

finden, nachdem achtzehnhundert Jahre vorüber ist, was damals zukünftig war.“ Durch solche Declarationen (es kommen noch einige ähnliche in diesen Predigten und auch in einer Confirmationsrede vor,) das wird der Vf. selbst wissen, widerlegt man nicht auftrüfftigen Gründen beruhende Ueberzeugungen, und thut nur denen wehe, welche, bey aller Verehrung gegen Jesum und das Christenthum überhaupt, dieselben nicht aufgeben können; ja manche erbittert man wohl sogar und schreckt sie vom Besuche des Gottesdienstes zurück. Spreche doch Jeder seine Ueberzeugung frey aus, aber ohne auf Andersdenkende mit Geringschätzung hinzuweisen, wenn es, wie hier, Glaubensgegenstände betrifft, über welche verschiedene Ansichten statt finden können, ohne dafs deshalb die Religion selbst etwas verliert und ihr Einfluß auf die Menschen geschwächt wird. So viel von den *Predigten*, nur noch einige Worte über die *Gelegenheitsreden*. Es sind 3 *Tauf-*, 2 *Confirmations-*, 3 *Traureden* und 1 *Gedächtnissrede*. Sie sind nicht minder beachtenswerth als die Predigten, der Form und dem Inhalte nach, und namentlich hat es Rec. gefallen, dafs in den Traureden auf den Sinn und das Lehrreiche des Tauffymbols zweckmäfsig hingewiesen wird. Worte, wie sie S. 315 sich finden: „was Sie selbst sich treffender und schöner zu sagen im Stande sind,“ würde sich Rec. auch nicht vor den allergebildetsten Zuhörern erlauben: denn sie werden fast immer, wenigstens von der Mehrzahl, für Schmeicheley oder versteckte Eitelkeit aufgenommen. S. 335. kommt unter andern eine Construction vor, welche der Vf. zu lieben scheint, Rec. aber für hart und undeutlich erklären muß: . . ., der Christenglaube nicht mehr dem Zweifel . . . weichen, sondern nur darum aus einem Munde, weil aus der tiefsten Tiefe eures Herzens, hervorgehen. In der sonst sehr beyfallswürdigen eindringlichen 2ten Confirmationsrede finden sich S. 346 folgende Worte, in welchen der Eifer den Vf. über die Grenzen einer weisen Mäßigung hinausgeführt hat. „Schlage nieder, du Donnerspruch des Weltenrichters, schlage nieder die übermüthigen Frevler, die sich auflehnen gegen das Heilige, und im Dienste der Hölle den Himmel um seine Erwählten betrügen wollen!“ Doch trifft man hier zugleich mehrere treffliche Stellen, welche der Raum hier mitzutheilen verbietet. — Druck und Papier sind sehr gut.

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, b. Barth: *Anfangsgründe der Naturlehre* von Gerhard Ulrich Anton Vieth, Herzoglich Anhalt-Deßauischem Schulrath und Professor der Mathematik. Mit 6 Kupfertafeln. Fünfte verbesserte Auflage. 1823. XVI und 434 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1798. Nr. 18.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

HALLE, b. Kummel: *Journal für Prediger*. 64ster Band. Oder *Neues Journal*, 44ster Bd. 1823. 516 S. — 65sten Bandes erstes und zweytes Stück. 1824. 256 S. 8.

Obwohl diese alte, vielgelesene Zeitschrift nicht der neuen Empfehlung bedarf; so geziemt es sich doch wohl, nachdem sie 54 Jahre hindurch bestanden, jetzt, da sie in die Hand neuer Herausgeber übergeht, einmal die Aufmerksamkeit des Predigerstandes, dem sie gewidmet ist, wieder auf dieselbe zu richten, und zu zeigen, was sie will, und wie sie ihre Zwecke zu erreichen strebt. Sie ist durch eine lange, vielfach bewegte Zeit gegangen, und hat große, zum Theil einander widersprechende Erscheinungen in der theologischen Welt mit Ruhe angeschaut, mit Würde erkannt, weil sie ihrer eigenthümlichen Bestimmung gemäß daran nur in sofern Theil nehmen konnte, als dieselben auf das praktische Gebiet hinübertraten und dauernde Veränderungen darauf hervorbrachten. Darum hat sie auch eine gewisse Gleichmässigkeit und Selbstständigkeit bewahrt, indem sie die Rechte der Vernunft sichern half, zugleich aber stets auf das hinwies, und das heraushob, was für die geistige Erhebung und sittliche Besserung des Volks von Seiten des Predigerstandes geschehen mußte. Darum finden sich auch in ihr sehr viele treffliche Abhandlungen, die so allgemeines Interesse erregten, daß die vorzüglichsten derselben aus den ersten zwanzig Bänden, eines neuen Abdrucks in einer besondern, aus zwey Theilen bestehenden Sammlung für würdig gehalten wurden. Ueber die Geschichte dieses Journals kürzlich Folgendes:

Christoph Christian Sturm begann schon 1765 in Sorau ein *homiletisches Journal*, das er nachher als Prediger in Halle fortführte, und welches den Zweck hatte, theils kritisch durch Beurtheilung von Predigten, theils durch Hinweisung auf die richtigen Grundsätze der Homiletik, dem Geistlichen bey dem hauptsächlichsten Geschäfte seines Amtes zu Hülfe zu kommen. Diese Zeitschrift war in Anlage und Ausführung noch ungenügend, und der Herausgeber brachte es nicht weiter damit, als bis zum zweyten Bande. Durch die Veretzung Sturms nach Magdeburg fand derselbe Gelegenheit, mit andern ausgezeichneten Männern in Verbindung zu treten, namentlich mit Parke; und diese gab die Ver-

anlassung zu dem Beginne des *Journals für Prediger*, im Jahre 1770, das sich nicht bloß auf die Homiletik beschränken, sondern über alle Theile der Pastoraltheologie gleichmälsig verbreiten sollte. Bis zum Jahre 1778, wo der 6te Band des J. f. Pr. herauskam, blieb Sturm der Herausgeber desselben; sein Abgang nach Hamburg machte es ihm zu schwierig, die Beforgung desselben zu behalten. Von dieser Zeit an übernahm es der hallische Prediger D. G. Niemeyer, der den Plan desselben erweiterte, indem er den zu beurtheilenden Schriften noch mehrere hinzufügte, welche sich nicht unmittelbar auf die Amtsthätigkeit des Predigers bezogen, wohl aber ihn zu derselben geschickter machten. Er besorgte die Redaction bis an seinen Tod (1788), wo dieselbe mit dem 2ten Stücke des 20sten Bandes in die Hände des Predigers an der Marienkirche zu Halle, jetzt auch Konsistorialraths und Superintendenten Dr. Heinrich Balchazar Wagnitz überging, der sie 35 Jahre hindurch, bis zum 64sten Bande 1823 ununterbrochen fortführte. Das Journal bekam von der Zeit an auch den besondern Titel: *Neues J. f. Pr.* und was dieser dritte Herausgeber von den ersten Bänden desselben sagt, (Vorrede zu den homiletischen u. s. v. Abhandlungen. Halle. 1788), das läßt sich von den unter seiner Leitung erschienenen Bänden noch mehr sagen, nämlich: daß dies Journal „jene edle Popularität und Simplicität, welche allein den Zweck der Prediger erreichen hilft, zu dem homiletischen Princip zu machen bemüht war.“ Unleugbar hat dasselbe auf die Verbesserung der Predigtmethode und des Predigtgeschmacks, so wie auf die Fortbildung der Prediger überhaupt einen segensreichen Einfluß gehabt. Dies würde noch mehr der Fall gewesen seyn, wenn die Verfasser mancher Abhandlungen sich einer gewissen Breite hätten entschlagen mögen, die der Herausgeber nicht immer im Stande war, zu vermindern, und die besonders der neuern Zeit, welche eine gedrängte kräftige Sprache will, nicht zusagen konnte. Herr Dr. Wagnitz der das Journal für Pr. durch politische Stürme der Zeit, wie durch die mannichfaltigen Bewegungen in der theologischen Welt sicher hindurch geführt, hat die Redaction desselben jetzt niedergelegt, und nimmt Abschied von den Mitarbeitern und Lesern mit dem Bewußtseyn, während seines langen Wirkens redlich das Seinige beygetragen zu haben, daß der Predigerstand durch beständiges Fortschreiten im Wissen und Können, sich wahre Achtung gewinne; einem Bewußtseyn,

seyn, welches selbst das beschwerliche Alter zu einem freudenreichen machen muß.

Das J. f. Pr. ist in eben so würdige Hände übergegangen. Hr. Generalsuperintendent Dr. *Bretschneider* in Gotha, der gelehrte und vielfache thätige; Hr. Oberkonsistorialrath Dr. *Neander* in Berlin, *Hansteins* würdiger Nachfolger; und der unermüdete Veteran unter den Kirchenhistorikern, Hr. Dr. *Vater* zu Halle, haben durch freundschaftliche Verhältnisse vereinigt, die Redaktion desselben übernommen, und nun bereits 5 Stücke davon besorgt; denn das erste Stück des 65ten Bandes gab noch Hr. Dr. *Wagnitz* heraus. Die Einrichtung bleibt im Wesentlichen dieselbe. Der Gesichtspunkt wird festgehalten, daß diese Zeitschrift kein eigentlich theologisches Journal, wie das nun auch in einer neuen Gestalt erscheinende *Bertholdsche*, sondern eben ein *Journal für Prediger* seyn soll. Es hat also den Zweck: Predigern zu ihrer geistigen Fortbildung behülflich zu seyn, und sie immer mehr mit den Fähigkeiten und Fertigkeiten auszurüsten, deren sie zu einer segensreichen Führung ihres Amtes bedürfen. Es versteht sich dabey von selbst, was schon der zweyte Herausgeber des Journals, wie oben erwähnt, anerkannte, daß nicht bloß Abhandlungen aus dem Gebiete der Pastoraltheologie allein, oder Beurtheilungen nur dahin gehöriger Schriften das Ganze des Journals ausmachen sollen, sondern daß überhaupt alle, dem praktischen Religionslehrer als solchem wichtige Gegenstände, verhandelt werden dürfen, und daß eine besonnene, leidenschaftslose Kritik auch aus den erschienenen, rein theologischen Schriften, die bedeutendsten Erscheinungen herausheben, und davon Bericht erstatten muß. Jedes Stück beginnt demnach mit einer *Abhandlung*, die allgemeinen Interesse für den Predigerstand hat, und nicht eine gelehrte exegetische Untersuchung, eine streng dialektische Entwicklung dogmatischer Begriffe seyn darf; denn der Prediger, der in dieser Hinsicht ein Bedürfnis fühlt, und auch seine gelehrten Kenntnisse stets zu erweitern strebt, wird dazu anderwärts reiche Gelegenheit finden; Mittel dazu giebt ihm das Journal schon durch seine Recensionen. — Was also das Gefühl der Würde des geistlichen Standes in seinen Mitgliedern zu erhöhen vermag; was einen Jeden, der sich diesem Stande geweiht hat, erwecken kann, seinem heiligen Berufe mit ganzer, voller Seele zu leben; was ihn zur Verwaltung desselben in allen seinen Theilen geschickter macht; was seinen Muth, seine Freudigkeit, seine Geduld, seine Ausdauer ihm erhält; was ihn in seinen verschiedenen Verhältnissen zu seinen Obern, zu den bürgerlichen Behörden, zu seinen Amtsbrüdern, zu Alt und Jung, Reich und Arm in der Gemeinde richtig zu leiten im Stande ist u. s. w., das ist Gegenstand der Abhandlungen des J. f. Pr. Einen ähnlichen Zweck hat die *Pastoralkorrespondenz*, welche den zweyten Rang in einem jeden Stücke einnimmt, nur daß hier derselbe noch deutlicher und bestimmter hervortritt, durch die Anknüpfung der Mittheilungen an beson-

dere einzelne Fälle und Erscheinungen. *Historische Nachrichten*, welche theils Todesfälle, theils Amtsveränderungen von Geistlichen und Gelehrten, theils andere wissenschaftliche Gegenstände betreffen, haben den dritten Platz. *Recensionen und kurze literarische Anzeigen* schließen das Ganze; und darin unterscheidet sich d. J. f. Pr. in seiner gegenwärtigen Einrichtung von der frühern, daß jetzt bey weitem mehr Bücher, theils ausführlich beurtheilt, theils kürzer erwähnt werden; da die Herausgeber sich es vorgenommen haben, im Laufe jedes Jahrs alle in demselben und dem vorhergehenden erschienenen, für Prediger wichtigen, theologischen Schriften zu berücksichtigen. Es ist vorzüglich hierbey darauf zu sehen, daß alle unwichtige, vorübergehende und schwache Produkte, auch einzelne Predigten, die sich nicht besonders auszeichnen, ganz übergangen, die minder bedeutenden nur ganz kurz, und auch die wichtigeren nicht allzuausführlich beurtheilt werden. Diese Ansicht von dem J. f. Pr. hat sich Rec. theils aus den bisher erschienenen Stücken gebildet, theils darin angedeutet, wie er sich die beste Einrichtung desselben dachte. Möchte er in beidem den Sinn und die Meinung der Herausgeber getroffen haben!

Die bisher erschienenen Abhandlungen sind: 1) *Luthers deutsche Bibelübersetzung als Nationalgemeingut der Deutschen*, von *Veesenmeyer*, Prof. am Gymnas. zu Ulm, zeugt von genauer, gründlicher Kenntniß der Reformationsgeschichte, enthält manche schätzenswerthe, kleine Einzelheiten, und dient dazu, die Ehrfurcht gegen den großen und dabey so bescheidenen Reformator, wie gegen sein, trotz mancher Mängel, unvergleichbares Werk zu erhalten. 2) *Ueber Zeitbedürfnisse des Religionswesens*, von *Vater*. Unparteyisch, andringend, herzlich. Für Zeitbedürfnisse werden erklärt: a) daß man überall zur Untersuchung dessen was für Menschenwohl und Wissenschaft wichtig ist, klare Vorstellungen bringe; b) daß das Urtheil des Verstandes nirgend zu einseitig vorherrsche; c) daß man bey den Verwirrungen der Zeit, Vertrauen auf Gott bewahre. 3) *Ueber den Eingang der Predigten*, von Dr. *Frisch*, Superintendenten zu Quedlinburg. Als Zweck des Eingangs wird richtig angegeben: Vorbereitung des Hauptsatzes, Empfehlungen der anzustellenden Betrachtung, Verbindung des Hauptsatzes mit dem Text. Ueber die Stellung des Eingangs vor oder nach dem Texte wird die Beschaffenheit des Hauptsatzes und sein Verhältniß zum Texte zu Rathe gezogen. Alles wird durch die Aussprüche der besten Homiletiker und durch die Anwendung der besten Kanzelredner bestätigt. 4) *Ueber den Kirchengesang der Gemeinde*, von Dr. *B. A. Marks*, Prof. und Universitätsprediger zu Halle. Gründlich und umfassend in jeder Hinsicht und als Probestück einer Bearbeitung der Liturgik auf diese selbst begierig machend. Es wird hier über die Lieder, die Melodien, und den Vortrag derselben, in Verbindung mit einem reichen Schatze von Literatur, das Wichtig-

ste und Treffendste gesagt. 5) *Ueber der Evangelischen Kirchenrecht und Kirchenpolitik im Allgemeinen*, ein Ueberblick von *Vater*. Diese Abhandlung besteht aus Ideen über Religionsgesellschaft, Recht, innere und äußere Rechtsverhältnisse der Kirche; Verträge zwischen Kirche und Staat, Kirchenrecht, Kirchenpolitik, welche beiden, Kirchenrecht und Kirchenpolitik, hier von einander geschieden werden; jenes als Inbegriff der rechtlichen Normen, welche in der Kirche gesetzliche Kraft haben; diese als Inbegriff der Vor schläge zu möglichen andern Normen.

Die Pastoralkorrespondenz umfaßt Folgendes: Ueber Kircheneigenthum in Meklenburg; über die vom Prediger *Schmidt* im Weimarischen in einer Predigt ausgesprochene Ansicht von Teufelsversuchungen; über *Krügers* Betrachtungen der Wunder unsers Herrn; über die Unstatthaftigkeit des Ausdrucks „oberster Bischof“ von einem evangelischen Landesherrn; über das gute Vernehmen zwischen dem Prediger und seiner Gemeinde; über zwey neue Schriften den hannöverschen Landeskatechismus betref. Bruchstücke aus Briefen des verstorbenen G. Chr. Müller.

Vorzüglich reich, sowohl in Absicht auf die Zahl, als auf den innern Werth ist der vierte Abschnitt, *Recensionen* ausgestattet. Es finden sich in diesen 5 Stücken von 65 Schriften theils längere theils kürzere Anzeigen, und darunter von sehr wichtigen und einflußreichen Werken. Rec. erwähnt nur: *Schultze's* Revision des theolog. Lehrbegriffs; *Scheibel* und *Schulz* vom Abendmahl; *Knapp Scripta varii argumenti*; *Gesenius* hebr. Handwörterbuch; *Niemeyer* populäre Dogmatik; *Vater Novum Testamentum*; *Bretschneider Lexicon manuale in N. T.* *Marheineke* Lehrbuch des christl. Glaubens u. A. m. Ueber einzelne Predigten und Predigtsammlungen werden beurtheilt: *Ebel*, *Böckel*, *Breiger*, *Demme*, *Röhr*, *de Wette*, *Bretschneider*, *Schwabe*, *Dräsecke*, *Schlager* u. A. — Unter den Recensionen zeichnen sich die von Hrn. Dr. *Bretschneider*, der auch in dieser Rücksicht besonders fleißig ist, durch Klarheit, Unparteylichkeit und das nothwendige, aber oft vergessene *ἀγ-δανειν ἐν ἀγᾶτι* ganz vorzüglich aus, aber auch bey den übrigen, theils von den Herausgebern, theils von mit Buchstaben bezeichneten Mitarbeitern, geliefert. Beurtheilungen gilt das Princip: Nicht der Person, sondern der Sache! So hat denn Rec. das J. f. Pr. unter seiner neue Redaktion willkommen geheißen, und es bleibt ihm nichts übrig, als der Wunsch, daß es seinen schönen Zweck immer sicherer erreichen und unter dem geistlichen Stande immer mehr wahre Geistlichkeit und Geistigkeit herrschend machen möge! Es erscheint übrigens in der alten Verlagshandlung zu einem wohlfeilen, auch dem unbemittelten Landprediger nicht zu theuren Preise, jedes Jahr in sechs Stücken von circa 16 Bogen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Supplément au recueil des principaux traités d'Alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange et conclus par les puissances de l'Europe tant entre elles qu'avec les puissances et états dans d'autres parties du monde depuis 1761 jusqu'à présent précédé de traités du XVIIIème siècle antérieurs à cette époque et qui ne se trouvent pas dans le corps universel diplomatique de Mrs. Dumont et Rouffet et autres recueils généraux de traités par George Frédéric de Martens et continué par son neveu le B. Charles de Martens. Tom. VIII. 1808 bis 1822. 1824. VIII u. 763 S. 8.*

Auch unter dem Titel:

Nouveau recueil de traités etc. Tome V.

Den Lesern wird schon in dem Titel das *continué par son neveu* aufgefallen seyn, da die Vetterchaft in der Literatur nicht gilt; aber was würde der verewigte Oheim, der deutsche Bundestagsgesandte sagen, wenn er in seiner Sammlung der vornehmsten Vorträge von *Europäischen* Mächten *Amerikanische* Bündnisse und mit der Ueberschrift: *Staaten* von Buenos - Ayres und Chili sehen würde! und welche Meinung von dem diplomatischen Takt des neuen Vfs. werden dadurch die Staatsmänner fassen, für welche das Werk doch vorzugsweise bestimmt ist! Ihre Meinung bestätigt sich auf jeder Seite, und die Freude des sehr gelehrten, fleißigen und einsichtsvollen verstorbenen diplomatischen Schriftstellers werden mit Bedauern sein nicht fehlerloses, aber hochachtbares und mühsvolles Lebenswerk in der Fortsetzung durchaus entstellt und seine Urkundensammlung für die europäische Diplomatie in ein Chaos verwandelt finden, worin das Gefindel der Landstreicher und Ausreißer den Hauptplatz einnimmt.

Die wichtigsten und dazu offenkundigsten Staatsverträge sucht man in dieser sogenannten Fortsetzung vergebens; dagegen finden sich Actenhäufen über das Neapolitanische und Piemontesische Constitutivwesen, aber nicht so über das Spanische. Da die Freyhafenordnung für Palermo und Messina aufgenommen ist, so müßten doch wohl alle ähnliche Ordnungen und alle Zollgesetze, welche Folge oder Anlaß von Staatsübereinkünften sind, aufgenommen werden; aber wohin würde das führen! Die Postverträge wären alsdann auch und mit mehr Recht aufzunehmen. Es gehört allerdings Geschäftskunde in der europäischen Diplomatie und geübte Beurtheilung dazu, um die rechte Wahl für eine solche Sammlung zu treffen; aber dadurch war das vorliegende Werk bisher musterhaft. Jetzt hat es nun sogar noch durch Nachträge wie z. B. durch Acten von Murat's Königswerden ergänzt werden sollen, obgleich sie die leerste Antiquität für alle jetzigen und künftigen Diplomaten sind. Uebrigens entsprechen die

die Uebersetzungen dem beschriebenen Inhalte, und das alphabetische Inhaltsverzeichnis entspricht ihm gleichfalls. In diesem Verzeichnisse ist der Vertrag zwischen Baiern und Frankreich vom 25ten Febr. 1810 unter Oestreich gerathen, die eine Benennung noch unrichtiger als die andere, und auch z. B. bey den Abschlusssaufhebungen nicht namhaft gemacht mit wem abgeschloffen; also die Hauptsache im Register ausgelassen.

Damit nun die Leser den vollständigsten Beweis erhalten, daß durch obiges hartes Urtheil dem Vf. nicht Unrecht geschehen ist, so soll hier wörtlich die Inhaltsanzeige in Betreff von Preussen beygefügt werden, nachdem zuvor bemerkt ist, daß nach den Zeitungen 1820 eine Uebereinkunft mit Schweden über Vorpommersche Schuldforderungen vollzogen ist; desgleichen eine Amerikanische Bekanntmachung in Betreff des Handelsvertrags erlassen, eine Verordnung über die Verhältnisse der Standesherrn dem Bundestage mitgetheilt; ferner 1821 die päpstliche Bulle über die kirchliche Circumscription bekannt gemacht, das Familienstatut von Hohenzollern Sigmaringen genehmigt worden. Von allen diesen und mehreren enthält das Verzeichnisse nichts, sondern 1817 — 1819 Preuss. Erklärungen in Betreff der Aufhebung des Abzugsrechts, (ohne zu sagen mit welchen Staaten). 1818. 16ten May Uebereinkunft mit dem Königreich (der Regierung) von beiden Sicilien über die Aufhebung des Abzugsrechts. 11ten Jun. Cartelconvention mit dem Könige der Niederlande. Etappenconvention mit verschiedenen deutschen Staaten. 7ten May: Protocollauszug aus den Aachener Conferenzen: Ständesherrliche Verhältnisse. 1817 — 1819 Conventionen mit verschiedenen deutschen Staaten über die Auswechselung von Austretern und Landstreichern. 1818 — 1822 Preussens Erklärungen in Bezug auf die Conventionen mit verschiedenen deutschen Staaten über die Auslieferung von Austretern und Landstreichern. 1819. 25ten Oct. Convent. mit Schwarzburg Sondershausen. 1820. 25ten Dec. Convent. mit Dänemark über die Auswechselung der Austreter. 1820 — 1821. Acten betr. die Angelegenheiten des Königreichs beider Sicilien. 1821 — 1822 Acten betr. die Angelegenheit des Königreichs Sardinien. 1821. 23ten Jun. Acte über die freye Elbschiffahrt. (Das Beywort frey ist hier nicht diplomatisch.)

Wenn die Leser hiernach die Fortsetzung des Martenschen Werks auf diese Art nicht wünschen sollten; so werden sie doch ohne Zweifel den Wunsch

theilen, daß eine tüchtige Schrift nach ihrem ursprünglichen Plane, sich an dieselbe anschliesse, und daß der Verleger seinen rechten Mann zu Göttingen finden möge, wo die Bibliothek dazu mehr Hülfsmittel anbietet, als sich anderswo vereinigen, und wo man sich am leichtesten die Verträge verschaffen kann, welche dem Englischen Parlamente, dieser jetzt besten Fundgrube, mitgetheilt worden. Ueberdies kommt es bey dieser Schrift nicht darauf an, daß sie die Urkunden noch frisch, sondern daß sie brauchbare, richtige und zuverlässige liefere.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Amelang: *Deutscher Liederkranz*. Eine Auswahl der besten Gesänge für frohe Gesellschaften. Mit Beytrag einiger neuen Lieder, herausgegeben von A. F. E. Langbein. Mit einem Titelküpfer und 19 Vignetten von L. Wolf gezeichnet, gestochen von Meyer, Meno Haas, Wachsmann und L. Wolf. 1820. XVIII und 480 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

Diese Sammlung zeichnet sich durch äussern Schmuck und Eleganz, wie durch innern Werth und Reichhaltigkeit vor andern vortheilhaft aus. Sie enthält die bedeutende Zahl von 249 Liedern, ausserdem sind noch 18 längere, zum Vorlesen bestimmte Gedichte angehängt. Zwanzig Lieder sind anonym; als Verfasser der übrigen Beyträge werden 75 Dichter und 2 Dichterinnen genannt. Es sind lauter bekannte und grösstentheils ältere Namen, und auch die Lieder selbst sind grösstentheils schon allgemein bekannt. Der Herausgeber selbst hat bey Weitem das Meiste, nämlich 52 Gedichte beygetragen, weshalb er sich in der Vorrede entschuldigt. Von Goethe sind 16, und von Voß eben so viel, von Mathias Claudius 9 Lieder aufgenommen. Unter den vier Rubriken, worin die eigentlichen Lieder abgetheilt sind, als: *Frohsinn und Geselligkeit; Landleben und Naturfreude; Vaterland; Vermischte Lieder* ist die erste, dem Zweck des Buches gemäß, am Reichlichsten bedacht, besonders findet man eine große Anzahl von Trinkliedern, die man wohlthun wird, nicht bey nüchternem Muth zu lesen; denn dem Rec. der diess versuchte, kamen sie ziemlich eintönig vor. Die beygefügt Vignetten beziehen sich gewöhnlich nicht auf den Inhalt einzelner Lieder, sondern auf die besungenen Gegenstände als: Wein, Liebe, Naturgenuss, Landleben, Jagd u. s. f. überhaupt, und sind zum Theil recht glücklich erfunden und ausgeführt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KARLSRUHE, b. Macklot: *System des badischen Civilrechts*, mit Zusätzen zur zweyten Auflage, vom geheimen Hofrath Dr. K. S. Zacharia's Handbuch des französischen Civilrechts, von Christoph Treffurt, großherzogl. badenischem Amtsassessor. 1824. 514 S. 8.

Das Landrecht des Großherzogthums Baden von 1809 ist in Deutschland noch nicht hinreichend nach seiner legislativen Richtigkeit gekannt; man glaubt gewöhnlich, daß das Landrecht nur das französische Gesetzbuch mit ein paar Zusätzen und Modificationen enthalte, und doch ist diese Meynung irrig. Der Gesetzgeber hatte vielmehr überall die Absicht, das französische Gesetzbuch den deutschen Verhältnissen anzupassen, und über alle jene Rechtsinstitute, welche der Code Napoleon entweder aus dem Grunde der Abschaffung des Instituts in Frankreich oder wegen des Daseyns besonderer Gesetze übergang, vollständige Bestimmungen zu geben. Der Gesetzgeber begnügte sich aber auch nicht, in den Lehren, die schon im Code vollständig normirt waren, bloß den Code anzunehmen; man findet vielmehr überall das Streben, jene Artikel des Code, die der Gesetzgeber für unvollständig oder undeutlich erkannte, durch klare Zusätze zu vervollständigen und dadurch Controversen abzuschneiden, oder gewisse Härten des französischen Gesetzes z. B. des Art. 340^a durch gestattete Ausnahmen zu mildern, oder ungerechte Beschränkungen, z. B. des Art. 345^a durch zweckmäßige Erweiterungen zu vermindern, oder französische Normen mit den in Deutschland und insbesondere in Baden hergebrachten und als fortdauernd zweckmäßig erachteten Instituten zu vereinigen; z. B. durch den Zusatz zu dem Art. 1583^a: oder die französischen Vorschriften, die sich auf andere in Baden unbekannte Institute, z. B. die Staatsbehörde bezogen, den österreichisch deutschen Bedürfnissen anzupassen, z. B. bey der Vormundschaft. In der ersten Beziehung, in sofern das Landrecht Bestimmungen über rein Deutsche und dem Code Napoleon unbekannte Institute einschaltete, z. B. über Zehend an Familiensideicommissen, Erbgleiten, Retract, muß das Gesetzbuch jedem deutschen Juristen ebenso wichtig seyn als das preussische Landrecht; Controversen, die im deutschen Privatrechte immer unentschieden bleiben, finden sich im Landrechte oft höchst zweckmäßig gelöst, und

der Gesetzgeber hat häufig noch tiefer eingegriffen als es der Preussische that. In der Beziehung, in welcher das badische Landrecht Controversen einzelner Artikel des Code abzuschneiden suchte, möchte man am wenigsten dem Landrechte Vorzüge zuerkennen; der mit der Umarbeitung beauftragte Staatsrath Brauer hatte damals nach (1809) wo der Code selbst in Frankreich zu neu war, wo noch keine feste Rechtsverfassung durch den Cassationshof sich gebildet hatte, und die besseren Werke über den Code, z. B. Toullier, noch nicht erschienen waren, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, und selbst das Streben Brauers, alle fremden Wörter aus dem Gesetzbuche zu verbannen, erschwerte oft das Verstehen des Landrechts, weil Brauer genöthigt wurde, eine Menge neuer, demjenigen der mit den Terminologie des Vfs. nicht vertraut ist, völlig unverständlicher Wörter zu erschaffen; z. B. wer versteht das Rechtsgebeur einen Endraten, Schnitttheile die Coupons, bewidmete Ehe, eine unter Dotalrecht geschlossene, Wettschlagung die Compensation, Werthersatz den Trassaten im Wechselrechte bedeuten soll. Betrachtet man das badische Landrecht in der Beziehung, daß der Code Napoleon verbessert werden sollte, so ist das Studium des Landrechts interessant um Veruche zu liefern, wie das französische Recht mit dem Deutschen verbunden werden kann, und es ist nicht zu verkennen, daß oft das badische Landrecht durch einen einzigen Satz (der freylich oft nicht consequent durchgeführt wurde) Lücken des Code ausfüllte, und Mängel auf die einfachste Art verbesserte; z. B. im Zusatz zu Art. 1583^a, nach welchem der Käufer einer Liegenschaft den Kauf in das Grundbuch eintragen lassen muß. Die Literatur des badischen Landrechts war leider sehr arm, Zacharia und Brauers Jahrbücher hatten früh aufgehört, die Abhandlungen von Roth enthielten nur hingeworfene Bemerkungen, und so blieb der badische Jurist nur auf die Erläuterungen Brauers zum badischen Landrechte hingewiesen. Die Lage des badischen Praktikers war selbst schlimmer als die des Juristen mancher anderen Länder. Wenn in Frankreich der Jurist seine Gesetzbücher in ihrer Fortbildung durch die überall bekannt gemachte *jurisprudence* studirt, und dort die Rechtsanwendung durch den Cassationshof Einheit und eine sichere Grundlage erhält, so entbehrte der badische Jurist völlig dieses Mittel; da die badischen Gerichte den Urtheilen keine Entscheidungsgründe beyfügen (nur die Vorträge und Abstimmungen der Richter können von den

den Interessenten in der Kanzley der Gerichte eingesehen und kopirt werden), so fehlte es an der Möglichkeit mit den Ansichten der oberen Gerichte sich bekannt zu machen, die Rechtsprüche des Oberhofgerichts waren nicht wie des französischen Cassationshofes öffentlich bekannt gemacht (erst in neuester Zeit erwirbt sich der Kanzler von Hohnhorst das Verdienst eine Sammlung der Rechtsprüche zu veranstalten) und Niemand wußte, ob man auf die *arrets* des französischen Cassationshofes recurriren sollte oder nicht. Das römische Recht war durch das Publicationpatent aufgehoben und nur Zusatz 4. B. erlaubte dem Richter das römische Recht in vergleichende Rücksicht zu nehmen, um für Fälle wo es darauf ankommen kann zu ermessen, was nach dem Beyspiel anderer Gesetzgebungen für natürliche Rechtsfolge gewisser Verhältnisse angesehen werde; und man kann sich daher denken, wie wenig das römische Recht benutzt wurde. Das Unglück war aber noch, daß in Baden keine selbstständige Processordnung existirt, sondern der gemeine deutsche Process (die Obergerichtsordnung gilt nur für die Obergerichte) befolgt werden muß. Nun weiß wohl jeder Praktiker, wie genau das Civilrecht und der Process zusammenhängen, und wie daher z. B. in der Lehre von den Beweismitteln der Jurist immer wieder an das römische Recht gewiesen war. An einer großen Zahl von erläuternden oder derogirenden Novellen fehlte es übrigens auch in Baden nicht, und so mußte dem Praktiker jedes Werk, das die wissenschaftliche Kenntniß des Gesetzbuchs erläuterte und die Rechtsanwendung erleichterte, höchst willkommen seyn. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat sich den Dank seiner Landsleute erworben; indem er, ausgerüstet mit den nöthigen Eigenschaften, die Bearbeitung eines solchen Werkes unternahm. Mit Recht bemerkte der Vf., daß das badische Landrecht in sofern es nur den französischen *Code civil* enthält, keine selbstständige, wissenschaftliche Behandlung bedarf, und so sind auch jene Artikel des badischen Landrechts, die unmodificirt aus dem *Code Napoleon* übergingen, kein Gegenstand seines Werkes; der Vf. setzte voraus, daß jeder Leser schon Zachariä's Handbuch des französischen Rechts benutzen würde, nur auf jene Artikel, welche sich auf neue, dem *Code civil* unbekannte Institute beziehen, oder Zusätze zum Code enthalten, bezog er seine Arbeit. Dadurch, daß das Werk auf diese Art nur auf einige Artikel beschränkt werden sollte, ist zwar der Umfang vermindert und dadurch die Anschaffung erleichtert worden; allein der Gebrauch des Buches ist, wie dem Rec. scheint, dadurch erschwert worden; da Zachariä nicht nach der Ordnung der Artikel den Code commentirte, sondern in einer eigenen Ordnung systematisch das französische Civilrecht vortrug, so wird es oft schwierig zu finden, an welcher Stelle der Vf. einen Artikel erörtert hat, und ohne Zachariä's Handbuch ist das vorliegende nicht so leicht brauchbar; diess trifft jedoch nur jene Theile, wo das Landrecht nur Zusätze zum *Code civil* hat, in allen Lehren wo das

Landrecht deutsche Rechtsinstitute vollständiger behandelt, hat der Vf. das Institut zusammenhängend erörtert, und dieser Theil des Buchs muß jedem auch nicht badischem Juristen empfohlen werden. Bey jedem solchen Institute schickt der Vf. eine gute und mit Benutzung der neuesten deutschrechtlichen Bücher bearbeitete historische Einleitung voraus, giebt klar und richtig den Begriff des Instituts an, und trägt dann dasselbe mit Angabe der Hauptcontroverfen systematisch vor. In dieser Beziehung kann das Buch als ein sehr brauchbarer Beytrag zum deutschen Privatrechte empfohlen werden. Ueberall spricht sich der Vf. als einen scharfsinnigen mit einem gefunden, praktischen Sinne versehenen Juristen aus. Es ist nur zu beklagen, daß der Vf. bey manchen Lehren nicht tiefer einging; und es scheint oft, daß er den Entscheidungen der Gerichte oder einem bestimmten Anspruche der Gesetzgebungsgewalt über schwierige Fragen nicht vorgreifen wollte; so z. B. bemerkt der Vf. (S. 26), daß die Vorschriften des Landrechts über den Stand schwer mit dem 6ten Constitutionsedikte in Einklang zu bringen sey, diess ist richtig; allein warum hat der Vf. die wichtigsten Fragen nicht hervorgehoben und seine Meynung über die Möglichkeit der Vereinigung ausgesprochen? So wünschte man auch, daß der Einfluß neuerer Gesetze, z. B. der Verfassungs-urkunde auf das Landrecht genauer nachgewiesen wäre; z. B. (S. 34) in den Lehren vom Verhältniß der Inländer. Oft ist die Abänderung, welche in Baden gemacht wurde, nur angedeutet z. B. (S. 40) bey dem französischen Familienrath, der in Baden nicht recipirt ist. Hier hätte das Ineingreifen der verschiedenen Behörden die das badische Gesetz an die Stelle des Familienrathes setzte, erörtert werden sollen. Sehr umständlich ist (S. 55 — 65) die Lehre von der Geschlechtsbeystaadtschaft behandelt, und doch fehlt es an Erörterung manchen interessanten Fragen, welche den Praktiker beschäftigen, z. B. auf welche Weise die im Auslande befindliche badische Frau mit Sicherheit ein im Auslande eingegangenes Rechtsgeschäft, im Falle der Abwesenheit ihres ordentlichen Geschlechtsbestandes abschließen kann, oder in wie ferne der Geschlechtsbeystaad wegen des der Frau ertheilten Rathes haftet. Sehr gute Erörterungen giebt der Vf. (S. 81) über die Frage: ob in Baden Leibesstrafen entzihen; (S. 130) über die Wirkungen, wenn das Immobile dem Käufer übertragen, aber noch nicht transcribirt ist; (S. 145 — 166) über Zehendreht; (S. 215) über die Pfandrechte der Ehefrauen; (S. 334) über Einfluß des Irrthums über physische und moralische Eigenschaften eines Ehegatten auf die Gültigkeit der Ehe (gegen Brauers Ansicht) (S. 369) über Eheverträge die unter der Herrschaft des alten Gesetzes geschlossen worden sind; (S. 379) über die Entschädigungsansprüche einer verzichtenden Ehefrau wegen übernommener Haftung für Gesamtschulden; (S. 405) über die Pflicht uneheliche Kinder zu alimentiren; (S. 486) über die Vermögensübergabe. — Nicht selten hat der Vf. mit Beschei-

den-

denheit auf die Unbestimmtheiten und Lücken der Gesetzgebung hingewiesen, und Rec. hätte nur gewünscht, daß dies öfter geschehen wäre, da im Landrechte manche durchaus nicht zu rechtfertigende, und als Muster von Unbestimmtheit zu betrachtende Zusätze vorkommen, z. B. Zusatz zu Art. 230., wo das Landrecht (der Code giebt Ehescheidung wegen Ehebruchs des Ehemanns nur zu, wenn der Ehemann die Beyschläferin in der gemeinschaftlichen Wohnung gehalten hat) auspricht, daß der Fall des Artikels schon für vorhanden geachtet werde, wenn die Beyschläferin, es sey im Land oder im Ausland so in der Nähe des Aufenthalts des Mannes ist, daß sie einander von da aus zuwandeln können. Wer fühlt nicht, daß durch solche Ansprüche die willkürlichsten Auslegungen der Gerichtshöfe begünstigt werden? Für einen Mangel des vorliegenden Werkes hält es noch Rec., daß der Vf. nicht tiefer in jeder Lehre in die Entwicklung des Verhältnisses des römischen Rechts und des Landrechts eingegangen ist. Da das zweyte Einführungsedict §. 3. abweichend von dem Zusatz, zu dem Satze bestimmt, daß die subsidiarische Rechtskraft des römischen Rechts noch in solchen Fällen sortdauere, wo der Code Napoleon, weder durch ausdrücklichen Ausspruch, noch durch den Grund und Geist seiner Gesetze, noch durch richtige analogische Anwendung entscheidet, so begreift man leicht, daß die Frage über den Einfluß des römischen Rechts in Baden immer wiederkehrt, und hier würde der Vf. sich ein großes Verdienst erworben haben, wenn er Beyträge zur richtigen Anwendung des römischen Rechts geliefert hätte. Ueber viele einzelne Behauptungen des Vfs. ließe sich freylich mit ihm streiten, z. B. wenn er (S. 95) obwohl kurz über das Wesen des getheilten Eigenthums sich erklärt, und glaubt, daß eigentlich nur das *Dominium directum* allein als wahres Eigenthum, das *Dominium utile* aber nur ein bloßes Recht an fremden Sachen sey. Nur eine gehörige Absonderung der Fälle, die man mit Unrecht hier zusammenwarf, kann zum Ziele führen, zeigt aber dann, daß nur ein unglückliches Herinziehen des römischen Rechts in deutsche Verhältnisse die Verwirrung hervorbrachte; in der Mehrzahl der Fälle, in welchen vom *Dominio directo* und *utile* gesprochen wird, liegt dem *Dom. directo* gar kein Eigenthum zum Grunde, und nur die alten Hof- oder Schutzverhältnisse, oder das Mißverstehen des echten Eigenthums, hat dem sogenannten Ober-eigenthümer ein Eigenthum eingeräumt, das er nicht haben soll, wenn man die historische Ausbildung der Institute verfolgt. Bey der Lehre von der deutschen Emphyteuse (Erbleihe) hätte der Vf. tiefer in die Natur des Instituts, wie sie schon vor Einführung des Landrechts galt, eingehen sollen. Ohne die Untersuchung des Wesens des deutschen Colonats ist die Entwicklung der Lehre nicht möglich, und hier hätte aufmerksam gemacht werden sollen, wie weit die ältere Gesetzgebung (die bairische und die pfälzische wären hier zu trennen gewesen) mehr

von der Analogie der Pacht oder von der der römischen Emphyteuse sich leiten ließe. Wenn auch Rec. noch viele Zweifel gegen einzelne Theile des Buchs hätte, so empfiehlt er dasselbe doch mit der besten Ueberzeugung jedem deutschen Juristen, der am Entwicklungsgange des Rechts und der Gesetzgebung in Deutschland Interesse nimmt.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, im Verlag des Wappen-Kunst u. Commissionsbureau: *Wappenbuch des gesammten Adels des Königreichs Baiern*. Aus der Adels-Matrikel zu München gezogen. *Erster bis Sechster Band*, und VII Bandes I — III. Lieferung. Herausgegeben vom Hofagenten K. Tyroff. 1818 — 1824. gr. 8.

Bey Gelegenheit der Anzeige des Adelsbuchs des Königreichs Baiern von Karl Heinrich Rietter von Lang (München. 1815. 8.) in der Allg. Lit. Zeit. 1817. Nr. 38. wünschte der Rec., daß zu jenem Werke auch ein Wappenbuch des bairischen Adels, so weit derselbe in die neue Adels-Matrikel eingetragen ist, erscheinen möchte. Diesen Wunsch hat seitdem Hr. Hofagent Tyroff zu Nürnberg durch das vorliegende Werk erfüllt. Der ersten Lieferung ist bereits in der A. L. Z. 1818. Nr. 46. gedacht worden. In demselben finden sich bisjetzt die Abbildungen von 1245 Wappen; 12 Fürstlichen und 143 Gräflichen, jedes auf einem eigenen Octavblatt; dann 400 Freyherrlichen und 690 Adeligen, jedesmal zwey auf einem Octavblatt. Jeder Band besteht aus vier Lieferungen zu 25 Blättern auf holländ. Median-Papier im farbigen Umschlag. Die Subscribenten erhalten jede Lieferung für drey Gulden, 30 Kreuzer, die Pränumeranten für zwey Gulden, 45 Kreuzer. Wer noch in das Abonnement eintreten will, erhält die fertigen Bände für den Pränumerations-Preis. Jede Wappenklasse ist in alphabetische Ordnung gebracht. Der Herausgeber wird dabey vom Königl. Reichsherolden-Amte in München unterstützt, welches ihm Zeichnungen und Beschreibungen der Wappen mittheilt. Er sucht aber außerdem in zweyfelhaften Fällen durch Correspondenz mit den Familien und durch andere Abbildungen sein Werk zu berichtigen, daher sind bisweilen Abdrücke cassirt und durch verbesserte ersetzt worden. Ordenszeichen, die bloß persönlich sind, werden mit Recht weggelassen. Es enthält dasselbe nicht nur die Wappen der Familien, die 1815 im Adelsbuch angegeben sind, sondern auch diejenigen, welche das 1820 erschienene *Supplement zum Adelsbuch des Königreichs Baiern*, (Ansbach, bey Gassert.) noch nachgetragen hat, und was außerdem noch inzwischen hinzugekommen ist. Was aber nicht mehr in die alphabetische Ordnung hat können eingetragen werden, das wird nebst dem bisher noch nicht erschienenen Adel in Rheinbaiern am Ende des ganzen Werks in einem Supplement geliefert werden. Das neueste Heft (des VII. Bds. 4. Lieferung) schließt mit dem Wappen der von Sechthaller. Bisher hat der Her-

Herausgeber sein Versprechen, jährlich vier Lieferungen mitzutheilen, vollständig erfüllt; und es läßt sich hoffen, daß dieses Wappenbuch, als das einzige dieser Art von einem deutschen Staate, in ein paar Jahren mit Einschluß des Supplements, vollendet seyn wird. Zu wünschen ist, daß der Herausgeber von dem gesammten Adel in Baiern, so wie von allen Liebhabern der Heraldik in seinem Unternehmen auch künftig zahlreich unterstützt werde. Auch Polizey- und Justizbehörden müssen in solchen Fällen zu diesem Buche ihre Zuflucht nehmen.

Die Brauchbarkeit desselben wird erhöht durch den dazu gehörigen Text, von welchem bereits vor einigen Jahren der Anfang erschienen ist:

NÜRNBERG, in Commiff. d. Tyroffschen Kunsthandl. und Steinschen Buchhandlung: *Beschreibungen aller Wappen der fürstlichen, gräflichen, freyherrlichen und adeligen jetztlebenden Familien in Königreich Baiern.* Nach heraldischen Regeln entworfen von *Martin Karl Wilhelm von Wolckern auf Kalchreuth.* Erste Abtheilung. 1821. 242 S. gr. 8. (1 fl. 30 kr.)

Rec. hat 1817 in der oben angeführten Recension eine solche Beschreibung gewünscht, und freut sich, daß ein ehemaliger Geschäftsmann seine Mäße dazu benutzt hat, diesen Wunsch zu erfüllen. Die gegenwärtige erste Abtheilung enthält die Blasonirung der im ersten Bande des Wappenbuchs enthaltenen hundert fürstlichen und gräflichen Wappen, wobey der Vf. mit Recht Gatterers Regeln durchaus befolgt hat, indem dessen Lehren von den Ehrenstücken und Heroldsfiguren sowohl, als von den Sectionen logisch richtiger sind, als die von ältern Heraldikern vortragenden, ohne sich an die in Adelsbriefen vorkommenden oft unnöthig weitläufigen und doch undeutlichen, oder unrichtigen Angaben zu kehren. Doch hat er nicht unterlassen dergleichen Abweichungen zu bemerken, z. B. S. 78, 81; so wie Varianten bey Siebmacher, Einzinger v. Einzing, Spener, Rudolphi, Meding, Robens und andern angeführt sind. Das Geschichtliche der einzelnen Wappenbilder konnte der Vf. meistens nur bey den fürstlichen Wappen, bisweilen nur muthmaßlich, angeben. Nachrichten dieser Art, die aus Familienarchiven mitgetheilt werden könnten, erbietet sich der Vf. noch künftig zu benutzen, wenn sie in frankirten Briefen ihm zukommen. Ausser den vorhin genannten heraldischen Werken hat der Vf. auch auf andere Schriftsteller bey vielen Wappen verwiesen, wo Abbildungen und Beschreibungen eines Wappens vorkommen. Dahin gehört auch eine Handschrift von Salvers Matrikel und Wappenbuch des Cantons Baunach 1785; und die S. 173 angeführten Namen und Wappen der Grafen von Rothenberg, 1598. Jedem Bande wird ein alphabetisches Register, über die Bilder, gemeine und Heroldsfiguren der Wappen

beygefügt, nebst einem Verzeichniß derjenigen Wappen und Felder, welche nur Sectionen enthalten, so wie der Lösungsworte und Wappen Sinnsprüche: eine sehr nützliche Bemühung für den, der ein Wappen oder Siegel, welches ihm vorkommt, noch nicht kennt. Rec. glaubt, daß diese heraldische Arbeit nicht nur den Besitzern des Wappenbuchs sehr willkommen oder vielmehr unentbehrlich seyn soll, sondern daß auch andere durch Ankauf derselben den Vf. ermuntern werden, sein so rühmlich angefangenes Werk zu vollenden. Daß der Absatz desselben bisher nicht groß war, und man dessen Unterbrechung fürchten mußte, möchte bloß daher kommen, daß dasselbe, besonders im Auslande, nicht genug bekannt geworden.

Da nach einer Königl. Baierschen Verordnung von 1819 den erblichen und lebenslänglichen Reichsräthen eine heraldische Auszeichnung im Wappen bewilligt werden soll, so hat der Vf. dazu vorgeschlagen ein mit einer von Blau und Silber schrägrechts gestreckten schmalen Einfassung umgebenes purpurnes Schildeshaupt, in dessen Mitte ein hellleuchtender goldener Stern sich befindet. Rec. hat noch nicht erfahren, ob dieser auf heraldischen Grundätzen beruhende Vorschlag die Genehmigung des Reichs-Heroldenamts erhalten hat, und diese oder eine andere Auszeichnung gewählt worden ist.

JUGENDSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., in d. Jägerischen Buch-, Papier- und Landkartenh.: *Lehren des Trostes und der Warnung.* Eine Reihe von Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit, zur Belehrung und zur Unterhaltung. Gesammelt von *J. E. Melos*, Professor und Lehrer am Landtschul(lehrer)-Seminar zu Weimar und Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena. 1824. X u. 226 S. 8.

Der Titel, obwohl etwas unbestimmt, sagt, was der Leser hier zu suchen hat. Rec. hat weiter nichts hinzuzufügen, als daß diese Sammlung von moralischen Erzählungen größtentheils zweckmäßig ist, wenn man sie an und für sich betrachtet. Zwar ist manches Unbedeutende und selbst Triviale darin aufgenommen; allein man findet doch auch viel Brauchbares und Lehrreiches; daß sie aber gerade bey dem Religionsunterrichte zweckmäßig als Hülfsmittel gebraucht werden können, daran zweifelt Rec. Der Religionsunterricht erfordert nach seiner Meinung, eine höhere Würde und einen ernsteren Ton, als ein großer Theil dieser Geschichten hat. Dies gilt besonders von den morgenländischen Erzählungen, die eine Zeitlang Mode waren, und Rec. nie recht behagt haben. Bey dem Unterrichte in der Religion kann nicht wohl von Kalifen, Kadis, Derwischen u. s. w. die Rede seyn. Die unter den Geschichten als „kurze Moral“ stehenden Bibelstellen könnten sehr oft viel zweckmäßiger und treffender gewählt seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

November 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GERA, ohne Angabe des Verlegers: *Geraisches Gesangbuch, nebst Gebeten.* Auf landesherrlichen Befehl herausgegeben. 1822. XVI u. 858 S. gr. 8.

Obwohl die öffentliche Beurtheilung eines zum kirchlichen Gebrauche einer Christengemeinde bestimmten, und bereits in derselben eingeführten Gesangbuches, keinen weitem Einfluß auf seine Empfehlung haben kann, so erscheint die Sache doch Rec. zu wichtig, als daß er nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit dabey zu Werke gehen sollte. Der kirchlichen Lieder Sammlungen ist eine große Zahl, und wir haben namentlich in den letzten zwanzig Jahren deren mehrere erhalten, welche sich durch Fülle der Lieder sowohl, als durch eine zweckmäßige Auswahl auszeichnen, die alten und veralteten Gesänge mit weiser Schonung verändern, und aus dem großen Schatze der neuern geistlichen Poesie verständig schöpfen. Darum sind aber auch die Anforderungen an ein neues Gesangbuch nicht gering, und wer zu der Herausgabe eines solchen berufen ist, oder sich berufen fühlt, übernimmt kein leichtes Geschäft, das eigentlich nur durch das Zusammenwirken von mehreren, sowohl Theologen, als Dichtern und Tonkünstlern, wenn die ersten nicht das letztere zugleich mit sind, zu einem glücklichen Resultate geführt werden kann. Denn die Lieder, die das Volk zur Belebung frommer und heiliger Gefinnungen, zur Ehre Gottes singt, müssen aus christlichem Geiste hervorgegangen seyn, dichterischen Werth haben, und sich ihrem Inhalte gemäß singen lassen. Sie dürfen nicht den Sektengeist dieser oder jener Schule athmen, sie dürfen nicht gereimte Prosa seyn, sie dürfen nicht willkürlich dieser oder jener Sangsweise untergelegt werden, die nur vermöge des Versmaasses dazu paßt. Sie sollen Gebete, fromme Herzensergießungen vor Gott, Lobgesänge, Danklieder seyn, oder wenn sie ja mehr die Form der Betrachtung haben, doch als wahrhaft kindliche Herzensgespräche zum Gebet einführen und in das Gebet übergehen. Einen großen Reichthum haben wir Deutschen an überaus herrlichen geistlichen Gesängen, und was uns das Zeitalter der Reformation, was uns die Dichterschule des 17ten Jahrh. Schönes überliefert hat, ist durch die Erzeugnisse der

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

goldnen Periode unserer vaterländischen Dichtkunst noch übertroffen worden. Unsere größten Dichter haben es sich zur Ehre gerechnet, die ihnen von Gott gewordene Gabe zur Verherrlichung Gottes anzuwenden. Dennoch aber hat die Auswahl und Anordnung große Schwierigkeiten; und die alten Lieder ihrer grammatischen, poetischen und dogmatischen Härten zu entbinden, ohne doch den zarten Hauch des heiligen Altarthums zu verwischen, ihre religiöse Fülle und Wärme ihnen zu nehmen, und das Kräftige, Schwungreiche derselben zu verwässern, ist eine Aufgabe, an welcher schon manche Lieder Sammler und Liederbearbeiter verunglückt sind.

Dieses Alles haben sich ohne Zweifel die Herausgeber des vorliegenden Gesangbuches, Hr. Konistorialrath *Behr* zu Gera und Hr. Pfarrer *Schmidt* zu Köstritz, bey der Uebnahme des ihnen von der obersten geistlichen Behörde übertragenen Geschäftes vorgestellt, zumal da sie nach bald erfolgtem Tode des mit dazu Beauftragten Hrn. Hofprediger *Neishart* zu Ebersdorf, und bey der Kränklichkeit des Hrn. Superintendenten Dr. *Hahn*, von dem bloß der Anhang verfaßt ist, dasselbe ganz allein betreiben mußten. — Von Einfluß auf ihre Arbeiten war es, daß sie sich genöthigt sahen, auf die bisher gebrauchten Gesangbücher, das *Geraische*, das *Lobensteinsche* Ebersdorfsche, und das alte *Freilinghaussche* Rücksicht zu nehmen, ohne daß sie doch durch diese Rücksicht allzusehr beschränkt worden wären. Rec. muß ihnen öffentlich das Zeugniß geben, daß sie ihr Werk mit dem rechten Ernst und mit innerm Berufe vollendet haben; er zählt die von ihnen gelieferte Lieder Sammlung zu den besten, die in neuerer Zeit erschienen sind; sie schließt sich an das *Bremische*, *Hildburghausische*, *Jauerische* und andere Gesangbücher würdig an, und wird den Gemeinden, in welchen es eingeführt ist oder wird, ein treffliches Mittel zur öffentlichen Gottesverehrung und häuslichen Erbauung gewähren. Dieses allgemeine Urtheil wird man bey einer nähern kurzen Darlegung des Inhalts bestätigt finden; es soll durch dasjenige, was Rec. etwa im Einzelnen zu rügen oder zu tadeln findet, nicht aufgehoben werden.

Die Zahl der Lieder ist im Allgemeinen hinreichend; es sind 990 Nummern, wobey jedoch bemerkt werden muß, daß von 953 an, ältere Lieder, die in der Sammlung selbst verändert worden,

noch einmal, bis auf einzelne Worte, unverändert abgedruckt sind. Sehr leicht hätte sich aber, auch wenn diese noch besonders gezählt worden wären, noch das Tausend voll machen lassen und dann wäre vielleicht manche einzelne Materie, (wovon nachher), noch etwas reichlicher bedacht worden. Drey Arten von Liedern, auf die in ältern Sammlungen nur wenig Rücksicht genommen worden, und die doch sehr wichtig sind, werden hier nicht vermisst, nämlich Missionslieder, Konfirmationslieder und Lieder auf das Reformationsfest.

In der Anordnung haben sich die Herausgeber an das *Dresdensche* Gesangbuch gehalten; die Lieder sind nach folgender Uebersicht gestellt: *Erste Abtheilung; Glaube des Christen*. Darin 1) von Gottes Mäcyn, Wesen und Eigenschaften 1 — 52; 2) von der Dreyeinigkeit 53 — 64; 3) von den Werken und Wohlthaten Gottes, auch vom Menschen 65 — 85; 4) von der Vorsehung 86 — 110. 5) von der Erlösung, ausser allgemeinen, enthaltend alle Advents-, Weihnachts-, Fasten-, Oster- und Himmelfahrtslieder und einige auf die Feste der Maria und des Johannes gehörige Gefänge 111 — 277; 6) von der Heiligung, umfassend Pfingst-, Tauf-, Konfirmations-, Abendmahls- und Reformationslieder, und solche, die sich auf die Seligkeit der Christen aus dem Glauben und durch den Glauben beziehen 278 — 415. *Zweyte Abtheilung; Verhalten des Christen*. 1) Im Allgemeinen von der Bestimmung des Menschen, seiner Sündhaftigkeit, Heilsordnung 416 — 489; 2) Pflichten gegen Gott und Christum 490 — 588; 3) Pflichten gegen uns selbst 589 — 646; 4) Pflichten gegen Andere, auch gegen veräußerte Geschöpfe 647 — 689; 5) Pflichten in besondern Verbindungen, in der häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft, auch Schullieder 690 — 734; 6) Pflichten in besondern Umständen, bey den verschiedenen äußern Schicksalen, auch alle Sterbelieder 735 — 840; 7) Pflichten in besondern Zeiten; hieher fallen sämmtliche Lieder der Sonntagsfeyer betreffend, die Aerntelieder, Abend- und Morgenlieder, und die bey besondern Fällen; auch die Einführung eines neuen Gesangbuches ist nicht vergessen 841 — 952. Die alten unverändert gebliebenen Lieder von 952 bis 990 haben ihre besondern Ueberschriften, und es ist bey der Inhaltsanzeige zugleich auf sie Rücksicht genommen. Im Allgemeinen wird man dieser Anordnung das Lob der Leichtigkeit und Natürlichkeit zustehen müssen, obwohl sie sich noch auf vielfache andere und vielleicht zweckmäßigere Weise hätte treffen lassen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß manche Materien etwas zu sehr zerstückelt sind, z. B. die Lieder für die öffentliche Verehrung Gottes treffen mit den Sonntagsliedern, die unter einer andern Rubrik stehen, zusammen; die Lieder in besondern glücklichen Umständen gehören zu den Dankliedern; die in allerley Trübsal mit unter die, so Vertrauen und Ergebung aussprechen. Auch hätte wohl eigentlich die Materie von Men-

schenbestimmung, Sünde, Reue und Buße mit zur ersten Abtheilung, in das Kapitel Heiligung gehört. Doch Rec. will darüber mit den Herausgebern nicht rechten, zumal da sie sich hier an das *Dresdensche* Gesangbuch hielten.

Was nun die *Auswahl* betrifft, so findet man die gewöhnlichsten alten Lieder, zum Theil verändert, zum Theil, im Anhang, unverändert, und von den bessern neuern Liedern sehr viele; namentlich ist von Gellert und Klopstock das Herrlichste gegeben. Von Novalis ist nur ein einziges Lied aufgenommen; „Wenn Alle nütren werden;“ vielleicht stand bey einigen der Mangel einer Kirchenmelodie dabey hindernd im Wege. Ein Missionslied und ein Konfirmationslied, von Hr. Schottin, waren Rec. neu, haben ihn aber besonders angesprochen. Die Rubrik *Synodallieder* ist reich versorgt. Dagegen hätten wohl sich noch ein paar gute Lieder für die *Demuth*, die doch von der *Bescheidenheit* verschieden ist, aufnehmen lassen. Ueber das eheliche Leben vermisst Rec. noch ein paar recht eingreifende. War den Herausgebern nicht das herrliche Lied von Sonntag für diesen Zweck in dem *Petersburgischen* (auch wohl im *Rigaischen*) Gesb. bekannt? Für die Freundschaft hat besonders Niemeyer sein bekanntes schönes Lied gegeben. Die Rubrik: Lieder der Aeltern für die Kinder, ist etwas mager; eben so die der Unterthanen für die Obrigkeit; überhaupt fehlt es an Vaterlandsliedern, wozu wir auch Friedens- und Siegeslieder rechnen. Unter den Sterbeliedern hätte Rec. gern das alte von S. Dach mit einem Zusatz von Baumgarten „O, wie selig seyd ihr doch ihr Frommen u. s. w.“ hier gesehen, so wie Dach sowohl als Flemming gewiss noch mehr darbieten, als das eine Lied, das jeder von ihnen geliefert hat. Ein schönes, Rec. bisher unbekanntes Lied von Sachs „Wie Augenblicke fliehen u. s. w.“ befindet sich unter dieser Ueberschrift. Aber ein recht kräftiges, erschütterndes Bußtagslied fehlt; die hier gegebenen sind mehr Bettagslieder. Bey den ältern Abendliedern suchte Rec. vergebens das schon um seiner wundervollen Melodie wegen aufzunehmende Lied: „Nun sich der Tag geendet hat!“ Warum fehlt von dem Liede: „Lass mich dein seyn und bleiben!“ der zweyte und dritte Vers? — Doch diese Bemerkungen sollen die hier gegebene Auswahl nicht als eine unzweckmäßige darstellen.

Wir wenden uns nun zu der *Bearbeitung* der ältern Lieder, hier kann Rec. im Allgemeinen das Zeugniß geben, daß die oben für diesen Punct aufgestellten Forderungen erfüllt sind, wenigstens den Herausgebern vorgeschwebt haben. Nicht selten aber, und namentlich da, wo sie die *Ditterichschen* und andern Veränderungen aufgenommen haben, lassen sich Ausstellungen machen, und es erscheint statt der Verbesserungen, Verwässerungen, nicht zu gedenken, das der Geist des Alterthümlichen durch allzustrarke Aufhellung vercheucht worden ist. Rec. hält auch etwas von klaren und ge-

geklärten Begriffen, aber da wo sie hingehören, in dem Gebiete des Verstandes, auf dem Lehrstuhle erster Wahrheit und lichtvoller Weisheit; die Poesie jedoch, auch die geistliche, keimt aus den Tiefen des Gemüthes empor, und soll zum Herzen sprechen. Dem genügen Andeutungen schon; und die Sprache der Empfindung, welche die ascetische Sprache ist, wird nur an Kraft verlieren, wenn man sie in das Gebiet der reinen Prosa herabziehen will. Rec. erläutert seine Behauptung durch einige Beyspiele aus diesem Gesangbuche. Zuerst stößt ihm auf das Lied: „Wie soll ich dich empfangen u. s. w.“, welches hier nach *Neander* abgedruckt ist, und der Leser möge selbst entscheiden, welches von beiden, die neuere Bearbeitung, oder die ursprüngliche Lesart den Vorzug verdiene.

Paul Gerhard.

Wie soll ich dich empfangen,
Und wie begog' ich dir,
Du aller Welt Verlangen,
Du, meiner Seele Zier?
O, Jesu, Jesu, sünde
Mir selbst die Fackel an,
Damit ich immer lude,
Was dich erlösen kann.

Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herr so soll dir grünen
In Stets Lob und Preis
Und deinem Namen dienen
So gut ich kann und weiß.

Neander.

Wie soll ich dich empfangen
Heil aller Sterblichen!
Du Freude, du Verlangen
Der Trostbedürftigen!
Gieb selbst mir zu erkennen
Wie, deiner Güte voll,
Dich meine Seele nenne,
Dich würdig preisen soll.

Ein' streute man dir Palmen,
Jetzt soll die Dankbegier,
Mein Heil, in Freudenspalmen
Ergiessen sich vor dir.
Dich, dich will ich erheben,
So gut ich Schwacher kann;
Mein Herr will ich dir geben,
O nimm es gnädig an!

Ohne gerade der zweyten Lesart das Verständliche, oder das Christliche absprechen zu wollen, leuchtet doch auf den ersten Blick ein, wie matt die Veränderungen ausgefallen. Wo bleibt da die Lieblichkeit in der Benennung Jesu: „Du meiner Seele Zier? Wie viel kräftiger ist das von *P. G.* gebrauchte Bild, von der angezündeten Fackel. Wie lebendig spricht das „in Psalmen ermuntern meinen Sinn,“ statt des gewöhnlichen prosaischen: „in Psalmen sich ergiessen;“ und welch eine wahrhaft poetische, und doch so natürlich kindliche Anspielung in den *grünen Zweigen und dem grünenden Herzen*!

Eben so ist das Lied „o Haupt voll Blut und Wunden“ hier nach *Dietrich* gegeben, wo zwar manches geschmacklose Bild hinweggefallen ist; wo aber auch der ganze schöne vorletzte Vers:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden
So tritt du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herz seyn,
So reiß mich aus den Angsten,
Kraft deiner Angst und Pein!

fehlt.

In dem sonst zweckmäßig veränderten Liede: „O Seele welche Seligkeit u. s. w.“ ist unstreitig in dem 6ten Verse ein Fehler gegen die Syntax. Es heist da:

Dein Wort ist meines Lebens Licht,
Es lehrt mich richtig gehen,
Und in der Sünde Rote nicht,
In ihrem Rache stehen.

Offenbar muß hier die Negation wiederholt werden und es heißen:

In ihrem Rache nicht stehen.

Der zweyte Vers des bekannten Liedes: „Herr, mein Licht, erleuchte mich u. s. w.“ scheint auch durch die Veränderung nicht verbessert worden zu seyn, indem eine Nebenvorstellung verloren gegangen ist. Es heist hier am Schlusse:

Was zu meinem Heil mich führt,
Und mir, deinem Knecht, gebührt.

Die alte Lesart dagegen hat:

Was zu meiden mir gebührt.

Das Lied von Klopstock: „Wie wird mir dann, o dann mir seyn u. s. w.“ ist hier ursprünglicher abgedruckt als in vielen Gesangbüchern, wo es zum Theil nach *Dietrich* steht. — Die Lesart: „So sey nun Seele deines“ in dem letzten Verse des Liedes: „In allen meinen Thaten u. s. w.“ ist zwar ursprünglich, und giebt auch einen guten Sinn; aber Rec. würde doch die Veränderung in „*seine*“ vorziehen, da sie mehr zum Ganzen paßt, und es noch nicht ausgemacht ist, ob nicht der Dichter wirklich so hat schreiben wollen.

Eben so würde Rec. in dem Liede: „Befehl du deine Wege u. s. w.“ die vorletzte Zeile:

„Stark' uns're Füß' und Hände!“

mit einigen andern Gesangbüchern verändert haben in:

„Stark' Herzen uns und Hände!“

Das Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht!“ ist sehr zweckmäßig verändert.

Und nun noch einen Blick auf die *Wahl der Metoden* für dieses Gesangbuch. Die Weise: „Wer nur den lieben Gott läßt walten u. s. w.“ findet sich auch hier wie in andern Gesangbüchern, besonders dem *Berlinischen*, sehr oft. Aber die dadurch leicht mögliche Einförmigkeit wird vermieden dadurch, daß bey denjenigen Liedern, welche einen freyern lebendigeren Schwung haben, neu aber gesetzt ist, wahrscheinlich die falsche. Zu wünschen wäre nur, daß eingeführt wäre. Einem Liede, auch durch eine kleine Veränderung „Dir dir Jehovah will ich singen u. s. w.“ untergelegt worden. Freylich bekommt das Ganze durch Hinzusetzen eines Fußes in der zweyten, vierten fünften und sechsten Zeile etwas Schleppendes, was auch hier bey dem Liede: „Gott werde stets von dir erhoben u. s. w.“ nicht immer glücklich vermieden

den ist. — Zwey Melodien, die Ein und dasselbe Versmaafs haben, nämlich die, worauf „O Haupt voll Blut und Wunden u. f. w.“, und „Wie soll ich dich empfangen u. f. w.“ geht, scheinen mit einander verwechselt zu seyn; sie sind hier bezeichnet durch: „Schatz über alle Schätze u. f. w.“ und „Keinen hat Gott verlassen u. f. w.“; aber, wie Rec. dünkt, ohne rechte Unterscheidung, dafs die Eine Fastenmelodie, die Andere Adventsmelodie ist; wie ja bekanntlich die kirchlichen Zeiten nicht blofs ihren eigenthümlichen Liedeston, sondern auch ihre eigenthümliche Sangesweise haben. Wahrscheinlich sind die ursprünglichen Melodien für die beiden Lieder: „Herzlich thut mich verlangen u. f. w.“ und „Valet will ich dir geben u. f. w.“ — Die Melodie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme u. f. w.“ eine der herrlichsten, die wir besitzen, eine eigentliche Hochfestmelodie, die in manchen Gesangbüchern zu wenig vorkommt, findet sich hier häufiger; jedoch wohl nicht allemal passend und zweckmäfsig angewendet, was aber mehr der Dichter als der Herausgeber zu verantworten hat. Diefs ist z. B. der Fall bey dem Liede von Cramer, 421: „Deine Schöpfung, Erd' und Himmel u. f. w.“ Die Anerkennung der eigenen Sündhaftigkeit, darf auch in der Singsweise nichts Jubelvolles oder Ernsterhebendes haben, sondern mufs sich auch demüthig und schmerzvoll aussprechen. — Eine überaus schöne, obwohl etwas schwere Melodie, die auch *Graun* in seine Passion eingeflochten hat: „Ich bin ja Herr in deiner Macht u. f. w.“ fällt ganz weg, da das ursprünglich dazu gehörige *Dach'sche* Lied, nach *Dietrich* durch Weglassung eines Fusses in der 3ten und 6ten Zeile so verändert ist, dafs sie dadurch der Melodie „O Ewigkeit, du Donnerwort u. f. w.“ angepaßt worden.

(Der Beschlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

DANZIG, in der Albertischen Buch- und Kunsth.:
Dichtungen, von *Friedrich Wilhelm Krampitz*.
1822. XVI u. 304 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. dieser Gedichte, welcher zu Danzig lebt, hatte sich dem Studium der Theologie gewidmet, erblindete aber plötzlich ohne weitere Veranlassung, als eine starke Anstrengung der Augen bey Licht, und sah sich dadurch in seiner Laufbahn gehemmt. In diesem unglücklichen Zustande ist die Muse, deren Gaben er uns hier vorlegt, ihm milde Trösterin. Schon deshalb müssen sie die Theilnahme jedes fühlenden Gemüths erwecken; aber auch durch ihren Inhalt

machen sie sich einer freundlichen Aufnahme würdig. Wir finden darin einen ruhigen hellen Verstand, einen frommen und gefassten Sinn, der das härteste Geschick mit Muth und selbst mit Heiterkeit trägt, Allem, was edel, schön und grofs ist, mit warmer Theilnahme huldigt, und das innigste Gefühl für Freundschaft, Dankbarkeit, Vaterland, Natur und echte Freyheit hegt. Mit rührender Innigkeit preist er das herrliche, belebende Licht des Tages, welches er erst jenseits wiederzusehen hoffen darf, und den Urquell desselben, aber zugleich erkennt er dankbar die mannigfachen Genüsse und Freuden an, die ihm auch in seinen jetzigen Zustande noch übrig bleiben. Aus einem solchen Munde müssen erhebende Worte, wie z. B. folgende:

Männlich ziemt's dem Manne zu ertragen,
Was des Schicksals Hand ihm auferlegt,
Und aufstellen mufs ihn feiges Zagen,
Wenn des Unglücks schwarze Stunde schlägt.

Wenn auch das Verhängniß unsre Hülle
In den Staub despotisch hier zertritt,
Herrlich triumphirt des Geistes Wille,
Wenn er liegend gegen Laster tritt. —

doppelt ergreifen. Als Dichter besitzt er nicht die schöpferische Kraft, die sich neue Wege bahnt, aber ein fleissig ausgebildetes Talent. Seine Muster scheinen Dichter, wie *Bürger* und *Schiller* gewesen zu seyn, die sich durch Klarheit, Rundung und Eleganz der Sprache auszeichnen; von gewissen spätern Verirrungen des Geschmacks haben wir keine Spur bey ihm gefunden. Die neuern Sylbenmaasse und auch das alte elegische behandelt er im Ganzen mit Leichtigkeit, doch ist das Technische seiner Poesien nicht streng vollendet; falsche Reime und Hiatus kommen nicht selten vor. Manchen seiner Gedichte möchte man weniger Breite wünschen; diefs gilt besonders von den poetischen Erzählungen und romanartigen Versuchen, denen überhaupt ein rechtes Leben mangelt und die wir für den schwächsten Theil dieser Erzeugnisse erkennen müssen.

Gefreut hat es uns, aus mehreren Stellen des Buchs zu erfahren, dafs der Vf. in seinem Unglück die Theilnahme und Unterstützung wackerer Männer geniesst; auch zeugt das vorgedruckte Pränumerantenverzeichniß von der Bereitwilligkeit seiner Mitbürger, das Unternehmen zu fördern. Unter den Pränumeranten befinden sich nicht wenige Handwerker, unter andern vier Schuhmachermeister und vier Bäckermeister. Möge es dem Vf. in seinem Unglück auch künftig nicht an Trost und Erheiterung fehlen!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GERA, ohne Angabe des Verlegers: *Gera'sches
Gefangbuch, nebst Gebeten u. l. w.*

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Theil dieses Gefangbuches, der sich unmittelbar an die unverändert abgedruckten 38 ältern Lieder anschliesst, und Hrn. Superintendenten Dr. Hahn zum Bearbeiter hat, führt die Uberschrift: *Einige Gebete zum abwechselnden Gebrauche bey der besondern und allgemeinen Gottesverehrung*. Er enthält also theils dasjenige, was sonst in einem Andachtsbuche vorzukommen pflegt, theils solche Gebete, die in eine Agende gehören. Was das erste anbetrifft, so kann man darüber wohl mit dem Vf. einig seyn, daß es sich ganz zweckmässig als Anhang bey einem Gefangbuche befinden könne, da dieses ja auch Erbauungsbuch seyn soll, und mehrere Gefangbücher haben auch solche Anhänge. Bey dem zweyten hingegen möchte diels bezweifelt werden, da es nicht Responsorien, oder Bibellectionen sind, welche die Gemeinde in der Hand haben muß, wie etwa, in dem Hallischen Stadtgefingbuche, die Leidens Geschichte Jesu nach allen 4 Evangelisten, über welche in bestimmten Abschnitten zu gewissen Zeiten gepredigt wird, sondern eigentliche Kirchengebete, bey welchen das Nachlesen die Erbauung eher hindern als fördern möchte. Doch dem sey, wie ihm wolle, wir haben es hier mit der Sache zu thun. Dem Umfange nach ist diese Sammlung von häuslichen und kirchlichen Gebeten reich; es finden sich eine Menge Herzensergießungen für allgemeine und besondere Fälle. Die erste Abtheilung enthält zuvörderst *Morgen- und Abendgebete* für zwey Wochen; sodann *Beicht- und Communion-*, endlich *Krankengebete*. Rec. muß die Sorgfalt lobend anerkennen, mit welcher der Vf. dabey zu Werke gegangen ist, und der Sinn, in welchem sie verfaßt sind, ist ein wahrhaft frommer; sie drehen sich nicht bloß in fromm seyn sollenden Redensarten herum, oder glauben durch eine von der Dogmatik entlehnte Terminologie zu genügen. Eher möchte ihnen, besonders den Morgen- und Abendgebeten, auf der andern Seite oft etwas von dem Schwünge, der Innigkeit, dem Andringenden, dem Herzlichen und Treuerhizigen, dem Einfach - Rührenden abgehen, das man gewöhnlich mit dem Namen der *Salbung* bezeichnet, und was den eigentlichen Gebets-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

ton ausmacht, der sich in ältern Gebeten bey allen Härten der Sprache findet. Es sind oft mehr Betrachtungen als Gebete: denn die bloße Anrede, „Vater und Herr meines Lebens!“ macht eine Aufzählung der göttlichen Wohlthaten, oder eine Beschreibung der Empfindungen, die im Erzählungstöne vorgetragen wird, noch nicht zum Gebete. Freylich scheinen auch Rec. für diesen Zweck der häuslichen Andacht, Betrachtungen und Monologen, welche in ein kurzes kräftiges Gebet am Schlusse übergehen, das Zweckmäßigsie zu seyn; allein das findet hier nicht Statt. Es kommen gar zu viele Wendungen aus der gewöhnlichen Conversationsprache vor, obwohl an eingestauten Bibelfstellen, was wir loben, kein Mangel ist. Der Name *Christus*, wird zu selten gebraucht. Ausdrücke wie „Gieb aber auch, hilf aber auch! Gieb vielmehr“ zieren kein Gebet.

Die *Selbstprüfung vor der Beichte* (S. 690.) ist zweckmässig, nach den zehn Geboten und Luthers Ideen, doch hätte das Ganze noch tiefer aufgefäst und fruchtbarer dargestellt werden können, wenn dabey der Blick auch auf das Vorbild des Erlösers gelenkt worden wäre. Besser noch ist das kurze *Beichtgebet* (S. 695.); nur hätten wir den Reim:

„Um seinerwillen schonen,
Mir nicht nach Sünden lohne!“

hinweg gewünscht. Das Gebet nach der Beichte (S. 696.) und die darauf folgenden beiden Abendmahlsgebete verdienen Lob, sie sind reichhaltig an Ideen, biblisch und kräftig. Unter den Krankengebeten findet Rec. die Seufzer eines Kranken, namentlich den ersten und dritten, das Gebet nach der Genesung, das Gebet eines Sterbenden lobenswerth, dem Gebete bey Sterbenden fehlt es dagegen an Reichhaltigkeit der Ideen und an Kraft.

Die *zweyte Abtheilung* dieses Anhangs enthält Gebete zum Gebrauche bey der öffentlichen Gottesverehrung, und darunter zuerst: „*Erhebungen des Herzens beym Anfange der Gottesverehrung!*“ also eigentliche kurze Altargebete, statt der sonst üblichen, von dem Geistlichen gesungenen Kollekten. Es sind ihrer siebzehn; mehr oder minder zweckmässig. Am besten haben Rec. gefallen die kürzern Nr. 7. 9. 12. Gebete dieser Art müssen bey aller Kürze einen großen Reichthum von Ideen bieten und besonders kräftig seyn. Das läßt sich nicht immer von den hier vorkommenden sagen. Es ist oft

R (6)

zu

zu große Wortfülle darin, und der Sprache fehlt es manchmal zu sehr an der Einfachheit, welche die echte Kirchensprache auszeichnet. Wendungen wie: „O wie legenreich müssen, werden solche Erhebungen seyn!“ — oder „Ach da ist es wohl leicht, daß wir auf unserer Wanderschaft ermüden!“ gehören nicht in Gebete! Ausdrücke der mehr philosophischen Sprache, als: „im Hochgefühl unseres Seyns,“ — „in Ansehung unserer“ — „Gottes nothwendige Natur“ — „etwas unserm Geiste nahe halten“ — „der sittliche Regierer des Weltalls“ — ebenfalls nicht. Auch der Gebrauch des Wortes „Gottheit“ für Gott, und „religiöse Versammlungen“ für Christengemeinden, ist nicht christlich genug. Sonderbar sticht dagegen wieder das allzubildliche: „sich niederwerfen zu dem Fußstuhel seines glorreichen Thrones“ ab. Was in diesen Gebeten gereimt ist, hat Rec. am wenigsten angesprochen; einmal liebt er gereimte Gebete, wenn sie nicht als Lieder gesungen, oder in die Predigt (und dann kurz) eingeflochten werden, nicht; und dann fehlt es ihnen auch an der einfachen Würde, die das Kennzeichen der geistlichen Dichtkunst. Z. B. S. 713.

*Zünde selbst das Opfer an,
Das auf unsern Herzen liegt*

oder S. 718.

*Höchste Urkraft, Erd und Himmel
Ist voll deiner Majestät!
Wie das große Sternengewimmel
Ach, so herrlich vor dir steht!
Du gebeu'st! Und Sonnen winden
Unter dir sich ohne Zahl!
Deiner hundert Augen Strahl
Bleibt bis zu den tiefsten Schlünden! u. s. w.*

Von S. 722 an folgen Formulare zur allgemeinen Beichte und Absolution, wie sich noch in vielen Kirchen der alten evangelischen Sitte gemäß unmittelbar nach der Predigt gesprochen wird. Rec. gesteht unvorher, daß ihm das alte, vorangestellte, am besten gefalle; wenn er auch sonst den Wechsel, was die Gebete selbst anbetrifft, angemessen finden sollte, denn die alte geheiligte Formel der Absolution, darf seiner Ansicht nach durchaus nicht geändert werden. Dagegen giebt Rec. zu, daß diese Beichtgebete und kurzen Anreden, wie der Vf. S. 731. andeutet, dazu dienen können „der Privatandacht an Beicht- und Kommunionstagen Stoff und Nahrung zu geben.“

Unter den allgemeinen Kirchengebeten (S. 732 bis 750.) zeichnet sich das „bisherige“, das alte, vor den übrigen unzweifelhaft an dem aus, was Gebets- ton und Gebetsgeist genannt werden muß, und was den in der neuern Zeit verfaßten Gebeten so oft fehlt; daß es zuweilen scheinen will, als wenn die neuere Zeit das Beten ganz verlernet habe. Mit wenigen Veränderungen wäre dieß Gebet ganz musterhaft geworden, ihm am ähnlichsten sind: Nr. 12. und Nr. 13., auch nach ältern Gebeten gearbeitet. Es gilt von den übrigen, was schon oben bey den Morgengebeten bemerkt ist. Unter den darin vorkommenden versificirten Stellen ist uns besonders

eine aufgefallen, in welcher der Reim zu einem ganz verunglückten Bilde gezwungen hat.

*Da wird geweiht
Freud und Leid!
Bey der Harfe frommen Psalmen
Treibt das Leben goldne Halmen (?)
Und im hohen Sternreich
Prangt des Friedens Palmenzweig.*

Bey den hier vorkommenden Umschreibungen des Vater Unfers, die Rec., bis auf einige Härten im Verse, angesprochen haben, muß er jedoch bemerken, daß er solche Paraphrasen, wenn sie das einfache wörtliche Gebet selbst ersetzen sollen, zu dem kirchlichen Gebrauche nicht zweckmäßig findet. Sie mögen in der Predigt, oder bey einem Vortrage über das V. U. selbst wohl mitunter gesprochen werden, aber liturgische Bedeutung sollten sie nicht erlangen, dazu ist gerade das V. U. in der Urgehalt seiner Wortkargheit am passendsten.

Auf die S. 750. vorkommenden Veränderungen des Segenswunsches leidet dieß ebenfalls Anwendung. Der übliche mosaische Segen hat einmal kirchliches Moment, und gehört zu dem, was bleiben muß, wenn auch darin manches nicht gerade im Sinne der neuern Zeit seyn, oder mehr dem Bilderkreise heiliger Dichtung, als dem Reiche des gemeinen Verstandes angehören sollte.

Unter den Festgebeten (S. 751 — 802.) ertheilt Rec. den beiden ersten, auf den ersten Adventssonntag, den Vorzug. Die übrigen tragen mehr oder minder die schon oben gerügten Mängel, und das zum Theil deshalb, weil in ihnen die Idee des Festes, für welches sie bestimmt sind, nicht recht kräftig und lebendig hervorgehoben ist. Es fehlt ihnen daher an der christlichen Festbegeisterung, und an Reichhaltigkeit der Ideen; das letztere scheint schon aus der unverhältnißmäßigen Kürze einiger von ihnen hervorzugehen, namentlich der Ofter- und Pfingstgebete. Das Reformationsfest hat bey weitem das längste Gebet erhalten.

Die zuletzt mitgetheilten Gebete bey besondern Fällen zeichnen sich durch nichts besondres aus. Auch hier findet man betrachtende Stellen und darin allzu gekünstelte Wendungen, wie unter andern in einem Gebete nach einer Feuersgefahr.

Von den Gesängen zum Confirmationsfeste, und von einigen andern als Gebete gegebenen Liedern, hätten wir gewünscht, sie nicht hier, sondern in dem Gesangbuche selbst zu finden, dann aber wären dieselben die letzte Feile von der Hand des Vfs. noch anzulegen gewesen. Dieß gilt besonders von einem versificirten Gebete auf den Charfreitag, daß weder in Rücksicht des Inhalts, noch der Sprache durchaus zu loben ist. Gleich zu Anfang, wo es heißt:

*Hier unter deinem Kreuze || Scheun wir zu dir hinauf,
Hinweg ihr steln Reize! || Fließt meiner Thränen Lauf!*

ist offenbar *Reize* nur des Reims auf Kreuze wegen gewählt, eines Reims, der noch dazu unrein ist. Der zweyte Vers befriedigt noch weniger:

Wer noch in seinem Herzen || Gefühl fürs Große hegt,
 Der ehre die Schmerzen, || die der Unschuldge trägt.
 Den Himmel in der Seele, || die Gottheit in der Brust, (?)
 Wählt er die Jannervöhle (?) || entlag der Erde Luft (!)

Wie viele matte und zum Theil unrichtige Gedanken! Und dann die falsche Messung von *Unschuldge*, das kein o — sondern ein — — o ist. Im letzten Verse:

Da will ich lernen kämpfen, || für Wahrheit Recht und Pflicht,
 Des Fleisches Einwand dämpfen || vorm Siege ruhen nicht!
 ist der Ausdruck „einen Einwand dämpfen“ ganz unrichtig, denn ein Einwand wird gehoben; der aber „vorm Siege nicht ruhen,“ theils unverständlich theils ungenau.

Doch genug! Rec. glaubt den Vf. dieser liturgischen Versuche durch die Aufmerksamkeit zu ehren, mit welcher er das darin Mißlungene, was aber zum Theil der gegenwärtigen Zeit überhaupt zuzurechnen ist, aufgesucht und hier angedeutet hat. Möchte derselbe, bey dem Berufe, den ihm sein Amt und sein Herz für diesen Zweig der literarischen Thätigkeit ertheilen, sich insonderheit an die alten Muster halten, um seinen Gebeten und Liedern diejenige einfache Erhabenheit einzuhauchen, welche das Wesen der kirchlichen Rede und kirchlichen Dichtkunst ausmacht. Es wird uns freylich bey der ganzen Art und Weise unserer jetzigen geistigen Bildung schwer, in dieser Hinsicht stets das Rechte zu finden; aber bey einem wahrhaft frommen Eifer, wie er dem Vf. eigen ist, und bey solchen natürlichen Anlagen, wie er besitzt, wird er durch anhaltenden Umgang mit den großen Geistern aus der Zeit der Reformation, gewiß zu einem erfreulichen Ziele gelangen. Dort, bey Luther und seinen Gefährten, strömt der Quell, aus dem wir schöpfen müssen, um unsern öffentlichen Gebeten und Gesängen die Fülle und Kraft, die Wärme und Innigkeit zu geben, die ihnen zu eigen werden muß, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, die Herzen der versammelten Gemeinde zu ergreifen, im Schwunge der Andacht fortzureißen und zu heiligen Bestrebungen zu entflammen. Da haben *Paul Fleming* und *Paul Gerhard*, da haben *Gellert* und *Klopstock* geschöpft, und Lieder gedichtet, die wir nicht übertreffen, aber vielleicht erreichen können, wenn ein göttlicher Funke in uns lebt.

Die Herausgeber des Gesangbuches haben am Schlusse desselben, sehr zweckmässig ein Register der Lieder nach ihren Anfängen und Numern, mit Angabe ihrer Verfasser; und mit kleinerer Schrift noch biographische Notizen über diese Verfasser geliefert. Auf die nähere Beurtheilung dieses Theils ihrer Arbeiten kann sich Rec. hier nicht einlassen. Soweit er das Register verglichen hat, ist ihm nichts Unrichtiges aufgefallen, als das hier immer noch *Klopstock* als Verf. des Liedes: Auferstehn, ja auferstehn wirst du u. s. w., angegeben ist. Bekanntlich hat dieses Lied, nach seiner eigenen Erklärung darüber, der verstorbene Profes-

for der Rechte, *Paul Stockmann* zu Leipzig, der auch als lateinischer Dichter sich ausgezeichnet hat, verfaßt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahn'schen Hofbuchh.: *Die Insel Norderney* und ihr Seebad, nach dem gegenwärtigen Standpunkte. Von Dr. F. W. von Halem, königl. groß. brit. Hannöv. Medicinalrath. 1822. Mit 3 Kupfern. 240 S. 8.

Als, zumal seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Seebäder, zuerst in England, wieder in Mode gekommen waren, warf der berühmte *Lichtenberg* in einem Aufsatze des Göttinger Kalenders v. J. 1793 die Frage auf: warum Deutschland noch kein öffentliches dergleichen besitze. Diefes veranlaßte mehrere Vorschläge hierzu, und der verstorbene Herzog von Mecklenburg-Schwerin führte das erste, mit Zuziehung *Vogel's* im J. 1794 bey Dobberan aus. Der glänzende Erfolg dieser so zweckmässig angelegten Anstalt brachte im J. 1797 auch für Ostfriesland die Einrichtung eines solchen Seebades zur Sprache, und 1799 zur Ausführung, wie denn seitdem sich noch mehrere (*Wangeroo* u. s. w.) gebildet haben. Gegenwärtige angenehm zu lesende Schrift ist daher sehr verdienstlich, indem sie vollständig mit dem Gebrauche und den so vortrefflichen Einrichtungen dieses Bades, so wie den Uebeln, gegen welche es besonders Empfehlung verdient, bekannt macht. Der Vorzug der Nordseebäder vor denen der Ostsee, daß sie Ebbe und Fluth besitzen, wo zumal, wenn das Bad während letzterer angewandt wird, der Wellenschlag und vielleicht auch die mehr aufgeregten Meergewürme nicht ohne wohlthätigen Einfluß zu seyn scheinen, sichert ihnen noch einen besondern Werth. Auch ist Norderney jetzt im fortwährenden Aufblühen, und schon im J. 1820 wurden dafelbst über siebentehntausend Bäder genommen.

Norderney, wenig vom Festlande abgelegen, ist eine Sandinsel, auf der Westseite mit mehrern Reihen sehr hoher und sehr bewachsener Dünen umgeben. Zur Zeit der Ebbe kann man den Weg vom Lande auf sie zu Fuß machen. An Pflanzen ist sie nicht so arm, als man anfangs vermuthet sollte. Ein Aufsatz des Prof. *Mertens* der in die Schrift aufgenommen ist, nennt viele interessante, als z. B. *Cakile maritima*, *Jasione*, *Pyrola*, *Parnassia* u. a. Auch die zahlreichen thierischen Meerbewohner und mehrere Strandvögel beleben den Ort, der zur Badezeit noch manche gesellige Annehmlichkeiten hat. Mit Inbegriff der öffentlichen Gebäude zählt die Insel 135 Häuser, die gegenwärtig meist zur Aufnahme der Gäste sehr annehmlich eingerichtet sind.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) DRESDEN, in d. Arnoldischen Buchh.: *Novellen von Ludwig Tieck*. Erster Band, die Gemälde.

des. Zweyter Band, die Verlobung. 1823. zuf. 308 S. 8.

2) *Ebendaf.*, in ebenderf.: *Phantastücke und Geschichten von C. Welsflog. Erster und zweyter Band.* 1824. zuf. 538 S. 8.

Die Arnoldische Buchhandlung hat, wie der diesen beiden Werken beygefügte literarische Anzeiger besagt, schon seit geraumer Zeit die deutsche Lese- welt mit den Schriften der beliebtesten Erzähler versehen, und verpflichtet sich dieselbe auch wieder durch diese neue Gabe, welche aus ihrer Officin hervorgeht. Die hier von beiden Schriftstellern, dem ältern Meister und dem jüngern Kunstgenossen gelieferten Erzählungen erscheinen übrigens hier zum zweyten Male, nachdem sie früher schon in Almanachen und Tageblättern ihre Leser gefunden und ergetzt haben. Sie haben also ihre Beurtheiler bereits gehabt, und ihr Werth ist auch weiterhin anerkannt worden.

1) Was zuvörderst den alten Meister anbetrifft, welcher schon in sehr früher Zeit durch Beyspiel und Regel, geleitet von eigenthümlichem Genius, die Entwicklung der deutschen schönen Literatur, besonders im Fache des Romantischen gefördert, und durch ein längeres Leben mit der Kunst und in der Kunst sich zu einem der ersten Kunstkritiker hinaufgebildet hat, so darf von ihm wohl etwas Vollendetes erwartet werden, und dies ist auch vorzüglich in der ersten Novelle „die Gemälde“ von ihm geleistet worden. Hier, wo es darauf ankam, die verschiedenen Ansichten über verschiedene einzelne Gegenstände der Malerey darzustellen und zu prüfen, muß man die Reife seines Urtheils in diesem Fache und die Gewandheit bewundern, mit welcher er über das Ganze den Zauber des Lebens verbreitet, indem er nicht aus der Eigenthümlichkeit der handelnden Personen und der Schranke der Geschichtserzählung heraustritt. Weniger hat er Rec. befriedigt in der zweyten Novelle „die Verlobung“, wo er sich auf einem etwas fremden Felde bewegt. Daher fehlt es dieser Darstellung etwas an Tiefe; die Erscheinung des pietistischen Irrwahns in dem weiblichen Herzen ist nicht vielseitig genug aufgefaßt, das Räthsel desselben nicht genügend gelöst, sie selbst nicht so streng von der wahren Religiosität geschieden, als es geschehen mußte, wenn der ethische Zweck der Erzählung, Warnung vor solchen Verirrungen, erreicht werden sollte. Damit spricht aber Rec. dieser Novelle keinesweges den Werth als einer solchen ab. Auch hier erkennt man den Meister in der hohen Reinheit der Sprache, in der Vollendung der Form, in dem Reichthum der

Ideen, in der Lebendigkeit der Darstellung, so daß er Muster wird für die Kunstjünger unserer Zeit, welche nur zu häufig in der Nachahmung fremder, namentlich Englischer Originale, die edle Einfachheit verlieren, welche der deutsche Erzählungston verlangt, und die vereinigt mit wahrer Genialität, nächst Göthe besonders wohl Tieck zeigt.

2) Der Vf. dieser zweyten Sammlung hat dieselbe in einer eigenen Vorrede „Brief des Privatschreibers Kätzlein an E. T. A. Hoffmann in Döschinistan“ diesem verstorbenen Schriftsteller gewissermaassen zugeeignet, aber auch zugleich eine Art von Kritik über dessen oft überschätzte Werke ergehen lassen, in welche Rec. größtentheils mit einstimmt, die er aber hier nicht wiederholen will. Was jedoch nach des Vf. Absicht die hier gegebenen Phantastücke (mährchenhafte Erzählungen) von mehreren der Hoffmannschen unterscheiden soll, nämlich der Sinn in dem Unfinn, das hat Rec. auch hier nicht immer klar herauszufinden vermocht; und so gut er sich bey „Eps dem Zwiebelkönig“ eine dem Spukhaften zu Grunde liegende geistige Idee zu denken vermag, so gut kann er dies auch bey Hoffmanns „goldnem Topf.“ Weiter ist aber auch seiner Ansicht nach nichts nöthig, wenn einmal von einem Mährchen die Rede ist, und darum bestehen beide in dieser Hinsicht vor seiner Kritik. Uebrigens ist Rec. Urtheil über die meisten der hier gelieferten Stücke, von welchen er einige auch schon früher mit Vergnügen gelesen hatte, ein beyfälliges. Dies gilt namentlich im ersten Theile „jene briefliche Vorrede“ „der Pudelmütze 26stes Geburtsfest“ „Eps den Zwiebelkönig“ „die Licht- und Schattenpunkte“; in dem zweyten aber Alles ausser „dem König Sebastian“. Daraus geht hervor, daß der Vf. mehr in dem Humoristischen zu Hause ist. Hier findet sich eine echte Laune, ein reicher ungefuchter Witz, eine gutmüthige Satyre, und eine solche natürliche Verbindung derselben mit dem Rührenden, wie sie nur in einem wahrhaft reinen und schönen Herzen statt finden kann. Allenthalben spricht sich Achtung für Religion, Gesetz und Sitte aus und ehret den Autor. Es sind also diese genannten Mährchen und Historien keine gewöhnlichen Leseprodukte. Weniger ist Rec. da mit dem Verf. zufrieden, wo er einen höhern Flug nimmt und sich ganz in dem Sentimentalen hält, z. B. im „Sebastian“ — „Amolly und Ceduro“ — „die Zitterpappel“. Hier ist die Darstellung nicht frey von eitlem Bilderprunk, die Sprache zu gekünstelt. Eine ehrenvolle Ausnahme macht davon das letzte Stück „das Credo der Todten“, welches einfach und wahr, rührend und erschütternd ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

- 1) GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Novum testamentum graece perpetua annotatione illustratum*. Editionis Koppianae. Vol. X.

Auch unter dem Titel:

Apocalypsis Graece perpetua annotatione illustrata a Joanne Henr. Heinrichs, P.I. 1818. XVI u. 280 S. P.II. 1821. VIII u. 343 S. 8.

- 2) HANNOVER, in d. Helwing. Buchhandl.: *Johannes Offenbarung*, übersetzt und mit einem Commentar versehen nach dem Lateinischen des Hrn. Hofrath Eichhorn; auch mit einer Vorrede desselben begleitet. Von F. H. Lindemann (Superintendenten zu Dannenberg). 1816. 189 S. 8.

So ist dann von der sogenannten Koppe'schen Ausgabe des N. T., wovon aber Koppe selbst nur 2 Bändchen, die übrigen die Herren Pott und Heinrichs geliefert haben, durch die fortgesetzte schätzbare Thätigkeit des Letztern auch das letzte Buch des N. T. erschienen; und es stehen also, (wenn wir die beiden Corintherbriefe, den ersten von F. A. W. Krause, den andern von Hrn. Emmerling ungefähr in derselben Weise bearbeitet, eintheilen hinzu rechnen,) sämtliche Briefe des N. T. *perpetua annotatione* erläutert vor uns, während die historischen Bücher des N. T. (von denen Hr. Heinrichs nur die Apostelgeschichte geliefert hat,) in Hrn. Kuinöl's Commentare ein noch ausführlicheres Hülfsmittel haben; Alles Erzeugnisse des deutschen exegetischen Fleißes, welche auch das Ausland gebraucht und ehrt. Zur Abwägung der Gründe und Gegenstände der Erklärungen ist die Form eines solchen fortlaufenden Commentars, wie der Kuinöl'sche, gewiss nützlicher, als wenn, wie in dem Koppe'schen N. T. unter 2, 3, 4 Zeilen, oft auch nur einer des Textes die sogenannte *annotatio perpetua* in gespaltenen Columnen, aber in breitem Flusse fortläuft. Unter den Text gehört nur ein gedrungener Commentar, damit sich nicht jener in diesem verliere, aus der Anmerkung eine Art von Discours werde, und demnächst über dem Zerkleinen des Einzelnen der Zweck, nämlich der Inhalt und die Uebersicht des Ganzen, aus den Augen schwinde. Eine solche breite Erörterung aber braucht ein großes Format, damit dessen ungeachtet Text genug auf wenig-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

stens den allermeisten Seiten bleibe. Die von Koppe's Nachfolgern, wie von ihm selbst, angefügten Excursus sind dann allerdings noch ausführlicher, als selbst der, ohne Text gedruckte, Commentar seyn könnte: aber es können nicht über alle schwierige Stellen Excursus da seyn; und so schwebt die *annotatio perpetua* zwischen beiden Arten der Behandlung. Mit einer Haltung, welche von dem trefflichen Geiste des verdienten Urhebers ausging, gestaltete sich unter seiner Hand die Form, zum Theil nach dem Aeußern des Heyne'schen Virgils; er gab gedrungener, sowohl das eigentlich Erklärende, als auch, zur Vergleichung, Jüdische Religionsansichten mit Benutzung Wetsteins; und, es sey ohne irgend eine mindere Schätzung seiner verdienten Fortsetzer gesagt: Koppe ist schwerlich von einem derselben ganz erreicht. Am gedrungesten ist unter den Heinrichs'schen Fortsetzungen noch die über den Brief an die Hebräer; vorliegender Commentar über die Apocalypse aber gehört unter die breitesten, welches allerdings der Gegenstand entschuldigt. Aber immer bleibt von dieser ganzen Form der Bearbeitungen des N. T. zu sagen: für die aufmerksame wiederholte Lesung desselben, um zum Sinn und dessen Uebersicht vorzudringen, und nicht zerstreut zu werden, ist zu viel da; für das Erschöpfen weniger, als in einem besondern Commentar gegeben werden kann. Nächst dem vielen sehr Vorzüglichen, was Koppe, besonders für seine Zeit gab, war es doch bey obgedachter Haltung gewissermaßen ein Fehlgriff: daß er sich am Schluß seiner Anmerkungen oft durch Beysetzung deutscher Worte noch bestimmter und deutlicher ausdrücken wollte: aber was sollen wir dann vollends von solchen Auswüchsen der *annotatio* sagen, wie sie vornehmlich in vorliegendem Buche zu oft vorkommen; nur einige Beyspiele: Ph. I. S. 249. „Auf! entwirf den Riß zum neuen Tempel Gottes und zum Altare der Anbetung; aber den entweihten Vorhof laß daraus weg.“ Th. II. S. 51: „Ja wahrhaftig: so! ist! das πνεῦμα selbst sagt es.“ S. 70: „Ach was sehe ich da! Da hätte man einmal sehen sollen, wie sie sich anstellten, um Hülfe zu erhalten.“ S. 104. „*ejusdem farinae*, von demselben Gelichter.“ S. 124 zu c. XIX. 10. ὁ μὴ, σύνδουλός σου εἶπας: „Machen sie doch mit mir nicht so viel Complimente.“

In dem Commentare ist vieles Nützliche und Treffende, aber oft sehr wortreich gesagt. Schorr
S (6) über

aber K. I. V. 1. sind vier Seiten Anmerkungen. Ueber ἀποκάλυψις wird Vieles und doch erst am andern Orte nachher: daß die dritte Bedeutung hieher gehöre, gesagt, und noch mehreres Unnötige über δίδουσι, und doch bey der als 2) aufgestellten Bedeutung: *injungere, mandare*; nicht das Nächste und Passendste: *committere*; nicht zu der Ellipse bey δεικναι: daß entweder αὐτῶν, oder αὐτῶν supplirt werden kann. Aus der Vergleichung dessen erhellet: daß μαρτυρία und λόγος nicht im Allgemeinen: die christliche Lehre seyn kann; denn es ist hart, mit dem Vt. zu deuten: *ἵνα αὐτῶν: pro magna gravitate eorum, quae conspexerat*. — S. 128 lag näher zu εἰσενεῖν, zu bemerken, daßs Zach. 12, 10. Theodotion so hat, als daßs die LXX anders haben. — S. 129, 130 mangelt der Beweis, daßs παντοκράτωρ von dem Messias gesagt werde; denn die kurze und allgemeine Bemerkung: *Notandum autem, divina attributa, aeternitatem, summam potentiam, justitiam, veritatem etc. in carmine nostro promissae adhiberi et ad numen ipsum et ad Messiam*, nebst ein paar Beyspielen letzterer Art reicht dazu nicht hin. Aus Kap. 5, 12 — 14. folgt nicht: daßs ἀρλον und παντοκράτωρ einerley sey, der μαθήμας ἐπὶ τ. θρόνου wird oft genug bestimmt unterschieden, z. B. Kap. 5, 13. (weshalb auch die Erklärung Th. II. S. 155 nicht begründet genug dort steht.) Andere Gründe z. B., wenn dieser in der Apokalypse nie spräche, müßten da seyn. — In Vs. 9. wird ohne Noth von doppeltem Hende adyn gesprochen, da doch die βασιλεία schon auf Erden beginnt. — Vs. 10. ist die Bemerkung: „*nusquam phrasin γίνεσθαι ἐν ἡμέρᾳ eo sensu legere me memini, ut sit: diem agere, einen Tag erleben*,” überflüssig, denn es ist ja offenbar natürlicher, ἐν πνεύματι zu ἀναβόμην zu ziehen; aber gerade Kap. 17, 3., die treffendste Parallele, vermißt man, neben dem Vieles, was über die Bedeutungen von κυριανὴ ἡμέρα, und ob es so viel als ἡμέρα ἀποκαλύψεως seyn könne, gesagt ist, welches doch zu keinem entscheidenden Ergebniss führen kann. — S. 137 ist mit vollem Rechte, so wie in den Lebenswerthen allgemeinen Bemerkungen über die Lesung dieses Buchs in den Prolegomenen S. 91 ff. gesagt: daßs man dies Phantasie-Bild nicht als Gemälde aufstellen wollen dürfe; aber das Bildliche läßt sich auch ebenfowenig vollständig durch prosaisch bestimmende Wörter, also dort *Schwerdt*, durch: *Zunge*, ausdrücken, vergl. Kap. 19, 21. Dichterische Phantasie muß das Bild auffassen, wie solche es geschaffen hat. — Trägt das Viele, was S. 138 — 141 über einen hier ja natürlichen Sinn gesagt ist, Vieles zur bestimmteren Ergreifung desselben bey? Daraus, daßs in der Jüdischen Gemeinde ein ἡγῶν war, folgt nicht: daßs nicht der ἀγγελος im Himmel gemeint seyn könne. — Mit Recht ist Kap. II, 4. gegen Eichhorn zurückgewiesen; was nicht im Text liegt; aber für wen soll S. 146 die Bemerkung: „*Ἄλλα, Quamquam, Mirawohl, indeffen*.” — Die sieben Schreiben sind *aracula* genannt; aber darüber, ob der Dichter die-

se Einkleidung nöthig gehabt habe, möchte nicht sehr Vieles zu sagen nöthig seyn. Genug diese besondere Art von Zuneigung hat demselben gefallen, so wie so manches Andere im Verlaufe der Darstellung, was Anderer Phantasie nicht leicht gerade ebenso zusammengestellt haben möchte. — S. 156 ist über den Gebrauch der Tesserae zu wenig eingehend gehandelt, und was Andere über die von den Triumphatoren an ihre Soldaten ausgetheilten Tesserae sagen, dafür sucht der Forschende auch in dem großen Thesauris die Belege vergeblich. — S. 186 war zu der Bedeutung von βιβλίον, wenn auch Apian, doch vielmehr ἔργον zu citiren, und S. 187 dazu, daßs πολλὸν κλάσειν: viel weinen bedeutet, kaum Virgils Aeneis. S. 191 ist zwar Pf. 141, 2. beweisend, aber die darauf folgenden Stellen sind es nicht. Zu λαβεῖν für: *wegnehmen*, konnte S. 197 nicht Matth. 25, 26. angeführt werden. S. 207 muß man erwarten, daßs die dabey: daßs die Daemonologie der Juden die Regierung der 4 Winde Engeln zugetheilt habe, angeführter Bibelstellen dies beweisen, sie handeln aber nur von den Winden, über die es keiner Beweisstellen bedarf. — Wozu wird S. 239 das Alles hererzählt, was der Leser im Texte findet? — Zu Kap. XI, 4. ist ganz richtig, Zach. 4, 2. angeführt, es sollte heißen 2 und 3. — S. 263 ist schwerlich deutlich: „*c. XII. Hinc iam declarat poeta, quo pacto e Judaismo redeunte Messia progressum Christianismum debilem adhuc et infirmum praesentissima tutela numinis susceptum conspexerit*.” Was dieses Kap. und sein Verhältniß zum vorübergehenden betrifft, so hat der würdige Vf., (welcher neben den obigen, zum Beweis der aufmerksamen Durchsicht des Ganzen, anmerkten Stellen sehr vieles Richtige und Passende zum Nutzen der Leser mitgetheilt hat), freylich in den Praemonendis zum 2ten Th. auseinander zu setzen gesucht, warum er den ersten gerade mit Kap. XII. geschlossen habe; und es bedurfte allerdings recht treffender Gründe zu einem so wunderbaren Ruhepunkte zwischen den Erscheinungen der beiden Thiere: aber schwerlich werden die Leser von seiner Zweckmäßigkeit überzeugt werden. Er hat es in jenen Praemonendis besonders mit Eichhorn zu thun, dessen anerkanntem Geiste die Erklärung und dichterische Auffassung der Apokalypse Vieles verdankt, aber dessen Abtheilung eine tiefere Prüfung erforderte, als hier ohne Rücksicht auf die neuesten Ansichten von diesem Buche zu lesen ist. Hr. Dr. Vogel's erste Commentationen sind zwar Prolegom. S. 102 erwähnt, aber auch dies nur; Hr. Bleen's Abhandlung konnte es noch nicht seyn, indem sie zu gleicher Zeit mit der zweyten Abtheilung dieses Werks erschienen ist. Da in letzterer die Heinrichs'sche Ansicht, die Bleek'sche aber in dem Kirchenhistor. Archive für 1823 geprüft ist: so kann hier darauf verwiesen werden; zumal weil mehr Raum, als diese Blätter gestatten, erforderlich seyn würde, um sie hier einander gegenüber zu stellen, und noch die eigene Ansicht aufzubauen.

bauen. Es genüge also hier, bloß zu bemerken: daß Hr. H. meint, das Thier sey *Asiae procensul*, *qui (ut quondam in Cypro Sergius Paulus Act. 13.) veteratoris alicujus fraudibus circumventus, Joannem in exilium egerat*; und erklärt demnach Kap. XIII, 1. ff. — Mit der Herder'schen Hypothese, daß das ganze Gedicht sich bloß auf den Sturz des Judenthums beziehe, und Josephi Bücher *de bello Jud.* dazu der eigentlichste Commentar sey, ist der Vf. zu säuberlich umgegangen, ihre Anwendung thut dem Texte überall Zwang an. — Zu bemerken ist noch, daß in diesem Bande öfter als anderwärts die *schedulae Koppianae* angeführt sind, (besonders ausführlich Th. II, S. 292 ff.), also der treffliche Grund dieses Werks noch auf seinen Beschluß bedeutenden Einfluß gehabt hat; und der Inhalt des Excursus, welche sämmtlich der zweyten Abtheilung angehängt sind: I. *De septem epistolis apocal., quae c. 2. et 3. occurrunt*; II. *de variis numeris, qui in apoc. certo et definite expressi leguntur*; III. *cur in recensu tribuum Israelit. c. VII, 5 — 8 nulla tribus Daniticae mentio fiat*; IV. *de antichristo, bellua marina cap. XIII. et imprimis monogrammate numerum 666 exprimente*; V. *de loco veratissimo cap. XVII, 8. sqq.*, wo Vs. 12 — 14. von den Parthern oder von der Römischen, Asiatischen Legionen und den zehn Cohorten jeder Legion verstanden werden. VI. *de Jesu Messia per mille annos regnatura*; VII. *potissima conamina interpretum celebriorum singula carminis oracula ad singulas rerum vere gestarum revocandi*; VIII. *paralipomena*. Ueberall ist die Sorgfalt, Gelehrsamkeit und ruhige Beurtheilung des würdigen Greises bekrundet, dem das ganze theologische Publikum für seine nützlichen Arbeiten über das N. T. verbunden ist.

Obwohl N. II. weit weniger bedeutend ist, und mit der Richtigkeit der Eichhorn'schen Ansicht steht und fällt: so ist sie doch gewiß für diejenigen Verehrer des berühmten Gelehrten, welchen diese lateinische Quelle nicht zugänglich ist, angenehm gewesen, und überhaupt eine leichtere Uebersicht. Die metrische Uebersetzung in meist gehaltenen Jamben, (die doch aber bey den Briefen der ersten Kapitel oft prosaisch genug seyn müssen und Flick-Wörter nöthig gemacht haben), liest sich ziemlich leicht, und ist im Ganzen treu, obschon nicht frey von einzelnen Fehlern, z. B. Kap. XI. 1. 2. wo weder: daß der Engel gegeben, noch das: wie, im Texte steht; Kap. XV, 4. stände besser: nicht deinen Namen preisen? Kap. XVIII, 8. ist drum kommet, matt; Kap. XX, 4. ist: auch sah' ich Seelen, nicht dem Texte so angemessen, als: und sah' die Seelen; Vs. 10. wird, statt: ward u. s. w. Aus dem Commentar S. 101 ff. der ein gedrängter Auszug ist, seyen nur noch folgende Unrichtigkeiten bemerkt S. 128, sollte es 1 Chron. 5, 7; S. 107. Cap. 7, 3. heißen, obwohl diese Stelle nicht besonders passend, und auch der Schluß der Seite nicht im Texte ist. S. 163 gehört

Exod. 15, 19. nicht dorthin, und zwischen Hlai 27 sollte 42 wegfallen.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Lord Byrons Erzählungen*. Mit einem Versuch über des Dichters Leben und Schriften. Von Dr. Adrian. 1820. 240. 8.

Das Beste an diesem Werkchen sind die mit belionnem Fleiß gesammelten und zusammengestellten Nachrichten über des merkwürdigen Dichters Leben und Schriften, wiewohl sie auch anderwärts her bekannt, unterdessen erweitert sind, und jetzt, da der frühe Tod des Gefeierten die allgemeine Theilnahme für ihn nur um so mehr verstärken mußte, immer mehr werden berichtigt und ergänzt werden. Was die Uebersetzung selber betrifft, so bedauern wir, daß wir derselben, da uns schon so Manches Gelungene, von Talent, Kunstinn und Kenntniß zeugende aus der Feder des Herrn Dr. Adrian vor Augen gekommen ist, nicht gleiches Lob ertheilen können. Sie sind, die poetischen besonders, von nicht großem Werth, ja, was die letzten betrifft, oft beynah' ungenießbar. Zum Glück sind es nur zwey. *Die Braut von Abydos*, eine türkische Erzählung, und *Lara*, beide in zwey Gefängen. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Stellen in denen Farbe und Ton des Originals nicht unglücklich getroffen ist, aber bey den vielen Sprachverrenkungen, falschen Reimen, Härten durch Elisionen und sonderbaren, undeutlichen Wortumstellungen, wo man oft Mühe hat, den Sinn zu errathen, kann der Eindruck des Ganzen nimmermehr befriedigend seyn. Der Vf. entschuldigt sich zwar in der Vorrede, mit der bekannten, aus dem individuellen Charakter des Dichters zum Theil hervorgehenden Gedrängtheit und an Dunkelheit grenzenden Ausdruckskürze seines Originals, die einem Uebersetzer große Schwierigkeiten entgegenhalten; und spricht von Grundsätzen, die er, da es ihm um Darstellung der eigenthümlichen Form des Dichters so viel möglich, zu thun gewesen sey, befolgt habe: Allein die Rechte und Gesetze unsrer Sprache dürfen nie bey einem solchen Streben verletzt werden. Sollen wir die Bildsamer dadurch, daß wir sie nachbilden wollen allen möglichen fremden Formen, am Ende verbildend zu Tod bilden? dafür wahre uns der Schutzgeist der guten Teutonal! Solchen Quälereien an der Sprache wird kein Ohr leicht verzeihen, solchen Bildungsverfuchen kein Zeitalter nachreifen. Oft ist auch ohne Noth, bloß aus Mangel an Kraft die Schwierigkeiten zu überwinden, Rauhes eingetreten, wo im Original wahre Harmonie herrscht. Z. B. S. 67.

*Mocht Mädchenfurcht sie wohl umsiehn
Des schönen Auges helle Thränen
Muß Lieb kaum weg zu küssen sehn;
Das süß verschämte Roth der Wangen
Kann Mitleid kaum entglüh't verlaugen.*

Der strenge Vater lacht nicht dessen;
Vielleicht war Schein auch solch Vergessen
Er klawcht, bestellt den Renner seyn u. l. w.

— — — — —
Sein Haupt stützt sich auf seine Hand,
Auf's tiefblau Meer sein Aug sich senkt.

Auch sind die häufigen Hiatus wie: *zum ausgestopftem Falle eilend; nähme er* (S. 71) u. l. w. die dem Original fremd sind, widrig, eben so als die altdeutschen, hieher nicht gehörigen Umstellungen:

Wie? nimmst du nicht die Blumen Mein?
Senkst so auf mich das Auge Dein? u. l. w.

und was muß man zu Stellen sagen, wie folgende, deren, leider, fast auf jedem Blatte einige sind.
S. 76.

Ihr Hers macht ihre Lippe stumm —
Angst — Furcht — sie wußte nicht warum?
Doch mußt' sie sprechen — wie beginnen?
„Warum nur will er so entrinnen?“
Dreymal mißt sie des Saales Länge,
Blickt in sein Aug — noch unbewegt
Und eine Urne sie zerbricht
Mit Perle's Rosen- und Gepränge. [Rosenöl]

Mehr versprechend ist die Uebersetzung des schönen Einganges der Erzählung, doch leidet sie auch an beträchtlichen Mängeln. Zudem wissen wir nicht einmal, ob sie dem Herausgeber selbst angehört. In den Auszügen aus *Byron*, welche in den Briefen an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter von Friedrich Joh. Jacobsen enthalten sind, ein Buch, das in demselben Jahre (Altona bey J. P. Hammerich 1820) mit Hrn. D. *Adrians* Schrift erschienen ist, findet sich unter dem englischen Texte die gleiche Uebersetzung. Keiner der Autoren giebt an, welcher sie dem andern danke. Wir nehmen indess gern an, *Jacobsen* habe sie von *Adrian* entlehnt, da vielleicht dieser früher einzelne Proben in einem Journal bekannt gemacht hat, oder auch sein ganzes Werkchen eine Messe früher mag ins Publicum gekommen seyn. Wir geben hier die Stelle, in der wirklich von dem wilden Reize des Originals Einiges athmet, mit dem nachfolgenden Original selbst zum Schluß:

Kennt ihr das Land, wo Cypresse und Myrthe
Das Sinnbild der Thaten sind, die dort gescheh'n?
Wo, wenn die Turtel in Liebeschmerz girte,
Der Geyer in wüthender Bluthier zu seh'n?
Kennt ihr das Land, wo die Ceder sich bebet?
Mailut der Himmel, die Auen umwebet;
Wo der schmeichelnde Zephyr in Düfte getaucht,
Die Gärten der blühenden Gul [Rose] überhaucht;
Wo die Bäume von goldenen Früchten sich beugen,
Und der Nachtigall schmelzende Töne nie schweigen;
Wo sich Erde und Himmel, in Farben verschieden,
Doch in dem unendlichen Reiz überbliesen.
Und die Meeresflut purpurner als sonst hienieden.
Wo die Jungfrau'n so art, wie die „Rose“, die sie pflücken,
Und alles so göttlich, das Herz zu entzücken?
Das sind die Länder der Sonne, des Orients Auen —
Können lächelnd das Thun ihrer Kinder die schauen?
O schrecklich, wie Trennung der Liebe in Schmerzen
Sind ihre Sorgen, ach sind ihre Herzen.

Know ye the land when the cypress and myrthe
Are emblems of deeds that are done in their clime?

Where the rage of the vulture, the love of the turtle,
Now melt into sorrow, now madden to crime?
Know ye the land of the cedar and vine,
Where the flowers ever blossom, the beams ever shine;
Where the light wings of Zephyr, oppressed with perfume,
Wax faint o'er the gardens of Göl in her bloom;
Where the citron and olive are safest of fruit;
And the voice of the nightingale never is mute;
Where the tints of the earth, and the hues of the sky,
In colour though varied, in beauty may vie;
And the purple of ocean is deepest in die;
Where the virgins are soft as the roses they twine,
And all, save the spirit of man is divine?
'Tis the clime of the east; 'tis the land of the sun —
Can he smile on such deeds as his children have done?
Oh! wild as the accents of lovers farewell
Are the hearts which they bear, and the tales which they tell.

Sprachkundige Leser werden von selbst das zu Freye oder auch Verfehlte in der Uebersetzung bemerken — wie z. B. nur in den letzten Zeilen, um nicht alles durchzugehen — *the roses they twine* — eigentlich die Rosen die sie (zu Kränzen) winden; durch das willkürliche dem Sinn zu lieb substituirte *pflücken* nicht so gut gegeben ist, als das Original sagt: — Auch das gleich darauf folgende „und alles so göttlich, das Herz zu entzücken, etwas ganz anderes sagt, als der Dichter will; — indessen ebenfalls einige glückliche Anklänge des Urtons nicht verkennen. Wir möchten dem Vf. fast rathen, wenn er wieder an *Byron* sich versuchen will, eher in der schönen rhythmischen Prosa uns Einiges von ihm zu verdeutschen, in welcher er uns in dem vorangehenden anziehend und lehrreich geschriebenen Versuch über *Bs. Leben* und Schriften des vielbesprochenen *Fare well* des Dichters an seine Gattin mitgetheilt hat. Die prosaische Erzählung der *Blutsauger* ist nicht übel verdeutscht, aber sie zieht, dem gleichen Stoffe nach, weniger an.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Vorsehung und Menschen-schicksale*, oder Preis der Weisheit und Vaterliebe Gottes in der besondern Lebensführung einzelner Menschen, von dem Herausgeber der *Beispiele des Guten*. 1824. VIII u. 536 S. 8.

Eine Sammlung von theils mehr theils weniger bekannten Erzählungen, durch welche das Walten der göttlichen Vorsehung in dem Leben der Menschen bewiesen werden soll; die ihren Zweck vollkommen erfüllend ein nützliches Lesebuch für die Jugend und das Volk abgiebt, wie wir deren mehrere schon besitzen. Die geschilderten Begebenheiten zeichnen sich durch Interesse und eine angemessene Darstellung aus. Soll Rec. etwas tadeln, so ist es der Abschnitt von den *Gebetsverhörungen*, in welchem doch gar zu weit in das Besondere hineingegangen wird, wodurch ein gewisser Aberglaube neuerer Zeit leicht Nahrung erhalten kann, der durch die Heilungen auf Gebet des Fürsten Hohenlohe aus seinem Grabe erstanden ist. Hier hätte sich manche Geschichte mit einig zweckmäßiger Vertauschen lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Nauck: *Literarische Analecten*, herausgegeben von Friedrich August Wolf (vorzüglich für alte Literatur und Kunst, deren Geschichte und Methodik). 1816 — 1820. 2 Bände oder 4 Stück. 521 u. 580 S. gr. 8.

Indem wir die Anzeige dieser schon früher erschienenen und in einigen Bänden fortgesetzten allgemeinen - philologisch literarischen Zeitschrift nachholen, vermögen wir den Wunsch nicht zu unterdrücken, daß diese seit einiger Zeit schon, wie es scheint, unterbrochene Zeitschrift durch den seitdem erfolgten Tod ihres berühmten Herausgebers nicht gänzlich ins Stocken gerathen möge. Sehen wir auf den Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände, so bürgt uns schon der Name der Mitarbeiter dieser Zeitschrift — der achtbarsten Gelehrten des Inn- und Auslandes, für den Werth derselben, und wir finden allerdings dieselben reich an philologisch-literarischen Abhandlungen, Bemerkungen, Andeutungen u. dergl. mehr, die auch bereits ihren nützlichen Einfluß auf manche Punkte des großen Gebietes dieser Wissenschaft geäußert, und zu neuen Untersuchungen oder Ausführungen Veranlassung gegeben haben. Nach einem statt der Vorrede dienenden Briefe des Herausgebers an H. W. O. H. eröffnet eine Biographie des großen Richard Bentley, von Ebendenselben, den ersten Band nebst einem Briefe desselben an Gottfried Richter; wozu im 2ten Stück S. 493 Nr. XIV noch einige Zusätze sich finden. Feine kritische und sprachliche Bemerkungen, wie wir sie aus der Feder des Hrn. Jacobs zu erhalten gewohnt sind, schlossen sich hieran an; sie betreffen vier griechische Epigramme, welche in der Anthologie nicht vorkommen, so wie einzelne Stellen der griechischen Briefe des Cornelius Fronto, wozu noch S. 246 Nr. XV ein Appendix kommt. Für die Kunstgeschichte giebt Hirt einen schätzbaren Beytrag in Nr. V. S. 128 ff. „*Neueste Archäologische Verdienste der Engländer.*“ Es sind zwey Hauptwerke, worüber Hr. H. sich verbreitet, das erste die 1809 zu London erschienenen, von der Gesellschaft der Dilettanti herausgegebenen *Specimens of Ancient Sculpture Aegyptian, Etruscan, Greek and Roman.* Diese enthalten nämlich 75 Tafeln von größerer oder kleinerer Ausdehnung, meistens ganze oder verstümmelte Götterbilder, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.*

Ueberreste alter Sculptur darstellend, welche hier durchgegangen werden. Das andere Werk ist das jetzt auch unter uns nach und nach bekannter gewordene und in den neuesten geographisch-geschichtlichen, wie archäologischen Werken benutzte Reisewerk des Engländer Gell durch Argolis. Darauf folgen VI. *Commentatio ad Tibulli* I, 9, 23 seqq. *comparatos cum fragmento Euripidis*, und VII. zur Erklärung von Horat. Serm. I, 4, 11., welche Stelle ausführlich behandelt, und insbesondere die wahre Bedeutung von *tollere* gegen die von Heindorf gemachte Erklärung von *servare* in Schutz genommen wird. Wir freuen uns in der so eben erschienenen Bearbeitung der Horazischen Sermonen durch den verdienten Döring bereits von dieser Erklärung Gebrauch gemacht zu sehen. Die folgenden Nummern dieses Stücks enthalten kürzere allgemeinere Abhandlungen, zum Theil literarischen Inhalts, wie z. B. VIII. *sur la vie et les écrits de Mr. Larcher*; XIV. Christoph Wese's Schriften; XVII. Andenken an G. H. C. Koës; XII. *Miscellanea literaria* u. s. w. Ferner machen wir namhaft: IX. Einige Verse aus einer verdeutschten Odyssee; X. Sonette von Petrarca.

Das zweyte Stück, das mit dem ersten zugleich den ersten Band bildet, beginnt mit zwey Abhandlungen des Herausgebers, *Commentatio ad Hor. Carm. I, 1, 29*, und: *Ex familiari interpret. Cic. de Natura Deorum I, 1 — 10.* Wir halten es für überflüssig, näher hier einzugehen, da in der neuesten Ausgabe dieser Ciceronianischen Schrift von Moser und Creuzer bereits davon Gebrauch gemacht und das Gehörige excerptirt worden ist. (Vgl. S. 807 — 814 dieser Ausgabe.) Ein gleiches gilt von der wichtigen Abhandlung Matthiäs, die sich an die oben genannten unmittelbar anschließt, betreffend die Anordnung der Fragmente des Pherecydes. Wir übergeben das Einzelne um so mehr, als bey der neuen Ausgabe der Fragmente dieses Pherecydes natürlich hierauf Rücklicht genommen werden mußte und deshalb bereits in diesen Blättern (s. *Ergänz. Bl. 1824. Nr. 72. S. 569*) die Rede davon gewesen ist. Für die Kunstgeschichte liefert dieses Stück folgende Beyträge: IV. Der Achat der heiligen Kapelle (eine berühmte antike Gemme, die nach mannichfachen Schicksalen zuletzt in das große Pariser Antiken - Kabinet wanderte. Herr Hirt, mit Uebergang der zahlreichen frühern, meistens gänzlich verkehrten Deutungen und Erklärungen, sieht

sieht auf diesem kostbaren Steine, in welchem Böttiger den siegreichen Eintritt des Germanicus in die Kaiserfamilie entdeckt zu haben glaubte, die Aufnahme des L. Domitius an Kindesstatt unter dem Namen Nero in das Claudisch-Drusisch-Julisch-Cäsarische Geschlecht, womit die Ankunft des gefangenen Königs der Bosporener, Mithridates, zu Rom gleichzeitig verbunden sey (S. 340). Demselben Vf. verdanken wir den nächsten Bericht über Athen's Denkmäler, von Lord Elgin (S. 344). Er theilt nämlich das Wesentliche der beiden über diesen Gegenstand damals erschienenen Schriften mit, dem zu London erschienenen *Memorandum on the subject of the Earl of Elgin's pursuits in Greece*, und des seligen *Visconti's Mémoire sur les ouvrages de sculpture qui appartiennent au Parthenon* etc. Wenn freylich damals noch die Rede davon seyn konnte, dem Lord Elgin die Entführung jener Denkmäler aus ihrem vaterländischen Boden, um sie ein Gemeingut für Europa und die Wissenschaft werden zu lassen, zum Vorwurfe zu rechnen, so kann jetzt unter Einsichtsvollen hierüber nur eine Stimme herrschen, und die folgenden Ereignisse haben Lord Elgin's Benehmen in den Augen Europa's nur zu sehr gerechtfertigt. — VI. Ueber ein dem *Philodemus hieser beygelegtes Epigramm* (zu Horat. *Serm.* I, 2, 121). Schon Chardon de la Rochette hatte Zweifel gegen die Aechtheit dieses Epigramms, das in den Brunckischen *Analekten* T. II. S. 85 Nr. 9 abgedruckt ist, erhoben; Hr. Jacobs aber in seiner zweyten Ausgabe der *Anthologie* dasselbe ganz weggelassen. Hier setzt er nun mit gewohntem Scharfsinn und Gelehrsamkeit die äußern, wie die innern Gründe auseinander, warum er dieses Epigramm für die Arbeit eines neuern Versificators, keinesweges aber für ein Werk des Philodemus halte. Mit gleichem Wohlbehagen wird der Leser desselben Gelehrten zunächst folgende VII. *Conjecturae de nonnullis locis Plutarchi T. v. ed. Wytenbach* durchlesen. Für die Lexicographie gehören: VIII. *De voce ἀνδράκλειον* von Barker, und IX. *J. Nicolaus Nicolaus, Steph. Thesauri L. Gr. speratus editor*, von Fr. Hufsmann. Dann folgen X. *Melanges littéraires tirés de quelques Lettres inédites de M. de Villosion à M. Chardon de la Rochette*. XI. *Quaestiones epistolicae de orthographia quibusdam Graecis*, vom dem Herausgeber. Zuerst über die Schreibart des Infinitivs der Verba auf *αι*. Es werden die Gründe für die Schreibart *αι* ohne *jota subscriptum* ausführlicher entwickelt und so die Richtigkeit der von dem Vf. bereits früher in seiner Ausgabe des Homer besorgten Schreibart bewiesen. Auch Buttman in seiner ausführlichen griechischen Grammatik (S. 507) ist geneigt, die Richtigkeit dieser Schreibart anzuerkennen, ohne jedoch, bis die Sache den höchsten Grad von Sicherheit und Gewissheit verlangt, sie in seinem Lehrbuche selbst bestimmt aufzustellen. Das zweyte betrifft die Schreibung *αἰῶνα*, nicht *αἰῶνα*. Auch hier kann Rec. nicht anders, als dem Vf. beypflichten, wenn auch gleich späterhin Butt-

mann a. a. O. (S. 116) und Götting ad Theodof. Grammat. S. 221 sq. sich vielmehr für die letztere Schreibart, als die allein hinreichend begründete, deren Grund man jedoch früher nicht eingesehen, ausgesprochen haben. Eben dahin gehört auch die unter IV. aufgestellte Schreibart *χῶ*, *χῷ*, *δῶνα* (nicht *χῶ*, *χῷ*, *δῶνα*) und Aehnliches, worin der genannte Buttman S. 120. 122. beystimmt. Minder überzeugend schien Rec. die unter III. verworfene Schreibart *εὔρος* *ι* *ν*, *εὔρος* *ι* *ν*, wonach des Vfs. Ansicht das *ν* wegfallen muß. Es folgen noch schätzbare Betrachtungen: V. *de forma ε in mediis vocibus*, und VI. *εὔρος*, *αἰῶνα*, *χῶ*, *χῷ*. — Unter den *Miscellae criticae* erhalten wir: 1) *De Euripidis editione principe*, von A. Seidler; 2) *de novo Thucydide Edinensi*. 3) *Ad Virgillum Heynlanum*. 4) *Additamentum* zum 1sten Bd. S. 107. In XII. *Mala aut inelegans Latinitas inscriptis recentiorum* (S. 485) finden sich merkwürdige Fälle unrichtiger Latinität aus den berühmtesten Neulaternern zusammengestellt zur Warnung und zugleich Belehrung für solche, denen, was jetzt so selten zu werden anfängt, ein reiner lateinischer Ausdruck am Herzen liegt. — Freunde der Poesie finden weiter in diesem Stück die Uebersetzung der berühmtesten Ovidischen Elegie *Amor. I, 5.* und einiger Sonnete von Petrarca.

Den zweyten Band (3tes und 4tes Stück) eröffnet eine lesenswerthe Abhandlung *Matthia's*, bey der wir eben deshalb länger verweilen möchten. Sie handelt *de Anacoluthis apud Ciceronem*. Unter den verschiedenen Arten dieser unregelmässigen Construction, die man mit dem allgemeinen Namen *Ἀνακόλουθα* bezeichnet, erkennt er diejenigen als die einfachste, wo bey doppelten, sich gegenseitig entsprechenden Gliedern, das zweyte Glied dem Worten nach nicht gegeben, sondern nur aus dem Sinn des Ganzen zu entnehmen ist, besonders wenn das erstere Glied durch Zusätze und Einschüßel vergrößert worden; wie z. B. in Fällen, wo auf ein vorausgegangenes *primum* nicht ausdrücklich ein *deinde*, oder nach dem erstern *aut* oder *et*, kein zweytes *aut* oder *et* u. dergl. mehr folgt. Zu dem erstern Falle fügen wir noch die Stelle hinzu: *Cicer. ad Divers. II, 9. Catilin. II, 10. de Orator. I, 25. Liv. IX, 17., auch Terent. Andr. III, 3, 38.* wo *principio* steht. Bey dem letztern Falle mit *et* macht Hr. Matthia mit Recht aufmerksam, wie man sich wohl hüten müsse, das allein in der Mitte einer Periode stehende *et* bey Cicero für *etiam* zu nehmen. (Etwas anders ist es, wenn *et* zu Anfang einer Periode steht); dies habe Cicero nie so gebraucht. Auch Rec. hat stets dieser Ansicht, worüber seit Valla so verschiednen geurtheilt, gehuldigt, und die wenigen Stellen, die dieser Behauptung sich entgegenstellen lassen, sind entweder kritisch nicht sicher, oder lassen doch irgend eine andere Erklärung bey genauer Einsichtnahme u. Auch das, was seitdem Creuzer zu *Cicer. de Nat. Deor. I, 39* S. 179 angeführt und Moser in der kleinern Ausgabe derselben Schrift zu I, 5 not. 38 behauptet hat,

hat, hat Rec. keinesweges zu einer Aenderung seiner hierüber gewonnenen Ueberzeugung bewegen können. Geht man übrigens die meisten der hier aufgeführten Fälle durch, so wird man finden, daß der Grund solcher Anakoluthien meistentheils darin zu suchen ist, daß das zweyte Glied der Rede nicht in die erwartete unmittelbare und entsprechende Beziehung mit dem erstern gestellt, sondern die eingefügten Zusätze oder Parenthesen einen Einfluß auf das zweyte Glied geübt und eine Aenderung in dem Gange der Construction veranlaßt haben, indem dasselbe nun nicht mit dem ersten Glied, sondern vielmehr mit jenen Einschüßeln oder Parenthesen in nähere Verbindung gesetzt ist. Ueberhaupt ist dieß der Ursprung der meisten unregelmäßigen Constructionen dieser Art, daß der Gang der Construction durch Verlängerungen des Vorderatzes oder eingeschobene grössere Zwischensätze verändert, und der eigentliche Nachsatz von den letztern abhängig gemacht wird, statt auf den eigentlichen Vorderatz bezogen zu werden. Eben dahin gehört der Fall, wo, wenn die durch Zwischensätze unterbrochene Rede wieder aufgenommen wird, die Partikeln *sed igitur, autem, vero* eingefügt werden, oft auch nach beendigten Parenthesen mit diesen Partikeln eine ganz neue Construction beginnt. Ein ähnlicher Fall im Ganzen ist es, wenn durch Wiederholungen einzelner bereits ausgesprochener Gedanken der Gang der Rede verändert und somit eine Anakoluthie veranlaßt wird. So z. B. die Wiederholungen des Pronomen Demonstrativum unmittelbar vor dem Verbum, dessen Subject durch grössere Zwischensätze allzusehr von ihm getrennt ist, oder Wiederholungen des Nomen Substantivum nach vorausgegangenem Pronomen Relativum in ähnlichen Fällen. Schliesslich werden berücksichtigt auch die Fälle, wo der unregelmäßige Gang der Rede dadurch veranlaßt wird, daß zwey verschiedene Constructionen mit einander verbunden sind. Gelegentlich finden sich manche andere schätzbare Bemerkungen eingestreut, wie z. B. S. 2 Not. 3 über die Auslassung des *se* bey dem Accusat. c. Infin. (vergl. jetzt auch Ruddimann. Institut. II. S. 12. 14.) S. 13 Not. 8 über *qui* mit dem Coniunctiv in der Bedeutung von: *der doch*, u. s. w. — Es folgen nun: II. *Conjecturae de locis nonnullis Achillis Tatii, Xenophontis Ephesii, Callistrati, aliorum*, von Fr. Jacobs; und: III. *De Substantivis in æe ex-euntibus*, von C. A. Lobeck (Vergl. dessen Ausgabe des Phrynichus S. 433 ff.). Die nächst folgenden *Miscella critica in aliquot loco scriptorum Graecorum* sind Bemerkungen, Verbesserungen u. dergl. zu einzelnen Stellen verschiedener griechischer Autoren, von Banker, G. Herrmann, Boissonade und dem Herausgeber. Um unsere Theilnahme an diesen meistentheils sehr schätzbaren Bemerkungen zu beweisen, führen wir hier beispielshalber nur eine der behandelten Stellen

an, in der wir aber keinesweges Hrp. Boissonade beypflichten können. Es ist S. 93 die Stelle Plutarch *Artaxerx* 28 am Ende: *Κυρρογένεια πάντων ἀνακτῶν, ἡ τῆς Ἀρταξίας ἀφαιρέσις*, wo letztern Worte *ἡ τῆς Ἀστ. ἀφ.* ein Glossen sollen, während sie doch eine bloße Erklärung des vorangegangenen, wahrscheinlich Sophocleschen, Dichterspruches enthalten, wie dergleichen Plutarch zu geben pflegt. Auch finden sich diese Worte in allen Handschriften, und es zeichet sich, zumal wenn man die Stelle im Zusammenhang mit dem vorhergehenden zusammen nimmt, durchaus kein zu irgend solcher Annahme berechtigender Grund. Die mannichfachen Aufschlüsse, die wir über das griechische Theaterwesen in der Abhandlung: *De theatri Graeci parasenitis et poscenitis*, in *Pollucis Onom.* IV. 19. Scr. J. Groddeck S. 99 — 136 erhalten, sind bereits erkannt. Wir übergeben den nächsten durch seine polemische Tendenz bekannten *Anfang der Odyssee* Anmerk. vom Herausgeber, wir bemerken nur, wie viel Anregendes auch dieser Aufsatz hat, und wie zu manchen Untersuchungen derselbe Veranlassung gegeben, wovon noch die jüngst erschienenen *Quaestiones Homericæ*, von Nisch, (É nov. 1824) den Beweis liefern; man vergl. z. B. daß die Untersuchung über den Sion und die Bedeutung des Wortes *πολύτροπος* Cap. I. Für Kunstgeschichte bietet dieses Stück einen Aufsatz von A. Hirt, über die (damals) neu aufgefundenen *Aeginetischen Bildwerke*, und ferner: *Explication du système métrique de Héron et détermination de ses rapports avec les autres mesures de longueur des anciens*, par le Cte de Forbix d'Urban. F. Literaturgeschichte führen wir unter mehreren an: IX. *Diogenes Laertius* und den Engländer Burley. Von J. G. Schneider. X. *Thesaurus Eponymologicum*, von C. G. Müller; fern von dem Herausgeber. Ueber die einzige Personliche Ausgabe des Aeschylus in klein Octav, über die Aussprache *Casaubonus* oder *Casaubonus* u. s. v.

Wenden wir uns nun zum vierten Stück dem letzten der erschienenen, so wird schon eine bloße Anzeige der hier enthaltenen Abhandlungen in jedem Freunde der Alterthumswissenschaft den Wunsch erwecken, daß diese Zeitschrift von irgend einem Gelehrten Deutschlands in angemessener Weise fortgesetzt werden möge. An Einrichtung gleich den übrigen enthält dieses Stück ebenfalls gemischte Aufsätze verschiedener Inhalts. Bey dem jetzigen ernstlichen Streben ein auf allgemein philosophischen Sprachgesetze zurückgeführten und darin gegründeten Lexicographie, die bey höchst möglichster Vollständigkeit doch auch andererseits zugleich alles Ungehörige und Unstatthafte ausseheide, mußte der Aufsatz der das 4te Stück eröffnet: *Ueber die Einrichtung eines Thesaurus der lateinischen Sprache* doppelt Aufmerksamkeit erregen. Rec. würde näher diesen, so wie in die folgenden Abhandlung

eingehen, wenn er nicht glauben dürfte, durch größere Ausführlichkeit in den früher erwähnten Aufsätzen bereits die ihm gesteckten Grenzen überschritten zu haben, er bescheidet sich daher, hier kurz die hauptsächlichsten Abhandlungen aufzuführen und dem Studium der Leser zu empfehlen. Hierhin gehören die biographischen Nachrichten über Markland und Th. Tyrwhitt, von dem Herausgeber; über die philosophische Lehre des Empedocles, von H. Ritter; über die Windscheiben der Alten, von H. C. Genelli. Ein paar einzelne kritische hier ausführlich behandelte Stellen empfehlen wir dem Studium angehender Philologen zu ihrer Bildung, als Muster für ähnliche Fälle. VI. *Perperam omīssa interpunctio in Odyss. A. 130. Schola Grammatica*; und VII. *Ad lucum Herodoti I, 1.* beides vom Herausgeber. Ferner: *de Ruhnkenii quodam reperto literario*, von Demselben; *De nonnullis fabularum Euripidis deperditarum titulis*, von Fr. Osann; *De vocibus quibusdam Graecis rarioribus*, von Barker u. f. w. Auch für Poesie findet sich XIV. eine gewiss nicht mißlungene Uebersetzung der Nachtfeyer der Venus, von C. Kirchner.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*, auf das Jahr 1825. 350 S. 21.

Dieses abermals reich ausgestattete Taschenbuch liefert drey Erzählungen, unter welchen wir der von Leopold Schefer „*Die Deportirten*“ unbedingt den Preis zuerkennen müssen. Die Schreibart des Vfs. hat eine sehr ansprechende Eigenthümlichkeit, obwohl derselben zuweilen eine gewisse Breite vorzuwerfen ist. In der Erfindung ist er neu, und weiß auch dem Unwahrscheinlichen und Ungewöhnlichen einen solchen Anstrich zu geben, daß es nicht als als solches auffällt. An sehr anziehenden Schilderungen ist kein Mangel, und verständig ist über die dargestellten Scenen der Lokaltön verbreitet. „*Der neue Pygmalion*“ von K. Immermann ist gleichfalls eine der Aufnahme würdige Novelle, obwohl ihr zuweilen Frische und Lebendigkeit mangelt, welche durch Sterzings Originalität nicht ganz erlangt wird. Im Stile ist eine gewisse Klarheit und plastische Rundung nicht zu verkennen, wie wir sie besonders an Göthe bewundern. Die dritte Erzählung „*Der Apollo von Belvedere*“, von Fr. von Gaudy, steht den andern beiden nach, doch ist auch sie nicht ohne Interesse. Unter den Gedichten zeichnen sich: „*Der Bettler und sein Kind*“ von W. Gerhard; die Balladen und Romanzen von Ludwig Halirsch, „*die Macht der Gebote*“ von Karl Kühnel, und einige artige Kleinigkeiten von W. Maller, und „*Sonnenblick*“ von A. Wendt aus. Ein glücklicher Gedanke war es, mehrere in Lichtenbergs Schriften zerstreute Aeußerungen echten Humors und beissen-

der Satire, in Epigramme zu verwandeln. Wie stechen diese Kernsprüche doch vor vielem hervor, was jetzt unter dem Namen „Epigramme“ in die Welt ausgeht! Die gegebenen 19 Räthsel, Charaden und Logogryphen sind fast allzuleicht. Rec. hat kaum eine halbe Stunde gebraucht, sie sämmtlich zu lösen. — Die Kupfer sind gelungen, vorzüglich ist das Titelkupfer nach Raphaels *belle Jardinière*, und die beiden landschaftlichen; die Burg Eltz an der Mosel und das Grabmal der heil. Genoveva in den Ruinen der Frauenkirche bey Andernach. Auf dem ersten zu der Novelle „*die Deportirten*“ gehörigen ist der Lanckasterchulmeister Lambton zu jugendlich, und auf dem zweyten die Stellung der Lisanna etwas unnatürlich. Das Kupfer zu der Romanze „*der Bettler und sein Kind*“ ist nicht übel erfunden, nur scheint es unpaffend, daß der unbarmherzige Reiche, bey einem Unwetter, wie geschildert wird, im Freyen und fast im Neglige sitzt. An Hunden fehlt es nicht auf dem Bilde. Die drey letzten stellen Scenen aus W. Scottschen Romanen dar, aber nur die erste davon verdient lobende Erwähnung.

BERLIN, in Comm. d. Maurerischen Buchh.: *Gedichte von Friederike von Kalkreuth*, geborne von Gaffron. 1823. 117 S. 8.

Diese poetischen Versuche mögen im häuslichen Verhältniß und in dem engern Freundeskreise der Verfasserin ihren Zweck erreicht haben, das fromme und liebevolle Gemüth derselben auszusprechen; allein für das größere Publicum sind sie nicht. Dazu fehlt es ihnen an wahrhaft poetischem Gehalte und an künstlerischer Vollendung. Gedanken wie die folgenden:

O, so wandle froh den Weg des Lebens,
Ohne Dornen gehe deine Bahn!
Keiner deiner Wünsche sey vergebens!
Für dein Wohl fleh' ich den Schöpfer an.

sind zu gewöhnlich und prosaisch, um lateresse bey einem Andern zu erregen als an den sie gerichtet sind. Von Unbekanntschaft mit den feinern Regeln der Sprache zeugen Wendungen wie:

Des Armen keine Freundenthraue,

von Schwachheit in der Verskunst Messungen wie:
Du gehst, Es folgt, Du stets treue, und eine Stelle wie diese:

Denkst du Freundin noch an jene Freuden
Als der Tausal uns in P. umschloß
Und entfernt von jedem Erdenleiden
Frohsinnschweife von unsrer Stirne troß?

hätte wohl am wenigsten aus dem Munde einer zarten Dame erwartet werden sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: Dr. *Theodor Hagemann's*, Königl. Großbritannisch-Hannoverschen Directors und Chefs der Justiz-Canzley zu Celle, Ritters des Königl. Guelphen-Ordens, *practische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit*, hin und wieder mit *Urtheilsprüchen des Cellefchen Tribunals und der übrigen Justizhöfe* bestärkt. *Siebenter Band*. 1824. XVI u. 416 S. 4.

Unter den Staaten Deutschlands, welche sich als Vaterland vieler berühmter Rechts-Schriftsteller ausgezeichnet haben, nimmt Hannover gewiss einen der ersten Plätze ein. Von zwey Instituten dieses Landes, der Universität Göttingen, und dem Ober-Appellations-Gerichte zu Celle ist das Vorzüglichste dieser Art ausgegangen. In ganz Deutschland haben, um nur der, für den Practiker zunächst bestimmten Werke zu gedenken, die von Georg Ludwig Böhm und dem ältern und jüngern Meister commentirten Erkenntnisse des Göttingischen Sprach-Collegiums, so wie die von Pufendorf und Neuber bekanntgemachten, und erörterten Ausprüche des Cellefchen Tribunals und anderer Justizhöfe dieses Landes ein ungewöhnliches Ansehen erlangt. An diese letztern schließt sich unmittelbar das Werk an, von dessen gegenwärtig erschienenen *siebenten* Bande hier die Rede ist.

Der Werth der ersten sechs Bände (S. Ergbl. 1818. Nr. 135.) für den practischen Juristen ist allgemein anerkannt, für den Hannoverschen Rechtsgelahrten ist dies Werk mehrfach, nicht mit Unrecht, für unentbehrlich erklärt worden, und daher kann es hier nur auf die Untersuchung ankommen, was dieser letzte Band geleistet habe, und in wiefern derselbe seinen Vorgängern entspreche. Mit dem *fünften* Bande hörte die Theilnahme des vormaligen Herrn Oberappellationsraths von *Salow* an diesem Werke auf, und der *sechste*, so wie der gegenwärtige *siebente* hat von dem Herrn Canzleydirector *Hagemann* allein herausgegeben. Wenn gleich der *sechste* Band zur Genüge dargethan hat, daß dadurch das Werk nicht an seinem Werthe verloren habe, so kann doch Rec. bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß der, als gelehrter Civilist rühmlichst bekannte Herr Oberappellationsrath *Spangenberg* zu Celle, welcher bisher

als Mitglied der Cellefchen Justizcanzley mit dem Vf. in collegialischer Verbindung stand, thätigen Antheil an diesem Werke nehmen möge. Der Vf. selbst wird hoffentlich die Bemerkung nicht übel deuten, daß er mit der meisten Wärme Germanische Rechts-Institute entwickle. Ungleich mehr Zeit würde er diesen widmen können, wenn Hr. *Spangenberg*, welcher auswärts erscheinenden Schriften bis jetzt so manches zugewandt hat, das Civilrecht übernehme. Der Plan der frühern Bände ist auch in diesem unverändert beybehalten worden; Abhandlungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft stehen ohne eine bestimmte Reihfolge durch einander, wobey jedoch unbequem ist, daß bisweilen in demselben Bande von einander getrennte Aufsätze Gegenstände abhandeln, welche besser und bequemer in einer und derselben Erörterung vorgetragen seyn würden, z. B. ist dies der Fall bey den Erörterungen 8 und 9; 11 und 12; 29 und 38 u. s. w. Auch hätten föglich Abhandlungen über durchaus nicht zweifelhafte Materien, oder über Controversen, wenn keine neuen Gründe, und auch nicht eine neue Zusammenstellung der bisher bekannten, geliefert werden konnte, aus diesem Werke wegleiben sollen. — Erkenntnisse des Oberappellationsgerichts oder anderer Gerichte sollen zur Erreichung des wahren Zwecks, und zur Vermeidung mancher Irrthümer, immer vollständig mitgetheilt seyn. Der veränderte Posten des Vfs., welcher früher Oberappellationsrath war, jetzt aber die Stelle eines Directors der Justizcanzley zu Celle bekleidet, ist wahrscheinlich Ursache, daß in diesem Bande ungewöhnlich viele Erkenntnisse der Cellefchen Justizcanzley angeführt sind. Diese haben selbst für den Hannoverschen Juristen wenig Interesse, da der Bezirk derselben kaum ein Fünftheil des Königreichs ausmacht, und in appellablen Fällen doch Alles auf die vom Oberappellationsgerichte angenommene Meinung ankommt.

Unter den einzelnen Abhandlungen hebt Rec. nicht sowohl wegen ihres Werthes, als vielmehr wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes die Erörterung 41; über Meinungen der Rechtsgelehrten und Präjudicien hervor. In Betreff des ersten Punctes findet man durchaus nichts Neues, ja selbst die Ansichten und Gründe, welche bisher darüber von Rechts-Schriftstellern entwickelt waren, sind nicht mit der nöthigen Schärfe gegeben. Es drehet sich vielmehr Alles um die unbestimmten Ausdrücke der Hannoverschen Oberappellations-Gerichtsordnung, wel-

welche *opinionēs doctorum* verwirft, wenn sie nicht deutliche Gesetze, oder die Analogie deutlicher Gesetze für sich haben. Wie es aber zu halten sey, wenn es an klaren Gesetzen oder Argumenten klarer Gesetze gänzlich fehlt, ferner, wenn, was eigentlich Quelle der meisten Controversen ist, ein Zweifel darüber obwaltet, welches Gesetz, oder welche Analogie eines Gesetzes in einem einzelnen Falle anzuwenden sey, und ob dann *opinionēs doctorum* vom Richter beachtet werden müssen, ist nicht berührt worden, obgleich dieses gerade der eigentlich schwierige Punkt ist. Eben so schwankend ist das über Präjudicien Gefagte; ein Gegenstand, welcher ebenfalls nicht oft genug erwogen werden kann. Rec. kennt Untergerichte, welche bey einzelnen Controversen sich für eine bestimmte Meinung entschieden haben, obgleich sie wissen, daß ihr nächstes Obergericht gerade die entgegengesetzte angenommen hat. Bey einem vom Unterrichter nach seiner Ansicht abgegebenen Erkenntniß bleibt es dann nur, wenn keine *summa appellabilis* vorhanden ist, dahingegen daselbe bey deren Daßeyn jedesmal von dem Oberrichter reformirt wird. So muß der Unterthan die Erfahrung machen, daß von der Größe und Wichtigkeit seiner Ansprüche das materielle Recht in Fäl-

len. Möchte doch die Staats-
ichen zu ihrer Kenntniß ge-
genfälligkeit Ungerechtigkeit
abheffen, welches um so
da es oft dem Gemeinwohl
telche Ansicht gerade den Vor-
chtige Frage ist immer die:
ien der höhern und höchsten
thanen bekannt gemacht wer-
den tragen, und nicht selbst
nd Anwalt bequemer als eine
dungen einzelner Rechtsfragen
ng der denselben unterliegen-

den Facta und Rechtsgründe. Das Königreich Hannover besitzt ein solches Buch unter dem Titel: „Einhundert und achtzehn Entscheidungen des Oberappellationsgerichts zu Celle.“ Ueber den Nachtheil, welchen Schriften dieser Art, dadurch, daß Mancher in Fällen, wo ganz andere Verhältnisse vorliegen, wegen einer solchen nicht verstandenen Entscheidung seine Sache bis zur höchsten Instanz fortsetzt, als auch vorzüglich für die Wissenschaft mit sich führen, ist wohl nur Eine Stimme. In derselben Kategorie stehen die von dem Vf. nur allegirten Entscheidungen von Gerichtshöfen, und man wird oft verlegen, wenn der Vf. am Ende irgend einer Erörterung sagt, daß nach diesen Grundsätzen vom Oberappellationsgerichte in Sachen NN. u. s. w. entschieden sey.

Ob dabey immer die so höchst nöthige Vorsicht beobachtet sey, kann nur derjenige beurtheilen, welchem die allegirten Entscheidungen bekannt sind. Wenn es in der zwölften Erörterung heißt, daß die Wiederholung der Schätzung des Augenscheins, u. s. w., die Stelle des *Gegenbeweises* vertrate, und

gleich darauf gesagt ist, daß nach diesen Grundsätzen vom Oberappellationsgerichte in vielen Fällen, und namentlich in Sachen NN. erkannt sey, so bezweifelt Rec. wenigstens, daß eines der ersten Tribunale Deutschlands diesen Grundsatz angenommen habe.

Unter den abgehandelten Materien des Civilrechts findet man Manches Treffliche über die Lehre von der väterlichen Gewalt, und von den, nach Beendigung derselben durch *separata oeconomia* eintretenden Verhältnissen. Sehr richtig ist gezeigt, daß ein aus der väterlichen Gewalt entlassener Minorer, welcher ein eigenes Geschäft und einen besondern Haushalt führe, vor Gericht auftreten und Rechtsgeschäfte eingehen könne, ohne dadurch der, dem minderjährigen Alter ertheilten Rechtswohlthaten verlustig geworden zu seyn. Nur glaubt Rec., ungeachtet der allegirten l. 3. C. de his, qui veniam aetatis impetaverunt, nicht, daß ein solcher minorer *paterfamilias* bey Veräußerung von Immobilien, der obrigkeitlichen Einwilligung bedürfe. Mit Recht hat der Vf. angenommen, daß die hannoversche Verordnung vom 29ten Oct. 1822, welche die Controverse: Ob die von Minderjährigen, welche keinen *Curator* haben, vorgenommenen Rechtsgeschäfte nichtig seyn bejahend entscheidet, nicht auch solche Minderjährige auszudehnen sey, deren Vater noch lebt, und, nicht aus Unfähigkeit, die väterliche Gewalt nicht ausübt. — Ueber die Lehre vom Pfand-Rechte enthält dieser Band einige schätzbare Abhandlungen, die ein besonderes Interesse für den hannoverschen Juristen haben, da sie über mehrere Controversen Erkenntniße des Oberappellationsgerichts liefern: dahin gehört die 53ste Erörterung über das *jus separationis* der hypothecarischen Erbschaftsgläubiger, worin der Vf. der Meinung derjenigen beyrtritt, welche das *jus separationis* eines Hypothecarischen Erbschaftsgläubigers nicht an das *quinquennium* binden. Am Ende dieses Aufsatzes findet man ein vortreffliches Erkenntniß des Oberappellationsgerichts, welches Rec. gern auch von der 10ten Erörterung, über Faustpfandsgläubiger, sagen möchte, da es hier nur heißt, daß die entwickelten Grundsätze auch von dem Oberappellationsgerichte angenommen seyen. Dagegen liefern gar nichts neues die Abhandlungen über das gesetzliche Pfandrechte des Verpächters eines Landgutes; über das, dem Käufer einer mit Hypotheken beschwerten unbeweglichen Sache gegen den hypothecarischen Gläubiger zustehende *beneficium cessio- nis* (wobey ebenfalls zu untersuchen gewesen seyn würde, ob nicht auch der Käufer einer verpfändeten beweglichen Sache dieses Recht habe); über die Frage, ob ein hypothekarischer Gläubiger an einen Nachlassvertrag der übrigen Gläubiger gebunden sey; von der Wirkung des vorbestehenden Eigenthums an der verkauften Sache, wenn über des Verpfänders Vermögen Concurs ausgebrochen ist.

Diejenigen Erörterungen, welche den Proceß betreffen, glaubt Rec. ebenfalls nicht zu den gelun-

genern zählen zu können. Die 8te Erörterung über liquide und illiquide Einreden im ordentlichen, und im Executiv - Proceſſe, ſo wie die 9te, über Eidesdelation zur Begründung einer Einrede im Executiv-Proceſſe haben gar kein Verdienſt, da die erſtere nur längſt bekannte Dinge, die andere einen durch Hannöverſche Geſetze deutlich beſtimmten Satz abhandelt. Nichtſagend heiſt darin, daß der Executiv - Proceſſ nur dann Statt finde, wenn ſeine Erfoderniſſe vorhanden ſeyen, und unrichtig iſt der Ausdruck, der Eid ſey ein *in continenti liquida* Beweismittel. Man ſpricht von liquiden Klagen, Einreden, Sätzen, u. dergl., nicht aber von liquiden Beweismitteln.

Am wenigſten kann Rec. mit dem Vf. in den von demſelben abgehandelten Lehren aus dem Beweisverfahren übereinſtimmen. Zwey Erörterungen (11. und 12.) ſind dem Beweiſe durch *peritos in arte* gewidmet. In der erſten iſt der Grunſatz aufgeſtellt, daß der Richter nicht verbunden ſey, das Gutachten der Sachverſtändigen ſchlechterdings zu befolgen, wenn daſſelbe nicht auf deutlichen, unverkennbar richtigen Gründen beruhe. Rec. glaubt, daß in dem Falle, wenn Sachverſtändige ein eigenes Beweismittel ausmachen (nach der von Mittermaier ſo conſequent durchgeführten Diſtinction) der Richter alſdann unbedingt an die Gutachten der Sachverſtändigen gebunden ſey, wenn ſie gegen den Producenten lauten. Dieſem lag der Beweis ob, wenn er mit ſeiner Intention durchdringen wollte. Wird das *thema probandum* durch die von ihm innerhalb der Beweisfriſt vorgeschlagenen Sachverſtändigen nicht erſchöpft, ſo wird der Beweis immer für nicht erbracht zu erkennen ſeyn. — Der Vf. hält ein, über das Reſultat dieſer Beweisführung abgegebenes Erkenntniß für nichtig, wenn der Richter nicht zuvor die Parteyen über dieſe Gutachten gehört habe, und allegirt dabey Martin, welcher aber in der angeführten Stelle ſeines Handbuchs gerade die entgegengeſetzte Meinung angenommen hat. Die Gründe des Vfs. haben den Rec. nicht vermögen können, ihm beizutreten, die bereits von Gönner bey dieſer Gelegenheit angef. Geſetze werden nur von dem Falle, wenn die Parteyen über beſtimmte Sachverſtändige compromittirt haben, und das hierüber verordnete alſdann anzuwenden, wenn die Kunſtverſtändigen ein beſonderes Beweismittel im Proceſſe ſind, iſt ſehr gewagt, wie ſchon Mittermaier in Beziehung auf eine Beſtimmung der l. 6. S. 1. C. de *sec. nupt.* bemerkt hat. Freylich modificirt ſich jedoch manches da, wo die Praxis (gegen die, wie Rec. glaubt, richtige Anſicht) dem Producten erlaubt, ebenfalls Sachverſtändige vorzuſchlagen, ohne daß dieſs als eigentlicher Gegenbeweiſ betrachtet wird, wie ſolches namentlich in den Hannoverſchen Gerichten der Fall iſt. — Eine Wiederholung der Beweisführung durch Kunſtverſtändige, welche der Vf. in der zweyten Abhandlung für unbedingt ſtatthaft hält, wenn Unbilligkeit oder Unrichtigkeit der erſten Gutachten hervorgeht, iſt nach des Rec. An-

ſicht niemals zuzulaſſen, wenn Kunſtverſtändige ein eigenes Beweismittel ſind. Der Vf. will dann dieſe Wiederholung als Gegenbeweiſ betrachtet wiſſen. Demnach wäre ſie ſchon undenkbar, wenn ſie im Intereſſe des Producenten läge; der Product dagegen kann nur dann dazu berechtigt ſeyn, wenn die ihm zum Gegenbeweiſe beſtimmte Friſt noch nicht verſtrichen iſt; und iſt dieſs nicht der Fall, ſo kann man es überhaupt nicht eine Wiederholung nennen, ſondern das Ganze reducirt ſich auf den nie bezweifelten Satz, daß auch bey dieſem Beweismittel der Product zu einer Gegenbeweiſführung berechtigt ſey. — Die in dem Aufſatze über den Beweis der Verneinungen ausgeſprochene Anſicht, daß demjenigen, welcher eine Negation behauptet, nur dann der Beweis derſelben obliege, wenn nicht die Affirmation zum Gegenbeweiſe gehöre, hält Rec. für durchaus irrig, da er nur das als wahre Negative anerkennen kann, wo gerade die Affirmation zum Gegenbeweiſe gehört, und klare Geſetze, namentlich die l. 10. D. de *verbor. obligat.* den Beweis einer ſolchen Negative fodern. Auffallend iſt es, daß gerade in dieſem Bande, in der 87ten Erörterung ein Erkenntniß der Celſeſchen Juſtiz-Canzley ſteht, worin der, hier von dem Vf. aufgeſtellten Regel durchaus entgegengehandelt iſt. Es lautet daſſelbe ſo: „Würde Implorat darthun, daß das befragliche Haus zur Zeit des geſchloſſenen Contracts, überhaupt, oder in einzelnen Theilen deſſelben von Wanzen inficirt geweſen, und ihm ſolches vom Kläger *verſchwiegen* ſey, u. ſ. w.“ Der Beweis, das es ihm verſchwiegen, d. h., daß es ihm nicht ſagt ſey, iſt eine Negative, und der Gegenbeweiſ, daß Kläger es dem Beklagten vorher angezeigt habe, eine Affirmative. Nach des Vfs. Theorie mußte dem Kläger der Beweis auf erlegt werden, daß er ſeinen Contrahenten von den Wanzen früher unterrichtet habe. Obgleich dieſs Erkenntniß der eigenen Theorie des Vfs., welche Rec. beſtreitet, entgegen iſt, ſo würde Rec. dennoch hier ebenfalls anders erkannt haben. Der Beklagte, hatte ſeine Einrede damit, daß er das Vorhandenſeyn der Wanzen bewies, begründet; daß Kläger ihn davon nicht unterrichtet habe, gehört nicht zum Grunde dieſer Einrede, vielmehr muß Kläger ſeine Replik, daß er vorher den Beklagten damit bekannt gemacht habe, erweiſen. —

Zu den unbefriedigenden Erörterungen gehört ein Aufſatz über die Zuläſſigkeit äquipollenter Beweisführungen. Als Präliminarpunct hätte unterſucht werden ſollen, welches die beſte Art der Abfaſſung eines Beweiſes Interlocuts ſey, wie dieſs Gönner und Grolmann ſo trefflich entwickelt haben, und hieraus war denn, nach einer Darſtellung, was eine äquipollente Beweisführung ſey, die aufgeworfene Frage zu beantworten, wenn ſich nicht vielleicht ergeben hätte, daß bey richtig abgefaßten Beweiſen Interlocuten dieſelbe gar nicht vorkommen könne. Dagegen ſtimmt Rec. den Anſichten des Vfs. über Reprobatioral-Artikel, über Ge-

Gewissensvertretung (welche letztern für das Königreich Hannover durch die Ob-App-Ger. Ordnung gesetzlich sanctionirt sind), über die Regel: *testes et documenta per productionem sunt communia*, völlig bey.

Die Aufsätze über Lehren des Criminalrechts beziehen größtentheils Hannöversche Landesverordnungen. Ganz neu war dem Rec. die gewiß richtige Ansicht, daß zur criminellen Bestrafung des *stupri tertio vice reiterati* eine frühere polizeiliche Bestrafung erforderlich sey. Ein Versehen ist es wohl nur, wenn in dem, diesen Gegenstand abhandelnden Aufsätze, den *gemeinen* peinlichen, die *Reichs-* und Landespolizey-Gesetze entgegenge setzt sind. Bey mehreren andern Erörterungen kamen entweder ganz unbestrittene Sätze vor, oder wenn auch Controversen berührt worden, so sind doch für dieselben keine neuen Gründe angegeben. Dieses betrifft namentlich, die Erörterung über den Suspensiv-Effect der Rechtsmittel im Criminalproceß; über die erforderliche Gegenwart von zwey Beamten bey wichtigen Criminalverhören, (hier hätte untersucht werden sollen, welche Verhöre das Gesetz hierunter begreift), über die Strafbarkeit der Nichtthinderung eines Verbrechens u. s. w.

So manches auch bisher zu tadeln war, so hat dennoch der Vf. seinen alten Ruhm als glücklicher Forscher in Lehren des deutschen Privatrechts, und des vaterländischen Hannoverschen Rechtes behauptet. Hier darf er unbedingt als Muster aufgestellt werden, und sein Verdienst ist dabey um so größer, als gerade dieser Theil der Wissenschaft so unverhältnißmäßig wenig erörtert ist, und zwar wohl desswegen, weil man bey jedem Schritte auf neue Schwierigkeiten stößt. Da ein einzelnes Durchgehen dieser Abhandlungen eine weitläufige Relation von particularrechtlichen Instituten erfordern würde, so muß Rec. sich leider auf wenig beschränken. — In einer im Fürstenthum Osnabrück für die Gutsherrn und eigenbehörigen Leute und Güter am 25ten April 1722 erlassenen Verordnung heist es: „dafern auch der Gutsherr ein Stück Holz nöthig hat, so bleibet demselben frey, solches vom Erbe hauen zu lassen. Bey diesen höchst unbestimmt gefassten Ausdrücken mußte es zweifelhaft bleiben, was unter einem „Stück Holz“ zu verstehen sey, ob der Gutsherr nur dann dies Recht habe, wenn seine Privatforsten kein hinlängliches Holz zu einem vorhabenden Baue liefern, ob er auch dann dazu befugt sey, wenn des *colonus* eigener Bedarf darunter leiden würde, u. s. w. Alle diese höchst schwierigen Fragen sind gründlich beantwortet, und durch ein beygefügtes Erkenntniß des Obergerichts bestätigt. — Nicht minder vorzüglich ist eine Abhandlung über

die verschiedenen Arten des Forstzinses, worin gezeigt ist, wie es zwey, in ihren rechtlichen Verhältnissen ganz von einander verschiedene Arten desselben gebe, die eine, als Anerkennung des einem Dritten zustehenden *dominii directi*, die andere als eine Preisbestimmung für das zu liefernde Holz. Die Frage: ob bey der letztern Art die Präsumtion für eine unveränderliche, oder für eine, nach dem currenten Holzwerthe sich verändernde Taxe streite, kann nur nach den Grundätzen des des Civilrechts über das *pactum de retro emendo* und *de retro vendendo* beantwortet werden. Ausgezeichnet sind noch die Aufsätze, über die freyen, aber schatz- und reihepflichtigen Höfe nach den Rechten des Fürstenthums Osnabrück; von der Erbfolge des weiblichen Geschlechts in die Meier- und Colonat-Güter, und deren Besitznahme durch Beibrathung, über den Beweis des Sackzehntens u. s. w. Möge es dem Vf. gefallen, auf diesem schwierigen Wege fortzufahren, um der Wissenschaft neue Aufschlüsse zu verschaffen. Solche Abhandlungen werden leider selten in unsern Zeiten, wo man unter theoretischen, auf die Praxis nie einwirkenden Untersuchungen, den eigentlichen Zweck der Wissenschaft so oft vergißt.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Weygandschen Buchh.: *Medallons*, oder Gemälde aus der Gallerie des Lebens im verjüngten Maasstabe, von Karl Blumauer. 1823. VIII und 272 S. 8.

Der Vf. dieser kleinen Scenen aus dem Leben, kurzen Geschichten und einzelnen Betrachtungen ist nicht ohne eine gewisse ansprechende Eigenthümlichkeit in Form und Sprache, welche bald an *Fr. Jakobs*, bald an *Hebel* (dessen Aufsätze im rheinischen Hausfreunde) erinnert. Zuweilen verführt ihn jedoch das Streben, neue Bilder und Wendungen anzubringen, zu Gesuchtem und Gefohrenem z. B.: „die Seele ging ihm vor Freuden auf wie die rothflammende Tulpe vor dem Strahle der Sonne.“ — „als der Sonne Dienerin, die Dämmerung, ihre rothen Rosentöpfe am Himmel heraussetzte.“ — „Es sieht unter dem Knopfloche ehrenroth aus, wenn auch kein buntes Ordensband darin hängt.“ — „Die Lippen maien.“ — Bey den beiden letzten Ausdrücken ist nicht einmal ihr Sinn deutlich. An andern Orten wird auch der Sprache Gewalt angethan; z. B.: „die Augenglänzende Mutter“ — „eine sich zugetragene Geschichte.“ Uebrigens aber können wir diesen kleinen Gemälden das Zeugniß nicht versagen, daß wir sie gern angesehen, und den Künstler der sie entworfen, als einen Mann voll edlen Sinnes und wackern Strebens kennen gelernt haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

LITERATURGESCHICHTE.

DARMSTADT, bey Leske: *Allgemeine Schulzeitung. Ein Archiv für die neueste Geschichte des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens, der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen und aller höheren und niederen Lehranstalten.* In Verbindung mit J. Chr. Fr. Gutschmuths, Dr. J. P. Pöhlmann, J. A. Schneider, Dr. H. Stephani; Dt. G. B. Winer u. A., herausgegeben von Karl Dilthey, Dr. der Philos. und Prof. am Gymnasium zu Darmstadt, und Ernst Zimmermann, Dr. der Theol. und Hofprediger daselbst. Erster Jahrgang. 1824. Jan. bis Jun. 464 S. gr. 4. (d. Jahrg. 3½ Thlr.)

Dem für Beförderung des Guten durch Kirche und Schule so unermüdet thätigen und wirkamen Herausgeber der *Allg. Kirchen-Zeit.*, Hr. Dr. E. Zimmermann, wurden bald, nachdem diese Kirchenzeitung ihren Anfang genommen hatte (im Jul. 1822.), neben den die kirchlichen Angelegenheiten betreffenden Artikeln zugleich so viele Nachrichten und Aufsätze, welche in das Schulwesen einschlagen, zugesendet, daß es an Raum gebrach, dieselben der *K. Z.* einzuverleiben; auch hätte es als eine Geringschätzung des Schulwesens angesehen werden können, ihm nur den von kirchlichen Nachrichten übrig bleibenden Raum zu widmen. Hr. Z. hielt es also für passend und gerathen, ausser seiner mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommenen *K. Z.* als Seitenstück zu derselben, jedoch unabhängig von ihr, in Verbindung mit einem Mitherausgeber und mit mehreren genannten und ungenannten Mitarbeitern, auch eine *Allg. Schul-Zeitung* herauszugeben, wovon des ersten Jahrganges 6 erste Hefte dem Rec. vorliegen. Die nahe Verwandtschaft, die unzertrennliche Verbindung und der gemeinschaftliche letzte Zweck beider Anstalten zur Fortbildung und zum Heil der Menschheit (der Schule und der Kirche) kann und wird freylich hiermit nicht geleugnet werden sollen, und eben so wenig von den wackern Mitarbeitern irgendwo unberücksichtigt bleiben. Aber eine andere Frage ist doch diese: ob es nicht zuträglich gewesen wäre, beiden Instituten nur Eine Zeitung, die doch, als Zeitung betrachtet, immer nur das Geschichtliche zum Hauptinhalte haben wird, zu widmen; in ihr die Uebereinstimmung zwischen Schule und Kirche hinsichtlich ihres höchsten Zweckes und ihre Verschiedenheit hinsichtlich des Ge-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

brauches der Mittel, durch Erzählung von Thatfachen anschaulich zu machen; diese Thatfachen von Orten, Ländern oder ganzen Staaten zu entlehnen, wo bald jene auf Kosten dieser, bald diese zum Nachtheil jener hervorgehoben oder in den Schatten gestellt wird; das fröhliche Gedeihen oder das schmerzliche Hinwelken der Einen und der Andern als Folge der Behandlungsart, die man jeder von ihnen zu Theil werden läßt, in Beyspielen aus der neuesten Zeitgeschichte darzustellen u. m. dergl.; und hiermit eine *Kirchen- und Schul-Zeitung* zu liefern, wie sie, trotz der großen Menge von Zeitschriften, die es entweder mit der Einen, oder mit der Andern, Anstalt zur Veredlung der Menschheit ausschließlich zu thun haben, gegenwärtig noch nicht besteht? Erst dann wird man sich dem herrlichen Ziele einer wahrhaft gebildeten und für das Höhere in aller Absicht gewonnenen Menschheit nähern, wenn man *um der Schule willen* der Kirche die gebührende Achtung und Theilnahme beweist, und *um der Kirche willen* für die Schule die weiseste und thätigste Sorgfalt hegt. Scheinen hierbey zwar nur die untersten Volksschulen hauptsächlich berücksichtigt werden zu müssen: so leidet es doch gar keinen Zweifel, daß auch die höhern Schulanstalten, bis zur akademischen Hochschule hinauf, in einen Gesichtspunct gestellt und nach einer Maafsregel behandelt werden können, die sie zur Errichtung des einzig vernünftigen Zweckes der Kirche, zur geistigen und sittlichen Veredlung des Menschen, geeignet und wirksam macht. — Hr. Dr. Z. sagt übrigens mit Recht in der Ankündigung der *Sch. Z.*: es bedarf keines Beweises, daß die Jugendbildung, sowohl allgemeine Menschenerziehung, als specielle Bildung und Vorbereitung für einzelne Stände und Berufszweige, wichtig genug ist, Gegenstand einer eigenen historischen Zeitschrift zu werden, woran es in dieser *Allgemeinheit* bis jetzt gänzlich gefehlt hat. „Ueber Plan und Einrichtung der Zeitung selbst, zu deren Herausgabe die auf dem Titel bemerkten u. A., theils als praktische Pädagogen, theils als für die Jugendbildung lebhaft sich interessirende Männer, bekannte Theilnahme mit Hr. Z. sich verbunden haben, heisst es in der *ersten* Nr. eröffnenden Einleitung.“ Die *Schule*, in der weitesten und umfassendsten Bedeutung des Wortes, ist das Object unserer Zeitschrift.“ Da nun die Schule alle die einzelnen Anstalten in sich begreift, deren Bestimmung es ist, den Menschen entweder für das Menschenleben überhaupt, oder für einen Familienkreis, oder für

X (6)

für die Zwecke und den Dienst des Staates, und für die besondern Berufsarten in demselben zu bilden: so soll die *Sch. Z.* eine *allgemeine* seyn. „Sie soll sich weder auf gewisse Länder, Religionen und Confessionen, noch auf besondere Lehr- und Erziehungsanstalten einschränken, so wird vielmehr von den Universitäten und Gymnasien, und von dem auf Hochschulen unter Lehrern und Schülern herrschenden Geiste an bis zum Treiben einer kleinen Dorfschule herab Alles umfassen, was Menschenerziehung und Menschenbildung betrifft u. s. w. Als *Zeitung* betrachtet ist ihr Inhalt zunächst historisch; „in einer geschichtlichen Uebersicht berichtet sie über das, was in der Schule, für und durch sie, geschieht.“ In sofern jedoch Geschichte ohne Urtheil nicht gedacht werden kann und die Frage: was geschieht? die Andre: was könnte, was sollte geschehen? von selbst herbeiführt: so sind zwar alle nichtgeschichtliche, wie theoretische Abhandlungen ausgeschlossen: nicht aber kritische, mit Ruhe und Würde angestellte Beleuchtungen der neuesten Erscheinungen im Gebiete der Schule. Recensionen sind ausgeschlossen, doch, wenn das Unternehmen gelingt, zu einer *Allg. Liter. Zeitung für Prediger und Schulmänner*, als Zugabe zu den allgemeinen Kirchen- und Schulzeitungen, Hoffnung gemacht. — Der gesammte Inhalt in folgende 6 Hauptrubriken vertheilt: I. *Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesen überhaupt*. Außer den allgemeinen Principien, Erscheinungen, Vorschlägen, Verfügungen, betreffend das Schulwesen, wird hier auch die Stellung und das Verhältniß der Schulen im Staate und zu der Kirche, nebst den Verhandlungen darüber in den landständischen Versammlungen zur Sprache gebracht werden. II. *Universitäten*. III. *Gymnasien, Lyceen u. s. f.* Schilderung ihres jetzigen Zustandes, neue Anordnungen, Erscheinungen in dem jetzt stark bewegten akademischen Leben, Bekanntmachungen von Programmen, Dissertationen, Vorlesungen, Preisaufgaben u. s. w. IV. *Volkschulen*, sie heißen nun Elementar-, Bürger-, Stadt-, Landschulen; Seminarien; neue Lehrmethoden; Verhältnisse der Schullehrer u. s. w. V. *Real-, Special- und Privatschulen*; Industrie-, höhere Töchter- (Mädchen-) schulen; Taubstummeninstitute; alle der Bildung zu irgend einem besondern Berufe gewidmete Anstalten. VI. *Miscellen*; aphoristische Bemerkungen über Pädagogik und Schulwesen. — Der Umfang dessen, was geleistet werden soll, ist, wie man sieht, groß genug; und wer sich für die gute Sache der Menschheit interessiert: dem kann eine Zeitung dieses Inhalts und dieser Tendenz nicht anders, als schätzbar seyn. Auch darf Rec., nachdem er die 6 ersten Monatsstücke gelesen hat, versichern, daß sie lesenswerth sind und für die Zukunft Lebenswerthes erwarten lassen. Es wird nicht undienlich seyn, wenigstens auf einige schätzbare Aufsätze kurz hinzudeuten.

Im *Januarstück* wird unter Andern von der in öffentlichen Blättern enthaltenen Sage, daß statt der, unter der Fremdenherrschaft aufgehobenen Hochschule zu *Helmstädt* die Residenzstadt *Braun-*

schweig eine Universität erhalten werde, Anlaß genommen, zu zeigen, nicht nur, wie wünschenswerth für die Braunschweigischen Länder der Besitz einer eigenen Universität sey, sondern zugleich, daß sich die Residenz vorzüglich dazu eigne, eine solche hohe Bildungsanstalt in ihrer Mitte zu haben. Rec. tritt dem Wunsch und den Vorschlägen des ungenannten Vfs. in *erster* Hinsicht ganz bey. Auch läßt sich es kaum anders denken, als daß, worauf in einer spätern Nr. angetragen wird, die Güter, welche die königl. westphälische Regierung *Helmstädt* entzog und *Göttingen* und *Marburg* zuwendete, von den jetzigen Regierungen der rechtmäßigen Behörde nicht gern sollte zurückgegeben werden. „Sie, sagt der Correspondent, die fast Alles, was *Jerome Napoleon* that, für illegal erklärten, werden gewiß keinen Anstand nehmen, einen so legalen Wunsch zu erfüllen.“ Sogern übrigens Rec. zugiebt, daß sich in Braunschweig vieles vereinigt, was einer da zu gründenden Universität zum Vortheile gereichen würde: so ist er doch der festen Meynung, daß sich in der Regel eine Residenzstadt weniger, als jede andre, übrigens mit den nöthigen Anstalten und Bequemlichkeiten versehenen Stadt, wie z. B. *Helmstädt*, zum Sitze der Hochschule eigne. Er kennt aus eigener mehrjähriger Ansicht die Vortheile und die Nachtheile, welche daraus entspringen, weiß eine Universitätsstadt zugleich eine Residenzstadt zu seyn; aber er hat sich nie davon überzeugen können, daß diese von jenen überwogen werden. Was von dem Prof. *Balser* u. a. in den großherzogl. hess. Landtagsverhandlungen gegen die in Vorschlag gebrachte Verlegung der Universität *Gießen* nach *Darmstadt* vorgebracht wurde, verdient die reiflichste Erwägung. Von *Soest* in Westphalen wird S. 28 f. eine kurze Geschichte der Schicksale, welchen die Anstalten zur Bildung der Volksschulen im Herzogthume Westphalen unmittelbar vor, während, und bald nach der französischen Dienstbarkeit unterworfen waren, erzählt. Mit wahrer Freude verweilt man bey den Riesenschritten, welche zur Verbesserung dieser Anstalten geschahen, sobald das Land unter königl. preussische Regierung kam und die Vorschläge des Consistoriums zur Aufrechthaltung und Erweiterung der fast ganz verfallenen Seminarien an dem Minister des Innern Fr. v. *Schuckmann* die kräftigste Unterstützung erhielten. Anstatt der kleinen Seminarien zu *Petershagen* bey Minden, zu *Teklenburg* und *Jau Wesel* am Rhein, die in Ermangelung hinlänglicher Mittel immer tiefer sanken, und von denen das Letzte im J. 1806. nach *Soest* verlegt wurde, aber auch hier bis 1816. so wenig gedieh, daß nur noch 15 Seminaristen darin gebildet wurden und der ganze Kostenaufwand jährlich noch lange nicht 1000 Thlr. betrug — besteht jetzt ein zu *Soest* neu errichtetes Seminarium zur Bildung der Elementarlehrer für die evangel. Schulen in den 3 Regierungsbezirken der ganzen Provinz Westphalen, das mit königlicher Freygebigkeit unterstützt wird, aller den Forderungen der Zeit angemessener Verbesserungen im Innern und Aeußern sich erfreut, und ge-

gegenwärtig, nachdem es seit seiner Wiederherstellung schon über 60 Seminaristen an die Schulen abgegeben hat, noch 57 Seminaristen zählt. — Die 5., 6 und 7te Nr. enthält einen gediegenen Aufsatz aus *Darmstadt* über das einzige sichere und gerechte Mittel, die Bedürfnisse für das Volksschulwesen aufzubringen. „Der Staat, heisst das Motto zu diesem Aufsätze, welcher die Volksschule nicht als sein liebstes und theuerstes Kind behandelt, sie nicht selbst mit liebevollen Händen pflegt, sondern sie der egoistischen Engherzigkeit einer Gemeinde überlässt, ist der unnatürlichen Mutter ähnlich, welche das Kind ihres Lebens, statt ihm selbst die Mutterbrust zu reichen, ihrer Säugamme überlässt.“ Der angekannte Vf. glaubt, und wie Rec. meynet, mit Grund: nicht früher werde für die Volksschulen, und mit ihnen für das Volksleben und das innere Heil des kaiserlichen Vaterlandes, eine neue erwünschte und rühmliche Periode beginnen, als wenn die Volksschulen für Staatsanstalten erklärt werden, oder: wenn der Staat an Alle, welche er in seinen Verein als Staatsbürger aufnehmen und betrachten soll, die unerlässliche Forderung macht, daß sie die nöthige Vorbildung für die allgemeinen Zwecke des Staates besitzen, wenn folglich der Staat nicht bloß, wie es hier und da häufig geschieht, in das Schulwesen gebietend eingreift und es reguliert, sondern *wenn er selbst die Volksschulen* (nur von ihnen, nicht von den Hochschulen, Gymnasien, Industrieschulen, in hier überall die Rede) gründet, sie unterhält, für ihr Gedeihen die thätigste Sorgfalt trägt. In letzter Hinsicht wird auf Einführung einer allgemeinen, und zwar nach Vermögensklassen einzutheilenden, *Familiensteuer* angetragen, so nämlich, daß die Steuerquote jeder Familie im Durchschnitts zwar 3 fl. 7½ kr. betrage, jedoch mit Rücksicht auf die Verschiedenheit des Einkommens von den Vermögendsten 12 fl. von dem Dürftigsten nur 24 kr. (welche letzte aus den Gemeindekassen entrichtet würden) jährlich zu bezahlen wären. Bei diesem Anschläge müßte dann die Zahl der Kinder in jeder Familie wohl berücksichtigt werden, so, daß die kinderreichsten Familien *caeteris paribus* am meisten verschont würden, vermögende Eheleute aber, die nur wenig, oder gar keine Kinder hätten, und wohlhabende Hagelstöße, die stärkste Steuer zu entrichten hätten. Dem Rec. sind viele der in diesem Aufsätze enthaltenen Gedanken wie aus der Seele geschrieben; und oft hat er sich darüber gewundert, daß zu einer Zeit, wo die Staaten für das Schulwesen so große Thätigkeit zeigen, gleichwohl so wenig feste und durchgreifende Maassregeln ergriffen werde, um nur erst einmal den armen Schullehrern ein sorgenfreyes Auskommen zu sichern und sie gegen das Drückende des Schulgelderhebens zu schützen. Nach S. 86 f. ist das Schullehrerseminarium zu *Marburg*, welches seinen Ursprung dem Vermächtnisse eines Privatmannes (Obristen v. Schuler zu Marburg) zu verdanken hat, durch Kurf. *Wilhelm II.* mit einem jährlichen Zuschusse von 300 Thlr. verbessert worden; gleichwohl kann sich die Anstalt, die jetzt 22

Seminaristen zählt und an dem Inspector *Wieding* einen recht tüchtigen Vorsteher hat, hinsichtlich ihrer Einkünfte nur mit den wenigsten ihrer Schwesteranstalten messen. Ueberall gehören Zuschüsse zu einzelnen Instituten dieser Art, so dankenswerth sie an sich sind, doch zu den Zeichen, daß an eine Radikalkur des Ganzen wohl sobald noch nicht zu denken ist. — *Batzen* zählt gegenwärtig 21 gelehrte Hauptschulen, nämlich 14 Gymnasien mit 4 —, ein Progymnasium mit 2 —, eine lateinische Vorbereitungsschule mit 2 Classen u. s. w. Nachahmungsworth ist die Anordnung, nach welcher von allen Gymnasien jährlich ein gedruckter Jahresbericht erscheint, worin Rechenschaft über ihren Zustand und den Fortgang der nach höherer Geistesbildung strebenden Nationaljugend abgelegt werden soll. (S. 90 f.) Möchten solche Jahresberichte hier und anderwärts nur immer die lauterste Wahrheitsliebe zur Quelle haben, und nie nach irgendwo einer Ostentation gleichen, deren vortheilhafte Wirkung vorübergehend, der dauerhaft und insonderlich der neuesten Zeiten u. v. a. Nrn. Niemand, erhält man aus einem in zu *Hirschberg* von dem Predigtthema, welches, nach der Versicherung eines Prof. der Theologie, sogar in neueren Zeiten von einer Kanzel herab gehört worden seyn soll: „Die Natur, ein Affe Gottes.“ Th. 1. „ob sie es ist?“ Th. 2. „Ja, Ja!“ (Unwillkürlich fällt einem dabey die Frage ein: ob nicht der linckreiche Vf. dieser Predigt noch in einem 3ten Theile sich selbst als Naturkind zum augenscheinlichsten Beweise der Wahrheit seines Hauptsatzes hätte darstellen sollen?) S. 198. Das Gymnasium in *Koburg*, S. 225 f. Aus der zweckwidrigen Verfassung, worin sich diese 1605 gestiftete, fast nur auf Lateinisch und Griechisch berechnete Schulanstalt nahe an 200 Jahre erhielt, ging dasselbe unter dem Minister v. *Kretschmann* 1803 in einen erträglicheren Zustand über, erhielt aber erst 1818 eine wahrhaft verbesserte innere und äussere Einrichtung unter dem jetzigen Director Dr. *Wendel*, auf welche *Baumgarten-Crusius* Worte anwendbar sind: „Wir sind darüber einverstanden, daß der Grund der gelehrten Bildung, die nichts, als eine tiefer begründete und in Zeit und Grenzen umfassendere Menschenbildung seyn soll, im Studium der Sprache und besonders der klassischen Literatur besteht.“ Einer recht zweckvollen und erfreut sich gegenwärtig d. h. S. 229, in *Mädchenschule*, titulirt, Töchter, ne richtigere Benennung wäre, als *Knabenschule*?) Mehrere Aufsätze, z. B. die Uebersicht der gelehrten und volkshemlichen Bildungsanstalten in *Dänemark*, (S. 241, 281, 294 f.) die vollständige und gründliche Beschreibung des Gymnasiums zu *Darmstadt* (S. 249 — 280), nebst angehängten kurzen Autobiographien aller jetzigen Lehrer an demselben; die durch mehrere Nrn. fort.

fortgesetzte Uebersicht der Vorlesungen, welche im Sommerhalbjahre 1824 auf allen deutschen Universitäten (Greifswald, Kiel, Königsberg, Landshut, Leipzig und Rostock, von wo die Verzeichnisse noch nicht eingegangen waren, ausgenommen) gehalten worden — u. m. a. verdienten um ihres Inhalts willen eine nähere Anzeige; Rec. muß aber den Raum schonen und empfiehlt sie, so wie die ganze Schulzeitung dem eigenen Lesen eines jeden, dem an einer genaueren Kenntniß der Fortschritte höherer und niederer Schulen gelegen ist.

PAEDAGOGIK.

NEUBSTADT a. d. O., b. Wagner: *Das Buch für Aeltern*, oder wann dürfen Aeltern hoffen, von ganzem Herzen fromme Kinder zu erziehen? von *Friedrich Erdmann August Heydenreich*, Senior und Pastor an der Stadtkirche zu Merseburg. (1822.) 83 S. 1828.

Der würdige Vf. dieser Schrift ist schon seit einer so langen Reihe von Jahren als fleissiger Schriftsteller bekannt, daß Rec. etwas Ueberflüssiges thun würde, wenn er auf dessen Eigenthümlichkeiten, auf das Lobens- und Tadelnswürthe dieser, wie seiner andern zahlreichen Schriften besonders aufmerksam machen wollte. Es genüge daher an der Versicherung, daß auch diese kleine Schrift sich durch lichtvolle Klarheit und richtige Zusammenstellung der Gedanken auszeichnet, daß aber auch sie nicht ganz frey von Wiederholungen und von einer gewissen Breite und Reddeligkeit ist, zu welcher der Vf. hier um so eher verleitet wurde, da er von der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes tief durchdrungen, sich gern Jedem, auch dem weniger Gebildeten, ja selbst dem schlichten Landmann, durchaus verständlich machen wollte. Das ist ihm dann auch in sehr höherm Grade gelungen, und die Wärme und Herzlichkeit, welche über das Ganze sich gleichmäfsig verbreitet, wird gerade den Kreis von Lesern, wie ihn der Vf. sich dachte, besonders ansprechen. Neues findet sich über den behandelten Gegenstand in dieser Schrift zwar nicht, aber nichts desto weniger ist sie Aeltern, welchen das Wohl ihrer Kinder redlich am Herzen liegt, angelegentlich zu empfehlen, und Prediger und Schullehrer werden sich ein Verdienst um ihre Gemeinden erwerben, wenn sie für deren Verbreitung bey denselben sorgen.

Die Schrift zerfällt nebst einem einleitenden Vorworte (von der hohen Bedeutung des Vater- und Mutternamens, der älterlichen Liebe, von deren Wirksamkeit für das Glück der Kinder, besonders in Hinsicht

ihrer Erziehung zu frommen Menschen, die es von ganzem Herzen sind) in 6 Abschnitte, deren Inhalt kurz angegeben werden soll. 1) *Richtige Vorstellung von der wahren Frömmigkeit*. Sie besteht (S. 13) darin, daß man, was man als Recht und gut (als Gottes Willen) erkennet, darum, weil es recht und gut ist, in jeder Hinsicht und beharrlich thut. 2) *Großter Werth einer solchen Frömmigkeit*, an sich und in ihren Wirkungen auf den Frommen selbst und auf das allgemeine und besondere Wohl Anderer. 3) *Hoher, vielfacher Werth einer solchen frühen Frömmigkeit*. 4) *Daß und warum Aeltern, vor Allem, verbunden sind, ihre Kinder so fromm zu erziehen*. Das Bekannte sehr gut und eindringlich zusammengefaßt, zugleich ein ernstes Wort an die, welche Aelternstelle vertreten. 5) *Wie Aeltern eine solche Frömmigkeit bewirken*. a) *Auf die rechte Art*. Eignes Beispiel, verbunden mit einem mehr gelegentlichen und zufälligen Unterrichte; (gewiss ein sehr wirksames, aber oft ganz vernachlässigtes, oft verkehrt angewendetes Mittel;) bestimmter Unterricht in den Ortschulen oder durch besondere Lehren. (Möchten nur die Ersteren nicht immer noch an vielen Orten so viel zu wünschen übrig lassen, und alle Aeltern auf das merken, was der Vf. ihnen bey der Wahl eines besonderen Lehrers, in Hinsicht auf die religiöse Bildung ihrer Kinder, zu beherzigen giebt!) Sorgfältige, unablässige Berücksichtigung dessen, was sonst auf die Kinder einwirkt; (Hausgenossen, Nachbarn, Dienstboten, andere Kinder;) anderweitige Beschäftigungen der Kinder, besonders über das Bücherlesen (wächst wichtig besonders für unsre Zeit.) Einfluß auf Frömmigkeit, welche die Verhältnisse haben, in welche Kinder gewöhnlich dann versetzt werden, wenn sie die Schuljahre beendet haben und das väterliche Haus verlassen. 6) *Warnung vor falschen Mitteln zur frommen Kindererziehung*. Daß man die Frömmigkeit in die Kinder hineinzürnen, hineineloben, hineintüben will. Mangelnde Eintracht der Aeltern bey dem Erziehungsgeschäfte. — 7) *Mannigfache Wirkung einer solchen Erziehung für Kinder und Aeltern*; auch wenn sie nicht von der gehofften Art bey den Kindern seyn sollten.

Bei einer neuen Ausgabe, welche wir dieser Schrift wünschen, wird ihr Nutzen erhöht werden können, wenn der Vf. die sehr passend angezeigten Bibelstellen mit abdrucken läßt. Denn ohne diese nehmen sich gewiss nicht alle Leser die Mühe, sie nachzuschlagen und haben also nicht den beabsichtigten Nutzen davon. Der Umfang der Schrift würde dadurch aber nur um ein Geringes vermehrt werden. Auch ist zu wünschen, daß auf die Correctheit des Druckes mehr Fleiß verwendet wird und schärfere Lettern dazu genommen werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER: Dr. Joh. Erh. Trampel, weil. Fürstl. Lipp. Geh. Rath, Leibarzt u. s. w. *Wie erhält man sein Gehör gut*, und was fängt man damit an, wenn es fehlerhaft geworden ist? Zweyte Auflage, vermehrt durch einen Nachtrag des feil. Verfassers, mit Anmerkungen und Vorrede vom Dr. Karl Theodor Menke, Fürstl. Waldeck'schem Hofmedicus und Brunnenarzte in Pyrmont u. s. w. Mit 2 Kupf. 1822. 212 S. gr. 8.

Ogleich die Krankheiten der Sinne, unter welchen namentlich die des Gehörs noch in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, gegenwärtig ernster gewürdigt werden, und es rühmliche Erwähnung verdient, daß das Streben und Forſchen unserer Zeit auch dahin gerichtet ist, die minder betretenen und demnach auch spärlich beleuchteten Pfade zu erhellen; so sind wir doch immer noch in der Lage, jeden, auch den geringsten Beytrag dankbar erkennen müssen. — Daß auch vorliegendes Werk Anspruch an unsere Dankbarkeit zu machen berechtigt ist, dafür spricht nicht nur der Name des verstorbenen rühmlichst bekannten Vfs., sondern auch der Abtatz der ersten Ausgabe (1800). — Rec. ehrt das Unternehmen des Hrn. Dr. Menke, eine neue Auflage dieses Werkes besorgt zu haben um so mehr, da es durch dessen reichhaltige und treffliche Zusätze offenbar gewonnen hat.

Der erste Theil, der die Anatomie und Physiologie des Ohres im Allgemeinen und der Gehörwerkzeuge im Besondern aufstellt, ist mit Umsicht und Fleiß bearbeitet. Der Vf. hat mit lobenswerther Auswahl nur die besten Quellen benutzt. Die diesem Theil angehörenden zwey Kupfertafeln sind wohl geeignet, auch Uneingeweihten unter den gebildeten Ständen hinlängliche Verſinnlichung zu gewähren. — Der zweyte Theil umfaßt die Pathologie der Gehörwerkzeuge. Sehr wahr sagt der Vf. im §. 23.: „daß wenn ein Arzt aus der Vorzeit zu uns zurückkommen könnte, er zwar über die Veränderungen und Fortschritte der Arzneywissenschaft erstaunen, aber auch sich wundern würde, manche Zweige derselben, z. B. die Krankheiten der Gehörwerkzeuge fast noch in dem Zustande wiederzufinden, in dem er sie verlassen habe! Der erste Abschnitt handelt die Krankheiten des äußern Gehörganges und des mittlern Ohrs ab. — Das vier-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

te Kapitel. Von den Ursachen, den Arten und Heilmitteln der Gehörfehler im Allgemeinen. Bey der hier gegebenen Uebersicht der Gehörfehler bemerkt der Vf. mit Recht, daß auf dem jetzigen Standpunkt unseres Wissens ein vollständiges nosologisches System aller Gehörfehler nicht aufgestellt werden könne. Auch stimmt ihm Rec. bey, wenn er in der Note zum §. 28. anführt, daß wir bey der Harthörigkeit oft gegen unsern Willen empirisch verfahren müßten, indem die Erkenntniß der nächsten Ursache und ihrer Veranlassung nur selten zu erlangen sey. Wir sind auch mit ihm vollkommen einverstanden, wenn er gegen die so häufig angepriesenen Geheimmittel, besonders gegen die geistigen Tincturen, resinösen, balsamischen und ätherischen öhligen Mittel warnt. Rec. tadelt aber, daß Hr. Dr. Menke nicht da von dem verst. Vf. abgewichen ist, wo es die Pflicht gebot; er hätte sich dann die Note 91. zum 30sten §. ersparen können, auch mißbilligt er das Beybehalten irriger Hypothesen und Trugschlüsse bey §. 34. u. s. w. — (Ein krankhaft verändertes Ohrenschmalz fand Rec. bey Leberkranken und vorzüglich bey solchen Kranken, die an Gallenfehlern, besonders Gallensteinen litten, häufig; Harthörigkeit stellte sich da, wo Verdickung, Krystallisation der Galle statt hatte, sehr bald ein, und hielt in der Zunahme gleichen Schritt mit der Steinbildung; Brausen, Schwindel und nächtliche Koliken gefellten sich mit hinzu und dauerten bis zum Tode. In Ruß's Magazin findet man diesen Beytrag zur Diagnostik).

Das im §. 44. von Trampel angegebene äußere Mittel, das viel zu reizend und erbitzend ist, hätte in der neuern Ausgabe nicht ferner aufgeführt werden sollen. Dagegen ist unter den austrocknenden hülfreichen und doch unschuldigen Mitteln das Zinkoxyd (*flores zinci*) und das Kalkwasser aufzuführen vergessen worden. — §. 45. kann Rec. den Lobpreisungen des Sublimats in der Kinderpraxis seine Beystimmung nicht geben, noch weniger das nach alt englischer Formel empfohlene Mercurialpräparat billigen. Kap. IX. *Polypöse Auswüchse in dem äußern Gehörgange*. — Hier ist die krankhafte Verdickung der Häute als mechanische Ursache der Schwerhörigkeit nicht aufgeführt. Ebenso vermißt Rec. bey Ohrgeschwüren in scrofulösen Subjecten die äußere Anwendung des Calomels (den man hier mit Vortheil, und oft in Verbindung mit andern entsprechenden Mitteln einbläst.) Das Kap. XI.,
X (6) das

das von der *Erschlaffung der innern Lamelle des Trommelfelles* u. s. w. handelt, giebt einen abermaligen Beweis, daß wenn man alles erklären und theoretisch nachweisen will, man zu Hypothesen keine Zuflucht nehmen muß. — Die uns kürzlich von Hufeland gegebene rationell - empirische Uebersicht der Gehörübel und die dagegen anzuwendenden Heilverfahren hat mehr praktischen Werth als die hier geschilderten. Der §. 52. documentirt die Beobachtungsgabe des Vfs. Was Hr. Menke in dem darauf folgenden Paragraph in seinen Randnoten zu Gunsten der Durchbohrung des Trommelfelles sagt, nöthigt Rec., die Partie des verft. Trampel zu nehmen, denn es ist nur zu gewiß, daß die *perforatio tympani* nur selten dauernden Nutzen gewährt hat! — Das XII. Kap. über die *Fehler des Trommelfelles in Verbindung mit den Gehörknöcheln und ihren Muskeln*, ist eins der gelungensten. Was die Mayer'sche schon von Sömmerring hart mitgenommene Erzählung betrifft, so bemerkt Rec., daß, trotz allen angeführten Autoritäten großer und berühmter Anatomen, es doch unglaublich scheint, daß es in unserer Gewalt und in unserm Willen stehen sollte, die Gehörknöchelchen nach Willkür zu bewegen? — Giebt es doch nur wenig Menschen, welche die äußern Ohrmuskeln nach Willkür zu bewegen fähig sind! Molsch in lib. II. dissertat. anatomica: wollte sogar durch dieses Manöver die Verrenkung der Gehörknöchelchen heben. Wer hatte ihm denn die Verrenkung nachgewiesen? Die *Paracufis Willisiana* nach Trampels Berichtigung und den erklärenden Noten hat Rec. sehr befriedigt. — Der 60te §. *Harthörigkeit von zu starker Wölbung des Trommelfelles*, und das darauf folgende Kapitel XIII: *Ueber Entzündung des äußern Gehörganges und deren Ausgang in Eiterung*, verdanken den erklärenden und aufhellenden Bemerkungen des Dr. Menke den hohen Werth den sie behaupten. — Wenn Otitis wohlgenährte und vollblütige Individuen befällt, ist oft außer den örtlichen Blutentziehungen (namentlich bey Erwachsenen) auch Aderlass und die Antiphlogosis im ganzen Umfange des Wortes angezeigt; tiefe Ruhe und ein dunkles Zimmer befördern die Zertheilung der Entzündung. — Das Kap. XIV. *Entzündung des mittlern Ohres*, in literarischer Hinsicht fleißig ausgearbeitet, ist angefüllt mit individuellen und schwer beweisbaren Ansichten. Im Kap. XV., welches die *catarrhalische Harthörigkeit, durch Verschleimung der Ohrtrumpete und Trommelhöhle* abhandelt, findet der Heilkünstler vielseitige Belehrung und einen Schatz an practischer Erfahrung. Rec. würde schon um dieses Kapitels Willen das Werk empfehlen, doch dürfen wir auch hier nicht den Antheil verkennen, den Hr. Dr. Menke daran hat. Zu bemerken ist noch, daß das Kap. XVI. die eigentlichen rheumatischen Gehörkrankheiten umfaßt, und in pathologischer und therapeutischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt. (Rec. freut sich, hier so manche Ansicht wider zu finden, die de-

nen (wie früher erwähnt) von Hufeland aufgestellten beykommt.) Kap. XVII. *Die Harthörigkeit nach Ausschlagskrankheiten*. Auch in diesem Kap. tritt Hr. Menke mit sehr einflußreichen Erklärungen und Erläuterungen hervor. In therapeutischer Hinsicht würde die Kritik zufrieden gestellt seyn, wenn Hr. M. nicht ein zu großer Lobredner des *Amimon. diaphoret.* wäre, von dem bekanntlich Joseph Frank irgendwo behauptete: man könne es seiner Unwirksamkeit halber auf Butter Schnitten genießen! Karg und dürftig ist das darauf folgende XVIII. Kapitel; hier hätte wohl mehr gesagt werden können. Dasselbe Urtheil müssen wir auch über das darauf folgende fällen. — Fleißiger bearbeitet fand Rec. das XXI. Kapitel, von der *Harthörigkeit als morbus hereditarius*. Vorzüglich verdient das XXII. Kapitel: *über consensuelle nervöse Harthörigkeit* Beyfall, welchen wir auch dem darauf folgenden um so mehr geben, weil hier Fleiß, Belesenheit und eigene Erfahrung nicht zu verkennen sind. Warum der Herausgeber im XXIV. Kap. eine und dieselbe systematische Uebersicht als Recapitulation giebt, bleibt unbegreiflich. Daß Hr. M. dieses gefühlt hat, beweist die Note 246, und doch wurde sie gegen die bessere Ueberzeugung beybehalten! Dasselbe gilt fast überall von den vom verft. Trampel angeführten mechanischen Hülfsleistungen, deren Nutzlosigkeit Hr. M. erkannte; aber auch diesen Wust glaubte M. bezubehalten sich verpflichtet. Die Harthörigkeit aus fehlerhafter Beschaffenheit der Gehörnerven fesselte die Aufmerksamkeit des Rec. für einige Zeit; es läßt sich über Fehler dieser Art recht viel sagen, aber wenig oder nichts mit Bestimmtheit nachweisen, was jedoch zu sagen möglich ist, hat der Vf. in seinen Bemerkungen zur Genüge gesagt. Die Leiden der Nerven in so tief verborgenen der Beobachtung ehrückten Theilen nachzuweisen, ist und bleibt ein hochgewagtes Unternehmen, was wir demnach davon sagen, ist größtentheils bloß Muthmaßung und weiter nichts. Rec. hat in seinem Lehen viel und Mancherley über Krankseyn der Nerven gelesen, das Gelesene hoffentlich auch verstanden und zu assimiliren gewußt, so viel kann er aber bekennen, daß ihm nur das wahrhaft gefallen, was Tissot hierüber so wahr als richtig niedergeschrieben hat. Kap. XXVI. *Ueber die Harthörigkeit durch Fehler des Cotunnischen Wassers*. Rec. kann nicht umhin, trotz seines schwachen Glaubens an die Wahrheit des Aufgestellten, hier dennoch die wahrhaft genialen Ansichten des Vfs. zu bewundern. Physik und Acustik haben allerdings Einfluß auf die Erkenntniß mancher Fehler der Hörwerkzeuge und ein Chladni, wenn er zugleich Anatom und Physiolog wäre, würde im Gebiete dieser Sinneskrankheiten wichtigere Entdeckungen machen, als bloß praktische Aerzte zu machen fähig sind. Die im XXVII. Kap. gegebene Erklärungsart über die Wirkung des Schalles durch das Cotunnische Wasser auf den Gehörnerv ist mit ähnlichen Ansichten älterer Physiologen vereinbar; Rec.

verweist Wißbegierige auf das Original. Das von dem verft. Vf. im XXVIII. Kap. *über eine inveterirte Harthörigkeit* ertheilte *Consilium medicum* ist in Betreff des in Vorschlag gebrachten Heilapparats sehr interessant und beftätigt die hohe Meinung, die Rec. über die ausgezeichnete Erfahrung des Vfs. in diesem Gebiete von Krankheiten hier ausgesprochen hat. Er schließt mit dem frommen Wunsche, daß die Zeit bald kommen möge, in der nur ausgezeichnete Aerzte sich mit diesem Zweige der Nosologie beschäftigen werden; denn dann erst und nicht eher dürfen wir erwarten, daß der so schädliche Einfluß hirnloser Nachbeterey entfernt und aufgehoben werden wird.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Ueber den Albertschen Wirthschaftsplan*. Von Karl von Wulsen. 1824. 38 S. 8.

Durch die Verhandlungen über den *Albertschen Wirthschaftsplan*, wovon das *Erste Heft* durch Hr. Adam Müller herausgegeben ist, hat das Publicum erfahren, daß Hr. Amtsrath Albert in Dornburg (im Herzogthum Köthen gelegen) eine neue Wirthschafts-Methode auf der von ihm gepachteten Herzogl. Domäne eingeführt hat, wovon er sich großen Vortheil verspricht, und welche Hr. A. M. als die heilsamste, die den Stätten wiederfahren kann, wenn sie allgemein gemacht wird, nach seiner Weise empfiehlt. Diese Methode besteht im allgemeinen darin, daß Hr. Albert seine ganze Wirthschaft den Bauern in eine Art von Gedinge gegeben, so daß sie gegen einen bestimmten Antheil an der Aernte alle zur Bewirkung derselben nöthige Arbeit übernehmen. Er hat alle Spanndienste an Einen Bauer verdungen, den er mit dem nöthigen Geschirr ausgerüstet, der zugleich für alles dieses verantwortlich ist, auch mehrere zum Ackerbau nöthige Handarbeiten unternimmt und dazu Handarbeiter ebenfalls gegen Aernteanteile dingt. Für dieses Besorgen erhält der Bauer den sechsten Theil der Aernte und einige andere Vortheile für seine Hauswirthschaft. Das Dreschen, Mähen, Heumachen und andere Arbeiten in der Aernte, so wie andere Handdienste, wozu die Anspanner nicht verpflichtet sind, sind an andere Häusler gegen den achten Theil des Ausdrusches verdungen. Durch diese Einrichtung will Hr. A. die Geldausgaben ersparen und sich dadurch gegen die Uebel, so fern, welche aus den niedrigen Getreidepreisen entspringen.

In der obigen Schrift tritt ein sehr besonnener und wohlunterrichteter Landwirth auf, um den so laut angepriesenen Wirthschaftsplan des Hrn. Albert mit der Packel der Kritik zu beleuchten. Er faßt gleich die wesentlichen Resultate der vorhergehenden alten und neu errichteten Bewirthschaftung der Albertschen Domainen-Pachtung ins Auge, welche freylich, wenn sie sich bewährten, der neuen

Einrichtung ohne weitere Anpreisung den entschiedensten Vorzug geben würden. Nach der alten Methode der Geldwirthschaft kam nämlich Hr. Albert jährlich um 99 Rthlr. 14 Gr. zu kurz, nach der neuen muß er 1350 Rthlr. bey beiden Rechnungen gleich niedrige Getreidepreise angenommen haben: Hierbey entsteht jedoch die Frage: ob der Verlust bey der ersten Art zu wirthschaften aus dem Wesen der Geldwirthschaft, und der Gewinn bey der zweyten aus dem Wesen der Naturalwirthschaft, oder nicht vielmehr daraus herrührt, daß die Geldwirthschaft in Dornburg nur schlecht eingerichtet war und ob der Gewinn bey der neuen Bewirthschaftsart nicht etwa bloß erdichtet ist, und die angenommenen Mittel die Wirthschaft zu betreiben, auch ausreichend sind. Hr. v. Wulsen untersucht daher zuerst: ob die vorherige Wirthschaft auf dem Amte Dornburg nicht fehlerhaft eingerichtet war, und ob sie, wenn man sie nur nach der Art, wie sie auf abgelegenen Vorwerken gewöhnlich geführt wird, nicht schon einen viel höhern Ertrag geliefert haben würde. Er legt daher beide Berechnungen des Hrn. A., nämlich die seiner alten und die seiner neuen Wirthschaft vor, und zeigt zuerst, daß in dem neuen Albertschen Wirthschaftsplane nicht das neu ist, daß die Arbeiter mit Naturalien bezahlt werden, daß dieses vielmehr in der Gegend, wo Hr. A. lebt, sehr gewöhnlich ist, sondern daß das Neue seiner Methode bloß darin besteht, daß der Meyer oder Oberbauer das Gefinde miethet und lohnt, daß er das Wirthschaftsgeräth unterhält, alle Arbeiter aber, außer Drescher und Aernter, auf seine Kosten, aber nach fremder Anweisung verrichtet, und statt eines festen Deputate einen Antheil des Ausdrusches bekommt.

Nach diesen Bemerkungen giebt nun Hr. v. W. einen Begriff von einer Wirthschaft nach gewöhnlicher Art, und vergleicht sie mit der von Hrn. Albert bis zu Einführung seines neuern Systems angewandten Wirthschaftsart. Er berechnet beide nach Körner-Werth, und setzt erstere aus lauter alten jedermann bekannten, und in der Gegend wo Hr. A. lebt, üblichen Elementen zusammen, und zeigt, wenn auch der Ertrag gar nicht vermehrt wird, sich bloß durch Verbesserung der fehlerhaften alten Wirthschaft des Hrn. A. nach den bisherigen Principien, statt des Deficits von 99 Rthlr. ein reiner Ueberschuß von 688 Centnern, oder, den Centner nur zu 1 Rthlr. angenommen, so vielen Thalern schaffen ließe.

Da die neue Methode des Hrn. A. einen Ertrag von 1135, also 447 Centnern oder Thalern mehr verspricht, als was durch die verbesserte alte hervorzubringen ist; so würde sie immer noch den Vorzug verdienen, wenn nur die Mittel dazu vorhanden wären. Allein Hr. v. W. zeigt durch Rechnung, daß der Albertsche Meyer das was er für seinen Lohn unternehmen, nicht zu leisten vermag. Er zeigt, daß der Lohn der von dem Meyer zu haltenden Leute, so wie sie Hr. A. selbst angiebt, unter 316 Centner nicht

nicht zu unterhalten find. Da aber der Mayer nur 311 Centner überhaupt erhält, so kommt er fast um 300 Rthlr. zu kurz, da die noch übrigen Kosten, die er zu tragen übernommen hat, unter 280 Rthlr. nicht angelohagen werden können, wobey das Ausbringen der Schaaffälle und Breiten des Mistes noch gar nicht in Anschlag gebracht ist, welches doch von dem Meyer selbst unmöglich bestritten werden kann, da er schon so mit Arbeit besetzt ist, daß er, wenn er auch der fleissigste Mann ist, doch keine Zeit, beyden ihm schon obliegenden Arbeiten, dazu gewinnen kann.

Noch mehrere andere sehr gegründete Ausstellungen zeigen, wie leer die Hoffnungen des Hrn. A. sind, durch seinen Plan seine Wirthschaft zu verbessern. Der Vf. giebt zu, daß die Producte einen Preis annehmen können, der mit den Geldlohn in gewissen Mißverhältnissen steht. Zustände dieser Gattung sind indeß nie von Dauer, und daher nicht geeignet, Umwandlungen zu bewirken, deren Nachtheile nicht verkannt werden. — Allen Umständen angemessene und unter allen Veränderungen erträgliche Wirthschaftsmethoden sind allerdings die besten. Diese scheinen dem Vf. dadurch am besten getroffen: daß die Arbeiter ihr Naturalbedürfnis an Korn durch den Ausdusch, die nothwendigen baaren Ausgaben aber durch baares Geldlohn verdienen.

Die Schrift ist, auch dem Stile nach, empfehlenswerth, und mit Geist geschrieben, so daß man nach mehreren Producten des Vfs. begierig wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Warren: *Mirandola, a Tragedy* by Barry Cornwall. Third edition. 1823. VI u. 110 S. gr. 8.

Die bekannte Thatsache, die Schiller, als Seitenstück zu seinem Don Carlos, erzählend in den Mund des Marquis Posa legt, und die mit den Worten anhebt: „Zwey edle Häuser in Mirandola u. s. w.“, ist der Inhalt dieses Trauerspiels. Der Herzog von Mirandola (Ferrara) heirathet die seinem Sohn verlobte Braut und verurtheilt nachher diesen seinen Sohn zum Tode. Der Vf., der zu beabichtigen scheint, sich als Polygraph kund zu geben — denn in einem Zeitraum von etwa anderthalb Jahren erschienen vier Theaterstücke und mehrere kleinere und größere Gedichte von ihm — ist bey Ausarbeitung dieses seines Trauerspiels seinen eigenen Weg gegangen, ohne irgend woher das Mindeste zu entlehnen; mindestens versichert er dies in seinem Vorwort, doch scheint er mit ausländischer dramatischer Literatur und namentlich mit der deutschen, wohl vertraut zu seyn; denn wirklich zeigen etliche

seiner Personen eine Anspiegelung beliebter deutscher Bühnenportraits. Besonders ist sein Mönch *Gheraldi*, der die ganze Intrigue des vorliegenden Trauerspiels leitet, völlig nach dem Aufsatze des Patriarchen in untern Lessings „Nathan.“ — Daß der Stoff dieses Trauerspiels nicht eben zu den reichsten gehört, ergiebt sich schon aus Schiller's Don Carlos, und aus der Art und Weise, wie dieser denselben behandelte: denn was würde Don Carlos ohne die Epifoden der Eboli, des Alba, und vornehmlich des Posa seyn? Der englische Dichter hat nun aber solche und ähnliche, ja überhaupt jegliche Hülfsmittel verschmäht, und daher läßt sich leicht ermessen, wie träge sich die Handlung in seinem Trauerspiele fortbewegt. Zwar strebt er, diesen Mangel durch treffliche lyrische und philosophirende Stellen zu ersetzen, doch können diese nimmer den eigentlichen Hebel des Drama abgeben. Demnach dürfte die Uebertragung dieser Tragödie keinen erheblichen Gewinn für die deutsche Bühnenliteratur auswerfen. Auch sagt der Vf. selbst, daß der Beyfall, den diese seine Arbeit sich errang, so daß binnen Jahresfrist eine dritte Auflage derselben nöthig ward, hauptsächlich der vollendeten Darstellung, deren dieselbe sich erfreute, zu verdanken habe. Doch will es uns bedünken, der Vf. sey hier allzubefcheiden; denn es ist wohl schwer zu glauben, daß die bloße Darstellung eines Theaterstückes, auch wenn diese noch so gelungen ausfällt, im Stande sey, der Druckschrift eine so schnell auf einander folgende Auflage zu verschaffen. Es sind davon wohl vielmehr die schon vorhin in Anregung gebrachten trefflichen lyrischen Ergüsse, verbunden mit dem für die englische Bühne eigentlich noch neuen Stoffe, die eigentliche Ursache. Wirklich zeigen diese lyrischen Ergüsse von wahrem Dichtergenius, und machen mit Recht dieses Trauerspiel zu einem der beliebtesten auf den englischen Theater - Stellen, wie z. B.:

„By the blue sky and all its crowding stars,
I love you better — oh, far better than
Woman was ever loved: There's not an hour
Of day, or dreaming night, but I am with thee;
There's not a wind, but whispers of thy name.
And not a flower that sleeps beneath the moon,
But in its hues or fragrance tells a tale
Of thee, my love — —“;

oder wie:

„The dread of evil is the worst of ill,
A Tyrant, yet a rebel, dragging down
The clear-eyed judgment from its spiritual throne,
And leagued with all the base and blacker thoughts
To overwhelm the soul — —“

gereichen eben so sehr zur Ehre des Vfs., wie sie beweisen, daß derselbe, außer Shakspeare's „Romeo und Jaeliet“ auch wohl unsern Schiller nicht bloß flüchtig gelesen habe.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, in des Hofbuchh. J. H. Schuboths Verl., gedr. b. Popp: *Geheimkabinettsminister Grev Johann Friedrich Struensee og hans Ministerium, samt de det naereste u. s. w.* (Der Geh. Kab. Min. Graf J. Fr. Str. und dessen Ministerium, nebst den demselben nächstvorhergehenden und nachfolgenden Begebenheiten in Dänemark,) von Jens Kragh Høst, Dr. Juris. 1824. *Erster Theil*. XXVIII u. 366 S. *Zweyter Th.* 367 — 688 S. *Dritter Th.* S. 1 — 282. 8. (in 3 rothe Pappbände geb. 6rbthlr. 4 rmbk.)

(Wird auch für die Besitzer von desselben *Via. Clio* verkauft unter dem Titel:)

Clio, et Bidrag til Laesning u. s. w. (Clio, ein Beytrag zum Lesen für die Freunde der vaterländischen Geschichte), von J. Kr. Høst. *Zweyter, dritter und vierter Band.* (S. *Erg. Bl.* 1815. Nr. 108.)

Nicht leicht dürfte ein Erzeugniß der dänischen Literatur neuester Zeit so viel Aufmerksamkeit erregen und verdienen, als das gegenwärtige; für die neuere Geschichte von Dänemark ist es ein Werk von seltenem Werthe. Was Göthe von den Deutschen sagt: nur wenige mögen sich mit der Geschichte der jüngst verfloßenen Zeit abgeben; entweder beschäftigt sie allein die Gegenwart, oder es ist die im Dunkeln liegende Vergangenheit, worin sie sich vertiefen: das läßt sich eben so wohl von dem Geschmacke des lesenden Publikums in Dänemark und den davon nur zu oft abhängenden Beschäftigungen der Geschichtskundigen daselbst behaupten. — Sehr richtig sagt aber Hr. Dr. H. „Lehrreich und ergetzlich“ (für den in Rede stehenden Fall doch wohl weniger *ergetzlich*, als *niederfolgend*) „scheint es doch zu seyn, theils solche Begebenheiten des Vaterlandes, die wir in früheren Jahren selbst erlebt haben, in der Erinnerung zurückzurufen, theils diejenigen näher kennen zu lernen, von denen unsere Väter als Augenzeugen oder Zeitgenossen uns erzählt haben.“ (S. VI) Früchte dieser seiner Ueberzeugung und seines der Geschichte gewidmeten Fleißes sind z. B. *Merkwürdigkeiten in Christians VII. Regierung* (1810.); *Entwurf einer Geschichte der dänischen Monarchie unter Christian VII.* (1813. f.) *Clio*, Bd. I. (1815.); *Politik und Geschichte*, Bd. I — 5. (1820. f.) Sein ganzes Augen-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

merk war indeß auf die *Struensee'sche* Periode, als die an sich und um ihrer Folgen willen merkwürdigste in des neuesten *Christians* Regierungszeit, gerichtet. Der Vf. benutzte nicht nur Alles, was frühere Schriften über den Grafen *Struensee* und *Brande* Leben, Wirken und Schicksale zu seinem Zwecke Brauchbares enthielten; sondern er erwarb sich eine desto vertrautere Bekanntschaft mit dem abzuhandelnden Gegenstande theils durch handschriftliche Quellen, aus denen er schöpfen konnte, theils durch mündliche Uebertreibungen, die er persönlichen Bekanntschaften zu verdanken hatte. Gegen den Einwurf, den man ihm wohl wider die Herausgabe seiner Schrift gemacht hat: Die Geschichte sey noch zu neu, als daß man ihr schon volles Licht geben dürfte: noch lebten Kinder, Blutsverwandte, Freunde von Manchen, die in die Geschichte verwickelt waren, und deren Denkart und Verhalten sie nicht eben von der vortheilhaftesten Seite darstelle; er werde sich dadurch vielleicht Haß und andere Unannehmlichkeiten zuziehen u. dergl. — verwahrt sich Hr. Dr. H. mit der richtigen Bemerkung: die hier verhandelten Ereignisse seyen keine Privatangelegenheiten, keine häusliche Kleinigkeiten; sie gehen den Staat, die Menschheit an, und gehörten, also nicht in die Klasse der Geheimnisse. Sie in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen, sey unmöglich. Nicht im Auslande nur, sondern selbst im Vaterlande, herrichten über dieselben noch ganz falsche Meynungen und Urtheile. Fast in allen europäischen Sprachen habe man über Personen der einen und der andern Partie die größten Lügen, die schändlichsten Verleumdungen, die unerhörtesten Uebertreibungen gelesen. „Aber sollten nun die, bey denen die Vollendeten in einem liebevollen Andenken stehen, dieses lieber in der Hand des Ehrensünders, als des Wahrheitsforschers erblicken? Wer mit redlichem Herzen die Wahrheit sucht und die Menschen liebt, freut sich jeder Entdeckung, wodurch menschliche Schwachheiten und Fehltritte, wenn gleich nicht gerechtfertigt, so doch entschuldigt und in ein milderes Licht gestellt werden können. Der Vf. strebt, in seiner Schilderung Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, alle mögliche Schonung in der Beurtheilung dessen, was nicht durch Grausamkeit das Herz empört, zu beobachten, mit einem bescheidenen *non liquet* den Mangel befriedigender Gewissheit einzugestehen. Wie können edle Gemüther erbittert werden über eine von solchen Grundsätzen ausgehende
Z (6) Dar

Darstellung weltkundiger Thatfachen, [die bereits über ein halbes Jahrhundert lang in Jedermanns Mund waren? Es wird ihnen zur Beruhigung gereichen, Irrthümern widersprochen zu sehen, zu einer Zeit, wo sie noch von lebenden Zeugen, oder durch aufbewahrte Papiere, widerlegt werden können. — Sollte ich mich hierin täuschen und mir unverschuldetes Mißfallen zuziehen: so werde ich dieses mit derselben Ruhe zu tragen wissen, womit ich der Wahrheit schon manches Opfer gebracht habe." (S. IX, X) Der Vf. verdient, weit gefehlt, um dieses Werkes willen von irgend jemand angefeindet zu werden, vielmehr den Beyfall und Dank des in- und ausländischen Publikums: den ihm auch gewiss keiner versagen wird, der den Werth einer solchen Arbeit zu schätzen weiß und findet, mit welchem erwünschten Erfolge sich ihr der Vf. unterzogen hat. Denn so zahlreich auch die Schriften sind, welche die sogenannte *Struensee'sche* Periode veranlaßte und die theils gleichzeitig, theils in neueren und den neuesten Zeiten, sogar bis in das J. 1824, erschienen: so kann doch auch nicht Eine unter denselben mit diesem *Höf'schen* Werke, was Ausführlichkeit in der Erzählung, Unparteilichkeit im Urtheile, Genauigkeit im Nachweisen der Quellen und Vollständigkeit in Mittheilung der Dokumente betrifft, die Vergleichung aushalten. Fast von allen, die bisher über diesen Gegenstand geschrieben, zeigt es sich gleich auf den ersten Blick in ihren Schriften, daß sie entweder *Struensee'sche*, oder *Antistruensee'sche* waren, im ersten Falle ihn, und die mit ihm waren, leidenschaftlich zu vertheidigen, im letzten Falle ihn, und die zu seiner Partey gehörten, eben so leidenschaftlich zu verdammen suchten. Dabey — wie unvollständig sind ihre Mittheilungen! wie zerstreut die Bruchstücke des Ganzen, die sich aus ihren Schriften etwa sammeln ließen! wie deklamatorisch, wie übertrieben, wie aus der Luft gegriffen and ohne alle die Probe haltende Beweise viele ihrer Aeußerungen und Behauptungen! Von diesen letzten Fehlern kann Rec. selbst die Schrift: *Authentische und höchstmerkwürdige Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee und Brandt u. s. w.* (Germanien 1788.) abgesehen von ihrer Unvollständigkeit und dem Mangel an Dokumenten, dennoch eine der besten, welche in der Sache herausgekommen sind, nicht ganz frey sprechen. Unser Vf. spricht mit gleicher Ruhe und Unbefangenheit nicht für und nicht wider die Personen J. Fr. Struensee, Caroline Mathilde, Brandt, Christian VII, Juliane Marie, Erbprinz Friedrich, Gaehler, Falkenskiöld, C. A. Struensee, Sturtz, Guldberg, die Inquisitoren, den Aktor, die Defensoren, die Richter — wann und wo er aber urtheilt, da hält er sich stets und fest an die Sache; er rechtfertigt, entschuldigt, verwirft und verurtheilt mit immer gleicher Mäßigung und Rechtsliebe — wie sich ihm zu dem Einen oder dem Andern der Stoff darbietet. Zu den großen Vorzügen dieser Schrift gehört, außer dem warmen Gefühle für Wahrheit und Recht, wovon sie allent-

halben das unverkennbarste Gepräge trägt, besonders der, daß man hier Alles, was sich Glaub- und Merkwürdiges über *Struensee* und die Geschichte seines kurzen Ministeriums auffinden ließe, auf Einer Stelle zusammengetragen und chronologisch geordnet erhält, wie auch, daß auf die innern und äußern Triebfedern der Handlungen der Hauptperson und derer, die für oder wider sein Staatssystem eingenommen waren, allenthalben aufmerksam gemacht wird, und daß von den Personen und Begebenheiten, die mit der *Struensee'schen* Staatsverwaltung in Verbindung standen, einschließlic der nächstvorhergehenden und veranlassenden Begebenheiten sowohl, als der unmittelbar folgenden und veranlassenden Ereignisse, mit vieler Ausführlichkeit und Umsicht gehandelt wird. In letzter Hinsicht erhebt sich die *Höf'sche* Schrift hoch über jede andere, die demselben Gegenstande gewidmet ist. Zwar hat sie dadurch einen Umfang erhalten, der unverhältnißmäßig groß zu seyn scheint; wem es aber um eine gründliche An- und richtige Uebersicht des Ganzen zu thun ist: der wird die darauf verwendete Bogenzahl nicht zu stark finden. Ueber die Beschaffenheit der Staatsregierung, als *Struensee* zuerst bey Hof erschien und späterhin sein Ministerium antrat: giebt der erste Th. des Werkes die nöthige Auskunft; welcher überdiß durch die Erzählung aller der großen Veränderungen, die gleich nachdem dem Geheimen-Kabinettsminister das Staatsruder anvertraut worden, mit sämmtlichen Zweigen der Staatsverwaltung vorgenommen wurden, eine so große Ausdehnung erhalten hat. Von den nächsten Wirkungen der gewaltsamen Staatsrevolution am 17. Januar 1772. und den mittel- und unmittelbaren Folgen derselben nach *Struensee's* und seiner Freunde Sturz für den König, den Staat und das Volk, handelt der zweyte Theil; worin außerdem eine besonnene und treffende Beurtheilung *Struensee's*, als Staatsmann betrachtet, (S. 659 f.) und eine Beschreibung der Zwietracht enthalten ist, die sich bald, nachdem der Plan gegen *Ser.* und dessen Anhang ausgeführt war, unter den nunmehrigen Machthabern einstellte, so, daß, mit alleiniger Ausnahme *Eichstedts* und *Guldbergs*, alle übrigen Werkzeuge zur Ausführung des Planes um den alten Spruch zu bestätigen: „man liebt die Verrätherey, aber man haßt den Verräther“ noch vor Verlauf eines Jahres verabschiedet und entfernt wurden. Den ganzen dritten Theil füllen die hierher gehörigen, dem Gegenstande zur Erläuterung und Bekräftigung dienenden Dokumente, deren, ausschließlic der Akten, Urtheile und Resolutionen in Sachen gegen die Grafen *Struensee* und *Brandt*, und die mit ihnen Verhafteten (S. 52 — 242), in Allem 49 sind, und die mit dem 4. Sept. 1770 anfangen und mit dem 13. Jan. 1772, also nur wenig Tage vor *Struensee's* Sturze schliessen. Unter diesen als *Beylagen* hinzugefügten Dokumenten befinden sich mehrere von Belang, die entweder bisher noch gar nicht, oder doch nicht in der Originalsprache, im-

Drucke erschienen sind; z. B. des *Generalfiskals Wiwet* *Replik auf des Prokurators Ulldal Defension Struensæes* (S. 104 f.) (Bemerkenswerth hauptsächlich um desswillen, weil in dieser Replik eine große Verschiedenheit in Sprache und Ton im Vergleiche mit der eigentlichen Anklage desselben Vfs. unverkennbar ist. Denn nichts von dem Hohn und Spott, keine von den Schmähungen und Schimpfwörtern, welche *Wiwet* in seiner Klagschrift gegen den unglücklichen *Struensæe* sich erlaubte und womit er ein sehr zweydeutiges Licht auf seinen innern Beruf zum *Actor* in einer so verwickelten Sache, und selbst auf die Lauterkeit der Quelle seiner mehr oder weniger gegründeten Beschuldigungen gegen den Inquisiten, fallen liefs, enthält die Replik: zum deutlichen Beweise, daß *Ulldals* mit Sachkenntniß, Mäßigung und Rechtsgefühl verfälschte Defension, worin *Wiwet* jene Verhöhnungen u. s. w. zum gerechten Vorwurfe gemacht wurden; ihre Wirkung nicht verfehlt hatte); ferner: die *Vorstellung der Inquisitionsscommission vom 5. May 1772. an den König* (S. 179 f.) in Betreff solcher Personen, die zugleich mit *Sir.* und *Br.* verhaftet wurden, und gegen welche man die wenigsten Verbrechen entdecket hat, z. B. die *Generalin Gahler*, *Hans J. H. Hesselberg*, *Contreadmiral Ole Hansen*, *Legationsrath H. P. Sturtz*, *Thogen Aboe*, *Etatsrath J. Chr. Willebrandt*, der königliche Leibmedikus *Prof. Berger*. (Kaum etwas mehr, als freundschaftliche Verhältnisse mit dem Graf. *Struensæe* fiel ihnen zur Last, sie wurden daher auch meist mit Pensionen entlassen, oder verletzt); endlich: der *Plan für das Admiralitäts- und Commissariatscollegium* vom 18. Sept. 1771.; besonders merkwürdig durch die an den Rand der Vorstellung *eigenhändig* geschriebene Resolution des Königs. Die übrigen Dokumente sind früher schon gedruckt gewesen und hier vom *VI. aus Nyerup, v. Eggers, Büsching, Fogtmann, Gaspari, Struensæes Lebensbeschreibung, Stampe, dem kopenhagener Adressblatt* u. s. w. mit Nachweisung der Quellen entlehnt. Auch unter den *Zugaben* (Th. 3. S. 247 f.) befindet sich ein Aktenstück, das zwar nicht als Dokument zur erzählten Geschichte, aber doch als Beytrag zur Charakteristik des unglücklichen Grafen *Brandt*, bemerkt zu werden verdient und früher noch nie gedruckt gewesen ist. Es besteht in einem Briefe des damals noch als königl. Kammerjunker angestellten *Enszwoldt Brandt* an den König vom 1. May 1768., worin derselbe mehrere der ersten Umgebungen des Königs verdächtig und verächtlich zu machen suchte, z. B. den Grafen *Holk* u. a. Der Erfolg war aber, daß der Kammerjunker verabschiedet und des Landes verwiesen wurde. Auch schrieb *Holks* Schwiegervater, der Geh. Rath *Storm*, eine (S. 261 f. abgedruckte) *Parodie* auf *Brandts* unbesonnenen Brief, voll von Witz und der bittersten Satire, welche, nebst dem parodirten Briefe, auf *Brandts* Charakter das nachtheiligste Licht wirft. Wie wohl hätte übrigens *Br.* gethan, wenn er sich, da er einmal vom Hofe entfernt war, nie wieder dahin hätte zurückführen

lassen, welches durch *Struensæe* 1770. gelche und nur 2 Jahre später für ihn die Folge hatte, daß ihm ein fast unwillkürlicher Fingerbils mit Beil und Rad bezahlt wurde.

(Der Beschlufs folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, in Verl. d. Vfs.: *Betrachtungen, Gebete und Lieder auf alle Wochen-, Feyer- und Festtage des Jahrs.* Ein Erbauungsbuch für gebildete Christen. Von *Adolph Wilhelm Schmolk.* Doctor der Philosophie u. s. w. *Zwey Theile.* Mit dem Bildniß des Vfs. 1823. XXIX und 265 S. gr. 8.
- 2) BRÜNN, b. Traßler: *Eusebios für Freunde der Religion.* Von *Johann Generich*, Prof. der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an dem protestantisch-theologischen Studium zu Wien, 1823. Erster Band. VI und 276 S. Zweyter Band 322 S. 8.

Das in neuerer Zeit wieder erwachte religiöse Bedürfnis hat auch eine Menge von Schriften erzeugt, welche bestimmt sind, dasselbe zu befriedigen; dem religiösen Gefühle Nahrung zu geben, religiöse Ideen zu wecken, zu berichtigen, zu läutern, und für einzelne Fälle des Lebens die zweckmässigsten Rath-, Trost- und Hülfsmittel darzulegen. Weß sie an der Zeit waren, haben die Aaraufischen Stunden der Andacht, welche bey vielen höchst anziehenden und trefflichen Betrachtungen, doch manches Unzweckmässige, Kalte und Leere enthalten, — was bey dem großen Umfange derselben wohl nicht gut zu vermeiden war, — ein großes Glück gemacht und sind fast in Aller Händen, wozu freylich auch der äußerst wohlfeile Preis derselben mit beiträgt.

Je wichtiger der Gegenstand ist, den Erbauungsbücher haben, und je mehr sie der Geist der Zeit fordert, um desto ernster sind aber auch die Forderungen, welche daran gemacht werden müssen. Es ist hier nicht der Ort, dieselben näher zu entwickeln; bey der Anzeige der beiden vorliegenden Schriften kann nur darauf hingedeutet werden.

Nr. 1. erschien Rec. anfangs als ein sehr sonderbares Produkt. Das dem Buche beygegebene Bildniß des Vfs., sein Name selbst, der an den wackern Liederdichter und Beter Benjamin Schmolke erinnerte; das u. s. w. hinter seinem „Doctor der Philosophie“, und das 27 Seiten lange Pränumerantenverzeichnis, in welchem sich hohe und sehr geachtete Namen fanden, ließen hier etwas Außerordentliches erwarten. Dagegen wies die schlecht und ungelentk geschriebene Vorrede auf etwas sehr Unvollkommenes hin. Die Wahrheit lag, wie oft, in der Mitte. Der Geist und Sinn, aus welchem das Buch hervorgegangen, ist der christliche und biblische; der Ton und die Form desselben einfach und populär, also weniger für die, so sich eigentlich Gebildete nennen, als für den gebildeten Bürgerstand; obwohl Rec. eine besondere Religion für Gebildete nicht anerkennt. Meh.

Mehreres darin spricht zum Herzen, und leidet dabei nicht an kränkender Mystik; es sey in dieser Hinsicht lebend genannt der Abschnitt: „Abendgedanken am Sonntag“ S. 39, und der: „Selbstprüfung vor dem heiligen Abendmahl.“ — Allein häufig zeigt sich auch eine gewisse Ungleichheit in Absicht auf die zu Grunde liegende Religionsansicht. Einmal wird der Erlöser „der edelfste Mensch“ und dann wieder „leidender Gott“ genannt, was beides nicht mit den Grundfätzen eines lauten biblischen Christenthums übereinstimmt. — Die Gebete sind nur Betrachtungen in Gebetsform, und die Aufsätze, welche die Form der Betrachtung haben, sind Abhandlungen oder Reden. Es finden sich nicht selten Wiederholungen, wie denn manches auch hätte kürzer gefasst werden können. Die Lieder sind größtentheils gut gewählt, doch weniger aus dem neuern, als aus dem ältern Liederchatze. Am verrenkten oder ganz sinnlosen Perioden fehlt es nicht. Z. B. „Gott weiß aus den verwickeltesten Auftritten die herrlichsten Loblieder zu bereiten;“ oder: „Lass uns durch eine willige Folgsamkeit aller der verschafften Beweise unser Gegenliebe geben!“ oder: „in einer ausgearteten Verdorbenheit leben? Der Vf. spricht auch wie ein gemeiner Berliner: „Lass mir dies thun? und schreibt: Spiese, änge, nüchtig, Spuhr u. s. w. statt Spiese, enge, nichtig, Spur. Mancher gemeine Ausdruck kommt vor, wie: „das wilde dumme Vieh;“ dagegen wird wieder David „der Homer der Allmacht des Herrn“ genannt. Von dem Gallenrank, der dem Erlöser am Kreuze dargereicht wurde, ist hier auch die alte falsche Ansicht wiederholt; daß es geschehen sey, um sein Leiden zu erhöhen. Es war vielmehr dieses aus betäubenden Kräutern bereitete Getränk ein gewöhnliches Mittel des Mitleids, die Gequälten unempfindlich gegen ihre Schmerzen zu machen, und Christus wies es nur darum von sich, weil er mit vollem Bewußtseyn sterben wollte.

Nr. 2. von einem geübtern, im vorigen Jahre verstorbenen Schriftsteller, steht höher als das eben beurtheilte Buch. Es sind Betrachtungen über Bibelstellen, ohne doch die Form der Predigt zu haben, durch reiche Individualisirung und durch blühende und doch klare Diction sehr anziehend. Die steten Anknüpfungen an das Leben des Erlösers fördern das Erbauliche derselben sehr. Es herrscht eine klare, freye Lebensansicht und ein heiteres biblisches Christenthum vor; an die Unterschiede der

Schulen wird man nicht erinnert. Die Sprache ist rein und hoch gehalten; doch hätten manche etwas ungewöhnliche Ausdrücke vermieden werden sollen, z. B.: „Wendet den Janusblick in die Zukunft.“ Manche Redeform ermangelt auch der Deutlichkeit. Z. B.: „Liebe der Menschheit Flamme in deiner Brust mit heiligem Feuer!“ Mit Zartheit ist der menschliche Körper gebaut. Auch fehlt es nicht an Wiederholungen, und Manches hätte kürzer gefasst werden können. Zu den besten Aufsätzen rechnen wir: „die Nacht.“ S. 22. „Würde des Akers.“ S. 63. „Jesus, der Freund der Natur.“ S. 104. „Gefahren des Reichthums.“ S. 104. „Gott liebt die Menschen.“ S. 243 des ersten Theils; und „die Versuchung.“ S. 1. „Schieksal.“ S. 36. Frühlingsfeyer.“ S. 83. „die drey Sterne des Christenthums“ S. 287 des zweyten. Die eingestreuten Lieder sind größtentheils schön passend, gewöhnlich bekannte; manche hätten durch zweckmäßigere ersetzt werden können. Ein sehr lahm verführtes ist Rec. aufgestoßen, welches anfängt:

Lass doch, o Jesu, lass dein Reich auf Erden
Unter den Sündern ausgebreitet werden!
Schenke da ihnen deiner Leiden wegen
Leben und Segen!

und in dem noch viele ähnliche Jamben vorkommen.

Im Ganzen empfiehlt Rec. den Eusebios als einen geistreichen, zur Erbauung weckenden und anleitenden Freund.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Dykischen Buchhandlung: *Erzählungen* von Friedrich Jacobs. — Zweytes Bändchen. 1824. 408 S. 8.

Diese Novellen des trefflichen Erzählers sind sämmtlich schon einzeln in Zeitschriften gedruckt gewesen, aber von der Art, daß man sie gern noch einmal vereinigt wiederliest. Tiefer Blick in das menschliche Herz, umfassende Bekanntheit mit dem Welton und der Weltfite, Reichthum an Bildern, Reife des Urtheils und eine runde, schöne Schreibart sind die hervorstechenden Kennzeichen derselben. Sie dienen darum nicht allein zur Unterhaltung, sondern auch zur Bildung des Herzens, und dürfen vor den meisten neuern Erzeugnissen in dieser Art der Dichtung ganz besonders empfohlen werden.

B e r i c h t i g u n g .

In Nr. 133 der Ergänzungsblätter dieser A. L. Z. 1824 in der Recension des Gersichen Gesangbuches, S. 1053 ganz am Ende, hat sich auf eine leicht begreifliche Weise ein doppelter Irrthum eingeschlichen. Der Rec. verwechselte das Lied: „Aufsichstehn, ja, aufsichstehn u. s. w.“ mit dem: „Wie sie so sanft ruhn.“ Erstere ist von Klopstock, wie die Herausgeber richtig angegeben; das zweyte, gar nicht im Gesangbuch befindliche, von August Cornelius Stockmann. In der Rec. steht nämlich Paul Stockmann.

Der Recensent.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, in des Hofbuchh. J. H. Schubothe Verl., gedr. b. Popp: *Geheimkabinettsminister Grev Johann Friedrich Struensee og hans Ministerium, samt de det naereste* — von Jens Kragh Høst u. s. w.

(Beschlusse der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine kurze Uebersicht des Inhaltes der ganzen Schrift würde hier nicht am unrechten Orte stehen. Die *Einleitung* handelt von der Wichtigkeit der *Struensee'schen* Periode; vom Zustande der Regierung und des dänischen Volks bey deren Anfang; von *Christians VII.* Erziehung, Thronbesteigung u. s. w. (S. 1—80). Es folgt: *Struensee's* Herkunft, Erziehung, Leben, Grundsätze vor seinem Eintritt in die politische Laufbahn (S. 80—105). Er erwirbt sich das Vertrauen des Königs und der Königin, ruft *Brands* und *Ranzau-Afcheberg* zurück ff. (S. 106—129). Die königliche Kabinettsordre vom 4. Sept. 1770 eröffnet die eigentliche *Struensee'sche* Periode; über den Zug nach *Algier*; *Bernstorff*, der Aeltere, tritt aus dem Ministerium, die Censur wird aufgehoben, volle Pressfreyheit eingeführt; *Hauch*, *Schak* und *Gustav Holk*, auch *Bernstorff* der Jüngere, verlassen den Dienst; neue Staatsverwaltungsgrundsätze treten ins Leben, die Salzabgabe hört auf, mehrere religiöse Festtage werden aufgehoben u. s. w. (S. 130—162). Alles, was nun von S. 187 bis zu Ende des ersten Theils mitgetheilt wird, die Aufhebung des Geheimen Conseils, Errichtung einer Geh. Conferenz-Commission, Stiftung des *Mathilde*-Ordens, die Absetzung mehrerer und Versetzung anderer Staatsbeamten ohne Gesetz und Urtheile durch Cabinettsbefehle, die großen Veränderungen mit dem kopenhagener Stadtmagistrat und den sogenannten 32 Männern, eine Menge Neuerungen im Justiz-, Polizey- und Cammeralwesen u. s. w., mitunter auch viele Veränderungen, wie sie die Wohldenkenden billigten und wünschten, und deren Folgen sich zum Theil bis in die neueste Zeit erhalten haben — das ist eben so, wie der Anfang des zweyten Theils bis zu S. 489, sowohl zur Schilderung des *Struensee'schen* Ministeriums, als umlich einen deutlichen Begriff von der wider *Str.* und seine Freunde sich bildenden öffentlichen Meynung und erhebenden Faction zu machen, wichtig und lesenswerth an sich; doch dürfte, wenn Hr. Dr.

H. seinem Versprechen gemäß, die Schrift in deutscher Sprache herausgegeben wird, das Meiste davon sehr abgekürzt, Vieles ganz übergangen werden müssen. Von S. 489 bis zum Schluß des zweyten Theils folgt nun noch die Erzählung von den Vorkehrungen zu *Str.* Fall, dem zu seinem Sturze angelegten Plan nebst dessen Ausführung, seiner, *Brands* und 15 Anderer Verhaftung, wie auch der gewaltsamen Abführung der jungen Königin *Caroline Mathilde* nach dem Schlosse *Kronborg* bey *Helsingör*. Die Bewegungen, welche dieses in der Residenz verursachte; Jubellieder, angestimmt von *Suhm*, *Rothe*, *Langebek*, selbst *Cramer*; Zurückberufung von *Thott*, *Schak*, *Scheel*; Errichtung eines Geheimen Staats-Raths; Behandlung der Staatsgefangenen, Verhöre, Urtheil und Execution; Verfahren gegen die unglückliche Königin, ihre Abreise nach Celle, Aufenthalt daselbst, früher Tod u. s. w. (S. 518 ff.) Die Verhaltensregeln der neuen Staatsregierung und deren mancherley Folgen machen den Beischluß. Ausser den Dokumenten enthält der 3te Th. noch Zusätze und Berichtigungen. — Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, daß des Vfs. Zweck bey dieser Schrift: „dazu beyzutragen, daß *Struensee's* Plane und Veranstaltungen, nebst deren Ursachen und Folgen, wie auch das Verfahren gegen ihn und seine sogenannte Partey, aus einem richtigeren Gesichtspuncte, als bisher, betrachtet werde; jedem, der eine Uebersicht der *Struensee'schen* Katastrophe wünscht, einen brauchbaren Leitfaden dazu zu liefern; einem künftigen Geschichtschreiber aber eine erleichternde Vorarbeit in die Hände zu geben:“ völlig werde erreicht werden. Hiermit kann und soll jedoch nicht gesagt seyn: jede einzelne Dunkelheit, welche bisher über dieser Geschichte ruhte, sey durch *Høst's* Bemühungen ganz zerstreut worden; es bleiben auch jetzt noch verschiedene Puncte unaufgeklärt, worüber sich der Geschichtsforscher Erläuterung und Gewisheit wohl wünschen möchte; die aber, wie dieses bey Revolutionen der Art, besonders wenn solche von oben her eingeleitet werden, in der Regel der Fall zu seyn pflegt, schwerlich jemals volles Licht erhalten werden. Hierhin gehören z. B. die (Th. 2. S. 491 f.) berührten Fragen: was die Königin *Juliane Marie* und ihren Sohn, den Erbprinzen *Friedrich (Christians VII.)* 1805. verstorbenen Stiefbruder) zur Theilnahme an dem wider *Struensee* und seine Freunde angelegten Plan eigentlich und zunächst bewogen ha-

habe? und: aus wem der Plan zu einer Verbindung gegen ihn ursprünglich hervorging? Rec. möchte seiner Seits noch die dritte Frage hinzufügen: was man durch den Plan und dessen Ausführung hauptsächlich und zuletzt beabsichtigte? Dafs die hierüber fast allgemein statt findende Meynung, so, wie solche in einer Menge älterer und neuerer Schriften ausgesprochen ist: nämlich die Königin Wittve habe Thron und Regierung ihrem Stieffohne und dessen Nachkommen entziehen und ihrem leiblichen Sohne, Erbprinz *Friedrich* und dessen Kindern zusichern wollen, irrig ist: davon ist Rec. durch das Lesen dieser Schrift fester noch überzeugt worden, als er es vorhin schon war. Man vergleiche die hier erzählten Haupt- und Nebenumstände mit einander; man erwäge, dafs es ein Leichteres gewesen wäre, ein oder zwey Kinder aus dem Wege zu schaffen, als den Plan gegen einen Machthaber, wie *Str.* war, auszuführen, und dafs, wer den Muth zum Letzten hatte, zum Ersten wohl schwerlich zu furchtsam gewesen wäre; man erinnere sich, wie wenig bejahrt *Christian VII.* damals noch war, wie gefahrlos und ruhig des jetzt regierenden Königs *Friedrich VI.* Maj. das 14te Lebensjahr zurücklegte, wie schnell und leicht 1784 das sogenannte *Guldberg'sche* Ministerium unter *Julianens* Aegide durch den eben confirmirten Kronprinzen aufser Thätigkeit gesetzt wurde u. s. w., und man wird das Grundlose jener Meynung von selbst einsehen. Regieren wollte man freylich, wenigstens eine Zeitlang: eine Regierungsart, die der gemeinen Denkart und den herrschenden Sitten in manchen Stücken so gerade hin widersprach, umformen; dabey seinen Hals gegen einen Machthaber, der doch nur von bürgerlicher Herkunft war und so wenig Klugheit, Mäfsigung und Schonung gegen die Ersten des Landes, nachdem er ihren Einflufs gelähmt hatte, beobachtete, ausüben und der Rachsucht für wahre und eingebillete, grössere und geringere von ihm erduldeten Kränkungen und aller Art Demüthigungen ein süfses Opfer bringen; zugleich auch einer jungen Königin, durch deren Jugend, Schönheit, Lebenswürdigkeit, Einflufs und andere Vorzüge man sich zurückgesetzt fühlte, das Wiedervergeltungsrecht spielen: — aber einen Umsturz der regierenden Familie und Ueberlieferung des Szepters in die Hände der verwittweten Königin und ihres Sohnes beabsichtigte man zuverlässig nicht bey dieser Staatsregierungsveränderung. — Noch von einem andern Punkte hat Rec. Ansichten, welche von den gewöhnlichsten abweichen. Er betrifft *Sers.* Bekenntniß des Verbrechens, welches von Allen, die man ihm Schuld gab, gerade das war, das ihm, wenn er solches auch wirklich begangen hätte, am wenigsten hätte bewiesen werden können. Hr. Dr. *H.* sagt darüber S. 557. „So tief kann ein Mann sinken! Gebeugt von der bangen, harten, einsamen Gefangenschaft, war der Unglückliche vielleicht gemüthskrank; vielleicht bildete er sich ein, Vortheil für seine Sache zu gewinnen, wenn er die Majestät hin-

ein verwickelte. Jedenfalls der schmerzlichste Stoff zum Nachdenken über das Loos der Menschheit!“ An eine Gemüthschwäche, als Schlüssel zur Enträthselung des kaum begreiflichen Geständnisses kann Rec. nicht glauben; wurde dasselbe doch in 5 Tagen zwey Mal, zuletzt sogar schriftlich abgelegt! Auch verrieth *Str.* in seinen Unterredungen mit Dr. *Münter*, und sonst, nichts weniger, als Geistesabwesenheit. Desto glaublicher findet Rec. die andere Art das Räthsel zu lösen. Ein bloßer Slave der Sinnlichkeit, wie *Str.* offenbar war; ein Mensch, den der Genuß mehr, als Alles, und die Erhaltung des physischen Lebens für das denkbar höchste Gut galt: der konnte wohl in der augenscheinlichsten Lebensgefahr zu einem Bekenntnisse seine Zuflucht nehmen, das, wahr, oder, wie Rec. meynt, falsch — nach seiner albern, vielleicht von Andern genährten, Einbildung das Mittel zu seiner Lebenserhaltung werden mußte. Dafs das Geständniß falsch war: dafür sprechen *Sers.* anderweitige und gleichzeitige Liebchaften, so wie der treffliche Charakter der hohen Person, die durch sein schändliches Benehmen in das Elend gestürzt wurde, und andere hier nicht zu erörternde Umstände. Dafs er aber die unüberwindlichste Furcht vor dem Tode, die kindlichste Liebe zum Leben hatte: das zeigt besonders eine seiner Aeusserungen im Gespräche mit Dr. *Münter*: „er wünsche sich das Leben selbst bey weniger Glückseligkeit, als er jetzt im Gefängnisse“ (liegend in Ketten und geschlossen an des Kerkers Mauer!!!) „geniesse.“ Wer in einem solchen und noch elenderen Zustande lieber leben, als sterben mag — welches Gewicht kann dessen auf Lebenserhaltung berechnete Aussage auf der Waagschale der lautern Wahrheit haben?! Schade, ewig Schade, dafs dem Vf. der Zutritt zu den veriegelten und verschlossenen *Verhörprotokollen* verweigert war; sie hätten möglicher Weise gerade über diesen Gegenstand noch manche Aufklärung gegeben, die man nun vergebens sucht.

Aber auch ohne dies enthält die Schrift so manchen Stoff, so manche Winke und Bemerkungen zur richtigeren Kenntniß und Beurtheilung *Struensées*, seines Ministeriums und der wider ihn und seine Unglücksgefährten vorgenommenen Procedur, dafs die oben erwähnte deutsche Uebersetzung derselben, wenn sie kürzer, als die Urschrift, und in reinerem Deutsch, als desselben *Vfs. Entwurf zu einer Geschichte Christians VII.* verfaßt wird, gewifs mit eben der allgemeinen Theilnahme und dem unzweydeutigen Beyfalle der Geschichtsforscher im Auslande aufgenommen werden wird, wie solches in Dänemark gleich bey der Erscheinung des Originals der Fall war. Möge sie denn unter Anderem auch dazu dienen, um die historische Wahrheit gegen Verfündigungen zu schützen, dergleichen z. B. der Vf. des Dramas: *Fr. Gr. v. Struensee, oder das dänische Blutgericht*, 1793 und die Verfasserin des historischen Gemäldes: *Caroline Mathilde, Königin von Dänemark* in *Th. Hells Penelope* für 1824 u. a. m. sich haben

ben zu Schulden kommen lassen. Nach der Letzten soll z. B. *Struensee* kurz vor dem Ausbruche der Revolution den dänischen Hof haben verlassen wollen: nur die junge Königin habe ihn überredet, zu bleiben; *Brandt* (der eigentlich nach *Hamburg* wollte, weil er des Hoflebens herzlich müde war) soll *Sir.* beständig angelegen haben, den König zu entsetzen, sich auf den Thron zu schwingen, und die Königin C. M. zu seiner Gemahlin zu nehmen! Auch soll der Erhrprinz *Friedrich* „kräftig, schön, klug, wohlgebaut“ und, zu allem Ueberflus, auch *Sers.* Nebenbuhler bey *Caroline Mathilde* gewesen seyn: wer aber den „schönen, wohlgebauten“ Prinzen gekannt hat, der wird wenigstens zugeben, daß seine Rivalität nicht sehr gefährlich seyn konnte — und was dergleichen historischen Unrichtigkeiten mehrere sind. Selbst bessere Schriften über *Struensee*, z. B. die oben angeführten *authentischen Aufklärungen* u. s. w. (woraus Fr. *Elise v. Hohenhausen*, was sie Wahres sagt, allein entlehnt zu haben scheint; ganze Perioden stimmen in ihrem Gemälde und in diesen Aufklärungen wörtlich mit einander überein) und der Artikel *Struensee* und *Brandt* in dem bekannten *Convers.-Lexicon*, Aufl. 5. Bd. 9. S. 584 ff. können aus diesem *Höf'schen* Werke in manchen Puncten berichtigt und vervollständigt werden. Möge die Uebersetzung recht bald erscheinen!

KOPENHAGEN, b. Schultz. Erb.: *Supplementtafeln zu J. Hübners genealogischen Tabellen*. 6te Lieferung. Taf. 127 — 137. 1824.

Die Genealogie der Häuser Nassau und Savoyen beschließt dies verdienstliche Werk, dessen gegenwärtige Vollendung dem anfänglichen Entwurfe entspricht, so daß es nun als Hülfsbuch zur Kenntniß der bedeutendern Fürstengeschlechter des letzten Jahrhunderts von der Erscheinung der Hübnerschen Tabellen bis auf unsere Zeit erscheint, und als solches den Besitzern des Hübner sowohl, als denen, welche die Geschichte des genannten Zeitraums vorzugsweise anzieht und die jenes Buch weder haben noch gebrauchen mögen, willkommen seyn muß. Die Ankündigung eines Anhangs, welcher den Ursprung mancher Häuser und Staaten ausführlicher, als es in dem Eingange einer genealogischen Tabelle geschehen kann, auseinanderzusetzen soll, läßt um so mehr etwas Nutzbares hoffen, als die vor manchen Tabellen schon befindlichen Excursse dieser Art brauchbar erscheinen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in Hartlebens Verlags. Exp.: *Stephanus Sainte Marie*, Dr. d. Med., praktischer Arzt zu Lyon, Mitgl. der Akad. und d. med. Gesellschaft derselben Stadt, so wie mehrerer andern literarischen und gelehrten (!) Gesellschaften, *über die Heilung veralteter venerischer Krankheiten ohne Quecksilber*. Mit Zusätzen und einem Nachtrage herausgegeben von Dr. *Johann Claudius Renard*, großherz. heilflichem Medicinal-

rath, Stadtphysicus und Arzt des Bürgerhospitals zu Mainz u. s. w. 1822. 140 S. 8.

Da sich seit einiger Zeit mehrere Gelehrte, zumahl des Auslandes, bemüht haben, das Quecksilber aus der Reihe der Heilmittel der venerischen Krankheiten gänzlich zu verdrängen, und die Ansichten dieses therapeutischen Gegenstandes noch sehr verschieden sind, auch wohl fürs erste noch sehr verschieden bleiben werden, weil theils die Erfahrungen Einzelner zu isolirt dastehen, theils auch Manche von besondern Thatfachen zu voreilig auf das Allgemeine der Kur geschlossen haben; so muß die vorliegende Schrift ein um so größeres Interesse für uns haben, da sie von der einen Seite den Gebrauch des Quecksilbers nicht ganz aus der Reihe der Heilmittel der venerischen Krankheiten verdrängt, und andererseits Beweise für die Nützlichkeit eines alten, uns längst bekannten, aber nach einer eigenen Methode verordneten Mittels, nämlich der Sassaaparille liefert.

Einleitung. Der Vf. ist mit Recht der Meynung, daß man bey jedem venerischen Kranken die Heilmethode anwenden müsse, die seiner Körperconstitution und seinem Temperamente am besten zusage. Daß manche Aerzte so außerordentlich glücklich in der Behandlung dieser Krankheiten sind, rührt gewiß bloß davon her, daß sie nicht ein und dieselbe Methode bey allen ihren Kranken anwenden, sondern sich allemahl nach der Individualität ihres Kranken richten. Den Speichelfluß, den man als ein nothwendiges Mittel zur Heilung der Syphilis angesehen hat, zu erregen, widerräth der Vf.; doch führt er selbst ein Beyspiel an, wo ein Kranker nur durch einen starken Speichelfluß geheilt werden konnte. Rec. sind in seiner Praxis viele Fälle vorgekommen, wo nur nach einer bedeutenden Salivation Heilung erfolgte, der glückliche Erfolg der Inunctionskur spricht gleichfalls für diese Meynung. — Ist ein inflammatorischer Zustand vorhanden, so empfiehlt der Vf. als Vorbereitung die Anwendung des antiphlogistischen Apparats, bey einem nervösen Zustande aber Opium und warme Bäder. — (Geht der Vf. nicht zu weit, wenn er eine venerische Hautwasserfucht, sogar eine venerische Gelbfucht annimmt? Davon, daß letztere durch Calomel geheilt wurde, kann er doch nicht schließen, daß sie venerischen Ursprungs gewesen? —) Ferner glaubt der Vf. der Erste zu seyn, der auf Aphthen am männlichen Gliede, die den Chankern ähnlich sehen, aufmerksam macht; unter seinen Landsleuten mag er der Erste seyn; allein uns Deutschen sind diese Aphthen längst bekannt. Dasselbe gilt von einer schwämmchenartigen Abblätterung des Eingangs in die Mutterscheide. Gegen beide Zufälle rühmt der Vf. den ausgedrückten Saft des großen Schierlings. — So glücklich, wie der Vf., venerische Krankheiten ganz allein von der Natur heilen zu sehen, ist Rec. nie gewesen und zweifelt auch, daß ihm dies je vorkommen werde! — Den Sub-

Sublimat giebt der Vf. in Substanz in Pulverform (!) und läßt Milch oder Kalbsbrühe nachtrinken. Wer nur eine etwas feine Zunge hat, nimmt so den Sublimat gewiß nicht! 1. *Abtheilung. Allgemeine Beschreibung dieser Heilmethode. Erstes Kapitel. Von der mit dieser Heilmethode verbundenen Medication oder Anwendung von Arzneimitteln.* Was die Art und Weise, wie die Arzneimitteln wirken, anbetrifft; so erklärt sich der Vf. für die Ansicht der neuern italienischen Schule; eine Ansicht, die hier näher zu beleuchten nicht der Ort ist. Die Methode nun, deren Gebrauch Hr. St. M. wiederherzustellen trachtet, besteht darin, *des Morgens nüchtern eine bedeutende Menge Saffaparille-Dekokt auf die Art zu trinken, wie man die Mineralwasser zu brauchen pflegt.* Dieser Trank erregt in den ersten Tagen eine Art von Unordnung in den Verdauungswerkzeugen, Uebelkeiten, Erbrechen und zuweilen Stuhlgänge. Kleine vorübergehende oder anhaltende Schweißse stellen sich noch häufiger vom Anfange der Kur bis zum Ende ein; was aber vorzüglich das Heilgeschäft auszeichnet, ist der häufige Harnabgang vom ersten Tage des Gebrauches an. Brechen die Kranken das Getränk immer wieder weg, so muß man von dieser Methode abstehen. Die Tisane wird lauwarm getrunken; während der Kranke sie trinkt, macht er sich eine kleine Bewegung im Zimmer. Während der übrigen Tageszeit kann er sich Bewegung außer dem Zimmer machen; erkältet er sich dabey, so wird diess nur um so sicherer eine recht häufige Harnabsonderung hervorbringen, durch welche ja die Heilung hauptsächlich vollendet werden muß! (hier liest man wohl zum ersten Mal, daß eine Erkältung einem Kranken nicht bloß nichts schade, sondern ihm vielmehr zuträglich sey!) Zu gleicher Zeit bekommen die Kranken anisirtes Wachholderbeeren-Extract, um noch stärker auf den Urin zu wirken und auch als Blähungen treibendes Mittel. Im zweyten Kapitel, handelt der Vf. die *Geschichte dieser Heilmethode* ab. Er erwähnt der Methoden von Mannard, Massaria, Valsalva, Morgagni, Fordyce und de Haen. Da die Saffaparille so theuer ist, so empfiehlt er an ihrer Stelle noch die *Radix caricis arenariae*, und versichert, daß diese Wurzel nach seinen Versuchen jener fast gleichzustellen sey. *Drittes Kapitel. Vortheile und Unbequemlichkeiten dieser Methode.* — Die primitiven venerischen Symptome liegen außer dem Kreise dieser Heilmethode; dasselbe gilt von den secundären Schankern der Mutterscheide, des Mastdarms und der Eichel. Angezeigt ist sie bey Beinfract, Knochengeschwülsten, Knochenauswüchsen, Knochenschmerzen, Flechten, Blättern, Hautgeschwüren u. dergl. Je älter und tiefer eingewurzelt die venerische Krankheit ist, je mehr sie dem Quecksilber widerstanden hat, um so mehr, um so schneller und mit desto größerem Erfolge wirkt diese Heilmethode. (!) Tritt nicht bald, nach dem

Anfang derselben vermehrter Harnabgang ein, oder an seiner Stelle wässerichter Durchfall, so rath der Vf. aufzuhören, weil das Mittel dann nichts hilft. Hypochondrische Subjecte, Individuen mit einem sehr reizbaren, zu Entzündungen geneigten Magen, und Personen mit Entzündung der Nieren und der Blase, vertragen diese Heilmethode nicht. *Viertes Kapitel. Vorläufige Erinnerungen zu den nachfolgenden Beobachtungen, nebst einigen allgemeinen Betrachtungen.* Ein entbehrliches Kapitel, da darin nur, was schon gesagt worden ist, wiederholt, und bloß bemerkt wird, daß man diese Methode die *diuretische* nennen könnte.

2. *Abtheilung: Besondere Beobachtungen.* Die hier mitgetheilten elf Beobachtungen, ohne Zweifel das Interessanteste im Buche, sind gut erzählt, tragen das Gepränge der Wahrheit an sich, und sprechen nicht wenig für die vom Vf. der Vergessenheit entrissene Heilmethode. Gewiß hat sich derselbe durch die Bekanntmachung seiner Erfahrungen ein großes Verdienst um die Menschheit erworben. Bey erster Gelegenheit, die Rec. aufstößt, wird er nicht versäumen, diese Methode in Anwendung zu bringen.

Arzneymittel. Die Vorschrift zu dem Trank von Saffaparille ist folgende:

Rx. Rad. Saffaparill. conc. ʒjv
coque c. aq. ʒß Xij. ad reman. ʒß Vjij. ver-
sus finem coctionis adde
Rad. liquir. conc. ʒß. Post infusionem suffi-
cientem et refrigerationem cola.

Diese Quantität Tisane muß Morgens nüchtern und lauwarm in sechzehn Gläsern getrunken werden. Man trinkt alle Viertelstunden ein Glas voll, oder alle halbe Stunden oder alle $\frac{1}{4}$ Stunden; eine Stunde nach dem letzten Glase kann man zu Mittag essen, dazu dient dann gut ausgebacknes Brod, festes Fleisch gebraten oder geröstet, wie Rind- oder Kalbfleisch. — Quarin's Trank. — Antisyphilitischer Roob, als Ersatz des von Laffecteur. — Trank von Vigaroux.

Nachtrag über den spätern Erfolg des Heilverfahrens des Herrn St. Marie, nebst Beobachtungen über den Trank von Vigaroux. Von (vom) *Medicinalrath Fr. Renard.* Hr. Fr. R. hatte an Hrn. St. M. geschrieben und ihn um die Beantwortung mehrerer Fragen gebeten. Aus der Antwort geht hervor, daß Hr. St. M. seine Methode fortwährend mit dem besten Erfolge anwandte und sie in nichts änderte. Schließlich führt Hr. R. mehrere Fälle an, wo er den Trank von Vig. verordnete, in einem Falle half er ausgezeichnet, in anderen weniger, in einigen gar nicht. — Hätte übrigens Hr. R. das Ganze mehr zusammengedrängt, und manche überflüssige Raisonsnements weggelassen; so würde er sich gewiß ein noch größeres Verdienst durch die Herausgabe dieser allerdings interessanten Schrift erworben haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in d. Weygand. Buchh.: *Neue Mittheilungen an Prediger und Schullehrer aus dem Gebiete der Theologie und des Bibelstudiums, berechnet für Kirche, Schule und Studierstube.* Herausgegeben von M. T. W. Hildebrand, Archidiaconus in Zwickau. Neue Folge 1823–1824. 1ster Bd. 1–4tes Heft. 384 S. 2ter Bd. 1stes bis 4tes Heft. 392 S. 8. (Beide Bände 2 Thlr. 16 Gr., das einzelne Heft 8 Gr.)

Diese Zeitschrift hatte schon unter dem Titel: „Mittheilungen“ in Hahn's zu Altenburg Verlag im Jahre 1822 begonnen, schien aber in der Crisis jener Buchhandlung mit untergegangen zu seyn, als auf einmal aus jetzigem Verlage eine Menge Hefte, die den ununterbrochenen Fleiß des Vfs. bezeugten, wieder im Publico erschienen. Ob dadurch irgend ein Wunsch, oder ein Bedürfnis der Lesewelt befriedigt worden, möchte Rec. fast bezweifeln. War die Zeitschrift unbeweiht zu Grabe getragen worden, so dürfte kaum zu erwarten seyn, daß ihre Auferstehung Jemandes Gesicht erheitern sollte. Wohl gestehen wir derselben gern eine große Mannichfaltigkeit zu, verkennen auch den Fleiß des Herausg., der zugleich auch wo nicht einziger, doch vorzüglichster Verfasser ihres Inhalts zu seyn scheint, nicht einen Augenblick, wollen auch zugeben, daß Einzelheiten nicht ohne Interesse sind, so wie wir bereitwillig die Wahrheit und mit unter nützliche Tendenz einzelner Aufsätze eingestehen: aber was ist mit allem dem gewonnen? Das Mehrste, was hier dargeboten wird, fällt doch unbezweifelt unter die Kategorie des Mittelmäßigen, und die zahlreichen praktischen Arbeiten, in ausgeführten Aufsätzen und Dispositionen sind, mildest beurtheilt, doch nicht der Auszeichnung des Drucks werth. Es würde zu weit führen dieses wohlwollende Urtheil durch die Zergliederung der vielerley Aufsätze vorliegender Hefte zu begründen, aber sagen wollen wir doch den Lesern, was ihnen hier geboten wird, und hie und da, durch unsere Kritik, zu dem Gewisse einladen, oder ihn widerrathen.

Unter 9 Abschnitten enthält das 1ste Heft: 1) *Pädagogik*: „Ueber das Auswendiglernen biblischer Sprüche in Schulen. Man stimmt dem Vf. gern bey, daß die Kinder zwar Bibelsprüche lernen, aber auch *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1824.

zum Verständniß derselben angeleitet werden sollen; allein welcher verständige Schulmann hat das nicht schon längst gewußt, schon längst gethan? 2) *Homiletik*; a. Predigt am Kirchweihfeste 1822. zu Schönau vom Herausg. gehalten. b. Dispositionen zu Kirchweihpredigten. c. Bearbeitung der Bußtexte zum 8ten Nov. 1823. im Königreiche Sachsen. Die Kirchweihpredigt hat das Thema: „Unsere Kirchen sind als heilige Wahrzeichen (?) Gottes unter uns.“ Denn (so führt der Vf. seinen Hauptsatz aus,) in ihnen gewahren wir eine Anstalt, die von Gott allein ausgehet; (??) sie bezeugen eine Herrschaft, die Gott allein ausübt; und ihnen gewahren wir (ein Lieblingsausdruck des Vfs.) einen Plan, den Gott allein beabsichtigt. Wie viel sich gegen jeden dieser Theile erinnern ließe, sehen unsere Leser von selbst; schieß mindestens und schwankend sind sie alle. Die Dispositionen sind eben so wenig anziehend durch ihren Gedankenreichtum, als durch zweckmäßige Anordnung. Ueber die Materialien und Vorarbeiten zu den Bußtexten, so wie über die unter 8 enthaltenen Predigtdispositionen über einzelne im J. 1817. vorgeschriebene Texte im Königreiche Sachsen, und die unter 9 aufgestellten Vorarbeiten zu den im Königreiche Sachsen auf das neue Kirchenjahr (1824) für den Vormittagsgottesdienst verordneten Texten, kann Rec. weder in formeller noch materieller Hinsicht sich freuen, d. h. weder über das Unternehmen in seiner Idee, noch in der Ausführung. In formeller nicht, denn — obgleich im königl. Sachsen es alte Unsitte ist, jeden Bußtext durch gedruckte Erläuterungen zugänglich zu machen, so ist es doch ganz gewiß, daß unter den Predigern der Leipziger und alten Wittenberger Schule nicht viele sind, die solcher Hülfen bedürfen, und die eben, denen sie nützlich werden sollen, doch kaum Gebrauch davon machen werden. Da dieser Artikel in dieser Zeitschrift stehend ist, so hat Rec. ein für allemal über das Unwesen, das dem doch im Ganzen gebildeten Predigerstande keine Ehre bringt, sich hier nach seiner Ueberzeugung aussprechen wollen. Wer aus einem Texte kein Thema zu finden, dieses Thema nicht zu disponiren versteht; oder wer, allenfalls mit Hülfe der zahlreich genug vorhandenen Commentarien seinen Text nicht verstehen lernen kann, der sollte nicht Prediger seyn. Sollte nun aber doch etwas der Art dargeboten werden, so müßte es etwas Ausgezeichnetes seyn, das
B (7) durch

durch Neuheit der Gedanken, durch sinnvolle Entwicklung, durch Anleitung zum licht- und farbenvollen Ausdruck anziehend würde. So etwas erwarten wir aber in dieser Zeitschrift vergebens, da was hier gegeben wird, großentheils mehr Verfluch als Mutterarbeit ist. Unter 3) *Liturgik*: steht ein Taufformular bey Haustaufen, in vierfüßigen Jamben, bey welchen sich uns das Göthische Distichon mit Gewalt aufgedrungen hat:

„Jamben nennst du das Werk mit einem kurzen und langen Fuße, so nennst du mit Recht, Jamben das hinkende Buch.“

Das Ganze ist durchaus verfehlt. 4) *Quodlibet* einer theologischen Nachlese. Dieser Artikel, der Miscellen aller Art enthält, ist der einzige, der die Aufmerksamkeit einige Augenblicke zu fesseln vermöchte, wenn sein Inhalt sorgfältiger gewählt wäre. Da der Artikel stehend ist, so rathen wir dem Vf., wenn die Zeitschrift Fortgang haben sollte, ihm seine besondere Geneigtheit zuzuwenden, und lieber statt der eigenen Arbeiten, eine Plumenlese für diese Rubrik anzustellen; und ihr dadurch eine Interesse zu geben, was sie bis jetzt durchaus entbehrt. Der Herausg. wird aber dabey von selbst fühlen, daß bey der jetzigen Dürftigkeit und sorglosen Auswahl auch dieser Abschnitt nicht fesseln kann. 5) *Dogmatik*: „Von der Accomodation nach dem System des supernaturalen Rationalismus.“ Dieser Aufsatz, der mit einem andern im 1sten Hefte des 2ten Bds. „der supernaturalen Rationalismus“ in Verbindung gedacht werden kann, hat wohl sein Entstehen dem Anschließen an Ammons Ideen zu danken, die man als vermittelnd in dem Streite zwischen Rationalismus und Supernaturalismus in die Welt einführen möchte. Rec. verspricht sich von diesen Vermittelungsversuchen wenig Heil, will jedoch allen, die solche Hoffnung nähren, ihre Aussicht gern ungetrübt lassen. Was übrigens die Accomodationstheorie betrifft, so hat sie hier eine neue Vertheidigung gefunden. Rec. kann sich mit ihr nicht befreunden, sondern glaubt der Würde der Bibel unbeschadet, ihren Verfassern die Infallibilität in den Dingen, die nicht unmittelbar zur Religions- und Tugendlehre gehören, abprechen zu müssen. 7) *Casualreden*. Beichtrede vor Gymnasialen gehalten. Ueber 8 und 9 ist schon oben gesprochen worden.

Das 2te Heft enthält: 1) *Kirchen- und Dogmengeschichte*: a. Versuch einer historischen Entwicklung des Rationalismus. Nicht ohne geschichtlichen Werth. b) Reformationspredigt 1822. „Unsere Kirche als im Besitz des wahren Christenthums.“ Der Eingang enthält einige locale Denkwürdigkeiten. c. Einige Winke zur populären Behandlung der Trinitätslehre. Man soll nicht von einem dreyeinigen Gotte, sondern nur vom Vater und Sohn und Geist sprechen. 2) Fortsetzung der Vorarbeiten über die neuen Texte. S. oben.

Das 3te Heft enthält unter dem 1sten Abschnitt: *Homiletik*. „Einige Winke auf die rechte Benutzung unserer gewöhnlichen Pericopen.“ Kommen viel zu

spät. „Predigt am Sonntage Jubilate 1807.“ Eine Predigt zum Andenken eines hundert Jahre früher zu Ortrand gewesenen großen Brandes, von M. F. A. Dietrich, damals Diaconus daselbst. Diese Predigt zeigt „Welche Empfindungen der heutige Tag in uns erwecken müsse, wenn wir bedenken, daß er vor 100 Jahren ein Schreckenstag für die Bewohner unserer Stadt gewesen,“ über 1 Petr. 2, 11–20. Diese Predigt hat manches zweckmäßige und das, was sich an derselben tadeln ließe, übergehen wir um so mehr, da der Vf. derselben längst todt ist, und der Herausg. sie nur aus den nicht zum Druck bestimmten Nachlaß des Verstorbenen hervorgezogen hat; welches Verfahren vielleicht durch Achtung gegen den Verstorbenen, der ihm Lehrer war, entschuldigt, aber nie ganz gerechtfertigt werden mag. 2) *Katechetik*: Ueber das 2te Hauptstück des Katechismus. Auf 6 Seiten die unbedeutende Belehrung, daß das Apostolische Symbol nicht von den Aposteln stamme, aber die *nota characteristica Christianismi* sey. 3) Fortsetzung der Bearbeitung der Predigttexte. 4) Bußtagstexte. 5) Pastorallehre: Nur eine kurze Notiz, daß ein Prediger das jährliche Schulexamen mit zweckmäßigen Reden eröffnet, und einmal über das Schreiben, ein andermal über die Nützlichkeit des Rechnens gesprochen habe. Sehr trivial. 6) *Quodlibet*.

4tes Heft: 1) Ueber den Josua. 2) Predigt am Neujahrstage 1823. „Das rechte Neujahr in neuer Vereinigung mit Jesu Christo“ über 2 Cor. 5, 17. 3) Auswahl aus den (ausgewählten) Psalmen, zum Vorlesen in Betstunden, mit Rücksicht auf die Evangelien. 4) *Etwas über die der Buchstabirmethode vorzuziehende Lautmethode bey dem Lesenlehren*. (S. 318.) (Eingefandt.). Der Vf. sagt der Buchstabirmethode alles Böse nach, und wiederholt 99mal widerlegte Vorwürfe getrost zum hundertsten male, legt aber der Lautmethode Vorzüge bey, welche sie in der Erfahrung keinesweges bewährt hat. Manche von jenen Vorwürfen und von diesen Vorzügen versteht Rec. gar nicht. Z. B. (S. 321.) heißt es: „Die Buchstabirmethode hat eben so viel Begriffe zu lehren, als die Sprache Wörter hat; die Lautmethode lehrt bloß die Laute.“ Wie irgend eine Leselehre dazu kommen soll, die sämtlichen Wortbegriffe d. h. Etwas nicht viel geringers als den Umfang alles menschlichen Wissens zu lehren, möchte schwer zu begreifen seyn. Wenn ferner unter Ziffer 5. gesagt wird: „Bey der Buchstabirmethode dauert es lange ehe das Kind zum Bewußtseyn kömmt, daß es etwas weiß; durch die Lautmethode kömmt es sehr bald zu diesem Bewußtseyn;“ so verwechselt der Vf. die mechanische Fertigkeit gewisse Töne an bestimmte Tonzeichen zu knüpfen mit dem höhern Wissen, die Organbildung mit der Geistesbildung, welche vor der Leselehre ziemlich unabhängig seyn möchte, d. h. nicht an diese oder jene objective Lehrart vorzugsweise geknüpft ist, sondern hauptsächlich von dem subjectiven Verhalten des Lehrers gefördert oder

gehindert wird. Die Schwierigkeiten der Lautmethode für alle minder gut gebildete Organe; das Lächerliche, welches die inarticulirte Tonfchöpfung für das unverwöhnte Ohr hat; den Nachtheil, daß die Leseschüler, die nach dieser Methode unterrichtet werden, der häuslichen Nachhülfe entbehren müssen; den Umstand, daß sie die Buchstaben nach ihren trivialen Namen doch noch lernen müssen, und daß, wenn es gegründet wäre, daß früher Zeit erspart würde, diese später, namentlich beym Schreiben wieder verloren geht, — dieß und so vieles andere, was mit Recht gegen die Lautmethode erinnert wird, hat; der Verf. nicht erwähnt, noch weniger widerlegt. Rec. der als Lehrer, als Familienvater, als Schulaufseher eines weiten Districts, in welchem allerley Methoden geübt werden, sie alle in ihren Vorzügen und Nachtheilen kennen gelernt zu haben glaubt, hat die Ueberzeugung gewonnen, daß die Methode die beste ist, welche im Lehrer selbst liegt, und die aus ihm hervorgeht. Das Leichtere oder Schwerere, Längere oder Kürzere hängt größtentheils davon ab, wie der Lehrer die Methode, in der er unterrichtet, zu handhaben weiß. Es giebt Lautirschüler, die nach Jahre langem Unterricht nicht lesen können, und Buchstabirschüler, die es in wenigen Monaten lernten; dagegen aber auch solche, die ewig buchstabiren, und solche, die durchs Lautiren schnell zum Lesen gelangten: kurz, jede Methode ist gut, die richtig angewendet wird, und in welcher der Lehrer einheimisch ist. Wenn unser Vf. am Schlusse seines Aufsatzes (S. 324.) noch seine bey Craz und Gerlach erschienenen Schriften über den Gebrauch der Lautmethode nennt, so kann man den Verdacht nicht abwehren, daß diese Anzeige ein *ridiculus mus* sey, welcher aus dem Berge seiner Abhandlung hervorgegangen ist. Rec. empfiehlt dagegen denen, welche die Buchstabirmethode zweckmäßig üben wollen, „*Pöhlmanns practische Anweisung*“ welche in der That alle Vortheile der Buchstabir- und Lautmethode in sich vereinigt, und die Nachtheile beider vermeidet. 5) Vorarbeiten zu den neuen Predigttexten, f. oben. 6) *Abhandlungen. Dogmatik.* Der menschliche Körper nach der Beachtung, deren das Christenthum ihn würdigt. Diese Abhandlung vom Herausg., zeigt: das Christenthum beachte den menschlichen Körper 1) durch seine Geschichte (Geschichte des Gottessohnes, in dessen Menschwerdung die Menschheit ihren Triumph feierte); 2) durch seine Gebräuche, (Taufe und Abendmahl richteten sich zunächst an den Körper); 3) durch seine Lehren (der menschliche Körper ist von Gott geschaffen, soll ein Tempel des heiligen Geistes seyn, soll einst auferstehen). Nur der dritte Punct ist, nach des Rec. Dafürhalten, von Wichtigkeit und seine Beleuchtung von practischem Nutzen. Die letzte Abhandlung dieses Hefts (eingesendet von M. Karg) redet „von dem Unterschiede des λόγος und πνεῦμα ἁγίου im N. T.“ und bestreitet die Meinung, daß der λ. und π. ἁγ. identische Wesen seyen.

Das unter 7 befindliche Quodlibet einer theologischen Nachlese enthält bloß eine mindestens uninteressante Anekdote; und so schließt sich der 1ste Band eben so unerbaulich als er angefangen hat.

(Der Beschluss folgt.)

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Die Welgeschichte*, von Karl Friedrich Becker. *Eilfter Theil* von K. A. Menzel.

Auch unter dem Titel:

Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweyten. Erster Theil, bis zum Frieden von Campo Formio. 1824. X u. 724 S. gr. 8.

Die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben kann nur Männern von großer Einsicht und festem Charakter gelingen. Denn ohne Einsicht in die mannichfaltigen Ursachen, welche Begebenheiten herbeyführen und ihren Charakter bestimmen, ohne Kenntniß der Charaktere, welche handelnd auftraten, und ohne klare und bestimmte Weltansicht kann das Urtheil über die dargestellten Begebenheiten eben so wenig als die Zusammenstellung derselben selbst bestimmt und einleuchtend seyn. Und hierin liegt zugleich die zweyte Bedingung, daß der Geschichtschreiber Charakter besitzen müsse, eingeschlossen. Die Begebenheiten interessieren zwar durch sich selbst nach ihrer Wichtigkeit und ihrem Einflusse auf den Gang der Zeit. Allein je größer der Künstler ist, der sie zu einem Gemälde verwebt, je richtiger er Licht und Schatten in seiner Darstellung vertheilt, je kräftiger er seinen Stoff beherrscht, desto leichter muß er das Urtheil seiner Leser lesen, desto lebendiger sie interessieren, und desto sicherer sie belehren und bessern. So haben die Alten ihre Geschichten geschrieben; und wenn sie dadurch allen Jahrhunderten Lehrer der Weisheit und Tugend geworden sind, so müssen wir diesen Erfolg ihrer Bemühungen aus ihrem Charakter herleiten. Wenn dieß, wie wir hoffen, zugegeben wird, so bestimmt sich daraus der Begriff der Unparteylichkeit, welche einem Geschichtschreiber seiner Zeit geziemt. Daß sie nicht völlige Urtheilslosigkeit oder wohl gar Gleichgültigkeit gegen die erzählten Geschichten seyn könne, wird jeder zugeben, der trockne Annalistik von geschichtlicher Kunst zu unterscheiden weiß. Der Geschichtschreiber soll keiner Partey angehören als der der Wahrheit und des Rechtes. Die ewigen Ideen des Wahren und Guten müssen ihn begeistern, seine Weltansicht muß eine erhabene seyn. Alsdann darf er es kühn wagen, der heimlichen List wie der öffentlichen Gewalt das Urtheil zu sprechen, und Ehre und Schmach nach Verdienst auszutheilen. Freylich soll die unparteyische Nachwelt richten; allein kann und wird sie anders richten als der Mann, welcher, über Nichtiges und Kleinliches erhaben, mit ihr auf einer Höhe steht?

Wir würden uns diese Ansichten hier auszusprechen nicht erlaubt haben, wenn nicht das anzusehende Werk zu denjenigen gehörte, welche ohne Ansprüche auftretend dennoch den Beyfall der Meisten zu gewinnen geeignet sind. Der durch seine Geschichten der Deutschen hinreichend bekannte Verfasser vereinigt Einsicht und Charakter, um die inhaltsschwere Geschichte unserer Zeiten mit Glück zu erzählen. Und darum gewährt das Lesen seines Werkes hohen Genuß. Er giebt in demselben zuerst eine kurze, aber lichtvolle Uebersicht des Zustandes von Deutschland nach Friedrichs II. Tode, worin sich besonders die gelungene Charakteristik der damaligen religiösen und philosophischen Denkart auszeichnet (S. 1—27). Daran schließt sich die Episode von Preussens politischem Einflusse in die damaligen Ereignisse; worauf die Auseinanderetzung der die französische Revolution vorbereitenden Ursachen folgt, eine Darstellung, welche für die Entwicklung des folgenden Trauerspiels von großem Interesse ist. Der Vf. faßt (und wohl jeder Unbefangene mit ihm) die Ursachen dieser Staatsumwälzung nicht allein in der Ausschließung des Volkes von der Theilnahme an der Regierung, sondern weit mehr in den Mißverhältnissen zwischen den bürgerlichen Rechten und Ansprüchen der einzelnen Stände, in einer Vorbereitung zur materialistischen Lebensweise durch mannichfaltig verbreitete Irrlehren der Philosophie, und in den kundbaren Gebrechen der Staatsverfassung, welche auf allen Ständen gleich drückend lagen. Die darauf folgende Erzählung von dem Ausbruche der Unruhen in Paris, von der Erstürmung der Bastille (den 12ten Aug. 1789.) bis zur Absetzung des Königs (S. 90—308.) ergreift durch die leicht übersehbare Anordnung der Begebenheiten und durch die lebendige Vergegenwärtigung derselben unwillkürlich, und das Interesse steigt bey Erzählung der Septemberscenen (1792.) noch höher. Weniger gelungen im Ganzen scheint uns die Schilderung des Preussischen Heerzugs nach der Champagne. Allein die darauf folgende Erzählung von dem Kriege am Rhein und in Belgien ist wieder eine gelungene. Weiter in Aushebung einzelner Abschnitte zu gehen ist bey der Ueberfülle der Begebenheiten, und der innigen Verflechtung aller Ereignisse kaum möglich, wenn unsere Anzeige nicht die gehörigen Grenzen überschreiten soll.

Jedoch sind wir durch den Reichthum des dargebotenen Genusses und durch die bekannte Kunstgewandtheit des Vfs. berechtigt, einiges, was wir in dem Werke vermiffen, zu fodern. Der Vf. schildert den innern Zustand Frankreichs sehr klar; weniger den von Italien. Allein gerade die genaue Kenntniß des politischen Zustandes von Oberitalien zur Zeit des österreichischen Krieges würde sehr viel zum richtigen Verständniß der dafelbst vorgefallenen Ereignisse beytragen, und Napoleons

Thaten genauer würdigen lassen. So wie dieser Theil der Geschichte in dem Werke erzählt ist, sehen wir zwar die Ereignisse geschehen, aber wir ahnen nur den Zusammenhang derselben mit den Meinungen und Gefinnungen der Menschen, welche dabey handelten. Außerdem scheint uns der Faden, an welchem die Kriegsgeschichte der Jahre 1796 und 1797 abläuft, an manchen Stellen nicht eben genug, um auf dem reichen Schauplatze die Ordnung der Begebenheiten leicht zu übersehen. Besonders ist dieser Mangel in der Darstellung der frühern Kriege in Belgien und am Rheine fühlbar. Indessen bleibt das, was der Verf. geleistet hat, nicht nur vielen dankeswerth, sondern auch sehr ausgezeichnet. Denn es dürften wohl wenige Werke der neuern deutschen Literatur im Fache der Geschichte auch in Hinsicht des Stiles sich mit dem vorliegenden messen können. Der Stil des Vfs. ist bis auf wenige Ausnahmen rein, leicht, und an vielen Stellen harmonisch. Sein Vorzug vor dem Woltmannschen in den frühern Theilen des Beckerischen Werkes besteht in der sinnlichen Klarheit, welche theils auf der glücklichen Wahl des Ausdrucks, theils auf der ungekünstelten Wortfolge und Verbindung beruht, und in der Kraft und Gedrungenheit, welche gleich weit von gesuchten Nachdruck als von affectirter Kürze nur aus innig bewegtem Gemüthe und klarem Verstande hervorgeht. Wir heben ohne ängstliche Auswahl die Stelle über den Beginn des Vendeekrieges aus (S. 389.), um unsre Leser urtheilen zu lassen: In der Landschaft, die vormals Poitou hieß, wohnte längs dem Meer, zwischen der Loire und Obarente, ein unschuldiges und arbeitames Volk von Ackerbauern und Hirten, das, ohne Handel und Gewerbfleiß, die Fortschritte der Cultur und den veränderten Geist der Zeit, aber auch die Verderbniß und die Unzufriedenheit nicht kannte, aus welcher die Revolution hervorgegangen war. Das alte patriarchalische Verhältniß der Gutsherren und ihrer Hinterlassen und Unterthanen, das anderwärts unter dem bleiernn Scepter des Stolzes, des Eigennutzes und der Selbstsucht, nichts als Haß, Trotz und Unzufriedenheit erzeugt hatte, bestand hier, unter dem wohlthätigen Einflusse der echten Adelsgefinnung, in Liebe und Treue noch immer, und eben so hatten Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Dienern unter diesen einfachen, von der übrigen Welt abgeschnittenen Menschen sich in einer Stärke und Allgemeinheit behauptet, wie sie im übrigen Frankreich nicht leicht wiedergefunden ward. Mit Erstaunen und Entsetzen hörten sie aus dem Munde des Adels und der Geistlichkeit von den Freveln, die in der Hauptstadt gegen den Thron und die Kirche geübt, von den Dekreten, welche zum Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung in Paris erlassen wurden. Daher gerieth schon unter der ersten Nationalversammlung die Vende in Aufruhr."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, in d. Weygand. Buchh.: *Neue Mittheilungen an Prediger und Schullehrer aus dem Gebiete der Theologie und des Bibelstudiums* — Herausgeg. von M. F. W. Hildebrand u. f. w.

(Beschlusse der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Des zweyten Bandes 1stes Heft enthält 1) *Dogmatik*: Der supernaturale Rationalismus, vom Herausgeber (S. 3 — 33). „Der supernaturale Rationalismus ist dasjenige System, bey welchem die von ausenher gegebene Offenbarung als *factum* in der sinnlichen Wahrnehmung von der Vernunft so weit als möglich (?) geprüft und erklärt, übrigens aber als Anstalt einer höhern göttlichen Causalität im Glauben nur angeschauet und für das geistige Interesse benutzt wird.“ Von diesem feinen System unterscheidet der Vf. eben so sehr den von ihm sogenannten naturalen Rationalismus, als den (reinen und rationalen) Supernaturalismus, von welchen der Mysticismus eine Abart ist. Ob in der Meynung des Vfs. etwas Wahres ist, bleibe dahin gestellt; aber etwas Neues ist es nicht; denn es ist ja dieser supernaturale Rationalismus das System aller Theologen des vorigen Jahrhunderts, namentlich der zahlreichen Reinhard'schen Schule, welche das Recht, die Offenbarung zu prüfen und zu erklären, der Vernunft längt und unbedenklich zugestanden hat. (*Humana ratio examinare librorum sacrorum argumentum et legitimae interpretationi praesse debet*) Ueber das Wesen einer Offenbarung, und ob zur Begründung einer solchen der Glaube an Wunder nöthig ist, oder ob eine solche bloß in den natürlichen Entwicklungen der Ereignisse, wie sie unter Gottes Leitung, in der Körper- und Ideenwelt, herbeygeführt worden sind, zu suchen seyn möchte. — Darüber hat sich der Vf. nicht ausgesprochen. 2) *Homiletik*. A) Beichtrede, vom Herausgeber. Hat weder in ihrem Gehalt noch in ihrer Gestalt etwas Ausgezeichnetes. B) Traureden vom Hrn. P. A. in W. Es liegt so eben das dritte Heft der Mittheilungen des Predigervereins im Neustädter Kreise dem Rec. vor, und er findet zu seiner nicht geringen Verwunderung dieselbe Traureden, mit wenigen Abänderungen, (S. 236) abgedruckt, und dabey den Namen des Vfs. „*Anger in Weltwutz*“ unterzeichnet. Unstreitig hat sie der Vf. beiden Zeitschriften zur Aufnahme.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

me überlassen, und man kann nicht umhin, ein solches Ungebührniß zu rügen; obwohl die Rede an sich der Verbreitung werth ist, und sich durch ihren zweckmäßigen Inhalt eben so sehr als durch ihren herzlichen und gemeinverständlichen Vortrag empfiehlt. Dasselbe gilt von der unter C mitgetheilten Taufrede desselben Vfs.; nur vermißt Rec. in derselben die ausdrückliche Wiederholung des christlichen Glaubensbekenntnisses, welche ihm zur christlichen Taufe durchaus nöthig scheint. Auch hält er dafür, daß die Ertheilung des Namens bey dem Taufacte besonders hervorgehoben werden müsse, und nicht bloß wie hier, und in manchen neuen Formularen geschieht, beyläufig das Kind mit dem Namen genannt werden dürfe, den es erst in diesem Augenblicke, und zur Erinnerung an denselben empfangen soll. 3) *Bearbeitung der Bußtexte und Vorarbeiten zu den neuen Predigttexten* u. f. w., s. oben! 4) *Pädagogik*. Zwey Abhandlungen. A) Wie müssen Schultuben eingerichtet werden? B) Wie können feuchte Schultuben trocken gemacht werden.“ (Man soll unten am Fußboden ein viereckiges Loch durch die Mauer nach Außen schlagen lassen.)

Zweytes Heft. 1) *Katechetik*. Ueber das zweyte Hauptstück des christlichen Glaubens. Der erste Artikel. Das erste Hauptstück hatte der Vf. schon in dem ersten Bande der Mittheilungen, der in Altenburg erschien, abgehandelt; die Einleitung zu dem zweyten steht im 1sten Bande der neuen Folge 3tes Heft. S. 219 ff. Es ist nicht Katechese, was wir hier finden, sondern ein Raisonnement zum Behuf katechetischer Unterhaltungen. Nach *Horns* Commentar über *Herders* Katechismus und *Dinters* Unterredungen über die Hauptstücke, müßte ein solches Unternehmen als eine *Utopia* erscheinen, auch wenn es viel geistreicher und kunstfertiger wäre, als es wirklich der Fall ist. 2) *Liturgik*. Auswahl der Psalmen und einiger biblischen Parallelstellen mit Rücksicht auf die Evangelien. (Fortsetzung vom 1sten Bande 4tes Heft. S. 315.) 3) *Homiletik*. A) Aerntpredigt von M. A. F. F. Karg in Zwönitz. Diese Predigt handelt über PL 104, 13 ff. „Von dem dankbaren Andenken an die mächtige Hülfe Gottes bey der Aernte von diesem Jahre“ (1822.) Gegen diese Predigt ließe sich manches einwenden; es würde aber zu weit führen. 2) Beichtrede bey der Communion des zu Zwickau stationirenden Re-

C (7)

gi-

giments Pr. Friedrich August, gehalten am ersten Pfingsttage 1823, vom Herausg. Gehört zu den bessern Arbeiten dieser Zeitschrift. Der Gedanke: „Werdet voll Geistes,“ ist nicht ganz übel benutzt. A) Bearbeitung der Predigttexte, und B) Bearbeitung der Bußtexte 1823. f. oben. C) Einige Dispositionen veranlaßter Casualpredigten. (Giebt es denn auch *Casualpredigten, die nicht veranlaßt sind?*) von Ch. G. Schreyer, Palt. und Adj. zu Ortrand; Dispositionen zu Predigten bey Einführung eines neuen Gesangbuchs; nach einem Brande; zum Jahrmarkte; am Friedensdankfeste; am Erinnerungstage eines 100jährigen und 200jährigen Brandunglücks; (der Vf. nennt es unschicklich ein Brandfest; bey dem Ausdrücke „Fest“ denkt man doch immer ein freudiges Ereigniß); am Dankfeste wegen Räumung der Sächsl. Lande von den Franzosen; und (im folgenden Hefte) am Dankfeste wegen der Einnahme von Paris; am Tage der Todtenfeyer; am Siegsdankfeste; am Kircheinweihungstage; am Preussischen Huldigungsfeste; am Friedensdankfeste 1816; am Tage der militärischen Todtenfeyer; am Tage der allgemeinen Todtenfeyer; und endlich zu einer Synodalphredigt — finden sich in dieser Sammlung, der es, wie man sieht, an Mannichfaltigkeit nicht gebricht, und in welcher auch mancher Gedanke recht glücklich gegriffen ist.

Im dritten Hefte finden wir 1) *Dogmatik*. Zugabe des Herausg. zu seiner Ansicht vom heil. Abendmahle. Der Vf. hat früher in einer Schrift: „Versuch über den Sinn und die Verheißung Christi bey Stiftung des heil. Abendmahls (1816. 8.)“ seine Ansicht weitläufiger ausgesprochen. Diese Ansicht liegt in Folgendem: „Jesus spricht: meine irdische sichtbare Verbindung mit euch, meine menschliche Gegenwart findet fortan nicht mehr statt, ich werde nicht mehr mit euch essen und trinken; denn mein Leib wird getödet, mein Blut vergossen werden am Kreuze, ich werde sterben. Jetzt bin ich noch sichtbar mit meinem Leibe und Blute, d. i. mit meinem irdischen Körper (*σῶμα καὶ αἷμα* bezeichnet den ganzen äußern sichtbaren Körper) unter euch, mit meinem Tode aber hört diese meine körperliche Gegenwart auf. Doch obsehon fortan ich nicht mehr körperlich unter euch seyn werde, so will ich doch dieses Mahl mit euch aufs Neue halten in dem künftigen Messiasreiche, und da letzteres nicht irdisch und sichtbar, sondern geistig und himmlisch seyn wird, so werde ich als Messias auch nicht sichtbar und körperlicherweise, sondern unsichtbar und geistigerweise bey euch seyn. Ihr habt bisher erkannt, daß ich unter euch sichtbar bin, weil ihr meinen Körper (Fleisch und Blut) seht; damit ihr nun auch in Zukunft meine geistige unsichtbare göttliche (?) Gegenwart unter euch erkennen möget, so gelte auch dieses Brod und dieser Wein, so oft ihr dies nämlich zur lebendigen Erinnerung an mich genießet, eben so viel, als dieser mein Leib und dieses mein Blut; Brod und Wein versichern euch eben so fest meiner unsichtbaren göttlichen (?) Gegenwart

bey einem solchen Mahle, wie ihr jetzt an diesem meinen sichtbaren Körper euch von meiner irdischen Gegenwart versichert haltet.“ Im Grunde betrachtet heist das Gesagte doch wohl weiter nichts, als: „Brod und Wein sind Erinnerungszeichen an den abwesenden (Leib und Blut) Christus;“ und dann enthält das Raisonnement nur Etwas Allbekanntes und Oftgesagtes. 2) *Homiletik*. *Etwas zur Geschichte der Pericopen*. Sie sind zwar nicht von den Apostolischen Vätern ausgewählt, aber doch sehr alt, in der römischen Kirche schon im 6ten Jahrh. gebraucht, und von Karl dem Großen zum Gebrauch im Abendlande empfohlen worden. Schon Luther, und nach ihm mehrere Gottesgelehrte haben eine Umwechelung derselben angerathen. A) *Fortsetzung und Beschluß der Vorarbeiten zu den Predigttexten auf 1823*. B) *Dispositionen zu Predigten in den Weihnachts- oder Christmetten*. Zu 18 Christmetten-Predigten sind hier Texte und Materialien gegeben, von welchen dem Rec. besonders die letzte Disposition aufgefallen ist. *Eingang*: Allgemeine Bemerkungen über die zahlreiche Menge der diesem Frühgottesdienste mit beywohnenden Kinder. *Text*: Marc. 10, 14. *Thema*: Erörterung der wichtigen Frage: „Ist es wohlgethan, daß man noch ungebildete Kinder an den Gottesverehrungen der Erwachsenen Theil nehmen läßt?“ 1) Nach dem Urtheile unsers aufgeklärten Zeitalters. Die zu frühe Gegenwart der Kinder bey öffentlichen Gottesverehrungen ist a) belästigend für die Andacht der Erwachsenen; b) unnütz für die Kinder selbst; c) nachtheilig für die Religion, die durch solche unreife Zöglinge entehrt wird. (?) 2) Nach dem Urtheile unsers weisen Heilandes: a) sind unvernünftige Thiere, ja selbst leblose Geschöpfe fähig, nach ihrer Art Gott zu verehren, (?) warum nicht auch der Vernunft fähige Kinder? b) frühzeitig müssen die Gefühle für ernste Unterhaltungen in den Seelen der Menschen geweckt werden.“ Rec. gehört nicht zu denen, welche den Kindern die Kirche ganz verschließen wollen, weil er meint, daß das, was uns lieb werden soll, auch zugänglich seyn muß; allein von den Gründen des Vfs. beweist der erste zuviel, also nichts; (denn es würde ja folgen, daß man auch das Oechslein und Efslein zulassen müßte; und der Vf. hat sehr unrecht, wenn er die vernunftlose Gottesverehrung der Thiere mit der Verehrung Gottes im Geiste parallelisirt, wie sie dem Menschen ziemt); der zweyte Grund aber nimmt sich ganz eigen aus, wenn man ihn mit der Christmetten im Zusammenhange denkt, wo es wahrlich nicht die ernste Unterhaltung, sondern einzig das bunte Lichterspiel ist, was die Kinder anzieht und beschäftigt. C) *Predigtentwürfe über die neuen Predigttexte* und den 1sten Br. Johannis, Fortf. vom Herausg. D) *Einige Dispositionen veranlaßter Casualpredigten*, von Schreger, Adj. und Pf. zu Ortrand. Fortf., f. oben. 3) *Katechetik*. Der zweyte Artikel, f. oben. 4) *Liturgik*. Paralleltellen und Psalmen, zum Vorlesen in Betstunden, Fortf. 5) *Pada-*

gogik. Was Dr. Martin Luther über Erziehung schriftlich hinterlassen, aus dessen Schriften gesammelt von Hrn. Diac. Grumbach. Nur 3 Blätter. Luther ist in seinen Schriften oft auf die Erziehung zurückgekommen, und seine Bemerkungen sind alle aus dem Leben gegriffen.

Viertes Heft. 1) *Pastoraltheologie.* Die geistliche Vorbereitung eines Delinquenten zum Tode, vom Herausgeber. Der Vf. erhielt den Auftrag, einen verurtheilten 19jährigen Delinquenten, einen Soldaten, welcher seine Pflegeältern ermordet hatte, zum Tode vorzubereiten, und liefert nun hier theils allgemeine Betrachtungen über dieses Geschäft, theils die Materialien der Unterredungen, die er mit demselben im Gefängnisse und auf dem Wege zum Richtplatze gepflogen hat. Es ist neuerer Zeit viel über die Zulässigkeit des Zuspruchs und der Begleitung des Geistlichen bey der Hinrichtung eines Verbrechers gesprochen und geschrieben worden. Der Vf. erkennt die Schwierigkeit des Geschäftes, aber auch die Wichtigkeit und das Segensreiche, das in demselben liegt, und gehört demnach nicht zu denen, welche, wo nicht den geistlichen Zuspruch überhaupt, doch die Begleitung zur Richtstätte abgeschafft wünschen. Rec. stimmt ihm völlig bey, und meint, daß ein Unterschied zu machen, und durch vorgängige Kenntnissnahme wohl auszumitteln sey, welchem Verbrecher man diese letzte Wohlthat vergönnen solle und welchem nicht. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß ein so schwieriges Geschäft nicht jedem Prediger anzuvertrauen ist, indem recht viel Menschenkenntniss, ein reiches Gemüth und große Lebensgewandheit dazu gehört, diesem Auftrage zur eigenen und des Delinquenten Befriedigung zu genügen. Die Materialien zur Unterredung, die der Vf. hier liefert, sind ganz zweckmäßig; doch versteht sich von selbst, daß jeder besondere Fall auch eine besondere Modification derselben nöthig machen muß.

2) *Homiletik.* Predigt am 3ten Sonntage des Advents, als am Tage vor der Hinrichtung eines Delinquenten, gehalten vom Herausgeber. Die Predigt redet über das Sonntagsevangelium von „*dem christlichen Hinblick auf die, welche in gefänglicher Haft die Todesstrafe erwarten.*“ Rec. findet es sehr gerechtfertigt, daß der Prediger von einem Ereignisse, was eine ganze Gegend aufzuregen pflegt, auch an heiliger Stätte Kenntniss nehme, um so mehr, da ein solcher Fall so vieles in sich hat, was nütze zur Lehre und zur Strafe ist. Der Vf. hat seinen Gegenstand würdig und zweckmäßig behandelt; doch würden wir die besondere Fürbitte für den Delinquenten, die am Schlusse der Predigt beygefügt ist, weggelassen, oder sie doch so in die Predigt verflochten haben, daß sie weniger hervorgetreten wäre. Alte Sitte verlangt den unehrlich Gebährenden, den Selbstmördern u. dergl. die Ehre der öffentlichen Fürbitten und Danklagungen, wie kommt der Delinquent dazu, daß sie ihm gewährt wird? Immer muß die Theilnahme, die ihm ge-

schenkt wird, doch so seyn, daß sie Niemanden beneidenswerth erscheint, wenn sie nicht einen bösen Eindruck auf die Lebenden machen soll. A) Bearbeitung der Texte auf den ersten Bußtag 1824. B) Bearbeitung der gewöhnlichen Sonntag und Festtagsevangelien u. s. w. Oculi bis Jubilate. S. oben.

Möge, wenn diese Zeitschrift bestehen soll, der Herausgeber sich mit mehreren wackern Mitarbeitern verbinden, das Gemeine aussondern, des Interessanten sich befleißigen und so seinem Fleisse, den wir gern anerkennen, auch den Lohn einer aufmunternden Theilnahme zu verschaffen.

GESCHICHTE.

ALTONA, in der Exped. des alt. Merkurs: *Altonaischer Mercurius.* Jahrgang 1823 u. 1824 Januar bis October incl. S. 4248. (Jahrg. 1823) S. 3712. (Jahrg. 1824). kl. 8.

Obwohl sich das Institut der Allgemeinen Literaturzeitung seit vielen Jahren nur selten auf politische Tageblätter verbreitet, so glaubt doch Rec. mit dieser Anzeige auftreten zu dürfen, um den Altonaischen Merkur im Innern von Deutschland bekannter zu machen, als er es zu seyn scheint. Die Hamburgischen Blätter, namentlich der Correspondent und die Liste der Börse, sind als Quelle der Nordischen, der Englischen und Amerikanischen Nachrichten für die Redactionen der meisten deutschen Blätter unentbehrlich, weil die Nordischen und Englischen Blätter, besonders die letztern, ungeheuer theuer zu stehen kommen — schon in Berlin kostet der Jahrgang der Times 150 — 160 Rthlr. — und bey ihrer Ankunft in den südlich und östlich liegenden Städten doch nur das liefern können, was jene durch ihre Lage begünstigten deutschen Blätter bereits enthalten. Ist nun aber Freunden politischer Neuigkeiten und besonders Zeitungs-Redactoren daran gelegen, sich neben jenen Blättern mit einem verhältnißmäßig höchst wohlfeilen, vorzüglichen Blatte zu versehen, worin keine wichtige Englische, Amerikanische oder Nordische Nachricht vernachlässigt, sondern alle in leichtfaßlicher Uebersicht übersetzt und mit geographischen und statistischen Erläuterungen geliefert werden; so kann Rec., der sich Jahre lang eifrig mit dem Zeitungsfache beschäftigt, den Altonaischen Merkur mit gutem Fuge empfehlen. Der A. M., der fast seit einem Jahr ununterbrochen besteht, und sich zur Zeit der französischen Revolution durch seine freymüthigen Mittheilungen einen großen Ruf erwarb, erscheint viermal die Woche, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags, ist durchaus mit Seitenzahlen versehen, und als Anzeige-Blatt, auch für literarische Anzeigen, wo er sich durch große Billigkeit empfiehlt, ausgezeichnet. Es ist das privilegirte deutsche Blatt in den Königl. Dänischen Staaten, steht unter der Redaction des Hrn. Doctor Niemann, ei-

nes kenntnißreichen Mannes; und ist Eigenthum des Herrn Pool, eines der würdigsten Bürger Altona's. Die günstige Lage und die Verhältnisse dieses Blatts befördern die vollständigste, umsichtigste Mittheilung der Nordischen Nachrichten, selbst wichtiger Notizen aus Norwegen, Island u. s. w. in meisterhafter Uebersetzung. — Ganz vorzüglicher Fleiß wird auf die Mittheilung der Englischen und Amerikanischen Nachrichten verwandt. Nicht nur eine tüchtige Correspondenz und das, was die politischen Tagblätter darbieten, sondern selbst Flugschriften, z. B. die des Peruanischen Ex-Präsidenten Riva Agüero (am 28. und 29. Oct.) werden mit musterhafter Sorgfalt benutzt und beweisen den Reichthum der Hülfsmittel. Der Schwall von Nachrichten, den die französischen Blätter liefern, der manche Redactionen verleitet, leeres Stroh zu dreschen, wird im Merkur mit steter Berücksichtigung des welthistorischen Interesses bearbeitet, auch die kleinste Andeutung dieser Art nicht übersehen, und jeder Wink, der Thatfachen begründet, mit Klugheit ausgehoben. Jedes Blatt der beiden vorliegenden Jahrgänge liefert davon deutliche Belege. Dem Parteystreit der Blätter wird fortwährend die Wage gehalten, aber wo sich Ernst für Recht und Wahrheit blicken läßt, wird solch' ein Silberblick mit sichtbarer Vorliebe ausgehoben. In diesem Geiste sind auch die Verhandlungen der französischen Kammern und des Britischen Parlaments bearbeitet. Aus den deutschen und Schweizer Blättern erhält man kurze, gediegene Auszüge, besonders auch die Resultate der Verhandlungen der Landstände. Es erfreut sich dieses Blatt eines ganz vorzüglichen Correspondenten in Frankfurt a. M., der sich oft, namentlich bey Gelegenheit des Judenzwistes, mit edler Freymüthigkeit äußerte. Derselbe giebt auch wichtige Notizen aus Frankreich, die man in andern deutschen Blättern vergebens sucht. Den fast überall vernachlässigten Niederländischen Blättern geschieht im Merkur ihr Recht, wie z. B. in Nr. 128 (10. Aug. 1824) die schöne Darstellung des Zustandes der Armen-Colonien beweist. — Ueber die griechischen Händel kann dieses Blatt natürlich nichts Neues liefern, doch die Art, wie die von dort her eingehenden, zum Theil sehr verworrenen, Berichte abgefaßt werden, macht der Redaction Ehre. Ueberhaupt offenbart sich in der ganzen Abfassung dieses politischen Tageblatts eine gewisse Liberalität der Gesinnung, die sich insonderheit gegen die Verbreitung mythischer Verfinsterung auflehnt und sich in dieser Rücksicht als echt protestantisch bewährt. So ist sich auch die Redaction bey der Mittheilung der Nachrichten aus dem un-

glücklichen Spanien immer consequent geblieben, und verhehlt es nicht, wie dort seit der letzten französischen Invasion eine wahre Gräuel-Zeit eingetreten sey. Zeitungen in solchem Geiste geschrieben bleiben wichtige Hülfsmittel für die Zeitgeschichte. Auch muß bey diesem Blatte noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine Altonaer Zeitung dieselben Vortheile, wie die Hamburgischen Blätter genießt; ja daß es manches aufnehmen darf, was man in den Hamburgischen vergeblich suchen würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Ourika*. 1824.
112 S. 12.

Die zwölf Seiten lange, etwas langweilig abgefaßte Einleitung („Introduction“) zu dieser romantischen Selbstbiographie, erzählt, wie ein Pariser Arzt nach der Vorstadt Jacques zu einer jungen Kloster Schwester gerufen ward, die seine ärztliche Hülfe verlangt hatte, und wie er in der Patientin eben die *Ourika*, die auf dem Titel genannt wird, eine junge vor Kummer dem Tode nahe gebrachte Negerin findet. Sie macht hauptsächlich deswegen Eindruck auf ihn, weil er sie in einem Kloster gefunden hat, und weil er vorher noch nie ein Kloster gesehen hat. Theils um mit mehrerem Erfolg ihre Heilung vornehmen zu können, theils seine Neugier zu befriedigen, weist er sie dahin zu bringen, daß sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt, welches denn auf den folgenden 100 Seiten des Büchleins geschieht. Der Umstand, daß die junge *Ourika* in ihrem zweyten Jahre vom Senegal nach Frankreich in das Haus einer vornehmen Pariserin versetzt, und dort auf das glänzendste erzogen ward, wird die eigentliche Quelle ihrer Leiden und ihres baldigen Todes im Kloster. Heimliche Liebe zu einem der Söhne ihrer Wohlthäterin und die Anstrengung, diese Liebe, der es an Gegenliebe gebricht, zu unterdrücken; dazu ihre Entfremdung unter Europäern — unter Weissen! — auch die lieblose Einwirkung einer hochfahrenden Hausfreundin, jener Wohlthäterin *Ourikens*, sind die Hauptbegebenheiten, aus denen diese romanhafte Biographie zusammengesetzt ist. Es heißt, eine Dame von Range zu Paris sey die Vfn. derselben, und Zeitungsnachrichten vermelden, daß das Büchlein mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen worden sey. Diefes letztere mag wohl gewiß seyn, da schon eine Buchhandlung Deutschlands sich veranlaßt zu sehen glaubte, einen Abdruck davon besorgen zu müssen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

THEOLOGIE.

BERLIN, b. Rücker: *Ireneon, eine der evangelischen Kirchenvereinigung gewidmete Zeitschrift*, herausgegeben von Dr. *Ernst Gottfried Adolf Böckel*, ordentl. Prof. der Theol. zu Greifswald, Pastor zu St. Jacobi und Scholarchen. *Ersten Bandes drittes Heft. 1822. Viertes Heft. 1823. Zusammen S. 259 — 502. Zweyten Bandes erstes Heft. 120 S. Zweytes Heft. 1824. 116 S. 8.* (Preis jedes Hefts 12 gGr.)

Da wir bey der Anzeige der beiden ersten Hefte des *ersten* Bandes dieser interessanten Zeitschrift Zweck und Geist derselben hinreichend charakterisirt zu haben glauben, so beschränken wir uns bey der Anzeige vorliegender Fortsetzung insbesondere darauf, den Inhalt dieser mit einigen beygefügten Bemerkungen zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Das *dritte* Heft des *ersten* Bandes beginnt sehr zweckmäßig mit dem I. Versuch einer Entwicklung der Ursachen, welche die Trennung der beiden evangelischen Kirchen veranlaßten, als Einleitung in die Geschichte der zur Wiedervereinigung derselben gemachten Versuche. Ohne in neue tiefere Forschungen einzugehen giebt der nicht genannte kenntnißreiche Vf. eine gedrängte lehrwerthe Zusammenstellung des Bekannten, meistens nach *Planck's* trefflichen Werken, mit beygefügten passenden Beweisstellen aus Luther's und Andre's hierher gehörigen Schriften. Sehr treffend wird insbesondere aus den verschiedenen Charakterzügen beider Reformatoren, Luther's und Zwingli's, der Grund ihrer verschiedenen Ansicht vom Abendmahl entwickelt. Während der vormalige Augustinermonch, mit seinem Ordenspatron häufig alles auf Glauben zurückführend, gar viel Geheimnißvolles, Unbegreifliches, Wunderbares in der Bibel fand, damit der Glaube etwas dabey zu thun hätte, suchte der fräyere Schweizer, mehr mit Klaffikern befreundet, auch dem vernünftigen Denken sein Recht zu sichern und mehr Begreifliches, und aus der Vernunft Erklärbares in der Bibel anzutreffen. Daher seine Aeußerung auf dem Marburger Religionsgespräch: „Gott lege uns keine unbegreiflichen Dinge zu glauben vor; Maria hätte auch erst gefragt: wie soll das zugehn? und dann erst geglaubt.“ II. Haupturkunden und Dokumente über die evangeli-

sche Kirchenvereinigung im Herzogthum Nassau. III. Bericht über den Fortgang des evangelischen Unionswerkes in Pommern, mit Anschluß des neu acquirirten Theils dieser Provinz; aus den Acten des K. Consistorii zu Stettin mitgetheilt. IV. Evangelische Kirchenvereinigung in Oranienburg. Mittheilung des K. Cons. der Provinz Brandenburg. Sehr bereitwillig wurde von den Mitgliedern der bisherigen lutherischen Gemeinde die Entschädigung ihres Geistlichen wegen des abzuschaffenden Beichtgeldes übernommen. V. Vollendung der in der Dreyfaltigkeitsgemeinde zu Berlin begonnenen Union.“ Das erste, und dem Redactanten zufolge, einzige Beyspiel einer solchen innigen Vereinigung in der Residenz. VI. Beurtheilung der neuesten Streitschriften über die calvinische Vorherbestimmungslehre. Von Hrn. Dr. *Parow* in Greifswald. — Das *vierte* Heft liefert I. den Beschluß der Haupturkunden und Dokumente über die evangelische Kirchenvereinigung in Nassau, und unter II. die noch wichtigeren Haupturkunden und Dokumente über die evangelische Kirchenvereinigung im Großherzogthum Baden. Da diese Union, welche im Allgemeinen auf eine sehr zweckmäßige, die Rechte der Kirche ehrende, nachahmungswürdige Weise im Jahr 1821 vollzogen ist, auch auf das Dogmatische der bisher getrennten Parteyen sich verbreitet hat, so bemerken wir, daß hier im Allgemeinen der Augsburgischen Confession, so wie dem Lutherischen und Heidelberger Catechismus, nur in so fern normatives Ansehen auch ferner zugestanden wird, als durch jenes erstere nothige Bekenntniß vor Kaiser und Reich das zu Verlust gegangene Princip und Recht der freyen Forschung in der heiligen Schrift, als der *einzigsten sichern Quelle des christlichen Glaubens und Wissens*, wieder laut gefordert und behauptet, in diesen beiden Bekenntnisschriften aber factisch angewendet worden.“ (S. 394) Mit Uebergang der Prädestinationslehre, die wohl nicht mehr als streitig betrachtet werden dürfte, wurde, „ohne doch in Hinsicht der besondern Vorstellungen darin die Gewissen binden zu wollen,“ in Beziehung auf das Abendmahl erklärt: ein Sakrament sey „eine heilige und kirchliche Handlung, gestiftet von unserm Herrn und Heiland J. Ch., in welcher uns unter sichtbaren Zeichen unsichtbare Gnaden und Güter dargestellt und gegeben (?) werden.“ Das heilige Abendmahl ist „das Mahl, welches Jes. Christ. am Abend vor seinem Leiden

den und Sterben zum Andenken an seinen Erlösungstod eingesetzt hat. Mit Brod und Wein empfangen wir den Leib und das Blut Christi, zur Vereinigung mit ihm, unserm Herrn und Heilande. 1 Kor. 10, 16. Brod und Wein, welche auch im Genuße desselben Brod und Wein bleiben, sind die sichtbaren Zeichen bey dem Abendmahl; die unsichtbaren Gnaden und Güter, Alles, was uns Jes. Christ. durch sein Leben, Leiden und Sterben erworben hat, nämlich Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Von letztern konnte wohl nicht unbedingt gesagt werden, daß sie im Abendmahl gegeben würden, da sie nur den würdigen Communicanten zugesichert werden. 1 Kor. 11, 29. III. Officielle Mittheilung über die bey einzelnen Gemeinden in der Provinz Jülich-Cleve-Berg vollzogene Union. IV. Actenmäßige Nachrichten von dem, was in dem Bereiche des K. Consistorii zu Breslau für die Union geschehen ist. V. Historische Darstellung der zur Wiedervereinigung der protestantischen Kirchen gemachten Versuche. Fortsetzung des unter N. I. im dritten Hefte gelieferten Aufsatzes, welche aber nur die bald nach der Reformation unternommenen Versuche umfaßt.

Des zweyten Bandes erstes Heft enthält I. den Beschluß der Haupturkunden und Dokumente über die Kirchenvereinigung im Großherzogthum Baden. II. Actenmäßige Nachrichten über den Fortgang des Unionswerks in der Provinz Sachsen. III. Amtlicher Bericht über die Unionsangelegenheit in der Provinz Westpreußen; wo sie aber noch viel weniger Fortschritte gemacht hat, als in jener Provinz. IV. Fortsetzung der actenmäßigen Nachrichten über die Unionsangelegenheit in der Provinz Jülich-Cleve-Berg. Erfreulich lautet V. der Bericht über die evangelische Kirchenvereinigung im Großherzogthum Posen. VI. Union der evangel. Kirchen in Weimar, wo die reformirte Gemeinde, welche nur einige und dreyßig Olieder zählte, keine eigene Kirche, kein Aerarium und keine Schule hatte, mit einer Lutherischen, durch Annahme eines beider Confessionen vereinigenden Ritus sich verbunden hat, welcher indess in den übrigen lutherischen Kirchen noch nicht eingeführt worden. VII. Evangelische Kirchenunion im Großherzogthum Hessen, welche ebenfalls nur in einem Theile des Großherzogthums statt gefunden hat. VIII. Der Jesuit *De la Barre* und der reformirte Prediger *Samuel Bochart* über die Union der beiden evangelischen Kirchen; ein denkwürdiges Actenstück aus dem 17ten Jahrhundert, aus dem Französischen übersezt, mit einem Vorwort und mit Bemerkungen von *August Rindacker*, zweytem Domprediger in Halle. Allerdings ein höchst interessanter Aufsatz, für dessen Mittheilung in einer gefälligen Form und mit einem in wahrheit evangelischem Sinn und Geist gesprochenen Vorworte, sowie mit gehaltreichen Anmerkungen begleitet, jeder denkende Leser Hr. Dr. R. Dank wissen muß. Man sieht unter anderm aus demselben, daß die Machinationen der Jesuiten und ih-

nen ähnlich denkender Katholiken gegen den Protestantismus zu allen Zeiten sich gleich gewesen sind, auch in der Hinsicht, daß sie die Protestanten bey ihren Landesherren und ihren Landesgenossen verdächtig und gehässig zu machen strebten, daß sie aber ungeachtet der gründlichsten und bündigsten Widerlegungen und Zurechtweisungen nie aufgehört haben, stets dieselben Insinuationen, so sehr auch selbst die Geschichte sie als nichtig dargestellt hat, aufs neue vorzubringen, um Ununterrichtete durch ihre Keckheit und Schlaueit für sich zu gewinnen. Zugleich erhellet aus dieser Schrift, wie bereits im 17ten Jahrhundert zwischen Lutheranern und Reformirten in Frankreich eine Vereinigung statt gefunden, die nicht auf dem Wege dogmatischer Berathung, den auch in neuern Zeiten Einige als den allein zulässigen vorgestellt haben, sondern durch die That vollzogen wurde, ganz so, wie es neuerdings an manchen Orten und zwar mit Erfolg geschehen, und wie dies besonders Dr. *Schleiermacher* empfohlen hat, als die Methode, mit der man es versuchen müsse, da die andere, welche früher und öfter angewendet worden, nie zu befriedigenden Resultaten geführt hat. Die hier übersetzten Briefe sind übrigens als eine literarische Seltenheit anzusehen. Der Brief des Jesuiten *De la Barre* wird weder von *Jöcher* noch von *Adlung* erwähnt, die Antwort *Bochart's* aber, obwohl dieselbe ausdrücklich als eine besondere Schrift genannt wird, ist doch in der zu Leiden erschienenen Ausgabe der Werke dieses um die Kenntniß des Orients höchst verdienten Gelehrten nicht zu finden. Der Uebersetzer benutzte die sehr seltene 1662 zu Genf gedruckte Ausgabe dieser Briefe. In der übrigens sehr fließend abgefaßten Uebersetzung stieß Rec. einigemal an, wo die Anrede *Sie* in *Ihr*, ohne weitem Zusatz, verwandelt wird, wenn die gesammte Parthey des Angeredeten bezeichnet werden soll. — Die unter IX. diesem Heft beygefügten Bücheranzeigen verbreiten sich mit Recht bloß über die Union betreffende Schriften. — Das zweyte Heft liefert zunächst den Beschluß der Uebersetzung von den oben genannten Briefen; II. die Fortsetzung der historischen Darstellung der zur Wiedervereinigung der protestantischen Kirchen gemachten Versuche. III. Evangelische Kirchenunion im Großherzogthume Hessen. IV. Ueber den Zustand der Unionsangelegenheit in dem Regierungsbezirk Neupommern und Rügen, vom Herausgeber, der hier seine eignen, von einem günstigen Erfolge begleiteten Erfahrungen mittheilt; und V. fortgesetzte Bücheranzeigen. Möge der gelehrte Herausgeber sich in den Stand gesetzt sehen, aus seinem Vaterlande, von wo bekanntlich die erste Anregung zu den neuesten Unionsversuchen ausgegangen ist, bald befriedigendere Nachrichten über allgemeine, die Union fördernde, zweckmäßige Veranstaltungen, wie dergleichen in andern Ländern so beyfallswürdig mit Erfolg statt gefunden haben, dem gewiß zahlreichen Publikum seiner Leser mitzutheilen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

DÜSSELDORF, bey Arnz u. Comp.: *Vollständige Sammlung officineller Pflanzen. Fünfte Lieferung.* 1824. gr. Fol.

Mit Verweisung auf A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 37. S. 294 fahren wir fort, den Inhalt des vorliegenden Hefes anzuzeigen. — 235. *Alpinia Galanga* mit zwey Tafeln. Im Text steht nach dem Namen R., was wohl Roxburgh bedeuten soll und auf den Abbildungen folgt auf den Namen Willd. Abgesehen von diesem Widerspruche, sind beide Bezeichnungen unrichtig, denn Swartz hat zu allererst Linnés *Maranta Galanga* zur Gattung *Alpinia* gezählt. Bey der hier gegebenen saubern Darstellung hat eine in Java nach der Natur verfertigte Abbildung als Vorbild gedient, die der Herausg. Hr. Dr. Nees von Eisenbeck d. j. der Güte des berühmten Professors Reinwardt in Leyden verdankt. — 236. *Melaleuca Leucadendron* L. Die Darstellung des weisstämmigen Cajeputbaums rührt ebenfalls vom Professor Reinwardt her, der auf der Insel Amboina selbst Cajeputöl aus dem Baume bereitete. — 237. *Vitis vinifera* L. mit zwey Tafeln. Auf der zweyten ist die große Cibebeentraube und die kleine Rosinentraube (*Vitis aepyrena*) mit abgebildet. — 238. *Cassia lanceolata* la Marck oder *C. acutifolia* Del. Willdenow in Linnés *Spéc. plantar.* führt den Strauch unter *C. Senna* var. n. auf. Die Blätter kommen mit den stumpfen Blättern der *Cassia Senna* oft vermischt vor. Diese Art ist die Mutterpflanze der bessern Sorte der Sennesblätter, die *Séné de la Palle*, *Sena chebb'ydy*, *Sena Mekky* genannt werden. — 239. *Menispermum Coculus Wallich* mit zwey Tafeln. Die Darstellung nach Wallich in *Asiat. Research.* XIII. dem man die erste genauere Nachricht von dieser Pflanze verdankt. Sie wächst auf Amboina, Celebes und besonders dem südlichen Malabar in der Nähe der Seeküste. Ihre Samen sind von Alters her unter dem Namen *Cocculi indici* und *Cocculi piscatorii* in den Apotheken befindlich, wurden indessen erst in den neuesten Zeiten gegen den Kopfgrind mit Erfolg angewendet. — 240. *Oryza sativa* L. Der Reis ist weit besser in der hier nicht erwähnten schätzbaren Monographie des Amerikaners Tidymann (*Dissertatio inaug. de Oryza sativa. Cum duabus tabulis aeneis. Göttingae MDCCC. in 4to*) abgebildet. — 241. *Cetraria islandica* Ach. oder *Lichen islandicus* L. eine gar schlechte Darstellung dieser überaus nützlichen Flechte, die ausser Island auch in fast allen übrigen Ländern Europas wächst. — 242. *Parmelia parietina* Ach. Diese sehr gemeine Wandflechte kam erst vor wenigen Jahren durch die ihr von Sander gewidmete Schrift als Stellvertreter der China in Ruf. Die Abbildung ist mittelmässig. Die chemische Analyse, sagt der Vf., zeigte Gallussäure. Dieser Ausdruck führt auf einen unrichtigen Begriff, da die sogenannten Galläpfel nicht Gal-

lus, sondern *Galla* heissen. — 243. *Lecanora tartarea* Ach. oder *Lichen tartareus* L. Unter dem Namen *Mouffe de la Suède* kommt diese vorzüglich in Schweden wachsende Flechte in großen Schiffsladungen nach Holland und wird dort häufiger als die weit theurere Roccelle von den canarischen Inseln zur Bereitung des Lakmus benutzt. Die Abbildung ist gut. — 244. *Rocella tinctoria* Ach. die Lakmusflechte oder canarische Orseille. Linné nannte sie *Lichen Rocella*. Zu der hier gelieferten Darstellung haben vollständige Exemplare gedient, die der Hr. N. v. E. aus einem grossen Vorrath, in einer Lakmusfabrik in Holland selbst auszuwählen die Gelegenheit hatte. Schade dass die Abbildung nicht illuminirt, sondern vielmehr mit Farben bekleckt — ist. Die Flechten 241 — 244 hätten sogleich alle vier auf einer einzigen Tafel Platz gehabt. — 245. *Agaricus muscarius* Fries. Ist aber eine althinnéische Art! Was soll denn also hier Fries bedeuten? — 246. *Exidia Auricula Judae* Fries. Linné nannte den Hollunderschwamm oder das Judasohr *Peziza Auricula*. — 247. *Polyporus suaveolens* Fries oder *Boletus suaveolens* L. Mit Recht tadelt Hr. N. v. E., dass einige Aerzte den wohlriechenden Löcherchwamm unter dem Namen *Fungus Salicis* verschreiben. Es entstehen daraus unangenehme Verwechslungen, da auch andere Schwammarten auf Weidenbäumen wachsen. Die Abbildung gehört zu den bessern. — 248. *Styrax Benzoin Dryand.* Durch schöne getrocknete Exemplare, die Hr. Dr. Blume aus Java sendete, ward der Herausgeber in den Stand gesetzt, eine vollständigere Darstellung des Benzoëbaums zu liefern als man bisher besaß. Hr. Blume bemerkt, dass durch das holzige, einsamige, nicht aufspringende Pericarpium und den mehr horizontalen Embryo diese Art von den übrigen *Styrax*arten abweicht. Er schlägt vor, sie unter der Benennung *Lithocarpus* als Gattung von *Styrax* zu trennen. Das Benzoëharz (*Resina Benzoin*) kommt von diesem Baume und nicht von *Laurus Benzoin* L. — 249. *Quercus Robur* L., die Steineiche. — 250. *Quercus pedunculata* L. die Stieleiche. — 251. *Quercus tinctoria* Olivier. *Voyage dans l'empire Othoman* II. p. 64. Diese durch ganz Kleinasien verbreitete Eiche liefert die bekannten Galläpfel (*Gallae*), welche auf der Rinde der jüngern Zweige dieses Baums durch den Stich des *Diplolepis gallae tinctoriae* entstehen. Dieses Insect, die Gallwespe ist mit abgebildet. — 252. *Croton Tiglium* L. Der Herausg. benutzte hierbey ein getrocknetes Exemplar und eine reife Frucht, welche Herr Professor Reinwardt in Java gesammelt hatte, wie auch Conwell, *Recherches sur les propriétés médicales de l'huile de Croton Tiglium*. Paris 1824. Dieses fette Oel (*Oleum Crotonis*) kommt in kleinen, eine Drachme fassenden Gläschen aus England, als ein sehr heftiges Purgirmittel. Bey der Anwendung ist aber grosse Vorsicht nöthig, da schon der sechste Theil eines Tropfens,

pfens, ja sogar das bloße Riechen an einer größern Menge Purgiren erregt. Ehemals waren das Holz (*Lignum moluccense*) und die Säamen (*Grana Tigilii*) officinell, wurden indessen als allzuheftig wirkende Arzneystoffe später verworfen. — 254. *Convolvulus scopartus* L. Das Rosenholz hat mehr das Ansehen eines Ginsters als einer Winde. Leopold von Buch fand es häufig auf den Canarischen Inseln, besonders auf Teneriffa, dessen Einwohner es *Lenana-nöl* nennen. Bory de St. Vincent in seinem *Essai sur les Isles fortunées* giebt fälschlich *Convolvulus canariensis* für die Mutterpflanze des Rosenholzes an, das bekanntlich in den Apotheken *Lignum Rhodii* heist und wegen seines wesentlichen Oels (*Oleum ligni Rhodii*) zum Räucherwerk verwendet werden kann. — 255. *Bonplandia trifoliata* Willd. Die Rinde dieses schönen amerikanischen Baums giebt den *Cortex Angusturae*. — 256. *Astragalus verus* Olivier *Voyage dans l'empire Othoman*. V. p. 342. Der wahre Traganthstrauch wächst in Kleinasien, Armenien und dem nördlichen Persien. Der Saft, der in den Sommermonaten theils von selbst aus den Stengeln, theils an verwundeten Stellen desselben heraustritt und an der Luft erhärtet, ist das Traganth Gummi (*Gummi Tragacantha*) der Apotheker. *Astragalus Tragacantha* L. giebt kein Gummi.

GESCHICHTE.

DANZIG, b. Lohde: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben des französischen Generals Rapp*. Von ihm selbst geschrieben. Verdeutsch und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich Doerne. 1824. 219 S. 8.

Diese Uebersetzung einer in unserer Allg. Lit. Z. bereits angezeigten Schrift (1823. Nr. 215) hätte sich als ein Auszug ankündigen sollen; denn sie ist abgekürzt und zuweilen auf Kosten wesentlicher Bemerkungen. So fehlt die Aeußerung über den Herzog von Braunschweig vor der Schlacht von Jena, dals *bon manoeuvrier comme il était*, er sich nicht täuschen und umgehen liefs, sondern den Rücken und die Verbindung mit Magdeburg frey hielt. Rapp wufste nicht einmal, indem er das schrieb, dals der Herzog nicht blofs gegen Napoleon sich aus der Verlegenheit zu ziehen hatte, und die Vorschläge von Möllendorf, der bey dem Könige war, annehmen, auch dem Fürsten von Hohenlohe freye Hand lassen mußte. Von der Schlacht sagt Rapp, das Gemetzel (*le carnage*) war schauerhaft, der Uebersetzer: das Gedränge war fürchterlich. Rapp sagt zwar nicht, dals der unglückliche Jüngling, welcher Napoleon zu Schönbrunn ermorden wollte, gefoltert sey, *mis à la question*, er nimmt aber einen verwandten Gerichts Ausdruck, dem „nochmals verhören,“ nicht entspricht. Es war auch noch kein gerichtliches Verhör vorgenommen, als Rapp dem Ge-

neral Lauer die Inquisition auftragen und sodann von ihrem Ausfall Meldung machen mußte.

Die kleinen Anmerkungen beziehen sich auf die Belagerung von Danzig und davon könnte allenfalls nur Erwähnung verdienen, dals Rapp den General Haricourt, „die eigentliche Seele der ganzen Vertheidigung,“ nicht genannt habe.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Götschen: *W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*. Herausgegeben von Friedrich Kind. Auf das Jahr 1825. 424 S. 12.

Auch dieser Almanach ist wie sein Zwillingsbruder, reichlich durch poetische und prosaische Beyträge, wie durch Kupfer und Musikbeylagen, ausgestattet. Der Erzählungen sind drey, unter welchen wir „die Mosel-Schaar“ von dem Herausgeber mit besonderer Befriedigung gelesen haben. Der Ton eines Augenzeugen der Verwirrung und Verwilderung in den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges ist gut getroffen, und dabey höchst wahrscheinlich ein alter Bericht benutzt. Zuweilen mußte darin freylich einige Abänderung getroffen werden, um das Ganze geistvoller zu machen. Das Gemälde ist anziehend und würde es noch mehr seyn, wenn es dem Erzähler gefallen hätte, einige Raubscenen zu streichen, welche zur Entwicklung nichts beitragen und durch Wiederholung des schon Dagewesenen ermüden. „Das Elfenkind“ Märchen von Wilibald Alexis ist nicht einfach und natürlich genug, um anzusprechen und zu fesseln; „die reiche Schleife“ von St. Nelly dagegen nur eine Skizze, die eine grössere Ausführung zugelassen hätte. Ausser diesen Erzählungen enthält der Almanach ein kleines Theaterstück in Einem Akte, „*Erbsenen und Küsse*“ von C. L. Costenoble, das leicht und glücklich erfunden, anmuthig ausgeführt ist. Unter den Gedichten steht an dichterischer und sprachlicher Vollendung oben an: „*Tied'ges Dämoneninsel*“ ein Kranz von 4 Balladen. Nächst dieser gebührt der Preis den sinnigen und zarten Sonnetten von Fr. Krug von Nidda. Dann haben uns vorzüglich angezogen „*der blinde Geigenspieler*“ von Arthur vom Nordstern; F. Kuhn's „*Nachwächter zu St. Johann*“ und die Gedichte, welche K. Förster geliefert hat. (Zu „*dem Besuche des Herrn*“ hat Ovid's Philemon und Baucis die Idee hergegeben). Die Räthsel und Charaden sind bis auf das letzte sehr leicht. Was die Kupfer zu den Erzählungen und Gedichten anbetrifft, so verdienen sie, meist von Ramberg erfunden, alles Lob; nur ein Paar von den diesem Künstler gewöhnlichen Karikaturen sind uns aufgefallen. Besonders erfreuliche Zugaben sind die drey Landschaften nach Claude Lorrain und Ruysdael, und eine Ansicht des St. Johanniskirchhofs zu Nürnberg mit A. Dürers Grabmahl von Heideloff und Geisler.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

THEOLOGIE.

- 1) ERLANGEN, b. Heyder: *Anrede an die Theologie Studirenden auf der Universität Erlangen* gehalten und auf Verlangen dem Druck übergeben von Dr. Georg Bened. Winer, ordentl. Prof. d. Theol. 1823. 16 S. 8.
- 2) Ebendaf.: b. Hilpert: *Ad audiendam orationem, qua Professoris Theol. ord. munus in Acad. Erlang. d. V. m. Jul. ausp. observantiff. invitat Dr. G. Bened. Winer, praemissum est de Jonathanis in Pentateuchum paraphrasi chaldaica specimen* 1. 1823. 33 S. 4.
- 3) LEIPZIG, b. Reclam: *De emendanda Novi Testamenti interpretatione oratio* in Acad. Erlang. habita a Dr. Georg. Ben. Winer, Theol. Prof. P. O. 1823. 22 S. 8.

Diese drey kleinen akademischen Schriften des Hrn. Dr. W. sind sämmtlich veranlaßt durch dessen Antritt der theologischen Professur zu Erlangen. Seine Vorlesungen pflegte Hr. W. schon in Leipzig oft mit einer kleinen Anrede zu beginnen und zu schliessen, was, wie Rec. aus Erfahrung weis, auf die Zuhörer recht gut wirkt! In Erlangen fand derselbe um so mehr Veranlassung, sich über Manches im Voraus auszusprechen, da er den Zuhörern noch wenig bekannt war und sich zwischen ihm und ihnen erst ein Verhältniß bilden sollte. Diese Gedanken hat er in Nr. 1. niedergelegt.

Mit Rührung blickt der Vf. auf seinen bisherigen Wirkungskreis zurück, zeigt mit wenigen, aber kräftigen Worten, welche gewis nicht ohne Theilnahme aufgenommen wurden, wie die Erinnerung an den schönen Kreis, welchen er verlassen, der Freude, sich eine neue Laufbahn eröffnet zu sehen, des Herben Vieles beymische, wie der Entschluß in fernem Lande sich einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit zu wählen nur durch die Hoffnung gereift sey, dort neben einem gleich edeln wissenschaftlichen Sinne mehr äussere Aufmunterung und ein der geistigen Thätigkeit auf die Dauer günstigeres Lebensverhältniß zu finden, wie es von denen, welche noch als Fremde seinen Lehrstuhl umgäben, grosentheils abhänge, ob er diesen Schritt bereuen, oder sich von Neuem glücklich fühlen solle. Mit Hoffnung, fährt er dann fort, trete ich in Ihre Mitte, nämlich

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

lich mit der dreyfachen, unter Ihnen hohen Ernst für die Zwecke dieser akademischen Jahre, reine Empfänglichkeit für eine klare, lichte Religionsansicht, liebevolles Vertrauen zu meiner Leitung zu finden. Diese drey Punkte werden nun ausführlich auseinandergelegt in einer warmen, herzlichen Sprache. Mit Uebergang des ersten Abschnittes zeichnen wir nur Einiges aus den folgenden aus. Der Kampf der Meinungen auf dem Gebiete der Theologie, heisst es, sey von der Art, daß Jeder, der es ehrlich mit sich und Andern meyne, eine der beiden entgegengesetzten Ansichten nach reiflicher Ueberlegung zu der feinnigen machen müsse. Der Vf. trägt hier seine Ueberzeugung und die Grundsätze vor, welche ihn bisher in seinem theologischen Lehramte leiteten. „Christlicher Sinn,“ ruft er dann seinen Zuhörern zu, „verträgt sich nicht nur, sondern muß nothwendig gepaart seyn mit Deutlichkeit der Erkenntniß und mit Klarheit aller Bestrebungen, er ist empfänglich für die Aufhellungen der Wissenschaft und fühlt sich wohl in dem Sonnenstrahle der frey sich entfaltenden Vernunft. Jedes Vorherrschen des Gefühls bekämpfend, jede Regung des Obscurantismus, die nur in verjährten Formeln das Heil der Kirche findet, unterdrückend, aller Kopfhängerey, die zum sittlichen Emporstreben zu schwach, in finstere Bußübungen die Bestimmung des Christen setzt, mit Entschlossenheit entgentretend werde ich mich bemühen, Sie stets zu den Urkunden des Christenthums, als zu der unverfälgbaren Quelle göttlicher Wahrheit hinzuführen, und Sie für den Geist, der da lebendig macht, zu gewinnen.“ Er hofft bey den Jünglingen schon Empfänglichkeit für diese lichte, klare Religionsansicht voraussetzen zu dürfen, „denn der jugendliche Geist strebt von Natur in allem, was er denkt und begehrt, nach Licht und Klarheit, verweilt gern auf dem Gebiete des Vernünftigen und Falslichen, und läßt sich nur schwer durch nichtslagendes Formelwesen gewinnen, oder in die düstern Schranken thatenloser Frömmelley bannen u. s. w.“ — Kurz die ganze Rede ist so beschaffen, daß sich die Herzen der Zuhörer dem Redner mit Liebe und Zutrauen zugewandt haben müssen.

In Nr. 2. der Einladung zu der Antrittsrede behandelt der Vf. einen nicht uninteressanten Gegenstand; eine Charakterisirung der Paraphrase des Jonathan, welche wir vom Pentateuch besitzen. Dem Rec. hat es Freude gemacht, daß Hr. W. durch den

in einer bekannten Anzeige gegen seine treffliche Abhandlung über die chaldäische Uebersetzung des Onkelos ausgesprochenen harten, aber gänzlich unverdienten Tadel sich nicht hat abhalten lassen, auch fernerhin die alten Uebersetzungen, ein nicht unbedeutendes Hülfsmittel für die hebräische Wortforschung, genauer durchzugehen, ihren Charakter zu bestimmen und ihren Werth demnächst gehörig zu würdigen. Denn dieser Pfad ist noch keinesweges gebahnt, und das Prunken mehrerer Commentare mit Citaten der alten Versionen führt zu gar keinem Resultate, da ihre Verfasser das Wesen und die Farbe der ganzen Uebersetzung nicht durchschaut haben. — In dem vorliegenden ersten Specimen hat er es nur mit der *indoles* und dem *usus* der Paraphrase zu thun. Ueber den Ursprung derselben will er zu einer andern Zeit handeln. Die Oeconomie der Abhandlung ist nun folgende: §. 1. *de indole hujus paraphraseos in unversum* und zwar a) *de critica textus chaldaici conformatione*. Wie aus den alten Versionen überhaupt für die Kritik des hebr. Textes fast gar nichts zu gewinnen ist, da in den Stellen, welche der Verbesserung bedürfen, entweder nicht einmal deutlich ist, wie die Uebersetzer gelesen haben, oder diese sich offenbar Conjecturen erlaubt haben, so ist auch die Paraphrase des Jonathan insbesondere für diesen Zweck durchaus ohne Nutzen. Durch Beyspiele wird dieß außer Zweifel gesetzt. — §. 2. b) *de indole hujus paraphraseos hermeneutica*. Jonathan ist Paraphrast im eigentlichen Sinne, nicht Uebersetzer: *omnia sibi licere ratus, vix quinque aut sex versiculos de verbo reddidit, plurima, in summum arbitrium effusus, addendis, mutandis, pervertendis sententiis integris ad ingenta popularium ita accommodavit, ut persaepe non libros sacros sed commenta Rabbiorum legere tibi videaris*. In diesem harten Urtheil stimmen wir dem Vf. völlig bey. In den drey nächstfolgenden §§. ist dieß näher motivirt. Denn alles das, was von Jonathan in dem Texte umgestaltet worden, läßt sich etwa auf drey Klassen zurückführen: *alia ad orationem hebraicam, ubi aliquantulum impedita erat, faciliorem reddendam spectant; alia emendandi, quae minus recte dicta videbantur, studium putidum produnt, alia denique a fastidiosa loquacitate profecta sunt, quae in diducendis exornandisque hebraicis sibi egregie placet verisque historiarum ridiculas fabulas immiscere haud erubescit*. Man kann demnach kaum die Frage aufwerfen, ob er bey der Uebersetzung schwieriger Stellen hinreichende Kenntniß der hebräischen Sprache, Umsicht und Scharf sinn bewiesen habe; in den poetischen Stücken namentlich hat er selten etwas Gesundes und Vernünftiges, oder auch nur Etwas, was auf eine richtige Erklärung leiten könnte, sondern verdreht sehr oft den Sinn des Schriftstellers ganz und gar. Der 3te §. *Quomodo loca difficiliora interpretatus sit Jonathan*, hat daher nicht viel Rühmliches vom Jonathan zu sagen. Hr. W. unterscheidet hier dreyerley Arten von schweren Stellen; einmal

solche, welche Jonathan gut erklärt hat, ihrer sind sehr wenige; z. B. heist es 1 Mos. 14, 14 vom Abraham וירק את חמיו Jonathan giebt es gleich der Peschito durch וירק את חמיו *armavit* (Abrah.) *servos* u. s. w. Vergl. auch 4 Mos. 7, 3; 3 Mos. 1, 16. Die zweyte Klasse sind solche Stellen, wo Jonathan sich eines Irrthumes schuldig gemacht hat; Hr. W. unterscheidet sie in solche, wo er Entschuldigung verdient, weil er auch sonst gute Uebersetzer zu Genossen seines Fehlers hat, dann aber auch in solche, wo er eine außerordentliche Unwissenheit verräth, wie man sie kaum bey Anfängern ertragen möchte. Dahin gehört z. B. 2 Mos. 13, 18, wo erzählt wird, die Hebräer seyen aus Aegypten gezogen ויחשיב; Jonathan übersetzt es: כל דור עם ויחשיב *unusquisque ascendit cum quinque pueris*; vergl. 4 Mos. 14, 44. 23, 3. Die dritte Klasse enthält solche, wo man nicht entscheiden kann, welchen Sinn Jonathan den einzelnen hebräischen Worten untergelegt habe; z. B. 1 Mos. 20, 16. 4 Mos. 24, 6; vor allem gehören die Gedichte 1 Mos. 49. 5 Mos. 32 u. 33 hieher. §. 4. *Additamentorum Jon. primum genus* beschäftigt sich Hr. W. mit der Beschaffenheit und den Ursachen der Veränderungen und Umstellungen, welche sich Jonathan erlaubt hat. Zuerst ist dieß dann geschehen, wenn ein Ausspruch des Schriftstellers zu kurz oder undeutlich erschien, eine ungewöhnliche Metapher enthielt; in solchen Fällen gab Jonathan nach dem Beyspiele anderer alten Uebersetzer kurze erläuternde Glossen und zwar nicht ohne eine gewisse Gewandtheit, vergl. 1 Mos. 1, 6. 28. 2, 18. 3, 1. 16. Aber in vielen Stellen, wo man eine solche Glosse erwartet hätte, läßt auch er, wie Onkelos, den Leser im Stiche. Die Sitte vieler alten Uebersetzer, statt der alten und veralteten Namen von Völkern, Städten, Bergen u. s. w. die neuern und gewöhnlicher gewordenen zu setzen, befolgt auch Jonathan und zwar mehr als irgend ein früherer. Dafs er oft das Rechte traf, oft aber auch irrte, läßt sich von selbst erwarten; besonders gilt dieß von der großen Völkertafel 1 Mos. 10. §. 5. *Additamentorum Jon. alterum genus* zeigt, wie Jonathan den Text den Ansichten seiner Zeitgenossen anzupassen gewagt habe; vor allem sucht er alles zu vermeiden, was sich mit der Majestät Gottes nicht zu vertragen scheint, und entfernt daher die Anthropopathismen und Anthropomorphismen, wie Onkelos gleicher Weise. Statt Jehova schreibt er daher יהוה oder יהוה, oder auch יהוה, und zwar besonders da, wo es heist, Gott sey Sterblichen erschienen (1 Mos. 18, 1. 28, 13. 35, 13.); statt solcher Wörter, welche menschliche Handlungen bezeichnen, als sich erinnern, sehen, wissen, wählt er andere, welche sich mehr für die Gottheit passen; wo Gott mit Menschen geredet haben soll, setzt er auch wohl statt dessen die *Engel*, jedoch nicht so oft, als man bey seiner Vorliebe für die

die Angelologie erwarten könnte. Gleich andern alten jüdischen Interpreten vermeidet er es sorgfältig, das Menschen der Name מלאך oder göttliche Eigenschaften beygelegt werden 2 Mos. 4, 16. 7, 1. 21, 6. Auf der andern Seite aber bestrebt er sich, das den Gründern der hebräischen Nation von ihrem Ruhme nichts entzogen werde, vergl. 1 Mos. 20, 13. 30, 4. 9. 38, 2. 2 Mos. 2, 12; jedoch ist er darin nicht völlig consequent geblieben, als 1 Mos. 48, 22. — Die willkürlichen Exornirungen und Erweiterungen des Originals, welche sich Jonathan hat zu Schulden kommen lassen, beschreibt §. 6. *Additamentorum Jon. tertium genus*; sie kommen hauptsächlich auf diese drey Arten zurück: *aliae sunt de rerum gestarum causis et rationibus, aliae spectant ad patriarcharum omninoque Israelitarum laudes exornandas, alii denique continentur, quae opiniones, mores institutaque recentiora priscis temporibus tribuant.* Alle diese Fabeleyen sind aber keinesweges als ein Werk des Jonathan anzusehen, sondern er erlernte sie vielmehr wohl in den jüdischen Schulen, *quae nihil antiquius habebant, nisi ut res majorum in sacris litteris perscriptas exornarent, augerent, illustrarent.* Denn vieles findet sich auch eben so im Talmud, Einiges sogar in den Schriften des Josephus. Zahlreiche Beyspiele machen die Beschaffenheit dieser Zusätze (sie sind meist läppisch) deutlich; der Kürze wegen müssen wir sie übergehen. Nur dies möge noch erwähnt werden, das Jonathan besonders die religiösen Meinungen seiner Zeit der frühern aufdringt; viel Gefallen findet er an der Engellehre und der Lehre vom jüngsten Gericht; er unterscheidet gute (Michael, Sannugael, Gabriel, Uriel) und böse Engel (Schachasai, Uziel, Sammael); des Messias aber und des Antichrists gedenkt er seltener. Nach allem diesem läßt sich denken, das das Urtheil §. 7. *Conclusio de usu hujus paraphraseos* nicht besonders günstig ausfallen könne. Für Kritik und Hermeneutik ist diese Paraphrase von sehr geringem oder gar keinem Nutzen, dagegen enthält sie zur Kenntniß des Ursprungs und der wahren Beschaffenheit des Judenthums manche schätzbare Beyträge.

3) Die Rede selbst, durch welche Hr. Dr. W. seine Professur antrat, verbreitet sich über die Mängel, welche entfernt werden müssen, um die neutestamentliche Exegese zu verlassen. Kann gleich in einer Rede als solcher der Gegenstand nur im Allgemeinen behandelt werden, läßt sich gleich darin nicht das Einzelne durch Beyspiele belegen, so ist doch schon eine allgemeine Andeutung willkommen, und ausserdem verspricht Hr. W. bey Gelegenheit, in akademischen Programmen, das Genauere und Speciellere, welches eine Rede entstellen würde, dem Publicum mitzuthellen.

In keiner Wissenschaft, beginnt Hr. W. diese Rede, ist es, die Philosophie etwa ausgenommen, schwieriger, zu bestimmen, ob dieselbe Fortschritte gemacht habe oder nicht, als in der Theologie; der Grund davon liegt in der außerordentlichen Ver-

schiedenheit der Meinungen, welche so weit aus einander liegen, das oft der eine das für ausgezogenet und höchst lobenswerth hält, was dem andern schlecht, unnütz und wohl gar dem Christenthum nachtheilig erscheint. Am wenigsten jedoch dies der Fall in der Kirchengeschichte und Exegese, wenn anders beide sich in ihren Grenzen halten; daher wäre es kein verwegenes Unternehmen, wenn Jemand die Verdienste unseres 2. Alters z. B. um die letztere zu würdigen sich setzte. Denn gerade seit wenigen Jahrzehnen ist die Lexicographie und Grammatik sorgfältiger und umsichtiger behandelt, der Charakter, wahre Wesen und der Ursprung der biblischen Bücher mit größerer Unbefangenheit und gründlicher Benutzung der vorhandenen Daten genauer bestimmt worden; in der neutestamentlichen Kritik und Hermeneutik wurde der lang verlassene und fast ganz verhasste richtige Weg wiebetreten, es wurde ferner das Sprachidiom des N. T. richtiger gewürdigt und die grammatischen Gesetze endlich von einer Menge grober Vortheile und Irrthümer gereinigt, so das wenigstens der eigentliche Grund gelegt ist, auf dem eine vollkommene Interpretation der Bibel ruhen muß. Wie aber der Kreis der Wissenschaften überhaupt keine Grenzen kennt, so verhält es sich auch in der Exegese; noch immer ist ein großes weites Feld für uns und die Nachkommen übrig, welchem sich viel Verdienst erwerben läßt, gleich die Vorwürfe, welche die Philologen an Exegeten des N. T. zu machen pflegen, keinesweges gerecht sind. Sie stützen sich gewöhnlich darauf, das trotz der anhaltenden Bemühung so vieler Gelehrten seit 300 Jahren doch die Meinungen über viele Stellen des N. T., eines kleinen Buches, so getheilt seyen, das die Theologen zwar eine förmliche Hermeneutik befaßten, welche den Philologen zur Zeit noch fehle, abdennoch außerordentlich in ihren Erklärungen voneinander abwichen; das sie endlich solche Stellen, welche nicht ganz mit ihren Ansichten übereinstimmten, ohne Rücksicht auf die wahre Bedeutung der Tempora, Partikeln u. s. w. interpretirten. Dagegen bemerkt Hr. W. folgende Verhältnißmäßigkeit ist das N. T. zwar nur ein Werk von mäßigem Umfange; allein die einzelnen Schriftsteller, welche dasselbe umfaßt, sind durchaus verschiedenen Charakters, so das man drei oder vier Arten zu unterscheiden hat, deren jeder ihren eigenen Erklärer verlangt. Allerdings herschen über schwere Stellen abweichende Meinungen, aber dies ist dadurch zu entschuldigen, das die Schwierigkeiten durchaus eigener Art sind (*Hi autem loci ambigui, si quid video, e triplici genere sunt; alii leguntur in epistolis Pauli familiaribus, alii in Christi servatoris praeceptis et quae graece dici solent gnomis, alii denique ad rerum christianarum primordia spectant*) und sich das N. T. nicht, wie meistentheils lateinisch

und griechische Profanscribenten aus andern Büchern erläutern läßt, sondern einzig und allein aus sich selbst; außerdem sind auch die Klassiker nicht ganz rein von solchen Stellen, über deren Sinn die Philologen ebenfalls uneins sind. Dabey kommen noch die dogmatischen Ansichten bey Erklärung des N. T. so leicht ins Spiel, und erschweren das Geschäft des Erklärers. Dafs die Exegeten und Hermeneuten des N. T., deren wir seit der Kirchenverbesserung Luthers eine höchst ansehnliche Reihe besitzen, noch Vieles zu thun übrig gelassen haben, hat seinen Grund hauptsächlich in den dogmatischen Streitigkeiten, welche fast ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Das noch zu Leistende führt Hr. W. von S. 13 — 18 auf drey Punkte zurück: *primum majorem in explicando N. T. diligentiam grammaticam postulo, deinde in singulorum scriptorum indolem atque ejus, quam celebrant, orationis ingenium accuratius inquendum esse contendo, denique ipsam etiam disciplinam hermeneuticam ad certiores severioresque leges revocari et posse et debere, persuasum mihi est.* Die neutestamentlichen Commentatoren haben, um nur noch Einiges auszuheben, das von den griechischen Philologen viel zu wenig (*tantum abest, ut, quae eruditissimorum hominum studiis paratae sunt, copis utantur, ut sibi in pristina paupertate mirifice placeant*); man meint, die Apostel hätten die Regeln der griechischen Grammatik nicht beachtet. Grundsätze, welche bey Erklärung der einzelnen Schriftsteller beobachtet werden müssen, hat man fast noch gar nicht aufgestellt, was man aber im Allgemeinen darüber gesagt hat, ermanget der Genauigkeit und Deutlichkeit; der Nutzen, welcher aus den Uebersetzungen des N. T., besonders den morgenländischen entspringt, zumal ihr Gebrauch für Exegeten, ist ganz außer Acht gelassen.

Aus allem diesen wird man sehen, wie interessant auch diese kleinen Schriften sind, und wir hoffen, dafs unsere Anzeige dazu beytragen werde, ihnen noch mehr Leser zu verschaffen.

PAEDAGOGIK.

- 1) KOPENHAGEN, b. Vf. u. C. Gräbe: *Mere om Minervas Sævelsebog og sammes Brug.* (Ueber der Minerva Buchstabilbuch und dessen Gebrauch) von A. Gamborg, Pr. d. Phil. u. f. w. 1824. 22 S. 8.
- 2) Ebendaf., b. Vf. und in Gyldendals Buchh.: *Syllabarium Minervae, eller Læsebog for de allerførste Begyndere.* (Der Minerva Syllabikunst; oder Lesebuch für die ersten Anfänger). Von A. Gamborg. Motto: „Non sum uni angulo natus; patria mea est totus hic mundus.“ Sen. 1824. 48 S. kl. 8. (Auch mit einem deutschen und schwedischen Titel).

Der ehrwürdige Greis, Prof. Gamborg zu Roeskilde, beschäftigt sich, wie man aus diesen beiden

Schriftchen sieht, noch in einem Alter zwischen 70 und 80 Jahren mit Auflösung der wahrlich nicht leichten und doch so leicht scheinenden Aufgabe: wie man die Kinder am besten lesen lehren könne? Schon seine *Legologie* (f. A. L. Z. 1808. April) enthielt eine Anweisung zu einer von allen bisherigen ganz verschiedene Leselehre; sie hatte Aehnlichkeit mit der von Pestalozzi, Zeisse u. a. vorgeschlagenen, wich aber auch in manchen Stücken von ihr ab. Der vorliegende Versuch, welchen der Vf. mit Beziehung auf eine seiner frühern Schriften das *Syllabarium der Minerva* nennt, nähert sich mehr der Bell-Lankaster'schen Methode; doch hat auch dieser Manches ihm ganz Eigene. Die Hauptsache läuft darauf hinaus, dafs dem Kinde die Buchstaben-Zeichen auf die allereinfachste Weise vom einzelnen und geraden Striche bis zum gebogenen, krummen und zusammengesetzten Schriftzeichen unter genauester Beobachtung der Stufenfolge bekannt gemacht werden; dafs es nun Sylben von 2, 3 und mehr Buchstaben deutlich aussprechen lernt, und so, ohne alles eigentliche Buchstabiren, zum Lesen von verstandenen und nicht verstandenen Wörtern übergeht, und zuletzt halbe und ganze Zeilen ihm bekannter Wörter mit und ohne Zusammenhang lehrte. Rec. mufs ein näheres Detail dieser Methode solchen kritischen Blättern überlassen, die es allein oder doch hauptsächlich mit der Pädagogik zu thun haben; er, seiner Seits, findet den Nr. 2. befindlichen, und in 15 Abschnitte zerfallenden; von dem Vf. befolgten stufenweisen Fortschritt vom Einfachen und Leichten zum Zusammengesetzten und Schwereren beym Lesenlehren so natürlich, und auf die dänische, schwedische und deutsche Sprache so anwendbar, dafs er nicht den entferntesten Zweifel gegen die Richtigkeit der in Nr. 1. abgedruckten Zeugnisse für die grofse Nützlichkeit dieser Gamborg'schen Methode hegt. Desto schwerer ist es ihm, zu erklären, was doch die Ursache seyn kann, dafs man dieser Art Schriften eines so hochachtungswürdigen Vfs. in den kritischen Blättern des Vaterlandes desselben nicht zeitig, und, wie es scheint, nicht gern anzeigt. „Da meine Methode, heifst es in der Vorr. zu Nr. 1., nicht nach dem Kopfe des pädagogischen Rec. in der dän. *Litteraturlidende* war, er aber gleichwohl weder eines Niemeysers Autorität, noch viel weniger Gründe oder Erfahrung, mir entgegenzusetzen konnte; so zog er es vor, meine Arbeit stillschweigend zu übergehen u. f. w.“ Das ist schwer zu glauben! Schon die Achtung, die man dem Vf. einer *Nysa* und so mancher anderer, den Selbstdenker und das gemeine Beste mit jugendlichem Feuer und Eifer befördernden Greifen verrathenden, Schriften schuldig ist, scheint zu einer diesem ganz entgegengesetzten Erwartung zu berechtigen! Oder — hat etwa der wackere Gamborg noch immer mit Kritikern und Antikritikern, wie vor 20 bis 30 Jahren, zu schafsen?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

GESCHICHTE

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchh.: *Julius August Remers*, vormaligen Professors zu Helmstedt, *Handbuch der neuern Geschichte*, von der Kirchenverbesserung bis auf den Aachner Congress im J. 1818. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage vom Professor *Saalfeld* in Göttingen. Erster Band. 1824. VIII u. 430 S. Zweyter Bd. 1824. 645 S. 8.

Es ist sehr zu befürchten, daß der Zweck der wackern Verlagshandlung, *Remer's* allgemein geschätztes Handbuch von neuem zu verbreiten, durch diese Auflage mehr verhindert, als befördert werden möchte. Denn wenn sie auf dem Titel eine verbesserte und vermehrte heisst, so kann man, nach angestellter Vergleichung mit der ältern, wohl nicht anders urtheilen, als daß die Verbesserungen sparsam und grössten Theils unbedeutend sind, viele nöthige Ergänzungen fehlen, und die Vermehrungen, welche aus der neuesten Geschichte bestehen, sich so ausgedehnt haben, daß sie sich nicht im gehörigen Verhältnisse zum Ganzen befinden. Der Grund davon scheint nahe zu liegen. Verbesserungen nämlich und Ergänzungen eines solchen Buches sind mit gewissen Schwierigkeiten verbunden; zu den bezeichneten Vermehrungen aber brauchte der Herausgeber nur einen Auszug aus seiner *allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit*. Leipzig 1819. u. f. w. zu machen, der ihm nicht schwer fallen konnte. Folgende Belege mögen des Rec. Urtheil rechtfertigen.

Nach der Vorrede will sich der Herausg. besonders durch die *hinzugefügte neue Literatur* um das Buch verdient gemacht haben. Er sagt in dieser Rücksicht S. 1: „Nach dem Wunsche der Verlagshandlung hat der Unterzeichnete die Beforgung dieser fünften Ausgabe des *Remer'schen* Handbuchs der neuern Geschichte übernommen, und glaubt daher kürzlich über seinen Antheil an dem Werke einiges vorausschicken zu müssen. Wie schon der Titel angiebt, hat er die Geschichte bis zum J. 1818 fortgeführt, während die vierte von dem seligen *Remer* noch selbst besorgte Auflage mit dem J. 1802 schloß. Er hat zugleich, wo es ihm nöthig und rathlich schien, Veränderungen, die er für Verbesserungen hielt, vorgenommen, und mancherley Zusätze, vorzüglich in literarischer Rücksicht, hinzugefügt.“

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1824.

Da beynahe über keinen geschichtlichen Gegenstand in den neuesten Zeiten so viel geschrieben worden ist, als bey Gelegenheit des letzten Reformationssjubiläi, über *Luthers Leben* und die Reformation, so verglich Rec. die von *Remer* in der vierten Auflage S. 69. aufgeführten Schriften mit denen der neuen Auflage S. 54 und 55. Bey *Remer* heisst es: „Von *Luthers* Leben siehe besonders *J. G. Walchs* ausführliche Nachricht von *D. Mart. Luther* im 24sten Theile der Ausgabe der *Lutherischen Schriften* S. 1—875 und *J. M. Schröckh's* *Leben Luthers* in d. *Leben ber. Gelehrten* 2ter Bd. Die übrigen, die Reformation betreffenden Schriften stehen angeführt in *Walchs bibl. theol. t. 3. p. 618* und in *J. A. Fabricii centifol. Luther. Hamb. 1728 u. 1730*. Eine gute Einleitung in die Reformat. Gesch. ist: *J. Lor. von Mosheim* *Gesch. der Kirchenverbesserung im 16ten Jahrh.* herausgegeben von *J. A. C. von Ellen*, Leipz. 1773.“ Wörtlich so lautet es auch in der neuen Ausgabe. Nicht Eine von den vielen zu oben genannter Zeit erschienenen Schriften ist hinzugefügt. Das heisst doch wirklich die Sache zu nachlässig behandeln. Und wenn denn bloß an diesem einzigen Orte die Zusätze vermisst würden, so könnte es noch übersehen werden; aber man trifft auf gar zu viele Mängel. So ist in der alten Ausgabe in der Geschichte der Gelehrsamkeit §. 10. S. 106 für die *Dichtkunst*: *Schmidts Anweisung der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst*, Leipzig 1781, und §. 11 für die *Beredtsamkeit* gar kein Werk genannt. Eben so in der neuen Ausgabe, obgleich *Bouterwecks* Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit allgemein bekannt ist. In der Geschichte der Kultur des folgenden Zeitraums von 1740 bis 1818 wird jeder nur einiger Maassen in der Geschichte Bewanderte auf den ersten Blick ähnliche Mängel entdecken. So ist z. B. §. 10. S. 108, *Gymnastik* überschrieben, unverändert geblieben. Demnach wird hier von Fechtkunst, Rejtkunst, theatralischem Tanze, Pantomimen und Balancirübungen gehandelt, aber von der *Turnkunst*, die in der neuern deutschen Gymnastik eine merkwürdige Epoche gemacht hat, und einigen darüber geschriebenen Werken, z. B. *Gutsmuths Turnbuch* Frankf. a. M. 1817, kein Wort. Bey der *Statistik* §. 15 sind für *Preussen*: *Büching*, *Fischbach*, *Leonhardt*, *Haufen*, *Käster* u. f. w., angeführt, aber gerade den vorzüglichsten Statistiker gegen das Ende des oben angegebenen Zeitraumes, *Krug*, findet man nicht. Für

F (7)

das

das osmanische Reich sind Porter, Lüdke, Tott u. s. w. genannt; aber der berühmte Vf. des neuesten Hauptwerkes, „des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung, Wien 1815, 2 Bde in 8“ Joseph von Hammer ist übergangen. Der sechzehnte §. Philosophie hat keine Erweiterung erhalten, obgleich hier so viel nachzutragen gewesen wäre. Noch mehr würde dies der Fall mit dem 18ten §. Physik gewesen seyn. Wie manches ist seit 1802 in dieser Wissenschaft entdeckt worden, wovon der Herausgeber das Hauptfächlichste doch hätte berühren sollen! Bey den folgenden §§ dem 19ten Chemie, dem 20ten Arzneykunde, dem 21sten Rechtswissenschaft findet sich weder die Anführung eines neuen Werkes, man denke bey diesen Wissenschaften, für welche seit zwanzig Jahren so viel geleistet worden ist, noch irgend ein Zusatz im Paragraphen selbst, ausgenommen in dem letzten, dem 21sten Rechtswissenschaft. Hier hebt Rec. besonders Einen als charakteristisch aus. Remer hatte in diesem §. S. 195 gesagt: „Auch die Rechtsquellen der Vorzeit blieben nicht unbeachtet.“ Hieher gehören Brenkmanns, Gebauers und Spangenberg's vereinigte Bemühungen um eine genaue und kritische Ausgabe des *Corpus juris civilis*; Just. H. Böhmers Verdienste um das *Corpus juris canonici* und Ritters *codex Theodosianus*.“ Zum letzten ist nun in der neuen Ausgabe hinzugefügt: „die Bemühungen von Hugo, Göschen u. A.“ Also wirklich nur diese beiden, übrigens, wie bekannt, achtungswerthen Göttingischen Professoren verdienten namentlich ausgehoben zu werden, und selbst ein Savigny, desgleichen Cramer, Schrader, Thibaut, Mackeldey und Haffe, mußten sich gefallen lassen in das mitleidige und Anderer eingeschlossen zu werden? — Was aber dem Rec. am meisten auffiel, war, daß der Herausgeber hier mit keiner Sylbe den *Gaius* erwähnt, obgleich jeder, der in der neuern Literatur kein Fremdling ist, durch die Anfangsworte der angeführten Stelle „Auch die Rechtsquellen der Vorzeit blieben nicht unbeachtet“ an denselben erinnert wird. Eine Handschrift seiner *Institutionen* wurde, wie bekannt, 1816 zu Verona von Niebuhr aufgefunden, und sogleich von Savigny für das, was sie war, erkannt. Wie wichtig sie für die Rechtswissenschaft ist, hätte Hr. S. schon aus dem Titel der sechsten Auflage seines berühmten Kollegen Hugo *Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts* vom J. 1818 sehen können, bis zu welches Jahres Ende (s. oben) er ja Remers Geschichte fortgeführt hat. Dean auf diesem Titel steht: „sechste, besonders mit Hülfe von *Gaius* sehr veränderte Auflage.“ Man muß sich aber um desto mehr über die Nichtbeachtung der Entdeckung des *Gaius* in der angeführten Stelle wundern, da der Herausgeber sie nicht übersehen, sondern seine verbessernde und vermehrende Hand daran gelegt hatte, wie aus dem merkwürdigen Zusatze erhellt.

Was die Fortsetzung des Werks von 1802 an betrifft, die ganz von dem neuen Herausgeber herrührt, so

war Rec. begierig zu sehen, wie jener die Resultate der Untersuchungen über manche von den neueren merkwürdigen Begebenheiten würde genutzt und in seine Darstellung verwebt haben; aber auch hier fand er seine Erwartungen getäuscht. So wird z. B. der Brand von Moskau 1812 in den franz. Bulletins den *Vorbereitungen und Befehlen* zugeschrieben, welche sich der damalige Kommandant von Moskau, der Graf Rostopschin erlaubt habe. Diesen stimmt auch Hr. Saalfeld bey, indem er sich S. 519. also äußert: „Zu Moskau hatte bereits seit der Mitte Augusts Rostopschin eine große Menge brennbarer Stoffe zubereiten lassen; die öffentlichen Gebäude und die Palläste der Großen waren damit angefüllt. Als die russische Armee zurück zog, wurden die Gefängnisse geöffnet; die Einwohner hatten sich größtentheils mit ihrer besten Habe geflüchtet; mit 40000 Bewaffneten und allen Lösungsgeräthen folgte Rostopschin selbst dem Zuge des Heeres. Am nächsten Tage zogen die Franzosen in Moskau ein, den 14ten Sept. Buonaparte selbst am Nachmittage des folgenden Tages, den 15ten Sept. Von 350,000 Einwohnern waren kaum 30,000, größtentheils Fremde, in Moskau zurück geblieben; alle Behörden hatten die Stadt verlassen, schon standen einzelne öffentliche Gebäude in Flammen. Im Kreml, den einige tausend Einwohner vergeblich zu vertheidigen gesucht hatten, nahm Buonaparte sein Hauptquartier; in der Verwirrung und bey der bald anhebenden Plünderung, und da niemand auf das Löschen bedacht war, griff der Brand immer weiter um sich. Plötzlich am zweyten Tage den 17ten Sept. erhob sich ein furchtbarer Sturm; zugleich brach an 500 Orten zugleich Feuer aus, hauptsächlich durch die Gefangenen angelegt, die von Rostopschin in Freyheit gesetzt waren.“

Aber kannte denn Hr. S. Rostopschin's berühmte Schrift nicht: *la vérité sur l'incendie de Moscou*, Paris 1823. 8. oder den Auszug daraus, den Buchholz in der neuen *Monatschrift für Deutschland*, 1823. 11ten B. v. S. 316 angegeben hat? Hier sagt Graf Rostopschin S. 316 und 317: „Zehn Jahre sind seit dem Brande von Moskau verfloßen, und noch immer werde ich der Geschichte und der Nachwelt als der Urheber einer Begebenheit genannt, welche in der vorherrschenden Meinung als die Hauptursache von der Zerstörung des französischen Heeres, von dem Falle Napoleons, von der Rettung Russlands und von der Befreyung Europa's betrachtet wird. Allerdings könnte ich Ursache haben, auf so schöne Titel stolz zu seyn; da ich mir aber nie die Rechte eines andern angemaaßt habe, und da ich es langweilig finde, dieselbe Fabel wiederholt zu hören, so will ich die Wahrheit reden lassen, sie die allein den Griffel der Geschichte führen sollte. Ich werde die Hauptweise, worauf die Meinung, daß der Brand von Moskau mein Werk sey, beruht, der Reihe nach anführen, und darauf durch Thatsachen antworten, welche allen Russen bekannt sind. Man würde Unrecht

recht haben, wenn man mir keinen Glauben schenken wollte; denn ich verzichte ja auf die schönste Rolle jener Zeit, und stütze das Gebäude meines Ruhms freywillig über den Haufen."

Die Beweise, welche von dem Grafen angeführt werden, sind so treffend, daß sie jeden Unbefangenen überzeugen werden; sie gehören indessen nicht hierher, sondern Rec. begnügt sich, diejenigen Leser dieser Blätter, welche sie noch nicht kennen, darauf hingewiesen zu haben.

Ueber den berühmten Waffenstillstand vom 3ten Jun. 1813 hatten die französischen Bulletins das Urtheil verbreitet, daß die Verbündeten zuerst darauf angetragen. Diesem Urtheile scheint auch der Herausgeber zu huldigen, indem er S. 535. sagt: „Noch vor der Schlacht von Wurschen hatte Caulaincourt im Namen Buonapartes eine Unterredung mit Alexander nachgesucht. Dieser hatte das Schreiben desselben den Verbündeten mitgetheilt, und es war beschloffen, daß Alexander in Gegenwart der Uebrigen Caulaincourt empfangen solle. Inzwischen erfolgte die Schlacht bey Bautzen, und erst nach dem Treffen bey Hainau (wie kann man dieses Gefecht ein Treffen nennen?) ward die Antwort an Buonaparte abgesandt, worauf sich dieser alsbald zum Abschlusse eines Waffenstillstandes bereit erklärte. In dem Dorfe Plawitz (Pleischwitz) kamen die Bevollmächtigten zuerst über einen sechs- und dreißigstündigen Waffenstillstand überein, den 3ten Juny, der in dem Dorfe Poischwitz, in der Nähe von Jauer bis zum 20ten July, mit sechstägiger Aufkündigung, verlängert ward, den 4ten Juny. Eine zweyte Uebereinkunft zu Neumarkt dehnte den Waffenstillstand bis zum 10ten Auguß aus, den 26ten July."

Dagegen verdient doch eine Publikation des Königs Friedrich Wilhelm von Preussen, die sich in *Possens Zeiten* 1813, fünftes Stück S. 291. findet, mehr Glauben. Sie hebt also an: „Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten. Ich habe, mit meinen hohen Alliirten, ihn, bis zum 20ten Jul., angenommen. Dies ist geschehen, damit die volle Nationalkraft, die mein Volk jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne u. s. w. Obergroditz bey Schweidnitz den 5ten Jun. 1813."

Doch Rec. bricht das unangenehme Geschäft ab, mehrere dergl. Stellen auszuheben, welche, wie jene, zugleich zu Belegen dienen könnten, welche Schreibart der Herausgeber für seine Fortsetzung gewählt hat, eine Schreibart, die wirklich oft an den Zeitungston grenzt.

OEKONOMIE.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Meine kleine Vierfelderwirthschaft* in Briefen an einen Freund dargestellt, und allen Denen zugeeignet, deren Acker separirt ist, und die sie ihrer Vorzüglichkeit wegen einführen wollen. Von Fr.

Roever, Prediger zu Calvoerde, Verfasser des Hausfreundes, der Hausfreundin auf dem Lande, und mehrerer gemeinnütziger Schriften. 1823. 3 Bogen Text und 2 Bogen Tabellen. 8.

Der Vf. wollte kein System der Oekonomie schreiben, sondern nur seine Versuche und Erfahrungen, wie sie sich ihm schon längst in seiner kleinen Vierfelderwirthschaft bewährt hatten, mittheilen, damit ihre Vorzüglichkeit vor der Dreyfelderwirthschaft immer mehr eingesehen werden möchte. Neues glaubte er zwar nach Thaer hierüber nicht leisten zu können, doch meint er: daß das, was er gesehen, bemerkt und gesammelt habe, dazu dienen könne, zu zeigen: daß diese Art der Landbewirthschaftung auch in Kleinem mit Vortheil betrieben werden könne, weil sie den möglichst höchsten Ertrag des Ackers gewähre, sich mehr als jede andere auf die Natur und wahre Beschaffenheit der Fruchtarten gründe, der Acker durch sie fortwährend an Cultur gewinne, nicht mehr Arbeit verlange und durch den Fruchtwechsel nicht verschlechtert werde. Dies ist der Inhalt des ersten Briefes. Im zweyten erzählt der Vf. wie er zur Einrichtung der Vierfelderwirthschaft gekommen; die Unmöglichkeit bey der Verpachtung der Felder, mit einem kleinen Auszug von Aeckern die häuslichen Bedürfnisse zu decken, die Nähe seiner Felder, ihre Separation, und die daselbst göltige vollkommene Felder. Freyheit machte sie möglich und nothwendig. Er theilte seine Felder in 4 gleiche Theile, 8 Scheffel Hackfruchtland, 8 davon als Sommerfeld, 8 als Blattfruchtfeld, und 8 das Winterfeld genannt. — Nach dem 3ten Briefe erhielt der Vf. die Felder durch die mehreren Pächter zerstückelt, ungedüngt und ausgemergelt wieder, und konnte sie anfangs nur durch vieles und tieferes Ackern unterstützen. — Im 4ten Briefe vom Hackfruchtfelde, das solche Früchte trägt, die den Dünger nicht nur recht gut ertragen, sondern dafür auch reichlich lohnen, z. B. Kartoffeln, Weisskohl, Kohl und Steckrüben, Kriechhohnen und Taback. Es ist das Feld, das durch den Dünger in Stand gesetzt werden muß, außer der Hackfruchtarnte noch eine reichliche Sommerfruchtarnte, darauf eine ergiebige Blattfrucht- und zuletzt noch eine gute Winterfruchtarnte zu liefern. Im 5ten Briefe stellt der Vf. daneben das Sommerfeld auf, weil wenn Halmfrüchte auf Halmfrüchte folgen, der Fruchtwechsel verloren geht, und sie nicht so gut gedeihen. — Im 6ten Briefe vom Blattfruchtfelde, ist der Anbau von Klee, Erbsen, Wicken, Bohnen, Sommerrüben, Rösen und Wickfutter begriffen. Außer ihren porösen, lockern und die Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft einsaugenden Blättern und Stängeln, haben ihre in die Tiefe gehenden Wurzeln die Eigenschaft, die tiefer liegenden Stoffe des Ackers zu ihrer Ernährung aus dem Boden heraus zu holen. — Im 7ten Briefe, vom Winterfelde, sucht der Vf. die Ursache

